NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664180 8

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1799.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1799.

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dessau, im Verlage der chalkographischen Gesellschaft: *Auswahl antiker Gemälde aus den vom Grafen Caylus nur in wenigen Exemplarien ausgegebenen Werke*, mit Erlauterungen begleitet von *August Rode*. In drey Heften im grofsten Folio auf dem besten Schweizerpapier, jeder mit 8 colorirten Kupfertafeln und einem erläuternden Texte. (Der Preis jedes Heftes 20 Rthlr.)

Der herrschende Geschmack an antiken Zimmerverzierungen, Meubles und Kleidungen, der, alle lächerlichen Abartungen und Zwittergattungen davon abgerechnet, gerade nicht zu den schlimmsten Zeichen unserer Zeit gerechnet werden kann, brachte natürlich öfter als vormals die Frage in Anregung: wie molten die Alten? Sind uns noch Muster ihrer Malerey übrig? Der Natur der Sache nach konnten nur Wandgemälde in verschütteten Gebäuden und Grotten übrig bleiben, und darin sind wirklich von den *sette sale*, die Raphael benutzte, bis auf die herculanischen Gemälde und die Ausgrabungen der Prinzen *Chigi* zu Porcigliani seit 1787 eine Menge Entdeckungen gemacht, und zum Theil durch kostbare Kupferwerke auch diesseits der Alpen verbreitet worden. Aber unter allen, was bis auf *Mirri* herab in diesem Fache versucht worden ist, bleibt doch das Unternehmen, das der kunsterfahrne Graf *Caylus* mit *Mariette* verbunden unter seinen Augen ausführen liefs, nach dem Urtheile der Kenner das zuverlässigste und vorzüglichste. Caylus fand durch einen Zufall das ächte Exemplar der Zeichnungen alter Gemälde, was der Cardinal Legat *Camillo de Massimi* in Spanien besessen hatte, in den Handen spielender Kinder. Es hatte dem allmächtigen Kriegsminister *Louvois* gehört, und war eine gute Prise seines Kammerdieners geworden, von welchem es nach und nach bis in eine Kinderstube herabgestiegen war. Mariette stach nun die Umrisse sauber in Kupfer, und Caylus liefs sie nach dem Muster der colorirten Zeichnungen, die *Petro Sante* — und *Francesco Bartoli* in Rom gemacht hatten, und die bis auf unsere Tage in der vaticanischen Bibliothek gezeigt wurden, durch Frauenzimmer coloriren. So entstand das Werk, was unter dem Titel: *Recueil des peintures antiques trouvées à Rome*, Paris 1757. in gr. fol. mit Caylus Vorrede und Mariette's Erklärungen zu den 33 Kupfertafeln erschienen, aber überhaupt nur in 31 Exemplaren vertheilt worden ist. Am Ende befindet sich der berühmte Mosaikfufsboden von Palastrica nebst Barthelémy's Erklärung. Natürlich wurde dies Werk gleich anfänglich eine aufserordentliche Seltenheit, und nur wenigen Liebhabern glückte es in ihrem Leben, es auch nur zu sehen. Man bezahlte in der Auction von *Outard* für ein Exemplar 2270 Liv. (nicht, wie in unserm neuen Werke angegeben ist, 2500). Nach Caylus Tode fanden sich die Mariettischen Platten im königl. Cabinette. Man kratzte sie auf, und die Verleger *Molinet* und *Lamy* liefsen 100 Exemplare (eine beträchtliche Zahl für so feine Umrisse!) abdrucken, wovon jedes 900 Liv. zu stehen kam. Man vermehrte die Gemälde, die Caylus gehabt hatte, mit den neuen Zeichnungen, wovon 7 die Pyramide des Cestius, 12 die Bäder des Constantins, und die übrigen die Aldrobandinische Hochzeit vorstellten, zusammen 55 Kupfertafeln, in zwey Foliobänden, wozu der Abt *Rive* einen mit Citaten prahlenden, aber äufserst geschmacklosen Commentar herausgab. Das beste war, dafs man wenigstens in der Colorirung die alten Muster vor Augen behielt, so gut sie *Carloni* in Rom nach dem Vaticanischen geben konnte. Indefs machte sich auch dieses zweyte Werk bald so selten, dafs Liebhaber gern 1200 Liv. dafür zahlten, und es doch kaum erhalten konnten. Die meisten Exemplare hatten sich gleich bey der ersten Subscription im Jahre 1782 in die Privatbibliotheken reicher Engländer verloren, *unde nulla redemtio*. Da sich nun aber seitdem die Liebhaberey antiker Wandverzierungen immer mehr ausbreitete; so mufste auch die Nachfrage nach ächten Mustern aus dem Alterthume immer dringender werden. Man weifs, wie unendlich oft die sogenannten herculanischen Tänzerinnen, wovon gleich anfänglich *Giuseppe Gherardi* zu Neapel colorirte Tafeln abzustehlen gewufst hatte, in den Zimmern und Landhäusern unserer Reichen nachgemalt und zu den lächerlichsten Carricaturen nach Zeichnung und Farbengebung verunstaltet worden sind, und wie man nun auch die Attituden der Lady Hamilton von *Rehberg* und sogar die Tischbeinischen Contorni altgriechischer Vasen zu ähnlichen Zwecken angewandt hat. Gewifs war es also eine sehr dankenswürdige Bereitwilligkeit, womit Hr. v. *Erdmannsdorf* in Dessau sein kostbares Exemplar jener Caylusischen Sammlung der dortigen chalkographischen Gesellschaft zu einer Auswahl der vorzüglichsten daraus darbot, und es ihr dadurch möglich machte, die zum Anfang genannte Sammlung in drey Heften zu veranstalten. Da der Künstler, der hier die zarten Umrisse nachzuzeichnen, und den ganzen artistischen Theil zu besorgen erhielt, Hr. *Langenhoffel* in Dessau, selbst in —

dieſem Fache ein geübter Kenner iſt, wie unter andern ſeine auch auf Koſten jener Geſellſchaft geſtochene Bacchantin beweiſet; und da ein verdienſtvoller Ausleger, Hr. *Aug. Rode*, der Ueberſetzer des Vitruvs, ganz neue Erklärungen dazu geliefert hat: ſo iſt ſie ſowohl den Decorationskünſtlern, die nun dieſe leichter zu erhaltenden Muſter nachahmen oder auch nur verſtandig copieren können, als Archäologen gewiſs eine ſehr willkommene Erſcheinung. Dabey iſt auch die ganze äuſsere Einrichtung ſo glänzend und zierlich, dafs Beſitzer ſchöner und ausgeſuchter Bücherſammlungen und Kupferſtichcabinetter ſich es kaum verſagen werden, auch dieſe Seltenheit unter ihren Koſtbarkeiten aufzuſtellen. Wir gehen nach dieſer allgemeinen Einleitung zur genauern Anzeige der einzelnen Hefte ſelbſt über, wovon jeder ſeinen eigenen Titel hat, und auch als ein kleines für ſich beſtehendes Werk beſonders gekauft werden kann. Der erſte Heft führt den Titel:

Die Pyramide des C. Ceſtius zu Rom und ihre antiken Gemalde — mit Erlauterungen begleitet von *A. Rode*. Deſſau. 1798.

In einer kurzen Vorerinnerung erzählt Hr. *Rode* die Geſchichte dieſer in Mittelalter als *Meta Romuli* gekannten, in den neuern Zeiten als Bezeichnung des Begräbniſſes der in Rom geſtorbenen Proteſtanten oft genannten und beſungenen Pyramide des Ceſtius, wozu auch die erſten drey Kupfertafeln, als Grundriſs, Anſicht und Durchſchnitt der Pyramide, und Anſicht und Durchſchnitt des innern Begräbniſszimmers gehören. Nach dem Geſetze einer hier ſehr billigen Sparſamkeit hätten die erſten zwey Tafeln füglich erſpart und mit ein paar intereſſantern aus den Peintures vertauſcht werden können. Wer hat nicht dieſe Pyramide in Kupferſtich geſehn, und die hier gegebene Bildung kömmt der bey *Piranſi Ant. Rom.* T. III. tav. 40 — 48. bey weitem nicht bey. Um ſo nothwendiger war der Durchſchnitt des innern Zimmers und des Tonnengewölbes, weil man dadurch allein in Stand geſetzt wird, ſich eine Vorſtellung von dem Zwecke und der Anordnung der Figuren zu einem Hauptpuncte, oder von der Idee zu machen, von welcher der Maler dieſes Begräbniſszimmers ausging. Hr. *Rode* begnügt ſich, die Meynungen des *Falconieri* und Abbé *Rive* anzuführen, ohne ſich ſelbſt für etwas genauer zu beſtimmen. Und doch bleibt das Ganze eine unenträthſelte Hieroglyphe, oder ein bedeutungsloſes Bildſpielwerk, wenn man der Idee des Künſtlers, wodurch er dies alles zu *einem* Ganzen belebte, nicht auf die Spur kommen könnte. Freylich fehlt uns gleichſam das Wort zum Räthſel, da ſchatzgräberiſche Habſucht; ſchon ehe der Pabſt Alexander VII die Pyramide ſäubern und wiederherſtellen lieſs, das mittelſte Deckengemälde durchbort und völlig zerſtört hatte. Auf dies beziehen ſich offenbar alle übrigen Figuren in einer ſchön geordneten Aufeinanderfolge. Dies zeigen ſchon die vielen ſorgfältigen, ſich immer enger ſchlieſsenden Einfaſſungen des mittelſten Deckengemäldes. Uns dünkt es indeſs ſo ſchwer nicht zu errathen, was in ihm vorgeſtellt geweſen. Der Epulo Ceſtius ſchmauſete hier ſelbſt mit den Göttern, für deren Appetit er bey Lebzeiten ſo pflichtmäſsig geſorgt hatte. Von den Göttern zur Tafel gezogen werden, heiſst in der ganzen Sprache des Alterthums ſelbſt ein Gott ſeyn. S. *Mitſcherlich* zu Horaz T. II. p. 41. Und ein Freund des Agrippa, dem ſeine Erben eine *ſolche* Pyramide errichten laſſen, iſt auf keinem Fall eine ſo unbedeutende Perſon, dafs der Künſtler ihm nicht eine Art von Apotheoſe geben könnte. Man denke nur an Cicero, der ſeiner Tullia *fanum fieri vult*, (Ep. ad Att. XII, 12 ſeqq. vergl. *Lanciſien Remarks on the Antiquities of Rome* p. 120.) auf das *fanum Regillae*, dem wir die Triopiſchen Inſchriften verdanken, und mehrere Beyſpiele der Art. Dies vorausgeſetzt, wird alles übrige nicht allein deutlich, ſondern auch zu einem wahren Cyclus gerundet. An den vier Ecken des Mittelſtücks in der Decke, das die Apotheoſe enthielt, fliegen vier Victorien mit einem Kranz fürs Gaſtmahl und einem Bande, wodurch er noch mehr geſchmückt wurde, *lemniſcus*. Die *infula*, die Hr. Rode hier anführt, gehörte nur zu Opfern und Supplicationen. Aber die *lemniſci* wurden auch vom Kranze vereinzelt, wie beym Livius XXXIII, 33. „*populus coronas lemniſcosque jacit*" vergl. *Weſſeling de Archont. Ind.* p. 18. Und wo war eine Apotheoſe im Alterthum ohne Siegsgöttinnen? Man erinnere ſich wenigſtens an die bekannten Apotheoſen-Cameos. Dieſe Victorie wird in unſerer Sammlung auf der IV. Tafel vorgeſtellt. Nun kommen die Figuren an den untern Zimmerwänden. Die zwey ſchmalen Seiten des oblangen Zimmers ſind blofs mit einer Art von Arabesken verziert, die aus einer Zuſammenſetzung von Candelabern beſteht, wie man am beſten aus der vierten Kupfertafel zum Falconieri an *Nardinis Roma* p. 528. erſieht. Selbſt dieſe Candelabern gehören ganz eigentlich zu einem Lectiſternium, oder Göttermaal. Die zwey breiten Seiten hatten eine jede vier Felder. In den zwey mittelſten iſt allezeit eine ſitzende und gehende Figur. (*Bartoli's* Vorſtellung in den *Sepolchri antichi* iſt völlig nuſtatthaft), in den zwey äuſsern Feldern in jedem eine Vaſe. Um bey den Vaſen anzufangen, ſo iſt hier nicht, wie von andern geſchehen iſt, an Aſchenkrüge, noch auch an Opfergefäſse zu denken. Es ſind nichts als koſtbare Trinkgeſchirre, wie ſie die Alten auf ihren Buffets (*abacis*) zur Pracht ausſetzten, und ſie beziehn ſich auf das Gaſtmaal, was da oben gehalten wird. Nun kommen die zwey gehenden Figuren auf der vorliegenden Sammlung Taf. VI. VII. Beide haben augenſcheinliche Beziehung aufs Gaſtmal. Während die eine Früchte und Gebackenes (*bellaria et tragemata*) in der einen, und ein Gieſskännchen (man denke nur dafs hier von *epulis lautiſſimis* die Rede iſt) in der andern tragt, hält die zweyte eine Doppelflöte zur Tafelmuſik. Denn wo wurde je im Alterthum ein frohliches Mahl ohne eine Flotenſpielerin begangen? Man erinnere ſich nur z. B. an die Bacchiſchen Lectiſternia auf ihren

griechischen Vasengemälden. Den Beschluss machen die sitzenden Figuren Taf. V und VIII. Wie nun, wenn diese den Uebergang des Sterblichen zum Unsterblichen andeuteten, wenn es die Schicksalsgöttinnen in fröhlicher Jungfrauengestalt wären? Warum sollten sie immer als alte Mütterchen erscheinen? Das Alterthum hatte auch hier vergnüglichere Bilder. Die eine Taf. VIII. liefst offenbar auf einer Tafel. Man kennt die diamantenen Verhängnisstafeln oder Rollen aus den alten Dichtern und Reliefs, z. B. *Append. ad Donii Inscript. Tav.* XII. *Admir. Rom.* Tav. 81. und so wäre die gegenübersitzende Figur Taf. V. die spinnende Parce. Denn was sie da zwischen den Füfsen hat, und mit den Händen dreht, ist kein Tischchen, wie die verwischten Züge den Beschauern und Zeichnern glauben machten, sondern der Rocken des Lebensfadens. Man wird diese Muthmafsung weniger unwahrscheinlich finden, wenn man den geschnittenen Stein des Stoschischen Cabinets in Winkelmanns Beschreibung Nr. 358. nach der schönen Abbildung in *Schlichtegrolls Sammlung* Nr. IV. Taf. 47. vergleicht. Auch da sitzt eine jugendliche schöne Parce spinnend, und den hinter ihr stehenden Rocken würde man gerade für ein solches Tischchen halten, wie aus Mifsverständnifs hier erscheint. So wäre denn die Erklärung dieser zwey sitzenden Figuren sehr gut durch die Verse Claudians XV, 202. ausgedrückt — „*voces adamante notabat Atropos et Lachesis jungebat stamina dictis*" Und nun lasse man noch einmal die ganze Idee in ihren Theilen vor sich vorübergehn: dies stille Gemach ist einem Entschlafenen geweiht. Die Parce hat seinen Faden gesponnen; die Parce hat sein seliges Geschick auf ihrer Tafel gelesen. Er ist zu den Göttern erhoben. Festliche Schmäuse, die er ihnen lebend bereitete, sind sein Antheil geworden. Da kommt eine holde Flötenspielerin, dort eine Kanephore mit den Geräthen der Schmauser, die auch in den Geschirren und Candelabern uns überall umringen. Und oben vollendet sich die Seligsprechung. Vier Victorien fliegen von allen Seiten mit Kränzen herbey. Und in der Mitte ist er selbst unter den Unsterblichen gelagert — *purpureo bibit ore nectar.* — Wie zart und lieblich schliefst sich dieser Cyclus! Wie schön ist das Aufsteigen von den sitzenden zu den schreitenden, von den schreitenden zu den fliegenden Figuren! Wie ist alles so kunstreich einander entgegengesetzt, und doch auch wechselseitig verschlungen und auf einander bezogen! Der zweyte Heft führt die besondere Ueberschrift:

Antike Gemälde aus den Bädern des Titus zu Rom — mit Erläuterungen begleitet von *Aug. Rode.* Dessau 1798.

In der Vorerinnerung, worin sich der gelehrte Herausg. zugleich gründlich gegen die Meynung erklärt, dafs die Alten dergleichen Figuren *al fresco* gemalt hätten, wird bemerkt, dafs hier von den Wandgemälden die Rede sey, die 1668 in dem Theile der Bäder des Titus, die nach dem Coliseo zu lagen, in einer Gallerie von kleinen Zimmern, die für die Badenden bestimmt zu seyn schienen, entdeckt worden sind. Gleich die erste halb verschleyerte Matronenfigur mit dem Zeigefinger an der Lippe und dem Stabe in der Hand ist sehr räthselhaft. Hr. Rode möchte die *Juno Matrona* darin erkennen. Allein man darf nur das obere Ende des Scepters oder Stabes ansehen, um daran das berüchtigte Tau, jenes phallische Symbol der ägyptischen Weihungen (S. *Visconti* zu *Pio-Clement.* T. II, 16. p. 36 ff.) zu erkennen, und nun ist auch der Stillschweigen gebietende Gestus des Harpocrates leicht erklärt. Taf. II und III. stehen offenbar in Verbindung mit einander, und waren wahrscheinlich da wo sie ursprünglich hingehörten, einander gegenüber gestellt. Der weiblich *ruhende* Bacchus (dies zeigen der über den Kopf gelegte Arm und die übergeschlagenen Füfse) von einer Scena, die mit einen Aulaum verhangen ist, beschattet, sieht einem Reigen dreyer Mänaden, die Mariette lächerlich genug sogar für Grazien gehalten hat, mit voller Zufriedenheit zu, während zwey andere Mänaden, eine ihm zur Rechten, die andere zur Linken, den Tamburin schlagen, und die phrygische krummgebogene Doppelpfeife blasen. Selbst in dieser Nachbildung, in welcher der geübte Künstlerblick noch manches zu tadeln finden mag, wird die liebliche Gegeneinanderstellung der hohen Ruhe des Gottes mit der mänadischen Regsamkeit und die Grazie in den verschiedensten Bewegungen dem empfänglichen Zuschauer eine nievertiegende Quelle der Lust. Antiquarisch dürfte der auf dem Ermel der blasenden Bachante eingewirkte Halbmond mit seiner goldenen Einfassung nicht unwichtig seyn, da sie uns einmal beschaulich machen, was der Grieche *σεληνίδας*, Plinius *tesseras* auf den Gewändern nennt. S. *Saumaise* zu den *Script. H. Aug.* T. II. p. 851. 869. — Tafel IV und V. sind die mit Arabesken eingefafsten Mittelstücke aus den Wänden eines corinthischen Saales, der 1682 unweit der *sette sale* aufgegraben wurde. Die sich selbst kränzende fliegende weibliche Figur auf der vierten Tafel ist so lieblich anzuschauen, dafs man gern darüber die zu nichts führenden Deutungen der Ausleger vergifst, welche Hr. Rode mit vieler Behutsamkeit mustert. Hätte er nur selbst auch hier Deutung versucht! Ein noch zarteres Phantasiespiel sind die zwey schwebenden Figuren der folgenden Tafel, wovon die hinterste den Rosenvorrath der vordern sich anmafst, und dafür den Granatblüthkranz sich abgenommen hat. Der Granatapfel und seine Blüthe (das durch die Münzen der Rhodier berühmte *balaustium*) hatten in der symbolischen Sprache des Alterthums, besonders in der Liebe, mancherley Bedeutung. Statt diese himmlischen, schwebenden Figuren zu benennen, wäre also hierüber vielleicht etwas beyzubringen gewesen.

Der dritte Heft hat 10 Tafeln und ersetzt also die zwey, welche an dem zweyten fehlen und nun noch zu diesem gerechnet worden. Seine besondere Ueberschrift ist:

Antike Gemälde aus den Bädern des Conſtantin in Rom. Deſſau. 1798.

In der Vorerinnerung wird bemerkt, daſs die Bäder Conſtantins im vorigen Jahrhunderte bey Gelegenheit der Anbauungen im Pallaſt Mazarini, ſpäter Roſpiglioſi genannt, entdeckt und die Zeichnungen der dort gefundenen Wandgemälde zuerſt in die Bibliothek des Cardinals Al. Albani gekommen, (auch im Pallaſte Roſpiglioſi wurde eine Sammlung davon aufbewahrt. S. *Lumisden's Remarks* p. 229.) dann aber von *Cameron* in Kupfer geſtochen, zuletzt im Jahre 1780 von *Carloni* colorirt herausgegeben worden wären, woraus ſie eben in die letzte Pariſer Sammlung der *Peintures antiques* gekommen ſind. Zur Rechtfertigung der Wahl, die ſonſt mit Recht darum getadelt werden könnte, weil man die Bilder aus ſo ſpäten Zeiten genommen habe, könnte auch noch angeführt worden ſeyn, daſs man hier Copieen weit früherer Kunſtwerke annehmen müſſe. Denn aus eigenem Geſchmack hätten die Künſtler unter Conſtantin wohl ſchwerlich ſo etwas hervorgebracht. (Man vergleiche nur über die Selbſterzeugniſſe jenes Zeitalters *Heyne's* Vorleſungen im XI. und XII Theil der *Comm. Gott.*) Sehr grazios ſind gleich die zwey erſten Figuren, zwey auf zarten Blumenſtengeln gewiegte ſchöne weibliche Figuren, in welchen Hr. Rode mit Recht eine Art von Arabeske, ein Product ſpielender Künſtlerphantaſie erkennt. Er hätte dabey an die auf den obern Einfaſſungen vorzüglich ſchöner Vaſen vorkommenden Glockenblumen erinnern können, aus welchen die Büſte eines ſchönen Knaben oder eines ſchönen Mädchens hervorquillt. S. *Böttigers griechiſche Vaſengemälde* I, 96. f. Die IIIte und IVte Tafel, wovon die erſtere den Apollo mit Pfeil und Bogen, die zweyte mit der Lyra, beide ganz nackend, und von hinten nur mit der Chlamys bedeckt, vorſtellt, ſind als Seitenſtücke merkwürdig, und der ſchönſte Commentar zu den Horaziſchen (II, 10.) „*quondam citharae tacentem Suſcitat Muſam, neque ſemper arcum Tendit Apollo.*“ Der Apollo mit der Lyra Taf. IV. ſollte wohl eigentlich nicht *citharoedus* genannt werden, da dieſe Benennung nicht jedem Apollo, der eine Lyra hat, ſondern nur dem zukommt, der im langen Talar *ganz* bekleidet erſcheint, wie ihn auch Tibull in der zu dieſer Abbildung nicht paſſenden Stelle ſich dachte. Bey den noch folgenden Figuren von Trommel-, Cymbel- und Citherſchlägerinnen werden die Gewänder beſonders der Unterſchied des innern und äuſsern Untergewandes von dem Ausleger gut unterſchieden. Es verdiente aber wohl noch eine eigene archäologiſche und artiſtiſche Unterſuchung, wie dieſe Manadenfiguren noch in ſo ſpäten Zeiten ſo lebendig und in ſo groſser Mannichfaltigkeit gebildet werden konnten? Denn eine genauere Betrachtung wird uns bald ſelbſt überzeugen, daſs hier nichts weniger als bloſse ſklaviſche Nachahmungen früh bewunderter und in den ſchönſten Zeiten der Kunſt geſchaffener Urbilder ſtatt fanden. Die Sache erklärt ſich durch den bis tief ins 4te Jahrhundert nach Chr. Geb. herab gehenden Geſchmack an pantomimiſchen Tänzerinnen auf dem Theater, von welchen uns der heilige Chryſoſtomus und andere Kirchenväter ſo viel zu ſagen wiſſen (man ſehe die fleiſsig geſammelten Belege in *Müllers* zweyten Abhandlung *de genio ſeculi Theodoſiani*). So wie nun der Zaubertanz einer Vigano in unſern Tagen die ſchönen Umriſſe eines *Schadow* belebte: ſo war es ſelbſt in den Zeiten des geſunkenen Geſchmacks bey Griechen und Römern mit den damaligen Pantomimentänzerinnen. — Den Beſchluſs der ganzen Sammlung macht ein *Jupiter Tonans*, der dort ganz zahm mit dem Donnerkeil an die Seite geſchmiegt, und ans Scepter gelehnt da *ſteht*. Der in ſtiller Majeſtät ſitzende nach dem groſsen Urbilde zu Olympia, oder der Gigantenverderber auf dem Donnerwagen einherſtürmend ſind freylich in einem ganz andern Geiſte gedacht. Indeſs hat ſelbſt in dieſer unvortheilhaften Stellung der durch Tradition auf die ſpäteſten Künſtler jener Periode fortgepflanzte Charakter des Gottes nicht ganz vertilgt werden können, und Hr. Rode hat, als treuer Ausleger, dies dem Beſchauer in Rechnung zu bringen keineswegs vergeſſen. Zum Schluſs verdient auch noch der Fleiſs, der auf die Erfindung geſchmackvoller, im Geiſte der Antike gedachter Arabeskeneinfaſſungen bey den meiſten dieſer Gemälde verwandt worden iſt, ſo wie überhaupt die ſaubere und helle Colorirung eine dankbare Erwähnung.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Meiſsen*, b. Erbſtein: *Der Poſtumus des römiſchen Dichters Martial.* Eine Antike gefunden nebſt mehrern andern und mit Erläuterungen begleitet von *Johann Georg Carl Klotzſch*, Prof. der Philoſophie in Wittenberg. 1798. 60 S. 8. (4 gr.) Wer hier eine hiſtoriſch-antiquariſche Unterſuchung über die Perſon des beym *Martial* öfters vorkommenden *Poſtumus* zu finden glaubt, wird ſich in ſeiner Erwartung ſehr betrogen ſehn. Das Ganze iſt ein platter Scherz, eine verfehlte Ironie auf überſcharfſichtige Erklärer der Alten; ja vielleicht nicht einmal ſo viel, ſondern nichts weiter als ein froſtiger Einfall, der mit Studentenwitz und in einer oft niedrigen Sprache durch mehrere Bogen durchgeſchleppt wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Freymüthige Unterſuchung über Jeſum den Sohn Gottes.* 1798. 184 S. gr. 8. (14 gr.)

Der Rec. des 7ten Stücks von *Paulus* Memorabilien in der *Biblioth. zur Kritik und Exegeſe des* N. T. St. 1. S. 149. verſprach bey der Anzeige der Schrift von *Ilgen: de notione tituli filii Dei etc.* eine eigne Unterſuchung über denſelben Gegenſtand, welche wir wahrſcheinlich hier vor uns haben. Er hat anonym bleiben wollen, um eine deſto unparteyiſchere Beurtheilung zu veranlaſſen. In der kurzen Einleitung rühmet er zwar, daſs die proteſtantiſchen Dogmatiker ſeit einem Jahrzehend durch ihre ſtete Hinſicht auf reine Bibelexegeſe ſehr glückliche Fortſchritte gemacht hätten, wovon man ſich überzeugen werde, wenn man nur die dogmatiſchen Schriften eines *Döderlein*, *Griesbach*, *Ammon*, *Niemeyer*, *Morus*, *Eckermann*, *Henke* z. B. in der Lehre vom *Sohne Gottes* unmittelbar hintereinander durchlaufe; aber er behauptet auch, daſs man gerade in dieſer Lehre von *Jeſu dem Sohne Gottes* nach *Koppe's* groſsem Vorſchritte zu wenig exegetiſch nachgearbeitet habe, und dogmatiſch, ſelbſt nach *Henke's* Rieſenſchritte, zu ſehr zurückgeblieben ſey. Wie konnte aber der Vf. *Jeruſalem* (im erſten Theile ſeiner nachgelaſſenen Schriften S. 139—264.) und *Löfflern* (in ſeiner Entſtehungsgeſchichte der Lehre von der Dreyeinigkeit) überſehen? von denen insbeſondere der Erſte in mehrern Hauptpuncten mit dem Vf. übereinſtimmt. — Was man exegetiſch und dogmatiſch zurückgelaſſen habe, das ſoll gegenwärtige Schrift zu erſetzen ſuchen. Dieſe zerfällt demnach in einen *exegetiſchen* und einen *dogmatiſchen* Abſchnitt, denen noch ein *hiſtoriſcher* vorangeht. — Wenn die vertraute Bekanntſchaft mit den heiligen Schriften des A. und N. T. und mit allen Hülfsmitteln zu ihrer richtigen Auslegung; wenn Unparteylichkeit in der Unterſuchung, die keine ſchwierige Stelle übergeht, keine, für eine vorgefaſste Meynung günſtige Erklärung erſchleicht, keine bisher gültige Meynung durch Machtſprüche niederſchlägt; wenn eine gute, lichtvolle Ordnung bey einer auf ſo unzählig viel einzelnen Stellen beruhenden Unterſuchung; wenn Freymüthigkeit in Darlegung der gezogenen Reſultate — eine Schrift empfehlen können: ſo verdient die gegenwärtige gewiſs eine der erſten Stellen unter denen, die bibliſche Dogmatik zum Gegenſtande haben. Da dieſelbe, ungeachtet ihres geringen Umfanges, wichtig für die Wiſſenſchaft iſt, und wir deswegen den Gang der Unterſuchung und die Reſultate anzuzeigen haben; ſo iſt in unſern Blättern kein Raum zu einer ins Einzelne gehenden Beurtheilung. Doch wird das Urtheil des Rec. ſchon aus der Art, wie er den Inhalt des Buches darlegt, erhellen.

Erſter hiſtoriſcher Abſchnitt. Kap. 1. *Urſprung der Benennung „Sohn* und *Söhne Gottes.“* Wenn man, heiſst es S. 7., dem Urſprunge des Ausdrucks *Sohn und Söhne Gottes* vernünftig nachforſchet: ſo kann man ihn nicht anders, als dem Zeitalter zuſchreiben, wo die Gottheit noch wenig von der Menſchheit verſchieden, zwar über den Menſchen, aber übrigens ganz menſchlich und körperlich gedacht wurde, und folglich Söhne haben konnte. Jeder Vorzug, den ein Menſch vor andern ſeines Gleichen hatte, der nicht bloſs körperlich, ſondern mit einer Geiſteskraft verbunden war, machte ihn dann zu einem Götterſohne, und die übrigen waren gewöhnliche Menſchen. *Solche Söhne Gottes* hatte man auch ſehr frühzeitig in der Bibel. 1 B. Moſ. 6, 1. 2. vergl. 4, 26. Als ſich ſpäterhin der Begriff der Gottheit mehr reinigte, und es nur *einen Gott*, und von dieſem kein Bild weder im Himmel u. ſ. w. gab; ſo gab es auch keinen *Sohn Gottes* in eigentlicher Bedeutung. Aber wenn man dem einzigen wahren Gotte diente, ſo war man ſein Sohn. So nennt Moſes 5 B. 14, 1. alle Iſraeliten *Söhne Gottes*. Das iſt aber überall nicht im moraliſchen Sinne zu nehmen, ſondern bezeichnet nur Diener, Geweihete des Jehovah, die keinen andern als ihn für Gott erkennen. Nun kann auch *Iſrael* als *ein Volk*, das *einen Gott* allein und zuerſt verehrt, der *Erſtgebohrne* Sohn Gottes heiſsen 2 B. Moſ. 4, 22. — Nachdem das Iſraelit. Volk einen König bekommen hatte, der nicht nur an ſich Verehrer Gottes als Iſraelite, ſondern eifriger Diener deſſelben war, der ſeine Vorgänger weit übertraf, der ein Orakel für ſich hatte, daſs er nach Gottes Willen König ſey, und der bereits Proben genug von ſeiner Tapferkeit gegeben; ſo konnte er in dieſen Hinſichten von einem Dichter in der Begeiſterung wohl *Sohn Gottes* genannt werden. Pſ. 2. und 89. — Kap. 2. *Geſchichte des Begriffs: „Sohn Gottes“ nach der Bibel.* David wird zuerſt als ein einzelner Menſch, *Sohn Gottes* genannt, aber uneigentlich und dichteriſch. Pſ. 2, 7. Gott hat ihn gezeugt, er iſt ſein Sohn, d. h. er iſt der, trotz alles Widerſpruchs, von Gott beſtellte König über Iſrael. Nach Davids Tode trägt Salomo, als vorzüglicher König, den Namen Sohn Gottes in dem Orakel 2 Sam. 7, 12. Nach Davids und Salomo's Zeit

folgt ein ſchlechter König auf den andern, und keiner iſt Sohn Gottes. So blieb nichts übrig, als zu wünſchen und zu hoffen, daſs die Wurzel Jeſſe wieder ausſchlagen und ein Sohn Davids dem Reiche aufhelfen moge. Tritt daher ein etwas beſſerer König auf, ſo iſt er das grünende Reis, an das ſich alle frohe Hoffnungen knüpfen. Das iſt z. B. der Fall bey Hiſkias. Jeſ. 9, 5. ff. — Gegen das Babyloniſche Exil zu werden die Juden mit der chaldaiſchen Philoſophie und beſonders mit der Engel- und Satans-Lehre bekannt. Die Gottheit hat einen ganzen Senat von höhern Geiſtern um ſich, mit denen ſie berathſchlagt. Dieſe Engel werden nun die Söhne Gottes. Dan. 3, 25. ſieht der vierte Mann im Feuerofen, nach Nebukadnezars Ausſage, einem *Sohne der Götter* ähnlich, und iſt im V. 28. *der Engel*, den der Gott Sadrachs u. ſ. w. geſandt hat. Kurz vor Chriſto, heiſst es S. 25., muſs ſich der Ausdruck: *Söhne Gottes*, moraliſch genommen, für fromme Gott ähnliche Menſchen gebildet haben. (Der Vf. hätte die Data dazu im B. d. Weisheit finden können.) So iſt alſo der Ausdruck: Sohn Gottes unter David *dichteriſch* und giebt eine Königsidee — wird im Babyloniſchen Exil *philoſophiſch*, und ſteht für eine höhere Claſſe der Geſchöpfe, als Menſchen ſind — und zuletzt *moraliſch* für tugendhafte Menſchen. Endlich ruhet der Ausdruck: Sohn Gottes, auf Jeſu, dem Sohne Mariens aus, gleichſam als ob er ſich ganz in ihm erſchöpfte. Solch einen Sohn Gottes hat es nie gegeben; er iſt der Einzige in ſeiner Art. Daher heiſst er im N. T. 1) Sohn des Höchſten, des geprieſenen, des lebendigen Gottes. Darum hat er 2) noch andere Prädicate, die ihn von allen andern Söhnen Gottes unterſcheiden. — Kap. 3. *Vater und Sohn ſind an ſich und nach der Bibel bloſse Verhältniſsbegriffe.* Es iſt ein ganz falſcher Begriff, wenn man den *Vater* durch den definirt, der einem andern ſein Weſen mittheilt. Das kann an ſich gar nicht geſchehen, ohne das Weſen ſelbſt zu theilen oder zu ſchwächen, überſteigt auch die Kraft des Menſchen, der nicht Weſen bilden und ſchaffen, ſondern nur *zeugen* (gleichſam zeigen) den Keim wecken, zum Anſchauen bringen kann; und widerſpricht ſelbſt Gott, der zwar auſser ſich Dinge ſchafft und Weſen hervorbringt, ſich ſelbſt aber nicht verdoppeln kann. In phyſiſcher Bedeutung heiſst daher Vater der, welcher zum körperlichen Seyn des andern *etwas* (nicht alles, denn auch die Mutter hat den Sohn) beygetragen hat; und *Sohn* derjenige, der einem Manne als Gelegenheitsurſache, ſein körperliches Daſeyn zu verdanken hat. Uneigentlich und geiſtig heiſst derjenige *Vater*, der zu der *Art des Seyns und Wirkens* des andern etwas beſonders beyträgt, auf den andern Einfluſs hat; und *Sohn* der, der dem andern in ſeiner Art zu ſeyn und zu wirken etwas zu verdanken hat. So iſt nichts gewöhnlicheres, als die Anrede eines Lehrers an ſeinen Lehrling: mein Sohn! — Kap. 4. Auch der Ausdruck: Sohn Gottes iſt in der Schrift ein Verhältniſsbegriff. Gott iſt Vater und hat einen Sohn, kann nach der Lehre des N. T. wo Joh. 4, 24. Gott ein Geiſt iſt, nicht phyſiſch und leiblich verſtanden werden, wenn wir nicht zu den erſten armſeligen Vorſtellungen zurückkehren wollen, ſondern muſs uneigentlich und geiſtig genommen werden. Und das wieder auf eine doppelte Weiſe. Entweder weil Gott bey einem Vaterſtelle vertreten, d. h. durch ſeine Allmacht das bewirkt hat, wozu ſonſt auf natürlichem Wege der Vater gehört. Dann würde er ihm aber nicht ſein göttliches Weſen mittheilen, ſondern es träte nur das natürliche Verhältniſs eines Sohnes zu ſeinem Vater ein. Hiervon findet man auſser Luc. 3, 38. nur das einzige Beyſpiel Luc. 1, 85. wo Jeſus deswegen Sohn Gottes heiſst, weil ihn die göttliche Allmacht in der Maria als Menſch erzeugt habe. — Oder weil Gott mit einem andern in beſondern Verhältniſſen ſteht, welche Verhältniſſe ſich aus den Umſtanden der Zeit, des Ortes und der ganzen Lage ergeben, wobey aber immer der Sohn oder die Söhne Gottes ſchon für ſich exiſtirende Weſen (Menſchen, Engel, auch vernunft- und lebloſe Dinge) ſind. Auch *Sohn Gottes* von Jeſu gebraucht, iſt nur Verhältniſsbegriff, oder ein Pradicat, das an dem Menſchen Jeſu, (abgerechnet ſeine ungewöhnliche Zeugung) haftet. Denn 1) nach ſeiner eignen Erklärung Joh. 10, 34. nennt er ſich Sohn Gottes, weil ihn Gott nach einem beſondern Plane, zu einem beſondern Zwecke an die Menſchen geſandt hat. 2) Wird er nie vor ſeiner Geburt (als Menſch) Sohn Gottes genannt. Nur als er geboren werden ſoll. Luc. 1, 35. — 3) Wenn Jeſus ſich, oder andere ihm jenes Prädicat beylegen; ſo geſchieht es immer in Rückſicht ſeiner durch etwas Göttliches ſich auszeichnenden Menſchheit Luc. 9, 22. Mark. 12, 6. Joh. 10, 36. — 4) Selbſt wenn er noch nach ſeiner Erhöhung im Himmel *Sohn Gottes*, genannt wird, geſchieht es in Rückſicht ſeiner, in ihrer Erhöhung, durch göttliche Wirkungen ſich auszeichnenden Menſchheit 1 Kor. 15, 28. vergl. Philipp. 3, 21. — 5) Auch wenn er eingeborner, einziger, einziggeliebter, erſtgeborner, eigner Sohn, ja Schooſskind Gottes genannt wird, iſt es immer in Rückſicht ſeiner in der Menſchheit verrichteten Thaten. Joh. 1, 14. 18. und gar nicht in Rückſicht eines beſondern göttlichen Weſens. 6) Noch eine Hauptſtelle iſt 1. Joh. 4, 14. Ueber Gott, als ſeinen *Vater*, hat ſich Jeſus ſehr deutlich erklärt und gezeigt, daſs man Gott nicht als ſeinen leiblichen Vater, und ihn nicht als ein beſonderes göttliches Weſen anſehen, ſondern Gottes Vaterſchaft und ſeinen Sohns-Charakter geiſtig und verhältniſsartig verſtehen ſolle. Stellen, die in jeder andern Rückſicht ſchwer ſind, in dieſer allein verſtändlich werden. Joh. 5, 19. 8, 18. 19. und 38. vergl. mit 44. Am merkwürdigſten Joh. 14, 6 — 11. Kap. 5. *Einige allgemeine Sätze von Jeſu dem Sohne Gottes.* 1) Erklärung der Stellen, welche der Behauptung: Sohn Gottes iſt ein Prädicat des Menſchen Jeſu, entgegen zu ſeyn ſcheinen. 2) Der Sohn Gottes im Menſchen Jeſu hat nicht vor der Geburt Jeſu als ſolcher praexiſtirt. Erklärung der hierher gehö-

gehörigen Stellen. 3) Die Schriftsteller des N. T. suchen mehr Jesum, den Sohn Gottes menschlich darzustellen, als übermenschlich. Denn sie stellen ihn a) zum Muster anderer Menschen auf b) nennen ihn in einem Athem Mensch und Sohn Gottes c) bestreiten zum Theil Gegner, die die Menschheit Jesu leugnen. 4) Es ist auch Bibellehre, dass dieser Sohn Gottes als solcher einst aufhören, oder seine von Gott übertragenen Geschäfte und Herrschaft im Himmel zurückgeben werde. 1 Kor. 15, 24 – 28. — 5) Resultat aus den vorigen Sätzen noch weiter erwiesen: Sohn Gottes drückt bey Jesu keine eigne göttliche Natur, kein göttliches Wesen aus. — Zweyter exegetischer Abschn. *Was ist Jesus als Sohn Gottes nach der Schrift?* Kap. 1. *Wie erklärt sich Jesus hierüber selbst?* Jesus nennt sich während seines Lehramtes am häufigsten den *Menschensohn* (ein historischer Ausdruck für Messias, nach den jüdischen Erwartungen, aus Dan. 7, 13. vergl. Joh. 12, 34.) Wenn er sich *Sohn Gottes* nennt; so hat es Bezug auf die Menschheit und zwar 1) in Rücksicht auf die Sendung von Gott als Weltlehrer Joh. 3, 16 – 19. 10, 33 — 37. u. a. m. 2) In Rücksicht seiner Lehre, mit der er von Gott an die Menschen gesandt, und die also in dieser Rücksicht göttlich ist. Matth. 11, 25. ff. vergl. Luc. 10. 22. ff. Joh. 8, 28. — 3) In Rücksicht seiner Thaten Joh. 5, 17. ff. 36. — 4) In Rücksicht seiner Erhöhung in den Himmel, wo ihm Gott zur Belohnung für seine Thaten auf Erden den Genuss seiner edeln Handlungen gönnt, und die besondere Macht ertheilt, zur Ausbreitung seiner Lehre über den ganzen Erdboden mitzuwirken, die Menschen nach seiner Lehre zu richten, und denen, die derselben gemäss gelebt haben, ewige Glückseligkeit zu ertheilen Joh. 17, 1. ff. 5, 21. Matth. 28, 19. — Kap. 2. *Wie erklären sich hierüber die Evangelisten in ihren Erzählungen?* Die Evangelisten führen ausser Jesu in ihren Erzählungen andere auf, die ihn *Sohn Gottes* nennen. 1) Eine Stimme vom Himmel erklärt ihn zweymal für den geliebten Sohn Gottes. Diese Stimme reisst den Sohn Gottes nicht von dem Menschen Jesu weg; sondern am Jordan sagt sie: dieser (Mensch Jesus) ist mein geliebter Sohn, der mein ganzes Wohlgefallen hat, d. i. dieses ist der rechte Lehrer für die Menschen, der ganz nach meinem Plane handeln und verfahren wird. Denn die Stimme erschallt bey der Einweihung zu seinem Lehramte. Bey der Stimme auf dem Berge steht sogar dabey: *den höret.* 2) Jesus erklärt sich nach Luc. 2, 49. in seinem zwölften Jahre für einen Sohn Gottes nach dem Zusammenhange auch hier schon als Weltlehrer. 3) Luc. 1, 32 – 35. wird Jesus von dem Engel Gabriel als Sohn Gottes angekündigt, aber nicht, dass er vor seiner Geburt schon sey, sondern erst in der Folge werde. 4) Johannes der Täufer nennt Jesum Sohn Gottes 1, 34. 3, 34 — 36. weil er alle Anlagen und Vorzüge besitze, Weltlehrer zu seyn, und darin ihn bey weitem übertreffe. 5) Manche Schüler Jesu haben vor Ausgiessung des Geistes noch einen rohen jüdischen Begriff vom Sohn Gottes, sie verstehen nämlich darunter einen Messias und weltlichen König. Joh. 1, 50. vergl. Matth. 20, 21. Apgsch. 1, 6. Gereinigter denkt Petrus Joh. 6, 68. 69. Matth. 16, 16. ff. Andere Zeitgenossen und Zeugen von Jesu Lehren und Thaten nennen Jesum auch Sohn Gottes, aber jeder nach dem Maasse seiner Kenntnisse und Empfindungen. 7) Auch der Versucher erklärt Jesum für einen Sohn Gottes, und versteht darunter einen solchen, der von Gott die Macht erhalten hat, Wunder zu thun. Kap. 3. *Wie die Evangelisten und Apostel in ihren Urtheilen?* Sie bleiben nach der Ausgiessung des Geistes in ihren Urtheilen den Erklarungen Jesu über sich selbst treu, nur dass sie dieselben weiter entwickeln und erhabene Beschreibungen von ihm entwerfen, die sie jedoch nicht ausser seiner Menschheit setzen, sondern ihr selbst beylegen. Sie nennen ihn einen Abglanz, ein Bild Gottes, einen Schöpfer, einen Herrscher über alles. — Dass diese Vorzüge Jesu, die zusammengenommen und rein gedacht, ihn zum eingebohrnen Sohn Gottes machen, nichts ausser der Menschheit Jesu noch besonders existirendes sind, oder keine besondere Natur und Wesen ausmachen, kann man noch aus drey Gründen darthun. 1) Weil das alles einem Menschen zugeschrieben wird. 2) Weil sich Jesus das alles auch als Menschensohn oder Mensch zuschreibt. 3) Weil das alles auch auf Jesum den Christ zurückgeführt, Christus aber soviel als Messias ist, und wir diesen Christum durchaus nicht von Jesu dem Menschen trennen sollen. (Christus ist der Weltretter Joh. 4, 42.) Kap. 4. *Von der Praexistenz Jesu.* Da der Sohn Gottes vor und ausser der Menschheit nicht existirt, so entsteht die Frage, was denn von Jesu dem Sohn Gottes nach der Schrift überhaupt praexistirt habe? 1) *Was sagt Jesus selbst darüber?* — Wir können unmöglich die hierhergehörigen und hier und in den folgenden Unterabtheilungen vortrefflich und zum Theil ganz neu erläuterten Stellen, auch nur anzeigen, sondern müssen uns mit Angabe der Resultate begnügen. — Aus Jesu Aeusserungen geht nicht mehr hervor, als: seine *Bestimmung* von Gott als Weltlehrer von *Ewigkeit*, und sein *Erscheinen* als Gesandter Gottes mit einer göttlichen Lehre in *der Zeit.* 2) Johannes der Täufer scheint sich auch über die Praexistenz Jesu zu erklären, aber genau betrachtet, spricht er blos von dem Vorzuge, den er, der Messias, vor ihm, dem Täufer habe, weil er selbst nur auf das rechte Licht vorbereite. 3) *Eine Musterung der Stellen, worinn sich die Apostel über Jesu Praexistenz erklären*, lehret, dass sie mit Jesu Aeusserungen vollkommen übereinstimmen. (Hierbey eine sehr wohl durchgeführte Erklarung von Joh. 1, 1 — 14. aus 1 Joh. 1, 1 – 3). Kap. 5. *Von der Göttlichkeit Jesu, nebst Resultaten und Zusatz.* Jesus Christus der Sohn Gottes ist göttlich 1) nicht seiner Praexistenz nach, denn vor dem Menschen Jesu existirte nichts als Gott selbst (man möchte wohl wünschen, dass der Vf. hier und in andern Stellen etwas praciser in seinem Ausdrucke wäre) und die Lehre in Gott, ohne von Gott unterschie-

den zu seyn, die Jesus in der Zeit lehren, und dadurch sich als Sohn Gottes zeigen sollte. Also keine göttliche Natur, keine göttliche Person, kein göttliches, von Gott selbst verschiedenes Princip. 2) Nicht seiner ewigen Dauer nach 1 Kor. 15, 28. — 3) Strenge Ewigkeit, ein Hauptrequisit der Gottheit, fällt also, nach der Schrift, beym Sohne Gottes weg. Aber göttlich ist er und bleibt er in Rücksicht seiner Vorherbestimmung als Weltlehrer, Weltretter, Weltbeglücker von Gott. Dessen kann sich kein Mensch, kein Prophet, kein Engel rühmen. Ferner in Absicht seiner Sendung von Gott mit einer göttlichen Lehre, u. s. w. wie oben. Er ist göttlich, in so fern er Sohn Gottes d. i. der Christ, der rechte Messias ist; und wer das von Herzen annimmt und sich zu Nutze macht, der hat das ewige Leben. Joh. 17, 3. — Es fragt sich noch, ob Jesus der Sohn Gottes in der Schrift *Gott* heisse? Wenn er auch so hiesse; so würde er doch nicht deswegen ein göttliches Wesen. Denn *Gott* steht in der Schrift oft uneigentlich. Er hat sich selbst nicht so genannt; er heisst an keiner Stelle der apostolischen Schriften ausdrücklich und unbezweifelt Gott. Sollte es wenigstens hier und da *zweifelhaft* bleiben, ob er nicht *Gott* genannt werde; so müsste man es doch nur als Synonym von *Sohn Gottes* gelten lassen, damit nicht die Schrift mit sich selbst in Widerspruch geriethe. — Kann er von uns *Gott* genannt werden? Man thut nicht wohl, wenn man ihm diesen Namen giebt, weil man sehr uneigentlich, und nicht biblisch spricht, nicht so, wie er selbst sprach. Man ehrt Christum dadurch nicht mehr, der als Sohn Gottes göttliche Ehre hat. Hebr. 1, 4—12. — Der Zusatz betrifft den Unterschied dieser exegetischen Resultate von der Kantischen Vorstellung vom Sohne Gottes, als der personifizirten Idee des guten Princips. — Dritter dogmatischer Abschnitt. Fast unsere ganze kirchliche Dogmatik wird durch diese schriftmässige Lehre vom Sohne Gottes verändert. Den Einfluss dieser Lehre auf die Dogmatik zeigt der Vf. im dritten Abschnitte in Thesen, Antithesen und Beantwortung der letztern. Hiervon lässt sich kein kurzer Abriss geben, sondern wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Das gilt ebenfalls von dem Schlusse, der eine Vergleichung der *Morus'schen* und *Henke'schen* Theorie über den Sohn Gottes mit den exegetischen Resultaten des Vf. enthält, aus welcher allerdings einleuchtet, dass die Dogmatik der Exegese noch nacharbeiten muss. — Der Vf. hatte diesem dritten Abschnitte noch einen vierten können nachfolgen lassen, einen philosophischen nämlich, in welchem untersucht worden wäre, ob die schriftmässige Lehre, dass Jesus zwar nicht ein Gott-Mensch, aber doch auch nicht ein blosser Mensch, sondern ein *göttlicher Mensch* ist, von der Vernunft als wahr und gültig anerkannt werde? Ob, wenn sie nicht mit den Grundsätzen der Vernunft zu vereinigen sey, — eine äussere Legitimation uns nöthige, sie anzunehmen? Ob *schriftmässig* und *allgemeingültig* Synonyme seyen, und alles Schriftmässige in die allgemeine Religionslehre gehöre? — Vielleicht hat der Vf. aber weise gehandelt, diesen Abschnitt wegzulassen, da das Verketzern, wovon am Ende des Buches die Rede ist, immer dann erst angeht, wenn man sich darüber äussert, was die Vernunft zu dieser oder jener Lehre saget. Der Vf. mag nach dem vollen, ausgedehntesten Sinne seiner Behauptung Recht haben: „der Exeget thue nur erst an seinem Theile das Seinige, das Uebrige wird sich nachher von selbst finden."

* * *

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Rosenblätter, Lehr- und Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde.* 4tes Bändch. Neue verm. Aufl. m. K. 1798. 116 S. 8. (16 gr.) — Auch unter dem besondern Titel: *Angenehme Unterhaltungen und moralische Erzählungen aus dem Schauplatz der Jugendwelt für Erwachsene und Kinder.* Mit Kupfern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Grieshammer: *Gespräch des Pastors Ehrenreich in Veidenhain mit einigen Bauern aus seinem und einigen benachbarten Dörfern über die Einführung neuer Gesangbücher von K—b—r.* 22 S. 8. (2 gr.) Der Vf. meynt es recht gut, sieht auch richtig ein, worauf es hier ankommt. Jedoch hätte die S. 6. dem Pastor in den Mund gelegte, freylich bekannte Bemerkung, („wollte man alle Neuerungen blos darum verwerfen, weil sie *neu* wären, so hätten die Juden die Gesetze Mosis nicht befolgen, niemand die Lehre Jesu annehmen, die Lehre der Apostel anhören und die Reformation D. *Luthers* unterstützen dürfen; denn alle diese Männer machten grosse Neuerungen") mehr ins Licht gesetzt, dem, was S. 17. aus Luthers Schriften angeführt worden ist, noch einiges daraus beygefügt, auch anstatt eines und des andern dem Bauern minder geläufigen Wortes, z. B. *Vervollkommnung*, ein demselben bekannteres und verständlicheres gebraucht werden sollen. Mit dem Dialog darf es nach dem Zwecke des Vf. nicht so genau genommen werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

BREMEN: *Der Arzt für Freudenmädchen und ihre Kunden;* ein neues Noth- und Hülfsbüchlein. 1799. 138 S. 8. (16 gr.)

Der Titel sowohl als die Anonymität des Vfs. und Verlegers, könnten ein Vorurtheil gegen diese kleine Schrift erregen, das sie nicht verdient. Obgleich der Vf. *con amore* seinen Gegenstand erforscht und behandelt hat, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er hätte in der Absicht geschrieben, den Buhldirnen und ihren Kunden, denen er sein Werk dedicirt hat, das Handwerk leicht zu machen. Es leuchtet vielmehr der lebhafte Wunsch hervor, die Unsittlichkeit im Umgange der beiden Geschlechter mit einander eingeschränkt zu sehen, und nur in der Voraussetzung, dass bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, die aufsereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht unterbleiben werde, ist er bemüht, solchen, die sich ihr ergeben, die Gefahren bekannt zu machen, denen sie sich aussetzen, und zugleich die Mittel, durch die sie einigermafsen sicher gestellt werden können; keineswegs aber kündigt er sich ihnen als einen solchen Freund an, zu dem sie in allen ihren Nöthen sicher fliehen, und durch eine Handvoll Recepte, Ungestrafftheit ihrer Sünden zu erhalten hoffen können. Dass unter dieser Einschränkung dieses kleine Werk verdiene unter die Volksbücher gezählt, und ein Noth- und Hülfsbüchlein genannt zu werden, darüber wird mit dem Vf. niemand zanken, der zumal in grösern Städten Gelegenheit gehabt hat, von der Allgemeinheit des Verderbens, dem es entgegenzuwirken bestimmt ist, sich zu überzeugen. Die Rechtmäfsigkeit seiner Erscheinung beruhet zum wenigsten auf eben so guten Grundsätzen, als die sind, wodurch verschiedene Staaten bewogen worden sind, Bordelle in ihrer Mitte zu errichten und zu dulden, die man als Ableiter eines moralischen Uebels betrachten mufs, dem man auf andere Weise nicht zu steuern weifs. Eben sowohl wird es erlaubt seyn müssen, sagen zu dürfen, wie man auf andere Weise gegen venerische Ansteckung sich verwahren könne, vorausgesetzt dass kein Scharlatan mit trüglichen Mitteln das Publicum zu täuschen wage. Von welchem Gesichtspuncte der Vf. ausging, mögen seine eigenen Worte darthun, die wir zugleich als Apologie desselben hier hersetzen:

„Es soll Feinheit des moralischen Gefühls beweisen," sagt er, „von allen Vorbauungsmitteln gegen „die venerischen Krankheiten verächtlich zu spre„chen. Das ist aber nur Grimasse, und am unrech„ten Orte" (weil man nach aller Erfahrung dadurch doch nicht von der Gefahr abschreckt.) „Ohne al„len Werth (?) ist die Keuschheit, die aus Furcht vor „der Ansteckung nicht sündigt. Wollte man nach „dieser Maxime consequent seyn, so müsste man „auch verschweigen, dass Queckfilber die Luftseuche „heile. Arcana feilzubieten, oder zweydeutige Arz„neymittel als allgemeine und zuverläfsige Mittel „anzupreisen, charakterisirt den Scharlatan. Ein sol„cher zu scheinen, braucht der wahre und men„schenfreundliche Arzt nicht zu fürchten, wenn er „nach seiner Ueberzeugung hiervon spricht, und „nicht mehr und nicht weniger erwarten läfst, als „er verantworten kann."

Die Abhandlung selbst entspricht diesen geäufserten Grundsätzen vollkommen, und empfiehlt sich überdem durch eine angemessene Vollständigkeit und Gründlichkeit, die einen nicht ungelehrten Vf. vermuthen lassen. Um sich den Weg zu der für seine Absicht sehr pafslichen Frage zu bahnen: wie entstand zuerst der Luftseuchenstoff? berührt er zuförderst die Geschichte dieser Krankheit, und stellt folgendes kürzlich anzugebendes Resultat auf, welches näher zu prüfen, hier um so weniger der Ort ist, da der Vf. seine Quellen nicht angiebt. Zu allen Zeiten, sagt er, herrschten gewisse Krankheiten, die Folge der Ausschweifungen in der Wollust waren; eine Luftseuche *eigener* Art. Die Luftseuche von 1493 war von einer ganz eigenen Constitution, und weder rein westindischen, noch rein maranischen Ursprungs, sondern aus diesen und noch mehrern andern Krankheitsconstitutionen zusammengesetzt, deren mehrere sich anjetzt wieder von ihr getrennt, und sie in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt, wie sie zu allen Zeiten Statt gefunden hat, mehr oder weniger zurückgelassen haben. Wahrscheinlich entsteht die Luftseuche nicht durch äufsere Ursachen, z. E. den Bifs von gewissen Insecten (*Girtanner*) auch nicht in einzelnen Subjecten, sondern durch Vermischung beider Geschlechter unter gewissen, uns noch unbekannten Umständen. (Deren sich doch verschiedene, namentlich: grofse Unreinlichkeit bey warmer Jahrszeit, oder in heifsen Climaten anführen lassen.) Mithin kann noch jetzt und in künftigen Zeiten die Krankheit ursprünglich und ohne eigentliche Ansteckung entstehen. Das Gift ist eigener Art, nicht flüchtig, sondern fix und zwiefach (nach *Tode*) Trippergift, und das im engern Sinn sogenannte Luftseuchengift, welches letzte immer erst

Localzufälle, und wenn diese nicht gründlich gehoben werden, die allgemeine Luftseuche hervorbringt, deren Charakter verminderte Reizbarkeit, und deren Sitz das lymphatische System ist. (Es klingt widersprechend, wenn der Vf. wie andere, das Wesen der Krankheit in verminderte Reizbarkeit setzt, und doch immerfort vom Reiz spricht, den das Gift im Körper hervorbringt. Wird dann die Reizbarkeit etwa durch den Reiz des venerischen Gifts erschöpft, und entsteht also Browns indirecte Schwäche? Oder raubt das Gift der Lymphe ihren natürlichen Reiz auf die festen Theile, und ist folglich der Zustand der, welchen Brown directe Schwäche nennt? Im letzten Fall kann nicht gesagt werden: das venerische Gift reize, und im ersten Fall kann nicht das Wesen der Krankheit selbst, worunter man doch wohl die *fortdauernde* nächste Wirkung der Krankheitsursache denken muss, als verminderte Reizbarkeit angegeben werden. Die Beschreibung des Verlaufs der Krankheit ist genau und abschreckend, enthält aber nichts Unbekanntes, und eben so die Angabe der Bedingungen und der Wege, unter welchen und auf welchen das Gift sich mittheile. Wenn aber der Vf., gleich andern, bestimmt behauptet, die Milch venerischer Mütter oder Ammen stecke nicht an, so fühlt Rec. sich verpflichtet, aus Erfahrung zu widersprechen, und diese Behauptung fernerer Prüfung zu empfehlen. Nachdem der Vf. die Ursachen noch bemerklich gemacht hat, welche die Ansteckung erleichtern, kommt er endlich auf die Mittel, welche die Ansteckung verhüten sollen. Er theilt sie in zwey Classen, in *Privatmittel* und in *Staatsanstalten*, und die ersten wieder in *natürliche* und *künstliche*. Mit Recht zählt er unter die natürlichen Verwahrungsmittel vor der venerischen Ansteckung, zuförderst die Vermeidung einer unreinen Berührung, und ist sehr genau in der Angabe der Merkmale, woran unreine Personen beiderley Geschlechts erkannt werden können, deren ekelhaftes Detail man bey ihm selbst nachsehen mag. Schlaue Buhler und Buhlerinnen möchten dennoch das Examen, welches schwerlich jemals so rigorös seyn wird, als der Vf. es haben will, zu eludiren wissen. Die Wahrheit ist also, da der Vf. der zweyten Classe von Verwahrungsmitteln, den *künstlichen*, die Zuverlässigkeit vollends abspricht, dass es überall kein *ganz* sicheres Mittel der Art gebe. Was weiterhin über die Staatsanstalten zur Verhütung der venerischen Ansteckung, und namentlich über die zweckmäfsigere Einrichtung der Bordelle gesagt wird, ist sehr vernünftig und höherer Aufmerksamkeit würdig. Wäre die bürgerliche Gesetzgebung eben so thatig, sagt der Vf., als die Aerzte es seit drithalbhundert Jahren gewesen sind, das Uebel zu bekämpfen, es würde bald ganz ausgerottet werden können!"

Zum Beschluss macht der Vf. seine Leser umständlicher mit den venerischen Localzufällen bekannt, und empfiehlt dawider, aufser den diätetischen Vorschriften und andern Vorsichtsregeln, einige leicht anzuwendende Mittel, deren nähere Bestimmung er jedoch dem Arzt zu überlassen räth.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Malerisch radirte Prospecte aus Italien*, von *Dies*, *Reinhart* und *Mechau*, dermalen in Rom. *Eilftes Stück*. 1795. *Zwölftes Stück*. 1798. (jedes Heft von 6 Blattern 3 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Ansichten von Hohenheim*. *Dritte Lieferung*. 1797. *Vierte Lieferung*. 1798. royal Fol. (jede Lieferung von 6 colorirten Blättern nebst Text, 6 Laubthaler.)

Mit dem 12ten Hefte ist nun das von so vielen Seiten schätzbare Werk der römischen Ansichten geschlossen. An innern Kunstwerthe dürfen die darin gelieferten zwey und siebenzig Blätter unstreitig zu den ersten Sammlungen dieser Art gezählt werden. Im Fach der Aetzkunst hat weder Deutschland noch das Ausland in diesem Jahrhunderte etwas aufzuweisen, was den Foderungen der Kenner und Liebhaber so Genüge leistete. — Das Werk ist zugleich ein ehrenvolles Denkmal für drey treffliche deutsche Künstler, und hat jetzt und in jeder Zukunft auch von dieser Seite ein entschiedenes Interesse für die achten Freunde deutscher Kunst. Unser grofses Publicum lafst sich, um ein Werk von diesem Kunstwerth ganz schätzen zu können, noch zu willig, und jetzt mehr wie jemals, mit den niedlichen englischen und französischen Fabrikaten, den bunt mit Farben geschminkten Blättern mit Figuren aller Art beladen, welche das Auge für die Ansicht höherer Kunstwerke abstumpfen und den Geschmack verderben. Daher der reifsende Abgang vieler solcher übertünchten Sudeleyen, deren Regenbogenfarben dem verwöhnten Auge schmeicheln, und dagegen die nur sparsame Unterstützung von Unternehmungen, wie das gegenwärtige ist.

Folgende treffliche Ansichten sind in diesen letzten Heften enthalten. Von *Reinhart*. 1) Brücke im Thal von Tivoli (*Ponte aquoro*). 2) Ruinen der sogenannten Bibliothek in Hadrians Villa. 3) Mauer- und Gewölbestück eines antiken Gebäudes neben dem *Circus Caracallae*. 4) Ein *Columbarium* aus den Ruinen der etrurischen Stadt Falerium (jetzt *Fallari*): — Von *Mechau*. 1) Der Velino-Katarakt bey Terni. 2) Brücke bey *Civita Castellana* (*Ponte Terano*). 3) Altes Thor von *Falerium*. 4) Ansicht bey Albano. — Von *Dies*. 1) Ein altes Grabgewölbe bey Tivoli. 2) Tempel des olympischen Jupiters in der Hadrianischen Villa. 3) Die grofse Kaskatelle bey Tivoli. 4) Lage des Tempels der Vesta in Tivoli, mit seinen Umgebungen. — So hölzern diese Baracken des Städtchens Tivoli, da oben dem herrlichen Tempel zur Seite, auch in dieser Ansicht sind, so wird doch bey vielen, die dort waren, der Anblick des Häuschens ihres braven Wirthes Francesco da oben, und

die

die Rebenlaube, welche zu dem Tempel hinführt, wie bey Rec., manche schöne Erinnerungen wecken.

Die beiden vorliegenden Lieferungen zu dem zweyten Werke, enthalten zwölf Ansichten aus dem Park zu *Hohenheim*. Auch hier, wie in den ersten Lieferungen, sind die Standpuncte der Ansichten gut gewählt, und die colorirte Ausführung ist im Ganzen brav, nur hie und da sind die Farben etwas hart und zu stark aufgetragen. — In den meisten dieser Gebilden einer üppigen Phantasie zeigt sich der ausschweifende Hang zur Verschwendung, zum Sonderbaren und zur Hervorbringung erzwungner stark abstechender Kontraste des Stifters dieser Anlagen. Hier sieht man eine antike Curia für Rathsversammlungen und im Innern dieses ehrwürdigen Gebäudes — eine Gallerie von Gemälden hübscher Madchen; — einen auf einen wasserarmen Platz hingezauberten See mit einem feststehenden — Bucentoro auf dem Wasserspiegel; — ein kleines Wirthshaus: zur Stadt Rom! angelehnt an kolossale Schwibbogen von Nero's goldnem Hause; — einen ernsten Sibyllen-Tempel, — bunt vermalt, mit prächtigen Sälen und „allerliebsten Zimmerchen" drinnen; — leichte Brückenstege über (erkünstelte) „tiefe Schlünde" und Felsentrümmer; — ein fingirtes Schulhaus an das Stück einer römischen Stadtmauer gedrückt, mit allem Apparat der modernen Pädagogik; — eine ganze Casernen-Strasse für die prächtige Garde-*Legion des Herzogs*; — eine gothische Kirche und die Anlage zu einem Karthäuserkloster; — niedliche Zimmerchen hinter verwitterten Wänden sybaritische Boudoir's unter armseligen Strohdachern u. dgl. m. Unwillkürlich drängt sich einem bey allen diesen Sonderbarkeiten, die Erinnerung an die Monstrositäten der stygischen Schlösser unsers Zeitgenossen des Prinzen von Palagonia bey Palermo auf, welcher allerdings auf einer viel höherern Stufe des Grotesken und Ungeheuern stand, und das ihm nicht streitig gemachte Vorrecht, toll zu seyn, ungebührlich übertrieb.

Im einfach ländlichen Geschmack sind die Anlagen des Gärtnerhäuschens, der Mühle etc. in dem Hohenheimschen Park gedacht.

In derselben Kunsthandlung ist erschienen:

Principes du Dessein, d'après les Gravures qui ont été publiées d'après les antiques statues, par Jean Volpato et Raphael Morghen: Premiere Livraison 1798. 9 Blätter Royal-Folio (2 Rthlr. 45 Kr.)

Unverstand und Gewinnsucht haben zeither eine Menge schlechter Anleitungen zum Zeichnen, Zeichenbüchter u. dergl. zum Schaden des guten Geschmacks und des angehenden Kunsttalents zu Wege gebracht. Die Erscheinung eines so vortrefflichen Werkes wie dieses ist, wodurch Herr Frauenholz sich als Herausgeber ein wesentliches Verdienst erwirbt, kann daher den Freunden der Kunst nicht anders als höchst willkommen seyn. Ausser dem Preisler'schen Werk, wovon die Platten durch das öftere Aufkratzen nunmehr verdorben sind, kennt Rec. kein besseres als das gegenwärtige ist, welches in 4 Heften erscheinen wird. Um ihm den höchsten Grad der Vollendung zu geben, hat Hr. *F.* unsern grossen *Müller* in Stuttgard für die Revision desselben zu interessiren gewusst; ihm werden die Platten, vor deren Abdruck, zum Retouchiren überliefert. — Die neun Blätter dieser ersten Lieferung sind nach den besten Antiken gezeichnet und enthalten, theils in blossen theils in schattirten Contouren, einzelne Theile des Kopfes; dann die Köpfe der Barbarinischen Juno, des Florentinischen Alexanders und der Niobe, des Capitolinischen Jupiter und Ajax, des Vatikanischen Bacchus, die Füsse der Mediceischen Venus und andere antike Hände und Füsse.

Bamberg, in der Lachmüllerschen Kunst- und Hofbuchhandl.: *Gedichte*, von *Joh. Chrysostomus Cantor*, Benedictiner zu Banz. Erster Theil. 1798. 135 S. 8. broch.

Rec. glaubt nicht schonender mit diesem Büchlein umgehen zu können, als wenn er sich gar nicht auf das einzelne einlasst, und den, wahrscheinlich noch sehr jungen Vf., nur warnt, die Uebereilung, ohne Begriffe von Poesie, ja ohne gehörige Kenntnifs der Muttersprache, dichten zu wollen und diese Gedichte in die Welt zu schicken, doch ja nicht zu wiederholen, und bis er sich wenigstens mit den Werken unserer besten Dichter vertraut gemacht hat, auch allen poetischen Uebungen zu entsagen. Die bisherigen so sehr misglückten verdienten nur wegen der Seltenheit des Falles, und der Betrachtungen, welche der Stand des Vfs. veranlasst, erwähnt zu werden. Die klösterliche Einsamkeit scheint der poetischen Begeisterung so günstig, und diese gewährt einen so unschuldigen Ersatz für manche Entsagungen, dass Rec. gern nicht glauben möchte, was ihm ein würdiger katholischer Geistlicher versicherte; ein junger Mönch, der Anlage und Neigung zur Poesie merken lasse, setze sich der Gefahr aus, übel behandelt und zurück gesetzt zu werden. So dachte man nie in Italien, wo Mönche, mit Begünstigung ihrer Obern, sogar die Malerey und andere Künste häufig übten; und auch in Deutschland wurde im vorigen Jahrhundert ein *Jacob Balde* seines dichterischen Geistes wegen von seinem Orden und seiner Kirche gewifs vorzüglich geehrt. Das Klosterleben kann sich nicht besser rechtfertigen, als dadurch, dass es sich mit der Entfaltung der edelsten Talente verträgt; und warum sollte man nicht darauf bedacht seyn, die Poesie zur Verherrlichung des katholischen Glaubens anzuwenden? In vielen, demselben eigenen, Ansichten des Evangeliums, kirchlichen Ueberlieferungen und Geschichten der Heiligen liegt der Keim einer so schönen sinnlichen Mystik, dass der protestantische Dichter dem katholischen diese Gegenstände beneiden muss, und versucht seyn würde, sie selbst zu behandeln, wenn ihm in seinem Kreise eine gleich ansprechende Stimmung entgegen käme.

Digitized by Google

Halle, b. Kümmel d. Aelt.: *Journal für Prediger.* 30ter Bd. 3. 4. St. 31ter Bd. 1. 2. 3. 4. St. 32ter Bd. 1. 2. 3. St. 1790. 4. St. 33ter Bd. 1—4. Stück. 1797. 34ter Bd. 1. 2. St. 1798. 8. (jedes Stück 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

Ebend., b. Ebend.: *Neues Journal für Prediger.* 10ter Bd. 3. 4. St. 11ter Bd. 1—4. St. 12ter Bd. 1—3. St. 1796. 4. St. 13ter Bd. 1—4. St. 1797. 14ter Bd. 1. 2. St. 1798. 8. (jedes Stück 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Neubrandenburg*, gedr. b. Korb: *Beschreibung eines neulich bey Neubrandenburg gefundenen wendischen Monuments* mit historischen Erläuterungen zur nähern *Bestimmung des alten Rhetra*: von *J. C. P. Kortüm*, Pastor prim. in Neubrand. 1798. 45 S. 8. — Bey dem Umgraben eines Platzes in Neubrandenburg, auf dem ein Haus niedergerissen war, und der nun zu einem Garten eingerichtet werden sollte, entdeckten die Arbeiter, ungefähr in der Tiefe eines halben Fusses, eine Art von Gewölbe und in demselben ein Loch. Das Ganze stellte einen Brenn- oder Schmelzofen dar. Er stand in einer Tiefe von sieben bis acht Fuss in lockerm Sande, dessen Länge etwa acht, die Breite aber zwey bis drey Fuss betrug. Die Mündung stellte einen von Backsteinen spitz zugewölbten Schwibbogen dar, und ein ähnlicher befand sich am Ende des Herdes. Die gemessene Höhe der Schwibbogen war zwey, die Länge des Herdes drey Fuss. Am Ende desselben unter dem hintersten Bogen zeigte sich eine kleine Vertiefung, die mit zu dem eigentlichen Ofen gehörte und unmittelbar an die hintere Aussenwand des Gewölbes grenzte. Oben durch die Decke war wahrscheinlich ein Loch gegangen, um den Luftzug zu befördern. Vor der Mündung des Ofens und weiter rückwärts fand sich eine, von Feldsteinen ausgemauerte, zirkelförmige Mündung in gleicher Höhe mit dem Herde des Ofens, die mit demselben in Verbindung stand und in der wohl ein ziemlich grosser Braukessel stehen konnte. Bey dem Aufräumen fand man, theils zerstreut, theils neben einander, einzelne rothgebrannte und grün glasurte Scherben, unter denen zwey halbe Schilder von gebranntem Thon, mit grünen, ziemlich gut modellirten, Figuren männlicher Körper bis zur Brust waren; einzelne Stücke gegossenen Eisens; in der ausgemauerten Mündung vor dem Ofen Scherben von Urnen, und, ausser Kohlen, Fischschuppen u. dgl. Ribben und Wirbelknochen, wahrscheinlich von einem Pferde; eine mittelmässige, breite, vorn schräg zugespitzte, Schneiderschere und ein Stückchen eines durchsichtigen, seidenem Flore ähnlichen, sehr wohl erhaltenen, Gewebes; endlich ein Stück von einem bebauenen Feldsteine, in der Form eines Beils. Der Vf. hält diesen Ofen für einen *ächt wendischen Schmelzofen*, der vielleicht auch zum Brennen oder zur Austrocknung der Urnen gebraucht worden. Nach seiner Ueberzeugung war er zum Schmelzen des Metalls bestimmt, und es wurden darin alle Götzenbilder, die in dem Tempel zu Rhetra aufgestellt wurden, und alle heiligen Geräthe gegossen; denn das bestrittene *Rhetra* habe am *Ende* der Tollensee, wo der eigentliche Fluss, die Tollense, ihren Anfang nimmt, gelegen, folglich in der Gegend, *wo Neubrandenburg steht*, und man müsse den Tempel, wenn nicht auf eben der Landzunge, auf welcher der Ofen gefunden worden, doch wenigstens nicht gar zu weit von demselben suchen. Die zu Prillwitz ehemals gefundenen, von *Masch* beschriebenen, Alterthümer haben nicht da eigentlich zu Hause gehört, sondern seyen zur Zeit der Kriegsunruhen dahin gerettet und vergraben. Rec. will die Gründe für diese Behauptungen nicht ausheben, zumal da die Abhandlung selbst klein, folglich wohlfeil ist, und da er aus vielerley Ursachen Bedenken trägt, an dem unlängst wieder (in der *Monatschrift von und für Mecklenburg*) erneuerten Streite über die Lage von Rhetra Theil zu nehmen. Doch glaubt er, einen Grund hier anzeigen zu müssen, den der Vf. erst nach dem Abdrucke gefunden und in einem Schreiben an die Herausgeber dieser Zeitung angeführt hat. Dieser ist von „einem, in der herzoglichen Sammlung wendischer Alterthümer befindlichen Feldsteine, etwa zwölf Zoll lang, fünf breit, sechs hoch, hergenommen. Auf demselben ist ein Büffelskopf, mit dem Vogel des Radegast oben darauf, eingehauen. Unter demselben hat ein kleines metallenes Schild gelegen, das, wenn ich nicht irre, (sagt er) auch in der Potockischen Reise abgezeichnet worden, mit der Aufschrift: *Crive. Radegast. Rhetra.* Diese Stücke sind etwa vor zwanzig Jahren hier auf dem neubrandenburgschen Felde beym Umpflügen gefunden worden, und reden sehr stark für jene Hypothese." (Gegen die (S. 31.) angegebene Ableitung des Namens: *Rhetra*, von dem plattdeutschen Worte: *Reet, Riet*, (Rohr, Schilff,) als wenn er Rohr- oder Schildorf, Rohrstadt etc. bedeute, muss Rec. bemerken, dass jenes Wort gewiss nicht, wie der Vf. meynt, Wendisch gewesen, und aus dieser Sprache in der Niedersächsischen beybehalten worden sey. Dieser Schluss ist überhaupt äusserst trüglich. *Hreod* hiess schon in dem alten sächsischen Dialekte das, was der Engländer *reed*, der Plattdeutsche *Reet*, *Riet*, der Holländer *riet* etc. nennt: und in den Ueberbleibseln des Dialektes der ehemaligen Wenden in der Grafschaft Dannenberg finden sich für: *Schilff* nur die drey, unter sich verschiedenen, Benennungen: *czelpiö*, *rudegisenik* und *röfen*; für: *Rohr* aber *draßinatz*, *draßöye*, und für: *Sumpf*, *Morast*, das Wort: *poré*.) Der Schluss enthält die Nachricht, dass die von *Masch* beschriebenen und bisher zu Ratzeburg aufbewahrten wendischen Alterthümer, auf Befehl des jetztregierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, nach Hohenzieritz gebracht worden sind, und dass die edelsten, gehaltreichsten, entscheidendsten Stücke darunter noch fehlen, indem sie sich in engem Gewahrsam des Hn. Sponholz zu Neubrandenburg befinden. (Diese, oder wenigstens viele davon, hat der Graf *Potocki* in seinem *voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe* (s. A. L. Z. 1798. Nr. 327.) beschrieben und in Kupfer abbilden lassen.) Wir haben also über die Wirklichkeit dieses, fast unbegreiflichen, Umstandes jetzt einen Zeugen mehr: aber Hr. Kortüm lässt sich zur des Rec. Bedauern eben so wenig, als vor ihm Potocki, über die Gründe des Besitzers zu einer solchen Sperre aus. Man merkt blos aus den Worten: „*ex infernis nulla redemtio.*" und: „nur die kommende Generation darf sich „die Erfüllung dieses Wunsches versprechen," wie unbillig strenge sie seyn müsse.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BATH, b. Cruttwell und LONDON, b. Dilly: *The history of the Puritans, or Protestant Non-Conformists, from the Reformation to the Act of Toleration in the Reign of King William, in the Year 1688.*, containing an account of their principles, their attemts for a further reformation in the Church, their sufferings, and the lives and characters of their principal Divines, by *Dan. Neal*; a *new edition*, revised, corrected and enlarged by *Joshua Toulmin*, D. D. Vol. I. 1793. 63 u. 524 S. Vol. II. 1794. 32 u. 574 S. Vol. III. 1795. 17 u. 534 S. Vol. IV. 1796. 32 u. 652 S. Vol. V. 1797. 16 u. 132 u. 218 S. 8. (15 Rthl.)

Die Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert nahm in England einen ganz andern Gang, und führte daher auch zu etwas andern Resultaten, als in andern Ländern, welche den Protestantismus angenommen haben. Sie begann während der langen Regierung des despotischen und grämlichen Heinrichs VIII., dessen wunderliche Launen oft wechselten. Er beraubte zwar den Pabst seiner bisherigen Macht und alles Einflusses in England, indem er sich selbst zum einheimischen Pabst, oder wie er es nannte, zum Haupt der Kirche von England machte, und auf diesen Titel stolzer und eifersüchtiger, als auf keinen andern, war; aber in der hierarchischen Kirchenverfassung, in dem Ceremonienwesen, und selbst in der Lehre gestattete er nicht leicht eine Veränderung, wofern er nicht irgend einen Vortheil davon für sich selbst hoffte. Auf jeden Fall blieb alles der Willkühr des Despoten überlassen, von welcher der Gegner der Messe eben so viel als der Zweifler an dem kirchlichen Supremat des Königs zu fürchten hatte. Sein minderjähriger Nachfolger Eduard war zwar der protestantischen Lehre mit Wärme ergeben, und that für ihre Verbreitung sehr viel; aber das Recht der Krone, in Sachen der Kirche und Religion alles nach ihrer Willkühr anzuordnen, ward auch hier behauptet. In andern Ländern erklärte sich zuerst das Volk und die Geistlichkeit für die neue Lehre, und dann erst traten die Regenten hinzu, um die Majorität des Volks bey der von ihm angenommenen Lehre gegen die Anmassungen der Hierarchie zu schützen. In England hingegen ward die Reformation unter Eduard von oben herab verfügt, ungeachtet der grösere Theil des Volks und selbst der Clerisey noch nicht dafür stimmte, und wirklich noch keine Empfänglichkeit dazu hatte. An die Rechte des Privaturtheils und der Gewissensfreyheit ward noch weniger als anderwärts gedacht, und der Kirchenglaube nebst der Form der äussern Religionsübung ward aufs genaueste mit der Politik verwebt. Nach dem Modell, welches die Machthabenden, ihren eignen Einsichten gemäss, aufstellten, sollte jedermann sich formen, und wer über die vorgezeichnete Grenzlinie der Reformation einen Schritt hinausging, ward eben sowohl für einen strafbaren Uebertreter der Gesetze des Staats angesehen, als welcher einen Schritt hinter derselben zurückblieb. Allgemeine Einförmigkeit war der Zweck, auf den man hinarbeitete. Die Strenge, mit welcher man selbst bey minderwichtigen Dingen, z. B. bey der Amtskleidung der Geistlichen, auf Gleichförmigkeit drang; veranlasste zuerst den Unterschied zwischen Conformisten und Nonconformisten. Man war zwar damals Willens, in der Folge wohl noch zu einigen weitern Reformen zu schreiten; aber die Regierung wollte selbst das Signal zu jeder geben, und den Punct bestimmen, wie weit sie greifen dürfte. Hätte der junge König länger gelebt, so wäre wahrscheinlich noch vieles Gute eingeführt wordon, obgleich freylich nicht auf dem Wege, den die ächten Grundsätze des Protestantismus vorzeichnen. Weil nun das Volk und selbst die Anhänger der Reformation durch eine solche Behandlung gewöhnt worden waren, über ihre religiösen und kirchlichen Angelegenheiten Befehle der Regierung zu erwarten, und diesen mit aller Resignation sich zu fügen, so ward es nach Eduards frühem Tod der bigotten Maria desto leichter, durch ihre blutdürstigen Diener das kaum angefangene Werk in kurzem beynahe zu vernichten, und die Autorität des Pabstes nebst allen Lehren und Gebräuchen der römischen Kirche wieder herzustellen. Sie hatte ja nur zu befehlen; und da die Ungehorsamen nicht nur Ketzer, sondern auch schlechte Unterthanen und Rebellen waren, so empörte es desto weniger, wenn man sie zum Scheiterhaufen führen sah. Gleichwohl schlug Elisabeth, die blutdürstige Grausamkeit abgerechnet, denselben, wenigstens den von Eduard betretenen Weg ein, als sie endlich dem Protestantismus ein entschiedenes Uebergewicht verschaffte und sicherte. Sie machte ihr kirchliches Supremat durchaus geltend, brachte alle Bischöfe und Geistliche in Abhängigkeit von der Krone, liess nach ihrem Willen, und oft nach ihrer individuellen Einsicht oder Neigung, über die Artikel des Kirchenglaubens, die Liturgie, die Ceremonien und die Verwaltung der Kirchenzucht Ge-

fetze geben, und gebot, dafs jedermann fich hiernach richten und eine vollkommene Gleichförmigkeit in den kirchlichen Formularen, Gebräuchen, Amtskleidern u. dgl. beobachten folle. Dies fanden viele unleidlich, die in der Schweiz und anderwärts eine fimplere Form des Cultus und eine Kirchenverfaffung ohne Bifchöfe kennen gelernt hatten. Ihnen fchien vieles, was in der engliſchen Kirche geſetzlich vorgeſchrieben war, unnütz, zweckwidrig, abergläubiſch und wenigſtens, wegen ſeiner Abſtammung aus dem Pabſtthum, verdächtig. Sie verlangten eine *reinere* Form des öffentlichen Gottesdienſtes, und eine Kirchenverfaſſung, die ſich dem Muſter des *reineren* chriſtlichen Alterthums mehr nähere. Davon bekamen ſie den Namen *Puritaner*. Ihre Anzahl wurde ſehr beträchtlich; ſie ſpalteten ſich aber wieder in mehrere Partheyen.

Die Geſchichte dieſer Puritaner iſt allerdings in mehreren Hinſichten merkwürdig. Nicht nur ihre religiöſen Grundſätze und kirchlichen Einrichtungen verdienen gekannt und mit denen der biſchöflichen Kirche verglichen zu werden, ſondern auch ihre abwechſelnden Schickſale, das Entgegenſtreben der getrennten kirchlichen Partheyen gegen einander, und das in verſchiedenen Perioden verſchiedene Benehmen der Episcopalen gegen ihre puritaniſchen Halbbrüder, gewähren dem aufmerkſamen Beobachter mannichfaltige Belehrung. Und da die Puritaner gemeiniglich die politiſche Freyheit eben ſo eifrig vertheidigten, als die kirchliche, und auch hierin gewöhnlich Antipoden der durch ihre Grundſätze und ihr Intereſſe näher an die Krone gebundenen Episcopalen waren; ſo ziehen ſie ſelbſt auch des Politikers Augen auf ſich.

Das vorzüglichſte und ausführlichſte Werk über die Geſchichte der Puritaner überhaupt, (denn über die Geſchichte der einzelnen Partheyen, der Baptiſten u. ſ. w. giebt es deren mehrere,) iſt bis jetzt unſtreitig das vor uns liegende von Neal, welches zuerſt in den Jahren 1732 bis 1738 in vier Octavbänden erſchien, und ſich durch ſeine Reichhaltigkeit und Genauigkeit, und durch die liberale Denkart und Mäſsigung ſeines Vfs. vortheilhaft auszeichnete. Hr. *Toulmin*, der aus mehreren Schriften als ein heller Kopf, freydenkender Mann und fleiſsiger Schriftſteller ſchon bekannt iſt, liefert hier eine neue in einigen Stellen verbeſſerte und mit vielen Zuſätzen bereicherte Ausgabe, bey deren Anzeige wir uns, da das Werk ſelbſt weit aufserhalb unſerer Grenzen liegt, blos auf eine Vergleichung mit der erſten Ausgabe einſchränken müſſen. — Jeder der drey erſten Bände enthält in der neuen Ausgabe gerade eben ſo viel als in der alten, ausgenommen, dafs die jedem einzelnen Bande beygefügt geweſenen Beylagen hier alle miteinander für den letzten aufgeſparet wurden. Dagegen füllt der vierte Band der erſten Ausgabe hier zwey Bände, theils aus der nur eben angezeigten Urſache, theils auch, weil die dort jedem Bande angehangten Regiſter hier in ein allgemeines Regiſter, das einen beträchtlichen Theil des fünften Bandes füllt, zuſammengeſchmolzen ſind. Sonſt iſt die Einrichtung des Textes unverändert geblieben, aufser dafs die auf jeder Seite der alten Ausgabe oben neben dem Columnentitel geſetzte Jahrzahl weggelaſſen iſt, (woraus aber zuweilen einige Dunkelheit entſtanden iſt, wie z. B. B. I. S. 10. wo der 19te September ohne Angabe des Jahrs vorkommt,) dafs die freylich aus der Mode gekommenen Marginalien in Inhaltsanzeigen, die vor jedem Bande ſtehen, verwandelt ſind, und dafs einige Stücke, die Neal in den Text eingeſchaltet hatte, eine bequemere Stelle in den Beylagen bekommen haben. So ſind in der neuen Ausgabe die erſte und fünfte Beylage entſtanden, die in der alten Edition Vol. I. p. 158 und 525. im Texte ſtanden. Weggelaſſen iſt, ſo viel Rec. bemerkt hat, nichts, aufser die ziemlich lange und nicht unintereſſante Nealiſche Vorrede zum dritten Bande der erſten Auflage; welches vermuthlich nur ein Verſehen iſt. — Die Toulminiſchen Zuſätze kommen in verſchiedenen Formen vor, und haben einen mannichfaltigen Inhalt. Einige ſind in den Text ſelbſt, zumal am Ende einer Erzählung von gewiſſen Begebenheiten, eingerückt, und durch Klammern kenntlich gemacht, z. B. Vol. I. p. 76 und 518. Andere beſtehen in ganzen Abſchnitten, welche neu hinzugekommen ſind, als Vol. III. p. 513 — 534. Vol. IV. p. 272 — 287. p. 469 — 528. p. 627 — 652 und Vol. V. p. 99 — 131. Andere, und zwar die meiſten, ſtehen in Form von Noten unter dem Texte, über welche, zur Bequemlichkeit der Leſer, ein eigner Conſpectus oder eine Inhaltsanzeige jedem Bande vorgeſetzt iſt. Endlich ſind die Beylagen 3. 9. 11 und 12. neu, ſo wie auch Neals Lebensbeſchreibung, welche vor dem erſten Bande ſtehet, jetzt erſt hinzugeſetzt iſt. Was den *Inhalt* der Zuſätze betrifft, ſo ſind es theils *Beſtätigungen* und Vertheidigungen der Nealiſchen Angaben und Urtheile, gegen die von Maddox, Warburton, Grey und andern dagegen gemachten Einwendungen, theils Berichtigungen des Textes und der Citate, theils biographiſche Nachrichten von manchen in der Geſchichte genannten Perſonen, theils eigne Urtheile des Herausg. über Begebenheiten, Handlungsweiſen und Charaktere der handelnden Perſonen, wo ihm Neal nicht unbefangen oder nicht kräftig genug für die Sache der religiöſen oder politiſchen Freyheit geſprochen zu haben ſchien, theils endlich ausführlichere Nachrichten von einigen diſſenteriſchen Partheyen, beſonders von den Baptiſten und Quäkern, welche Neal, weil er eine Geſchichte nicht einzelner Partheyen, ſondern der Puritaner oder Nonconformiſten überhaupt liefern wollte, nur kurz und heyläufig berührte, über welche ſich aber Hr. *Toulmin* viel weitläuftiger verbreitet und ihre Vertheidigung mit Eifer übernimmt. Indeſſen haben wir doch in den Zuſätzen, welche dieſe Partheyen betreffen, nichts Neues und bisher Unbekanntes bemerkt, und Hr. *T.* geſtehet ſelbſt, dafs er vornehmlich aus *Crosby's hiſtory of the engliſh Baptiſts*, (Robinſon ſcheint nicht gebraucht zu ſeyn,) und aus

Gough's

Gough's history of the Quakers geschöpft habe. Es wird aber doch gewifs manchem lieb seyn, das Ganze der Geschichte der protestantischen Dissenter in England, selbst nach seinen einzelnen Theilen, nun vollständiger, als in der ersten Ausgabe geschehen konnte, zu übersehen. Ueberhaupt hat das Werk durch Hn. T. Bearbeitung unleugbar gewonnen, obgleich zu wünschen gewesen wäre, dafs er nicht blos neuere Hülfsmittel zu Rathe gezogen, sondern seine Aufmerksamkeit mehr auf die Quellen selbst und auf ältere Schriftsteller gewendet hätte. Noch wünschenswerther aber ist, dafs die Fortsetzung des Werks, wozu in der Vorrede Hoffnung gemacht wird, und welche die Geschichte vom Jahr 1688 an bis auf unsere Zeiten fortführen soll, bald erscheinen möge, wodurch eine in der That beträchtliche Lücke in der englischen Kirchengeschichte ausgefüllt werden würde. Uebrigens ist die neue Ausgabe mit fünf Portraits von *Neal*, D. Henry *Jeffry*, D. Alex. *Leighthon*, D. *Dod* und dem Herausg. D. *Toulmin*, geziert, von denen aber die beiden letzten in dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat, fehlen.

Rome, à la porte du Vatican. (Paris): *Lubies Theologiques*. Ouvrage posthume du *Compère Matthieu*. 162 S. 8. (14 gr.)

Den gröfsten Theil dieser theologischen Grillen des Compère Matthieu (Dulaurent) füllt eine ziemlich platte Parodie der biblischen Geschichte: die andere Hälfte enthält vorzüglich einige Todtengespräche, in denen die Wunder des neuen Testaments auf gut Bahrdtisch erklärt werden. Was diesem Werke an Witz gebricht, ist durch eine Menge plumper Obscönitäten ersetzt; so wie es überhaupt ganz das Ansehen hat, als ob das Vorgeben in der Einleitung — *la faim fait sortir le loup du bois; il ne faut des pages* — etwas mehr als Scherz sey.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Nützliche Bemerkungen für Garten- und Blumenfreunde*, gesammelt von *J. H. Albonico*, Rechtsconsulent und Rathssyndic. zu Döbeln. 6tes *Heft*. 1798. Von Bogen Gg bis Nn incl. und 7tes *Heft*. 1798. Von Bogen Oo bis Tt incl. 8. (12 gr.)

Das sechste Heft enthält folgende Abhandl.: I. *Noch etwas über Blumen und besonders Nelkenstellagen*. — Der Vf. erklärt alle *Gestelle*, so gut sie auch eingerichtet seyn mögen, für unvollkommen, und schlägt ein kleines Gebäude vor von 6 Quadratellen und 4 Ellen hoch, mit zwey Eingängen 2 Ellen breit, dessen er sich selbst mit gutem Erfolg bedienet, und hier ein Kupfer davon beygefüget hat. — II. *Von der Obstorangerie*. — Sie wird von dem Vf. aus Erfahrung vertheidiget, und er hat Recht. — III. *Fuchsia coccinea, die hochrothe Fuchsia*. — Eine Beschreibung dieser schönen Blume aus Chili und ihrer Erziehung. — IV. *Gold und Silber im Pflanzenreiche*. — Eine Beschreibung der *goldfarbigen Mittagsblume, Mesembryanthemum aureum*, deren unterste Seite der schmalen Blumenblätter eine glänzende Goldfarbe hat, und in der Sonne dem polirtesten Metalle gleicht. Ferner der *Silberbaum; Protea argentea*. Seine Blätter werfen bey einigen Sonnenschein einen blendenden Silberglanz von sich. — V. *Kritische Beschreibung des Gräflich Lindenauischen Gartens zu Machern, ohnweit Wurzen*. — Eine ungünstige Kritik, in welcher vieles übertrieben, und manches Gute übersehen worden ist. — VI. *Vom Anbau der Teltower Rübchen aufser ihrem Vaterland*. — So wenig diese Abhandl. ihrer Ueberschrift entspricht, so angenehm ist sie doch zu lesen. —

Das siebente Heft besteht aus folgenden Abhandl.: I. *Können wir nicht ohne Veredlung unsere Obstbäume erziehen?* — Die lesenswürdigen Anmerkungen des Herausg. widerlegen grofsentheils die irrigen Hypothesen des Vfs. Da aber diese Anmerkungen bey der dritten Frage: warum soll man von der bisherigen Gewohnheit (des Veredelns der Bäume) abgehen? — aufhören; so kann Rec. nicht umhin, die vorgegebene Mühsamkeit des Veredlungsgeschäftes, (des Copulirens, Oculirens, Pfropfens etc.) sowohl, als das so seltene Gerathen der Veredlungsarten zu verneinen, da es nicht nur einem Gartenfreund viel Vergnügen, sondern auch die Uebung den Meister macht, so, dafs oft von zwanzig ja funfzig veredelten Bäumchen kaum eins fehlschlägt. Was er von der mehrern Dauerhaftigkeit eines aus dem Kern erzogenen Baums sagt, ist nicht ganz unbedingt richtig. Wir haben Tausende von gut veredelten Bäumen, die hundert und zweyhundert Jahre alt sind. Dauern aber manche veredelte Bäume nicht so lange, als manche wilde Obstbäume; so wird doch ein edler Obstbaum mehr Vergnügen und ungleich mehreren Nutzen in 50 Jahren hindurch bringen, als ein saurer Holzapfelbaum in 100 ja 200 Jahren. — II. *Zwey Worte über die Veredlung der Bäume und das Schneiden der Veredlungsreiser im Winter*. — Auf die erste Frage wäre zu antworten: dafs der Baum zu der Zeit, wenn er seinen Saamen gereifet, (der erste Endzweck der Natur bey Zeitigung der Früchte) und zur Fortpflanzung tüchtig gemacht, auch seine Knospen oder Augen für die künftige Zweige dazu bereitet hat, obschon die Vegetation des Baums im Winter, (vorzüglich aber nur in warmen d. i. gelinden Wintertagen,) nicht ganz aufhört; auch hindert diese kleine Vervollkommnung nichts, die Reiser zu ihrem Endzweck auch vor Jenner, und auch wohl vor Winter zu brechen. Das alles bestätiget auch die beständige Erfahrung. Und dieses beantwortet auch gewissermafsen die andere Frage. — III. *Künstliche Vermehrung in der Saamenschule*. — Obschon nicht zu leugnen ist, dafs *bisweilen* eingesteckte Reiser auch von Aepfeln und Birnen wurzeln, so ist doch diese Vermehrung nicht allgemein anzurathen, weil sie *selten* gelingt, viel Sorgfalt und Begiefsen erfodert, und die Wurzelkrone doch selten und

langsam nach Wunsche sich bildet. — Die Vermehrung durch *Absenker* ist vorzüglicher als jene, jedoch steht sie auch dem Veredeln weit nach, und ist nur bey einigen Obstgattungen und Obstgesträuchen mit Nutzen anwendbar. — IV. *Dodecatheon meadia, die Meadische Schlüsselblume, auch Göttergabe, Götterblume genannt, (fr. Girofelle oder Primevere de Virginie:)* — ihre Beschreibung und Erziehung. — V. *Browallia elata, geradestehende Browallie.* — Eine Sommerblume aus Peru. Ihre Beschreibung. — VI. D. *J. G. Zinn's*, Prof. der Arzneygel. zu Göttingen, *Abhandl. von dem Schlafe der Pflanzen.*

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Der ehrliche Baum- und Küchengartner:* oder vollständige und deutliche Anweisung, alle Geschäfte im Baum- und Küchengarten auf eine zweckmäfsige und vortheilhafte Weise zu besorgen, als: Bäume zu erziehen, zu veredeln und von Krankheiten zu heilen: gutes und schönes Gemüse zu erziehen: den Saamen zu gewinnen: das Gartenland zu bearbeiten und zu verbessern: die schadlichen Thiere abzuhalten oder auszurotten etc. — Nebst einem *Anhang*, wie man aus Obst einen sehr guten Wein, und selbst aus faulem Obst einen guten Essig, auch aus Mohren einen süfsen Syrup verfertigen soll. — Zunächst für den Bürger und Landmann, aber auch für jeden Liebhaber und Anfänger des Gartenbaues, von *C. Fried. Schmidt.* 1793. 246 S. 8. (12 gr.)

Das Ganze dieses Werks zerfällt in vier Theile. Im Iten Th. Iten Kap. ertheilt der Vf. *allgemeinere Lehren über die Natur der Pflanzen*, ihren Bau und die Vegetation derselben. Im IIten Kap. *wie ein Gartenland beschaffen seyn müsse, und wie man seine Fehler verbessern könne.* Im IIIten Kap. handelt er *vom Düngen des Landes.* Das IVte *vom Graben, Hacken, Behaufeln und Rigolen.* Vte Kap. *vom Unkraut, und wie es vertilgt wird.*

IIter Th. *Vom Gemüsebau.* Ites Kap. *Vom Saamen der Küchengewächse.* IItes Kap. *Vom Saen und Legen der Gewächse.* IIItes Kap. *Vom Pflanzen und Umlegen der Gewächse.* IVtes Kap. *Von der eigenen Art und Natur einiger Küchenpflanzen insonderheit.* Vtes Kap. *Von der Pflege und Wartung der Küchenpflanzen.*

IIIter Th. *Von dem Baumgarten.* Ites Kap. *Wie man sich junge Stämme erziehen kann.* — Dafs der Vf. die Wurzelausläufer von Pflaumen, ja von Quitten und sogar von Johannisstämmen zur Anzucht verwirft, ist offenbar übertrieben. Und woher wollte er denn Johannis- oder Paradiesstämme für seine Baumschule bekommen? — IItes Kap. *Von Veredlung der Bäume durch Copuliren, Pfropfen und Aeugeln.* — Bey dem Copuliren erwähnt er nicht der Art, ein dünneres Reis auf einen dickern Wildling zu bringen, und scheint die neuern Gartenschriften nicht gelesen zu haben. Bey dem Pfropfen redet er blos vom Pfropfen in den Spalt, da doch das Pfropfen in die Rinde vorzüglicher ist. Uebrigens aber sind seine Anweisungen richtig, nur für den Anfänger allzukurz abgefafst. — Das IIIte Kap. *Von der übrigen Behandlung und Wartung der Bäume*, ist gut ausgeführt. Bey dem Versetzen der jungen Bäume hat der Vf. wohl recht, dafs sie nicht zu grofs und zu stark seyn sollen, nicht sowohl wegen der zurückbleibenden Wurzeln beym Ausheben, und wegen des schweren Angewöhnens an sein neues Erdreich, sondern auch wegen des nöthigen, starken Verschneidens der Kronäste, welches um so unthunlicher wird, wenn dieselbe nicht alle Frühjahr gehörig zurückgeschnitten worden, und man viel Tragholz aufkommen lassen. Hat aber ein solcher Baum geringe Holzäste, und fast lauter Fruchtholz, so wird nimmermehr ein schöner Baum daraus werden. Doch ist das noch nicht die schicklichste Stärke eines zu versetzenden Baums, wenn er in der Mitte des Schaftes einen guten Finger oder Daumen dick ist, sondern er kann unten bey der Wurzel eines Karstes oder Hackenstiels Dicke haben und nach Verhältnissen der Krone drey Finger dick seyn: aber immer kommt dabey die Beschaffenheit der Kronaste in Betracht. — IVtes Kap. *Welche Arten von Obst man vorzüglich pflanzen soll.* — Warum der Vf. statt *Kalvil* stets *Kalvill*, und statt *Passe pomme*, *Paspaun* schreibt, ist nicht abzusehen: *Kaneklol* statt *Reneklod (Reine Claude)* und *Miralelle* statt *Mirabelle*, sind wohl Druckfehler.

IVter Th. *Von den Thieren, welche dem Küchen- und Obstgarten nachtheilig sind.* — Darunter sind denn auch die schadlichen Insecten begriffen. Aber neuentdeckte bewährte Mittel wider ihre mancherley Schäden, findet man hier nicht.

Erster Anhang: Wie man einen Garten durch lebendige Hecken schützen soll. — Dabey wird erstlich des *Weifsdorns* gedacht: dann des *Mehlbeerstrauchs*, des *Saurachs* und der *Corneliuskirsche.* Allein die Belehrung darüber auf fünf Seiten ist für den Layen zu kurz und zu wenig unterrichtend; und da weder Linnéische Namen noch die mindeste Beschreibung von einem jeden Material beygefügt ist, so wird solches in vielen Ländern, da es anders benennt wird, verkannt und gar nicht verstanden. — *Zweyter Anhang: Kurze Anweisung, wie man aus seinem Obst einen guten und wohlfeilen Wein, und einen scharfen Essig gewinnen, und aus den Mohrrüben einen Saft erhalten konne, welcher die Stelle des Zuckers vertritt.* — Ein Apfel für den Durst! wie man zu sagen pflegt. Da der Vf. hiebey *Christ's* Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre benutzt hat, so hätte er doch seine Anweisung vollständiger und brauchbarer vortragen sollen. Denn der Vf. selbst scheint nie Obstwein gemacht, und die Sache nicht inne zu haben, da er sonst nicht lehren würde, die eingetragenen Aepfel bis vier Wochen lang auf Haufen liegen zu lassen, und alsdann erst zur Kelter zu bringen, vielweniger das Obst durch ein *Stampfeisen* zum Pressen zu bereiten. Der Wein von Stachelbeeren hätte für den hiesigen Landmann ganz wegbleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. April 1799.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Gebauer: *Kritiſche Abhandlungen zur philoſophiſchen Rechtslehre* von *Joh. Chriſtian Gottlieb Schaumann*. 1795. 288 S. mit dem Regiſter. 8.

Des Vf. Art zu philoſophiren iſt bekannt. Eigentlich philoſophiſchen Geiſt, helle Blicke in das Reich der Wahrheit, neue und treffende Bemerkungen, ſucht man in den Schriften des Vf. vergebens. Dagegen ſind Philoſophie aus Worten, ſpitzfindige und fruchtloſe Begriffbeſtimmungen und Unterſcheidungen die Haupteigenſchaften, an welchen man alle Producte des Hn. *S.* erkennen kann, und welche wir auch in dieſen Abhandlungen, (von denen wir eigentlich nicht begreifen können, wie ſie den Beynamen: *kritiſch*, verdienen) zu unſerem Bedauern wieder finden. — I. *Abhandlung. Ueber Freyheit und Willen.* Der Vf. iſt der Reinholdiſchen Theorie von der Freyheit des Willens zugethan, verwechſelt Willen und Willkür, Willkür und Freyheit und wird aus dem Kritiker ein Dogmatiker, indem er auch einen Willen annimmt, der ſich ſelbſtthätig (mithin als *freye* Willkür) *für* die Uebertretung des Geſetzes beſtimmt. Der Grund, aus welchem wir eine Freyheit annehmen müſſen, begründet nur das Daſeyn eines Vermögens, ſich *für* das Geſetz zu beſtimmen und durch Natururſachen *nicht neceſſitirt* zu werden. Bloſs in Beziehung auf das Geſetz iſt alſo die Freyheit *poſitiv*, in Beziehung auf Natururſachen und die Uebertretung des Sittengeſetzes iſt ſie *negativ*. — Hier kommen auch folgende Begriffe vor. §. 4. „Das was den *bewegenden* (thätigen) Grund *lebendiger* Veränderungen (giebt es auch todte Veränderungen?) des Subjects enthält, nennen wir einen Trieb.“ §. 8. „Die in einem Gegenſtande enthaltene Luſt ſchöpfen (in ſich aufnehmen), heiſst *genieſſen*.“ — II. *Ueber Moralität.* Der Vf. beſtimmt hier den Unterſchied zwiſchen Legalität und Moralität, und ſtellt den Satz: *dein Wollen ſey gewiſſenhaft;* als allgemeine Formel des moraliſchen Geſetzes auf. III. *Ueber Verbindlichkeit und Pflicht. Verbindlichkeit* iſt dem Vf. §. 3. die Beſtimmung einer Perſon, daſs ihr eine freye (von ihrem Willen abhängende) That von dem Geſetze, als nothwendig, vorgeſtellt wird: *Pflicht* hingegen (§. 4.) die Beſtimmung einer Perſon, daſs ihr eine freye That von dem *moraliſchen* Geſetze, als nothwendig vorgeſtellt wird. — *Obliegenheiten* ſind die Verbindlichkeiten und Pflichten in ſo ferne, als uns durch ſie und mit ihnen von Geſetzes wegen etwas *auferlegt* iſt. (!!) Hierauf werden die verſchiedenen Arten der Verbindlichkeiten nach den vier Momenten der Categorien auseinandergeſetzt. Am beſten hat uns die Beſtimmung der verſchiedenen Kriterien der vollkommnen und unvollkommnen Pflichten gefallen. — IV. *Ueber das Recht überhaupt.* Der Vf. unterſcheidet folgende Bedeutungen des Worts Recht. 1) Recht im *weiteſten Sinne* iſt etwas ſo ferne es irgend einem Dinge gemäſs iſt, 2) Recht im *engeren* Sinne, was *moraliſchen* Geſetzen gemäſs iſt, was ſo iſt, wie es ſeyn *ſoll* und *darf*. 3) Recht im *engſten* Sinne, was den moraliſchen Geſetzen gemäſs, *möglich* iſt. Wer ſieht nicht, daſs Hr. *S.* hier das *Recht* (jus) mit dem rechten (recto) verwechſelt? Er ſagt zwar §. 18. „Mit gutem Grunde macht man unter Recht im *objectiven* und *ſubjectiven* Sinne einen Unterſchied und verſteht unter dem erſteren (erſten) das, in Betreff deſſen man darf: unter den letzteren (letzten) aber, das *Dürfen*, das *Vermögen* zu dürfen ſelbſt. Dieſes iſt es, welches man auch *ein Recht* (jus) nennt“ etc. Allein unter ſeinem Recht im weiteſten Sinne iſt doch auch, wie er ſelbſt bemerkt, das *phyſiſch*-rechte enthalten, d. i. dasjenige, was Naturgeſetzen gemäſs iſt. Wer kann nun wohl dieſe phyſiſche Möglichkeit *ein Recht* nennen? Eben dies gilt von dem ſogenannten moraliſch-rechten. Was den moraliſchen Geſetzen gemäſs iſt, iſt zwar *recht;* aber noch gar nicht ein Recht, dieſes wird nur durch äuſsere Geſetze beſtimmt. Höchſt ſonderbar kommt es uns noch vor, daſs Hr. *S.* ſogar das Phyſiſch-*Nothwendige* als Unterart des Phyſiſch-Rechten; und das Moraliſch-*Nothwendige* (Pflicht, Sollen) als Unterart des Moraliſch-Rechten aufſtellt. Weder recht noch Recht hat die *Nothwendigkeit* einer Handlung zum Merkmal. Nothwendigkeit iſt nur das Merkmal des Geſetzes; recht aber bedeutet immer nur den Nicht-Widerſpruch gegen eine geſetzliche Nothwendigkeit, mithin ſowohl im phyſiſchen als im moraliſchen Sinne, eine geſetzliche *Möglichkeit*. — Ueberhaupt können die Beſtimmungen und Unterſcheidungen dieſes Aufſatzes wohl dem Grammatiker, aber nicht viel dem Philoſophen nützlich ſeyn. V. *Ueber die verſchiedenen Arten des Rechts.* Hier werden die Rechte, ſo wie in der 3ten Abhandlung die Verbindlichkeiten, nach den 4 Momenten der Categorien unterſchieden. VI. — *Ueber die auf Recht und Unrecht ſich beziehenden Willensrichtungen.* Dieſer Aufſatz gehört nicht zur Rechtslehre, ſondern zur Moral. Es ſollen hier die Begriffe der allgemeinſten Tugenden und Untugenden aus Principien beſtimmt werden. Die Cardinaltugend iſt dem Vf. die

Rechtſchaffenheit, welche in der Richtung des Willens beſteht, nach welcher man *ausſchlieſsend* an dem Geſetze der Sittlichkeit hält. Die erſte Folge der Rechtſchaffenheit iſt die *Gerechtigkeit*, welche in die *ächte* oder *unächte* Gerechtigkeit zerfällt, je nachdem ſie die vollkommnen Verbindlichkeiten aus Pflicht und Gewiſſen, oder aus heteronomiſchen Gründen erfüllt. Die zweyte Folge der Rechtſchaffenheit iſt *Güte*. Alle Untugenden vereinigen ſich in der *Schlechtigkeit*, d. i. derjenigen Geſinnung, nach welcher man weder das vollkommne, noch unvollkommne Recht achtet. VII. *Ueber das Fundament des Naturrechts in einem Schriftwechſel zwiſchen Hn. Heydenreich und dem Vf.* — Hr. *S.* hatte Hn. *Hs.* Naturrecht in der ſtaatswiſſenſchaftlichen und juriſtiſchen Literatur recenſirt und hier die Gültigkeit der relativen Deduction bezweifelt. Hr. *H.* erhob ſich dagegen in den Originalideen 2ter Bd. und Hr. *S.* ſucht ſich nun hier wieder zu rechtfertigen. Klage, Replik und Duplik findet man zuſammen abgedruckt und wir geſtehen, daſs wir in den Erinnerungen *gegen* jene relative Rechtsdeduction im Weſentlichen völlig einſtimmig denken. — VIII. *Ueber den Grundſatz des Naturrechts.* Der Vf. geht hier von dem Satz: *ich lebe*, als dem höchſten Princip der Transcendentalphiloſophie aus. „Der höchſte Grundſatz *aller* Philoſophie, ſagt der Vf. §. 10. iſt der Satz des *Seyns* — der *theoretiſchen* der *Satz des Bewuſstſeyns* — der *praktiſchen* der *Satz des Lebens.*" *Leben* heiſst ihm aber (§. 14.), nach der Realiſirung von Vorſtellungen ſtreben, weswegen er denn (§. 15.) 1) ein Vermögen zu *Vorſtellungen* und 2) ein Vermögen, nach der *Realiſirung* von Vorſtellungen zu *ſtreben*, (*Begehrungsvermögen*) als Bedingungen des Lebens aufſtellt. Hierauf kommt der Vf. zu dem Sittengeſetz, deſſen Formel §. 25. ſo lautet: *du ſollſt dein Leben, unabhängig von Luſt und Unluſt, dem Geſetz gemäſs, formen*, oder: du *ſollſt dein Leben nach Recht und nicht nach Luſt formen.* (!!) Der oberſte Grundſatz des Naturrechts heiſst §. 34.: *du haſt ein vollkommnes Recht, als ein freyes Naturweſen in der Sinnenwelt zu exiſtiren.* Dieſer beſtimmt 1) den Grundſatz des abſoluten Naturrechts: *du haſt ein vollkommnes Recht, als ein freyes Naturweſen in der Sinnenwelt zu leben; alſo auch die Befugniſs, allen Einſchränkungen deiner Freyheit entgegen zu ſtreben*, 2) das hypothetiſche Naturrecht: *du haſt ein vollkommnes Recht, die Sinnenwelt deiner Freyheit gemäſs zu beſtimmen.* Dieſer beſtimmt wieder a) den Grundſatz des Sachenrechts: *du haſt ein vollkommnes Recht, den nicht freyen Theil der Sinnenwelt deiner Freyheit gemäſs zu beſtimmen* (zu formen) b) des Perſonenrechts: *du haſt ein vollkommnes Recht, den freyen Theil der Sinnenwelt deiner Freyheit gemäſs, auf eine ſeiner Freyheit nicht widerſtreitende Art zu beſtimmen.* — Am Ende dieſes Aufſatzes freut ſich der Vf. auſserordentlich, in dem Sprichwort: *Leben und Leben laſſen*, einen Beſtätigungsgrund jener *ſtrengen*, transcendentalen Unterſuchungen gefunden zu haben. IX. *Ueber Publicität und Preſsheit.* Enthält nichts neues und der Bemerkung werthes. Denn ein paar neue Worte und Formeln ſind doch wohl der Wiſſenſchaft ziemlich gleichgültig. Aber das iſt eine ganz neue Erfindung des Hn. *S.* durch den bloſsen *Accent* Begriffe zu unterſcheiden. Der Vf. unterſcheidet nämlich §. 4. *Preſs*-Freyheit und Preſs-*Freyheit*. Unter *Preſs*-Freyheit verſteht er das Vermögen, Begebenheiten und Urtheile durch den Druck bekannt zu machen; unter Preſs-*Freyheit*, das Vermögen, durch den Druck bekannt zu machen *was man will.* X. *Ueber die natürliche Gültigkeit der Teſtamente in Beziehung auf Hn. Heydenreichs Teſtamentenlehre.* Die Gründe, mit welchen Hr. *S.* hier die natürliche Gültigkeit der Teſtamente beſtreitet, ſind weder an ſich richtig, noch klar auseinandergeſetzt, und das eigentliche πρωτον ψευδος in der Heydenreichiſchen Vorſtellungsart wird ganz unberührt gelaſſen. XI. *Einige Gedanken über den Zweck des Staats und die Verfaſſung politiſcher Volksſchriften.* Hr. *S.* zeigt, daſs nicht Glückſeligkeit, ſondern Sicherheit der Rechte Zweck des Staats ſey, und daſs eine Volksſchrift, welche Zufriedenheit mit der beſtehenden bürgerlichen Ordnung verbreiten ſolle, folgende Eigenſchaften haben müſſe: ſie müſſe den Leſer aus allgemein gültigen Principien über ſeine Menſchenrechte und Menſchenpflichten belehren; müſſe die Nothwendigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft zur Beſchirmung der Menſchenrechte entwickeln; das Ideal eines Staats entwerfen; und *endlich* durch eine treue Beſchreibung des Staats *quaeſtionis* zeigen, daſs derſelbe jenem Ideal, ſo weit es Menſchen möglich iſt, entſpreche. Die drey letzten Puncte könnten vielleicht zu den Eigenſchaften einer ſolchen Schrift gezählt werden. Daſs man aber den groſsen Haufen aus *allgemeingeltenden* Principien, (die eben darum philoſophiſche und ſtrengerwieſene Principien ſeyn müſſen,) über ſeine Rechte und Pflichten belehren ſolle und *könne*, davon wird ſich Niemand überzeugen, der auſser der Schule auch noch Welt und Menſchen kennt. Der Pöbel hat nicht die Kraft ſich zu ſolchen Gedanken zu erheben, und jene Principien können ſich nicht zu ſeiner Schwäche herablaſſen, ohne aufzuhören, philoſophiſche und allgemeingültige Principien zu ſeyn. Wäre aber auch beides möglich, ſo werden doch dieſe Grundſätze auf ſeine Neigungen und ſeinen Willen keinen Einfluſs haben, welches doch gerade die Abſicht ſolcher Schriften ſeyn ſollte. Durch Begriffe und Grundſätze hat noch Niemand den groſsen Haufen gelenkt. In ſeinem Gefühl, ſeinen Neigungen und ſeinen Vorurtheilen liegen die Triebfedern zu ſeinem Handeln. Wer aber über dieſe Triebfedern erhaben und der wohlthätigen Wärme reiner Wahrheit fähig iſt, der gehört nicht zum groſsen Haufen und der bedarf *dieſer* Schriften nicht, um ſich ſelbſt kennen zu lernen, und die beſtehende Ordnung ſeines Staats zu lieben. XII. *Grundlage zu einer Theorie der bürgerlichen Strafen.* Einem Streben entgegenſtreben heiſst *zwingen* im *weiteſten* Sinne des Worts. Zwingen im *engſten* Sinn, heiſst einem *willkürlichen Streben* entgegenſtreben. Dieſer

Zwang

Zwang ist *innerlich*, sofern das Ich sich selbst seiner Willkür zuwider (??) bestimmt; *äusserlich*, in wieferne ein Nicht-Ich das Ich seiner Willkür zuwider bestimmt. *Züchtigung* ist Zwang zur *Zurechtweisung* der Willkür, und ist entweder eine *positive* oder *negative*, je nachdem sie entweder die Willkür nicht blofs dazu bestimmt, dafs sie von dem bezüchtigten Streben abstehen, sondern sich auch zu einem andern Streben bestimmen, oder nur darauf geht, dafs das bezüchtigte Streben ferner nicht sey. Die Züchtigung durch *Anregung* heifst *Rüge;* die Züchtigung zur blofsen *Abschreckung* ist Strafe. — Dies ist die Hauptsumme dieser Theorie, die Hr. *S.* in der Vorrede der prüfenden Aufmerksamkeit empfiehlt, welche sich aber weder durch Bündigkeit noch durch Neuheit auszeichnet. Denn schon lange vor Hn. *S.* hat man dies Strafe genannt, ob man gleich nicht von einer Züchtigung — zur Abschreckung, sondern nur von der Zufügung eines Uebels zur Verhütung künftiger neuer Verbrechen (vermittelst der Prävention) gesprochen hat. — Unter der Eintheilung der Strafe findet sich auch eine Eintheilung in *problematische* und *assertorische* Strafen, von welcher wir den Nutzen im geringsten nicht begreifen können. Unter einer *problematischen* Strafe versteht der Vf. eine Strafe, welche zu irgend einer Zeit zur Abschreckung züchtigen kann; unter assertorischer aber, eine solche, die zu einer bestimmten Zeit dies wirklich thut! — In dem zweyten Abschnitte dieses Aufsatzes, welcher die Theorie der *bürgerlichen* Strafen enthalten soll, haben wir auch nicht das geringste, was einer Theorie ähnlich sehe, gefunden. Der Vf. affectirt hier den Orator gegen das Elend der Zuchthäuser, der Gefängnisse etc. und diese Declamationen machen mit den dürren Begriffen, neben welchen sie stehen, einen ganz sonderbaren, beynahe lächerlichen Contrast. XIII. *Ueber die Todesstrafen.* Der Vf. bemerkt, dafs man bey dem Streit über die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen den eigentlichen Streitpunct unbestimmt gelassen und nicht darauf gemerkt habe, dafs in derselben von Strafe die Rede sey. Das Recht, aus dem Grund der Nothwehr einem Verbrecher das Leben zu nehmen, sey allerdings gegründet; aber nicht das Recht mit dem Tode zu *strafen*. Dafs man das Recht der Zufügung eines Uebels aus dem Vertheidigungsrecht, von der Zufügung desselben, aus einen Strafrecht unterscheiden müsse, ist allerdings gegründet. Allein jene Vertheidiger oder Gegner der Todesstrafen, welche Hr. *S.* meynt, waren darin vollkommen consequent, dafs sie ihre Argumente auf die *Vertheidigung* vor dem Verbrecher richteten, da sie fast insgesammt (wie *Schall*, *Feder*, *Runde*, *Barkhausen* und viele andere) das Strafrecht überhaupt, von dem Vertheidigungsrecht nicht unterschieden zu können glauben. Uebrigens sind die Gründe, aus welchem Hr. *S.* die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen leugnet, in dem Satze S. 250. enthalten. „Wenn ich das unverlierbare und unveräufserliche Recht habe, als ein *freyes* Wesen (Person, Selbstzweck) auf dieser Sinnenwelt zu existiren; so habe ich auch ein *unverlierbares* und *unveräufserliches* Recht auf die erste *Bedingung* dieses Rechts, *mein Leben*." Der Schlufs ist falsch. *Wer existirt*, ist freylich als vernünftiges Wesen nothwendig *frey:* aber darum ist es noch nicht rechtlich nothwendig, *dafs man lebe*, um frey zu seyn. Ist dieser Schlufs richtig; so ist alle Aufopferung des Lebens selbst für die edelsten Zwecke der Tugend eine Verletzung der Gesetze der Gerechtigkeit und mithin sowohl innerlich als äufserlich unrecht. Auch ist jenes Argument viel zu weit und aus ihm müfste nicht blofs auf die Rechtswidrigkeit der Todesstrafen, sondern aller Strafen überhaupt geschlossen werden. Hr. *S.* appellirt aufserdem noch an den gesunden Verstand und an das *reine Gefühl*. „Man versetze sich nur, oder gehe hin an die Richtstätte, wo Galgen oder Rad einen Menschen zum Spiel des Windes und zur Beute der Vögel gemacht haben, und frage sich im Angesichte dieses Schauspiels, ob es wohl *recht* sey, den *Herrn der Schöpfung* zu einer *Speise der Raben* — eine über alles erhabene *Person* zu der niedrigsten *Sache* — zum Scheufal der Menschen — zum Spiel der Thiere — zu machen?" Hr. *S.* wählt hier zur Erforschung des *reinen Gefühls*, eine Aussicht, bey welcher es wohl am wenigsten *rein* seyn kann. Das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht bedarf keiner exaltirten Phantasie eines solchen Anblicks, und alles, was sich unter solchen Bedingungen in uns regt, mufs wenigstens für höchstverdachtig gehalten werden. Wie wenig aber überhaupt der gesunde Verstand der Theorie von der Unrechtmäfsigkeit der Todesstrafen das Wort rede, sieht man schon daraus, dafs noch kein Verbrecher sich aus natürlichem Gefühl gegen ein durch das Gesetz ihm zuerkanntes Todesurtheil erhoben hat: obgleich hier der Selbstliebe und so vielen ihr untergeordneten Triebfedern die entgegengesetzte Theorie widerspricht. Die Verbrecher suchten nur dem Gesetz sich zu entziehen; nie aber es selbst für ungerecht zu erklären. Man frage einen Mörder, der nun nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft werden soll; ob er nicht diese Strafe für gerecht halte? Und er wird ohne Bedenken gestehen, dafs ihm *sein Recht geschehe*. XIV. *Ueber die Rechtsverhältnisse zwischen Aeltern und Kindern.* Das eigne und neue in diesem Aufsatz besteht aus Mikrologieen und Spielereyen mit Einfallen, die, weil sie mit philosophischer Mine vorgetragen sind, ziemlich lächerlich werden. So wird es §. 11. unter die vollkommnen Pflichten des Vaters gezählt, *Sorge für die Stätte* zu tragen, wo die Mutter gebähren und das Kind liegen kann; so wird §. 11. die Mutter, welche nicht ihr Kind säugen will, für *undankbar* gegen das Kind erklärt, weil sie durch dieses von einer mühseligen Bürde und von den Wehen erlöfst worden ist. Der Einfall des Vf. der Beyträge zu Ber. d. U. d. P. etc. dafs die Rechte des Kindes mit dem *ersten Weinen* anfingen, wird §. 13. mit allem Ernste widerlegt. Für seine Meynung, dafs das Kind als berechtigtes Subject betracht werden müsse, sobald die *erste Spur*

von seinem Leben im Mutterleibe wahrgenommen wird, führt er auch das als einen Beweis an, dafs „die Natur dafür gesorgt habe, dafs durch die Dehnung des mütterlichen Schooses das Daseyn eines Menschen in demselben *der ganzen Welt* kund werde.“ Nach §. 16. haben die Aeltern darum ein *ausschliefsendes* Recht auf ihre Kinder, weil sie die rechtliche Präsumtion für sich haben, die Rechte des Kindes, (in der Zeugung, Empfängnifs, Geburt) occupirt zu haben. XV. *Philosophisches Fragment über den politischen Despotismus.* — Hier werden die Begriffe und die Kriterien des Despotismus festgesetzt.

HALLE, in der Rengerschen Buchh.: *Beyträge zum Naturrecht.* Erste Sammlung 1794. 80 S. Zweyte Sammlung. 1794. 94 S. 8.

„Die Philosophen konnten bisher zum positiven Recht nicht herunter, die Juristen zum Naturrecht nicht hinaufkommen, und zwischen beiden war eine Lücke, deren Ausfüllung nach gerade unter die unauflosbaren Probleme des menschlichen Verstandes gesetzt werden wollte. Ich schmeichle mir, dies Problem nicht nur gelöst, sondern auch das Naturrecht sowohl auf das, was es nur ist, zurückgebracht, als auch auf das, was es mit ist, verbreitet, sein Daseyn a priori in dem Reiche der Wissenschaften begründet, und a posteriori durch die Untersuchung der Natur anderwärtsher nicht erklärbarer Gegenstände bewiesen, seinen Daseynsgrund, seinen Erkenntnifsgrund und Grundsatz gefunden, und endlich seine Uebereinstimmung mit den Grundbestandtheilen alles positiven Rechts dargelegt zu haben.“ — So erklärt sich der Vf. selbst in der Vorrede über diese Beyträge, welche nur einstweilen die Materialien zu dem grofsen Gebäude liefern sollen, mit dem er in Zukunft das Publikum zu beschenken verspricht. Die Versprechungen sind allerdings sehr grofs, und ihre Erfüllung wäre äufserst wichtig. Allein ein Schriftsteller, der so volltönig von der wirklichen Erfüllung solcher Verheifsungen spricht, mufs schon darum, weil das gröfste Verdienst immer auch das bescheidenste ist, ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen sich erwecken. Und dieses Vorurtheil hat sich uns denn auch bey Lesung dieser Schrift so sehr bestätigt, dafs wir in allem Ernste verflucht waren, dieses Product für *Schönbergerische* Weisheit zu halten. Von der Vereinigung des natürlichen Rechts mit dem positiven haben wir nirgends auch nur die geringste Spur gefunden. Das Ganze besteht aus abstrusen, halbverdaueten Speculationen, die in einer barbarischen, philosophischen Tiefsinn affectirenden Sprache vorgetragen, sowohl die Vernunft als den guten Geschmack beleidigen. Manchmal stofst man auf einige gute, oder doch halbwahre Gedanken, die aber viel zu unbedeutend und zu selten sind, als dafs sie dieser Schrift auch nur den Rang eines mittelmäfsigen Products verdienen könnten. — Die Abhandlungen, welche hier vorkommen sind folgende: I. *Skizze eines Systems der reinen Vernunft.* II. *Vom Daseyn.* III. *Von der Freyheit.* IV. *Von der Moral.* V. *Von den Verhältnifslehren.* VI. *Vom Recht unter den Menschen.* VII. *Vergleichung der Moral, der Verhältnifslehren und des Rechts unter den Menschen.* VIII. *Ueber Recht und Unrecht.* IX. *Allgemeine Beschaffenheit des Naturrechts und der daran grenzenden Wissenschaften.* X. *Analyse des positiven Rechts.* XI. *Von der Entäufserung.* XII. *Von der Zueignung.* XIII. *Von den Verletzungen oder vom Unrecht.* XIV. *Ueber den Büchernachdruck.* XV. *Von den Gegenverletzungen oder vom Recht.* XVI. *Von den Verträgen, zufolge des äufsern reinen bloßen Rechts.* XVII. *Skizze des äufsern reinen bloßen Rechts unter den Menschen.*

Bey der Moral, sagt er, müsse ein objectives und subjectives Principium unterschieden werden. „Ihr eignes inneres Principium das objective moralische Principium bestehe in der reinen höchsten Vernunft.“ Das höchste subjective Principium sey die Vervollkommnung, welche durch den Satz ausgedruckt werden könne: unvollkommnes Wesen suche dich zu vervollkommnen oder der höchsten Vernunft zu nähern. Von diesem Princip müfsten die Principien der *Verhältnifslehre* unterschieden werden. „Die Erwägung der Beschränkung unsers Subjects in Form überführt uns, dafs wir nicht selbstständig, und nicht Selbstursache unsers Ichs seyen. Dies erzeugt die Vorstellung einer anderweitigen Ursache, und aus dem Bezogenwerden desselben auf das Geschöpf, entspringe der Begriff ihres Verhältnisses zu einander.“ Daher nun die Verhältnifslehre, welche folgende Grundsatze aufzuweisen hat: 1) *handle der Abhängigkeit von deinem Schöpfer gemäfs*, 2) *befördere das Wohl alles einzelnen in der Schöpfung*, 3) *handle den gegebnen Verhältnissen gemäfs.* Der Grundsatz des Naturrechts wird S. 41. Erste Samml. folgendermafsen deducirt und bestimmt. „Aus dem Begriff der Gleichartigkeit entspringt, wenn sich zwey gleichartige Dinge in ihren Wirkungen auf einander, besonders aber zwey gleichartige, körperlich aufeinander wirken könnende, Dinge in ihren von uns näher erkennbaren, körperlichen Wirkungen auf einander beziehn, nicht die Vorstellung eines obern Einflusses des einen auf das andere, sondern vielmehr die Vorstellung einer zwischen ihnen statt findenden Ruhe (*quod erat demonstrandum*), und der Begriff der Ruhe zwischen gleichartigen Dingen, und also auch insbesondere zwischen Menschen, ist der Erkenntnifsgrund des Rechts, und zwar der eigenthümliche Erkenntnifsgrund, weil er aus dem eigenthümlichen Daseynsgrunde hergenommen worden, und in der That sowohl alle Gegenstände des Rechts mit umfafst, als auch die einzigen Gegenstände des Rechts nur umfafst.“ Aus diesem Erkenntnifsgrunde entspringt nun die Regel: 1) *diese Ruhe ist zu erhalten.* 2) *Diese Ruhe ist nicht zu stören.* 3) *Gestörte Ruhe ist wieder herzustellen.* — Dies wird hinreichend seyn, unser obiges Urtheil zu rechtfertigen und uns einer ausführlichen Kritik zu überheben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. April 1799.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Annalen der Rechte des Menſchen, des Bürgers und der Völker.* Herausgegeben vom Profeſſor *Schmalz* in Königsberg. Erſtes Heft. 88 S. Zweytes Heft. 181 S. 1795. 8.

In einer Periode, wo eine Wiſſenſchaft von ſo vielen Köpfen und mit ſo groſsem Intereſſe Gegenſtand der Unterſuchung wird, wie in unſern Tagen das Naturrecht, iſt eine periodiſche Schrift, welche ihren Unterſuchungen offen ſteht, gewifs ein ſehr dringendes Bedürfnifs. Nicht alle haben die Muſse oder die Fähigkeit, ſich über das Ganze oder wichtige Theile deſſelben mit Glück zu verbreiten; ſind aber doch glücklich genug, durch einzelne Beyträge, auf welche ſie ihr Nachdenken leitete, an dem Gebäude der Wiſſenſchaft arbeiten zu können. Auch bieten ſich ja dem, welcher die ganze Wiſſenſchaft umfaſst, gar oft Bemerkungen, Berichtigungen, vielleicht auch blofs Einfälle dar, die zur Ausbildung des Ganzen wenigſtens beytragen, oder auch auf Entdeckungen führen können; aber doch nicht von dem Umfange ſind, dafs ſie in einer beſondern Schrift dem Publicum vorgelegt werden könnten. Mangelt es nun an einem ſolchen Gedankenarchiv; ſo gehen entweder dieſe Gedanken verloren, und dies iſt ein Verluſt für die Wiſſenſchaft, oder es mufs um jener paar Gedanken willen ein ganzes Syſtem aufgebaut werden, und damit iſt denn der Wiſſenſchaft nicht viel gedient. Vorliegende Annalen waren daher ſchon in dieſer Rückſicht der Aufmunterung des Publicums werth, und verdienten ſie noch mehr wegen ihres Gehalts und ihrer Form, durch welche ſie billig auf ein gröſseres Publicum Anſpruch machen konnten. Mannichfaltigkeit der Aufſätze, Gründlichkeit verbunden mit Popularität und gefälliger Darſtellung machen ſie zu einer eben ſo unterrichtenden, als unterhaltenden Lectüre. Um ſo mehr iſt es zu bedauern und zu verwundern, dafs ſie ſchon mit dieſen zwey Stücken geſchloſſen ſind. — Die Aufſätze zerfallen in drey Rubriken und haben entweder die Unterſuchung der Menſchheitsrechte, oder die Geſchichte derſelben, oder die neueſte Literatur des Naturrechts zum Gegenſtande. Es ſind folgende: — *Bemerkungen zur Beantwortung der Fragen über das Verhältniſs der Politik zur Moral.* — Die Fragen über die Moral des Staats, ob auch ihn die Geſetze der Vernunft, wie den Privatmann verbinden? ob nicht hier die Moral ſelbſt von ihren eigenen Geſetzen Ausnahmen nothwendig mache, und das Wohl des Staats und die Pflicht dieſes zu erreichen und zu befördern ſelbſt die Geſetze der Gerechtigkeit verändere? Alle dieſe, ſowohl für die Theorie, als für die Praxis äuſserſt wichtigen Fragen, konnten vor der Kantiſchen Moralreform unmöglich befriedigend beantwortet werden. Wie unendlich und wie verwickelt ſind nicht hier die Schwierigkeiten, ſobald man was immer für ein heteronomiſches Moralprincip annimmt, und hieraus jene Probleme zu löſen verſucht! Man mufs dann entweder geradezu die Moral der Politik unterordnen und das *utile* zum Maafsſtab des *honeſti* erheben; oder man mufs, wie *Garve*, eingeſtehen, dafs ein völlig befriedigendes und entſcheidendes Reſultat noch nicht gefunden, und auch nicht leicht zu finden ſey. Nach der reinen Moral iſt die Entſcheidung ſogleich gegeben. Die Geſetze der Vernunft ſind von den Regeln der Klugheit und das Gute von dem Nützlichen unterſchieden. Was nicht als allgemeines Geſetz beſtehen kann, iſt unerlaubt, und wenn es auch noch ſo nützlich wäre. Der Staat iſt nun aber auch ein verpflichtetes Subject, ſo wie er ein berechtigtes Subject iſt: denn er iſt eine moraliſche Perſon, eine durch den gemeinen Willen vereinigte collective Einheit von phyſiſchen Perſonen; für ihn haben daher auch die Vernunftgebote dieſelbe Gültigkeit und Nothwendigkeit, ob ſie gleich hier oft eine andere Materie haben. Dies iſt auch im Ganzen die Art, wie Hr. *S.* dieſe Frage beantwortet. Sehr ſcharfſinnig ſetzt er die Natur der myſtiſchen Perſönlichkeit auseinander, und macht dann den ſehr richtigen Schluſs, dafs die Behauptung, der Staat habe keine Pflichten, nichts anders heifse, als die *einzelnen Glieder* deſſelben überhaupt wären, in *Hinſicht ihres geſammten Willens*, von jenen Pflichten entbunden. Irrig aber iſt es, wenn der Vf. dem Staat nur vollkommne Pflichten auflegt, und behauptet „dafs Staaten, wie alle moraliſche Perſonen, gegen einander keine *unvollkommnen* Pflichten haben.“ Die Gründe, womit Hr. *S.* dieſe Behauptung unterſtützt, ſind keine andern als die: dafs die Nation einem *Regenten* nur die Wahl der Mittel zum Zweck des Staats übertrage, und mithin dieſer nur das Recht und die Pflicht habe, den Zweck ſeiner Geſellſchaft, keineswegs aber die Zwecke der Auswärtigen zu befördern. — Dies iſt allerdings richtig, ſo weit es von dem *Regenten* gilt; aber es iſt ja hier von dem *Staate* die Rede, der in den durch den gemeinen Willen vereinigten Einzelnen ſelbſt beſteht, und auf welchen von dem Regenten in dieſer Rückſicht gar kein Schluſs gültig iſt. Der Regent, der nur Repräſen-

ſentant des Staats in Hinſicht auf die Wahl der Mittel zu dem Geſellſchaftszwecke iſt, darf daher freylich nicht für die Zwecke auswärtiger Staaten bloſs aus oberherrlicher Macht die Kräfte des Staats verwenden. Aber der Staat ſelbſt iſt dazu wohl berechtigt, und auch, ſo weit dies ohne Verletzung des Rechts geſchehen kann, verpflichtet, eben weil der Gemeinwille der vereinigte Wille der *Einzelnen* iſt. — *Ueber das Recht der Stimme bey neuen Conſtitutionen des Staats.* Der Vf. ſucht hier zu zeigen, dafs die Grundeigenthümer allein bey der Verfertigung einer Conſtitution das Recht der Stimme haben, und zwar weil ſie urſprünglich allein den Staatsvertrag geſchloſſen *haben* (wo iſt das hiſtoriſche Document, aus dem wir dieſes beweiſen?) weil ſie allein Herren des Territoriums ſind, und weil ſie allein die Laſten des Staats tragen. Die Hauptbaſis jenes Satzes iſt, wie man ſieht, das phyſiokratiſche Syſtem und die bekannte Behauptung des Vfs., auf die wir ſchon (A. L. Z. 1798. Nr. 243.) Rückſicht genommen haben, nämlich dafs Grundeigenthum zum Weſen des Staats gehöre, und daher nur der Grundeigenthümer Bürger ſeyn könne. Wir holen zur Würdigung dieſer Behauptung nur noch die Bemerkung nach, dafs zu dem Weſen des Staats nur die abſolut nothwendigen Bedingungen eines rechtlichen Zuſtandes aufgenommen werden können; ſonſt verirren wir uns aus dem Staatsrecht in das Gebiet der Staatspolitik. Wir können daher und müſſen die ſogenannten Gewalten zum Weſen des Staats rechnen; weil, ſobald wir dieſe Gewalten aufheben, auch ſogleich der Staat aufgehoben iſt, und ohne ſie die Errichtung des rechtlichen Zuſtandes nicht gedacht werden kann. Aber werden wir nicht offenbar Politiker, wenn wir, wie Hr. *S.* §. 11. argumentiren: „Nur der Ackerbau knüpft Menſchen an einen väterlichen Boden, und indem er ihnen ein Vaterland giebt, macht er auch, dafs dem Wortbruch an der Geſellſchaft ſchnell ſeine Strafe folgen könne. Denn der Eigenthümer der Aecker kann der Strafe dieſes Wortbruchs nicht ohne Verluſt alles des ſeinigen entfliehen.“ Was iſt hiemit anders erwieſen, als es iſt ſehr *nützlich* (mithin den Regeln der Klugheit gemäfs), dafs nur zwiſchen Ackerbauern der Staatsvertrag errichtet ſey? Kann man ſich etwa ohne dieſes einen Staat nicht denken, oder iſt dies die einzige Bedingung der *Möglichkeit* eines Staats? Nimmt man dieſe Methode zu argumentiren als gültig an; ſo iſt es ſehr leicht zu beweiſen, dafs nur Inſulaner, die kein Bauholz zu Schiffen haben, und nicht ſchwimmen können den Staatsvertrag errichten können. Denn nur dieſe ſind ganz feſt an den Staat gebunden, während die bloſsen Ackerbauer ſich doch ſeiner Gewalt entziehen können, ſobald ſie nur ihr Grundſtück zurück laſſen wollen. — *Die Freyheit des Bürgers.* Hr. *S.* ſagt hier zuerſt, was Freyheit *nicht* ſey, und geht dann zu der Behauptung über, dafs die Freyheit des Bürgers darin beſtehe, wenn er nur zu dem Zweck des Staats beſtimmt werde. Dies iſt freylich *ein Theil* der bürgerlichen Freyheit; wo ſie nicht iſt, da iſt der Bürger Sklave, weil er zu Zwecken beſtimmt wird, die er nicht gewählt hat, und der Oberherr Deſpot, weil er die (Namen-) Bürger zu ſolchen beliebigen Zwecken beſtimmt. Aber jenes macht noch nicht *vollſtändig* das Weſen der bürgerlichen Freyheit aus. Der Oberherr darf noch nicht alles das, wodurch er nur die Bürger nicht gegen den Zweck des Staats beſtimmt. Er darf auch nicht die Beſchränkung der Rechte ſelbſt als Mittel zu dem Staatszwecke wählen, die dem Bürger in den Grundverträgen *nothwendig* vorbehalten worden ſind. Dieſe ſind die ſogenannten *Rechte der Menſchheit*, welche das Object keines Vertrags werden können, und daher auch ſtillſchweigend, aber nothwendig, von dem Unterwerfungsvertrage ausgenommen ſind. Da nun alle Rechte des Oberherrn durch den Unterwerfungsvertrag beſtimmt werden; ſo iſt jener zugleich durch unveräuſserliche Menſchheitsrechte in ſeiner Gewalt beſchränkt, und kann, ohne Deſpot zu ſeyn, die Bürger eben ſo wenig zu andern Zwecken, aufser dem geſellſchaftlichen, beſtimmen, als er dieſe Rechte, es ſey nun um des Staatszwecks oder um anderer Zwecke willen, aufheben oder beſchränken kann. — *Moraliſch-politiſche Betrachtungen über die Ehe.* Ein Aufſatz, den wir mit dem gröſsten Vergnügen geleſen haben. Von mehreren treffenden, eben ſo ſchön gedachten als geſagten Bemerkungen, nur einige zum Beyſpiele: S. 35. „Die Liebe betrachtet ihren Gegenſtand nicht als bloſses Mittel, ſondern als Zweck. Sie will nicht mehr genieſsen, als Genufs geben. Daher erwirbt ſich auch die innige eheliche Liebe allenthalben Achtung, wo wir ſie finden; darum wurde ſie allenthalben als heilig, ſelbſt der älterlichen und kindlichen Liebe vorgeſetzt. Sie lodert nicht in raſchen Aufwallungen, dörret nicht durch ein ſchädliches Feuer die Kräfte unſers edlern Selbſt aus, ſondern ruhig, aber ſtark bis in den Tod, hebt und ſtärkt ſie uns, und giebt unſerm Herzen das ſanfte Licht, die wohlthätige Wärme, in welchen Arbeiten und Tugenden gedeihen.“ S. 131. „Je leichter die Verführung zu einem Verbrechen wird, ſey es durch die Reize des Verbrechers, ſey es durch die Schwäche des Thäters, deſto zweckmäſsiger iſt, dafs der Geſetzgeber mit gröſserer Strenge ein Gegengewicht in die andere Waagſchale lege. (Wir empfehlen dieſe Bemerkung unſern Criminal-Politikern, beſonders aber unſern Criminaliſten. Sie dürfte von wichtigen Folgen für die Lehre von der Imputation, von Milderungs- und Schärfungsgründen etc. ſeyn.) Freylich alſo mufs dieſe Strenge des Geſetzgebers mehr gegen das weibliche Geſchlecht gerichtet ſeyn, je ungewiſſer der männliche Verbrecher iſt, je leichter er durch Leugnen ſich der Ahndung des Geſetzes entziehen könne. Auch iſt wirklich auf Seiten der Weiber die gröſsere Immoralität. Den gröſsten Wüſtling erwärmt der Arm eines keuſchen Weibes. Aber ein wollüſtiges Weib wird ſelbſt eines edleren Mannes ſpotten.“ — So richtig hier die erſten Sätze ſind, ſo wenig können wir doch dem Vf. in ſeine Behauptung der grö-

fsern *Immoralität* des Weibes einstimmen. Sie kann äufserlich ſtrafbarer ſeyn, wenn auch ihre Immoralität, die Zurechnung ihrer Handlung nach innern, moraliſchen Principien geringer iſt. Beides ſind zwey völlig von einander verſchiedene Arten der Strafbarkeit, und wir können daher mit dem Vf. in dem erſten übereinſtimmen, ohne ihm darum das letzte zugeben zu müſſen. Das *wollüſtige* Weib iſt freylich unmoraliſcher, als der wollüſtige Mann; aber darum iſt das *verführte* Weib noch nicht ſtrafbarer, als der Verführer. Der Beweis iſt hier alſo enger als das zu beweiſende. — Uebrigens ſind hier die bekannten Ideen des Vfs. über den Begriff, den Zweck und die rechtliche Gültigkeit der Ehe ausführlicher entwickelt. — *Numa und Petrus.* Ein unvollendeter, aber trefflicher Aufſatz, in welchem der Vf. eine Vergleichung der *heidniſchen* und *chriſtlichen* Religion anſtellt, worin die Vergleichung ganz zum Nachtheil der erſten und ganz zum Vortheil der letzten ausfällt. Jene iſt dem Vf. eine bloſs *ſinnliche* Religion, da ſie kein moraliſches Bedürfniſs befriedigt; dieſe allein eine moraliſche, weil ſie Gott als moraliſchen Richter und Geſetzgeber darſtellt. Römer und Griechen dachten ihre Götter nur als Geiſter, welche auf das Glück und Unglück der Menſchen einen wichtigen Einfluſs hätten; niemals als moraliſche Geſetzgeber und Richter. Nur zufällig kam bisweilen eine moraliſche Beziehung heraus. Juno beſtraft den Ehebruch; aber nicht als Ehebruch, ſondern wegen der Verletzung ihrer Schutzherrlichkeit. Daher hatte auch ihr Gottesdienſt keine Belehrung über die moraliſchen Verhältniſſe der Menſchen zu Gott, oder wenigſtens Verſinnlichung derſelben zum Zweck. Nur durch äuſsere Reize ſollte der Bürger an die Religion und dadurch an den Staat, deſſen Religion ſie war, geknüpft oder die *Macht* der ſchützenden Gottheit durch die Feſte verſinnlicht werden. Durch die Opfer ſollten nicht etwa die Mängel der Moralität gedeckt und die Gottheit wegen der Sünden verſöhnt werden. Wenn die Opfer je etwas verſöhnen ſollten, ſo war das nicht Immoralität, ſondern Impietät. — Dieſer Religion ſteht die chriſtliche contradictoriſch gegenüber. Sie befriedigt alle moraliſchen Bedürfniſſe des Menſchen, ſie ſtellt Gott als moraliſchen Geſetzgeber und Richter auf, zeigt Belohnungen der Tugend in einem andern Leben, aber nicht als Bewegungsgründe, ſondern lediglich als Folgen der Tugend. — Es kann hier der Ort nicht ſeyn, dieſe Vorſtellungsart, welche im Ganzen gewiſs richtig iſt, zu prüfen, und das, was etwa auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig ſeyn ſollte, ausführlich zu berichtigen. Wir wollen es der Theologie überlaſſen, zu unterſuchen: ob chriſtliche Religion eine *rein*-moraliſche Religion ſey? und den Philologen: ob nicht die Götter der alten Welt, bey allen Menſchlichkeiten, die ſie hatten, der Moralität, wenn auch nicht alles, doch viel geweſen ſeyn? Aber gewiſs läſst ſich das im voraus vermuthen, dafs keine Religion ohne *alle* moraliſche Beziehung ſey. Denn woher alle Religionen? woher der Glaube an Dämonen und Götter? In dem menſchlichen Geiſte muſs er doch gegründet ſeyn, weil er ſo allgemein iſt. Ein ſolcher Grund iſt freylich auch ſchon die Beſchränktheit des Verſtandes und der Erfahrung, welche den Menſchen nöthigt, zu Erklärungen auffallender Phänomene, zu überſinnlichen Principien ſeine Zuflucht zu nehmen, und die Welt mit Geiſtern und Dämonen zu bevölkern. Dies iſt noch nicht Religion, und aus eben dem Grunde nicht, aus welchem auch der heidniſche Gottesdienſt, wenn er, wie Hr. *S.* will, eine bloſs *ſinnliche* Beziehung hat, nicht Religion genannt werden kann. Aber der rohe Menſch darf in der Cultur nur noch um einige Schritte fortgerückt ſeyn, ſo wird mit dem klaren Bewuſstſeyn ſittlicher Geſetze zugleich das praktiſche Bedürfniſs erwachen, für welches er nur in dem eigentlich religiöſen Glauben die Befriedigung finden, welchen er aber leicht an jene Erzeugniſſe der bloſs theoretiſchen Vernunft, die er raffinirt und veredelt, knüpfen kann. So entſteht zwar keine lautere Religion, aber doch *Religion*, die ſich mit zunehmender Cultur immer mehr von ſinnlichen Beymiſchungen läutert, und zwar nicht *bloſs* auf das moraliſche Bedürfniſs gerichtet iſt, aber doch gewiſs moraliſche Beziehung hat. — Was Hr. *S.* von den Opfern ſagt, iſt offenbar falſch. Sie waren nicht bloſs Sühnopfer für die Verſündigung, ſondern auch *Dankopfer*, und wurden zum Theil auch als ein Tribut betrachtet, den man der höhern Vollkommenheit dieſer höhern Weſen ſchuldig ſey. Und iſt dies nicht ſchon ein Beweis für die moraliſche Tendenz des Heydenthums? — Auf keinen Fall aber kann man daraus die Folgerung des Hn. *S.* ziehen, dafs nämlich nur eine moraliſche Religion eine Kirche begründen, nur eine moraliſche Cultur die Glieder, welche ſich zu demſelben vereinigen, unter einander rechtlich binden könne. Wenn es denn auch wahr iſt, dafs *pflichtwidrige* Verſprechen keine rechtliche Gültigkeit haben, iſt denn eine ſinnliche Religion geradezu pflichtwidrig? Sie iſt höchſtens *nicht-moraliſch:* und muſs denn etwa ein rechtlich gültiger Vertrag ſchlechterdings auf moraliſche Zwecke gerichtet ſeyn? Hier liegt alſo entweder eine falſche Vorausſetzung, oder eine unrichtige Folgerung zum Grunde. — *Ueber den natürlichen Grund der Erbfolge.* Auch Hr. *S.* geht bey Widerlegung der Gültigkeit der Teſtamente nicht von den richtigen Principien aus. Er ſtützt ſich, wie die meiſten, darauf, dafs alle Sachen urſprünglich gemeinſchaftlich ſeyen; dafs ſie mit dem Tode eines jeden Beſitzers wieder herrenlos werden müſſen, und dafs ja ohnehin eine bloſse Erklärung kein Recht begründen könne. Hr. *S.* ſpricht, aus denſelben Gründen, gleichfalls den Erbverträgen die rechtliche Gültigkeit ab. — *Ariſtoteles über Revolutionen.* Eine Ueberſetzung des 5ten Buchs von Ariſtoteles Politik. Vorliegende Ueberſetzung iſt flieſsender, als die Schloſſer'ſche, dieſe aber iſt treuer und bey weitem richtiger.

Digitized by Google

Schmalz.
S. 137 und 138.

Oligarchien entſtehen, weil man Vorzüge in einer Sache auf alle Sachen ausdehnen, und zum Beyſpiel wegen vorzüglichen Vermögens allenthalben Vorzüge will. Dort fodern gleiche Menſchen eine allgemeine Gleichheit, hier Menſchen mit Vorzügen allenthalben Vorzüge; und jeder Vorzug iſt Ungleichheit.

Schloſſer.
II. Abthl. S. 123 und 124.

Die Oligarchien entſtanden, weil ſie glaubten: wegen eines Unterſchiedes in Einem dürfte nun nichts mehr gleich ſeyn: weil nämlich ihr Reichthum gröſser iſt; ſo glauben ſie, wer ihnen darin nicht gleich ſey, ſey es in Nichts. — So wie man nun eben von beiden Seiten auf dieſe Weiſe dachte, ſo glaubten jene: weil alle gleich waren, müſsten ſie auch an allem gleichen Antheil haben; dieſe aber meynten: weil ſie in etwas von andern verſchieden waren, dürften ſie ſich auch in allem eines mehrern anmaſsen; denn Mehr iſt ungleich.

Die Stelle: *εἰς δὲ τὴν Ἡλιαίαν ἐπιτηδείως ἔχει, ἐπὶ τῷ ἀντῷ πολιτεύματι, βαδίζειν τὰς ἀρχάς, ὅταν ἐπιψηφίζεται ἀρχή τις*, überſetzt Hr. S. ganz unrichtig und unverſtändlich: So iſt es in Athen nothwendig, daſs in der Heliäa *Magiſtratsperſonen in Aemtern zuweilen, wenn zu einem obrigkeitlichen Amte gültig gewählt werden ſoll.* — *Hyper-Metapolitik.* Gute Bemerkungen über die Behauptung, Bildung zur Freyheit ſey der Entzweck der Staaten, und moraliſche Vervollkommnung das Ziel aller Begebenheiten. Aber ob nicht die Philoſophie, ob nicht ſelbſt die Geſchichte, der unſer Vf. alle Beweiskraft für das letzte abſpricht, gegen ihn manches zu erinnern habe? wollen wir nicht entſcheiden. — Aufser einer Recenſion von Schlözers allgemeinem Staatsrecht und den vermiſchten Bemerkungen über Activ- und Paſſivhandel, über Theorie und Praxis etc. finden ſich auch zwey hiſtoriſche Aufſätze: *Tiberius* und *Gracchus*, und: *die Jahrbücher unſers Zeitalters*, von welchen der letzte unvollendet iſt.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Beyträge zur Kritik des Schulunterrichts.* Herausgegeben von *Carl Friedr. Ilgner. Zweytes Stück.* 1797. 180 S. (12 gr.) *Drittes Stück.* 1798. 155 S. 8. (8 gr.)

Der Kritik des Schulunterrichts ſteht ein weites Feld offen, um deſſen Bearbeitung der Vf. angefangen hat ſich ſehr verdient zu machen. Die Aufſätze in den vor uns liegenden Stücken ſind folgende: 1) Fortſetzung der Abhandlung über das Studium der Naturlehre auf Schulen. 2) Kritik über die Philephebiſche Schulencyklopädie, deren Sonderbarkeiten gerügt werden, ohne daſs ihr Gutes verkannt wird. 3) Ueber die Cenſurbücher, die als ſehr nützlich empfohlen werden. 4) *Fülleborn's* Selbſtanzeige ſeiner Elementarübungen in der lateiniſchen Sprache, ein ſchätzbarer Beytrag zur Begründung des lateiniſchen Elementarunterrichts. 5) Bemerkungen über den deutſchen Sprachunterricht in obern Claſſen, nebſt zwey Vorleſungen über Klopſtockſche Oden. (Sehr zweckmäſsig iſt hier analyſirt das leichtere Abſchiedsgedicht von Klopſtock an Giſeke und die ſchwerere Dithyrambe auf Hagedorn. Der Vf. dieſes Aufſatzes hatte die *kleine Meſſiade* der Schulencyklopädie noch nicht vor ſich, welche ſeinen Ideen und Wünſchen zum Theil entſpricht.) 6) Ueber die verſchiedene Natur des mündlichen und des Bücherunterrichts; eine Rede, welche der Herausg. bey der Uebernahme ſeines Schulamts gehalten hat. 7) Vertheidigung der Möglichkeit eines feſten und vollſtändigen Unterrichtsſyſtems gegen die Einwendungen eines Göttingiſchen Recenſenten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Cantburg* an der Saale, b. Hofmann u. Comp.: *Anleitung zur Abfaſſung rechtlicher Schutzſchriften.* Ein Handbuch zum Gebrauch für angehende Praktiker. Von *K. A. M.* 1798. 104 S. 8. (8 gr.) Der Vf. wollte, wie es ſcheint, die in ſeiner Advocatenpraxis gefertigten Defenſionsſchriften um gutes Geld noch einmal an den Mann bringen, und war daher ſchamlos genug, ſie hier, unter dem Titel — *einer Anleitung zur Abfaſſung rechtlicher Schutzſchriften* — abdrucken zu laſſen. Verzeihen könnte man indeſſen dieſen in unſern Tagen ſo gewöhnlichen Kunſtgriff, dem Buche ein viel verſprechendes Aushängeſchild voranzuſchicken, wenn nur die gelieferten Ausarbeitungen ſelbſt von irgend einer Seite ſich auszeichneten. Allein weder der Stoff derſelben hat einiges Intereſſe, noch erhebt ſich die Ausführung über das ganz Mittelmäſsige. Der erſte Fall betrift einen unbedeutenden Holzdiebſtahl im Walde; der zweyte, Fruchtentwendung eines Knechtes; der dritte, die einer Mutter angeſchuldigte Wiſſenſchaft und Verhelung der Schwangerſchaft ihrer Tochter; der vierte, einen Ehebruch; der fünfte, Unzucht und Kindermord. — Verwickelt iſt nicht einer dieſer Fälle, und der Vf. beſitzt eben ſo wenig die Kunſt, die Thatſachen zweckmäſsig vorzutragen, als die einſchlagenden Rechtsgrundſätze gründlich zu entwickeln. Seine Arbeiten gehören nach jeder Hinſicht in die Claſſe ſchlechter Advocatenarbeiten, wo der Mangel an Kenntnis durch einen Schwall von Worten verborgen, und nur nach dem Ausfüllen einer beträchtlichen Bogenzahl geſtrebt wird. Auch in der Literatur iſt derſelbe auffallend unwiſſend: denn nicht einmal *Hermanns* muſterhafter Verſuch einer nähern Anleitung zur gründlichen Abfaſſung der Vertheidigungsſchriften war ihm bekannt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Lesquilliez: *L'Inde en Rapport de l'Europe* par *Anquetil Duperron*. 1798. T. I. 348 S. T. II. 464 S. 8. (3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. kennt Oſtindien aus eignen Reiſen, und ſeine Schriften haben über Religion, Geſetzgebung und Alterthümer dieſes Landes manches Dunkle aufgeklärt. Wir nahmen daher dieſes Werk mit groſser Erwartung in die Hände. Bekanntſchaft mit der neuern Geſchichte Indiens und dem bisherigen Verkehr der Europäer in dieſen Ländern kann man dem Vf. eben ſo wenig, als Beleſenheit in den vorzüglichſten Schriften über dieſe Gegenſtände abſprechen; auch enthält dieſe Schrift eine Menge einzelner gründlicher oft treffender Bemerkungen. Aber wenig Leſer werden ſo geduldig ſeyn, beide Bände vom Anfang bis zu Ende durchzuleſen. Der Vf. hat, an ſtatt ſeinen Gegenſtand zu erſchöpfen, nur Materialien zu einem Werke über die bisherigen Verhältniſſe zwiſchen Indien und Europa geſammelt. Anſtatt dieſe Verhältniſſe zu beſtimmen, oder zu zeigen, in wiefern Europa oder Oſtindien durch das wechſelſeitige Verkehr gewonnen oder verloren habe, vertieft er ſich in Nebenunterſuchungen über die Anfänge des Handels, die Völkerwanderung, die oſtindiſche Geſellſchaft, die Geſchichte der Maratten, und politiſche oder mercantiliſche Hypotheſen, oder wiederholt einſeitig und ſehr parteyiſch die Geſchichte ehemaliger indiſcher Kriege, liefert aus Auszüge engliſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern, die für oder wider Handelsgeſellſchaften geſchrieben haben, oder macht Plane zu einer Erziehungsanſtalt in Paris für Leute, die nach Indien gehen, und die jetzt verfallenen franzöſiſchen Angelegenheiten wieder herſtellen ſollen. Dabey hat der Nationalhaſs gegen England, und der vor dem Siege bey Abukir allgemeine Enthuſiaſmus, die Engländer über Aegypten aus Oſtindien zu vertreiben, ſo heftig auf Plan und Ausführung der ganzen Schrift gewirkt, daſs der Vf. auſser Stande war, die Gegenſtände ruhig anzuſehen, oder getreu darzuſtellen. Ueberall wechſeln übertriebene Schilderungen, einſeitige Angaben, gelehrt ſcheinende Unterſuchungen mit Seitenſprüngen und oberflächlichen Discuſſionen ab, daſs der Leſer unaufhörlich den Zuſammenhang verliert, und aus Verdruſs über die ſeltſame Behandlung des Gegenſtandes einzelne gute politiſche oder mercantiliſche Bemerkungen überſieht.

Das Werk, welches ſchon auf dem Titel des Vf. Abſicht und Ton zur Schau trägt, und worin er unter andern *un Tableau detaillé, exact, effrayant du Machiavelliſme Anglois dans les Indes Orientales* verſpricht, iſt den Manen des Dupleix und Labourdonnayes gewidmet. Es ſollte ſchon 1782 in Lauſanne gedruckt werden; allein daran ward Hr. *A.* durch die Pariſer Polizey verhindert; jetzt opfert er es dem Publicum als ein patriotiſches Geſchenk zur beſſern Ausführung der engliſchen Landung. Auſser der vorher angeführten Darſtellung der bisherigen Verhältniſſe zwiſchen Europa und Oſtindien iſt der Zweck dieſer Schrift zu erweiſen, daſs man bisher Oſtindien ohne allen Gewinn habe benutzen wollen, daſs europäiſche Eroberungen dort von keiner Dauer ſeyn können, und daſs die Maratten, verbunden mit den unterdrückten engliſchen Unterthanen, bald die Herrſchaft der Britten am Ganges und anderswo zerſtören werden, ſo bald nur Frankreich mit Flotten und Heeren in den dortigen Gegenden erſcheint. Seine Meynung iſt, dieſe entfernten Länder bloſs für den Handel zu benutzen. Er räth daher den Directoren in Paris, die aufgehobene oſtindiſche Geſellſchaft wieder herzuſtellen, ihre Hauptlagen längſt der weſtlichen Küſte von Decan zu verlegen, und dazu wird vorzüglich Goa vorgeſchlagen, ungeachtet daſſelbe den Portugieſen gehört. Er empfiehlt ferner Emigranten und andere, die mit der jetzigen Verfaſſung unzufrieden ſind, und der Republik dermaleinſt gefährlich werden können, nach Indien zu ſenden. Er zeigt aber nicht, wie ſie hinkommen und wo ſie landen ſollen; indeſſen er hält die Maratten, weil ſie 1777 ein Bündniſs mit Frankreich ſchloſſen, noch immer für ſo anhänglich an die groſse Republik, und bereit, die neuen Reformatoren aufzunehmen. Dergleichen Vorſchläge werden in beiden Bänden nebſt andern Verhandlungen und hiſtoriſchen Thatſachen vorgetragen; doch ſo daſs im erſten das bisherige politiſche Intereſſe zwiſchen Europa und Oſtindien, im zweyten aber die bisherigen Handelsverbindungen beider Länder geſchildert werden. Unter Europa iſt aber gemeinhin Frankreich zu verſtehen.

So ausführlich auch der Vf. in der Einleitung den Plan des ganzen Werks auseinander zu ſetzen geſucht hat; ſo erlaubt uns die von ihm gewählte Ausführung ſeines Plans, die Menge des in beiden Bänden angehäuften Details, die wortreichen Wiederholungen veralteter oder allgemein bekannter Nachrichten doch nicht, ihn hier Schritt vor Schritt zu verfolgen, oder ſeine Angaben mit ſeinen Quel-

len, welches sehr häufig französische Zeitungen sind, zu vergleichen. Wir heben daher nur einzelne Proben von dem in beiden Bänden gesagten oder bemerkten aus, um unser allgemeines Urtheil zu bestätigen.

Um nur die Engländer gehässig zu machen, wird behauptet, dass sie die Längen und Breiten der neuentdeckten Südseeinseln sorgfältig verheelten, um andere Nationen von ihrer Besitznehmung abzuhalten. Er beruft sich dabey zwar auf eine Stelle in der Vorrede zu Byrons Reise um die Welt; allein kann der Herausgeber diese Bestimmungen nicht aus Gemächlichkeit weggelassen haben? Sagt er, dies sey auf Befehl der Regierung geschehen, und zeigt eben diese nicht durch die genauesten Ortsbestimmungen in den von ihr herausgegebenen Reisen *Cooks*, *Vancouvers* und anderer, dass sie weit erhaben über dergleichen Beschuldigungen ist? Dupleix Eroberungen in Decan, und sein Entwurf, Surate und Bengalen 1752 dem Kaiser von Hindostan zu entreissen, werden als grosse treffliche Unternehmungen gepriesen, aber dass England eben diese ihr von demselben Fürsten verliehene Länder 1765 besetzte, dies sind tyrannische, ungerechte Handlungen. Mit sechs Linienschiffen getraut der Vf. sich Goa und Bombay zu erobern. Beide Festungen sind jetzt gewiss in anderer Verfassung, als Hr. *A.* sie in den funfziger Jahren sahe. Das System der Maratten gegen andere indische Fürsten hat der Vf. richtig getroffen; auch sind die Händel in Puhna wegen der Peischwawürde von 1774—1778 sehr gut dargestellt, und durch mancherley Nebenumstände erläutert, die wir bey andern nicht gefunden haben. Aber dass alle Marattenfürsten jetzt nach einem System agiren sollten, ist bey dem losen Bande, das so viel schwache und mächtige Fürsten vereinigt, kaum zu glauben. Während der jetzt verstorbene Madaji Scindia, als Regent von Delhi, vor einigen Jahren die Patanen im nördlichen Hindostan, und seine Glaubensgenossen die Rasbuttenfürsten in Agimere bekriegte, hatte sich der Peischwa mit den Engländern gegen Tippo Saheb verbunden, keiner kümmerte sich über die Siege und Niederlagen des andern, und der Rajah von Berar verhielt sich bey diesen Kriegen ganz ruhig. Der Bund der zwölf Brüder 1775 vereinigte nicht, wie der Vf. meynt, alle Marattenfürsten, sondern nur die Grossen in Puhna, oder die Verwandten des jungen ermordeten Peischwa. Von dem politischen Verhältnis der Maratten gegen die Siks sagt der Vf. nichts, überhaupt wird dieses im nördlichen Hindostan jetzt so furchtbare Volk von ihm kaum erwähnt. Dass die Maratten keine Monopolisten sind, glauben wir dem Vf.; dass sie aber den Handel der Fremden begünstigen sollten, ist wider alle Erfahrung. Bey ihrer frugalen kriegerischen Lebensart kann kein Handel gedeihen; sie haben auch wirklich den ehemals wichtigen Handel von Concan gänzlich zerstört, wie die Ausfuhr von Suratte, Broach, Cambay etc. gegen vorige Zeiten beweist. Tippo Saheb ist jetzt so mächtig nicht mehr als Hr. *A.* meynt, und er scheint nichts von dem grossen Länderverlust erfahren zu haben, den der Sultan 1792 erlitt. Eben deswegen passen des Vfs. Bemerkungen nicht mehr auf die Küste Malabar. Die dortigen Fürsten sind jetzt Unterthanen und Alliirte der Engländer, oder haben, wie der schwache, hier sehr mächtig geschilderte, Zamorin von Calicut, aus ihren Reichen flüchten müssen.

Ein eigener Abschnitt behandelt die Kriege der Engländer in Ostindien von 1756 bis 1783 um zu zeigen, durch welche Mittel sie ihre Uebermacht erlangten. Gewöhnlich werden aber nur Bruchstücke geliefert, welche den Zweck dieser Schrift begünstigen, und eben daher oft sehr geringfügige Vorfälle ausgehoben. Dass die Engländer beym Ausbruch des letzten Krieges mit Frankreich den Vorsteher der französischen Factorey in Suratte gefangen nahmen, und nach Bombay brachten, erklärt Hr. *A.* für einen unverzeihlichen Bruch des Völkerrechts, ungeachtet er selber einräumt, dass Frankreich *früher* mit den Maratten sich gegen England alliirt hatte, dass diese Macht alles aufbot, die Feinde der Engländer zu vermehren, eben dieser Consul den Maratten die Festung Suratte in die Hände zu spielen suchte, und während seiner Gefangenschaft in dieser Stadt den Maratten alle Entwürfe der Engländer verrieth. Je ausführlicher der Maratten-Krieg hier beschrieben ist, desto weniger erfährt der Leser von den kriegerischen Unternehmungen in Coromandel und Malabar. Endlich wird der Tractat zu Allahabad, den Lord Clive 1765 mit dem Kaiser von Indien und dem Nabob von Auhd einging, hin und her geprüft, aber der Tractat selber nicht einmal auszugsweise mitgetheilt, daher die wenigsten einsehen werden, warum dies Fragment hier *eingerückt ist*.

Im zweyten Theil beschreibt *der Vf. den indischen* Handel, und wie dieser von mehreren Nationen getrieben wird. Er theilt darüber nur das allerbekannteste mit, schildert einige der vornehmsten europäischen Niederlassungen, und sucht zu zeigen, dass Frankreich vorzüglich die Küste Malabar besetzen müsse. Diese Discussion führt ihn zur Untersuchung der Frage, ob der Handel allgemein frey, oder von einer ausschliessenden Gesellschaft geführt werden müssen. Hierauf werden die Beantwortungen dieser Frage von mehr als dreyssig ältern und neuern Schriftstellern chronologisch excerpirt, und beantwortet, welchen zuletzt noch die Debatten über Aufhebung und Wiederherstellung der französischen ostindischen Gesellschaft von 1785—1790 angehängt sind. Er hat bey diesem Abschnitt freylich alle während des Streits publicirten Memoiren vor sich gehabt, und wir erwarteten hier wenigstens einige Belehrung über die Geschäfte dieser Gesellschaft, und wie sich ihr Alleinhandel zu dem vormals freyen indischen Handel verhielt, der ebenfalls von l'Orient aus getrieben wurde. Allein da es dem Vf. ganz an der Gabe der Darstellung fehlt, und er bey seinen Untersuchungen so leicht vom geraden Wege abgeführt wird; so haben wir in diesem Abschnitte sehr

wenig zur Aufklärung des Gegenstandes finden können.

Da der Zuwachs unserer Literatur in diesem Fache gröfstentheils aus Uebersetzungen besteht, so hat diese Schrift auch einen Uebersetzer gefunden:

Altenburg, b. Richter: *Ostindien in Hinsicht auf Europa* von *Anquetil Duperron* übersetzt von *E. G. Küster*. Erster Theil. 1799. 8.

Die Uebersetzung ist getreu und fliefsend; nur hat Hr. Küster sich bey den Namen an sein Original gehalten, welche daher manchen Lesern wie *Ponin*, Nabob von *Ud*, *Nadjef* unverständlich seyn werden. Diese hätte er entweder in den Noten erklären, oder wie es in andern deutschen Schriften über Hindostan gewöhnlich ist, Punah, Aud, Nudjof Khan schreiben müssen. Bey dem letztern, den Anquetil immer noch als lebend unter den Beschützern des Grosmoguls aufführt, hätte auch wohl bemerkt werden können, dafs er bereits 1782 in Agra eines natürlichen Todes gestorben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Magazin für das Jagd- und Forstwesen.* IV. Heft mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Nr. IV. Von S. 93 bis 124. gr. 4. (1 Rthlr)

I. *Von der Jagd überhaupt*, oder besser von der Geschichte der Jagd. Rec. hat schon beym *dritten* Hefte gezeigt, dafs diese Abhandlung für das bestimmte Publicum gewifs seinen Nutzen haben müsse, da Untersuchungen der Art selten vor die Augen der Jager kommen und noch vielweniger von denselben angestellt werden können. II. *Naturgeschichte des Luchses.* Fast wörtlich aus *Bechsteins* Naturgeschichte Deutschlands genommen. Hier hätte Rec. gewünscht, dafs Hr. Leonhardi genauer untersucht hätte, ob der gewöhnliche, bey *Buffon* und *Schreber* beschriebene und abgebildete Luchs *dieselbe Art* mit der auch in Deutschland vorkommenden und von *Bechstein* angegebenen Baycat (*Felis rufa*) des *Pennants* oder blofs eine *Varietät* sey. III. *Beschreibung verschiedener neuen zur Jagd gehörigen Geräthschaften.* Es sind Angaben zu den abgebildeten Stellhängen oder Forkeln zu hohen, mittel- und dünischen Tüchern, Ablauf-Forkeln, Hebegabeln, Biber- und Fischottergabeln, Otterhaaken, Wolfs- und Saugabeln, und einer Wildpretstrage. Sie sind aus dem Dresdner Zeughause genommen, und vielleicht manchen, der sie noch nicht kennt, und mit seinen alten vertauschen will, willkommen. IV. *Jagerbemerkungen zu dem Thier- und Vögelkalender für Obersachsen, Franken, Böhmen und Schlesien, aus eingegangenen Briefen gezogen.* Sie betreffen meist den Wiederstrich der Vögel und sind allen Dankes werth. Wenn man in dem vorigen milden Winter nur selten Spechte, Baumläufer und Spechtmeisen um die Dörfer und in den Obstgärten antraf; so ist dies bey solcher Witterung eine gewöhnliche Erscheinung, da gewöhnlich nur rauhes Wetter, hoher Schnee, dichter Baumdust und Nebel diese Vögel zu den Wohnungen der Menschen treiben. V. *Beschreibung eines Saukarren.* Aus der Zeichnung ist die Einrichtung dieses Saukarrens eher zu ersehen, als aus der Beschreibung, die zu unvollständig ist. VI. *Beantwortung einiger eingegangenen Fragen verschiedene Erfindungen in der Jagerey betreffend.* 1) Wenn bediente man sich zuerst des bedeckten Jagdwagens? Ist nicht bekannt. 2) Ist das Korbflechten überhaupt und besonders das Korbflechten aus Ruthen alt? *Ceres* soll Erfinderin seyn. Von ihr soll es der König *Celeus*, den die Griechen für den Erfinder ausgeben, gelernt haben. 3) Hat das *Kohlergericht*, welches im Hessischen gehalten werden soll, über Holzfrevel zu entscheiden? Nein. Es wird in dem *Hanau-Münsterbergischen* Dorfe *Erbstadt*, bey dem Gerichte, welches das Ab- und Zuschreiben der Güter besorgt, ein Topf voll glühender Kohlen vorgetragen. 4) Ist der Jagdspiefs eine deutsche Jägererfindung, oder war er schon den alten Jagervolkern bekannt? *Griechen* und *Römer* hatten ihn schon, und der Erfinder war ein gewisser *Pistas*. VII. *Von den Giftschwämmen.* Eine sehr gute Abhandlung, die fortgesetzt zu werden verdient. Sie kann den Jagern und durch diese den Waldbewohnern sehr nützlich werden, so wie jene dabey auch manche nützliche Bemerkung machen können, z. B. ob dieselbe blofs den Menschen, oder auch dem Wild und andern Thieren schadlich sind. Hier wird von den Fliegenschwämmen gehandelt. VIII. *Vom Rechnungswesen im Forsthaushalte und Wunsch zur Verbesserung desselben.* Das italienische oder doppelte Buchhalten soll, nach Hn. D. *Cauzler* zu Göttingen, die beste Norm seyn. IX. *Neue Beschreibung eines Habichtkorbes.* Rec. hat diese Beschreibung und den abgebildeten Fang eben nicht sehr abweichend von dem *Döbelschen* gefunden. X. *Ueber den Anbau der Pappeln überhaupt und der Carolinischen Pyramidenpappel nebst der grofsblattrigen Canadischen Pappel insbesondere.* Hr. *Leonhardi* sagt in dieser Abhandlung, deren Anfang man blofs findet: „Unter den mancherley in- und ausländischen Holzarten, die man bey dem immer allgemeiner werdenden Holzmangel bisher empfohlen hat, verdient das Pappelgeschlecht eine vorzügliche Aufmerksamkeit, theils weil verschiedene Pappeln eben so *schnell*, ja noch *schneller* als die hochgepriesene Acacie wachsen, theils weil dieselben *allgemeiner* als die wirklich schätzbare Acacie angepflanzt werden kann, theils weil sie einer *mannichfaltigern Benutzung* fähig sind." Hierin kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen. Es ist zwar an dem, dafs die Pappel als Nutzholz, ja als Baum zum innern Ausbau anwendbar ist; allein die Acacie soll dem Holzmangel, und dies ist gewöhnlich Brennholzmangel, abhelfen, und in dieser Rücksicht halten alle Pappelarten mit ihr keine Vergleichung aus. Da wo Pappeln stehen und gut wachsen können, kommen auch die Acacien gut fort. Alleen geben

sie freylich nicht; in denselben stehen aber auch die Pappeln nicht als Brennholz. Der Saamen ist auch so selten jetzt nicht mehr.

Abgebildet sind in diesem Hefte. Taf. 1) *R. Fairbrother*, ein berühmter englischer Weidmann auf der Fuchsjagd. Er sitzt auf einem grosen Engländer mit der Peitsche in der Hand und dirigirt 13 Jagdhunde, die im Gebüsch herum stöbern. 2) *Luchse*. Drey in verschiedenen Stellungen. In *Ridingers* Manier oder Copie von ihm. Rec. hat *Ridingers* Kupferwerk nicht bey der Hand, um nachschlagen zu können. 3) Forkeln zum Jagdzeug. 4) Der Saukarren. 5) Giftschwämme. 6) Habichtskorb. 7) Wahrscheinlich ein verzierter Eingang zu einem Jagdschirm, wozu aber noch keine Beschreibung da ist. Einfach und artig.

* * *

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Lese-Materialien zum Gebrauch für Schulen.* 2tes Bändch. 1797. 196 S. 8. (12 gr.) S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 30.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Berlin*, b. Rottmann: *Guter Rath an Mutter über die wichtigsten Puncte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren.* Von D. *Chr. W. Hufeland*, d. Med. ordenti. Lehrer zu Jena. 1799. 86 S. 8. Es ist ein glücklicher Gedanke des würdigen Vfs., seine Ideen über physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren hier aufs neue in einer Form ins Publicum zu bringen, durch welche sie dem Theile desselben in die Hände kommen, den sie zunächst angehen. Für Aerzte und selbst für andere Leser früherer Hufelandschen Schriften, namentlich *der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern* und der *Bemerkungen über die Blattern*, ist in der vorliegenden nicht viel Neues enthalten, ja, die ersten Abschnitte derselben sind nichts anders, als ein Abdruck des vierten Kapitels im Anhange zu der zweyten Auflage der Bemerkungen über die Blattern. Da aber diese Bemerkungen eigentlich nur für Aerzte bestimmt sind und so nur einem kleinen Theile des Publicums, welchem jenes vierte Kapitel am unmittelbarsten nützlich werden kann, bekannt werden, so kann Hr. *H.* auf den Dank recht vieler guten Mütter rechnen, dass er sie hier über einen der wichtigsten Gegenstände ihrer Bestimmung belehrt. Das Publicum kennt übrigens des Vfs. Lehrart und Vortrag schon zu gut, als dass wir es hier erst zu versichern brauchten, dass auch in dieser Schrift der Vortrag vollkommen dazu geeignet sey, dem Inhalte Eingang zu verschaffen.

So gros und unleugbar die Fortschritte sind, welche Vernunft und Cultur in unsern Tagen in der Behandlung der Kinder bewirkt haben; so existiren doch noch gewisse Irrthümer und Lücken in der Behandlung, die den nachtheiligsten Einfluss haben, und um so gefahrlicher sind, da sie gewöhnlich gar nicht dafür erkannt und ganz übersehen werden. Auf einige derselben aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie man sie vermeiden könne, ist Hn. *H's.* gegenwärtige Absicht. Einer der wichtigsten und unerkanntesten Fehler ist der, dass man zwar vieles von der neuern verbesserten Erziehung der Kinder annimmt, aber in manchen, Stücken aus Unwissenheit oder missverstandener Zärtlichkeit dem alten Systeme noch treu bleibt; woraus denn eine Ungleichheit und Disharmonie in den verschiedenen Puncten der Behandlung entsteht, die nicht anders als sehr nachtheilig für das Kind seyn kann. Diese Contraste haben die höchst unangenehme Folge, dass das Gute, was der abhärtende stärkende Eindruck bewirkt hatte, durch den entgegengesetzten wieder aufgehoben wird, und was noch schlimmer ist, dass jener sogar gefährlich und schädlich werden kann, weil die Natur immer gehindert wird, sich daran zu gewöhnen. „Man glaubt nicht, sagt der Vf., wie viel darauf ankommt, bey der ersten Erziehung (wenn ich so sagen darf) in einem Tone zu bleiben, und die Natur nicht, wie so häufig geschieht, durch eine ewige Mischung von entgegengesetzten Eindrücken, von Verzärtelung und Abhärtung, irre zu machen." Den auffallendsten Contrast und einen Hauptgrund mannichfaltiger Uebel findet Hr. H. in dem Missverhältnisse, das gewöhnlich zwischen der Behandlung der Kinder im ersten halben oder ganzen Jahre und der nachfolgenden herrscht. Anstatt dass man gleich vom Anfang an den Zuschnitt zu einer härtern und naturgemässern Erziehung machen sollte, geschieht es häufig, ja es ist der gewöhnlichste Fall, dass man die Kinder das erste Jahr hindurch recht warm und zärtlich hält, ihre Fasern aufs äusserste erschlafft, und gegen jeden Eindruck empfindlich macht, und nun, sobald es zu lauten anfängt, ganz plötzlich den Uebergang in ein kaltes und luftiges Leben wagt, und wohl gar einem solchen armen und verzärtelten Geschöpfe zumuthet, es dem kleinen Russen nachzumachen. Was kann hier von anders die Folge seyn, als dass durch dies einjährige *Treibhausleben* der Grund zur Schwäche für das ganze künftige Leben gelegt, und dass durch diese Verwöhnung der nachmalige Uebergang zu einem härtern Leben ein höchst gefährlicher Schritt wird. Man sagt: die harte Erziehung passt noch nicht auf das zarte erste Kindesalter, und man hat Recht, wenn man sie in ihrem ganzen Umfange versteht. Aber man sollte doch nicht gerade das Gegentheil thun; man sollte die Modificationen aufsuchen, in denen sie auch für dieses Zeitalter anwendbar zu machen ist, man sollte wenigstens den Körper schon darauf vorbereiten.

Um diese Lücken auszufüllen, handelt Hr. H. in dieser Schrift vom kalten Waschen, von lauen Bädern, vom täglichen Luftbade, von der Reinlichkeit, von dem Wickeln und der ersten Bekleidung der Kinder, von dem Wiegen, von dem Schreyen der Kinder, von dem Essen und Trinken, von dem Schlafe und von dem bloßen Kopfe. Keine vernünftige Mutter wird die Zeit gereuen, die sie auf das sorgfältige Lesen dieses Büchleins verwendet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Chriſtlicher Religionsunterricht für die Jugend*, von *Chriſtian Friedrich Sintenis*, Conſiſtorial- und Kirchenrath etc. 1798. 16 S. Vorr. u. Inhaltsanz. 104 S. Text. (8 gr.)

Dieſer, ſehr zweckmäſsiger Weiſe in ununterbrochener Reihe fortlaufende, durch keine Fragen und Antworten unterbrochene Religionsunterricht, iſt nicht für Kinder ſondern für junge Leute im zweyten Jahrzehend ihres Lebens — eine freylich etwas unbeſtimmte Epoche — verfaſst, und es iſt dabey blos die unmittelbare Lehre Chriſti aus den Evangelien zum Grunde gelegt oder wenigſtens gelegentlich benutzt. Folgende Hauptrubriken legen den Plan des Werkchens vor Augen: *Einleitung:* 1) von der Religion überhaupt, 2) von der chriſtlichen Religion, 3) von Jeſus als dem Chriſtus — I. *Hauptſt.* Gott iſt nur ein einziger, unſichtbar und über alles vollkommen. II. *Hauptſt.* Gott führt unaufhörlich die Aufſicht über die Welt. III. *Hauptſt.* Gottes Liebling unter allen Geſchöpfen auf Erden iſt der Menſch. — Soll ein Hauptſatz in einem Lehrbuche einen ſolchen Anthropomorphismus, der in der Ausführung noch viel gröber iſt, enthalten? — IV. *Hauptſt.* Gott hat das Glück des Menſchen an ſeine Tugend gebunden. — Der Ausführung wäre mehr Gründlichkeit zu wünſchen. Schon die S. 1. am Eingange aufgeſtellte Behauptung: „die „Urquelle aller Religion iſt die Natur." — „Im „Menſchen iſt Vernunft, aufser dem Menſchen die „Welt; wendet er jene auf dieſe an: ſo ſteht Gott „gleichſam vor ihm da" — vornehmlich aber S. 3. „wie der vernünftige Menſch durch den Anblick der „Natur an Gottes Daſeyn glauben lernt: ſo kommt „er auch durch Nachdenken über die Natur nach „und nach zu richtigen Vorſtellungen über Gott" — „ſo iſt die Natur die Quelle aller Religion und jede „Vorſtellung von Gott, die *nicht* in der *Natur liegt*, „oder ihr gar widerſpricht, gehört unter die unerweislichen und falſchen" — beweiſt, dafs der Vf. den moraliſchen Geſichtspunct, der die Einleitung in alle Religionslehre machen muſs, gänzlich verfehlt hat. In der That möchte man neugierig ſeyn, zu erfahren, wie die Begriffe von Gottes Heiligkeit, Allmacht, Allgütigkeit, Allweisheit, Unendlichkeit u. ſ. w. in der Natur liegen und aus ihr hergeleitet werden ſollen, da vielmehr der Menſch gar nicht dazu gelangen könnte, ohne über die Natur hinauszugehen und ſeinen Standort im Gebiete der intelligibeln Welt und des Freyheitsbegriffes zu nehmen. Jenem πρωτον ψευδος iſt denn auch die ganze Theologie dieſes Büchleins mit Inbegriff deſſen, was darin über die Tugendlehre vorkommt, conform. Ein ſonderbarer Gedanke iſt es das phyſiſche Uebel durch das Vorgeben hinweg zu vernünfteln, es ſey werdendes erſt halb fertiges Gute, das, was aber wirklich gut genannt wird, das vollendete fertig gewordene Gute, mit der Erläuterung, der dem heutigen ſchönen Wetter vorgeſtern vorhergegangene Regen und geſtern vorausgegangene Sturm ſey *gutes Wetter in der Mache* geweſen, wogegen nicht in Anſchlag kommt, dafs eben ſo oft das gegenwärtige Gute Vorbereitung zum nächſtkünftigen Uebel iſt, und überhaupt das Relative des Begriffs *gut* in dieſem Sinne völlig überſehen wird. Die S. 67. befindliche Frage: „Erſetzt uns der Körper durch die Sinnesfreuden, die „er uns lebenslang verſchafft, nicht die Schmerzen „reichlich, welche er uns zuweilen macht?" würde ein Menſch, der von Kindheit an vielleicht wenig geſunde Stunden gehabt hat, oder einer, der Jahre lang an einem Krebsſchaden leidet u. dgl. für Spott zu halten ſich verſucht finden. Faſt allenthalben, wo der Vf. der Vernunft als Vorzuges der Menſchheit gedenkt, iſt nur von techniſcher und allenfalls wiſſenſchaftlicher, höchſt ſelten von der praktiſchen Vernunft die Rede, ja ſelbſt alles, was von moraliſchem Vernunftgebrauche S. 77. 78. vorkommt, reducirt ſich darauf: dahin zu arbeiten, wie wir uns *die Dinge in der Welt möglichſt nützlich machen, uns in der menſchlichen Geſellſchaft möglichſt wohl befinden* und *Gott für uns nicht furchtbar ſondern tröſtlich finden mögen* — und darauf will der Vf. den Begriff von *Pflichten* gründen! — wogegen in der That ſelbſt manches, was er ſelbſt von Aufopferung fürs Gute, auch insbeſondere S. 94. 95. vom Urſprung und Weſen des Laſters, vornehmlich aber S. 97—99. von der Beſchaffenheit und den Erfoderniſſen eines tugendhaften Lebens ganz eindringlich und dem Geiſte reiner Moralität näher kommend ſagt, in geradem Widerſpruche ſteht. Auf keinen Fall verdient gegenwärtiges Buch den Namen eines chriſtlichen Religionsunterrichts, wenn man nicht einige dürftige und zum Theil falſch angewandte Allegate aus den Reden Jeſu — wie z. B. S. 23. Joh. 10, 29. der Vater iſt gröſser als Alles, wo μειζων offenbar ſo viel als *mächtiger* bedeutet, zum Beweiſe, dafs Gott der höchſt Vollkommene ſey — für den Charakter eines ſolchen annehmen will. Denn wenn auch Jeſus die

Principien der Religion nicht wiſſenſchaftlich aus der reinen Moral deducirt: ſo iſt doch der Geiſt ſeiner Religion und Religionslehre ganz unverkennbar rein moraliſch; und es iſt ein ſchlechtes Lob, was Hr. *S.* Jeſu beylegt, wenn er, ohne Hinſicht auf den moraliſchen Sinn und die moraliſche Tendenz, worin ſie von ihm vorgetragen werden, der Matth. VI, 26. 30. und Matth. X, 29. vorkommenden teleologiſchen Winke wegen in die Apoſtrophe ausbricht: „ſo hatte noch kein Lehrer die Providenz gepredigt" da er im Xenophon Mem. I, 4. und andw. Cic. de Nat. Deor. II. und in mehrern Stellen der Alten viel umſtändlichere Ausführungen dieſer Art, wenn dieſe in der Lehre von der Providenz die Hauptſache ausmachten, würde finden können. Der Raum verbietet noch manche Oberflächlichkeiten und Unrichtigkeiten in dieſem Buche zu rügen, wie unter andern S. VI. d. Vorr. in Beziehung auf Joh. 3, 4. „ſo einfältig fragte Jeſum wohl heut zu Tage kein deutſcher „Schultheis mehr, wie jener Oberſter unter den Juden" — wo dem Nicodemus die Einfalt wohl von Hn. *S.*, der die beſcheidene Ironie in dieſer Stelle verkennt, geliehen wird — und in der mehr als magern Religionsgeſchichte S. 9. die Anzeige des Unterſchiedes zwiſchen Lutheranern und Reformirten, daſs jene die unveränderte, dieſe die veränderte Augsburgiſche Confeſſion, mit welcher letzten es bekanntlich eine ganz andere Bewandniſs hat, annehmen. Es iſt Schade, daſs Hr. *S.* ſein ſchönes Talent zur Faſslichkeit und hier und da in der That eindringlichen Wärme, nicht mit mehr Gründlichkeit vereinigt hat. So wie ſein Buch jetzt iſt, dürfte kein Menſch errathen, daſs es, wie er uns erzählt, die Frucht eines Viertheljahrhunderts ſey.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Himburg: *Jakob Maddock*, Floriſten zu Walworth bey London, *Anleitung für Blumenfreunde, oder Abhandlung von der Cultur der vorzüglichſten Blumen.* Nebſt einem Anhang über Boden und Düngung; aus dem Engliſchen überſetzt von *Auguſt Wilh. Manteufel.* Auctions-Commiſſarius in Berlin, mit 6 illuminirten Kupfertafeln. 1798. 106 S. gr. 8. (3 Rthl.)

Dieſe nach ihrem Innern als Aeuſsern ſehr geſchmackvolle und den Blumenfreunden intereſſante Abhandlung handelt von den *Hyacinthen, Tulpen, Ranunkeln, Anemonen, Aurikeln, Nelken, Federnelken und Primeln oder Schlüſſelblumen.* — Als Einleitung geht eine kurze Geſchichte der Blumencultur dieſer Kinder der Flora, voraus. Die *Hyacinthe*, wenigſtens die *orientaliſche*, ſtammt, nach Linné, aus Aſien und Afrika. Die erſte doppelte Art derſelben wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von *Peter Voorhelm*, einem der früheſten und berühmteſten holländiſchen Blumiſten aus dem Saamen gezogen, und man ſchätzte bald in Holland eine ſchöne und doppelte neue Hyacinthe ſo hoch, daſs eine einzige Zwiebel mit 9000 holländ. Gulden bezahlt wurde. — Wo der Name *Hyacinth* herzuleiten, weiſs man nicht.

Die *Tulpe*, von eben der Claſſe und Ordnung, ſtammt aus Cappadocien, und iſt im J. 1559. nach Europa gekommen, und vornemlich durch die Bemühungen der holländ. und franzoſ. Blumiſten zu der jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Die Tulpenſucht war vor 150 Jahren in Holland ſo groſs, daſs man mehrere tauſend Gulden für eine einzige Zwiebel gab. Der Name *Tulpe* ſoll von dem türkiſchen Wort Tulipan (Mütze oder Kopfputz) herſtammen.

Die *Ranunkel* iſt, nach *Linné*, in Aſien und Mauritanien zu Hauſe, und zur Zeit der Kreuzzüge aus Syrien nach Europa gekommen. Der Name ſoll von Rana, der Froſch, herſtammen, weil die Blume einen kühlen und feuchten Ort verlangt.

Die *Anemone* iſt von einem franzöſ. Edelmann, *Bachelier*, im vorigen Jahrhundert aus Amerika mit nach Frankreich gebracht worden. Der Name ſtammt von dem griechiſchen *Anemos*, weil ihre Blätter ſo dünne, und der Saame ſo leicht und federicht iſt, daſs er vom leiſeſten Lüftchen beweget wird.

Die *Aurikel* (*Auricula urſi* Linn. Bärenöhrlein, weil ihre Blätter Aehnlichkeit mit den Ohren dieſes Thieres haben,) iſt auf den Schweizeriſchen und Steyeriſchen Alpen zu Haus, und ihre Vervollkommnung verdankt man vornämlich der Sorgfalt der engliſchen Blumiſten.

Die *Nelke* (*Dianthus Caryophyllis* L.) ſtammt aus Italien, und ſind theils *Platzer*, deren Blumen aus doppelten in einander ſtehenden Knoſpen oder Kelchen beſtehen, und ehemals vorzüglich begünſtiget waren, theils *ganze Blumen*, die nicht aufſpringen, und nun einen entſchiedenen Vorzug haben.

Die *Federnelke* (*Dianthus Arenarius*) iſt in den kälteren Gegenden Europens zu Hauſe, und ihr Name ſtammt aus dem Holländiſchen her, in welcher Sprache es ein Auge bedeutet; in England wurde ſie ehemals *Faſanenauge* genannt.

Die *Schlüſſelblume* (*Polyanthus*, aus dem Griechiſchen: *mit vielen Blumen*) ſoll in der Türkey einheimiſch ſeyn.

Die erſte Abhandl. von den *Hyacinthen* hat die Ueberſchrift, *Wegweiſer eines Blumenliebhabers*, mit allem Recht. Die Erziehung dieſer ſchönen Blume iſt gründlich gezeigt. Der Vf. warnet darin vor einem ſchädlichen gelben, ein Zoll langen Wurm, den er den *Drathwurm* nennt, den er aber nicht näher beſchreibt. Unſtreitig aber iſt er der *Engerling*, die Larve des Maykafers. Merkwürdig iſt bey dieſer Blumenart der Einfluſs der Verſchiedenheit des Klima und Bodens. Wenn die Hyacinthenzwiebeln in England das vierte und fünfte Jahr erreicht haben, ſo blühen ſie daſelbſt ſtärker, als andere. Nach dieſer Zeit aber nehmen ſie nach und nach ab; da ſie hingegen in Holland zwölf bis dreyzehnmal Blumen bringt, und ſelten blos Alters halben ausgehet.

Digitized by Google

gehet. — Die gefährlichste Krankheit der Hyacinthenzwiebel ist die sogenannte *Ringelkrankheit*, wogegen kein besseres Mittel ist, als den schadhaften Theil so weit auszuschneiden, bis keine Bräusse und Gelblichkeit mehr vorhanden ist. — *Von den Tulpen.* Der Vf. theilt sie in zwey Klassen, in früh- und spätblühende, und in fünf verschiedene Gattungen, (welche Namen aber den deutschen Floristen nicht brauchbar sind,) wovon die ersten viere weissen Grund, die Bizarden aber einen gelben Grund haben. — Die Erziehung, Pflege und Wartung dieser Blume ist ebenfalls sehr gründlich dargestellt. — *Von den Ranunkeln.* Sie dauern ohngefähr 20 bis 25 Jahre. — *Von den Anemonen.* Diese leiden verschiedene Veränderungen mit dem Alter, und dauern nicht länger als 12 bis 15 Jahre, und blühen in ihrer gröfsten Vollkommenheit vom 5ten bis zum 10ten Jahre. — Jeder Abtheilung ist die Beschreibung der Eigenschaften einer jeden Art der bemeldeten Blumen, wenn sie schön heifsen soll, beygefügt. — *Von verschiedenen andern zwiebelartigen Blumen.* Ihre Erziehung, Wartung und Pflege wird überhaupt und kurz, doch hinreichend gelehrt; die Eigenheiten der Blumen aber bey jeder besonders angemerkt. Die bemerkten Blumen sind: die *Tazetten*, (*Polyanthus Narcissus*); die *doppelte Narcissen*, (*Daffodils*), *Jonquillen*, englische, spanische und persische Zwiebel *Iris*; *Kaiserkronen*: *Lilien und Päonien*: *Martagons*, (Berglilien); *Arum Dracunculus*; *Lilium persicum*; *Pancratium maritimum*; *Colchicum*; *Crocus autumnalis*; *Fritillaria Orchis*; *Anemoniden*; *Frühlingscrocus*; *Cyclamen* etc.

Von den Aurikeln. — Diese Abhandlung enthält eine umständliche Anleitung, wie man die bequemste Erde für diese Blumenart bereiten solle: was ferner in Ansehung der Blumentopfe zu bemerken; die allerrathsamste Zeit, sie zu verpflanzen; sie im Sommer und Winter zu pflegen, nebst vielen andern wissenswürdigen Nachrichten. — *Von den Nelken.* Unter andern viel erschöpfenden Lehren und Anweisungen, diese edle Blume zu erziehen, zu pflegen und zu warten, ist hier das *Ablegermachen*, ingleichen das *Stopfen*, (abgebrochene oder abgeschnittene Zweige zu setzen und zu erziehen,) auf das deutlichste und gründlichste gezeigt. — *Von den Federnelken.* Ihre Cultur ist leichter, als die der Nelken. — *Von den Schlüsselblumen*, (*Primula veris.*) Sie haben ihre gefährlichsten Feinde an den Schnegeln und an der kleinen scharlachrothen Spinne. — *Anhang über Boden und Dünger.* Der Vf. hätte hier näher bestimmen sollen, ob er vorzüglich oder allein die Rücksicht auf die Baum- und Blumengärten nehme oder auch auf Getreidefelder. Für die letzten wäre seine Düngeranwendung nicht empfehlend. Denn wenn der Landwirth zwey und ein halb Jahr zu seiner Zubereitung anwenden sollte; so würde er ihm auf seinen Aeckern nicht den dritten Theil Nutzen schaffen. Ueberhaupt wäre es dem Blumenfreund interessanter gewesen, wenn statt dieses Anhangs noch einiger Arten Blumen Cultur wäre beygefügt worden. — Uebrigens ist die Uebersetzung sehr gut gerathen. Es ist ein Glück für eine so gute Schrift, wenn sich der Uebersetzung ein Mann unterzieht, der nicht nur der Sprache vollkommen Meister, sondern auch selbst ein praktischer Kenner der Gegenstände ist, die in der Schrift vorgetragen werden.

ERFURT, b. Keyser: *Annalen der Gartnerey*, nebst einem allgemeinen Intelligenzblatt für Garten- und Blumenfreunde, herausgegeben von *Neuenhahn d. jüng.* 7tes Stück. 1798. 128 S. 8. (6 gr.)

Dieses immer gleichen Schritt haltende, gute und lesenswürdige Journal enthält in diesem 7ten Stück I. *Bemerkungen über künstliche Befruchtung der Nelken*, (über) *Garteninsecten und Blumennummern.* II. *Von dem Ausarten der Nelken.* III. *Die Baumschule zu Glasow bey Soldin in der Neumark.* IV. *Allgemeine Betrachtungen über verschiedene Düngungsmittel in Rücksicht auf Gemüfs- und Blumengärten*, von *Schröter.* V. *Ueber die beste Art Nummerhölzer für Blumen etc. zu machen.* — aus Schieferstein. Zugleich lehrt diese Abhandlung eine gewisse *Durchwinterungsart der Nelken*, welche Beyfall verdient, nur etwas mühsam ist; und zuletzt zeigt sie, wie die *Ohrwürmer* von den Nelken dadurch abgehalten werden können, dafs die Gestelle an ihren Pfosten in Wasser gestellet werden. Aber — kann denn der Ohrwurm nicht fliegen? — VI. *Von den Traubenkirschen*, *Prunus padus* Linn. — Wenn der Vf. glaubt, dafs die Beeren dieses Baums keinen Branntewein geben, und vielleicht nichts Geistiges hätten; so irret er sich, und mufs er bey der Behandlung in dem Gahrungsgeschäfte es versehen haben. — VII. *Ueber die Ehen im Pflanzenreich.* — Eine unterhaltende Abhandlung. VIII. *Rhapsodien, vorzüglich über Baumzucht und Blumen* etc., von *Schröter.* — In diesen lesenswürdigen Rhapsodien des würdigen Vfs., worin mehrere vorgegebene, aber auf keine Erfahrung gegründete Mittel etc. gerügt werden, liefert er dagegen Beyspiele, wo wahre und auf wiederholte Erfahrungen gegründete Versuche nicht einerley Erfolg haben, wenn nämlich dergleichen Versuche nicht getreu und unter den angegebenen Umständen nachgeahmet werden. Zum Beweis führet er die Erfindung des *Frostableiters* von Hanf- oder Strohseilen an, wovon er den auffallendsten Beweis ihres Nutzens bey ordentlicher Richtung derselben über seinen Blumenbeeten beschreibt. Er zeigt zugleich den Fehler, warum viele keinen Nutzen von den Frostableitern erhalten, und sie deswegen verwerfen. — Sie machen sie unrichtig und schlingen sie zu weit und zu oft um den Baum, da es nur einmal oben bey der Spitze des Baums nur zu Befestigung des Seils geschehen sollte. Da mufs freylich das Gegentheil erfolgen, eben so, wie man in ein Gebaude den Blitz hineinführen würde, wenn man den Blitzableiter um dasselbe herumschlingen

wollte. — Der Vf. verdient übrigens Dank für die gerechte Ehrenrettung des Froſtableiters. — IX. *Allgemeine Anzeigen, oder vermiſchte Garten- und dahin einſchlagende phyſikaliſche, naturhiſtoriſche Nachrichten, Bemerkungen, Anekdoten und Recenſionen, auch Blumen- und Sämereyen-Verzeichniſſe.* — Viel Gutes und Intereſſantes.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kramer: *Die Kunſt, ſein Leben der Tugend, Weisheit und guten Lebensart gemäſs zu führen.* Nach dem lateiniſchen Werke des Hn. Rath Campe. 1799. 296 S. 8.

Hr. *Gruber* liefert hier, wie er in der Vorrede verſichert, keine wörtliche Ueberſetzung, ſondern eine neue Bearbeitung des Werks, welches den Titel führt: *Compendium artis vivendi ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium et ex Jo. Lud. Vivis Valentini introductione ad veram ſapientiam concinnatum a Joach. Henr. Camſtio.* Wir müſſen dies für ein ganz überflüſſiges Unternehmen erklären. Denn was Hr. *Gr.* hier giebt, ſey es nun aus dem genannten lateiniſchen Werke, oder aus dem Schatz ſeiner eigenen Erfahrungen entlehnt, iſt ein planloſes und groſsentheils triviales Raſonnement, welches noch hie und da mit unrichtigen Vorſtellungen verwebt iſt, wie S. 100. die Aeuſserungen von Gottes Liebe, die alte *gehäufte Schuld verzeiht*, S. 170. die Aeuſserung, daſs wir Gott oft und grob *beleidigen*, zur Genüge beweiſen. Unter dem Titel: Denkſprüche ſind einige Liederverſe angehängt. Als zweyten Anhang laſst Hr. *Gr.* ein epitome ethices folgen. In demſelben erklärt er S. 181. Vernunft als das Vermögen der Seele, vermittelſt deſſen wir in den Stand geſetzt werden, durch Berechnung aller (?) Urſachen und Folgen, und Angeben aller (?) gehörigen Mittel, beabſichtigte Zwecke zu erreichen. Nach S. 183. muſs man das *Meſſer der Kritik* in die Hand nehmen, und alle ſeine Neigungen und Kräfte von einander trennen u. ſ. w. Für wen dieſer Anhang ſowohl, als das ganze Werk eigentlich beſtimmt ſey, kann Rec. nicht errathen. Bald ſcheinen dabey Kinder, bald Philoſophen vorausgeſetzt zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Dreyſsig: *Anweiſung, das Klavier zu ſpielen.* Ohne Jahrzahl. 13 S. Text und 3 S. Noten, in 8. Vor dieſer höchſt elenden, äuſserſt kurzen und gar zu unvollſtändigen, in einigen Nebendingen aber zu weitläuftigen und ohne Sachkenntniſs zuſammengetragenen, oder vielmehr gröſstentheils wörtlich abgeſchriebenen, Compilation muſs man jeden Lehrer und Lernenden pflichtmäſsig warnen.

Daſs dieſe Compilation höchſt elend iſt, erhellet ſchon aus folgendem. S. 4 und 5 befindet ſich die Abbildung der Taſtatur eines Klaviers mit *langer Octave*, ohne daſs irgendwo erklärt wird, was man unter dem letztern Ausdrucke verſteht. In allen Octaven werden nur folgende Obertaſten namhaft gemacht: Cis, dis, fis, gis as, b. Warum iſt nur bey einer einzigen, nämlich bey gis, die doppelte Benennung beygefügt worden? Sowohl ein Kreuz vor d, als ein b vor e, heiſt bey dem ungenannten Vf. in dieſer Abbildung *dis* u. dgl. m. S. 10. kommen in einem Beyſpiele, welches zur Erläuterung der Lehre von zwey Puncten nach einer Note dienen ſoll, *Vorſchläge* vor punctirten Noten, ja ſogar *Manieren* vor, obgleich auf allen, dem eigentlichen Unterrichte gewidmeten, zwölf Seiten weder ein Vorſchlag noch eine Manier genannt und erklärt wird. Von der Herleitung etc. der ſogenannten abhängigen Töne iſt in der vorliegenden Anweiſung nichts zu finden; und doch kommen S. 11 etc. dieſe Töne bey der Erklärung der Verſetzungszeichen vor. S. 12 heiſst es: „Das ♯ 𝄪 oder + erhöhet die Note um einen ganzen Ton, z. B. c, eisis u. ſ. w. Ohe, jam ſatis!

Wenn auch dieſe Anweiſung abſichtlich nur äuſserſt kurz ſeyn ſollte: ſo durften darin doch nicht die, dem angehenden Klavierſpieler ganz unentbehrlichen Dinge, übergangen werden. Dies iſt aber z. B. der Fall in Abſicht auf die Fingerſetzung, wovon auch nicht eine Sylbe vorkömmt. Man denke ſich eine Anweiſung zum Klavierſpielen, worin die Lehre von der Fingerſetzung ganz fehlt!! Indeſs erfahren die jungen Freunde und Freundinnen, welche der Vf. S. 3. anredet, doch zum groſsen Glücke noch, in welcher Lage ſie vor dem Klaviere ſitzen müſſen, und wie ſie die Hände zu halten haben. Was aber *forte* und *piano* bedeutet; was eine Secunde, Terz etc. heiſst; was man eine Tonleiter nennt; was ein oder der andere Ton vorgezeichnet hat; was man unter Dur und Moll verſteht; was eine Triole iſt — dies alles und noch ungleich mehreres, was auch der Anfänger wiſſen muſs, ſucht man in dieſer Anweiſung vergebens. Dagegen hätten verſchiedene Nebendinge füglich ganz unberührt bleiben können. So iſt z. B. das, was S. 8. vom hohen, gemeinen und tiefen Baſsſchlüſſel, vom hohen und gemeinen Altzeichen, vom franzöſiſchen Violinzeichen, vom Tenorzeichen etc. ſteht, für den Anfänger gar ſehr entbehrlich und ganz überflüſſig. Schon hieraus ergiebt es ſich zur Genüge, daſs dieſe Compilation ohne Sachkenntniſs zuſammen getragen iſt.

Das wirklich Gute, welches auf dieſen zwölf Seiten hin und wieder vorkömmt, iſt gröſstentheils wörtlich aus *Turk's* Klavierſchule oder aus dem Auszuge daraus abgeſchrieben. Man vergleiche, um ſich davon zu überzeugen z. B. S. 2 und 3. der vorliegenden Anweiſung, mit der genannten Klavierſchule S. 24 und 25., oder mit dem erwähnten Auszuge S. 12 und 13 u. a. m. Zum Unglücke hat aber der Compilator auch aus einigen andern Anweiſungen zum Klavierſpielen und Singen etc. abgeſchrieben, und das Brauchbare von dem Entbehrlichen oder wohl gar Fehlerhaften nicht gehörig zu unterſcheiden gewuſst; daher laſſen ſich die vielen angezeigten Miſsgriffe erklären. — Ehe der Vf. wieder eine ähnliche Arbeit unternimmt, rathen wir ihm, ſich wenigſtens mit den Anfangsgründen der Muſik und des Klavierſpielens etwas genauer bekannt zu machen, denn in der vorliegenden Schrift zeugt jede Seite von ſeiner Unwiſſenheit in muſikaliſchen Dingen. Und wehe denjenigen Schülern, die ihn zum Lehrer wählen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. April 1799.

PAEDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Kramer: *Ueber den Unterricht des Volks in den Strafgesetzen auf Schulen*, von D. *Carl Aug. Tittmann*, Lehrer der Rechte auf der Universität Leipzig. 1799. 165 S. 8.

Schon seit einiger Zeit machte der Unterricht in den Landesgesetzen einen Lehrgegenstand in wohleingerichteten Bürgerschulen aus. Aber die Rechtsgelehrten, besonders in den kursächsischen Landen interessirten sich bisher noch wenig oder gar nicht dafür. Hr. *T.* verdient also schon deswegen Dank, dass er diesen Gegenstand in eine nähere Untersuchung zog. Nachdem er in der Einleitung den Grundsatz aufgestellt, dass die Staatsgewalt das Volk (wir würden dafür das edlere Wort Bürger gebraucht haben) mit den Gesetzen bekannt machen lassen müsse, damit es gerecht seyn könne, und die Unzulänglichkeit der bisher hiezu gewählten Mittel, als das Ablesen der Gesetze von den Kanzeln und das Anschlagen derselben an öffentlichen Gebäuden u. s. w. dargethan hat; so führt ihn dies auf die Behauptung, dass, um unerlaubte Handlungen zu verhindern, ein Unterricht über Strafgesetze in Schulen ertheilt werden müsse. In dem *ersten* Abschnitt beantwortet er die Frage: was muss in Volksschulen von Strafgesetzen gelehrt werden? Sehr richtig schliesst er von diesem Unterricht eine vollständige Theorie des Strafrechts aus, und beschränkt ihn dagegen auf deutliche Begriffe von unerlaubten Handlungen, um den Grund der Verbindlichkeit zu ihrer Unterlassung einleuchtend zu machen, auf die Aufzählung der einzelnen unerlaubten Handlungen selbst, mit Angabe des Grundes, warum sie verboten sind, auch bey einzelnen Arten unerlaubter Handlungen auf die Erwähnung der Umstände, welche zur Unternehmung derselben Veranlassung geben konnten. Aus Gründen erklärt er sich S. 70 u. 75. gegen die Bekanntmachung *widernatürlicher* Handlungen und solcher Vergehungen, welche nur in höhern bürgerlichen Verhältnissen statt finden können. Zu diesem Unterrichte rechnet er noch eine dem jungen Bürger beyzubringende Kenntniss von der Sorgfalt des Staats zur Sicherung der Rechte, die Auseinandersetzung der Gründe, warum man gerade *durch Strafen* unerlaubte Handlungen zu verhindern sucht, die Anführung der auf jedes Vergehen gesetzten Strafen selbst und endlich eine Bekanntmachung mit dem gerichtlichen Verfahren gegen unerlaubte Handlungen, beides aber nur im Allgemeinen und in der Absicht, um dadurch bey dem Volke eine Ueberzeugung sowohl von der Gerechtigkeit, als auch von der Zweckmäfsigkeit der Maafsregeln, welche im Staate zur Entdeckung und Bestrafung der Missethäter getroffen sind, zu bewirken. Der *zweyte* Abschnitt beantwortet die Frage: wie muss auf Schulen in den Strafgesetzen Unterricht ertheilt werden? Bey Bestimmung der Methode schränkt sich der Vf. nur auf die Abfassung der Lehrbücher ein, und überlässt, wie billig, die zweckmäfsigste Art des Vortrags dem praktischen Jugendlehrer selbst. Nach seiner Meynung sollen die vorzutragenden Grundsätze nicht blofs aus positiven, sondern vorzüglich aus natürlichen Gesetzen geschöpft, und die Gültigkeit derselben nicht blofs aus Rechtsgesetzen erwiesen, sondern auch von Seiten der Religion vorgestellt werden. Doch will er diese Darstellung mehr dem Vortrage, als dem Lehrbuche überlassen wissen. In Ansehung des ersten Puncts ist Rec. ganz mit dem Vf. einverstanden, zweifelt aber sehr, ob *alle* positive Gesetze eine zwanglose Deduction aus Principien des Sittengesetzes und Naturrechts verstatten werden. Was aber die Erweisung der Gültigkeit bürgerlicher Strafgesetze von Seiten der Religion betrift; so kann Rec. dem Vf. hier nicht beystimmen. Wenn nicht einmal die moralische Pflichtenlehre aus der Religion hergeleitet werden, sondern diese vielmehr aus jener hervorgehen soll; so sollte man sich noch weniger einfallen lassen, die bürgerliche Pflichtenlehre daher zu deduciren. Bey einer sonst zweckmäfsigen geistigen und moralischen Bildung der Jugend, muss die Ueberzeugung von der Heiligkeit gerechter und billiger Staatsgesetze, unabhängig von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, begründet werden können, und solche positive Gesetze, von welchen das *stat voluntas pro ratione* gelten sollte, durch das Ansehn der Religion sanctioniren wollen, würde Missbrauch dieses der Menschheit für edlere Zwecke verliehenen Guts seyn. — Für die Darstellung der in den Jugendunterricht aufzunehmenden Grundsätze empfiehlt der Vf. deutlichen Ausdruck in kurzen Sätzen, mit Vermeidung aller gelehrten Definitionen und der Gesetzessprache. Zuletzt giebt er einen Plan an, nach welchem diese Grundsätze systematisch dargestellt werden sollen. Nach einer allgemeinen Einleitung von der bürgerlichen Verfassung, ihrem Werth, und der Nothwendigkeit der Gesetze, soll von unerlaubten Handlungen im Allgemeinen und namentlich von denjenigen gehandelt werden, welche gegen die einzelnen Menschen zustehende Rechte, gegen die der Religion schuldi-

ge Ehrfurcht ſind, und von denen, welche den als Bürger obliegenden Handlungen entgegen ſind, als Handlungen, welche den ganzen Staat in Gefahr ſetzen, welche denen (den) Mitteln, welche die Obrigkeit zur Ausübung ihrer Gewalt gewählt hat, widerſtehen, und der Policeyeinrichtung zuwiderlaufen. Den Beſchluſs ſollen einige Lehren vom gerichtlichen Verfahren machen, nämlich, welche Mittel angewendet werden, um den Thäter eines Verbrechens zu erfahren, über die Zweckmäſsigkeit dieſes Verfahrens und Begegnung des Einwurfs, dafs ungerechte Entſcheidungen abgefafst werden können. Uebrigens ſoll dieſer Unterricht im letzten Schuljahre und auf dem Lande von dem Prediger ertheilt werden. Nach unſerer Ueberzeugung hat Hr. T. ſeinen Gegenſtand mit vielem Fleifs und wirklich planmäſsig, nur hie und da etwas zu wortreich, nach Art des mündlichen akademiſchen Vortrags abgehandelt. Da er die Strafgeſetze mit philoſophiſchem Blicke vorurtheilfrey betrachtet, und ſich auch ſelbſt, wie aus dieſer Schrift erhellet, mit dem Inhalt anderer, als unmittelbar in ſein Fach ſich einſchlagender Bücher bekannt gemacht hat; ſo glauben wir ihn zur Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Geſetze für kurſächſiſche Bürgerſchulen ermuntern zu können. Zu den von ihm angegebenen Puncten, welche die Einleitung enthalten ſoll, mufs aber noch ein kurzer Unterricht *von den Rechten* des Menſchen kommen. Dagegen würden auch nur Winke, die Gültigkeit der bürgerlichen Geſetze aus der Religion zu erweiſen, überflüſſig ſeyn. Obgleich die Lehrbücher eines *Nenke* über die preufsiſchen Geſetze dem Vf. in mancher Rückſicht werden zum Muſter dienen können, ſo wird er dennoch den Rath eines erfahrnen Schulmannes bey ſeiner Arbeit nicht ganz entbehren können.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Hiſtoriſka Samlingar. Andra Delen.* 390 S. *Tredje Delen.* 414 S. 8. 1797. (*Hiſtoriſche Sammlungen. Zweyter und dritter Theil.*)

Der erſte Theil dieſer Sammlung von allerhand die ſchwediſche Geſchichte erläuternden Urkunden, Actenſtücken und Originalbriefen, welche der ſchwediſche Obriſtlieutenant und Ritter, Hr. *Adlerſparre*, ſeit 1793 herausgiebt, iſt A. L. Z. 1795. Nr. 135. angezeigt worden. Hier nun die ſeitdem erſchienenen Fortſetzungen davon. Die *zweyte Sammlung* enthält: 1) urkundliche Nachrichten, das Kriegsweſen unter der Regierung K. Erich XIV betreffend; in allen 18, als z. E. Vorſchriften an Freyh. Horn, wie er ſich bey der Belagerung von Pernau 1562 zu verhalten hatte, um es einzunehmen. S. 3. wird einiger einzuwerfender Rauchkugeln zur Vergiftung der Luft in der Stadt gedacht. K. Erich hatte damals die ſchwediſche Kriegsmacht zu Fufs in 4 Regimenter vertheilt, wovon drey zu Lande und eins zur See gebraucht werden ſollte, welches letzte daher das Schiffsregiment hiefs. Jedes Regiment ſollte aus 6000 Mann beſtehen. Die folgenden Briefe betreffen die Belagerung von Halmſtadt, welche nach mehrern vergeblichen Auffoderungen 1563 aufgehoben werden mufste. Mehrere Befehle des Königs an die commandirende Officiers im damaligen Kriege ſind ſehr umſtändlich. S. 51. wird des ſchimpflichen Aufzugs unter dem Namen *Triumph für Nils Sture* gedacht, dem Gr. Nils Sture ſich 1566 unterwerfen mufste. Dafs Sture ſo hart behandelt ward, ſoll eigentlich daher gekommen ſeyn, weil Erich glaubte aus dem Sternenlauf erſehen zu haben, dafs ihn jemand der Regierung entſetzen würde, und vermuthete, dies würde wahrſcheinlich bemeldeter Sture ſeyn. Gr. Pehr Brahe, der Elfsborg und Bohus belagern ſollte, aber nichts ausrichten konnte, und darauf ſeinen Abſchied begehrte, erhielt ihn mit den Worten: „weil wir vernehmen, dafs du weder Luſt noch Willen haſt, etwas ruhmliches auszurichten.“ Am ausführlichſten iſt die Inſtruction für Herzog Magnus von Sachſen, den der König 1566 zum Befehlshaber ſeiner Truppen an der däniſchen und norwegiſchen Grenze beſtellt hatte. Man ſollte unter andern auf alle Art ſuchen, die Beſatzung des Schloſſes zu Elfsborg zu gewinnen, um ſolches zu übergeben, allenfalls wenn nichts anders helfen wollte, ſollte man ſuchen, ſie mit 3000 Rthlr. zu beſtechen. 2) Fortſetzung der Briefe von Bengt Baaz oder Ekehielm, an den Pfalzgraf Johann Caſimir, worin er letzterm von den Vorfallenheiten in Stockholm und am Hofe in den Jahren 1643 bis 1649 in 30 Briefen Nachricht giebt, z. E. von der 1643 verordneten Zuſammenkunft von 18 Herren aus den Hof- und Untergerichten, zur Verbeſſerung des Juſtizweſens; von der Annahme eines Liefländiſchen von *Adel*, *Jac. Bremen*, zum Hofmeiſter für Herzog *Adolph* Johann; dafs der Biſchoff zu Wexjo, Magiſter Nic. Krokius in ſeiner dritten Ehe und einem Alter von 70 Jahren der Hurerey wegen angeklagt worden; von der Aufnahme der holländiſchen Geſandten in Stockholm. S. 150. ſieht man, dafs die ſchwediſche Flotte unter dem Admiral Flemming im J. 1644 aus 40 Schiffen, ohne 4 Brander und kleinere Fahrzeuge beſtanden; auch die Scheerenflotte beſtand aus 38 Fahrzeugen von verſchiedener Art u. dgl. m. 3) König Carl Guſtavs eigenhändige Nachricht von ſeiner Negotiation wegen einer Vermählung mit der Königin Chriſtina. Die Königin wollte ihm weder alle Hoffnung benehmen, noch ihm einige Hoffnung geben; verſicherte ihm aber, wenn ſie je ſich vermählen würde, ſo würde ſie ihn wählen; wenn ſie ſich aber nicht vermählen würde, ſo wollte ſie zur Sicherheit und zum Beſten des Reichs ſuchen, ihn zum Nachfolger und Erbfürſten des Reichs zu erklären. 4) Verſchiedene Actenſtücke, betreffend die Erklärung Herzog Carl Guſtavs zum Erbfürſten des Reichs. Die Königin warf dem Senat bey der Gelegenheit vor, dafs ſolcher Luſt hätte, Schweden wieder in ein Erbreich zu verwandeln, oder vielmehr eine ariſtokratiſche Regie-

Regierung einzuführen. Axel Oxenſtjerna verſicherte, daſs, wenn ſein Grab hier vor ihm geöffnet ſtünde, und es in ſeiner Wahl ſtünde, ſich da hinein zu legen, er das lieber thun würde als die Succeſſionsacte zu unterſchreiben. Der Hofkanzler Tungel hatte, wie man hier lieſt, viel mit ihm zu thun, ehe er unterſchreiben wollte. Er berief ſich unter andern darauf, daſs, ſo lange er Reichskanzler geweſen, er nie eine Acte unterſchrieben hätte, wozu er nicht ſelbſt gerathen, daher er dann auch nicht aus freyem Willen, ſondern auf ſtrengen Befehl der Königin unterſchriebe. Auch war er übel mit dem zufrieden, was die drey untern Stände gegen den Adel in Bewegung brachten. 5) Actenſtücke, die Frage betreffend: ob der Reichsrath Skytte an dem Verbrechen der Meſſenier Theil habe, welches er doch immer leugnete? Die Königin hob 1653 die ganze Unterſuchung auf. S. 322. ſehen wir hier, daſs ein paar ſchwediſche Studenten, die während ihrer Reiſe in Deutſchland bey den Jeſuiten ſtudiert hatten, katholiſch geworden waren, und heimlich einen Jeſuiten als Beichtvater verſchrieben, deswegen zum Tode verdammt und wirklich hingerichtet worden. 6) Actenſtücke des Reichshiſtoriographen Meſſenius hinterlaſſene Frau und Kinder betreffend. Sie bekamen vom Könige 1684 eine Penſion von 100 Th. SM.

Im *dritten Theil* leſen wir: 1) Siebzehn Briefe zwiſchen König Guſtav I, den Herzogen Erich, Johann und Magnus, der Gräfin von Oſtfriesland, der Prinzeſſin Cecilia u. ſ. w. Bey Gelegenheit des bekannten Liebeshandels der letzten mit dem Grafen Johann von Oſtfriesland, deſſen älterer regierender Bruder Edzard, K. Guſtavs ältere Tochter Catharina geheirathet hatte. Herzog Erich lieſs ihn belauern, als er des Nachts zu der Prinzeſſin ins Fenſter geſtiegen, lieſs ihn faſt im bloſsen Hemde arretiren, und ſchickte ihn dem Vater zu, der ſehr übel damit zufrieden war, daſs die Aufführung der Prinzeſſin dadurch ſo ruchtbar ward. Man ſieht auch, daſs Herzog Erich hernach gewünſcht, ſich nicht ſo übereilt zu haben, und daſs er die Schuld gerne auf Mornay ſchieben wollen. Des gefangenen Grafen Mutter ſowohl als mehrere deutſche Fürſten nahmen ſich durch abgeſchickte Geſandten doch ſeiner ſo an, daſs K. Guſtav, der ſeiner gerne los ſeyn wollte, ihn entlieſs, nachdem er vorher ſeiner und der Prinzeſſin Unſchuld eidlich beſtätigt hatte. Die nachherigen traurigen Schickſale dieſer leichtſinnigen Prinzeſſin ſind bekannt. 2) Zwey Briefe König Johanns III an ſeine Schweſter, die Gräfin von Oſtfriesland, Catharina, woraus man ſieht, daſs ihr Gemal, Graf Edzard, beym Kaiſer die Würde eines deutſchen Reichsadmirals ſuchte, wovon ihn doch dieſer ſein Schwager abräth, indem er ſo wenig als Polen es gerne ſehen könnte, wenn das deutſche Reich ſich eine Schiffsflotte in der Oſtſee zulegte. Sollte aber das deutſche Reich einen Reichsadmiral verordnen wollen, wie er doch nicht glaubte; ſo wollte er es ihm lieber als irgend einem andern gönnen. Wobey er ihm zu Gemüthe führt, daſs der Pfalzgraf Georg Johann, der K. Guſtav I. Prinzeſſin Anna geheirathet hatte, vom Kaiſer Maximilian, bey dem er um eben dieſe Stelle angehalten hatte, keine angenehme Antwort erhalten hätte. 3) Briefe, welche Joh. Fegraeus, ſchwediſcher Reſident in Dänemark von Amtswegen an K. Guſtav Adolph, den Senat, den Reichskanzler A. Oxenſtjerna, an Salvius u. a. m. von 1629 bis 1631 geſchrieben. Es ſind ihrer in allen 61. und ſie nehmen den gröſsten Theil dieſes Bandes ein. Sie betreffen unter andern die Zwiſtigkeiten zwiſchen dem K. von Dänemark Chriſtian IV und der Chriſtina Munk, die er ſich in ihrem 17 Jahr hatte zur linken Hand antrauen laſſen, durch welche Fagraeus allerhand Nachrichten erhielte, die ſo gar einmal nach Schweden flüchten, und ihre Koſtbarkeiten wenigſtens dahin ſchicken wollte, welches doch Fegraeus abrieth. Ferner, die Lübeckiſchen Friedensunterhandlungen, wobey die Dänen nicht mit der Sprache gegen Fegraeus heraus wollten. König Guſtav Adolph arbeitete vergeblich, die Herzoge von Mecklenburg und die Stadt Stralſund in dieſen Frieden mit eingeſchloſſen zu ſehen. S. 105. finden wir einen eigenhändigen Bericht König Guſtav Adolphs an den Pfalzgrafen Joh. Caſimir über das minder glückliche Treffen bey Stumm, im J. 1629. Aus mehrern folgenden Briefen erhellet, wie groſs die Eiferſucht in Dänemark, bey aller Verſtellung, über das Glück der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland geweſen; wie ſehr ſie immer beſorgt geweſen, K. Guſtav Adolph möchte in Deutſchland feſten Fuſs behalten, daher ſie auch gerne geſehen, wenn er mit dem Kaiſer bloſs gegen Stralſunds Reſtitution Friede machen wollen, daher ſie auch einen Tractat zu Danzig vorſchlugen, und ſogar anfingen, ſich zur See zu rüſten. Herzog Adolph von Meklenburg gab ſich alle Mühe, das gute Vernehmen zwiſchen Dänemark und Schweden zu erhalten, bekam aber von K. Chriſtian bloſs die Antwort: laſst der König von Schweden mich unvexirt, ſo will ich ihn auch unvexirt laſſen. Im Nov. 1630 lieſs K. Guſtav Adolph durch Fegraeus um freyes und ſicheres Geleit anhalten, falls er ſich über Winter nach Schweden begeben wolle, das auch wirklich ausgefertiget ward. u. dergl. m. 4) Briefwechſel zwiſchen König Guſtav Adolph, dem Reichskanzler und dem Senat, während des erſtern Aufenthalt in Deutſchland, worin der König dem Senat ſehr ſcharf vorwirft, daſs, anſtatt ihn gehörig zu unterſtützen, ſie bloſs mit leeren Entſchuldigungen kamen. Man ſieht daraus, daſs der König eigentlich mit fünf Armeen agiren wollen, wovon die eine Brandenburg in Devotion erhalten und in Schleſien eindringen ſollen. S. 285. rechnet der König ſeine aus allerhand Nationen zuſammengebrachte Armee zu 96000 Mann. So ſehr der König auch vom Senat die Eintreibung der ſchuldigen Steuern begehrte; ſo ſehr ſuchte er doch auch, nach S. 288, alles zu vermeiden, was dem Landeseinwohner Beſchwerde machen konnte. Die Oberaufſicht über das Kammer-

und Steuerwesen ward dem Pfalzgrafen aufgetragen. 5) Aus den Senatsprotocollen im J. 1633, den Pfalzgrafen Joh. Casimir betreffend. Man sieht daraus, dafs der Senat voll Mifstrauen gegen ihn war, auch nicht wollte, dafs er sich an die Reichsstände wenden könnte. Aus einer Stelle des Protokolls erfahrt man, dafs sich nach des K. Tode kein Testament desselben gefunden. Man kam mit dem Pfalzgrafen doch endlich wegen eines Unterpfandes für den ihm gehörigen Brautschatz von 100,000 Rthlr. überein, und wurde ihm das Schlofs Stegeborg mit mehrern, eingeräumt, welches die Königin Christina im J. 1651 ihm und seinen männlichen Erben erblich schenkte. 6) Auszug aus den Senatsprotokollen im Jul. 1664, bey Gelegenheit, da die Ritterschaft und der Adel verlangten, auf den Reichstag nicht übervotirt zu werden. Der Adel war sowohl in der Streitigkeit mit Herzog Joh. Adolph, wegen des von ihm erneuerten Anspruchs auf die Reichsmarschallswürde und Vormundschaft, als wegen der Wahl eines Reichsadmirals, anderer Meynung als die übrigen drey Stände gewesen. Die Regierung und der Senat hatten sie aber doch beredet, und die Furcht, von den andern drey Ständen übervotirt zu werden, hatte sie vermocht, lieber der Meynung der anderen Stände beyzutreten. Dies fiel dem Adel empfindlich, besonders da jetzt wieder ein solcher Fall bevorstand. Die Königin Christina hatte von der Regierung verlangt, bey ihrer vorhabenden Reise nach Schweden, freye Religionsübung für sich und ihre Bedienung zu haben. Die Regierung hielt dies für bedenklich und remittirte die Sache an den Ausschufs der Stände. Die Ritterschaft und der Adel im Ausschufse, beschlofs, der Königin sollte erlaubt seyn, für ihre Person einen katholischen Priester mitzubringen, und bey verschlossenen Thüren katholischen Gottesdienst zu halten, doch sollte sie ihre katholische Bedienten von sich lassen, und lauter lutherische annehmen. Der Bürger- und Bauernstand trat dieser Meynung bey; dies gefiel der Regierung und dem Senat nicht, welche die Ankunft der Königin ungern sahen, und solche gerne verhindern wollten. Sie fafste also den Schluss, der Königin nicht zu erlauben, einen katholischen Prediger mitzubringen. Die Sache kam wieder an die Stände. Der Priesterstand, in dem schon vorher zwey Mitglieder förmlich gegen die Meynung des Adels protestirt hatten, vereinigte sich nun insgesammt dagegen; die Ritterschaft, welche vermuthen konnte, der Bürger und Bauernstand würde es auch so machen, und die doch nicht gerne von dem Beschlufs des Ausschusses abgehen wollte, begehrte daher eine Conferenz mit dem Senat, und gab darin zu erkennen, dafs wenigstens, wenn die Ritterschaft mit dem Senat und dem Kriegsbefehl einig wären, sie die Meynung der übrigen 3 Stände balanciren müfsten. Ja einer der Deputirten des Adels, Joh. Gyllenstjerna, berief sich sogar auf das, wie es vormals in Schweden gewesen und dafs man aus K. Gustav Adolphs Intention, Disposition und Handlungen sehen könnte, dafs zu *imperii* beym Adel, und *imago* bey den andern Ständen sey. Der Senat erklarte, er käme *in fundamentis* mit dem Adel überein, und sahe es gerne, wenn solcher sich künftig an ihn anschlosse. Da man es aber doch der übrigen Stände wegen nicht wagte, jene von Gyllenstjerna gebrauchten Ausdrücke so unberührt hingehen zu lassen; so geschahen desfalls einige Erinnerungen, worüber Gyllenstjerna sich entschuldigte, dafs das Wort *imago imperii non ex sensu grammatico, sed usu populari comparative et non privative* zu verstehen sey, womit auch der Staat, der, wenn nicht *quoad formalia* doch *quoad intentionem* mit dem Adel einerley Meynung zu seyn erklärte, zufrieden war. Nie hat sich wohl der so oft in Schweden herrschende aristokratische Geist deutlicher gezeigt als hier. Am Ende mufste aber doch der Adel nachgeben, und dem Beschlufs der übrigen Stände, um nicht übervotirt zu werden, beytreten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Crufius: *Kleines Wörterbuch, oder Erklarung solcher Wörter, die von dem gemeinen Manne oft gar nicht oder ganz unrichtig verstanden werden.* Ein Beytrag zum Schulunterrichte, von *Aug. Ephraim Jeschen*, Prediger zu Hohennauen bey Rathenow. 1798. 64 S. 8. (4 gr.) Der Vf. glaubt zwar mit andern aufgeklärten Predigern, dafs die Hauptursache, warum die Kanzelvorträge nicht immer den erwünschten Nutzen stiften, darin bestehe, dafs sie nicht popular genug sind, und Wörter und Redensarten enthalten, welche von den meisten Zuhörern nicht verstanden werden; zugleich dünkt ihm aber doch, dafs nicht alle dergleichen Ausdrücke vermieden werden können, wenn der Vortrag nicht gar zu viel an Würde verlieren soll. Es scheint ihm daher eine wohl zu empfehlende Regel zu seyn: „Lafs „dich in deinen Predigten zwar möglichst zu deinen Zuhörern „herab, allein suche sie auch allmalich zu dir hinaufzuziehen." Und damit schon die Schuljugend mit dergleichen Wörtern bekannt werde, schrieb der Vf. dies kleine Wörterbuch, welches Rec. zweckmäfsig findet, und es um so nützlicher hält, da die Erklärungen meistens durch praktische Beyspiele erläutert sind, und also zugleich zum moralischen Unterrichte dienen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. April 1799.

PHILOLOGIE.

JENA, in der Crökerſchen Buchh.: Σχολια, hoc eſt, *carmina convivalia Graecorum*, metris ſuis reſtituta, et animadverſionibus illuſtrata, praemiſſa *disquiſitione de hoc genere carminis* edidit *Carol. Dav. Ilgen*, Philoſ. et LL. OO. Prof. in Acad. Jenenſi. 1798. CCVIII. Disqu. 288 S. Comm. 8.

Die Tiſchlieder der Griechen zeigen die Dichtkunſt dieſer Nation von einer, obgleich weniger glänzenden, doch ebenfalls intereſſanten Seite: die gröſsten Dichter, Alcaeus, Sappho, Archilochus, Anakreon u. a. m. verfertigten dergleichen, und wir ſehen an dieſem Beyſpiele, wie die Griechen auch gewöhnliche Vorfälle des Lebens durch Spiele der Einbildungskraft zu beleben, und durch Sprüche der Lebensweisheit lehrreich zu machen wuſsten. Aber dieſe kleinen Gedichte waren noch immer von den Kritikern ſehr vernachläſſigt worden; man hatte weder über ihre Entſtehung und die Urſache ihrer Benennung σκολιὰ befriedigende Auskunft gegeben, noch die Versarten, in denen ſie geſchrieben ſind, genau beſtimmt, noch die mancherley Verdorbenheiten des Textes gehörig verbeſſert; *Brunk*, der ſie in ſeine Analecten aufnahm, machte ſich um ſie nicht ſo verdient, als um die Tragiker und den Ariſtophanes. Dieſem Bedürfniſſe ſuchte Hr. Prof. *Ilgen* durch gegenwärtige Ausgabe abzuhelfen. Den trefflichen Jacobſiſchen Commentar zur Anthologie, der jetzt ſchon alle hier geſammelten Skolien, ausgenommen Nr. XXXIV, befaſst, konnte der Herausg. erſt, nachdem ſchon die Hälfte ſeiner Schrift abgedruckt war, gebrauchen; er hat indeſſen das, was ihm darin das Wichtigſte ſchien, in den *Addendis* von S. 251 ff. ausgezogen.

Voran geht eine weitläuftige *Disquiſitio de ſcoliorum poeſi*. Nachdem der Vf. die verſchiedenen Arten kleinerer griechiſcher Lieder und Geſänge aufgezählt und mit vieler Gelehrſamkeit erläutert hat, kommt er S. XLVIII auf den Urſprung der Tiſchlieder überhaupt. Dieſer wird aus der Religion abgeleitet: denn die älteſten Griechen hielten ſelten andere als Opfermahlzeiten, während welcher Hymnen auf die Gottheit geſungen wurden. S. LIII. (Dieſe Ableitung ſcheint uns ungegründet zu ſeyn. Warum ſollte der zur geſelligen Mittheilung von Natur ſo geneigte Grieche, auſser den gottesdienſtlichen, nicht auch andere Gaſtmähler geliebt haben? Bey Homer kommen dergleichen mehrmals vor, und die *libatio* bey ihnen deutet eben ſo wenig, als unſer Beten bey Tiſch, auf eine feyerliche Religionshandlung. Die Hymnen, die nicht nur bey Opfermahlzeiten, ſondern auch ſonſt bey Tiſche geſungen wurden, ſind zu verſchiedenartig von den nachherigen Tiſchliedern, als daſs dieſe aus jenen hätten entſtehen können.) Auch ſang man Gedichte auf berühmte Helden und Begebenheiten des Tages, Od. ϑ', 72 ſqq. ά, 154. χ', 350. Die angeſehenſten Männer ſchlugen ſelbſt die Cither dazu, wie Achill beym Homer Il. ι, 186. Nach und nach kamen, anſtatt der Hymnen und Loblieder, Gedichte leichten und ſcherzhaften Inhalts auf, Hom. H. in Merc. 52 ſqq. Pind. Ol. I, 24. Jedoch wurden die Hymnen auch nicht ganz vernachläſſigt, (v. Plutarch. Symp. Qu. I, 1. p. 615. B.) noch weniger für unerlaubt gehalten, welches Potter (Griech. Archäol. v, Ramb. II. S. 704.) aus einer Stelle des Athenäus XV. p. 696. fälſchlich ſchloſs. Die Tiſchlieder überhaupt theilt der Herausg. in vier Claſſen, παιᾶνες, ὑμνοι, παροίνια ᾄσματα und σκολιά. Die Erfindung der Skolien wird in einem Fragment des Pindar bey Plutarch de Muſic. p. 1140. E. dem Terpander (Ol. 33.) beygelegt. Aus dem Contexte der angeführten Stelle des Plutarch aber und einer andern p. 1132. C. ſieht man, daſs dort nur von der fortgehenden Melodie, die Terpander den ältern Geſängen unterlegte, anſtatt daſs vorher nur eine recitativiſche Begleitung gebräuchlich war (daher ἀναβάλλεσϑαι, welches S. LXXIX ff. ſehr gut erklärt wird) die Rede ſey. Urſprung der Benennung σκολιά. S. LXXXIV. Nachdem der Vf. die Vermuthungen anderer, ſowohl älterer als neuerer Gelehrten, beſonders *van Santen's* (in der Bibl. d. alt. Lit. u. K. V. H. p. 21. der den Namen von dem *pes* σκολιὸς oder *amphibrachys* herleitete) widerlegt, und gezeigt hat, daſs der *rhythmus amphibrachicus* nicht vorzüglich für die Skolien gebraucht worden, daſs dieſe überhaupt ſich nicht durch den Rhythmus von andern lyriſchen Gedichten unterſchieden, und alſo ihren Namen nicht daher haben könnten, erklärt er die Meynung Dicäarch's beym Suidas, des Artemon bey Athen. XV. p. 694. und des Plutarch Sympoſ. Qu. I, 1. p. 615. B. welche er für die richtigſte hält. Dieſen zufolge wurde σκολιὸν ein Gedicht genannt, das weder von allen zuſammen, noch nach der Reihe, ſondern nur von den geſchickteſten, ohne Rückſicht auf den Platz, den jeder einnahm, geſungen wurde. (In der Stelle des Athen. p. 694. καὶ κατὰ τόπον τινα, εἰ τύχοιεν, ὄντες, wo weder die alte Lesart, noch die von Hr. *I.* vorgeſchlagene Verbeſſerung der Interpunction

punction den erfoderlichen Sinn giebt, muſs es wohl heiſsen: καὶ κατὰ τόπον ὁπόταν ἄν τύχοιεν ὄντες.) Dieſes klärt der Vf. noch mehr dadurch auf, daſs er zeigt, von den Tiſchgenoſſen habe erſt einer ein kurzes Gedicht von der Art geſungen, welches dann ein zweyter, nicht gerade in der Reihe, ſondern wer ſich am geſchickteſten dazu fühlte, meiſtentheils in derſelben, zuweilen aber auch in einer andern Versart, dem Inhalte nach nachahmte. Dieſes ging ſo fort, und auf dieſe Art konnte daſſelbe Sujet drey- vier- bis fünfmal variirt werden. Die Hauptſtelle, woraus dieſes erhellt, iſt beym Ariſtophanes Vesp. 1220 ſqq. und Beyſpiele davon finden ſich auch in den übriggebliebenen Skolien. Von dem berühmten Gedichte auf den Harmodius (No. X. XI. XII.) wurden, nach des Vfs. Bemerkung, die in der gewöhnlichen Eintheilung erſte, dritte und vierte Strophe von drey verſchiedenen Perſonen nach einander, jede als eine Nachahmung der vorhergehenden geſungen. In dem Skol. καὶ Τελχῖνός in den Anal. T. I. p. 157. XII. ſind die vier (richtiger: drey) letzten Verſe blos eine Variation der drey erſten. Eben ſo verhält es ſich mit dem Skol. in den Anal. I. p. 158. XIX. (Nr. XVII. XVIII.) Zur Erläuterung dienen auch noch die Wechſelgeſänge in den Idyllen des Theocrit und Virgil. Skolien hieſsen alſo dieſe Gedichte p. CLXXVI ſq. *quia non recto ordine procedebat incepti cantus continuatio, ſed modo huc modo illuc trahebatur pro arbitrio canentium, et viam faciebat σκολιὰν, id translatum eſt ad ipſum carmen, ut σκολιὸν dicerent, ſicut κυκλικὸν translate dicitur a motu canentium circulari, et choricarum cantionum partes, στροφὴ et ἀντιστροφὴ a verſione et reverſione ſaltantium nomen habent.* (Dieſe Erklärungsart iſt neu und ſinnreich, und in Anſehung der angeführten Skolien richtig; wir können aber damit nicht reimen, was der Vf. S. CLXI ſq. ſagt: *Ultimus primi orbis novum incipiebat argumentum, quod, ſicut antecedens, dextram verſus continuabatur.* Auch bleiben noch einige Schwierigkeiten unaufgelöſt. Denn *erſtlich* paſst jene Bemerkung nur auf *drey* Gedichte unter 23 (in dieſer Sammlung 50) und in Anſehung der übrigen müſſen wir unſere Zuflucht zu der Hypotheſe nehmen, welches der Vf. auch S. CLXXII. in Anſehung des Ariſtoteliſchen Skolions No. XXXI. thut, daſs die Gegenſtücke oder Variationen dazu verloren ſeyen. *Zweytens* — und dieſe Anmerkung trifft zugleich auch den Dicäarchus, Artemon und Plutarch — obgleich die Skolien nicht, ſo wie andere Tiſchlieder p. CLV nothwendig in der Reihe geſungen werden muſsten; ſo konnte doch dieſes geſchehen, wenn die Perſonen, welche ſich darauf verſtanden, nach einander ſaſsen; wenigſtens finden wir nicht, daſs dieſes gegen die Regel geweſen ſey. Dann hätten aber die Skolien ihren Namen nicht von einer weſentlichen Bedingung, ſondern von etwas zufälligem erhalten. *Endlich* iſt die Frage: wie konnte ein ſolcher ſchlangen- oder zickzackmäſsiger Gang des Geſanges σκολιὸς genannt werden? Dann müſsten Geſänge, die jeder nach der Reihe ſang, ὀρθοὶ genannt werden können, welches doch der Sprachgebrauch nicht zu geſtatten ſcheint.) Der übrige Theil dieſer Abhandlung betrifft die Claſſen der Skolien, deren der Vf. neun annimmt (dieſes gründet ſich zum Theil auf die Aufnahme mehrerer Gedichte unter die Skolien, als ſonſt gewöhnlich dazu gerechnet werden) S. CLXXVIII ff. und den Unterſchied der Skolien von einigen andern Tiſchliedern, namentlich den παροίνια ἄσματα, κῶμοι und den Paanen S. CLXXXIV. (Wir wünſchten, der Vf. hätte den eigenthümlichen Charakter der Skolien ſchärfer beſtimmt, damit man ſähe, inwiefern Gedichte, wie No. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 40. 41. 42. 43. 45—50. die nirgends als Skolien angeführt werden, zu denſelben gerechnet werden können. In *einem* Punkte kommen ſie zwar mit den Skolien überein, indem ſie meiſtens moraliſche Vorſchriften, Regeln der Lebensweisheit enthalten; allein dergleichen finden ſich auch häufig in groſsern Gedichten, und jene, hier als Skolien aufgeſtellten Gedichte, können auch bloſse Bruchſtücke aus groſsern Gedichten ſeyn, wie es bey einigen wirklich oder höchſtwahrſcheinlich der Fall iſt. So iſt No. 33. (Jac. I. p. 42. X.) nach Ariſtot. Rhetor. III, 17. der Anfang eines groſsern jambiſchen Gedichts; ſo auch nach demſelben ibid. nr. 38. (Jac. p. 43. XVI.) ein Fragment, wie wahrſcheinlich auch nr. 36. 37. N. 40. (Jac. p. 57. II.) iſt. So wie No. 43. (Jac. p. 60. XIII.) aus den Threnis des Simonides S. Stob. Tit. 93. No. 47. (Jac. p. 85. XIII.) iſt nach Athen. XI. p. 500. ein Fragment aus einem Gedichte, worin Bacchylides die Dioſcuren zu ſich einlud, welches Hr. *Ilgen* S. 245. ſelbſt anzeigt; und dennoch iſt in dem Gedichte keine Spur von einer Einladung der Dioſcuren. So ſind wahrſcheinlich die meiſten Lieder von No. 32. an blos Fragmente; wenigſtens iſt kein Grund dawider vorhanden; unter einem Skolion verſteht man doch aber wohl ein in ſich ſelbſt vollendetes Lied.)

Die Versarten dieſer Gedichte, welche Brunk oder andere noch nicht oder irrig beſtimmt hatten, ſind groſsentheils ſchon von *Herrmann* in dem Werke *de metris* auf eben die Weiſe, als ſie hier wiederholt ſind, angegeben worden. Zuweilen weicht indeſſen Hr. I. von *Herrm.* ab, wie Skol. VIII. (Es iſt, wie Jacobs angemerkt hat, das Alcäiſche Versmaaſs, worin im erſten Verſe hinter ἐν πα- ein Wort von drey Sylben verloren iſt) IX. XV. XVI. (wo Herrm. Abtheilung ohne Zweifel zu gewaltſam war) XXIV. (wo *Ilgen's* Abtheilung die ſchlechtere Lesart οἷον πατέρων ἔργων ſtatt οἷον πατέρων ἐπέβησαν nöthig macht) XLI. No. XXXII. iſt das Metrum ſchon von Heinſius Lect. Theocr. c. VIII. p. 323. u. Valkenaer Diatrib. p. 253. B. auf dieſelbe Weiſe berichtigt worden, ſo wie No. XIV. von Mucetus z. Tibull II, 3. Eigene Veränderungen ſind No. XVII. XVIII. XX. XXIII. XXVIII. XXXIII. XXXIX. XL. XLII. vorgenommen worden. Ganz neu iſt auch die Vertheilung des Skolion VII. bey Brunk, in vier Skol. (X. XI. XII. XIII.), des Sk. XII. in zwey (XV. XVI.) u.

des

des Skol. XIX. in zwey (XVII. XVIII.) zufolge der in der Disqu. p. CLXI. CLXVI. gemachten Bemerkung, deren richtige Anwendung auf diese Gedichte, besonders XV. XVI. XVII. XVIII. wohl keinem Zweifel unterworfen ist. Nur hätten wir gewünscht, dafs, da in ihnen, als Wechselgesängen, sich doch beide Theile auf einander beziehen, der Herausg. sie zusammen gestellt, und die Abwechselung der Personen etwa durch ein α. β. bezeichnet hätte. Auch glauben wir noch immer, dafs N. XIII. (nach der gewöhnlichen Abtheilung die zweyte Strophe in dem Sk. auf Harmodius) zu den drey vorhergehenden gehört, und nicht ein besonderes, und *in seiner Art einziges Skolion* ist. Dieses erhellt auch aus dem Schol. Aristoph. Acharn. 980. (worauf sich Hn. *I.* Abtheilung gründet) welcher von demselben sagt: ἦσαν δὲ αὐτὸ εἰς Ἁρμόδιον καὶ Ἀριστογείτονα. Wie konnte der Scholiast dieses sagen, wenn No. XIII, dessen ersten Vers er anführt, ein besonderes Gedicht für sich ausmachte, in dem kein Wort vom Aristogiton vorkommt? Dafs es gewöhnlich nur Ἁρμοδίου μέλος genannt wird, mufs man auch nicht so genau nehmen; denn so nennt Antiphanes beym Athenäus XI. p. 503. das Skol. XV. XVI. τὸν Τελαμῶνα, ob es gleich an den Ajax, und nicht an den Telamon gerichtet ist. Da die vier Strophen von verschiedenen Personen gesungen wurden, und jede also gewissermafsen ein Ganzes für sich ausmachte; so haben vielleicht Aristophanes Acharn. 1093. und sein Scholiast zu V. 980. diese Strophe als diejenige, wodurch das ganze Gedicht am besten bezeichnet wurde, ausgehoben.

In Ansehung der Wortkritik und Interpretation hält diese Schrift wohl schwerlich eine Vergleichung mit Hn. *Jacobs* Comm. aus. Hr. *I.* hat das seltene Glück in seinen kritischen Vermuthungen *oft* mit seinen Vorgängern zusammen zu treffen, ohne dafs er die Conjecturen dieser gekannt zu haben scheint. So schlug schon *Abresch* im Sc. XXXVII. v. 5. βίου χρήμη vor, welches Valken. Adoniaz. p. 247. widerlegte: ὑγρὸν statt λυγρὸν Skol. XXXVIII. ist eine Vermuthung von *Valkenaer* ad Eur. Phoen. 1448. welches Herrmann ansieht. Sool. XLI. πρὸ γόων statt προγόνων Hr. *Eichstädt* in A. L. Z. 1797. n. 87. Skol. XLV. ἀνὰ δάπτεται κέαρ statt des unverständlichen ἀόνι δ. hat auch Hr. *Jacobs* Comm. p. 280. Viele Verbesserungen, welche das Metrum nöthig machte, hat Hr. *I.* mit *Herrmann* gemein, ohne dafs dieser jedoch genannt wird. Zwar sind die ähnlichen Conjecturen früherer Kritiker, meistens in den Addendis *aus Jacobs Commentar* angezeigt worden; allein eben diese Nachträge würden eine Unachtsamkeit verrathen, wenn man sie nicht durch den Mangel der nöthigen literarischen Hülfsmittel entschuldigen könnte. — Unter Hn. *I.* eigenen Conjecturen, zeichnen wir besonders Skol. XLII. ἐν δέ μιν θεατὸν χῶρον ἀγνὸν ἀμφέπειν statt Ἐν δέ μιν θοὰν χ. ἀ. ἀ. als eine sehr glückliche Verbesserung aus. Denselben Sinn suchte auch Hr. *I.* durch die Lesart ἐν θ. δέ μιν Φαιάκεσσι χ. hineinzubringen; allein Φαιάκεσσι gründet sich nur auf die Autorität des Suidas, und weicht von der alten Lesart weiter ab, als θεατόν. — Sk. XXXVI, 5. liefet Hr. *I.* ἦχεν μηδὲ νικηθεὶς ἐν οἴκῳ κακοτυχιῶν ὀδύρεο statt ἐν οἴκῳ; sehr sinnreich und vielleicht richtig; aber ἐν οἴκῳ pafst auch recht gut, da der Unglückliche und Betrübte die Menschen flieht, und in seiner Wohnung dem Schmerze nachhängt. Nothwendiger scheint die Verbesserung πρὸς π' ἐνέπη statt προσενέπῃ im Skolion des Solon No. XXXIX. — In Ansehung anderer Vermuthungen sind wir mit dem Herausg. nicht so einverstanden. Skol. II. scheint die Veränderung der Lesart: Πλούτου μητέρ' Ὀλυμπίαν ἀείδω in Π. μῆτερ, Ὀλυμπίαν σ' ἀείδω grundlos. Solche schnell eintretende Apostrophen, wie hier im dritten Verse, σέ τε, καὶ Διός sind bey griechischen und lateinischen Dichtern sehr häufig. Skol. IX. liefet Hr. *I.*: εὐθὺν τὸν ἕταρον ἦμεν statt εὐθὺς καὶ τὸν ἑταῖρον ἔμεν. Aber in dem Falle setzt der Grieche εὐθεῖαν ἦμεν sc. ὁδὸν. Auch würde der Dichter bey dieser Lesart zu schnell aus der Metapher fallen, da gleich darauf folgt: καὶ μὴ σχολὴ φρενεῖν; denn obgleich beym Homer Il. μ. 124. steht τῇ δ' ἰθὺς φρονέων ἵππους ἔχε so liegt doch in dem φρονεῖν keinesweges die Bedeutung von ἰέναι, welches vielmehr dabey verstanden werden mufs, so wie wir sagen: *wo denkst du hin*, nämlich *zu gehen*. — Skol. XXVI. sind Hn. *I.* Erinnerungen gegen die Lesart μέγα δόρυ ohne Grund; der Sinn, den der Herausg. dieser Lesart unterlegt, *hastam esse suas divitias quia* magna sit, liegt nicht darin, und μέγα ist ein sogenanntes *epith. ornans* zu δόρυ, wie im folg. V. καλὸν zu λαισήιον. — Ebend. V. 8. wo Herrm. πάντες ἐς γένυ κεκτημένοι ἐμοὶ κυνέοντι, liefet Hr. *I.* πάντες γε κεκτημένοι ἐμ' ὦν κυνέοντι δεσπόταν, nicht übel; nur ist das ἐμ' ὦν zu umständlich und schleppend, da die Auslassung des Pronomen keine Zweydeutigkeit verursachen kann. Skol. XXXI, 8. nimmt Hr. *I.* die alte Lesart: τοῦτον ἐπὶ φρένα βάλλει· Καρπὸν ἐς ἀθάνατον, in Schutz, nur dafs er anstatt des letzten καρπὸν σεῖ ἀθάνατον liefet, und erklärt dieses so: *talem animo objicis fructum tuum immortalem, ut magis eo homo capiatur, quam auro, parentibus et vita delicatula.* Hier ist das eingeflickte σεῖ auch matt, und wir vermissen einen Beleg für den Ausdruck ἐπὶ φρένα βάλλειν, *animo objicere*, dem Gemüthe etwas, nach dem es streben müsse, vorhalten oder vorstellen. Dieses würde eher προβάλλειν, προτιθέναι φρενὶ heifsen können; jenes aber bedeutet unseres Wissens nur: dem Gemüthe, Geiste einflössen oder eingeben, wie einen Gedanken, eine Leidenschaft, μένος, κάρτος, χάρμην, σθένος ἐμβάλλειν. Auch lassen sich, da die Tugend hier personificirt ist, wohl schwerlich von ihr als Person Früchte denken, welche nur zu ihr, als einem *abstracto* passen, und da wir doch einmal, nach Hn. *I.* Erinnerung, uns unter καρπὸν nicht Vortheile, sondern die der Tugend gemäfsen Thaten denken müssen; so nimmt sich der Ausdruck sonderbar aus: die Tugend halte den Menschen die aus ihr erst entspringenden Thaten, als Triebfedern dergleichen zu unternehmen

vor. Zur Vollständigkeit des Sinnes ist wohl ἔρωτα, welches ein Ungenannter bey Hurd zwischen Φρέν' und βάλλεις einzuschieben vorschlug, unentbehrlich; der Zusatz im folg. V. aber καρτὸν Φέρεις τ' ἀθ. befriedigt uns eben so wenig, als Hn. *I.* καρτὸν Φίρειν Früchte, d. h. Vortheile verschaffen. Es ist, ausserdem dass es, wie Hr. *I.* bemerkt, dem Sprachgebrauche zuwider läuft, gegen das vorhergehende ἔρωτα ἐπὶ Φρ. β. zu heterogen, als dass es gleich darauf folgen könnte. Wir vermutheten: τεῖον ἐπὶ Φρέν' ἔρωτα βάλλεις, Καρτόν γ' ἀθάνατον, so dass der ἔρως, die Liebe zur Tugend, καρτὸς Φρενὸς, eine Frucht, Blüthe der Gesinnung genannt würde, womit sich Pind. Pyth. II, 135. Nem. X, 21. und καρτὸς γλωττης Aesch. Eum. 829. vergleichen liesse. V. 11. ist doch wohl μαλακαυχητοῖο dem μαλακαυγητοῖο vorzuziehn, (welches Hr. *I.* vertheidigt, und es von αὐγάω *sehen*, ableitet, so dass es eig. einen, der sanft, weichlich, matt sieht, bedeutete und nachher, so wie χλωρὸν ἔδος, die blasmachende Furcht, den Schlaf, der die Augen matt macht, bezeichnete; ein etwas zu weit hergeholtes Beywort des Schlafs, das auch ohnedem nicht recht passend ist, um die Süfsigkeit des Schlafs in Vergleichung desselben mit dem Reitze und Lohne der Tugend auszudrücken) μαλακαυχητος von αὐχέω heifst, *qui mollitiem, suavitatem suam jactat.* Αὐχεῖν drückt, so wie κυδιᾶν beym Homer, Selbstgefälligkeit, Zufriedenheit mit seinem Zustande aus, und μαλακαυχητὸς wäre nur ein stärkerer Ausdruck statt μαλακὸς υπνος. Uebrigens ist Hn. *I.* Vermuthung μαλακαύχητον sehr sinnreich. V. 17. Ob der Dichter bey dem Ausdrucke ἀελίου χάρασεν αὐγὰς das gedacht hat, was Hr. *I.* vermuthet, *sic declaratur desiderium, quod Sol sentiat, quum Hermias non amplius in conspectum eius veniat*, ist wohl sehr zu bezweifeln: Hr. *I.* schreibt indessen eben deswegen Ἀελίου mit grofsen A., χηρόω ist weiter nichts als *relinquo* wie ἐρημόω Eur. Androm. 983. So auch κενόω. V. 21. ist Hn. *I.* die Wiederholung des Worts αὔξουσαι, welches schon v. 19. da war, mit Recht anstöfsig. Er hält es also für ein Flickwort, bezieht Διὸς ξενίου σέβας, wie γέρας im folg. V. auf den Hermias, μὲν v. 19, als Apposition, und erklärt es durch *cultorem Jovis hospitalis.* Dieses ist aber ganz gegen den Sprachgebrauch. Als *abstractum pro concreto* kann Διὸς σέβας nichts anders seyn, als Ζεὺς σεβαστὸς, so wie μητρὸς σέβας *mater venerauda* Aesch. Prom. 1099. und auf die Erläuterung dieser Redefigur beziehen sich auch nur die von Hn. *I.* citirten Stellen. Wir vermuthen: Διὸς ξενίου σέβας ἄζουσαι, *reverentes Jovis hospitalis maiestatem.* Die Musen werden ihn besingen, wegen seiner gastfreundlichen Gesinnung, also aus Ehrfurcht gegen diese und ihren Handhaber Jupiter. ἄζω in der activen Form kommt vor Soph. Oed. Col. 134. σὺχ ἅζοντα. Gebräuchlicher ist das Medium. Die Ungewöhnlichkeit dieser Form und die Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden αὔξουσι mag die Abschreiber zu diesem Fehler verleitet haben. — Skol. XXXVI. 2. setzt Hr. *I.* anstatt des unverständlichen ἀνάξει im Strobaeus ἄναγε, und erklärt dieses durch *accingere ad bellum*, mit Verweisung auf eine Stelle des Polybius Exc. Leg. I. p. 523. T. II. Ed. οἱ δὲ ἐπῆγον τὰ τοῦ πολέμου, καὶ τὰς τε δυνάμεις ἐρρωμενέστερον καὶ καθοπλίζον. Aber dieses heifst *urgere, festinare bellum*, den Krieg betreiben, so wie ἀνάγειν τὸ ἔξοδον beym Thuc. II, 21. den Ausfall betreiben, und wir sehen nicht, wie dieses, besonders ohne Accusativ hier passt. Skol. XXXVII. ist die Versetzung πάντα τοῖς τίθει θεοῖσι statt τοῖς θεοῖς τίθει τὰ πάντα wohl zu hart und ungewöhnlich. Skol. XLIV. möchten wir doch eine Lesart, die alle Foderungen befriedigt, ὤφελες γ' ὦ τυφλὲ πλῆτο der von Hn. *I.* in den Text aufgenommenen, die eine seltene Construction enthält, ὤφελέν σ' ἀ. τ. Π. blos dieser Seltenheit wegen, nicht aufopfern; denn Hn. *I.* Urtheil über jene Lesart von Brunk, *quod non placet* ist noch kein Grund, sie zu verwerfen. Skol. XLV. werden die Worte γλυκεῖ' ἀνάγκα καλίκων sehr passend mit Hor. Od. III, 21, 12. *Tu lene tormentum ingenio admoves* verglichen. Hr. *I.* verbindet ἀνάγκα θάλπεσι θυμὸν Κύπριδος, welches ihm für Κύπριδι und dieses für ἔρωτι steht. Uns ist kein Beyspiel bekannt, wo bey den Worten θάλπεσθαι, καίεσθαι u. a. die Ursache dieser Empfindungen durch den Genitiv ausgedrückt würde; vielmehr steht diese immer im Dativ, θάλπεσθαι ἔρωτι, σπῷ; der Genitiv bezeichnet den Gegenstand des Affects, und kann durch die Ellipse ἔρωτι erklärt werden. Uebrigens wird gegen die Brunkische Lesart, γλυκεῖ' ἀνάγκα σπομένα καλίκων θάλπεσι θυμὸν Κύπριδος ἐλπὶς δ' αἰθύσσει Φρ. mit Recht erinnert, dass das folgende ἀνδράσι δ' ὑψοτάτω πέμπει μερίμνας sich nicht auf ἐλπὶς Κύπριδος beziehen könne, und es auf den entferntern Nominativ ἀνάγκη zu beziehen, hart seyn würde. Auch Hn. Jacobs Vermuthung: θάλπεσι θυμὸν Κύπριδος ἐλπίδι αἰθύσσει δὲ Φρένας χαρᾷ μιγνυμ' ist uns nicht wahrscheinlich. Nach Vergleichung der Horazischen Stellen Od. III, 21, 17. *Tu spem reducis mentibus anxiis* IV 12, 19. *cadus — Spes donare novas largus*, wäre zu vermuthen, dass hier die Hoffnung im allgemeinen verstanden werden müsse, und Κύπριδος blos ein Einschiebsel eines Lesers wäre, der das oft erwähnte *consortium Bacchi et Veneris* hier auch suchte; dann wäre der Vers θάλπεσι θυμὸν dem sechsten Verse πέμπει μερίμνας völlig gleich.

* * *

Leipzig, b. Meifsner: *Launige Skizzen.* Von W. H. *Heydenreich.* 2ter Th. Auch unter dem besondern Titel: *Drollige Abentheuer aus der wirklichen Welt.* 1798. 317 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 390.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1799.

PHYSIK.

HALLE, b. Gebauer: *Versuch einer Theorie der elektrischen Erscheinungen*, von *Ludwig Achim von Arnim*. Mit 1 Kupf. 1799. 146 S. 8. (10 gr.).

Hr. v. *A.* versucht in dieser Schrift die Grundzüge einer neuen Theorie der elektrischen Erscheinungen, den Fortschritten der Naturwissenschaft angemessen, darzulegen. Um die Möglichkeit der elektrischen und magnetischen Erscheinungen, der Wahlanziehung und Cohärenz, — kurz, aller Verschiedenheiten und Veränderungen der Materie zu erklären, scheint ihm nöthig, die Materie selbst als verschieden zu denken. Ein Werk aber, das diese Verschiedenheiten aus Einem Princip ableitet, sey noch nicht geschrieben. Zwar stelle *Kant* die allgemeine Kraftlehre der Materie in seiner Dynamik, nach ihrem ganzen Umfange auf, allein die besondere, gleichsam die *angewandte Kraftlehre*, scheine man bis jetzt ganz übersehen zu haben. Und doch beantworte sie die wichtige Frage: wie jene Urkräfte: — die *Repulsiv-* und *Attractivkraft* — gedacht werden müssen, um die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur hervorzubringen? — Wir erhalten also hier eine Theorie der Elektricität ganz nach dem *dynamischen* System, im Gegensatz des *atomistischen* in der Naturlehre. *Franklin* nahm bey Erklärung der elektrischen Erscheinungen Eine, und *Symmer* zwey besondere Materien an, unser Vf. aber nimmt gar keine Materie, sondern blofs die beiden Kräfte — Repulsiv- und Attractivkraft — an, durch welche erst Materie constituirt wird. Dem gemäfs hält er auch die elektrischen Phänomene nicht für chemische Processe, durch welche Veränderungen in der Qualität der Materie gemacht werden müssen, sondern wo diese eintreten, sind sie nur zufällig. Die Art, wie der Vf. sein neues Werk ausführt, kann man ungefähr aus der folgenden gedrängten Uebersicht erkennen. — *Elektrisirt* heifst nach dem Vf., ein Körper, der im Verhältnifs seiner attractiven Kraft zu der attractiven eines andern entweder mehr oder weniger freye repulsive Kraft als jener, gebunden hat. *Positiv elektrisirt* ist ein Körper, der in eine Lage gekommen ist, dafs er im Verhältnifs seiner attractiven Kraft zu der attractiven Kraft eines andern mehr repulsive Kraft als jener gebunden hat und gebunden erhalten kann. Vollkommen wäre jene Lage zu nennen, wenn die den Körper umgebende materielle Substanz gar keine Anziehung auf die freye Repulsivkraft äufserte; da dies aber dem Begriffe der Materie widerspricht, so müssen wir uns begnügen, dafs die Materie verschieden, dafs wir den zu elektrisirenden Körper mit Materien umgeben können, deren Anziehung für freye Repulsivkraft geringer als die Anziehung des Umgebenen ist. Einen Körper in jener Lage nennt der Vf. *isolirt*. *Negativ elektrisch* kann ein Körper nur im Gegensatz eines positiv elektrischen seyn; er hat im Verhältnifs seiner anziehenden Kraft zu der eines andern weniger repulsive Kraft als jener, gebunden; *Leiter* sind alle die Körper, welche der Anziehung kein Hindernifs in den Weg legen, also selbst keine gröfsere Anziehung, aber ohne Unterbrechung, Anziehung haben. *Nichtleiter* hingegen sind alle die, welche gröfsere oder ungleichförmige Anziehung haben. *Isoliren* ist die Sache der Nichtleiter; *verbinden* die Sache der *Leiter*. Durch diese *nöthigen Erklärungen* glaubt nun der Vf. alles so eingeleitet zu haben, dafs er sogleich aus der Kantischen allgemeinen Kraftlehre, als der schon angenommenen und eingeführten Gesetzgebung, die Provincialgesetze, so wie die Elektricität ihrer bedarf, ableiten könne. *Erstes Gesetz: Negativ elektrisirte Körper ziehen positiv elektrisirte* an. Die bisherige Behauptung der Physiker, dafs die Anziehung zwischen ungleichnahmigen Elektricitäten *gegenseitig* sey — widerspricht also jenem Gesetze, und sie soll auch mit dem Franklinischen System unvereinbar seyn, weil Abwesenheit von Materie, — wie der negative Zustand Franklins ist, — keiner Anziehung fähig seyn könne. — Dies scheint freylich so, allein der Rec. mufs hier bemerken, dafs, sobald man die Franklinischen elektrischen Atmosphären mit in Betracht zieht, doch gegen diese Vorstellungsart nichts Entscheidendes zu sagen sey. Nach unsers Vfs. Vorstellung ist freylich jenes erste Gesetz, so paradox es an sich scheint, ohne alle Schwierigkeit; denn wenn der Körper, der (nach der bisherigen Lichtenbergischen Sprache) + E hat, *mehr repulsive* Kraft bey seiner attractiven gebunden haben soll, als ein anderer, der — E hat, und dieser andere deshalb negativ elektrisch genannt wird, weil er bey seiner Attractivkraft *weniger repulsive Kraft* als jener, gebunden haben soll, so wird sogleich der + E habende auf den — E habenden *losgehen;* aber man wird dieses nicht füglich ein *Anziehen* von Seiten des — E habenden nennen können, sondern mehr ein *Aufnehmen*, *Empfangen*, oder wie man es sonst nennen möchte. Uebrigens gründet sich diese Erklärungsart doch auch auf die ganz willkürlichen Begriffe von positiv- und negativ-elektrisch seyn. Auch scheint uns noch über den Worten des

Vfs. die S. 10. seinen Erklärungen vorausgehen: *„die Körper haben folglich nicht nur eine verschiedene Anziehung gegen einander, sondern jeder kann auch nur eine verschiedene Menge freyer repulsiver Kraft binden* — einige Dunkelheit zu schweben. Denn es kann ein Körper die Repulsivkraft wohl nur in sofern binden, als er neben derselben zugleich mit Attractivkraft versehen ist, die jene repulsive einschränkt. — Ist also bey einem Körper, z. B. die Attractivkraft + 100 und die Repulsivkraft — 60; bey einem andern die Attractivkraft + 80 und seine Repulsivkraft — 90, so hat der erste im Grunde weiter nichts, als eine reine Attractivkraft von + 100 — 60 = + 40, und der andere eine reine Repulsivkraft von + 80 — 90 = — 10, also wird dem erstern Körper in Beziehung auf den letztern, eine reine Attractivkraft von + 40 — 10 = + 30 übrig bleiben, womit er den andern *anziehen* kann, indem nun alle Repulsivkräfte als aufgehoben zu betrachten sind. Bliebe aber im Gegentheil für das Endresultat eine negative Gröfse übrig, z. B. der andere Körper hatte am Ende — 30; so würde sich dieser mit einer solchen Kraft auf den erstern stürzen müssen; beide Erscheinungen wären sonach ganz einerley und man würde, vielleicht unvermerkt, wieder auf die Franklinische Vorstellungsart geleitet; — es wird also nothig seyn, dafs sich der Vf. über den Ausdruck: *„freye Repulsivkraft binden"* näher erkläre, und es deutlich mache, wie durch ein Uebermaafs von Repulsivkraft, das ein positivelektrisirter Körper haben soll, es denkbar wird, dafs ihn deshalb der negativ-elektrisirte anziehen müsse, indem es noch die Frage ist, ob die Deutung, die wir oben seinen Worten gegeben haben, auch die seinige sey. *Zweytes Gesetz: Die Anziehung des negativ-elektrischen Körpers auf den positiv-elektrischen ist eine unmittelbare Wirkung auf ihn durch den leeren Raum; sie vermehrt sich im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen. Drittes Gesetz: Jede Veränderung der Lage eines Körpers ist eine Veränderung in der Menge seiner specifisch gebundenen positiven Kraft, sie ist folglich mit grösern oder geringern elektrischen Erscheinungen verbunden.* Es leitet nun der Vf. die merkwürdigsten elektrischen Erscheinungen aus den dargelegten Gesetzen in sofern ab, dafs er annimmt, alle solche Erscheinungen beruhen entweder auf *Anziehung* oder auf *Uebergang* der positiven Kraft, wo der letzte aufs neue in den *freyen* und in den *aufgehaltenen* Uebergang einzutheilen sey. Die sonstige Meynung, dafs der luftleere Raum ein guter Leiter sey, läfst der Vf. nicht gelten, sondern glaubt, dafs es blofs die in einem solchen Raum sich bildenden Dämpfe wären, welche die Leitung bewirkten. Bey Untersuchung der Wirkungsart der Kleistischen Flasche betrachtet er die Körper als absolut negativ. Es ist Bedingung zur Ladung einer solchen Flasche, dafs die vielfach verstärkte Anziehung gegen die geladene Fläche die Anziehung zu der eignen, natürlichen gebundenen Elektricität übertreffe. Ist die Flasche isolirt, so hört der Process auf, denn keine von beiden Flächen zieht mehr Elektricität an; ist sie mit andern Leitern verbunden, so entfernt sich diese positive Kraft wegen der stärkern Anziehung andern Körper, die der elektrisirten Fläche nahe liegen; die äufsere Fläche bindet jene und zieht die innere so lange immer neue Elektricität bis die äufsere nicht mehr bindet; — doch hört nicht so lange, bis die Anziehung der äufsern che Null wird, sondern sie hört schon dann wenn die Anziehung der Luft und anderer Kö die sie umgeben, ihre Anziehung übertrifft. Rückstand in der Flasche nach ihrer Entladung nach dem Vf. bey gleicher Belegung die Hälfte Kraft, welche die innere Fläche ohne Anziehung äufsern, durch freyen Uebergang erhalten w Die eine Hälfte davon erhält die äufsere Fläche andere Hälfte bleibt zurück, wird wiederum a zogen und macht das Uebergehende einer neuen ladung. Dies alles gilt, mit Umsetzung der a henden und angezogenen Fläche etc. auch von negativen Ladung. Uebrigens setzt Hr. v. *A.* w von Metallbelegungen und deren Anziehung spr nirgends voraus, dafs die Elektricität *in ihnen* i Sitz habe, sondern er nimmt vielmehr an, daf Glas beide Eigenschaften, die er den Nichtleit beylegt, vereinige; dafs es die Elektricität sta anziehe als Metall, dafs aber, wegen des ver denen Erkaltens seiner Masse, die elektrische über seine ganze Oberfläche, nur durch *eine* v kommene Belegung derselben mit einem Leiter, v breitet werden könne. Das ganze Kunststück d Erfindung einer Elektrisirmaschine bestehe *darinne*, e nen Körper abwechselnd in zwey Lagen zu versetzen in eine, wo er viel Elektricität anziehen oder verlie ren kann; und in noch eine, wo diese ihm von e nem andern Körper entrissen und gesammelt wird. Bey den gewöhnlichen Maschinen ist *Glas* dieser K per, den man durch Umdrehung in diese beiden Lagen versetzt. Das Reibzeug ist als Leiter dazu geschick durch den Glaskörper eines Theils seiner Elektri tät beraubt zu werden. Diese verläfst es herna schnell und geht in die das Glas umgebende Lu über, deren Elektricität das Glas jetzt anzieht, d ihm aber wegen ihrer ungleichen Anziehung nicht mitgetheilt wird; aber demungeachtet ist seine An ziehung gegen die schon gebundene Elektricität s geschwächt, dafs die Metallspitzen des Conductors sie ihm entreifsen. *Reibung* ist hier gar nicht wirk sam, im Gegentheil erhitzt sie das Glas und mach es leitend, sie darf aber wegen der Berührung des Kissens mit dem Glase, wodurch es anziehend ge macht wird, nicht vermieden werden. Es folgt nun eine kleine Digression über Cohärenz, Anzie hung, Krystallisation und Wärme, wovon wir hier so wenig, wie über die Zusammenstellung der vor getragenen Theorie mit der Franklinischen und Dua listischen, aus Mangel des Raums, einen Auszug geben können. Eben so müssen wir uns auch blofs mit der Anzeige begnügen, dafs in ein paar Beyla gen einige *neue Elektrometer* beschrieben werden, und

das Charakteriſtiſche von Schall, Ton und Klang als Erläuterung zu dem, was S. 81. von Elaſticität und Compreſſibilität vorkommt, hier auseinandergeſetzt wird. Es ſteht nun zu erwarten, was die Phyſiker zu dieſer neuen Anſicht der Dinge ſagen werden. Der Rec. ſieht vor der Hand darin noch keine *Erklärung* der Phänomene, in dem Sinne, wie man in der Naturlehre es nimmt, ſondern bloſs eine allgemeine conſequente Bezeichnungsart, wie ſie in anderer Rückſicht der ſelige Lichtenberg durch ſein + E und — E auch ſchon aufgeſtellt hat.

Nürnberg, b. Monath u. Kuſsler: *Johann Conrad Gütle kleine Elektricitätslehre* oder *Beſchreibung einiger kleinen Elektriſirmaſchinen und Apparate*, zum Gebrauch für Schulen und Hauslehrer und zur Erklärung der Lehre der künſtlichen und Luftelektricität eingerichtet. *Aus dem 2ten Theil der magiſchen Beluſtigungen beſonders abgedruckt.* Mit 4 Kupfertaf. 1798. 15 Bogen. 8. (21 gr.)

Da dieſe Schrift einen Theil eines gröſsern Werkes ausmacht, ſo wird es genug ſeyn, hier nur ein paar Worte davon zu ſagen. Hr. G. hat ſich ſeit einiger Zeit als einen ſehr fleiſsigen Schriftſteller gezeigt; eben ſo fleiſsig ſcheint er in Verfertigung phyſikaliſcher und mathematiſche Inſtrumente zu ſeyn. Wir haben von den letzten zwar nichts geſehen, indeſſen wollen wir ihm, der Beſchreibung zufolge, gern den Ruhm eines geſchickten Künſtlers zugeſtehen. Gegen ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aber haben wir viel einzuwenden. Wenigſtens herrſcht in dieſer Schrift durchgehends dieſelbe Weitſchweifigkeit, und derſelbe Mangel an Präciſion, den man ſchon auf den Titel wahrnimmt. Hierzu kommt noch der Mangel einer guten Ordnung. Die Beſchreibungen des Apparats, die Verſuche, die Sätze, die dadurch bewieſen werden ſollen, und die Erklärungen, das alles iſt ſo unter einander gemiſcht, daſs es unmöglich iſt, daraus eine richtige Ueberſicht der elektriſchen Erſcheinungen und ihrer Geſetze zu erlangen. Auf 15 Bogen hatte ſich etwas viel vollſtändigeres und richtigeres über dieſen Gegenſtand ſagen laſſen. Denn auch die Erklärungen ſind gröſstentheils ſehr mangelhaft. Die poſitive Elektricität wird immer als eine *geſpannte*, die negative als eine *ſchlaffe* angeſehen; durch das Reiben ſollen die Zwiſchenräume der Körper erweitert oder verengert werden, und daher ſoll es kommen, daſs die elektriſche Materie ſich in einigen leicht, in andern ſchwer fortbewegt, weswegen man die Körper in Leiter und Nichtleiter theilte. „Einige, ſetzt er hinzu, ſcheinen dieſe Ei„genſchaft (?) in einem gröſsern, wieder andere in „einem geringern Grade zu beſitzen; hieraus entſte„hen die Halbleiter.“ Welches ſind denn nun die Halbleiter? Die jene Eigenſchaft in einem gröſsern, oder die ſie in einem geringern Grade beſitzen? — Das Fallen des Barometers wird auf eine Weiſe, die ſchon längſt widerlegt iſt, erklärt. — Noch ſonderbarer iſt die Erklärung von dem Leuchten des Blitzes; ingleichem vom Zünden deſſelben, wobey der Vf. *Erde*, *Luft*, *Phlogiſton* und *Feuer* als die allgemeinen Beſtandtheile aller Körper angiebt. — In der Vorrede ſpricht er von den Auffangſpitzen, die er ſeinen Blitzableitern zu geben pflegte; er rühmt von ihnen unter andern, daſs man bey verſchiedenen derſelben *geſehen hätte*, „*wie ſie eine erſt im An„zuge begriffene Wetterwolke ſchon in ziemlicher Ent„fernung ihrer Kraft beraubten.*“ — Wie iſt es möglich, eine ſolche Wirkung zu ſehen, oder woraus läſst ſie ſich ſchlieſsen? — Noch mehr; wenn die Wolken durch den Wind ſo geſchwind herbeygeführt wurden, daſs ihre Elektricität in der kurzen Zeit nicht abgeleitet werden konnte, ſo ſchlängelte ſich der Blitz *ohne Geräuſch* auf die Spitze des Ableiters, und entlud die Wolke, *ohne daſs nachher die geringſte Verletzung an der Spitze* zu finden war. — In der That von ſo kräftigen Blitzableitern, die machen, daſs ſelbſt Blitze ohne Geräuſch entſtehen, erinnert ſich Rec. nie etwas gehört zu haben. Ein groſser Theil der Vorrede iſt polemiſch. In dem Ton eines wahren Sansculotten fährt Hr. G. über einen ſeiner Recenſenten her, nennt ihn einen Pasquillanten, ſeine Recenſion einen Bubenſtreich, ſo wie die Zeitung eine Pasquillen-Sammlung, in welcher Wahrheit neben Bosheit und Lügen einander die Wage halte. Am meiſten iſt ſein Zorn gegen *Hn. Dr. Erhard* gerichtet, den er nebſt jenem Recenſenten in eine Claſſe mit Cartouche und Käſebier, ja ſogar noch unter dieſe ſetzt. Indeſſen hat es ihm nicht beliebt, die Zeitung näher zu charakteriſiren, noch ſeine Beſchwerden beſtimmt anzugeben. Rec. iſt daher ungewiſs, ob er nach dem, was er hier geſagt hat, in *Hn. Gütle's* Augen auch für einen Pasquillanten gelten wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erlangen, b. Palm: *Farbenkunde für Maler und Liebhaber der Kunſt*, von *Johann Leonhard Hoffmann*. 1798. 200 S. 8. (12 gr.)

Ein Buch, welches vollkommen leiſtet, was der Titel verſpricht, und daher allerdings von gutem Nutzen für Künſtler ſeyn wird. Es ſind uns indeſſen bey aufmerkſamer Durchleſung deſſelben ein paar Stellen aufgefallen, wo ſich der Vf. geirrt zu haben ſcheint, und die wir deſshalb bemerken müſſen. S. 163. bey Gelegenheit der Tuſchfarben heiſst es: „Selbſt machen ſich manche Farbenkörper in der Tuſche ſehr gut, die in Oel ſchlechterdings nicht taugen und in Paſtell nicht zu gebrauchen ſind, z. B. Grünſpan etc. — weil man aber zur Tuſche alle Saftfarben ſehr wohl gebrauchen kann, ja weil ſie hiezu unentbehrlich ſind: ſo kann man ſehr wohl der Lackfarben überhoben ſeyn.“ Dieſes wird ohne Zweifel von allen denen, welche mit Tuſchen oder den ſogenannten Aquarellfarben zu malen verſtehen, beſtritten werden; denn Grünſpan darf zu Arbeiten,

die auf Kunſtwerth Anſprüche machen ſollen, gar nicht gebraucht werden, einige Saftfarben, wie z. B. Saftgrün, laſſen ſich nicht gut behandeln, und ſind deſswegen ausgeſchloſſen, hingegen den ſchönen rothen Lack würde man ſchwerlich durch irgend eine andere Farbe erſetzen können. S. 184 u. 185. ſcheint der Vf. anzurathen, in der Oelmalerey den Farben einen Zuſatz von Wachs zu geben, und ſagt daher: „man verſuche eine Copie nach Corregio (Coreggio) ohne Wachs, und ſie wird nicht gelingen. Durch bloſses Oel, wenn man ſolches auch mit Maſtix verbindet, wird alles zu mager, und hat, welches das ſchlimmſte iſt, eine geringe Dauer. Rubens, Vandyck und mehrere Niederländer, die ſich eines reichlichen Farbenauftrags bedienten, z. B. Rembrand, Ruysdael, Berghem u. a. m. konnten ohne Wachs nicht thun, was ſie thaten.“ Es wäre überflüſsig, den Ungrund dieſes Vorgebens mit Gründen ausführlich darzuthun, weil gewiſs kein Künſtler von Einſicht und Erfahrung ſolches glauben wird.

Zürich, b. Heinrich und Joh. Heinrich Füſsli: — *Sammlung hiſtoriſch merkwürdiger Schweizergegenden.* I Heft. 1796. II Heft. 1797. III Heft. 1798. jeder mit 4 illum. Kupferſtichen, und in allen drey Heften zuſammen. 96 S. Text. gr. längl. Quart. (22 Rthlr. 12 gr.)

Die Anſichten im erſten Heft ſind: Nr. I. die Ruinen des Schloſses Zwing-Uri. Nr. II. der Rotzberg im Canton Unterwalden. Nr. III. die Wohnung von Wilhelm Tell zu Bürglen. Nr. IV. die Ruinen von Attinghauſen bey Altorf. Im zweyten Heft: Nr. V. die Rüteli's Matte. Nr. VI. Tell's Capelle in der hohlen Gaſse. Nr. VII. Windiſch und Königsfelden. Nr. VIII. Morgarten am Aegeri-See. Im dritten Heft: Nr. IX. Habsburg. Nr. X. Greyerz. Nr. XI. Lauppen. Nr. XII. Alt Regensperg. Dieſe ſämtlichen Anſichten ſind mit vieler Treue und Fleiſs gezeichnet, bey den meiſten iſt der Standpunkt glücklich gewählt, und alle ſind ſauber illuminirt; nur fällt bey einigen das Licht im Vordergrunde etwas zu grell auf, und daher ſehen ſie etwas bunt und manierirt aus. Nr. II. V. VI. VIII. X. u. XI. ſcheinen uns, wenn wir ſie als Bilder betrachten, die meiſten Verdienſte zu haben. Alle, Nr. I. allein ausgenommen, ſind von dem Verleger Hn. Füſsli gezeichnet, welcher damit eine rühmliche Probe ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt hat, die Umriſſe der vier Anſichten des erſten Hefts radirte Hr. *H. Troll*, den wir aus andern Arbeiten als einen trefflichen Zeichner und Kupferſtecher im landſchaftlichen Fache kennen. Die im zweyten Heft, *A. Bentz*, im dritten hat ſich der Kupferſtecher nicht genannt.

Den gut geſchriebenen Text wird jedermann mit Vergnügen leſen, und wen die alte Schweizergeſchichte noch beſonders intereſſirt, wird ſich doppelt befriedigt finden. Der ungenannte Vf. beſitzt die Kunſt, Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden, und darf daher ungetheilten Beyfall von ſeinen Leſern erwarten. Druck und Papier an dieſem Werk ſind ſehr ſchön.

* * *

Stuttgart, in der Erhardiſchen Buchhandl.: *Sammlung vieler Vorſchriften von allerley Koch- und Backwerk für junges Frauenzimmer von einer Freundin der Kochkunſt in Göppingen.* Neue verbeſſ. Ausgabe. 1 Th. 1797. 374 S. 2 Th., 1798. 230 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 1940.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Cruſius: *Praktiſche und gründliche Anweiſung auf eine leichte und wohlfeile Art gute Elektriſirmaſchinen zu bauen*, mit einem dazu neuerfundenen Reibezeug von geſpanntem Taffet, herausgegeben von *Joh. Chriſt. Hoffmann*. Mit 2 Kupf. 1798. 5 Bog. 8. (8 gr.) Es giebt wohl kein phyſikaliſches Inſtrument, an dem man neuerlich ſo viel verändert, gemodelt und umgeformt hatte, und das noch jetzt auf ſo mannichfaltige Art zuſammengeſetzt würde, als die Elektriſirmaſchine. Bald iſt es die Stärke der Wirkung, die man dabey zur Abſicht hat, bald die Dauerhaftigkeit der Maſchine, bald ihre Bequemlichkeit, bald ihre Wohlfeilheit. Der letzte Grund hat beſonders viel Erfindungen hervorgebracht, und nicht mit Unrecht; denn es iſt allerdings verdienſtlich, den Ankauf unentbehrlicher Inſtrumente den Liebhabern der Wiſſenſchaft zu erleichtern. Eben daher kann man keinen neuen Beytrag der Art als überflüſsig anſehen, und ſo verdient auch die vor uns liegende Anweiſung von einem ſo geſchickten Künſtler als der Vf. derſelben iſt, Dank. Sie iſt deutlich und vollſtändig. Allein um uns in den Stand zu ſetzen, von dem Werth ſeiner Einrichtung ein Urtheil zu fällen, hätte er die Wirkung der Maſchine und ihren Preis beſtimmt angeben müſſen. Er ſagt bloſs, die Wirkung habe ſeine Erwartung übertroffen, ohne zu bemerken, wie lang und ſtark die Funken waren, was für Gläſer ſich dadurch laden laſſen u. dgl. Von dem Preiſe iſt nichts geſagt, und da der Nichtleiter in einem Cylinder von Glas beſteht; ſo macht er immer ein koſtbares Stück aus. Die Leiter lehrt er von Pappe mit Staniol überzogen verfertigen; auch giebt er eine Anweiſung Kugeln zu gießen und Meſſing zu poliren.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1799.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Ein Commentar über das reine Natur- und natürliche Staatsrecht.* Von *Theodor Schmalz*, K. Pr. Consistorialrath und Prof. der Rechte zu Königsberg. 1798. 10 Bogen. (14 gr.)

Die Absicht dieser Schrift ist, der Aeusserung des Vfs. in der Vorrede nach, die vornehmsten Stellen seines reinen Naturrechts zu erläutern und zu berichtigen. So lobenswürdig dieser Vorsatz eines Schriftstellers ist, eine Revision seiner vormaligen Behauptungen von Zeit zu Zeit anzustellen, eben so löblich ist die Freymüthigkeit des Vfs., mit der er seine Ueberzeugungen gegen die metaphysische Rechtslehre des Hn. Prof. *Kant* vorträgt. Denn Freyheit im eignen Denken ist die erste Regel des öffentlichen Verkehrs der Gedanken, obgleich in Ansehung dieses verdienstvollen Mannes gewiss jede Besorgniss eines auf Despotie gehenden Bestrebens ungegründet ist. Indessen erlaubt uns der Vf. vorläufig folgendes zu bemerken. Wenn ein Feldmesser sich überredet, dass er richtiger als mancher grosse Mathematiker ein Feld ausmessen könne, so kann er daran recht haben. Wenn er aber, als blosser Feldmesser meynen sollte, ein Feld von jedem möglichen Umfange ausmessen zu können, so entsteht in ihm diese Einbildung, weil er ein Feldmesser und kein Geometer ist. Eben so würde der Jurist von Profession, dass er nicht Philosoph ist, beweisen, wenn er die Meynung äussert, dass nur als ein solcher Jurist er im Stande ist, „die zahllosen Details zu übersehen, die bey der Anwendung allgemeiner Grundsätze sich darstellen, und die Unrichtigkeit derselben da zu zeigen, wo wir es am wenigsten vermuthen." Denn die obersten Grundsätze der Rechtslehre sind nicht Erfahrungserkenntnisse und Grundsätze des Rechts; die dieses sind (Gesetze einer äussern Gesetzgebung), sind nicht oberste Grundsätze. Dass nun solche Grundsätze, von welchen keine andere als eine Erfahrungserkenntniss möglich ist, doch als Rechtsgesetze anzusehen sind, das kommt von Grundsätzen her, die aus der Vernunft entspringen. Die Kenntniss des positiven Rechts und Uebung in ihrer Anwendung kann wohl dazu dienen, das Bewusstseyn des Rechtsbegriffs hervorzuheben und zu den obersten Grundsätzen dieser Wissenschaft zu gelangen, niemals aber, wie der Vf. es zu nehmen scheint, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser allgemeinen Grundsätze zu zeigen. Wir gehen zur Beschreibung des Inhalts dieser Schrift.

Sie handelt zuerst von der Freyheit, und der Vf. beschreibt dieselbe als „das Vermögen unabhängig von allem ausser uns, die erste wirkende Ursache unserer Handlungen selbst zu seyn." Der Vf. hat hier den sonst sogenannten transcendentalen Begriff (von einer Ursache, deren Causalität keine andere Ursache vorausetzt) im Auge, von welchem Merkmal allerdings, in dem Begriff der Freyheit des Willens nicht abgesehen werden kann. Wenn es aber weiter heisst: wir sind uns bewusst, dass wir durch die blosse Vorstellung der Güte oder Bosheit einer Handlung und Unterlassung, uns zum Handeln oder Unterlassen bestimmen können, und folglich sind wir wirklich der Freyheit fähig, so meynt Rec. dass hier an die Stelle eines Begriffs, ein ganz anderer gesetzt worden ist. Denn wenn aus der blossen Anlage für Freyheit (eigentlich für Moralität), diese Freyheit selbst *geworden* ist, (der Mensch moralisch-gut ist), so ist doch diese Sinnesänderung eine Begebenheit, und hat ihre Ursache in der vorhergehenden Zeit, die selbst wieder von andern Ursachen abhängig ist. Der Begriff der Freyheit hat also am Menschen, als einem Gegenstande der Erfahrung, auch wenn er als sittlich-gut gedacht wird, kein Object. Die Beleuchtung der Formeln für das Sittengesetz, die der Vf. aufstellt, die eigentlich ausdrücken, dass der Mensch eine natürliche Abneigung gegen Alles habe, das sich widerspricht, (die wie der *horror vacui* aussieht) erlaubt der für die Recension bestimmte Raum nicht. Es folgt nun die Bestimmung des Begriffs: *Recht.* „*Dürfen* heisst das Bestimmtwerden des Willens durch die Einsicht, dass eine Handlung oder Unterlassung nicht böse sey. Die Bestimmung der Person durch das Gesetz, nach welchem sie darf, heisst *ein Recht.*" Die Anführung des Sprachgebrauchs von dem Worte: *recht*, da dasselbe die Angemessenheit eines Verfahrens zu einem bestimmten Begriff bezeichnet, ist, nach unserm Urtheil, nicht die richtige Art, diesen Begriff zu erörtern, und die eben genannte Erklärung des Vfs. von dem, was ein Recht heisse, ist allenfalls die Erklärung des Begriffs vom Erlaubten, obgleich, um auch diesen Begriff klar zu erhalten, durchaus wohl nöthig ist, von der Erörterung des Pflichtbegriffs selbst den Anfang zu machen. Wie die Sprache zu dem Ausdruck gekommen: ein Recht auf einen Gegenstand haben? was geht diese Frage die Rechts-

wiſſenſchaft an, die es mit dem Begriff und dem Boden des Begriffs: einen Gegenſtand rechtlich haben, zu thun hat. Zur Unterſcheidung der Rechtslehre von der Tugendlehre, glaubt der Vf. durch eine Eintheilung der Rechte und Pflichten nach den Kategorien als Eintheilungsgründen etwas beyzutragen. Dafs durch dieſe Betrachtung ſo wie überhaupt durch Herbeyführung von Beyſpielen, das Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen der Rechts- und Tugendpflicht hervorgehoben werden könne, bezweifeln wir nicht; aber die Eintheilung ſelbſt der Pflichtenlehre bewirkt der Vf. damit noch nicht. Denn auch die Tugendlehre enthält Pflichten die allgemein (vollkommen) verbindend, die negativ (Pflichten zu Unterlaſſungen) ſind und Pflichten, die in *äuſsern* Handlungen erfüllt werden. Gegen die Beſchreibung der Rechtspflicht, dafs ſie die Pflicht iſt, zu welcher gezwungen werden könne, erklärt ſich der Vf. Uns dünkt, dafs, nachdem die metaphyſiſche Rechtslehre Kant's, den Begriff eines *wechſelſeitigen Zwanges nach allgemeinen Geſetzen*, aufgeſtellt und *dieſen* Zwang als den Gegenſtand der Rechtslehre angegeben hat, das Merkmal des Zwanges, wovon doch nicht abgeſehen werden kann, wenn man von Rechtspflichten ſpricht, aus dieſem Begriff leicht aufgefunden werden könne. Im Naturzuſtande kann von keinem andern Zwange die Rede ſeyn, als von dem Zwange, wodurch jeder den Andern nöthigt, dieſen wechſelſeitigen Zwang mit ihm einzugehen, und von keiner andern Rechtspflicht, als der: auf dieſen Mechanismus hinzuwirken. Dagegen meynt Hr. *S.* das Princip der Rechtslehre durch die Formel auszudrücken: Unterlafs alles, wodurch du andere vernünftige Weſen wider ihren vernünftigen Entſchluſs, in äuſserlicher That beſtimmen würdeſt. Gegen alle Einwendungen wider dieſen Ausdruck wird ſich wahrſcheinlich der Vf. vermittelſt des weiten Begriffs: eines *vernünftigen* Entſchluſſes zu verwahren im Stande ſeyn. Er leitet nun hiervon die angebornen und erworbenen Rechte des Menſchen ab. Der angebornen Rechte des Menſchen werden drey angegeben: das Recht zu ſeyn, ſo wie die Natur ſeinen Geiſt und Körper bildete; das Recht des Menſchen auf ſeine Handlungen; und das Recht des Menſchen auf den Gebrauch der Sachen umher. Bey der Vorſtellung des letztern bemerkt der Vf.: „Ich glaube gar nicht, dafs es ein ſolches moraliſches Geſetz gebe, wie Hr. Kant will, nämlich: das Aeuſsere ſtets ſo zu gebrauchen, dafs es das Seine von irgend jemand werden kann. Es iſt kein rechtliches und auch kein ethiſches Geſetz. — Darf ich nicht einen Stein in den Abgrund des Meeres werfen, und wäre es auch blos aus Langerweile? Darf ich zu meinem Vergnügen einen Haufen Reiſig nicht anzünden?" Dieſe ſonderbare Auslegung des von Kant aufgeſtellten Poſtulats der rechtlichen Vernunft, hätte wohl billigerweiſe Hn. *S.* ſelbſt verdächtig vorkommen ſollen. Kant giebt damit das Princip an, nach welchem die Möglichkeit ſynthetiſcher Rechtsſätze erkannt werden kann. Z. B. aus dem Begriff der erſten Apprehenſion läſst ſich unmöglich vernehmen, wie dieſe empiriſche Handlung ein rechtliches Mein hervorbringen könne. Indem aber dieſe Handlung unter einer Regel ſteht, nach welcher die Willkühr eines jeden mit der Willkühr jedes Andern zuſammenbeſteht; ſo wird man allerdings eingeſehen, dafs dieſe empiriſche Handlung ein äuſseres Mein hervorbringe, und die moraliſche Vernunft gebietet nach dieſer Regel zu handeln; nicht aber etwa, einen Stein, der ungebraucht auf dem Wege liegt, ja aufzuheben und von ihm irgend einen Gebrauch zu machen. Erworbene Rechte kann es nach dem Vf. nur zwey geben, nämlich auf Sachen und auf Leiſtungen, und er verwirft den Begriff des auf dingliche Art perſönlichen Rechts. Von der äuſsern Erwerbung ſetzt Hr. *S.* den Grundſatz feſt: dafs keine Erwerbung geſchehen könne als durch ſolche Begebenheiten, welche Andern es unmöglich machen, einen Gegenſtand wider unſern Willen zu beſtimmen, ohne zugleich unſer Urrecht ſelbſt zu kränken. Dieſem Grundſatz gemäfs wird behauptet, „dafs Erwerbung einer Sache zum Eigenthum nur dadurch geſchehe, dafs eine Sache in die Lage komme, dafs ſie von Niemand äuſser uns gebraucht werden könne, ohne die Wirkung unſerer Handlung zu zerſtören, oder wider unſern Willen zu verwenden." Wenn blos unſere Handlung die Lage hervorbringt, ſo heifst dieſe Handlung *Formation*; wenn andere Urſachen, nach der Handlung, die Sache in eine ſolche Lage gebracht haben, daſs weiterhin niemand ſie gebrauchen kann, *ohne* die Wirkung unſerer Handlung zu zerſtören; *ſo wird* dieſe Wirkung anderer Urſachen die *Acceſſion* genannt. „Hr. Prof. Kant, ſagt der Vf., erklärt ſich ausdrücklich gegen die Formation, und will, dafs *Beſitzergreifung* das Eigenthum erwerbe. Es ſey mir erlaubt, zu zeigen, dafs nicht Beſitzergreifung dieſe Wirkung haben konne, und dafs die Formation wirklich ſie habe." Dem Rec. ſey es dagegen erlaubt zu bemerken, dafs Hr. *S.*, indem er von dem Princip, wovon Kant ausgeht, gänzlich wegſieht, auch die Urtheile dieſes um die reine Rechtswiſſenſchaft ſo verdienten Mannes, in einem falſchen Lichte vorſtellt. Rec. iſt weit entfernt ſich Anmafsungen gegen den verdienten Vf. erlauben zu wollen. Wenn derſelbe aber die Meynung äuſsert, dafs es ſynthetiſche Rechtsſätze nicht geben könne; ſo verſucht Rec. Hn. *S.* auf den Sinn der entgegengeſetzten Behauptung, dafs jeder Rechtsſatz, der von etwas Aeuſserem ausſagt, dafs es das Meine iſt, ein ſynthetiſches Urtheil ſey, durch die Frage aufmerkſam zu machen: wie geht es zu, dafs die Formation dieſe beſondere Kraft habe, dafs, ſobald eine Sache auf dieſe Weiſe durch die Hände eines Menſchen gegangen, ſie ſofort dem Gebrauch aller übrigen dadurch entzogen worden? Wer die von ihm geformte Sache aus den Händen gelegt hat, der wird an ſeiner Handlung ſelbſt gar nicht gehört (das innere Sein nicht verletzt), wenn die Sache von einem Andern gebraucht wird. Wo kommt denn dieſe ſonder-

bare

are Dignität her, die der geformten Sache eigen t, und vor der Formation ihr nicht eigen war? Hr. S. wird, dünkt uns, antworten, und wir antworten mit ihm: dafs diese Dignität von keiner Zauberkraft herrühre, sondern dafs, da die erste Formation einer noch nicht geformten Sache, als Regel zu denken ist, die so ist, dafs, wenn alle vernünftige, eine Naturordnung zusammen ausmachende Wesen, darnach handeln, ein ausschliefslicher Gebrauch aufserer Gegenstände (den sie alle wollen), und so ein Zusammenbestehen ihrer Willkühr im Verhältnifs zu einander möglich ist, der Begriff der Gesetzmafsigkeit diese Dignität hervorbringe, die keine andere als überhaupt die sittliche Nothigung des Willens ist. Kant sagt: „die Bearbeitung (Formation) ist, wenn es auf die Frage von der ersten Erwerbung ankommt, ein äufseres Zeichen der Besitznehmung, welches man durch viele andere, die weniger Mühe kosten, ersetzen kann, und will damit aufmerksam machen, dafs die empirische Handlung, sie heifse nun Formation, oder Occupation oder wie man will, an und für sich betrachtet, diese Rechtskraft nicht habe, sondern dieselbe ihr lediglich daher zukomme, weil sie unter einer Regel steht, nach welcher aufsere Gegenstände das Seine irgend eines Menschen, werden können.

Aus dem Angeführten ist schon von selbst zu vermuthen, dafs Hr. S. sich auch gegen die Behauptung V. erklären werde: dafs die ursprüngliche Erwerbung eines Bodens so weit gehe, als ich ihn zu vertheidigen, physisches Vermögen habe. Wenn der würdige Vf. bemerken will, dafs die ursprüngliche Erwerbung eines Bodens blos im Naturzustande statt finden könne, und eine Rechtsregel doch nur soferne Verbindlichkeit haben könne, als jeder Andere derselben Regel seine Handlungsweise unterwirft; so wird er vielleicht sein Urtheil andern. Die von dem Vf. vertheidigte und sonst von Andern vorgetragene Theorie der Erwerbung des Rechts auf die Handlungen eines Andern, können wir hier nicht ausführlich beurtheilen. Es kann nämlich nach dieser Theorie dieses Recht nur aus Beleidigungen und aus Verträgen entstehen. Das erste besteht in dem Recht, den Beleidigten zu bestrafen, ferner sich zu vertheigen, und endlich Schadenersatz zu fodern. Der Vf. bemerkt, dafs nur dieses letzte eigentlich ein Recht auf Leistung sey. Zu dieser Behauptung hat wohl, wie es uns scheint, der Vf. keinen Grund. Da er einmahl ein aus der Beleidigung entsprungenes Recht gelten lafst, so müfste er auch wohl die Rechtspflicht: sich strafen zu lassen, und der Vertheidigung nicht zu widerstehen, so ungereimt es auch aussieht, gelten lassen. Wenn aber vom rechtlichen Zustande und dem Princip desselben (dem Staatsoberhaupt) abgesehen wird, was Strafe dann noch heifsen soll, davon hat Rec. keinen Begriff. Die Ausübung der Strafe, da wo man das Laster findet, sogar als eine ethische Pflicht, die einem jeden obliegt, vorzustellen; — von diesem Urtheil ist Rec. weit entfernt. Hr. S. thut diese Behauptung, ob er gleich sie wieder mäfsigt und dahin bestimmt, dafs diese Pflicht zu strafen einem jeden nur gegen Uebertreter der Rechtspflichten zukomme, weil wir ins Herz nicht sehen und die Maximen nicht kennen, nach welchen die Menschen handeln. Auch misfallt uns die Beschreibung des Verbrechers, als desjenigen, der die Würde des vernünftigen Wesens verwirkt habe, und der Strafe, als einer Behandlung eines Menschen als eines blos sinnlichen Wesens. Denn die Würde der vernünftigen Natur besteht in einer Anlage, und kann nie, auch durch kein Verbrechen verwirkt werden, und in dem Begriff der Strafe liegt das Gegentheil davon, nämlich die Behandlung eines Verbrechers, immer als eines moralischen Wesens, indem er nur nach einem Gesetz, wozu er selbst seine Einwilligung gegeben hat, gerichtet werden darf, dafern nicht gegen ihn, ob er gleich Verbrecher ist, ein Verbrechen begangen werden soll. —

Die Theorie der Verträge des Vf., die aus seinem Naturrecht bekannt ist, ist er hier bemüht zu bestätigen und zu erlautern. Gegen die metaphysische Principien der Rechtslehre erinnert er: „Wenn gleich Hr. Kant in der Darstellung der Gültigkeit der Vertrage, auf ein Gefühl, auf das allgemeine Bewufstseyn sich beruft, und jeden Versuch, den Augenblick zu bestimmen, in dem, oder den Grund, durch den die äufserliche Verbindlichkeit der Verträge äufserlich anfange, für vergeblich erklart, so glaube ich doch, dafs, wenn diese nicht angegeben werden könnte, wir die Lehre von den Verträgen ganzlich aus der Rechtslehre verweisen müfsten; denn in ihr, als dem Gebiet der blos äufserlichen Gerechtigkeit, kann gerade nur von der Verbindlichkeit im Aeufsern, und also in der Zeit, innerhalb bestimmter Zeitpuncte die Rede seyn." Dafs Kant in seiner Darstellung sich auf ein Gefühl berufe, das ist ganzlich falsch. Mit Ueberzeugung versteht Rec. den Sinn jener Darstellung auf folgende Weise. Die Handlungen des Versprechens und der Annahme sind empirische Data, denen, an und für sich betrachtet, keine Rechtskraft zukommt. Dieselbe (diese moralische Dignitat) hat ihren Grund in dem Bewufstseyn, dafs diese Handlungsweise unter einer Regel steht, nach welcher, in einer Naturordnung vernünftiger Wesen, die Causalität des einen, das Seine eines Andern werden könne, wenn alle darnach handeln, mithin in dem Bewufstseyn der Gesetzmafsigkeit dieser Handlungsweise. Die Fehlgriffe der philosophischen Rechtslehrer in Ansehung nicht allein der Erwerbung durch Vertrag, sondern auch der ursprünglichen Erwerbung sind blos daher gekommen, dafs sie an der empirischen Handlung selbst die rechtliche Dignität finden wollten und statt sich die Frage: wie ist ein synthetischer Rechtssatz moglich? in den Sinn kom-

men zu laſſen, jeden Rechtsſatz für ein analytiſches Urtheil durch ihre Behandlung erklärten. Daſs übrigens die Theorie der Verträge des Hrn. Vf. keine gefährliche Lehre ſey, darin ſind wir gänzlich mit ihm einverſtanden, und es iſt belachenswerth, ſie ſo vorſtellen zu wollen. Als eine verwerfliche Folge davon erkennen wir aber ſeine Behauptung, daſs erzwungene Verträge nicht verbindlich ſind. Der Beſchluſs der Schrift, der ſich über den Begriff und Zweck des Staats verbreitet, hat unſern ganzen Beyfall. Der Vf. prüft und verwirft mit Scharfſinn die Theorie, die den Zweck des Staats in Bildung und Erziehung des Menſchen ſetzt, und erklärt ſich gegen die „räthſelhafte und abentheuerliche Sentenz: der Zweck des Staats ſey, den Staat überflüſſig zu machen.

Leipzig, b. Cruſius: *Reſultate der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit, zuſammengeſtellt* von *Georg Dreves*. Zweyter Theil. 1798. 472 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Das Urtheil, welches von dem erſten Theile gefällt worden, gilt auch von dieſem. Die Reſultate der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit, die uns Hr. D. in dieſem Theile liefert, ſind nichts weiter, als Auszüge aus den Schriften der neueſten Philoſophen von Kant an. Der ganze Unterſchied zwiſchen dem erſten und zweyten Theile beſteht in der Kleinigkeit, daſs er in jenem den Abriſs der moraliſchen Syſteme nebſt ihrer Beurtheilung aus Andern gröſstentheils entlehnt, in dieſem aber durch Ausziehung des weſentlichen Inhalts der hieher gehörigen Schriften ſelbſt verfertiget hat. Wir können uns nicht denken, zu welchem Zweck und für welche Leſer dieſes Werk beſtimmt, oder welchen Nutzen es ſtiften ſolle, den ausgenommen, daſs man die Unterſuchungen der neueſten Philoſophen über Sittlichkeit und was damit zuſammenhängt, im Auszuge und in einen Band zuſammengedrängt findet, und daſs dieſes die Ueberſicht und Vergleichung erleichtert. Aber dazu lieſet man doch lieber die Werke ſelbſt, die ja faſt jeder ſelbſt beſitzt, der an dieſen Unterſuchungen Intereſſe nimmt, und die auch durch den beſten Auszug verlieren. Was die Ausführung betrifft, ſo hat ſich der Vf. die Arbeit ſehr leicht gemacht, indem er die Hauptſtellen wörtlich ausgezogen und nur ſelten kürzer und mit andern Worten ausgedrückt hat. Einen Vortheil hat die Schrift dadurch erhalten, daſs das Trockne und Skeletmäſsige gewöhnlicher Auszüge vermieden, daſs Deutlichkeit, Leben und Intereſſe nicht verloren gegangen iſt. Auf der andern Seite aber hat ſie auch mehrere Fehler einer Compilation z. B. daſs ſie bald zu viel bald zu wenig hat. Der Vf. giebt z. B. Auszüge aus mehreren Schriften Kants, aus der Kritik der reinen Vernunft (Kant. der reinen Vernunft) Grundlegung der Metaphyſik der Sitten und Kritik der praktiſchen Vernunft, Tugendlehre. Hier war es kaum zu vermeiden, daſs nicht einerley Ideen nur mit andern Ausdrücken wiederholt wurden. Hingegen vermiſsten wir auch aus der letzten Schrift einige Sätze von der Tugend als Fertigkeit. Die Philoſophen, von welchen Auszüge vorkommen, ſind: *Kant*, (der längſte Abſchnitt von S. 3 — 128.) *Hufeland*, *Mutſchelle*, *Abicht*, *Schmid*, *Reinhold*, *Gebhard*, *Schaumann*, *Heydenreich*, *Jakob*, *Maimon*, *Schiller*, *Fichte*. Zwey Anhänge beſchlieſsen den zweyten Theil; in dem erſten findet man Kants Grundbegriffe über die Natur der Sittlichkeit aus deſſen Tugendlehre; der zweyte beurtheilt einige Einwürfe, welche Garve Kants Moralprincip entgegengeſetzt hat, ſehr kurz, aber gründlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Vieweg d. ält.: *Das Glück der Ehe*, von *Franz von Illeiſt*. 1796. 24 S. 8. broch. Mit Titelvignette. (12 gr.) Nicht leicht hat ſich bey ſo wenig wahrem Gehalt und poetiſcher Unabhängigkeit mehr Vollendung in den äuſsern Formen, dem Versbau, dem Ausdrucke und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad dem Gewebe der Bilder gefunden, als der ſeit der Erſcheinung dieſes Gedichtes geſtorbene Vf. beſaſs, deſſen in andern Rückſichten bedauerter frühzeitiger Tod ſchwerlich ſeiner dichteriſchen Laufbahn etwas abgebrochen hat. Denn in dieſer hatte er das rechte Ziel eben ſo vollſtändig verfehlt, als ſein individuelles erreicht: und die Haltungsloſigkeit, die man der erſten jugendlichen Erſcheinung nachſah, war zur fixirten Manier geworden. Auch das Glück der Ehe wird in dem Einen Ton durchgeleyert, den v. *Kl.* Bürgers holdem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung iſt ſo wenig beſchönigt, daſs man nicht nur im Gange der Strophen überhaupt, ſondern in einzelnen Stellen ganz deutlich den Widerhall vernimmt. Die ſtarken Auflagen, die, wie Rec. weiſs, von dieſen Meiſterſtücken der wohlhütenden Leerheit immer abgegangen ſind, widerlegen zwar die Gleichgültigkeit gegen Poeſie nicht, welche man dem groſsen Haufen in der deutſchen Leſewelt vorwirft: aber ſie beweiſen doch, daſs es genügſame Köpfe unter uns giebt, die wohlſchmeckeriſche Ohren an ſich tragen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. April 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Praktische Anleitung wie die Kriegsschaden zu peraquiren, die Schulden zu tilgen, und die dadurch erschöpften deutschen Reichslander wieder in Aufnahme zu bringen sind.* Von *Friedrich Heinrich Hatzfeld*, Fürstl. Oranien-Nassauischem Kammersecretär. 1798. 192 S. 8.

Aus dieser überaus wortreichen Schrift lassen sich die Materialien füglich in folgende Sätze zusammen fassen: 1) die in Rücksicht der ordinären Staatsabgaben gesetzlich gewordenen Befreyungen entbinden bey Entrichtung aufserordentlicher Kriegskosten den Befreyten von der Concurrenz nicht, sondern alle Stände, von dem Landesherrn bis zum Tagelohner, müssen hier beygezogen werden. 2) Gemeinden die an den Landstrafsen, und in Gegenden liegen welche zu militärischen Operationen bequem sind, haben weit mehr durch den Krieg gelitten, als diejenigen leiden konnten, welche vom Kriegsschauplatz weiter entfernt waren. Jene haben also auch eine gröfsere Schuldenlast contrahirt, als diese. Durch eine allgemeine Landesperäquation wird über diese ruinirende Schuldenmasse auf alle Staatseinwohner, nach Verhältnifs des Vermögens und der Erwerbsquellen, gleich vertheilt, und dadurch der Staat gerettet; mithin ist jene durchaus unvermeidlich. 3) Aber nicht alle und jede Kriegsschäden sind von der Art, dafs sie in dem Katafter der Landesberechnung aufgenommen werden können. Einige müssen die Gemeinden unter sich, andere müssen selbst diejenigen Einzelnen, die davon betroffen wurden, ohne eine weitere Vergütung zu erwarten, tragen. Zu diesen sind die Plünderungen der Privatpersonen, zu jenen die Plünderungen der Gemeindecassen und anderer Aerarien-Gelder zu zählen. 4) Zu Tilgung der durch den gegenwärtigen Krieg veranlafsten ungeheuern Landesschulden ist, aufser der allgemeinen Grundsteuer, auch noch eine allgemeine Gewerbsteuer erfoderlich, und zu der letzten hätten zu contribuiren: a) Die Staatsdiener von ihren Besoldungen; b) der Handelsstand; c) die Manufacturisten und Fabrikanten; d) die Handwerker; sodann e) Personen, die sich allein von dem Taglohne ernähren, weil solche dadurch mehr als die geringern Handwerker verdienen. 5) Die Kriegsschäden entstehen: a) durch Einquartirungen; b) durch Holz-Fourage-Vieh- und andere Naturalien-Lieferungen; c) durch Kriegsfuhren; d) durch Brandschatzungen und Bezahlung anderer Redemtions-Gelder; e) durch die Erbauung, oder Demolirung der Festungs- und Vertheidigungswerke; f) durch Bezahlung der Sauvegarden; g) durch Emigration und Flüchten; sodann h) durch die Plünderungen. (Diese verschiedene Arten der Kriegsschäden geht nun der Vf. einzeln durch, und untersucht, ob und in wieferne solche zu der allgemeinen Landes-Ausgleichung geeignet sind). 6) Was die zu Tilgung der Kriegsschulden erfoderliche Besteuerungsart anlangt, so ist solche genau nach den Kräften des Landes abzumessen. Nur solche Gegenstände sind mit der neuen Steuer zu belegen, die nach politisch-ökonomischen Grundsätzen ohne allen Nachtheil besteuert werden können, und die Entrichtung der Steuer mufs durch geöffnete Geldcirculation und durch die Art und Weise der Erhebung möglichst erleichtert werden. Eine allgemeine Vermögenssteuer ist daher nach jeder Hinsicht verwerflich. 7) Die Anlagen der Gewerbsteuern sind mit den Grundsteuern in ein gerechtes Verhältnifs zu setzen; beide müssen daher nach Proportion des Aufwandes und des Ertrags bestimmt werden, wobey die Production des Bodens zur Grundlage angenommen, der steuerbare Fond selbst aber nie angegriffen wird. 8) Zu Erreichung dieses Zwecks ist durchaus erfoderlich, dafs die Production und die Consumtion in dem ganzen Umfange untersucht und berechnet werde. Der reine Ertrag, der eigentlich nur besteuert werden kann, ist in zweyfacher Rücksicht zu betrachten. Wenn alle Bedürfnisse in dem Staate befriedigt sind; so wird dasjenige der reine Ertrag in Rücksicht des Staates genannt, was aus dem Verkauf der inländischen Producte und Fabrikate, nach Abzug der eingeführten Artikel, noch übrig bleibt. Bey dem Einzelnen hingegen ist alles das der reine Ertrag, was ihm nach Abzug seines sämtlichen Aufwandes übrig bleibt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man dasjenige den reinen Staatsertrag nennen wollte, was durch die Zusammensetzung des reinen Ertrags der einzelnen Producenten und Fabrikanten herauskommt, indem hierbey der Aufwand der ganzen Staatsfamilie noch nicht abgezogen ist. — — Wenn nun gleich der reine Ertrag des Einzelnen den Gegenstand der Besteurung ausmacht; so mufs doch die Bestimmung der ganzen Steuersumme nach dem reinen Staatsgewinn modificirt werden, wenn man keine Stockung herbeyführen, und die Thätigkeit des Gewerbfleifses nicht schwächen will. —

Rec. verkennt das Gute nicht, das in dieser Schrift vorkommt; besonders sind für die Ausführung im Detail viele zweckmäfsige Vorschläge ge-

than: allein das Ganze zeigt doch, dafs der Vf. diesem wichtigen Gegenstande nicht völlig gewachsen war. Folgende Momente, auf die nach unserer Einsicht alles ankommt, sind sichtbar von dem Vf. nicht genugsam erwogen worden: I. diejenigen Grundsätze, die bey der gewöhnlichen, ordentlichen Besteurung gelten, können nicht geradezu auf diese aufserordentliche und vorübergehende Kriegssteuererhebung angewendet werden. Es können daher bey der letzten gar wohl manche Gegenstände in Concurrenz gezogen werden müssen, die bey der ersten, ohne gemeinschädliche Folgen, durchaus nicht belegt werden dürfen. So ist wohl z. B. eine eigene dauernde Capitalsteuer unstreitig durchaus verwerflich; allein ob solche bey einer transitorischen Kriegssteuer, wenigstens in gewissem Maasse, nach rechtlichen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen umgangen werden könne, dürfte gewifs noch sehr problematisch seyn. II. Wer aus Erfahrung weifs, mit welchen bedeutenden Kosten und grofsen Schwierigkeiten die Errichtung eines neuen Steuerkatasters verbunden ist, der wird zuverlässig äufserst ungern daran kommen, wegen der vorübergehenden Kriegssteuer und blofs in Beziehung auf diese ein solches besonderes Kataster zu errichten; daher lieber auch die Kriegssteuer nach dem in jedem Lande eingeführten ordinären Steuerfufse erheben, und blofs Nebenquellen eröffnen, indem er andere, von der gewöhnlichen Steuer befreyte Gegenstände beyzieht, um so die Last unter alle Staatsmitglieder auf eine möglichst gleiche Weise zu vertheilen. III. Die Idee, bey Bestimmung der jährlich umzulegenden ganzen Steuersumme auf den reinen Staatsertrag, bey Fixirung der jedem Individuum zufallenden Quote aber auf den individuellen reinen Ertrag Rücksicht zu nehmen, hat zwar bey dem ersten Anblick viel anziehendes; allein einmal stellen sich derselben, nach der besonderen Verfassung der einzelnen deutschen Territorien, in der Ausführung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und dann würde ihre Befolgung die Schuldenlast auf viele Generationen, fast bis ins Unübersehliche, fortwälzen; — ein Umstand, der die ernstlichste Beherzigung verdient. Ein mit Schulden überladenes Land gleicht einem an der Auszehrung leidenden Körper; mit jedem Jahre schwindet der Wohlstand merklicher; keine grofsen, über das Ganze sich verbreitenden Anstalten gedeihen, und kommt über kurz oder lang ein neuer Sturm von aufsen; so erliegt es unrettbar unter seiner eigenen Last. Ein vorübergehender Schlag hingegen, wenn gleich die Wunde tief schmerzt, kann durch Betriebsamkeit und kluge Haushaltung bald wieder ausgeheilt werden; der Staat erstarkt allmälich wieder, und erliegt doch nicht jeder rückkehrenden Erschütterung. — Diejenigen Länder daher sind offenbar am besten berathen, wo man gleich zur Zeit des einbrechenden Unglücks, noch während des Kriegs, wo vieles Geld im Umlauf war, wo jedes Product im höchsten Preise an den Mann gebracht werden konnte, an das Bezahlen der Schulden dachte, und starke Umlagen machte. Hier ist bereits grofsen Teils versäumt, was anderwärts erst noch, unter vielen Beschwerden mühsam beygetrieben werden mufs. In keinem deutschen Territorium übrigens sind die hier zur Sprache gebrachten Fragen so umständlich und vielseitig debattirt worden, als in Wirtemberg. Die hier erschienenen Schriften von Privatpersonen, und die gepflogenen Unterhandlungen zwischen dem Herzog und den Landständen füllen bereits mehrere Bände. Hätte Hr. *Hatzfeld* die Mühe sich genommen, diese Vorarbeiten zu benutzen; so würde seine Schrift zuverlässig ungleich vollständiger und lehrreicher ausgefallen seyn.

HANNOVER, b. Hahn: *Observationes practicae de dotis privilegio. Auctore Georgio Friderico Schlach*, J. U. D., Comite Palatino Caes., et Advocato, in summo Tribunali Cellensi immatriculato. 1798. 172 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. zeigt zuerst historisch die Verhältnisse auf, die zu der besondern Begünstigung und den Vorfreyungen des Heiratsguts Anlafs gegeben haben, zählt sodann die verschiedenen Meynungen der Rechtslehrer über die Frage auf: ob das Heiratsgut einem ältern, ausdrücklich bestellten Unterpfande vor- oder nachzusetzen sey? bekennt sich zu der Lehre derjenigen, die dem Heiratsgute den Vorzug einraumen, und beruft sich deswegen: 1) auf die *Nov.* L. 12. *C. qui potior. in pign.*; 2) auf die *Nov.* *Cap.* I.; 3) darauf, dafs das Weib in Ansehung des Heiratsguts denjenigen vorgezogen wird, *qui ei emendum crediderunt sub hypotheca*; 4) darauf, dafs das Weib nur dem *creditori ad militium* nachsteht; 5) endlich auf die *Nov.* 109. *Cap.* I. — Dies vorausgeschickt, wird ausgeführt, dafs auch jüdische Eheweiber, besonders wenn sie verglichen sind, die Vorrechte des Heiratsguts mit Grund ansprechen (hier hatten *Kochy's* Meditationen über die interessantesten Gegenstände der heutigen Civilrechtsgelahrtheit, Band I. Betracht. 8. S. 84 folg. nicht benutzt gelassen werden sollen); sodann ist gezeigt, dafs auch *mulieres putativae* von den *privilegiis dotis* nicht ausgeschlossen sind; ferner, dafs zwar das dem Heiratsgut anklebende stillschweigende Unterpfandsrecht, keineswegs aber das dem Weibe zustehende Vorzugsrecht auf die Erben, sie seyen nun Kinder oder Fremde, übergeht (die Gründe, die der Vf. für diese Behauptung anführt, sind nicht sehr durchdacht und für den Unbefangenen schwerlich überzeugend), sodann, dafs der Cessionar des *privilegii dotis* sich nicht zu erfreuen hat, es ware dann, dafs das cedirende Eheweib Gewährsleistung versprochen hatte. — Uebrigens, fährt der Vf. fort, lassen sich die *privilegia dotis* nicht unbedingt, und ohne genaue Unterscheidung der eintretenden besondern Verhältnisse, auf das *augmentum dotis* anwenden; wohl aber gehören sie in der Regel der Aussteuer und Mitgift zu, nicht so den paraphernal- und vorbehaltenen Gütern; hingegen zwar dem *dotalitio*, keineswegs aber dem

dualitio. — Das dem Heiratsgut beygelegte Unterpfands- und Vorzugsrecht, heifst es weiter, fängt mit dem Tage an, wo das Heiratsgut verſprochen wurde; kann aber nur dann mit Erfolg in Anſpruch genommen werden, wenn ſowohl die *illatio*, als die *qualitas rei dotalis* rechtsgenüglich erwieſen ſind; fällt auch weg, wegen eines begangenen Ehebruchs, wegen böslicher Verlaſſung, und wegen ſonſtigen Betrugs des Eheweibes; und leidet gar keine Anwendung, wenn unter Eheleuten allgemeine Gütergemeinſchaft ſtatt findet. (In dieſer letzten Lehre ſcheint der Vf. nicht bewandert genug zu ſeyn, und hätte daher ſolche entweder ganz mit Stillſchweigen übergehen, oder gründlicher entwickeln ſollen.) —

Aus dieſer Inhaltsanzeige ergiebt ſich, dafs der Vf. ſeinen Gegenſtand vollſtändig bearbeitet hat, und Rec. mufs ihm das Zeugnifs geben, dafs die ganze Ausführung gute Kenntniſſe, vielen Fleifs, nicht gemeine Belefenheit und richtige Urtheilskraft verräth. Neue Aufſchlüſſe darf man zwar nicht ſuchen; allein die Vorgänger ſind doch zweckmäfsig benutzt, die bereits bekannten Wahrheiten gut zuſammengeſtellt, und Vortrag und Sprache gefällig und fliefsend. Als Probearbeit eines jungen Mannes verdient daher die Schrift alle Empfehlung, und der Vf. jede Aufmunterung, um auf dem einmal rühmlich betretenen Pfade mit Muth fortzuwandeln.

FRANKFURT, b. Herrmann: *Sammlung der Verordnungen der Reichsſtadt Frankfurt*, von *Johann Conradin Beyerbach*, J. U. L. und Conſiſtorialrath daſelbſt. (Vier Theile mit fortlaufenden Seitenzahlen.) *Erſter* Theil. Verordnungen, welche Sicherheit der Perſon und des Eigenthums bezwecken. *Zweyter* Theil. *Dritter* Theil. *Vierter* Theil in fortlaufenden Seitenzahlen zuſammen 1023 S. gr. 8.

Das ſtatutariſche Recht der Reichsſtadt Frankfurt am Mayn beſteht aus Edicten, Ordnungen, Statuten, Satzungen, Artikeln, Rechten und Uebereinkommungen, welche am Ende des 13ten Jahrhunderts anfingen; das erſte gedruckte Geſetz datirt ſich aber vom J. 1509. und führt den Namen der *Reformation*. An Bearbeitern und Sammlern fehlte es nicht; ein Actuarius *Diefenbach* lieferte bekanntlich ein Verzeichnifs der *gedruckten* Verordnungen bis zum J. 1759; ältere Edictenſammlungen befinden ſich auf dem Stadtarchive, aber von den neuern giebt es blofs Privatſammlungen, theils weil der Verſuch, ein neues Geſetzbuch zu errichten, noch nicht gelungen iſt, theils weil bey einem Abdruck von 2500 Stück Edicten ſchwerlich die Koſten herauszubringen geweſen wären. Ein Doctor *Stark* erhielt zwar in neuerer Zeit die obrigkeitliche Erlaubnifs, zu einer chronologiſchen vollſtändigen Sammlung; aber ermüdete vor der Vollendung. Dieſes bewog den Vf., nach einem andern Plane die vorliegende Sammlung zum Druck zu befördern. Sie iſt nicht chronologiſch, ſondern nach den Materien abgetheilt, ſo viel es nämlich der oft complicirte Inhalt der Verordnungen geſtattete. Sie begreift auch blofs diejenigen, welche praktiſchen Werth haben, ſelbſt mit Ausſchlufs aller Edicte *facti tranſeuntis* und der blofs mündlich oder handſchriftlich publicirten. Alle dadurch entſtehende Lücken ſind aber in Noten angezeigt. Der Abdruck iſt wörtlich, genau und richtig, und der Abtheilungen ſind *neun*, wiewohl nach der Maſſe des Stoffs von ſehr ungleicher Gröfse. Dafs ſie übrigens zweckmäfsig gewählt worden, ergiebt ſich aus folgender Ueberſicht: 1) Geſetze, welche Sicherheit der Perſon und des Eigenthums bezwecken. 2) Geſetze, welche richtigen Gebrauch und gehörige Verwaltung des Eigenthums zum Endzweck haben. 3) Sitten und Religion bezweckende Geſetze. 4) Commerziengeſetze. 5) Geſetze, welche die Communication im Handel und Wandel zum Zweck haben. 6) Fürſorge bey der häuslichen Niederlaſſung und bey dem Aufenthalt im Frankfurter Staat. 7) Geſundheitspflege. 8) Rechtspflege. 9) Allgemeine Sicherheitsanſtalten und Vollziehungsgeſetze.

PHILOLOGIE.

HILDESHEIM u. PETERSBURG, b. Gerſtenberg und Dittmar: *Gedike's engliſches Leſebuch für Anfänger verdeutſcht.*

Auch unter dem Titel:

Leſebuch zum Nutzen und Vergnügen für gemiſchte Leſegeſellſchaften, und beſonders für die mittlere Jugend. 1798. 257 S. 8. (12 gr.)

Hatte der Ueberſetzer die Abſicht, *Gedike's* engliſches Leſebuch den Anfängern durch eine Verdeutſchung leichter zu machen; ſo mufste er, ſo viel es der Genius der deutſchen Sprache erlaubt, dem Originale immer treu bleiben. Er hat aber oft den Sinn deſſelben verfehlt. So ſagt er z. B. auf S. 8.: „ſeine Hand, welche ganz ſchwarz war, zu öffnen," anſtatt *ſie in die Höhe zu halten;* denn im Engliſchen ſteht nicht *to open*, ſondern *to hold up.* — S. 19. heifst es: „Der Storch behauptete, dafs ihm jedes Gericht aufserordentlich ſchmecke, und beym Weggehen veranlafste der Fuchs eine ſo herzliche Einladung, beym Storche Mittags zu eſſen, dafs er etc." Das Original ſagt nichts von *veranlaſſen*, ſondern es lautet ſo: *The ſtork pretended to like every dish extremely, and at parting gave the fox ſo hearty an invitation to dine with her, that he etc.* Der Ueberſetzer hat *the fox* für den Nominativ angeſehn, da es doch der Dativ iſt, bey welchem die Präpoſition *to* weggelaſſen zu werden pflegt, wenn der Accuſativ der Sache folgt. — Auf eben der Seite lieſet man: „Der Storch, welcher ſich auf ſeinen langen Schnabel verliefs etc." Das Original ſagt: *thruſting in a long bill, der ſeinen langen Schnabel hineinſteckte*, oder mit ihm *hineinfuhr;* denn *to thruſt* und *to*

truft sind ja zwey verschiedene Zeitwörter von ungleicher Bedeutung. — Noch auf dieser Seite stehet: „*eine so vergnügte Mahlzeit.*" Der Engländer zeigt durch den Ausdruck *a hearty dinner* eine *starke* Mahlzeit an. — S. 25. findet man: „Bist du der verdammte Dieb, der mir mein Geld, ohne den geringsten Vorwand von Noth, und ohne alle Rücksicht auf eigenen Nutzen, geraubt hat? Im Englischen heisst es: *and without regard to its proper use, und ohne Hinsicht auf seinen* (des Geldes) *eigentlichen Gebrauch.* — S. 27. steht: „Nun wozu, sagte sie, diese schauerliche Stille, ob sie gleich meine erhabene Melodie begünstigt?" Das Original lautet aber: *And wherefore, says she, this awful silence, unless it be to favour my superiour melody? Und wozu herrscht diese feyerliche Stille anders, als um meinen schönern Gesang zu begünstigen?* Doch diese Beyspiele mögen genug seyn zu zeigen, dass die Uebersetzung den Anfänger, wenn er sie mit dem Originale vergleichen will um es besser zu verstehen, nicht immer auf den rechten Weg führen kann. Ob sie übrigens für Lesegesellschaften, und besonders für die mittlere Jugend (wie der zweyte Titel sagt) so zweckmäfsig sey, als ächte deutsche Producte von Meifsner, Wieland, Gefsner, Campe u. s. w. das ist eine Frage, die sich selbst beantwortet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Würzburg*, in der Rinnerischen Buchhandl.: *Erklärung der in mehreren deutschen Landeskatechismen, namentlich in dem Würzburger, angeführten Bibeltexte.* Herausgegeben von Dr. *Michael Feder*, der Moraltheologie öffentl. und ordentl. Professor, auch Bibliothekar an der Universität zu Würzburg. 1796. 46 S. 8. Hr. *Feder* lieferte zum Besten *unstudirter* Katecheten im zweyten Hefte III Bände seines Magazins zur Beförderung des Schulwesens einen *Unterricht über die Bibel.* Auf denselben liefs er im folgenden Hefte eine *Erklärung der in mehreren deutschen Landeskatechismen, namentlich in dem Würzburger angeführten Bibeltexte* folgen, die ausser dem Magazin auch besonders zu haben ist. *Widenhofer* (Vf. des Wirzb. Diöcesankatechismus) nahm die Bibeltexte, die er als Beweise zu seinen Behauptungen anführte, aus der *Ditzbergischen*, von den Jesuiten verbesserten, Bibelübersetzung, die im Jahre 1662 unter dem Titel: *Katholische Mayntzische Bibel*, erschien. Schon um deswillen mufsten einem von allen exegetischen Hülfsmitteln entblöfsten Landkatecheten mehrere Stellen dunkel seyn. Allein es kommen mehrere vor, die, wenn sie auch richtig übersetzt sind, doch noch dunkel bleiben, und einer Erklärung bedurfen. Rec. kann aufrichtig versichern, dass Hr. *F.* theils durch bessere Uebersetzung, theils durch beygesetzte synonymische Ausdrücke, und, wo diese nicht würden genüget haben, durch Paraphrasen die Landkatecheten in den Stand gesetzt habe, den Sinn sämtlicher angeführter Bibelstellen (es sind derselben über 150.) hinreichend zu verstehen, und also auch zu erklären. Seine Arbeit ist daher schon in dieser Hinsicht sehr verdienstlich. Hat es aber Hr. *F.* (wie es scheint) darauf angelegt, zu zeigen, wie übel *Widenhofer* Stellen aus der Bibel gewählt habe, und wie gerecht die Sehnsucht des Würzburger Klerus nach einem neuen Landkatechismus sey, so hätte er kein geschickteres Mittel dazu einschlagen können, und seine Arbeit verdient auch darum noch gröfseren Dank. Ueberdies hätten gewisse theologische Vorurtheile, die schon in den katholischen Katechismen der Jugend eingeflöfset werden, auf keine feinere, und doch wirksamere Art entkräftet werden können, als durch eine richtige Uebersetzung und Erklärung derjenigen Stellen, die gewöhnlich zur Bestätigung derselben angeführt werden. Auch in dieser Rücksicht ist Hn. *F.* Arbeit sehr nützlich. Z. B. um zu beweisen, dass Jesus *freywillige Armuth, und vollkommenen Gehorsam unter einem geistlichen Oberen* empfohlen habe, beruft sich *Widenhofer* auf Matth. XIX. 21. und XVI. 24. Durch die Erklärung des Hn. F. fällt die Beweiskraft dieser Stellen ganz weg. Dieselbe erklärt nämlich die erste Stelle so: „*Willst du vollkommen* (kein gemeiner „Zuhörer, sondern ein Schüler im engern Sinne des Wortes, „ein Vertrauter von mir seyn, und zum Apostelamte bestimmt „werden) *seyn, so verkaufe alles, was du hast, und dann folge* „*mir* (wo ich immer hingehe) *nach.* Denn die *besondern Jünger* Jesu, die zu Lehrern des Evangeliums in aller Welt „ten vorbereitet werden, konnten keine Legenden (wie ha„ben." Und die zweyte: „*Wer mir* (als ein treuer Schüler) „*nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich* (sey bereit, „sich für mich kreuzigen zu lafsen; stelle sich täglich vor, es „sey er schon zum Tode verdammt, und als trage er wirklich „das Kreuz auf dem Rucken, an das er solle gebunden, oder „genagelt werden. Die von den Römern zum Kreuztode ver„dammten Missethäter mufsten ihr Kreuz selbst an die Rich„tstatte schleppen.") — In der Katechese von den guten Werken wird auf das Ansehen *Pauli* Kolofs. III, 5. und 1 Kor. IX. 27. das Fasten empfohlen. Die Uebersetzung und Erklärung, die Hr. *Feder* seinen Lesern von beiden Stellen giebt, enthält einen ganz andere Sinn. „*Tödet euere irdischen Glie*„*der*, d. i. gebrauchet die Glieder euers irdischen Leibes nicht „zur Unzucht; bösen Lüsten, Unmäfsigkeit." — In Betreff der zweyten Stelle wird folgende Erklärung gegeben. „*Ich* „*schlage meinen Leib* (ich halte meinen Leib hart — mache „beschwerliche Reisen, begnüge mich mit den dürftigsten Nah„rungsmitteln: *schlage* ihn, so zu sagen, nach Art derjenigen, „die sich zum Wettkampfe vorbereiten), *mache demselben so* „*unterwürfig* (so, dafs er arbeiten, dürsten, hungern mufs, „wenn die Vernunft es gebietet)." *Denn ich mochte nicht andern* (Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Geduld, Heldenmuth) *predigen, und selbst tadelhaft* (ein träger, weicher Mensch) *seyn.* In Betreff einiger Stellen z. B. Ps. CIX, (nach der Hebr. (CX.) 3. und 1 Mos. XXXXIX, 10. behielt Hr. *F.* die ältere Uebersetzung, und Erklärung — vermuthlich aus Discretion — bey. Es ist zu wünschen, dass eine so zweckmäfsige, und nützliche Arbeit Viele, die sie benutzen und nachahmen finden mögen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, b. Schneider: *Description du Cabinet de Mr. Paul de Praun à Nürenberg*, par *Christ. Theophile de Murr, avec VII Planches.* 1797. XXXII. u. 511 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Das Praunische Kabinet zu Nürnberg ist den Kunstliebhabern durch verschiedene in demselben verwahrte Schätze schon so bekannt geworden, dafs eine genauere Beschreibung desselben ein anger stiller Wunsch mehrerer Gelehrten gewesen ist. Vorzüglich erregte ihre Aufmerksamkeit die schätzbare Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen älterer deutscher, niederländischer und italienischer Meister, die dieses Kabinet in sich fasst. Hr. *von Murr* verdient also unsern ganzen Dank und giebt seinen Verdiensten um die Geschichte und Literatur der schönen Künste einen neuen Zuwachs, dafs er diese Bekanntmachung übernommen, und die Wünsche der Kunstliebhaber befriedigt hat. *Paul von Praun*, der Sammler und Stifter dieses Kabinets, war den 23ten October 1548. zu Nürnberg geboren, und stammte aus dem Geschlechte der Bruns oder de Brünis zu Zürch ab. Auf seinen vielfachen Reisen und endlich durch seinen fortgesetzten Aufenthalt in Italien hatte er sich nicht allein durch den steten Anblick der dortigen Meisterwerke, sondern auch durch den freundschaftlichsten Umgang mit den gröfsten Meistern seines Zeitalters, mit Dionys Calvart, Guido Rheni und den Carrachio, einen festen Geschmack, eine entscheidende Kenntnifs in den Denkmälern der schönen Künste erworben. Eben dieser Aufenthalt in Italien, (er lebte den gröfsten Theil seines Lebens in Bologna, und starb auch daselbst 1616.,) gab ihm die vortheilhaftesten Gelegenheiten zur Einsammlung wahrer Schätze in die Hände. Es ist eine in der Erfahrung gegründete Bemerkung, die wenigstens Rec. durch die Ansicht mehrerer Privat- und öffentlichen Sammlungen und selbst als Aufseher derselben bestätigt gefunden hat, dafs die ersten oft gröfsere und reichhaltigere Schätze in einzelnen Theilen der Kunst enthalten, als die letzten. Dieses ist ganz der Fall mit dem Praunischen Kabinet. Es verbreitet sich in Absicht der Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche nur über gewisse Schulen und nur auf gewisse Meister vom ersten Range aus diesen Schulen, enthält aber dagegen von diesen Schätze und Collectionen, die man oft in den gröfsten Kupferstichsammlungen vergeblich suchen dürfte. Davon zum Unterricht der Kunstliebhaber, welchen diese Beschreibung nicht bekannt geworden seyn sollte, nur einige Nachrichten.

Das ganze Kabinet theilt sich in die Sammlungen 1) der Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, 2) der geschnittenen Steine, und 3) der Münzen; (die Sammlung der Büsten, der Steinarten und der Naturalien sind von zu geringer Bedeutung, als dafs sie eine besondere Erwähnung verdienten.) Die Anordnung der Gemälde hat freylich unsern Beyfall nicht, weil man die von einem Meister vorhandenen Kunstwerke in der ganzen Sammlung zerstreut aufsuchen mufs. Hr. *von Murr* hat diesem für Kenner lästigen Fehler nach geendigter Beschreibung der Gemälde zwar durch einen nach den Schulen entworfenen Index abzuhelfen gesucht. Aber da auch dieser Index fehlerhaft ist, die von *Lucas Cranach, Martin Schön* und *Georg Pens* in der Sammlung vorhandenen Gemälde ganz wegläfst, von *Dionys Calvart* nur 15 und von *Hanns Hofmann* nur 35 Gemälde angiebt, da nach der Beschreibung von dem ersten 18, und von dem zweyten 50 Gemälde in dem Kabinet befindlich sind; so ist diesem Mangel im Grunde nur wenig abgeholfen. Die Gemäldesammlung, deren Anzahl auf 250 geht, ist schätzbar durch die Seltenheiten der gröfsten Meister aus der deutschen, der niederländischen und der italienischen Schule, der *Lucas Cranach, Albert Dürer, Martin Schön, Christoph Amberger, Hanns Leykmann, Georg Pens, Hanns Sebald Behaim, Jacob Jordaens, Gerard von Harlem, Johann van Hemsen, Lucas von Valkenburg, Julio Romano, Michel Angelo, Raphael Motta de Reggio, Guido Rheni, Titian, Michel Ange de Carravaggio, Raphael d'Urbino, André del Sarto, Lorenz Sabbatini*, und durch die in der Sammlung befindlichen zahlreichen Werke des *Dionys Calvart* und *Hanns Hofmann*. Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir alle einzelne bemerkte seltene Meisterwerke anführen wollten, und begnügen uns daher blos mit der Anzeige, dafs *Carl* V. mit Pluſs Oultre 1532. von *Christoph Amberger*, *Martin Schön* mit Albert Dürers Handschrift von *Hanns Leykmann*, *Michel Wohlgemuth* im 82 Jahre 1516. von *Albert Dürer*, *David und Abigail* von *Guido Rheni*, *Maria und Margaretha* von *Raphael Motta*, *die schlafende Venus* von *Titian*, *Saul mit dem Kopfe Goliaths* von *Michel Ange de Caravaggio*, *Paulus*, *Johannes* und *Augustin* von *Raphael d'Urbino*, *der todte Hafe* von *Hanns Hofmann* und *die Geburt Jesu* von *van Hemsen* zu den schätzbarsten Stücken dieses Kabinets gehören. Eben so

so wichtig ist die Sammlung der Handzeichnungen, die in dem Kabinet selbst schon richtiger nach den Schulen und Meistern geordnet scheint und durch den Fleifs des Hn. Prestels bekannter geworden ist. Paul von Praun hatte das seltene Glück, dafs er einen grofsen Theil der von *Georg Vasari*, einem eben so gelehrten Künstler als Literator in der Malerey, gesammelten Handzeichnungen von dessen Neffen und Erben, *Georg Vasari*, gegen Ende des 16ten Jahrhund. zu Bologna erkaufte. Daher in diesem Kabinet die vortrefflichen Handzeichnungen von 63 italienischen Meistern, unter welchen sich 18 von Michel Angelo Bonaroti, 3 von Annibal Carraccio, 44 von Julio Romano, 29 von Raphael d'Urbino, von Guido Rheni die grofse Zeichnung, die Himmelfahrt Mariä, von Tintaretti 5, und von Titian 4 Handzeichnungen befinden. Auch unter den Handzeichnungen der deutschen und niederländischen Meister, reichhaltig an Blättern von *Alb. Altdorfer*, *Hanns Brosamer*, *Lucas Cranach*, *Alb. Dürer*, *Hanns von Kulmbach*, *Lucas van Leyden*, *Johann Rotenhammer*, *Martin Schön*, *Hanns Wohlgemuth*, von Hanns Hofmann und andern Meistern finden die Künstler selbst nach Prestels eine reiche Nachlese zur Bekanntmachung für den Grabstichel. Unter den Kupferstichen zeichnen sich aus: 1) die Sammlung von *Albert Dürer*, 350 Blätter, unter welchen 105 also mehr, als bisher bekannt gewesene, mit dem Grabstichel verfertigte Blätter und 245 Holzschnitte, beide von den Jahren 1489 bis 1527., und diese um so schätzbarer sind, weil sie als erstre Abdrücke von Alb. Dürer selbst abstammen. Wir haben kein seltnes Stück, auch nicht die belagerte Festung von 1527. unter denselben vermifst; 2) die Sammlung von *Heinrich Goltzius* und *Jacob Matham* von 462 Blättern, unter welchen die sechs vorzüglich geschätzten Meisterwerke des ersten, *die Heimsuchung*, *der Besuch der Maria bey der Elisabeth*, *die Geburt Jesu*, *die Beschneidung*, *die Anbetung der Weisen und die Flucht nach Aegypten*; so wie *die Cebetische Tafel* und *der Kindermord* sich auszeichnen; 3) die Sammlung von *Lucas van Leyden*, 105 Blätter und unter diesen die *Darbringung Jesu im Tempel* und eine Copie *des Eulenspiegels*, von *Heinr. Hondius*; 4) 47 Holzstiche von *Lucas Cranach*, die zwey seltenen Blätter, *die Geburt Jesu* und *die Anbetung der Weisen*, von *Ludwig Krug* und 280 Blätter, unter welchen nur vier Holzschnitte sind, von *Hanns Sebald Behaim*, von *Michel Wohlgemuth*, dessen Werke fast alle ein Opfer der Zeit geworden sind, vier Blätter und von *Martin Schön* 12 Blätter, und unter diesen die seltene Versuchung des heil. Antonius; 5) 429 Blätter von *Heinr. Aldegrever* und 162 Blätter von *Georg Pens*. Wenn wir auch gar nichts von den Seltenheiten aus der italienischen Schule, die in diesem Kabinette aufbewahrt werden, erwähnen, so kann doch wohl kein Kabinet einen so zahlreichen Vorrath von den Ueberbleibseln der ältern deutschen und niederländischen Meister aufzeigen. So grofsen Dank es übrigens verdient, dafs diese von Paul von Praun gesammelten Schätze als ein Fideicommifs von der Familie bisher heilig erhalten worden sind, so ist es dennoch Schade, dafs eine so vollkommene Anlage nicht bis zur gänzlichen Vollendung ausgeführt, und auf die neuern Zeiten fortgesetzt worden ist! Die Sammlung der geschnittenen Steine in diesem Kabinet beträgt 1163, unter welchen 80 *en relief* gearbeitet, 111 in Gold gefafst und 13 neuere sind. Hr. *v. Murr* hat sie, mit Beyseitsetzung des davon vorhandenen Katalogs, in dieser Beschreibung nach der Mythologie und Geschichte geordnet, und die Beschreibung mehrerer einzelnen Steine mit Bemerkungen und Erklärungen begleitet, deren genauerer Beurtheilung wir aber, da die Steine nicht durch Abbildungen vorgelegt worden sind, uns nicht unterziehen können. Zuverlässig würde die Daktyliothek mit der Abbildung derselben, von welchen Lippert und Stosch mehrere Abdrücke erhalten haben, nicht allein wegen mancher Seltenheiten unter denselben, sondern auch wegen der zahlreichen verschiedenen Vorstellungen der mythologischen und historischen Gegenstände, einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten. Ob der Stein Nr. 791., auf welchem *Lippert* die Kopfe des *Ptolemaeus Evergetes* und der *Berenice* und des *Ptolemaeus Philopator* und der *Arsinoe* erblickte, nach Hr. *v. M.* Meynung wirklich die Köpfe des *Caligula* und seiner drey Schwestern, *Julia*, *Agrippina* und *Drusilla* vorstelle? Eben so wenig können wir uns über die Münzsammlung verbreiten, welche 3797 Münzen in Gold, Silber und Bronze in sich fafst, weil nur die Gold- und Silbermünzen, unter welchen ein *Johannes in Gold* und einige Münzen von *Agrigent* und *Nagidus* in Silber die merkwürdigsten sind, beschrieben, die Münzen in Bronze, von welchen wir die drey *Othone* genauer angezeigt wünschten, aber nur nach der Anzahl angegeben sind. Die dieser Beschreibung des Praunischen Kabinets beygefügten sieben Kupfer enthalten: 1) die Abdrücke der persischen geschnittenen Steine, die Hr. *von Murr* selbst erklärt hat; 2) die Abdrücke der arabischen Siegel, deren Erklärung von Hn. Prof. *Tychsen* zu Rostock gegeben ist; 3) das Bildnifs Paul von Prauns von Lorenz Strauch und Joh. Nufsbiegel; 4—7) die dem Paul und Heinrich von Praun zu Bologna gesetzten Monumente.

Paris: *Le Dot de Suzette*, ou *Memoires de Madame de Senneterre, écrites par elle même.* 1798. 280 S. 12.

Bremen, b. Wilmans: *Suschen's Aussteuer*, oder *Geschichte der Frau von Senneterre; von ihr selbst erzählt.* 1799. XVI. u. 228 S. 8.

Goslar, b. Kircher: *Suschen's Aussteuer*, oder *Geschichte der Grafin von Senneterre, von ihr selbst erzählt.* Aus dem Französ. übersetzt von *Dufable* und *Waders*. 1799. XX. u. 180 S. 8.

Der französischen und englischen Lesewelt geht es nicht besser als der deutschen; bis zum Mifsbrauch benutzt man ihre Vorliebe zu romantischen

Dich-

Dichtungen, und ihre Begierde, immer neue Nahrung für dieſen Heiſshunger zu erhalten. Menge und Güte ſtehen dabey natürlich in ſehr ungleichem Verhältniſſe; und nur ſelten hebt ſich ein neues Erzeugniſs dieſer Art über das Mittelmäſsige, noch ſeltner bis zum Vortrefflichen. Mit der Ungenügſamkeit der Leſer hält denn auch gewöhnlich die der Autoren in ſo fern gleichen Schritt, daſs dieſe den Faden der Geſchichte ſo lang als möglich ausſpinnen, und ſie durch mehrere Bände fortführen, ſo leicht ſie ſich auch auf einen einzigen hätte einſchränken laſſen. Deſto mehr Verdienſt alſo, wenn ein neu erſcheinender Roman von Seiten des Werths ſowohl als des Umfangs die Sitte des Tages verläſst; und dies thut die gegenwärtige ſehr intereſſante und geſchmackvoll eingekleidete kleine Geſchichte in einem vorzüglichen Grade. Bey der Anlage derſelben ging der ungenannte Vf. von der Abſicht aus, die Grenzlinie zu ziehen, wo Dankbarkeit als Gefühl ſich von Dankbarkeit als Pflicht unterſcheidet, oder jene vielmehr in dieſe übergeht. Handlungen, Situation und Charaktere ſind zu dieſer Abſicht, zur Hervorbringung und Feſthaltung des Intereſſe, ſehr gut gewählt und gezeichnet; Feinheit des Geſchmacks und der Empfindung entdeckt man überall; auch iſt das Gemälde der heutigen Sitten Frankreichs lebhaft und treffend. Dort hat man dieſen kleinen Roman mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen; und daſs er auch in Deutſchland Aufmerkſamkeit erregt habe, beweiſet die ſo bald erſchienene zwiefache Ueberſetzung. Die erſte von beiden iſt mit einer kurzen Vorrede begleitet, worin der Werth dieſer Dichtung näher beſtimmt, und geſagt wird; daſs der Ueberſetzer ſich bemüht habe, auch der Schreibart des Originals und dem ganzen anziehenden Charakter der Darſtellung die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die zweyte iſt die gemeinſchaftliche Arbeit eines Franzoſen und eines Deutſchen; und der letzte ſagt in einer ziemlich weitläuftigen Vorrede, das Gewand, worin dieſer Roman hier erſcheine, habe ſie eigentlich ſeinem werthen Freunde und gelehrten Gehülfen, Hn. *Duſable*, zu verdanken; er habe es ihr nur ein wenig angepaſst. Und von dieſer nöthigen Nachhülfe möchten ſich wohl manche Spuren finden, und eben ſo viele, daſs ſie oft da, wo es noch nöthig war, unterlaſſen, als daſs ſie hie und da geſchehen iſt. Welches Gewand von beiden ſich am beſten und leichteſten anſchmiege, wird ſich ſchon aus folgender kleinen Probe beurtheilen laſſen; auch in dem äuſsern Gewande hat die Bremiſche Ueberſetzung viel voraus:

Erſte Ueberſ. S. 116.

„Ich habe Ihnen zu viel gethan, ſagte mir die Frau vom Hauſe leiſe ins Ohr, indem ſie mich in den Speiſeſaal führte; aber ich will ſchon Alles wieder gut machen, und mir Ihre Freundſchaft erwerben; denn Sie ſind ſo recht nach meinem Sinn.“ „Ihre Freymüthigkeit war mir ſo angenehm, daſs ſie mich wieder in eine leichte und unbefangene Stimmung verſetzte. Am Tiſche gab ſie mir einen Platz zwiſchen ſich und dem jungen Berechner des Verſtandes von Hn. Cheur. Dieſer junge Menſch bewies die gröſste Aufmerkſamkeit gegen mich, und ſah mich jedesmal lächelnd an, wenn die groſse und hagre Dame ihn anredete. Ich ſah wohl, daſs ſie verlangte, er ſolle ſich blos mit ihr ins Geſpräch einlaſſen, und daſs er ſich ein boshaftes Vergnügen daraus machte, ſich mit mir allein zu beſchäftigen. Ich kann nicht leugnen, daſs ich an dem Verdruſs dieſer Dame meine geheime Freude hatte, da ſie nebſt der Bacchantin die zudringlichſte bey der Einweihung in dieſen Orden geweſen war, die man vor Tiſche mit mir vorgenommen hatte.“

Zweyte Ueberſ. S. 92.

„Sie ſind berechtigt, mir Vorwürfe zu machen, raunte die Frau vom Hauſe mir traulich zu, indem ſie mich in den Speiſeſaal führte, aber ich bin erbötig, alles gut zu machen, alles zu thun, um Ihre Freundſchaft zu verdienen; Sie ſind ſo ganz nach meinem Geſchmack. Ihre Offenherzigkeit gefiel mir, ſie gab mir Gegenwärt des Geiſtes wieder. Ich erhielt meinen Platz zwiſchen ihr und dem Jünglinge, welcher den Verſtand meines Gemahls berechnen wollte. Letzterer widmete mir ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit, und ſo oft die groſse hagre Dame ihn anredete, ſah er ſchmunzelnd nach mir. Ich merkte bald, daſs ſie verlangte, er ſolle ſich mit ihr allein beſchäftigen, und der ſchlaue Jüngling abſichtlich nur auf mich bedacht war. Der Verdruſs dieſer Frau machte mir inniges Vergnügen, weil ſie nächſt der Bachante bey der mir zugefügten Beſchämung die ungezogenſte war.“

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der v. Kleefeldſchen Buchhandl.: *Kleiner Hausbedarf für Frauenzimmer, um glücklich zu werden;* in unterhaltenden Erzählungen und Aufſätzen. 1798. IV. u. 224 S. 8.

Die Auswahl der Aufſätze entſpricht dem Titel; und es wird in einem Hauſe wohl ſtehen, wo eine ſolche Lectüre zum *Bedarf* der Frauenzimmer gerechnet wird.

Bremen, b. Wilmans: *Sittenlehre in Beyſpielen für Bürger und Landleute.* Geſammelt und zum Druck befördert von *Joh. Pet. Ludw. Snell*, Pfarrer zu Dachſenhauſen. *Zweyter Theil.* 1798. 280 S. 8.

Der erſte Theil dieſes für den Bürger und Landmann ſo nützlichen Leſebuchs, erſchien im J. 1795. Mit dem zweyten ſchlieſst ſich dieſe aus allerhand Büchern mit Verſtand gemachte Auswahl von Beyſpielen. Reine Moral und ein faſslicher, herzlicher Vortrag machen das Buch ſehr empfehlungswürdig.

Halle, Leipzig u. Frankfurt, b. Dreyſsig: *Pythia, oder Aufſchluſs einiger geheimen Wiſſenſchaften, ſich die Zukunft zu enthüllen.* Nebſt *einer Sammlung Rätzel* (Räthſel). Von S. 65 bis 118. 8. (4 gr.)

Dieſe Pythia iſt, wie auf dem Titel hätte angezeigt werden ſollen, der *zweyte Theil* des in der Verlagshandlung erſchienenen ſogenannten *Geſellſchafters*, mit welchem ſie in der Seitenzahl fortläuft. Sie liefert unter der Benennung von *Orakeln*, vier bekannte Wahrſagerſpiele, als einen Beytrag zum geſelligen Vergnügen, für ſolche, die ſich die Zeit

auf keine unterhaltendere, die Gesundheit des Körpers und des Gemüths befördernde Weise, verkürzen können. Da diese Spiele in blos mechanischen Operationen mit Zahlen und Buchstaben bestehen; so verlieren sie alles Interesse, sobald ihr Mechanismus bekannt ist, welchen kennen zu lernen, doch das einzige Interesse ist, das sie Gesellschaften, die keine Kinder oder noch ganz ungebildete Menschen sind, gewähren können; überdies dürften sie auch blos für den, welcher das Orakel macht, beschäftigend, für die übrigen Zuschauer aber höchst langweilig seyn, da die Rechnungsoperationen, besonders für solche, denen sie nicht ganz geläufig sind, viele Zeit erfodern. Angehängt sind 134 Räthsel in Reimen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Rostock*, gedruckt b. Adlers Erben. *Neue Ideen zur Begrenzung der einzelnen Gebiete des Naturrechts, so wie zur genauern Bestimmung der wichtigen Lehre von dem Eigenthumsrecht überhaupt.* Von M. J. D. *Westphal.* 1797. 31 S. 8. (4 gr.) Diese neuen Ideen sind höchst elende Ideen. In der sogenannten genauern Bestimmung der Lehre vom Eigenthumsrecht, welche dieses Producteben eröffnet, findet sich auch nicht ein einziger Gedanke, der auch nur von einem halbgesunden Kopfe zeugte. „*Eigenthumsrecht* ist dem Hn. M. S. 20. *das Recht auf die beliebige Erwerbung und Anwendung aller Sachen der ersten Nothwendigkeit und des Luxus, insofern sie kein ausschliefslicher Gegenstand des bürgerlichen Erwerbs, der bürgerlichen gemeinschaftlichen Verwaltung und der bürgerlichen Policey sind.*" Der ganze Aufsatz besteht übrigens aus lauter unbeschreiblich elendem Gewäsch über den Luxus, das Pferdehalten, über den Tobak und Branntewein und andere dergleichen Dinge, die sich wundern werden, wie sie in eine Lehre von dem Eigenthumsrecht zusammengekommen sind. „*Der Puder*, sagt der Hr. M. S. 16. *ist der eigentliche Gegenstand der Policey; er ist ein Mifsbrauch gegen die unveräufserlichen Rechte der Menschheit.* Nach des Hn. M. Meynung darf man sich nicht wohl Pferde halten. Denn, meynt er, wenn alle die es könnten, sich Pferde hielten; so würde dies so viel Futter kosten, — dafs die armen Taglöhner verhungern müfsten. Die Ideen zur Begrenzung der einzelnen Theile des Naturrechts, welche vier Blätter einnehmen, beweisen ebenfalls ein *insanabile caput*. Am Schlufs wird uns ein Buch: über die Völkervertrage der Griechen, versprochen.

Technologie. *Berlin*, b. Oehmigke d. jüng.: *Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers;* oder der Zucker aus Runkelrüben, die wichtigste und wohlthätigste Entdeckung des 18ten Jahrhunderts. 1799. 44 S. 8. Der *Rohrzucker* war schon den Alten bekannt, denn Plinius sagt in des 12ten Buchs 8ten Kap. seiner Naturgeschichte, dafs auch Arabien das *Zuckerrohr* liefere, vorzüglich aber Indien. Man betrachtete ihn als ein Honig, das aus Schilfrohr genommen wurde, weifs wie Gummi, unter den Zähnen zerbrechlich, ohngefähr von der Gröfse der Haselnüsse, übrigens blos zum medicinischen Gebrauch bereitet sey. Der inländische Zucker war indessen blos das *Honig*, und späterhin der Saft aus den *Mohrrüben*. Marggraf war der erste, der aus dem Safte der rothen Rüben einen schönen und weifsen Zucker bereitete; da er aber höher als der indische zu stehen kam, so blieb es blos bey dem Gebrauche des zur Honigdicke eingekochten Saftes jener Pflanze, der auch hie und da die Stelle des wirklichen Zuckers vertrat. Nach Stiftung des nordamerikanischen Freystaats versah man denselben mit Zucker aus dem *Zuckerahorn*. Der Hr. Oberforstmeister von Burgsdorf fing auch in den preufsischen Staaten an, jenen Baum anzubauen und Hr. Prof. Hermbstädt hat wirklich schon daraus, so wie aus einigen andern Ahornarten (*Acer Platanoides* und *Acer Pseudoplatanus*) einen schönen weifsen Zucker bereiten können; nur ist es schwer, diesem Zucker allen Nebengeschmack zu benehmen. Hr. Braumüller versuchte den Zuckerstoff aus den Weizen im Grofsen abzuscheiden, welches ihm auch sehr gut gelungen ist. Das Fabricat ist indessen ein blofser Syrup. Das gröfste Verdienst hat sich unstreitig der Hr. Director *Achard* erworben, indem er die Entdeckung machte, dafs aus der sogenannten *Runkelrube* (*Beta vulgaris* Linn.), die jetzt vorzüglich in der Gegend von Halberstadt gebauet und bisher nur zum Viehfutter angewandt worden ist, vermöge ihrer in reichlichen Maafse vorhandenen Zuckertheile, ein, in jeden Betracht den gewöhnlichen ersetzender, wohlschmeckender und mit keiner grofsen Mühe darzustellender Zucker, bereitet werden kann, der in Rücksicht des Preises bey weitem wohlfeiler, und in der Gestalt eines Syrups sowohl, als in fester krystallinischer Form, geliefert werden, und dessen Verfertigung im Grofsen schlechterdings kein wesentliches Hinderniss in den Weg kommen kann. Diese Rüben, die *man in England Turnips* nennt, übertreffen an Gröfse alle gewöhnliche, laufen in einer abgestumpften Spitze zu, sind äufserlich hellroth, auf dem Schnitte aber gelblich weifs; der Geschmack ist äufserst süfslich, zuletzt grell und ekel. Auch Hr. Prof. Klaproth hat an diesen Versuchen Theil genommen und Achard hat dessen Gutachten seiner Schrift über den Rübenzucker, die er dem Könige überreichte, beygelegt. Beym Versuche wurden 25 Stück Runkelrüben, die 32 ½ Pfund wogen, von der äufsern Rinde befreyt, kleingestampft und ausgepresst. Nachdem der Rückstand noch einmal mit kochendem Wasser ausgezogen war, erhielt man in allem 19 ¼ Pfund Saft. Dieser wurde in einem zinnernen Kessel bis zur Honigdicke, bey gelindem Kochen, abgeraucht; wobey sich von selbst die Unreinigkeiten, die noch im Saft enthalten waren, abschäumten, welches dem Eyweifsstoff der Runkelrüben zuzuschreiben ist. Dieser eingedickte Saft wurde nun bey noch langsamerm Feuer bis zur Trockne abgeraucht, und gab dann gestofsen, ein trocknes sehr hellbraunes Pulver, das wenig oder gar keine Feuchtigkeit anzog, ohne Nebengeschmack, sehr süfs war, und 2 Pfund 6 Loth wog. Also gaben 32 ½ Pfund rohe Rüben 2 Pfund 6 Loth rohen Zucker. Nachdem der rohe Zucker in Alkohol digerirt, die Flüfligkeit filtrirt, der Rückstand mit Weingeist ausgesüfst, und bey gelindem Feuer derselbe wieder abgeraucht war, betrug der erhaltene ganz reine weifse Zucker so viel an Gewicht, dafs man im Durchschnitt auf 100 Pfund rohe Rüben 8 Pfund reinen Zucker rechnen konnte. Nicht jede Cultur macht aber wie hier angegeben wird, diese Rübe zum Zuckergeben geschickt, und es ist diese Cultur eine Erfindung des Hn. Achard, mit der er 15 Jahre beschäftigt gewesen ist, und die er deshalb noch als ein Geheimniss für sich behält, welches auch in Betracht der vielen darauf verwendeten Kosten, nicht unbillig zu seyn scheint. Auf 180 Quadratruthen Land sind 11 Centner oder auf 1 Quadratmeile 16756 Centner 70 Pfund Zucker zu rechnen, woron das Pfund höchstens 5 bis 6 gr. zu stehen kommt. Die Erfindung ist in der That, falls sie sich in der Ausführung im Grofsen bewährt, sehr wichtig und wohlthätig, wenn auch der Superlativ auf dem Titel, den vielleicht der Verleger angebracht hat, als eine Anmafsung über den Rang der Erfindungen unsers Jahrhunderts *brevi manu* abzuurtheln, belächelt werden müfste.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. April 1799.

MATHEMATIK.

PARIS, A l'Imprimerie de la Société Typographique des Trois Amis: *Traité de la Sphère et du Calendrier*, par M. *Rivard*, Professeur de Philos. en l'Univers. de Paris. *Cinquième Edition*, revue et augmentée par *J. la Lande*. An. VI. (1798.) 238 S. gr. 8. nebst 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Da eine ausführliche Anzeige dieses schon 1743 zum erstenmal herausgekommenen deutlichen, gründlichen und nützlichen Werks ausser den Grenzen unserer Blatter liegt; so begnügen wir uns kürzlich anzugeben, was Hr. *la Lande* bey dieser neuen Ausgabe hinzugesetzt hat. Dies besteht, ausser mehrern Verbesserungen in dem Verzeichniss der Länge und Breite verschiedener Städte, in einer Tafel, welche von 5 zu 5 Tagen zeigt, wie viel eine nach mittler Zeit gehende Uhr (wie unsere gewöhnliche Uhren alle sind) in dem Augenblick des wahren Mittags zeigen müsse, und in einigen Erklärungen in der Abhandlung vom Kalender. Namentlich erklärt es sich in Ansehung des republikanischen Kalenders in einem beygelegten Blatte folgendermafsen: Er, la Lande, habe dem Deputirten Romme im Herbst 1793 einen regelmafsigen Kalender übergeben, bey welchem die Einschaltung eine regelmafsige beständige Form bekommen hätte, allein Romme habe alles durch den 3ten Artikel des in la Lande's Abwesenheit gegebenen Decrets verdorben, Kraft dessen das Jahr jedesmal mit der Mitternacht anfangen solle, mit welcher der Tag des wahren Herbstäquinoctiums für das Pariser Observatorium beginnt. Dadurch wurde es nämlich, weil der Anfang des Jahrs nicht mehr, wie in dem Gregorianischen Kalender von gleichförmigen Einschaltungen, sondern von einer wirklichen Himmelsbegebenheit abhängig gemacht wurde, die bald auf diesen bald auf einen andern Tag des Gregorianischen Kalenders treffen konnte, sehr erschwert, und wenigstens nur Astronomen von Profession möglich, für entfernte Zeiten den republikanischen Kalender mit dem Gregorianischen zu vergleichen. Zwar wurde la Lande im Herbst 1795 in das *Comité d'Instruction* gerufen, um ein neues Decret aufzusetzen, allein die Kalender waren schon gedruckt, und die Unordnung würde durch eine abermalige Aenderung nur zugenommen haben. La Lande begnügt sich daher hier blofs das Jahr 7 der Republik mit dem Gregorianischen Kalender zu vergleichen, und bis zum 25sten Jahr der Republik den Anfang der republikanischen Jahre nach dem Gregorianischen Kalender anzugeben, und stimmt darin genau mit dem überein, was Hr. *Wurm* in dem 5ten Heft des *Hindenburgischen* Archivs für das 1ste Jahrhundert der republikanischen Zeitrechnung bestimmt hat.

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Astronom, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus den gesammten astronomischen Wissenschaften.* Heft I. Text. Heft II. Kupfer. 1797. 8. (12 gr.)

Dieser Astronom gehört nicht mit unter die Abtheilung der angewandten Mathematik, sondern er ist in dem, bey der 5ten Unterabtheilung jener Wissenschaft, vollständig dargelegten Plane, aus guten Gründen, auf eine eigene, für sich bestehende Abtheilung verwiesen worden. Eben so hat man auch hier von dem Plane, in der compendiösen Bibliothek blofs geordnete Auszüge, kurz, deutlich und vollständig, im wesentlichen aus *neuen Schriften*, zu liefern, etwas abgeben müssen (es sind hier vornehmlich *Bugge Observ. Astronom.* Havniae 1784 gebraucht worden), indem bey den mathematischen Wissenschaften, wegen ihres strengen Zusammenhanges, nothwendig für den Nichtgelehrten, eine Grundlage gegeben werden mufs, durch die ihm erstlich die beabsichtigten Auszüge verständlich, lehrreich und folglich brauchbar werden können. Diese nöthige Grundlage für den blofsen Liebhaber der Astronomie sollte dann auch der Gegenstand der erstern Hefte des Astronomen seyn, und sie ist wirklich so glücklich und zweckmäfsig bearbeitet, dafs man sie in dieser Form, in keinem astronomischen Buche vorfindet. Vornehmlich ist auf eine sorgfältigere Entwickelung der Elemente dieser Wissenschaft Rücksicht genommen worden, wie sie dem denkenden Kopfe Bedürfniss ist, um am leichtesten die schnellsten und sichersten Fortschritte zu machen. So sind hier nicht nur, wie in jedem astronomischen Lehrbuche, die am Himmel angenommenen Puncte und Kreise angegeben, sondern es ist, was man nirgends findet, gezeigt worden, *wie* man dazu gekommen, gerade auf diese Puncte und Kreise die Bestimmung der Lage der Himmelskörper zu beziehen. Eben so findet man hier die Haupterfoderniffe einer guten Sternwarte, durch eine kurze Beschreibung der Kopenhagner, mit dem nöthigen Grund- und Aufriss. Ueber die Fernröhre ist in gröfster Kürze und Vollständigkeit alles Wissenswürdige so gemeinfafslich als gründlich, selbst mit Zuziehung der Buchstabenrechnung, vorgetragen, und ebenfalls mit Figuren erläutert worden. Besonders ist von den achromatischen Fern-

röhren alles mit gröfster Genauigkeit beygebracht, was bis jetzt davon bekannt ist, und man darf nach diesem Anfang erwarten, dafs künftig auch von den Spiegelteleskopen, besonders nach den Herschelschen Vervollkommnungen derselben, das nöthige nachgeliefert werden wird. Mittelst der hier gegebenen Anleitung, werden viele Liebhaber in den Stand gesetzt werden, sich taugliche Werkzeuge anzuschaffen, oder mit ihren bisherigen gehörig umzugehen. So wie in diesem Hefte schon die Beschreibung und Abbildung des schönen Kopenhagener Passageninstruments beygefügt worden, so sollen auch künftig die Kopenhagener Instrumente vornehmlich deshalb beschrieben werden, weil sie bey der gröfsten Sparsamkeit in Ansehung der Kosten, doch die gröfste, bis jetzt gekannte Vollkommenheit haben. — Ein nicht geringeres Verdienst würde sich der Vf. gewifs noch dadurch erwerben, wenn er seinen Liebhabern der Sternkunde auch noch eine Beschreibung der herzoglichen Sternwarte zu Seeberg bey Gotha, und besonders des daselbst befindlichen Ramsdenschen Mittagsfernrohrs, als des vollendetsten Kunstwerks, mittheilen wollte und könnte. Der eigentliche Inhalt des ersten Hefts ist: die Erscheinung des Weltgebäudes; Eintheilung der Himmelskugel; Bestimmung der Lage im Weltraum. Die Erde als Schauplatz des Weltgebäudes. Ihre Gestalt, Bestimmung der Lage auf ihrer Oberfläche. Von astronomischen Beobachtungen. Ort und Werkzeuge zum Beobachten. S. 49. wo von der Vergröfserung der Fernröhren die Rede ist, sagt der Vf.: „Man darf daher von einem Fernrohre, das z. B. funfzigmal vergröfsert, ja nicht erwarten, dafs man den Mond dadurch funfzigmal breiter, als mit blofsen Augen sehen werde, sondern, da die mittlere Entfernung des Monds von der Erde, in runder Zahl, 50000 geographische Meilen ist, und man ihn durch das Fernrohr funfzigmal näher sieht, so wird man ihn eben so grofs sehn, als er dem blofsen Augen erscheinen würde, wenn er nur 1000 Meilen von der Erde entfernt wäre.“ Wir bemerken hiebey, dafs wir ja alsdann wirklich den Mond funfzigmal breiter sehen würden, als bey seiner gegenwärtigen Entfernung, und dafs es folglich keine unzulässige Erwartung ist, wenn jemand glaubt, ein Fernrohr das funfzigmal, versteht sich in der Lineardimension, vergröfsert, müsse ihm auch den Mond, oder wenn er ihn nicht ganz übersehen könnte, doch einzelne Theile funfzigmal breiter, als ohne Fernrohr, darstellen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums*, von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, Lehrer der Theologie und Universitätsprediger zu Göttingen. *Erster Band.* 1798. 299 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung enthält mehrere Predigten, die wegen der natürlichen Ordnung, wegen der Fülle der Gedanken, wegen des kräftigen Ausdrucks vortrefflich sind, und einige Kleinigkeiten abgerechnet, durchaus musterhaft genannt zu werden verdienen. Hieher gehört die fünfte: *Gerechtigkeit ist nur der Anfang menschlicher Tugend:* über Matth. 18, 23—35. Die sechste: *Von der Rangsucht* über Luc. 14, 7—11. Die vierzehnte: *Von der Neugierde* über Apost. Gesch. 17, 19—21. Einige andere haben ganze Abtheilungen oder doch grofse Stellen von einem vorzüglichen Werthe, wie z. B. die zehnte: *Warum eine fortschreitende Geistesbildung so oft körperliche Schwachheiten zur Folge hat*, über 2. Cor. 12, 7—9. Die zwölfte: *Moralische Betrachtungen über den nahen Frühling*, über Ps. 104, 27—31. Die dreyzehnte: *Was uns obliegt, um dem Geiste Christi einen gröfsern Einfluss auf den Geist unsers Zeitalters zu verschaffen*, über Röm. 8, 8 u. 9. — Rec. bekennt, diese und noch einige andere mit grofsem Vergnügen und mit wahrer Erbauung gelesen zu haben. Bey diesem Lobe ist er sich einer desto gröfsern Unparteylichkeit bewufst, da er eben so freymüthig gestehen mufs, dafs er die ersten vier Predigten dieser Sammlung und noch zwey oder drey andere mit fast ganz entgegengesetzten Empfindungen gelesen hat. Da einem Manne, wie Hr. *A.*, mehr daran gelegen seyn mufs, dafs man seine Arbeiten mit Aufmerksamkeit lese und sie nach Gründen beurtheile, als dafs man sie mit allgemeinen Lobsprüchen abfertige; so wollen wir, ohne eine andere Zurückhaltung, als welche die Humanität anräth, die Ursachen angeben, warum uns ein nicht unbedeutender Theil dieser Predigten mifsfallen hat. Erstlich ist die Disposition derselben bey weitem nicht genug *logisch genau*, welches doch nach S. 2. der Vorrede einer ihrer Hauptvorzüge seyn soll. Wie können Dispositionen *logisch genau* heifsen, wo bey der Eintheilung blofs auf das Subject des Hauptsatzes, nicht aber auf das Prädicat Rücksicht genommen wird, wie dieses gleich in der ersten Predigt geschehen ist: *Die tugendfördernde Lehre des Christenthums vom heiligen Geiste*, wo in den drey Theilen die Lehren des Christenthums vom heiligen Geiste namhaft gemacht werden. In der Ausführung wird hier freylich der Fehler verbessert. Nicht so in Nr. 3., wo sich ein in mehrern Predigten wieder vorkommender Verstofs findet: dafs nämlich der 2te oder 3te Theil wieder der Hauptsatz ist, und die beiden ersten Theile Nebenfragen oder Nebensätze abhandeln. Wer sieht nicht den Mangel logischer Genauigkeit in folgender Disposition: *Wie viel die Religion der Vernunft durch die Ueberzeugung gewinnt, dafs Jesus Christus ein göttlicher Gesandter ist:* 1) Was ist denn eigentlich ein göttlicher Gesandter? 2) Jesus Christus besitzt diese Würde im höchsten Grade; 3) unsere Vernunftreligion mufs dadurch viel gewinnen. Auch ist es gewifs mit einer guten Disposition unverträglich, dafs in der neunten Predigt: *über die moralischen Wirkungen des Gebets* im ersten Theile: Zweifel gegen das Gebet widerlegt werden, welche aber durchaus nicht die moralischen Wirkungen desselben, sondern die Möglichkeit der

eigent-

eigentlichen Erhörung betreffen. — Ferner herrscht in mehrern dieser Predigten, eine, bey einem akademischen Lehrer, der so viel in der wissenschaftlichen Religions- und Sittenlehre gearbeitet hat, merkwürdige Unbestimmtheit und Verwirrung der Begriffe. Die auffallendsten Beyspiele liefern die erste und vierte Predigt. In der ersten wird vom heiligen Geiste und dem Geiste Gottes wo möglich noch unbestimmter als in der Schrift selbst geredet. Schon im Eingange S. 8. werden Beschreibungen von ihm zusammengesetzt, die gar nicht zusammengehören. „Wem verdanken wir diese Vorzüge anders, als dem *Geiste der Freyheit*, den Jesus durch seinen Unterricht verbreitete; als dem *unsichtbaren Lehrer, der seine Schüler in alle Wahrheit leitete*, als dem *Geiste der Liebe*, der mit *Jesu und dem Vater Wohnung bey uns machen will!*“ Man höre aber ferner in der Abhandlung selbst: „Nach der Lehre des Christenthums ist *Gott nicht allein ein Geist, sondern auch ein weiser und heiliger Geist.* Jesus nennt ihn den heiligen Vater, *von dem der Geist der Wahrheit ausgeht.* — — Da unser endlicher Verstand die Grösse der Gottheit nicht zu umfassen vermag, sondern eingeschränkt auf einzelne Begriffe und Vorstellungen, die unendlichen Kräfte und Vollkommenheiten des Ewigen einzeln zu erforschen gedrungen ist; so trennt auch die Schrift diesen *Geist der Heiligkeit*, wenigstens für den menschlichen Verstand, von der Fülle der übrigen göttlichen Eigenschaften, und kommt dadurch unserer Schwachheit wohlthätig zu Hülfe. Er ist der Geist der Wahrheit, der vom Vater kommt; er ist der Geist der Tugend, denn die von ihm geleitet werden, sind Gottes-Kinder; er ist der Geist der Majestät, denn wer ihn lästert, ist unglücklich in der Gegenwart und in der Zukunft; er ist der Geist der Religion Jesu, denn er ist der Geist Gottes und seines lieben Sohnes.“ — Will man noch mehr Beweis für unsere Beschuldigung? Man wird sie finden, wenn man nur weiter liefet. Denn nun demonstrirt der Vf. S. 11 u. 12. dass nur aus der Lehre (Gott sey nicht allein ein Geist, sondern auch ein weiser und heiliger Geist) als der Seele der ganzen Offenbarung, die ewige Wahrheit: *Gott ist ein Geist, und zwar ein heiliger und sittlich vollendeter Geist* in das Herz der Sterblichen übergehe. Alle Betrachtungen der Natur (auch die Betrachtung der vernünftigen Natur des Menschen?) vermöchten uns keinen Begriff von Heiligkeit und sittlicher Vollkommenheit zu geben, und unserm Herzen die Ueberzeugung zu schenken: dass nur Gott dieser heilige und sittlich vollendete Geist sey. — Wäre doch Hr. *A.* bey dem Grundsatze geblieben, den wir uns in einer seiner frühern Schriften erinnern gelesen zu haben, dass man die Lehren des theologischen Systems historisch vortragen müsse, wahrlich er würde auch auf der Kanzel mehr Nutzen damit stiften, als mit diesem Dogmatisiren und einigen der kritischen Philosophie abgeborgten Wendungen. — Ein anderes auffallendes Beyspiel von Unbestimmtheit der Begriffe, woran ebenfalls das Bestreben, das alte theologische System durch neue Philosophie aufzustutzen, Schuld zu seyn scheint, giebt die vierte Predigt; wo im ersten Theile der Glaube als der *Grund* der moralischen Besserung vorgestellt wird; und im zweyten mit deutlichen Worten gesagt ist: der Glaube könne nur aus einem reinen, *wirklich gebesserten* Herzen *hervorgehen.* Man vergleiche S. 110 u. 119. wo der Glaube des N. T. an Jesum und seine Lehre und seinen Tod erklärt wird, durch: *die lebendige und in Handlung übergehende Ueberzeugung, dass man Gott durch nichts als durch moralische Gesinnungen wohlgefallen könne.* Diese Erklärung soll auch von dem Glauben im Evangelio gelten, über welches die Predigt gehalten worden ist, wo der Vf. zum Unglück übersehen hat, dass es dort heisst: *da nun Jesus ihren* Glauben sah, sprach er: sey getrost u. s. w. Sehr auffallend ist auch bey unserm Vf. der ungleiche Gebrauch, den er durch diese ganze Sammlung hindurch von dem Worte *Religion* macht, das bald die eigentliche Religionslehre, bald die Sittenlehre, bald die Religiosität, bald sogar (in der, zum Theil sehr schönen, Standrede am Sarge des ehrwürdigen *Böhmers*) die mit biblischen Worten ausgedrückten Resultate aus der Lebensgeschichte des Verstorbenen bezeichnet. Ein anderer Fehler des Vfs., der oft bey Rec. den starken Eindruck, welchen einzelne Stellen auf ihn gemacht hatten, schwächte, ist ein gewisses Uebertreiben und Generalisiren dessen, was nur mit Einschränkung und in einzelnen Fällen wahr ist. Wer kann in der Predigt: *Warum eine fortschreitende Geistesbildung so oft körperliche Schwachheiten zur Folge hat*, die uns, wie wir oben rühmten, theilweise sehr stark angezogen hat, Stellen wie folgende billigen: „Der Jüngling darf nur anfangen, den Wissenschaften, die er liebt, von einem edeln Wetteifer ergriffen, seine Zeit und Kräfte zu weihen, so entfliehen auch schon allmählich die Rosen seiner Wangen, und seine jugendliche Offenheit und Munterkeit artet in Unempfindlichkeit und Blödigkeit aus. Die gebildetere Gattin darf nur anfangen über den Kreis der sinnlichen Gegenstände, die innerhalb der Grenzen ihres häuslichen Berufs liegen, hinaufzugehen, und sich wiederholt und ernsthaft, als eine Unsterbliche mit den höhern Angelegenheiten ihres Geistes und Herzens zu beschäftigen, so verschwindet auch allmählich jene Festigkeit der Organe, die dem ganzen Körper Fülle, Kraft und Blüthe giebt, und löst sich allmählich in eine unnatürliche Schwäche und Reizbarkeit auf.“ Weiterhin will der Vf. die göttliche Vorsehung darüber rechtfertigen, dass mit der fortschreitenden Geistesbildung so oft körperliche Schwächen verbunden sey. Da heisst es: „Durch die fortdauernde Bewegung der Denkkraft ist ein grösserer Verlust der körperlichen Stärke unvermeidlich. Allein mit ihm tritt nun auch jene Reizbarkeit der Organe und jene Feinheit der Empfindung ein, mit der unsere Sinnen die Bilder der äussern Gegenstände bey der leisesten Berührung auffassen, und zur Seele fortführen. Nun sind unsere Empfindungen reiner und unsere Gefühle schärfer; nun strö-

men sie dem Geiste von allen Seiten mit der grösten Lebhaftigkeit und Schnelle zu u. s. f." Wie geschwind stürzt doch das ganze Räsonnement zusammen, wenn man an die gewöhnliche Krankheit der Gelehrten, an die Hypochondrie denkt, wo oft gerade das Gegentheil von dem allen geschieht, was der Vf. hier so generell behauptet. Im Verfolg dieses Vortrags erfahren wir, dass Gott darum mit der höhern Geistesbildung körperliche Schwäche verbunden habe, weil es sonst für den Gebildeten zu wenig Verdienst wäre, tugendhaft zu seyn. Sein tägliches Wachsthum „an moralischen Kenntnissen" müsse ein Gegengewicht in einem reizbarern, zum Bösen lockendern Körper haben, damit es nicht um seine Freyheit geschehen sey. Als ob Wachsthum an moralischen Kenntnissen gerade der Freyheit hinderlich seyn müsste, und man nicht auch in dem Studio der Jurisprudenz, der Genealogie und Chronologie, der Mathematik u. s. w. zuviel thun könnte, ohne dabey im geringsten durch eine zu grosse Tugendkraft gefahrdet zu seyn, seine Freyheit zu verlieren! — Ferner haben Rec. viele Eingangsgebete durchaus nicht gefallen wollen, in welchen nicht selten dem Allwissenden eine Definition des Satzes oder der Pflicht, welche der Vf. abhandeln will, angegeben wird. Man sehe z. B. das Gebet zur fünften Predigt. Endlich finden sich nach des Rec. Meynung in diesen Predigten selbst für ein gebildetes Publicum, etwas zu viel Ausdrücke und Wendungen der Schule, z. B. Sinnlichkeit für Körper, der innere, der äussere Mensch u. a. m.

Wenn wir aller dieser Ausstellungen ungeachtet versichern, dass sich diese Sammlung von Predigten über ein Heer von andern selbst gerühmten Predigten sehr weit erhebt; so wird das niemanden wundern, welcher weiss, dass man an vorzüglichern Werken die Flecken weit eher, als an gemeiner Arbeit bemerkt.

Oldenburg, b. Stalling: *Predigten*, von *Anton Georg Hollmann*, Hauptpastor zu St. Lamberti in Oldenburg. 1798. VIII u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

An diesen Predigten (an der Zahl *funfzehn*), ist das vorzüglich zu loben, dass die Materien gut gewählt sind, z. B. *über dem Werth gelauterter Religionsempfindungen; Uebungen des Nachdenkens auf schmerzhafte Trennungen; wie grundlos und gefahrlich es sey, die Schuld der Verführung ausser sich zu suchen* etc. Aber die Ausführung will dem Rec. nicht recht gefallen, und er kann sich bisweilen in den Ideengang des Vfs. nicht finden. Dass manche Perioden der Hülfe der Declamation sehr bedürfen, fühlt der Vf. selbst, wie er in der Vorrede bekennt. „Es ist mir aber (setzt er zu seiner Entschuldigung hinzu), nicht allemal möglich gewesen, dem Vollhaltigen eine andere leichtere Einkleidung zu geben; so wie es mir, da ich meine Predigten gewöhnlich aus einer ununterbrochenen Meditation niederschreibe, überhaupt schwer wird, zu verhüten, dass durch die Bemühung kurz zu seyn, nicht einzelne Stellen überladen werden." Vielleicht würde sich aber Hr. *H.* doch an kürzere Perioden gewohnen können, wenn er mehrere Zeit auf die Ausarbeitung wenden wollte. Er versichert zwar, ein beträchtlicher Theil seiner Zuhörer, gehöre zu der gebildetern Classe. Aber auch diesen dürfte es schwer werden, solche Vorträge zu fassen, und nur die Hauptsachen im Gedachtnisse zu behalten. Hiernächst ist auch zu bedenken, dass der *grösste* Theil unserer Zuhörer doch immer zu der Zahl der minder gebildeten gehört, und wenn es uns darum zu thun ist, wahre Erbauung zu befördern; so müssen wir auf diese vorzügliche Rücksicht nehmen. Manche Predigten, die seit einiger Zeit im Druck erschienen sind, können als Muster empfohlen werden, wenn man sie als künstliche Reden betrachtet; aber als Predigten, als Vorträge vor einem gemischten Haufen von Zuhörern gehalten, würde sie Rec. niemals empfehlen, am allerwenigsten angehenden Predigern zur Nachahmung. — Unter diesen funfzehn Predigten hat dem Rec. die *erste: über das gegenseitige Zutrauen einer christlichen Gemeine und ihres Lehrers*, (eine Antrittspredigt,) noch am besten gefallen.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Lehren der Weisheit und Tugend, in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern.* Ein Buch für die Jugend. Herausgegeben von *Friedr. Ludw. Wagner*, Subconrector am fürstl. Gymnasium zu Darmstadt. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1799. 254 S. 8. (8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Sammlung wohlfeiler Kinder-, Schul- und Volksschriften, welche durch das Urtheil der Kritiker zu diesem Zwecke bereits als brauchbar und gut anerkannt worden sind. *Erstes Bandchen.* Wagners Lehren etc.

Ueber die Brauchbarkeit dieser Fabelsammlung für Schulen hat das Publicum schon vortheilhaft entschieden. Wir zeigen sie daher blos des zweyten Titels wegen hier an, und bemerken nur, dass in der gegenwärtigen Auflage, wie uns eine angestellte Vergleichung gelehrt hat, an die Stelle der 136 und 174. Nummer, eine Erzählung mit der Ueberschrift: *Seelengrösse einer Bauermagd*, und eine Fabel: *das Eichhorn, der Hund und der Fuchs*, gekommen ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. April 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Cadell u. Davies: *Observations on the weſtern parts of England, relative chiefly to picturesque beauty. To which are added a few remarks of the picturesque beauties of the Isle of Wight. By William Gilpin*, M. A. Prependary of Salisbury, and Vicar of Boldre in New Foreſt near Lymington. 1798. XVI. u. 359 S. 8. (Mit achtzehn Kupfern in Aquatinta).

Daſſelbe Vergnügen, welches das erſte Werk dieſer Art von dieſem trefflichen Schriftſteller vor acht Jahren bey Rec. erregte, fand er volles Maſses bey der Anſicht des vorliegenden wieder. Die *Obſervations on the river of Wye* (ſ. A. L. Z. v. 1791. Nr. 58.) war des Vf. erſter Verſuch in der Beſchreibung maleriſcher Naturſcenen und in Darſtellung von Gegenden in der ſchönen und kühnen Aquatinta-Manier. Auf dem erſten Blick aber ſieht man es dem gegenwärtigen Werk an, daſs auch dieſe Kunſt ſeit dem vervollkommnet iſt. Die hier gelieferten 18 Blätter ſind theils gröſser, theils übertrifft die Behandlung derſelben die in dem frühern Werke. Keine Manier der Aetzkunſt nähert ſich der Handzeichnung mit ſo täuſchender Aehnlichkeit; keine ſtellt mit ſo Wenigem und doch mit ſo groſser Wahrheit und frappanter Wirkung, groſse Maſſen von Bergen, gebrochnen Felſen, Waſſerflächen, Ruinen und Baumgruppen dar. In mehrern dieſer Blätter aber hat der Künſtler mit vielem Glück auch kleinere Gegenſtände im Mittelgrunde darzuſtellen gewagt. Kühn und voll Kraft hebet ſich der Vor- und Mittelgrund dieſer Landſchaftsgemälde hervor, und die Ferne entſchwindet dem Auge gleichſam in einem dämmernden durchſichtigen Nebelduft. — In dem literariſchen Theil dieſes ſchönen Werks zeigt ſich *Gilpin*, wie in ſeinen übrigen Werken ähnlichen Inhalts (wovon dem Schluſs dieſes Buchs ein Verzeichniſs angehängt iſt), als gefühlvoller und richtiger Beobachter von Naturſcenen, als geſchmackvoller Landſchaftszeichner und Beurtheiler dieſer Kunſt, als unterrichteter Gelehrte und unterhaltender Schriftſteller. Die folgenden wenigen Aufsenlinien werden nur einen ſchwachen Begriff von dem höchſt mannichfaltigen und lehrreichen Inhalt des Werks zu geben vermögen. — Die Reiſe durch *Surrey* hebt bey *Epſom* und *the Oaks*, einem Jagdhauſe des *L. Derby*, welches wie ein Feenſchloſs aus den einſamen Umgebungen ſich erhebt, an. In dieſer Gegend wächſt der Buxbaum in groſser Menge wild, und erreicht, etwa bis zum 50ſten Jahr ſeines wachſenden Alters, eine Höhe von 15 Fuſs und die Dicke eines Mannesſchenkels. — Reizende Villa des Hn. *Lock*, *Norburypark* mit ihren pittoresken Anſichten, geſchmackvollen Gebäuden und reichen Kunſtſammlungen; *Gilpin* rügt hier die Ausartung der Plaſtik in Darſtellung nach dem Leben colorirter Figuren, beſonders in Wachs. *Guilford*, *Farnham*, *Wincheſter*, *Salisbury*. Die Domkirche in der letzten Stadt, iſt das ſchönſte und kühnſte Stück gothiſcher Architektur in England. Das genaueſte Ebenmaſs und die gröſste Harmonie und Simplicität herrſcht in allen Theilen des Innern; nur hatte es durch modernen Malerputz viel verloren, welcher den Charakter des Ganzen entſtellte und den man wieder wegzuſchaffen bemühet war. Die Kirche beſitzt auch moderne Glasmalereyen von Werth, nach S. Joshua Reinolds Zeichnungen. Der Vf. hält hierbey dem *guten* und reinen gothiſchen Stil eine Lobrede; „aber „freylich, ſetzt er hinzu, haben die fünf Säulenord„nungen alles in der Kunſt ſo despotiſch an ſich ge„riſſen, daſs man für einen Ketzer in der Baukunſt „würde verſchrieen werden, wenn man ſich ihren „Geſetzen widerſetzte. Allerdings müſſen jeder Kunſt „ihre Grenzen durch Geſetze vorgeſchrieben werden: „welche andere Geſetze aber bedarf die Baukunſt, „als die Geſetze des Nutzens, des Ebenmaſses, der „guten Verhältniſſe und der Simplicität? Ich wüſste „nicht, in welchen von dieſen Erfoderniſſen die Go„then den Römern nicht *gleich* kämen, nur in den „Ornamenten verſehen ſie es.“ Dieſes Beyfalls, den der Vf. der gothiſchen Architectur giebt, ungeachtet, iſt er kein unbedingter Anhänger derſelben: denn er tadelt weiter unten bey dem Landſitz des L. Weymouth zu *Longleat* die Neuerer in England (auch in Deutſchland in unſern Zeiten) in dem ausſchweifenden Geſchmack kleine Wohngebäude und ſogar Zimmer gothiſch zu decoriren — Gemäldeſammlung in *Langford Caſtle*. Verſchiedenheit des Verdienſtes von Claude le Lorrain und Salvator. — Die merkwürdigen Ruinen und Steinmaſſen von *Stonehenge*, in der Ebne von Salisbury, hält auch G. für Reſte aus dem Zeitalter der Druiden. Erhabenheit und Dauer iſt ihr Charakter; aber ſie gewähren von keiner Seite eine maleriſche Anſicht, wegen der verworrenen und gehäuften Lage der Felſenſtücke. Die ganze Gegend umher gleicht einem unabſehlichen Begräbniſsplatz; ein weites, ernſtes, von Menſchen, Thieren und Vegetation entblöſstes Gefilde mit Grabhügeln (*tumuli*) von verſchiedener Form und Gröſse, und von vorhiſtoriſchem Alterthum, über-

fäet. — Bey *Wilton* rügt der Vf. (und auch dieſer Tadel trifft den neuern Gartengeſchmack in Deutſchland), die Thorheiten der Engländer in Ausſtaffirung ihrer Parks: dahin gehören z. B. die Ueberladung von *Brücken* mit Pavillons, die Errichtung von Triumphbogen auf der Spitze eines Hügels, wohin ſie nicht paſſen, ſondern allenfalls als Einfahrten an ihren Platz ſind. — In dem Pallaſt des Gr. *v. Pembrocke* zu Wilton iſt bekanntlich eine der gröſsten und koſtbarſten Sammlungen von antiken Büſten, Statuen und Basreliefs; aber die Anordnung konnte beſſer ſeyn. Die Zimmer ſind ſo verſchwenderiſch reich verziert, daſs die Kunſtwerke nur der Zimmer wegen da zu ſeyn ſcheinen, und dieſe die Aufmerkſamkeit zu ſehr zerſtreuen, und von den Hauptſachen abziehen (ein gewöhnlicher Fehler der Anlagen von Muſeen dieſer Art, den Hr. *Meyer* auch an dem Pariſer Muſeum tadelt). Nicht minder groſs und ſchön iſt die Gemäldeſammlung in dieſem Schloſſe. Das dort befindliche groſse Familiengemälde von Vandyk's Hand, wird von dem Vf. ſcharf getadelt; doch ſcheint dieſe Kritik am meiſten einen neuern engliſchen Künſtler zu treffen, der dieſes berühmte Gemälde zu retouchiren unternahm. Ueber die Verdienſte Vandyk's als Hiſtorienmaler ſpricht G. hier viel zu unbedingt ab. — Der Park zu *Stourhead*; in groſsem Geſchmack angelegt, an einigen Stellen aber mit zu vielen und zu prächtigen Gebauden überladen. — Ruinen der Abtey *Glaſtonbury*, einer der gröſsten und älteſten in England, Mord Heinrichs VIII. an den letzten Abt dieſes Kloſters begangen, *Bridgewater*. Ueber den Admiral *Blake* unter Cromwells Protectorat. Seeausſicht bey *Quantochills*. Bemerkungen über die groſse maleriſche Wirkung des allmäligen Verſchwindens eines ſtarken Seenebels, beſonders bey Darſtellung einiger hier angegebenen Geſchichtszüge, aus der Belagerung von Gibraltar und aus Meares Seereiſe. Die Aufgabe iſt groſs gedacht; aber welch' einen Künſtler erfodert die glückliche Ausführung derſelben! — Nicht weniger wahr und ſchön als lehrreich ſind die im 17ten Abſchn. folgenden concentrirten philoſophiſchen Bemerkungen über Malerey, und im 18ten Abſchn. die Beobachtungen über die einfachen, zweckmäſsigen und wirkungsvollen Operationen der Natur in einzelnen Landſchaftsanſichten, und des unendlichen Abſtandes ſolcher Anlagen, welche von der Kunſt nachahmend hervorgebracht werden. — Nach der weiteren Reiſe durch *Cornwall* beſucht G. *Plymouth-dock*, ohne ſich auf eine ſeiner Abſicht nicht anpaſſende trockne Aufzählung der hier befindlichen Schiffswerfte, Kanonengieſsereyen und Zeughäuſer der Admiralität, einzulaſſen. Merkwürdiger ſind ihm hier die ſchönen Brüche eines braunen, mit roth und blau breit geaderten Marmors. Beobachtungen über die Wirkung des Lichts und Schattens bey einer nächtlichen Feuersbrunſt beſonders von Schiffen. Der Vf. kommt hierbey wieder auf die den Engländern ſo angenehme Erinnerung an die letzte Belagerung von Gibraltar zurück, und beſchreibt den fürchterlichen Brand der ſchwimmenden Batterien. Ausbruch des Veſuvs v. J. 1779 nach Hamiltons bekannter Beſchreibung. — Geſchichte des Leuchthurms zu *Edyſtone*; iſolirtes Leben der dortigen Feuerwächter. — Maleriſche Partien des Fluſſes *Tamer*. — Rec. bricht hier die Aufzählung der vielen intereſſanten Gegenſtande dieſer Reiſebeſchreibung ab; ſie würde nur eine trockne Nomenclatur werden, und ein noch detaillirterer Auszug aufser den Grenzen unſerer Blatter liegt. — Um Abwechslung des Inhalts zu befordern, hat der Vf. hie und da viele hiſtoriſche und biographiſche Anekdoten, Erzählungen aus merkwürdigen See- und Landreiſen, geographiſche Parallelen, beſonders von pittoresken Gegenden anderer Welttheile, u. dergl. eingeſtreuet. Nicht minder intereſſant als der obige Inhalt, ſind die Abſchnitte über die Inſel *Wight*. Verſchiedene wenig bekannte Erzählungen aus der Gefangenſchaft des unglücklichen Carl I. auf dieſer Inſel. „Er „te, ſagt G. unter andern, die Künſte leidenſchaft„lich; Janes war ſein Baumeiſter und Vandyk ſein „Maler. Kein König von England hat mehr erhabenes Genie und richtiges Gefühl für die Künſte „zeigt. Er war Alles, nur kein König, und die „Kunſt zu regieren war die einzige, die er nicht „verſtand."

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Handbuch der alten Erdbeſchreibung*, zum Gebrauch der allgroſsern d'Anvilliſchen Landkarten, herausgegeben von D. *Paul Jak. Bruns*, Herzogl. Braunſchweig. Hofrath und Profeſſor in Helmſtadt. Zweyten Bandes erſter Theil. Ganz Aſien. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1798. 278 u. 112 S. 8.

Ueber Plan und Ausführung dieſes durch verſchiedene Gelehrte bearbeiteten, und ſchon ſeit dem Anfange der achtziger Jahre erſchienenen Handbuchs iſt hier der Ort nicht zu ſprechen: bloſs die zweyte Auflage des Theils, welcher Aſien enthält, wird der Gegenſtand unſerer Beurtheilung. Es lieſs ſich erwarten, daſs Hr. *B.* in der Reihe von Zwiſchenjahren eine Menge Ergänzungen und Abänderungen ſich anmerken, und bey den unterdeſſen gegebenen mannichfaltigen Aufklärungen einzelne Abſchnitte völlig umarbeiten würde, um ſeine Leſer mit den Fortſchritten der Zeit bekannt zu machen, und ihnen ein brauchbares, obgleich in das Kurze gezogenes Hulfsmittel zum Nachſchlagen zu liefern. Der Vf. ſpricht ſelbſt in der Vorrede von Verbeſſerungen, die man auf jeder Seite entdecken würde; und in der That finden wir bey einigen Theilen von Kleinaſien, bey Phönicien, und vorzüglich in der Beſchreibung des gelobten Landes, häufige Berichtigungen, Zuſätze, zuweilen eine völlige Umarbeitung. Aber mit den Grenzen dieſer Länder fand auch der Eifer des Vfs. ſeine Grenzen; alle übrigen Reiche Aſiens, von denen doch viele eine richtigere Bearbeitung foderten, ſind von Wort zu Wort, Seite

um Seite der alten Ausgabe nachgedruckt. Diese Sorglosigkeit fällt besonders bey Indien auf, wo Hr. B. schon nach Vollendung der ersten Arbeit, einen Auszug aus *Rennell's* Werke als Anhang beygefügt hatte; und doch jetzt die Gelegenheit zur Verbesserung seines Textes völlig vernachläfsigt, lieber die alten Fehler so stehen läfst, wie er sie einst niederschrieb, als dafs er die kleine Mühe übernommen hätte, die gemachten Bemerkungen in den Zusammenhang des Vortrags zu bringen. Er mufs sich gefürchtet haben, sein eignes Buch nochmals durchzulesen, sonst könnten unmöglich die Druck- und Schreibfehler der ersten Ausgabe, sogar in eigenen Namen stehen geblieben seyn, z. B. S. 150. soll der Berg Casius die westliche Grenze von Colesyrien und der Libanon die östliche machen, welches keinen Verstand giebt, da beide Gebirge gegen Süden und Norden von einander liegen. S. 152. kommt *Zabatra* vor, welches zwar auf d'Anville's Karte steht, aber kein Ort der alten Erdbeschreibung ist; eben daselbst wird *Euphratensis* als Synonymon von *Commagene* genommen, da doch das erstere von viel gröfserer Ausdehnung war. S. 154. stand in der alten Ausgabe durch Druckfehler *Fragiza*, statt *Eragiza;* die neue Ausgabe druckt den Fehler mit ab. Bey Emesa lernen wir aus beiden Ausgaben, dafs Heliogabalus daselbst *gestorben* sey; es wird zum Ueberflufs noch *Ammian* XXVI, 6. citirt. Unerklärbarer wird es noch, wenn man auf Stellen trifft, wo der Vf. kleine Abänderungen wirklich angebracht hat, und gleich dabey auffallende Fehler stehen läfst. Der Fall ist in der Insel Cypern. S. 17. findet man die bessernde Hand an ein paar Stellen, S. 18. hingegen wird versichert, dafs er die Insel von Morgen gegen Abend *beschreiben* wolle, und fängt unmittelbar darauf an, sie von Abend gegen Morgen zu beschreiben. Das gröfste Vorgebirg auf der Nordseite dieser Insel hiefs *Crommyon*, hier heifst es in beiden Ausgaben *Cerommyon*. Auch trifft sichs, dafs Hr. B. einen Artikel neu bearbeitet, aber vergifst, dafs er in der ältern Ausgabe schon an einem andern Platze stand. Dadurch erhält denn der Leser den Artikel gedoppelt; wie z. B. die Inselstadt *Aradus*. Bey Phonicien der neuen Ausgabe liefert er davon eine sehr gute Beschreibung; eine andere stand aber in der ältern Ausgabe bey Syrien; dieses Land, so wie die übrigen des hohern Asiens, blieb wie es war; also kann man sich unter zwey Beschreibungen des nämlichen Orts wählen. — Gut berathen aber findet sich der Theolog durch die wirklich sehr sorgfältige Beschreibung des gelobten Landes. Selten wird er einen in der Bibel vorkommenden Ort, selbst solche nicht vermissen, von deren spaterer Existenz und Lage wir wenig unterrichtet sind. Eigene Lectüre, nebst der Benutzung *Bochart's*, *Reland's*, *Michaelis etc.* zeichneten diesen Abschnitt schon in der ersten Auflage aus; er ist nun durch mehreres Nachdenken, durch den Gebrauch der neuesten Hülfsmittel, noch besser und vollständiger geworden. Mit den übrigen grofsen Ländern Asiens steht aber freylich das kleine Palästina in keiner Proportion; ganz Asien enthält 17 Bogen, das gelobte Land mit Phönicien 6 Bogen. Für Theologen wäre gut gesorgt, wenn der Verleger sich entschliefsen wollte, diesen Abschnitt von Palästine einzeln zu verkaufen. Die Ueberbleibsel alter Schreibfehler verschwinden aber auch hier nicht. S. 50. z. B. haben beide Ausgaben das *Schwarze* Meer, statt des *Todten* Meers.

Zürich, b. Orell, Gefsner u. C.: *Souvenirs de mon dernier voyage à Paris.* 1797. 364 S. 8.

Ebendaselbst: *Meine letzte Reise nach Paris.* 1798. 216 S. 8. (16 gr.)

J'ai revu ce Paris, que j'avais tant aimé — sagt sich der Vf. (Hr. *Meyster* in Zürch) bey seiner letzten Rückkehr von Paris i. J. 1795, und wählt diese Sentenz zum Motto seines Buchs, das, wie verschieden man auch über die innere Lage von Frankreich denken mag, nicht ohne mannichfaltiges Interesse gelesen werden wird. Er sah diesen Tummelplatz des Luxus und der fliehenden Freude des verfeinertsten Genusses wieder, und ihm folgte so manche Erinnerung des dort vormals genofsenen Vergnügens dahin; freylich mufste er jetzt das alles anders finden. — Er schildert den *damaligen*, besonders wegen der Begebenheiten im Vendemiaire merkwürdigen Augenblick. — Ihm ist es zwar ganz recht, dafs die Welt in der französischen Revolution, eine so furchtbare und von ähnlichen Unternehmungen abschreckende Erfahrung gemacht hat; nur „beweint er, dafs ein so grausames Experiment, nicht vielmehr im entferntesten Asien oder Afrika, als in dem liebenswürdigen Lande, welches einst alle seine romantischen Träume, — die, warlich nicht mit den finstern Träumereyen jener modernen Lykurgen einstimmen, — erfüllte, gemacht ward." — Mit einem gerechten Abscheu gegen alle gewaltsame Revolutionen und ihre Folgen in Frankreich, betritt er die Grenzen. Er verkennt die Anstrengungen nicht, welche seit dem Fall Robespierre's von der Regierung gemacht wurden, um eine Ordnung der Dinge wieder einzuführen, und erklärt die letzte Constitution, bey allen ihren Fehlern, für consequenter und den Gesetzen der Gesellschaft für angemessner, als die vorigen drey Constitutionen waren; er bewundert die Kraft, welche die französischen Heere dem gegen Frankreich verbündeten Europa entgegensetzten. — Auf seiner Reise über Nancy fand er Postpferde genug; aber er mufste sich mit Geduld gegen das Warten und gegen die willkürlichen Foderungen der Postmeister rüsten. Die Wege waren gut, das Land sorgfaltig bebauet; nur fehlte es bey dem grofsen Abgang des Viehes zu den Armeen an gehöriger Düngung der Aecker, woraus er eine Hauptursache (?) des damaligen Brodmangels herleitet. Der Mangel an Menschen war auf dem Lande weniger als in den Städten bemerklich, wo die Requisitionen zu den Armeen häufiger und leichter zu vollstrecken waren. Paris allein lieferte seit vier Jahren 150. 000

Soldaten. — Die Spuren der Revolution ſind auf dieſem Landſtrich unſichtbar. Der Einfluſs mancher Rechtſchaffnen hatte hier gewirkt und Ordnung zurückgebracht. Armuth und Kleiderlumpen fand er auf dem Lande, wie vor dem; hier herſchte jetzt der despotiſche Ariſtokratismus der Pächter gegen ihre ſchlecht bezahlten Arbeiter und ſelbſt gegen die Städte in willkürlicher Erhöhung der Kornpreiſe (?). Das Volk in dieſen Departementern fand er gleichgültig gegen das Gelingen oder Nichtgelingen der neuen Ordnung der Dinge: an den damals zur Annahme der Conſtitution berufenen Primair-Verſammlungen nahm man nur geringen Antheil. — Die Agioteurs, Lieferanten der Armeen, Agenten des Gouvernements und Pächter, — dieſe einzige durch die Revolution bereicherte Klaſſe — ſind gerade das, was vordem die Privilegirten, Adlichen, Financiers, Kaufleute und der Theil der arbeitenden Klaſſe waren, die durch jene ihre Subſiſtenz erhielten. Bey dem Verkauf des Mobiliareigenthums der Emigranten hat das Ausland am meiſten gewonnen, die meiſten Ankäufer von National-Gütern ſind ein Gegenſtand des Haſſes ihrer Nachbaren. In den von Paris entfernten Departementern iſt die Unzufriedenheit mehr gegen den Geiſt; in den Paris näher liegenden Gegenden hingegen mehr gegen die Perſonen der jetzigen Regierung gerichtet. Daher rührte es, dafs in einer Entfernung von 40—50 Meilen von Paris faſt kein Widerſtand gegen die Annahme des Decrets wegen der Wahl des Zweydrittels des Convents zur neuen Legislatur gemacht ward. — Man verweigerte die Annahme des republikaniſchen Geldes, weil die Prieſter das Volk glauben gemacht hatte, dafs es von dem Silbergeräth der Kirchen geprägt ſey. Bey dieſer für die Sache der Revolution ſehr ungünſtigen Stimmung des Volks, lag der Erfolg derſelben hauptſächlich in der Kühnheit und Geſchicklichkeit ihrer Koryphäen und in der Schwäche, Unfähigkeit und Spaltung derer, die ſie beſtritten. Die aufgeſtellten Grundſätze und Mafsregeln der erſten bemeiſterten ſich der ſtarken Leidenſchaften; die Revolution verwundete zwar die zart empfindenden, — aber ſie ſchmeichelte den leidenſchaftlichen Seelen; ſie zerbrach manche zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung behülflichen Götzenbilder, eröffnete aber dafür den Tempel der Ungebundenheit, deren leichter und berauſchender Dienſt die Menge anlockte.

Das ſind die zum Theil gründlichen Reſultate, welche der Vf. aus ſeinen auf der Reiſe nach Paris gemachten Erfahrungen zog. — Er kommt nun nach Paris, — wo ſich freylich ſeit der Zeit ſeiner Reiſe, wie wir aus ſpätern Berichten ſehen, ſchon vieles wieder geändert hat. Hier einige von *ſeinen* Beobachtungen, deren allgemeine Richtigkeit Rec. dahin geſtellt ſeyn läſst. — Paris war verſchönert und beſonders in den Gegenden der Boulevards mit trefflichen Gebäuden neu beſetzt; einſam war beſonders die Fauxbourg St. Germain, vordem der Wohnſitz vieler Groſsen. — Vieles von Sitten und Einrichtungen ſtand mit den vorigen Zeiten, in auffallendem Contraſt. Agiotage war im vollem Gange, die Brodtheurung allgemein. Man erkannte den Geiſt der alten Pariſer nicht mehr, weder in ihren finſtern, mistrauiſchen, unruhigen, convulſiviſch verzognen (!) Geſichtszügen noch in ihrem übrigen Betragen (?). Die männliche Kleidung war gröſstentheils noch im häſslichen Sansculotten-Geſchmack, die weibliche hingegen hatte an Simplicität und Grazie gewonnen; ſelbſt die braunen Perücken auf den Köpfen der Blonden, und die blonden Perücken auf den Köpfen dem Brunetten und die Nuditäten der Arme — gefielen dem Vf. übel (!). — Es folgt nun ein Gemälde von den Gallerien, Tuillerien, geſetzgebenden Verſammlungen (das Boiſſy d'Anglas ſeine Reden nicht ſelbſt gemacht habe, iſt wohl eine Pariſer Verläumdung). — Friedensrichter, Adminiſtrations-Bureaux unter Robespierre. Einige gute Bemerkungen über den (von den Mächten nicht vermutheten) Einfluſs des Krieges auf den Nationalgeiſt. — Aſſignate. — Über das National-Muſeum der Künſte (zwar weder ganz noch vollſtändig, doch leſenswerth). Schauſpiele — ein reichhaltiger und intereſſanter Abſchnitt. — Geſchichte des 13ten Vendemiaire, deren Augenzeuge der Vf. war. Die Dispoſitionen der Sectionen waren gut angelegt; aber ſie zeigten eben ſo viel Furchtſamkeit, Unbeſtimmtheit und Schwäche in der Ausführung, als der Convent mit Entſchloſſenheit und Klugheit dagegen handelte. — Mit vielem Scharfſinn hat der Vf. am Schluſs ſeines Buchs die Stimmen der verſchiedenen Parteyen über die jetzige Conſtitution geſammelt und mit eben ſo viel Feinheit als anziehender Einkleidung, ein Gemälde der Pariſer Geſellſchaften vor der Revolution entworfen, welches mit vielen der jetzigen Cirkel grell genug abſtechen mag.

* * *

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Chriſtliches Hand- und Hausbuch.* Oder Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; zu Beförderung des Glaubens an Jeſus, und der chriſtlichen Gottſeeligkeit. Von *J. L. Ewald.* 4ter Th. 1798. XXXII u. 437 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 9.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Feſt- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegen von D. *J. W. Rau.* 3ter Bd. 1tes und 2tes St. 1798. jedes 9 Bogen. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 250.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Ueber die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion* zur völligen Beruhigung des Menschen. Eine gekrönte Preisschrift. Von *Wilh. Tob. Lang*, Pfarrer zu Singen in der Markgrafschaft Baden. 1797. 157 S. 8. (10 gr.)

Schon 1793. hatte die Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion in Haag die Preisfrage ausgeschrieben: *Ob aus philosophischen und biblischen Gründen gezeigt werden könne, dafs die Vernunftreligion zur völligen Beruhigung des sittlich verdorbenen Menschen unzulänglich sey?* Aber die bekannten Zeitumstände erlaubten ihr erst am 30ten Oct. 1796. die eingelaufenenen Schriften in einer allgemeinen Versammlung zu beurtheilen; und da erhielt die gegenwärtige den Preis.

Es versteht sich von selbst, dafs die Gesellschaft bey der Aufgabe dieser Frage den Wunsch hatte, nicht nur erwiesen zu sehen, dafs die Vernunftreligion in der angegebenen Hinsicht unzulänglich sey, sondern auch, dafs die christliche Religion gewähre, was jene nicht zu gewähren vermag. Es fällt aber auch in die Augen, dafs diese Aufgabe keine leichte Aufgabe ist. Die Unzulänglichkeit der *Vernunftreligion* soll gezeigt werden. Aber ist man denn auch schon darüber einverstanden, welche nicht geoffenbarte Religionslehre die Religion der Vernunft sey? Oder gewährt jede nicht geoffenbarte Religionslehre dem sittlich verdorbenen Menschen so viel oder so wenig Beruhigung als jede andere? Der Vf. nimmt hier die Kantische Religionslehre für die Vernunftreligion an, welches wir sehr billigen, so wie wir in die Erklarung des Vfs., dafs ihm die blofse Idee der Gottheit nicht genüge, dafs er den Glauben an das objective Daseyn Gottes nicht entbehren könne, einstimmen. Aber da dieser Idealismus doch wirklich aus den Kantischen Principien zu folgen scheint: so wäre es, unsers Bedünkens, nothwendig gewesen, sich über die Beybehaltung der Kantischen Religionslehre, ungeachtet der Verwerfung einer blofsen Identität, zu rechtfertigen, welches durch die Gründe, mit denen der Vf. diese bestreitet, nicht geschehen ist. Eine noch gröfsere Schwierigkeit zeigt sich bey dem stillschweigend verlangten Beweise, dafs die *christliche Religion* das Mangelhafte der Vernunftreligion ausfülle. Man ist ja über die reine christliche Religionslehre, und besonders über die Lehren, in welchen die Ergänzung jenes Mangelhaften liegen mufs, noch weniger einig, als über die Vernunftreligion. Welche Parthey nun auch der Beantworter nehme, so kann er nie hoffen, die übrigen Partheyen zu befriedigen. Er mufs also den Versuch machen, die von den seinigen abweichenden Meynungen zu widerlegen — aber welche Weitläufigkeit erfodert dieser Versuch, wenn er auch diejenigen abweist, die mit der von ihm angenommenen Vernunftreligion in Widerspruch stehen; und was läfst sich am Ende von einem so oft schon gemachten Versuche erwarten? — oder er mufs zeigen können, dafs die Meynungen aller verschiedenen Partheyen — die abgewiesenen abgerechnet — ungeachtet ihrer Verschiedenheit dennoch dem Mangelhaften der Vernunftreligion nur mehr oder minder vollständig abhelfen. Dann erfodern aber die Einwendungen gegen diese Ergänzungen, und vorzüglich die von dem Urheber der von ihm bey der Vergleichung zum Grund gelegten Vernunftreligion, noch eine besondere Untersuchung; und es hat uns nicht wenig befremdet, dafs der Vf. sich dieser ganz enthebt. Ueber diese Puncte müfste wohl der, welcher sich der Beantwortung zu unterziehen gedenkt, vor allem mit sich einig seyn. — Die Beantwortung selbst müfste, wie es scheint, mit einer genauern Bestimmung der aufgegebenen Frage anheben. Die Frage betrifft nämlich die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion zur Beruhigung des *sittlich verdorbenen Menschen*. Es versteht sich von selbst, dafs dabey hinzuzudenken ist: der sich bekehren und bessern will. Aber das könnte zweifelhaft scheinen, ob die Gesellschaft unter dem sittlich verdorbenen Menschen nur eine Classe von Menschen, oder das ganze Menschengeschlecht verstehe; wahrscheinlicher ist in ihrer Frage die Rede vom ganzen Menschengeschlecht, welches der Vf. ohnehin schon, der von ihm angenommenen Vernunftreligion zufolge, für sittlich verdorben erkennen mufs. Allein dabey mufs doch bemerkt werden, dafs bey der Beantwortung dennoch auf zwey Classen der Menschen Rücksicht zu nehmen ist, auf die vergleichungsweise sittlich guten und sittlich verdorbenen, moralischen und unmoralischen Menschen. Eine Eintheilung, welcher die Verschiedenheit der Grundmaximen der Menschen bey ihren Handlungen (so weit diese Grundmaximen an ihnen erkennbar sind) zum Grunde liegt; und welche die Lösung der Aufgabe erleichtert, weil es sich von selbst versteht, dafs die Vernunftreligion zur Beruhigung der unmoralischen Menschen unzulänglich ist, wenn sie nicht einmal zur Beruhigung der moralischen hinreicht; und dafs dage-

dagegen die christliche Religion diese Unzulänglichkeit ergänzt, wenn sie selbst die unmoralischen zu beruhigen vermag. *Beruhigung*, das ist das zweyte in der Aufgabe, das näher zu bestimmen ist. Gewiss ist es die Absicht der Gesellschaft, dass durch die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion die Nothwendigkeit sichtbar werde, sich mit dieser nicht zu begnügen; sondern sich an die christliche Religion zu halten. Diese Absicht macht aber eine Unterscheidung zweyer Arten von Beruhigung nothwendig, die hier in Betrachtung kommen — denn offenbar kommt keine Beruhigung in Betrachtung, die nicht wegen der durch sie zu befördernden Moralität erheblich ist. — Es kann nämlich manche Beruhigung der Moralität der Menschen zwar förderlich, aber doch zu derselben entbehrlich; es kann aber auch eine Beruhigung die nothwendige Bedingung der Möglichkeit der Moralität seyn. Wäre nur das erste erweislich; so wäre doch so viel gewonnen, dass es eben sowohl Pflicht wäre, diese Lehren der christlichen Religion aufzunehmen — wofern man sie nämlich für wahre Lehren erkennen könnte, — als dem Wachsthum in der Sittlichkeit nachzustreben. Könnte aber vollends das letzte erwiesen werden, so würde sich daraus sogar ergeben, dass nur der Christ Moralität haben könne, und die totale Unzulänglichkeit der Vernunftreligion wäre dargethan. Nun wird wohl schwerlich mehr ein Augustin unsrer Tage, für *alle* Menschen diese letzte Art der Beruhigung dem Christenthum ausschliefsend zu vindiciren unternehmen; aber das wäre noch die Frage, ob sie demselben nicht etwa für *manche* zugeeignet werden könnte, die vielleicht kein Vertrauen auf ihre Kräfte sich verschaffen können, oder die erst am Abend ihres Lebens zum Vorsatze der Bekehrung erwachen, oder deren Gewissen von grossem Unheil, das sie nicht mehr gut machen können, belastet ist. Dann wäre doch immer die gänzliche Unzulänglichkeit der Vernunftreligion für diese Menschen, die in der philosophischen Religionslehre meistens kahl genug abgefertigt werden, erwiesen. — Der Vf. hat auch eine Unterscheidung zweyer Arten von Beruhigung nöthig gefunden, aber nicht der angegebenen, sondern der, durch welche einem relativen, und der, durch welche einem absoluten Bedürfniss der Menschen abgeholfen wird. Er nennt nämlich (S. 21.) das Bedürfniss einer richtigen Erkenntniss von Gegenständen, die zwar der Vernunft erkennbar, aber noch nicht in gehöriger Vollkommenheit erkannt sind, und von deren richtiger Erkenntniss doch die Beruhigung des Menschen in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben abhängt, ein relatives Bedürfniss; ein absolutes aber die richtige Erkenntniss von dergleichen Gegenständen, wenn sie ganz aufserhalb der Grenzen des menschlichen Wissens liegen. — In seiner Abhandlung schränkt er sich auf die absoluten Bedürfnisse ein.

Das erste ist ihm (von S. 34. an) eine befriedigende Theodicee über den Ursprung des moralischen Uebels in der Welt. Er führt einen Beweis, dass die Vernunftreligion noch keine solche geliefert habe, auch nicht liefern könne, dass sie aber in der christlichen Religion auf das vollkommenste enthalten sey. Die Rechtfertigung der Gottheit durch die Vernunft wird aus der Nothwendigkeit der Schranken bey Geschöpfen geführt, und durch das Mifsverhältnifs der Vermögen des Menschen, aus welchen ihr moralisches Verderben erklärt wird, widerlegt; und dagegen wird die Geschichte des Sündenfalls aus der Genesis als die allein befriedigende Theodicee aufgestellt. In der Theodicee und ihrer Widerlegung aus der Vernunft wird also der alte Dogmatismus beybehalten, welcher derjenigen Philosophie, von welcher der Vf. seine Vernunftreligion entlehnt, auf die er aber hier keine Rücksicht nimmt, gerade entgegensteht; und bey der Theodicee aus der Schrift wird von den neuern Untersuchungen über die Urgeschichte, und von den Schwierigkeiten, die selbst nach dem Geständnisse der Theologen, welche sie für geoffenbart halten, in der Erzählung vom Sündenfalle liegen, gar keine Notiz genommen; der Willkürlichkeit der Exegese in einigen dabey angeführten Stellen des N. T. nicht zu gedenken. Auch wird es bey der Behandlung dieses Bedürfnisses sichtbar, dass dem Vf. die Bemerkung ganz entgangen ist, dass der Vernunft bey den Bedürfnissen, die hier in Untersuchung gekommen, nur die Gewissheit von dem *dass* ein wahres Bedürfniss sey, nicht aber die Einsicht in das *Wie* zukomme; er hätte sonst bemerken müssen, dass die Vernunft in Absicht auf die Entstehung des Uebels kein *solches* Bedürfniss hat, da sie gewiss genug seyn kann, dass dem Heiligen eine Schuld an demselben unmöglich beygemessen werden könne. — Das zweyte Bedürfniss, von welchem der Vf. mit Recht am ausführlichsten handelt (von S. 51 — 154.), ist die Gewissheit der Seligkeit für tugendhafte Menschen, ungeachtet ihrer unläugbaren Unwürdigkeit. Es wird bewiesen, dass die Vernunft diese Gewissheit nicht geben könne, und dass dagegen die Schrift sie gebe durch den an unserer Statt erlittenen Tod Christi, an welchem wir Theil nehmen, indem wir uns für solche halten, die selbst wegen ihrer Sünde mit dem Tode bestraft worden sind, und indem er in uns die nämliche Veränderung (Abscheu vor der Sünde und Streben nach Heiligkeit) hervorbringt, als wenn wir ihn selbst erduldet hätten (S. 114.). Unbegreiflich ist es, dass der Vf. auch hier sich auf die Kantische Religionslehre ganz und gar nicht einlafst; unbegreiflich, dass er nicht Ein Wort zur Rechtfertigung der Bestrafung eines Schuldlosen für Schuldige nöthig findet. Aber desto begreiflicher wird es dadurch freylich, wie er sich mit seiner, meist sehr kurzen Abfertigung anderer Schwierigkeiten und Einwürfe begnügen konnte. — Das dritte Bedürfniss, eines höhern Beystandes zur moralischen Vervollkommnung, ist wohl dem Vf. nicht so wichtig vorgekommen, als dem Rec., da er auf dasselbe nur drey Seiten verwendet (154—156.), auf welche

chen freylich wenig mehr als gar nichts darüber gesagt werden konnte.

Aus diesem allen ergiebt sich nun wohl, dass des Vfs. Erweis der Unzulänglichkeit der Vernunftreligion sehr unzulänglich sey; und da demohngeachtet seine Schrift den Preis erhalten hat, so läfst sich vermuthen, dafs die übrigen eingegangenen Schriften es noch mehr gewesen seyen. Mit Bedauern machen wir diese Bemerkung, da wir uns von der Preisfrage einen bessern Erfolg versprachen; denn wir sind überzeugt, dafs sich die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion in Ansicht auf manche der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen, zum Vortheil der mit ihr verglichenen christlichen Religion, allerdings befriedigend darthun lasse, wenn gleich diejenigen schwerlich dadurch befriedigt werden können, die an eine gewisse Einseitigkeit gewöhnt sind, welche unsere neueste philosophische Periode nicht sehr rühmlich charakterisirt. Schuldig sind wir übrigens dem Vf. das Zeugnifs, dafs seine Schrift, neben den gerügten Mängeln, auch manches Schätzbare enthält, dafs sie in einer recht guten, meistens reinen Sprache abgefafst ist, und ihn dem Publicum als einen denkenden, belesenen, auch mit der classischen Literatur bekannten Mann zu erkennen giebt.

BERLIN, b. Lange: *Briefe zur Beförderung des katechetischen Studiums.* Zweytes Bändchen. *Nebst einem Anhange von Katechisationen.*

Auch unter dem Titel:

Neue Briefe zur Beförderung des Studiums der Katechetik, von *J. P. Wilmsen*, dritten Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1798. Die Briefe 144 S. Die Katechisationen 167 S. 8. (20 gr.)

Der Inhalt der Briefe dieses zweyten Bändchens ist folgender: I. Empfehlung der Methode durch Geschichte Religionslehren vorzutragen. II. Ueber Katechisationen nach äufsern Veranlassungen. III. Durch vorgehaltene Beyspiele und Entwickelung des Moralischen und Unmoralischen in denselben mufs erst das moralische Gefühl der Kinder geweckt werden, ehe man ihnen etwas von Gott sagen darf. Kenntnifs der menschlichen Natur überhaupt mufs dem Unterrichte von Gott und seinen Eigenschaften vorangehen etc. (Hier scheint Mifsverstand zu seyn. Es ist richtig, was der Vf. S. 10. sagt, dafs in dem menschlichen Herzen die Ehrfurcht gegen Gott in eben dem Maafse zunehme, in welchem seine Erkenntnifs der bewundernswürdigen menschlichen Natur; der Gröfse und des Zusammenhangs der von Gott geschaffenen Dinge zunimmt; der Lehrer müsse daher seinen Unterricht nicht bey dem Schöpfer, sondern bey den Geschöpfen anfangen. Aber indem der Lehrer seinen Schülern Kenntnisse von der Natur des Menschen und von der Natur überhaupt beybringt, kann er wohl schwerlich vermeiden, auch zugleich von Gott, dem Urheber der Natur zu sprechen. Rec. hat daher immer geglaubt, dafs man beides mit einander verbinden könne und müsse.) IV. Es ist überaus nothwendig, dafs der Religionslehrer seine Katechumenen *classificire*. Wie dies geschehen müsse etc. (Es ist hier die Rede von dem, was Prediger beym Unterrichte der Katechumenen thun sollen. Die hier gethanen Vorschläge sind gut und zweckmäfsig. Die Gemächlichkeit mancher Prediger wird mit Recht gerügt.) V. Werden einige Einwürfe gegen die im vorigen Briefe empfohlne Classification gehoben, und an einem Beyspiele gezeigt, wie gefährlich es sey, sie zu unterlassen. — Ueber pädagogische Geduld und Toleranz. VI. Ursachen der Schüchternheit mancher Kinder beym katechetischen Unterrichte. Ueber verkehrte und zweckmäfsige Mittel dagegen. VII. Nöthige Rücksicht auf den Geist der Zeit, und die Bedürfnisse der heutigen Christen. Wie man selbstdenkende Katechumenen behandeln müsse etc. VIII. Interessante Ansichten des historischen Theils der christlichen Religionsschriften. Johannes der Täufer und Jesus. *Bergers* moralische Einleitung in das N. T. wird den Katecheten empfohlen. IX. Die Methode, den ganzen Religionsunterricht an eine Reihe von Bibelsprüchen anzuknüpfen, ist sehr mifslich. — Ueber den vorgeblichen Nutzen auswendig gelernter Bibelsprüche. Er schlägt einen Mittelweg vor, welcher darin besteht, dafs der Lehrer zwar jede Stelle der Bibel, die er zum Beweise oder zur Bestätigung eines Satzes gebraucht, aufschlagen, sie aber nicht von den Kindern herlesen liefse, sondern selbst vorläse, sorgfältig erklärte, und sie dann erst von den Kindern einigemal vorlesen liefse, um sie dadurch ihrem Gedächtnisse einigermafsen einzuprägen. (Aber würde das wiederholte Vorlesen der Kinder in der Lehrstunde selbst nicht zu viele Zeit wegnehmen? Das Auswendiglernen kurzer Kernsprüche, die aber den Kindern vorher nothwendig erklärt werden müssen, hat gewifs einen grofsen Nutzen. So mufs es auch mit den auswendig zu lernenden Liederversen gehalten werden.) X. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Katechetik, und Abweisung einiger übertriebenen Foderungen, die man an sie thut. (Rec. weifs aus mehrern Beobachtungen, dafs auch hier das Sprichwort eintrifft: *non ex quovis ligno fit Mercurius.* Wenn aber mit der Anweisung zum Katechisiren beständige Anwendung der gegebenen Regeln, anhaltender Fleifs und Uebung verbunden wird; so werden es doch auch die langsamsten Köpfe nach und nach so weit bringen, dafs sie, wo nicht gut, doch wenigstens erträglich katechisiren. Regeln allein, ohne Anwendung und Uebung, helfen wenig.) Sonst werden in diesem Briefe noch allerhand gute Bemerkungen gemacht, welche beherziget zu werden verdienen.

Es folgen acht Katechisationen, welche nach des Vfs. Versicherung (in der Vorrede) alle wirklich gehalten worden sind, und ein Versuch seyn sollen, die Idee zur Ausführung zu bringen, die er in dem

erſten Bändchen dieſer Briefe S. 133 und 134. geäuſsert hat, nämlich bisweilen Gelegenheits-Katechiſationen zu halten, oder mit andern Worten: bey dem moraliſchen Unterrichte jedesmal von einer äuſsern Veranlaſſung auszugehen. Die Idee iſt zwar nicht neu, aber gut. Nur muſs Rec. aufrichtig bekennen, daſs er mit den hier gegebenen Proben nicht ganz zufrieden iſt. So wird z. B. in der zweyten Katechiſation; (*Fehler, Vergehungen, Laſter*) S. 36. gefragt: „Wenn wird die Sünde zum Laſter? Antw. Wenn wir durch die Verletzung unſerer Pflichten uns ſelbſt ſchaden. Wenn zum Verbrechen? Wenn wir auch Andern dadurch ſchaden.“ S. 37 f. „Iſt denn jede Handlung, die gegen den göttlichen Willen geſchieht, eine Sünde? oder giebt es da noch einen Unterſchied? Nein, es giebt noch einen Unterſchied. Wenn iſt ſie ein *Vergehen*? Wenn der Fehlende beſonders verpflichtet iſt, bedächtig zu handeln.“ Dergleichen unrichtige Antworten kommen mehrere vor. — Manche Fragen ſind nicht genau beſtimmt; z. B. S. 40. „Kann ein Kind auch ſchon ſündigen? Nein, es kann noch nicht ſündigen.“ Und doch wird in dieſer Katechiſation viel von Sünden geſprochen, die von Kindern begangen werden. Die Frage hätte heiſsen ſollen: Kann ein neugebornes Kind, oder ein Kind, welches noch gar keine Erkenntniſs ſeiner Pflichten hat, auch ſchon ſündigen? S. 45. „Welcher Fehler verleitet wohl vorzüglich Kinder oft zu Uebereilungen? Die Empfindlichkeit.“ Hier hätte die Antwort vorbereitet werden ſollen. Dergleichen Beyſpiele könnten noch mehrere angeführt werden, wenn nicht dieſe Recenſion ſchon etwas zu lang geworden wäre. Indeſſen gehören dieſe Katechiſationen im Ganzen genommen, nicht unter die ſchlechten.

TECHNOLOGIE.

HALLE, in der Rengerſchen Buchhandlung: Tabellen zum *Nivelliren mit der Hängewaage*, nach zwölftheil. Fuſsmaaſse zum gemeinnützigen Gebrauch eingerichtet, nebſt einem kurzen Vorbericht von dem Gebrauche und Nutzen dieſes Inſtruments, verfertigt und herausgegeben von *J. C. Huth*, Königl. Pr. Landbaumeiſter. Mit 2 Kupfertaf. 1798. XVI. u. 135 S. 8.

Sie ſind nichts anders als Seigerteufentafeln für Markſcheider, und nicht für das Lachtermaaſs, ſondern, wie auch gleich der Titel angiebt, für das Werkmaaſs eingerichtet. Sie gehen von 5 zu 5 Minuten von 0 Grad bis 30 Grad Neigungswinkel und 10 Fuſs Diſtanz bis 36 Fuſs fort. Die Seigerteufen werden in Fuſs, Zolle, Linien und Primen ausgedrückt. Die Vorrede beſchreibt die Einrichtung und den Gebrauch des Gradbogens deutlich; auch die Tabellen. — Statt der Pfahle kann man ſichere ſogenannte Böcke von Holz gebrauchen, welche vorne zwey Beine haben. (M. ſ. die zweyte Auflage von *Beyer's* Markſcheidekunſt.) Rec. hat auf dieſe Art mehreremale nivellirt. Verfahrt man dabey ſehr vorſichtig und kennt die Genauheit ſeines Inſtrumentes; ſo kann man mit der Hängwaage ſchon lange Strecken mit hinreichender Genauigkeit nivelliren. Das Unbequeme dabey iſt, daſs es ſehr windſtille ſeyn muſs. Ja die Hängewaage iſt nöthig, wenn man während dem Nivelliren zugleich die Grubentour mit ausſtecken muſs. Sonſt behalten wohl immer die bekannten guten Nivellirinſtrumente von Siſſon, Brander, Liesgenig u. m. ihren entſchiedenen Vorzug, zumal wenn es auf die genaue Findung des Gefalles ſehr langer Kanale ankommt; wiewohl Rec. auch mehrere Meilen lange Maſchinenkanäle kennt, die blos mit der Hängewaage ſind abgewogen und ausgeſteckt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Berlin*, b. Oehmigke d. ält.: *Der glückliche, geſchwind und wohlfeil heilende deutſche Pferdearzt*, ein ſehr nützliches Hülfsbüchlein für jeden Liebhaber eines ſchönen und geſunden Pferdes. Zum allgemeinen Beſten herausgegeben von einem ſeit dreyſsig Jahren praktiſirenden, erfahrnen Roſsarzte und mit einem Anhange von mehreren probaten Mitteln gegen die Zufälle des Rindviehes verſehen 1797. 72 S. 8. (6 gr.) Dies ſaubere Product hat zwey Hauptſtücke und einen Anhang. Das erſte Hauptſtück ſoll die Kennzeichen des Alters der Pferde lehren, ihre Mangel und Untugenden und was für Verſuche beym Pferdekauf, ſowohl im Stall als bey dem Vorreiten u. ſ. w. anzuſtellen ſind. Das zweyte Hauptſtück ſoll die Heilung der innerlichen und äuſserlichen Krankheiten der Pferde und der Anhang eben dergleichen vom Rindvieh lehren. — Sowohl im Titel als auch noch zweymal in der Vorrede verſichert der Vf., daſs dreyſsigjährige Erfahrungen für ſeine Curarten und Heilmittel bürgten. Man ſetze aber ja kein Vertrauen in dieſe Bürgſchaft, denn Alles was er vorträgt, iſt entweder bekannt und überdies ſtümperhaft zuſammengetragen, oder gar ſo hirnlos, daſs es den Druck auf keine Weiſe verdiente.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. April 1799.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Louis: *Memoires de Paul Jones;* par le Citoyen *André*. 1798. 244 S. 12. (16 gr.)

Der Herausgeber versichert, diese Lebensbeschreibung eines vor einiger Zeit berühmten Seehelden und Freybeuters, unter den Augen desselben aus seinem eigenen Aufsatz übersetzt zu haben. Von dem letzten sollen nur fünf Exemplare gedruckt seyn, und der Uebersetzer möchte uns gern überreden, dass sein Original aus dem vor etlichen Jahren berühmten eisernen Schranke im königlichen Palais herstamme. Dieser Aufsatz muss aber bey Zerstreuung der in jenem Schranke verborgenen Papiere sehr gelitten haben. Denn so wie er hier abgedruckt vor uns liegt, ist es ein blosses Fragment, darin *Paul Jones* nur seine Thaten und Verrichtungen während des amerikanischen Krieges sehr grossprecherisch erzählt, oder ein anderer in seinen Namen und seiner Manier dem Publicum vorlegt. Was P. Jones vor 1775 war, als er nach Amerika kam, seine spätern Verrichtungen auf der russischen Flotte, und was zuletzt aus ihm wurde, davon erfahrt der geneigte Leser gar nichts, und nur beylaufig sagt Hr. *A.* in der Vorrede, dass sein Held in Paris im 56ten Jahre Todes *verblichen* sey. In welcher Strafse dies geschah, wird freylich angezeigt; aber nicht in welchem Jahre. Desto ausführlicher werden alle englische Prisen aufgezählt, welche P. Jones 1776 und in den folgenden Jahren oft mit geringen Kräften gegen überlegene aufbrachte, und die Plane, welche von ihm entworfen wurden, dem englischen Handel den empfindlichsten Stofs zu geben. So überreichte er gleich zu Anfange des Kriegs dem Congress einen Plan, die Insel St. Helena zu überrumpeln, um die ostindischen Retourflotten aufzufangen. Wurden seine Plane verworfen, so versichert er, sie wären von Neidern, unentschlossenen Vorgesetzten, oder eingeschränkten Köpfen hintertrieben. Widerspruch konnte er nie leiden, und überall verlangte er Unterstützung seiner Plane, die ihm, aber nicht andern, so ausführbar dünkten. Ueberall sind diese Memoiren mit lauten Klagen und Beschwerden angefüllt, wenn ihn nach seiner Meynung bald das französische oder amerikanische Ministerium, bald seine eigenen Officiere und Matrosen, bald die Befehlshaber in den verschiedenen Häfen, wo er seine Flotte ausbessern liefs, selbst Doctor Franklin, mitten auf seiner siegreichen Laufbahn im Stiche liefsen. War er glücklich, so schreibt er dieses seinen kühnen Entwürfen und seiner Tapferkeit zu; und wurden seine Plane nicht ausgeführt, so mislangen sie durch die Schuld anderer. Dass die Maafsregeln der Engländer immer mit den grellsten Farben geschildert, oder als grausam und menschenfeindlich verschrieen werden, gehört nun einmal zum neuen französischen Stil, und gewifs zu den patriotischen Einschiebseln des Herausgebers. Hat wohl je Grosbrittannien amerikanische Kriegsgefangene nach Afrika verkauft? Wer hätte sie dort einhandeln sollen? Die Negerfürsten verkaufen den Sklavenhändlern ja ihre eigenen Unterthanen. Der im Schlosse des Lord Selkirk 1773 begangene Raub, wobey dieser sein Silbergeschirr einbüfste, wird damit entschuldigt, dass Jones eigentlich nur einen vornehmen Britten in seine Gewalt zu bringen wünschte, um durch dessen Behandlung England zu zwingen, die amerikanischen Gefangenen besser zu halten, und dass ihn seine eigenen Leute zu dieser Handlung zwangen. Nach S. 47. ward von ihm das Silbergeschirr an Lord Selkirk über Calais wieder zurückgesandt. Wäre P. Jones, wie hier gezeigt wird, vom französischen Hofe, wie schon der Krieg mit England ausgebrochen war, besser unterstützt worden; so hätte er wirklich den Bewohnern der brittischen Küste manche Gefahr bereiten können. Sein Plan ging dahin, Liverpool und Edinburg zu allarmiren, und von diesen reichen Städten Contributionen einzutreiben. Doch dazu, scheint es, mufs seine Mannschaft nicht stark genug gewesen seyn. Sie konnte zu leicht von der bey Erscheinung eines Feindes herzueilenden Menge abgeschnitten werden.

Wir können hier alle Gefechte mit den feindlichen Schiffen, die im Ganzen auf den Lauf des Krieges geringen Einfluss hatten, die Ehrenbezeugungen, die der Vf. in Paris erhielt, oder die seiner Bravour nicht angemessene Aufnahme, die er vorzüglich in den französischen Häfen erfahren mufste, nicht wiederholen. Die Anträge, in französische Seedienste zu treten, wurden von ihm nicht angenommen; er segelte daher 1781 nach Amerika zurück, um mit einer Flotte des Congresses die Engländer zu beunruhigen. Allein diese Flotte war durch die bekannte Niederlage bey Penobscot auf zwey Fregatten reducirt, das Kriegsschiff Amerika von 74, das beynahe fertig in dem Hafen Portsmouth (Neuhampshire) liegen sollte, war kaum halb erbauet, und es fehlte an Geld, Holz und Eisen, dasselbe gehörig in Stand zu setzen; auch wurde dem Vf. eine ganze Reihe Seeofficiere im Range vorgezogen. Die Hoffnung, Admiral der Freystaaten zu werden, schlug

alſo fehl. Das vorhergenannte Kriegsſchiff ward zwar durch ſeine Thätigkeit zum Auslaufen fertig, aber den Franzoſen überlaſſen, die bey Boſton ein Schiff von gleicher Gröſse verloren hatten. Ihm ward daher vom Congreſs befohlen, ſich auf die franzöſiſche Flotte zu begeben, die damals unter d'Eſtaing, Vaudreuil, und Solano Jamaika angreifen ſollten, welches aber durch die Nachricht des geſchloſſenen Friedens verhindert ward. Er ging hierauf nach einem kurzen Aufenthalt in Philadelphia wieder nach Frankreich zurück, um das für ſeine hinterlaſſenen Priſen ihm rückſtändige Geld einzucaſſiren, erhielt aber für 1,728.000 Livres, welche ſie nach ſeiner Rechnung werth waren, nur 156073 L. Ob dieſe Summe blos zu ſeinem Antheil gehörte, oder ob er ſie mit ſeiner Equipage theilen muſste, darüber erfährt man nichts; aber deſto mehr von ſeinem goldenen Degen, den er früher von Ludwig XVI erhielt. Zuletzt ward der Vf. für ſeinen achtjährigen Eifer für die amerikaniſche Independenz 1787 mit einer goldenen Medaille belohnt, die auſser ihm nur fünf berühmten Befehlshabern, Washington, Gates, Green etc. zu Theil wurde, und damit wahrſcheinlich ſeiner Dienſte entlaſſen, indem mit dieſer Anzeige der ganze Bericht aufhört.

Dieſem ſind noch zwanzig *Pieces juſtificatives* angehängt. Sie beſtehen aus Belohnungs- und Empfehlungsſchreiben von Franklin, Washington, Sartine und andern franzöſiſchen Miniſtern und Befehlshabern, auch mehrern Beſchlüſſen des Congreſſes den Vf. dieſer Memoiren betreffend.

Leipzig, b. Barth: *Gemälde aus der preuſsiſchen Geſchichte.* Ein Beytrag zur Beförderung der Treue gegen König und Vaterland. 1799. XIV u. 241 S. 8.

Durch die hier aus der ältern und neuern preuſsiſchen Geſchichte ausgehobenen Scenen von Liebe, Treue, Dankbarkeit und Patriotismus der Unterthanen, und von gegenſeitiger Liebe der Fürſten zu ihren Unterthanen, ingleichen von Heldengröſse, Sparſamkeit, Wohlthätigkeit, Menſchlichkeit und Selbſtverleugnung der preuſsiſchen Regenten und durch eine angehängte kurze Darſtellung der Regierungsgeſchichte der Kurfürſten Friedrich des II und Albrechts I will der Vf., der laut der Vorrede S. XI. kein Preuſse iſt, bey den Leſern die Ueberzeugung von der glücklichen Verfaſſung Preuſsens bewirken und dadurch Liebe und Treue in den Herzen der preuſsiſchen Unterthanen gegen ihren König beleben. Zu dieſem Zwecke kann allerdings gegenwärtige Schrift empfohlen werden. Bey manchen intereſſanten Scenen ſcheint uns nur der Vf. zu geſchwind abzubrechen. Auch wünſchten wir Aeuſserungen wie S. 136.: Ihre Gebete (um Sieg) wurden erhört, ganz weg. Der Vf. hat zwar die Quellen, aus welchen er ſchöpfte, nicht angegeben. Aber er ſcheint dabey das *biographiſche Lexicon aller Helden und Militärperſonen in preuſsiſchen Dienſten, Voltaire's Denkwürdigkeiten* [illegible] *Pauli preuſsiſche Geſchichte* vorzüglich genutzt haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, auf Koſten des Herausgebers: *Samml[ung] erbaulicher Gedichte* für alle die, welchen es Ernſt iſt, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebenen und Mitmenſchen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Geſetze des Starkern oder Liſtigern zu untergraben, ſondern nach dem ewigfeſten und ewigheiligen Geſetze der Menſchenwürde, der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe väterlich und brüderlich zu fördern und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menſchenwohl, ſo wohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinſchaftlich zu begründen und zu erhalten. Mit [illegible] ein Zuchtſpiegel, für die politiſchen Vampyre, wie auch ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle die, welche von ihnen widerrechtlich gequält werden. Geſammelt und herausgegeben von dem *Verfaſſer der Briefe eines Augenzeugen von den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig.* 1794. Erſter u. zweyter Theil. CII. und 464 S. in fortlaufender Seitenzahl. 8. (2 Rthlr.)

Wen der Titel dieſes Buchs, der ſelber faſt ein kleines Buch iſt, etwa noch nicht gehörig über ſein Zweck verſtändigt hatte, für den hat der Herausgeber in einer mehr als 90 Seiten vom engſten Druck langen Vorrede geſorgt. Seine Methode und Schreibart iſt in der That nicht die beſte: eine erſtaunliche Beleſenheit in Schriften aller Art führt ihm bald dieſes bald jenes als Beſtätigung ſeiner Sätze, oder zur Widerlegung zu, und ſo verliert er alle Augenblicke den Faden in mancherley Abſchweifungen. Indeſſen, ſein Eifer für die Sache der Menſchheit iſt groſs; es ſcheint, daſs eben dieſer ihn verhindert, ruhig vorzutragen und zu entwickeln: und Mängel die aus einer ſolchen Quelle entſpringen, verdienen ſchon Entſchuldigung. Dann wirft es auf die Sammlung ein vortheilhaftes Licht, daſs ſie während des Feldzugs, dem der Vf. beywohnte, entſtand: unter den Scenen eines ſolchen Krieges war es ihm Erholung, freymüthige Aeuſserungen deutſcher Dichter aus friedlicheren Zeiten ſich aufzuzeichnen.

Auf eine Ergötzung des Geſchmacks iſt es bey dieſer politiſch poetiſchen Chreſtomathie eigentlich nicht abgeſehen, und da der Inhalt über die Aufnahme der Gedichte entſchied; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daſs ſie von ſehr verſchiedenem Werthe ſind. Indeſſen hätten doch ſolche Unverſe wie die aus *Weidmanns Satyren*, aus *Rinioch's vermiſchten Schriften* u. ſ. w. nicht aufgenommen werden ſollen. Dagegen fehlt manches vortreffliche, und wenn der Herausgeber im Felde natürlich viele Bücher nicht haben konnte; ſo hätte dies doch leicht nachher ergänzt werden können. Aus Uz's Gedichten, aus

Klop

Digitized by Google

opstock's älteren Oden (die neuern politischen rften nach dem Plane der Sammlung ausgeschlos- werden) gehörte offenbar einiges hieher.

Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Lieder d Oden, satyrische und lehrende Gedichte wech- n mit einander ab; sind aber in *sechs Aufstellun- s des Zuchtspiegels*: über Fürsten und Fürstenwe- n, über Hofleute und Hofwesen, über Adeliche d Adelswesen, über Kirchenlehrer und Kirchen- esen, über Eroberungskrieger und deren Kriegs- esen, über Advocaten und Aerzteweſen, rubricirt. iese Zusammenstellung thut ihnen als Gedichten ir nicht gut: sie wiederholen einander, man be- erkt Armuth an Gedanken und Erfindung, und as einzeln der Aufmerksamkeit werth scheinen ochte, wird unter der Menge trivial. Dagegen ifst sich daraus manche Belehrung nehmen, die eherzigung verdient. Die Strenge mancher Censur- erordnungen erscheint hier als völlig zwecklos: an sieht, dafs sie um consequent zu seyn, nicht los neue Schriften, sondern auch solche, die seit ngen Jahren im Umlaufe gewesen sind, ohne dafs emand Arges daraus hatte, verbieten müfste. Der lteste Dichtername, der hier vorkommt, ist *Logau*: er Sammler hatte aber aus viel frühern Zeiten die reymüthigkeit unserer Dichter bewahren können. Die kerkste Rugung der öffentlichen Misbräuche war Vorbotin und Begleiterin der Reformation, ja in den Minnesingern findet man Stellen über die Geistlich- eit und das Pabstthum, auch wohl über die Für- ten, die man dem dreyzehnten Jahrhundert nicht utraut. Auf der andern Seite können die hier ge- ammelten Aeufserungen für die Allgemeinheit freyer einungen und die Anerkennung der Denkfreyheit n frühern Zeiten nicht ganz das beweisen, was ach der ersten Ansicht in ihnen zu liegen scheint. Die Poesie, besonders manche Gattungen derselben, dürfen grofse Ideen in Contraste mit der Wirklich- eit: da haben denn manche Dichter blofs als Mit- precher die politischen ergriffen. Wie mancher Epi- rammatist sein Müthchen an einem unbekannten Herrn von Stax oder Gansewitz kühlt, der doch ge- en vornehme Personen, welche mit Recht diese amen führen könnten, sich sehr ehrerbietig be- rägt, so giebt es auch Freyheitssänger, die in gutem rieden Lieder, bey Kriegen gegen etwanige Tyran- en zu singen, im Vorrath gedichtet haben; sobald ber Ernst aus der Sache wurde, einen ganz andern on anstimmten. Man hat gerade jetzt merkwürdi- e Beyspiele hievon erlebt. *Asmus* steht hier wirk- ich in seiner doppelten Gestalt: seine Fabel wider ie Pressfreyheit ist nebst Vossens Gegenfabel im An- ange nachgeholt, und jedermann weifs, wie sehr r sich seitdem noch als Urian verlustert hat. Es st Schade, dafs der Herausgeber einige frühere Ge- ichte von *Fr. L. Gr. zu Stollberg* übersehen hat, die offenbar in seinen Plan gehörten: welch ein univer- eller Ruhm, zugleich in einer Sammlung wie vor- iegende und unter den Heiligen der Eudämonia aufgeführt zu werden! Nur Männer von so festen Grundsätzen wie der wackere *Pfeffel*, von dem na- türlich eine Menge Gedichte eingerückt sind, blei- ben sich unter jedem Sturm der Begebenheiten ge- treu, und ihre Wahrheit ist nicht die des Tages. — Dann ist wohl zu merken, dafs alle Parteyen geno- thigt sind, sich schöner Worte zu bedienen, dafs ein politischer Eiferer schon nahe an der Verrücktheit seyn mufs, um unverholen gegen Philosophie und Denkfreyheit zu wüthen. Eben der *Jacob Balde* zum Beyspiel, von dem hier aus Herders Terpsichore die vortrefflichsten Lehren für Regenten und Staaten aufgenommen sind, jubelte doch über Gustav Adolphs Tod und wünschte dem dreyfsigjährigen Kriege eine Wendung, welche die religiöse und politische Frey- heit Deutschlands unwiderbringlich vernichtet hätte. — Endlich hat man immer nichts dagegen gehabt, wenn die Dichter (mit der gehörigen Ausnahme für den Landesfürsten) ins blaue hinein auf die Könige schimpften: man rechnete ihre politischen Ideale mit zum goldenen Zeitalter und andern dergleichen my- thologischen Schimären. Jetzt haben grofse Ereig- nisse gezeigt, dafs es allerdings eine Brücke von den Ideen hinüber in die Wirklichkeit gebe, und man findet nun auch den blofs poetischen Freyheitsschwin- del gar nicht mehr spafshaft.

Um unsere Betrachtungen über die Tendenz der vorliegenden Sammlung in ein Resultat zusammen zu fassen, so scheint das Interesse der Dichter selbst zu fodern, dafs sie dagegen protestiren, wenn man sie in Angelegenheiten des Lebens als Autorität an- führen will. Die Poesie wäre in der That eine be- denkliche Sache, wenn man mit ihren Aussprüchen etwas *beweisen* könnte. Alle schöne Kunst überhaupt, in welcher der Mensch einen unbedingten Zweck seiner Natur erfüllt, ist eben darum zu jedem be- stimmten Geschäfte untauglich; und der Dichter, der sich zum Volkslehrer aufwirft, opfert unvermeid- lich seine Autonomie als Künstler auf.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Beyträge zur Belehrung und Unterhaltung nach den Bedürfnis- sen der Zeit.* 1. Band. 1. Heft. 1797. 78 S. 8.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Beyträge ist, laut der Vorrede, der Gedanke, dafs, der Menge periodischer Schriften ungeachtet, doch eine Schrift nicht unnöthig und überflüfsig seyn dürfe, welche gereinigte, sittliche, religiöse Kenntnisse und Grund- sätze allgemeiner zu machen, und zugleich der Un- sittlichkeit und Irreligiosität entgegen zu arbeiten be- zwecke, wozu aber dieses Heft wohl schwerlich viel beytragen kann, da es nichts enthält als einen kri- tischen Commentar über Hn. Rector *Seidenstücker* in Lippstadt und dessen Schrift: Ueber Schulinspection, oder Beweis, wie nachtheilig es in unsern Zeiten sey, die Schulinspection den Predigern zu überlas- sen; und wie vortheilhaft es dagegen seyn würde, die Prediger der Inspection der Schullehrer zu un- terwerfen.

Digitized by Google

Hr. Seidenstücker scheint allerdings (auch nur aus den in diesem Commentare mitgetheilten Stellen zu urtheilen) mit demjenigen Ernste und mit der Gründlichkeit, welche der Gegenstand wohl verdiente, sondern zu muthwillig und zu unbestimmt sich ausgedrückt, und zu viel fremdartiges und dahin nicht gehöriges beygemischt zu haben, welches ihm hier theils mit wirklichem, theils mit gezwungenem Witze vorgeworfen und verwiesen wird. Wie dies aber zur Erlangung des oben angegebenen Zweckes dieser Schrift beytragen könne, gesteht Rec. nicht einzusehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Jenae Paul. Joh. Anselm Feuerbach* Diss. inaug. jurid. *de causis mitigandi ex capite impeditae libertatis.* 1798. 30 S. 4. — Der Vf. liefert hier abermals eine schöne Probe des philosophischen Scharfsinns, von welchem wir schon manche Aufklarungen und Berichtigungen des positiven Rechts erhalten haben und künftig noch hoffen dürfen. Der Ideengang dieser trefflichen Abhandlung ist kürzlich folgender: der Begriff von Milderungsgründen lässt sich auf willkürliche Strafe nicht anwenden, denn die Bestimmung derselben ist schon an sich dem Ermessen des Richters überlassen, welcher dabey auf die Analogie einzelner Gesetze oder der ganzen Gesetzgebung Rücksicht nehmen muss, um hiernach die wegen allzugrosser Mannichfaltigkeit möglicher Grade und Formen eines Verbrechens im Allgemeinen unbestimmbare Strafe der besondern Beschaffenheit des individuellen Falls anzupassen. Eben deswegen nun, weil es hier unmittelbar auf den individuellen Fall ankommt, muss der Richter zuförderst den moralischen Charakter des Verbrechers und die äussern Umstände, welche auf die Handlung Einfluss hatten, z. B. Verführung, Affecten, Erziehung u. s. w. genau erwägen, und nach diesen Momenten unter Anleitung jener gesetzlichen Analogie eine scharfere oder gelindere Strafe festsetzen. Ganz anders verhält es sich mit einer gesetzlich bestimmten Strafe; von dieser darf sich der Richter keine Abweichung aus dem Grunde erlauben, weil er dieselbe dem Grade der Moralität *in concreto* nicht angemessen findet; es müsste denn seyn, dass das Gesetz zum Daseyn eines Verbrechens nicht nur gewisse Prädicate der äussern Handlung, sondern auch einen bestimmten Grad von dolus erfoderte. Die entgegengesetzte Meynung gründet sich auf diejenige Theorie, welche das Strafrecht mit dem Präventionsrechte verwechselt. Man schliesst nämlich so: der Richter muss die Gesetze nicht nach dem Buchstaben, sondern nach der Absicht derselben erklären. Nun ist aber der Zweck der Strafgesetze kein anderer, als entweder den Verbrecher unschädlich zu machen oder ihn durch Abschreckung zu bessern. Ist nun ein Verbrechen nicht mit voller Freyheit des Entschlusses begangen worden; so ist auch die Gefahr künftiger Rechtsverletzungen geringer, mithin fällt die Absicht des Strafgesetzes zum Theil hinweg, und die gesetzliche Strafe, deren Zweck durch ein geringeres Uebel erreicht werden kann, muss mit diesem vertauscht werden. Allein bey jener Straftheorie ist gar keine gesetzlich bestimmte Strafe möglich, ja, es wird dadurch der Begriff von Strafe überhaupt vernichtet; und der Blick des Richters, der nur auf das Vergangene gehen kann und soll, auf die Zukunft gerichtet. Ueberdies ist selbst das Präventionsrecht ohne Grund, wenn die künftige Rechtsverletzung nur wahrscheinlich und noch zweifelhaft ist. Die Strafe bezieht sich nicht unmittelbar auf den gegenwärtigen Verbrecher; ihr Zweck geht nicht auf das Individuum, welches der Urheber einer Handlung ist, und besteht weder in Sicherstellung des gemeinen Wesens vor demjenigen, welcher Rechte verletzt, noch in Vergeltung einer bösen Handlung mit einem gleichen Uebel, sondern liegt lediglich im Strafgesetz selbst, in dessen Drohung, wenn sie gegen Alle wirksam seyn soll, in vorkommenden Fällen an den Einzelnen zur Ertheilung gebracht werden muss. Es kommt also hier nicht auf die besondere Beschaffenheit der individuellen That und die Umstände, unter welchen dieselbe mehr oder minder gefährlich ist, sondern der Grund des Gesetzes kann ein, obgleich das Verbrechen *in concreto* weniger gefährlich erscheint, wenn es nur solche jenigen Merkmale an sich trägt, wornach vom Gesetzgeber der Grad der Gefahr *in abstracto*, und diesem zufolge die Art der Strafe zum voraus bestimmt worden ist. — Dies ist im Wesentlichen nach, die Theorie des Vfs., welche er auch durch Interpretation der positiven Gesetze, welche sie zum Gegenstand berühren, zu unterstützen sucht. Recht gut mit den Ideen des Vfs. über den Begriff der Strafe und den in Rücksicht auf Androhung und Vollziehung verschiedenen Zweck derselben vollkommen überein; gleichwohl ist er von der Gültigkeit der Folgerung, die aus diesen Prämissen gezogen wird, nicht überzeugt. Daraus nämlich, dass der Zweck der Strafe bey ihrer Vollziehung nicht in der Sicherstellung des gemeinen Wesens gegen den einzelnen Verbrecher, sondern in der Aufrechthaltung des Ansehns eines übertretenen Strafgesetzes besteht, folgt keineswegs, dass bey der Anwendung des letztern keine Rücksicht auf den Gemüthszustand des Verbrechers genommen werden darf, sobald man voraussetzt, dass das Gesetz den ungehinderten Gebrauch der freyen Willkür nach dem gewöhnlichen Zustand eines erwachsenen Menschen zum Grunde lege. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind die sogenannten Milderungsgründe wegen verminderter Freyheit des Entschlusses nichts anders als Bestimmungen des Verhältnisses, worin der Fall *in abstracto*, den das Strafgesetz zum Gegenstand hat, in Rücksicht auf die subjective Beschaffenheit der Handlung zu dem Fall *in concreto* steht, so, dass das Gesetz nur in der Proportion, wie dieser mit jenem zusammentrifft, zur Anwendung kommt. Um daher seine Meynung auf eine befriedigende Weise zu begründen, hatte der Vf. den Ungrund jener Voraussetzung darthun müssen, und dies um so mehr, da sich dieselbe aus dem von ihm selbst angenommenen Zweck der Strafe zu ergeben scheint. Vielleicht erörtert der Vf. diese Zweifel in der von ihm versprochenen *Revision der Grundbegriffe des peinlichen Rechts* ausführlicher.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. April 1799.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Rein: *Ueber den Raupenfraſs und Windbruch in den Königl. Preuſs. Forſten von dem Jahre 1791 bis 1794.* Von *C. W. Hennert*, Königl. Preuſs. Geheimen-Forſtrath. Zweyte vermehrte Auflage. Mit acht Kupfertafeln. 1798. 197 S. 4. Nachtrag zur zweyten Auflage 24 S. (4 Rthlr.)

Seit zwey Jahren ſind mehrere Schriften über den Raupenfraſs erſchienen, die aber faſt alle die berüchtigte *Nonne* (*Phal. Bomb. Monacha*), welche nun ausgeräthet zu haben ſcheint, betreffen, und die alle, ſo verſchieden auch ihr Werth iſt, doch das Gute bewirkt haben, daſs man allgemein auf einen Gegenſtand aufmerkſam gemacht worden iſt, der ſonſt beym Forſtweſen ſo ſehr vernachläſſigt wurde, und der gewiſs einer von den Haupturſachen iſt, warum wir über die ſchädlichen Forſtinſecten ſo ſehr zu klagen nöthig haben. Gegenwärtige Schrift eines unſerer beſten Forſtſchriftſteller handelt nicht ſo wohl von der Nonnenraupe, als vielmehr und hauptſachlich von der Raupe des *Kiefernſpinners* (*Phal. Bomb. pini*) und ihren Verheerungen im Brandenburgiſchen; ſie macht aber nicht bloſs darauf aufmerkſam, ſondern giebt auch die bewährteſten und ausführbarſten Mittel zu ihrer Vertilgung, und wie der daraus entſtandene Schade noch am erträglichſten werden könne, an die Hand. Da ſie bloſs Reſultate von einer Menge Beobachtungen, Erfahrungen und Verſuche enthält, und von einem praktiſchen Forſtmann, dem wir ſchon ſo viele beſſere Einſichten im Forſtfache zu verdanken haben, abgefaſst iſt, ſo iſt ſchon im voraus zu vermuthen, daſs ihr Inhalt lehrreich und anwendbar ſeyn müſſe. Und ſo iſt es denn auch in der That, wie aus dem weitern Inhalte, den wir hier kürzlich anzeigen wollen, ſichtbar iſt, und woraus ſich ergeben wird, daſs ſie, auſser dem noch bemerkten Schaden, den der Windbruch verurſacht, eine kurze Ueberſicht aller der Weldverderber verſchafft, die ſich in Nadelhölzern aufhalten.

Der erſte Abſchnitt enthält Bemerkungen über die Kienraupe und über den Schaden, den ſie in den Königl. Preuſsiſchen, beſonders Kurmärkiſchen Forſten verurſacht hat. In der *Einleitung* wird in chronologiſcher Ordnung gezeigt, *wie lange* man in Brandenburgiſchen (von 1502 an) und *wenn* man die Raupe des Kiefernſpinners bemerkt und was für Mittel man zu ihrer Vertilgung angewandt habe. Die Perioden, nach welchen die Forſten mit einer ſo großen Menge Raupen überfallen wurden, waren in ältern Zeiten ungleich länger als in neuern; gröſstentheils aber wird man finden, daſs ihr Fraſs zwey bis drey Jahre gedauert hat. In der Kurmark haben ſie ſich in neuern Zeiten zu zweymalen in einer Zwiſchenzeit von fünf Jahren, nämlich 1777—82. und zuletzt von 1785—91. eingefunden. Das *erſte Kapitel* giebt eine kurze aber hinlängliche naturhiſtoriſche Anleitung von den Raupen und Schmetterlingen überhaupt, in ſo fern ſolche Kenntniſſe den Forſtbedienten zu wiſſen nöthig ſind. Wenn hier S. 19. behauptet wird, daſs aus dem Schwärmen der Schmetterlinge im July und Anfang des Auguſts zu ſchlieſsen ſey, daſs die Raupen noch daſſelbe Jahr aus den Eyern ausſchlüpfen müſsten, ſo iſt dies gegen die Erfahrung, die man an mehrern Schmetterlingsarten zu machen Gelegenheit hat, und auch, wie der Vf. ſelbſt im Nachtrag S. 195. angiebt, gegen die Naturgeſchichte der *Nonne*, deren Eyer wohl alle erſt im künftigen Frühjahr auskriechen, ungeachtet ſie in Julius und Auguſt gelegt ſind. Das *zweyte Kapitel* enthält die Naturgeſchichte und Oekonomie der Raupen und einiger Käferarten, welche man auf dem Nadelholze beſonders an und auf den Kiefern findet. Sie ſind: 1) *Phalaena Bomb. pini.* 2) *Phalaena Noct. piniperda.* 3) *Phalaena Bomb. Monacha.* 4) *Phalaena Noct. quadra.* 5) *Phalaena Bomb. pytyocampa.* 6) *Sphinx pinaſtri.* 7) *Phalaena Geom. piniaria.* 8) *Phalaena Geom. faſciaria.* 9) *Phalaena Noct. valbigera.* 10) *Tenthredo pini.* 11) Die Kiefernſchlupfwespe. Eine noch unbeſtimmte Art. 12) *Phalaena Tinea reſinella.* 13) *Phalaena Tinea Dodecella.* 14) Der Tannzapfenſpanner. 15) Die kleine Tannapfel-Matte, *Phal. Tin. ſtrobitella*, *Phal. Tin. pinaſtrella* und *pinetella.* 16) *Boſtrichus Typographus.* 17) *Boſtrichus teſtaceus.* 18) *Boſtrichus piniperda* und 19) *Scarabaeus Fullo.* Aller dieſer Inſecten Kennzeichen und Verwandlungsperioden werden hier mit gehöriger Kürze und Deutlichkeit beſchrieben und auf fünf illuminirten Kupfertafeln in ſehr ſchönen Abbildungen anſchaulich gemacht. Wenn der Vf. S. 36. behauptet, daſs die *Phal. Monacha* nach den eingezogenen Beobachtungen nur über 50. und nach *Klemann* 20 Eyer lege, und demnach nicht ſo gefährlich ſey, als andere Nachtſchmetterlinge; ſo wird dies durch neuere Beobachtungen, die auch ſelbſt Rec. gemacht hat, und wornach ein Weibchen 70 bis 130 und mehrere Eyer legt, widerlegt. Wenn S. 39. der Name *Proceſſionsraupe* vorkommt, ſo hätte derſelbe mit ein paar Worten erklärt werden ſollen; eben ſo die in der Folge mehrmalen vorkommende Terminologie der *erſten*, *zweyten*, *dritten*

ten etc. Holzclaſſe, welche wohl den Preuſsiſchen und andern mit der Literatur bekannten Forſtmännern deutlich ſeyn wird, allein nicht ſo den gewöhnlichen und meiſten Forſtbedienten, die dies Buch benutzen ſollen. *Im dritten Kapitel* wird von der vortheilhaften und nachtheiligen Witterung für die Raupen und von ihren Feinden gehandelt. Nach den vielen Erfahrungen, die hier aufgeſtellt und ſo gar in einer Tabelle zuſammen geſtellt ſind, ergiebt ſich, daſs trockne Frühjahre und warme Sommer die vorzüglich günſtige Witterung ſind, welche die Vermehrung der Raupen befördern können. S. 70. wird gegen diejenigen, welche den ſtarken Vogelfang in neuern Zeiten als eine Urſache angegeben, daſs ſich die Raupen ſo überflüſsig eingefunden haben, behauptet, daſs dies wohl keine Haupturſache ſeyn könne, da ja in den ältern Zeiten die Wälder auch von Raupen angegriffen worden wären, und damals der Vogelfang doch gewiſs nicht übermäſsig ſey betrieben worden; ja es ſtände ſo gar zu befürchten, daſs wenn man den Vogelfang einſchränken wollte, daſs diejenigen Vögel, welche ſich von kleinen Insecten, als Schlupfwespen u. dergl. Raupenfeinden nähren, durch Verminderung derſelben die Raupen ſelbſt befördern hälfen. Ob man nun gleich beide Behauptungen des Verfaſſers zugeben kann, daſs es nämlich ſonſt bey geringern Vogelfang eben ſolche Waldverwüſtungen durch Raupen, obgleich vielleicht nicht ſo häufig und oft wiederholt, gegeben haben mag, und daſs auch die Verminderung der Schlupfwespen und anderer Feinde der Raupen aus dem Insectenreiche den kleinen Singvögeln zuzuſchreiben ſey, ſo folgt doch daraus nicht, daſs man den Vogelfang nicht einzuſchränken Urſach habe; weil es wohl eine ausgemachte Erfahrung iſt, daſs wenn nicht durch uns bis jetzt gewöhnlich nicht hinlänglich bekannte Urſachen auf eine kurze Zeit eine gänzliche Aufhebung des Gleichgewichts in der Natur in dieſer Hinſicht veranſtaltet wird, wie wir dies ja auch bey mehrern Naturerzeugniſſen ſehen, die Vögel gewiſs hauptſächlich diejenigen Triebfedern ſind, welche das Gleichgewicht unter den für uns in cultivirten Staaten ſchädlich gewordenen Insecten erhalten ſollen und können. Die Erfahrung lehrt ja unwiderſprechlich, daſs ſich die mehrſten Vögel von Insecten, und alſo auch von ſchädlichen Insecten nähren. Wenn alſo jetzt vielleicht der Raupenfraſs häufiger eintritt als in ältern Zeiten, wenn ihn ſolche Insecten verüben, die vorzüglich den jetzt ſo ſehr verminderten Singvögeln, mit deren Fang ſich faſt jeder Schulknabe ohne Ahndung befaſst, zur Nahrung angewieſen ſind; ſo iſt die Verminderung dieſer Vögel allerdings als eine Haupturſache der Waldverheerungen durch Insecten anzuſehen. Es ſollte daher, ſo wie bey jeder Benutzung der Naturproducte, alſo auch hier nach Regeln verfahren werden, und da man jetzt faſt ganz von Vögeln entvölkerte Wälder antrifft; ſo ſollte fürs erſte eine allgemeine Hegung auf etliche Jahre verordnet, alsdann für die Zukunft eine zweyjährige Benutzung der Schneuſse und anderer Insecten-Vögel im Herbſt verſtattet werden. Jedes dritte Jahr aber allezeit ein Hege-Jahr ſeyn. Auf dieſem Wege würde vielleicht, in Verbindung mit unſern bekannten Verhütungs- und Vertilgungsmitteln, der Raupenfraſs weniger zu fürchten ſeyn. (Dieſe Gedanken hier weitläuftiger aus einander zu ſetzen, erlaubt der beſchränkte Raum dieſer Blätter nicht.) Daſs dadurch die Raupenfeinde zu gleich mit vermindert würden, thut nichts zur Sache, da ſie ſich ja gewöhnlich dann erſt in groſser Menge einfinden, wenn die Raupen ſchon ihre Verwüſtungen faſt vollendet haben, alſo die vielen Raupen als ein gedeihliges Nahrungsmittel für ihre Larven ihre groſse Vermehrung erſt befördern.

Da der Vf. hier mehrere den rauhen Fichtenſpinnerraupen ſchädliche Vögel aus dem Krähengeſchlechte anführt; ſo ſcheint er nach Rec. Meynung ganz Recht zu haben, daſs er die *Elſter* (*Corvus Pica*) aus dieſer Claſſe der nützlichen Vögel, wohin ſie von mehrern geſtellt worden ſind, ausgelaſſen hat. Es iſt zwar gewiſs, daſs die Elſter mehrere ſchädliche Insecten und Würmer frisſt, und daſs ſie, wenn wir ſie in den Wald verweiſen könnten oder wollten, allerdings hierher zu rechnen ſeyn würde; allein ſo wohnt ſie gewöhnlich in der Nähe unſerer Wohnungen, in und neben Gärten, wo wir uns ſelbſt von jenen ſchädlichen Insecten ohne ihre Hülfe befreyen können, und raubt uns junge Hühnchen, Enten, Gänſe etc., lieſt die Kirſchen und anderes Obſt von den Bäumen ab, tritt die Propfreiſser ab, und was der vorzüglichſte Schade iſt, nährt ſich in kalten und ſchneereichen Wintern, wie z. B. der diesjährige war, faſt bloſs von Birn- und andern Obſtknospen. In Gärten dürften alſo dieſe Vögel nie gehegt werden. Vielleicht daſs es bey ihrer natürlichen Scheuheit durch die gewöhnlichen Verſcheuchmittel mit Pulver gelänge, ſie aus den Gärten in die nahen Wälder zu verbannen, wo ſie denn ungeſtöhrter leben und im Haushalte der Natur auf eine nützliche Art wirken könnten.

Unter den vierfüſsigen Thieren S. 71., welche den Forſtinſecten Abbruch thun, ſind wohl auch die mehrern Arten von *Spitzmäuſen* zu rechnen, die nach den im Moos und in der flachen Erde verborgenen Raupen und Puppen graben. — Im *vierten Kapitel* werden die Mittel zur Verminderung der Kienraupe angeführt. Folgende ſind nach vielen Verſuchen und Erfahrungen für die bewährteſten in Anſehung der Kiefernraupe befunden worden: 1) Auf- und Ableſen nach ſtarken Regengüſſen und Eintreibung des Viehes zum Todtreten. 2) 1 bis 1½ Fuſs breite und 1 Fuſs tiefe Raupengraben zur Abſonderung der abgefreſsnen und geſunden Diſtrikte, welche 4 bis 5 Schritte weit entfernte runde Löcher haben, die wenn ſie voll Raupen ſind, mit Erde bedeckt und ſtatt deren wieder neue gegraben werden. 3) Raupen-Schmetterlings- und Kokons-Leſen; beſonders das Aufhacken des Mooſes um die Bäume und Aufleſen der Raupen im Winter in ſolchen Di-

ricten, wo sie noch nicht häufig sind. 4) Schweintreiben. 5) Zusammenschippen des Moofses im Winter, wo die Raupen schlafen, Verbrennen oder zu Dung verwandeln desselben. 6) Leuchtfeuermachen in Löchern zu Zeit des Schwärmens der Schmetterlinge. 7) Verbot des Ameiseneyersuchens. — Ich bin überzeugt sagt Hr. H. S. 85., dafs das Uebel ohne menschliche Hülfe aufgehört haben würde, ob aber der Schaden ohne diese Anstalten, und wenn man dem Raupenfrafs ruhig zugesehen hätte, nicht weit beträchtlicher würde geworden seyn, dies ist mehr als wahrscheinlich. Und darin hat er eben so recht, als in der Behauptung, dafs die Verhütungsmittel besser sind als die Vertilgungsmittel. — Im *fünften Kapitel* wird die stufenweise Verbreitung des Raupenfrafses und dadurch entstandene Absterben des Kiefernholzes angegeben und in einer Tabelle übersichtlich gemacht. Das *sechste Kapitel* enthält die Maafsregeln, welche zur Verwendung des von den Raupen zerstörten Holzes getroffen worden sind. Um mit aller Vorsicht den Hau des Holzes zu betreiben und sich nicht zu übereilen, wurden Ingenieure und Conducteure in die mit Raupen befallenen Forste geschickt, um die angegriffenen Plätze zu vermessen und in die Forstkarten einzutragen, und die Forstbedienten mufsten das Holz, das mit Gewifsheit abstehen wollte, nach Qualität und Quantität abschätzen, und es in ein Regifter eintragen lassen. Auf der 8ten Kupfertafel wird ein Schema zu einer Charte mit einer Tectur gegeben, woraus man sieht, wie dabey verfahren worden sey, und eine beygefügte Holzbestandstabelle macht deutlich, worauf es bey der Vermessung des Raupenfrafses und der Bestimmung des Holzes eigentlich ankam. Nach dem überschlagenen Quantum des zu schlagenden Holzes und den ausgemittelten jährlichen Landesbedürfnissen wurden denn die besten Maasregeln zum nachhaltigen Verbrauch desselben, die nachgeahmt zu werden verdienen, genommen. Das Bauholz wurde theils ins Waffer gesenkt, theils auf blofse Unterlagen gelegt, weil Magazine zu viel Aufwand verursacht hätten. Das gänzlich ins Waffer gesenkte Holz hielt sich länger, als das auf den Unterlagen. Durchs Verkohlen war kein Nutzen zu ziehen. — Das *siebente Kapitel* enthält die Maasregeln, um die durch den Raupenfrafs zerstörten Districte wieder in Holzanbau zu bringen. Wie billig mufs, ob man gleich auf einmal alle Blöfsen anfäen könne, auf die einmal auf den Forsten radicirten Hängen gesehen werden, und wie dies zu veranstalten, ist *caeteris paribus* auf der Taf. VIII. beygelegten Charte und den nöthigen Tabellen erläutert. Von 46602 Morgen durch den Raupenfrafs entstandener Blöfsen, sind bereits 4364 Morgen oder $\frac{1}{10}$ in Holzanbau gebracht, und wenn also auf diese Art ohne der Hütung zu nahe zu treten fortgefahren wird; so werden alle diese Blofsen in 10—11 Jahren wieder cultivirt seyn. Es wurde auch verordnet Birkensaamen mit auszusäen, weil die Nachkommen bey der aufserordentlichen Schwäche der abzutreibenden Hölzer davon wenigstens in 30 Jahren Brennholz zu erwarten hätten. Das *achte Kapitel* handelt von dem Verhalten eines Forstbedienten, wenn sich in einen Nadelholzreviere Raupen zeigen. Hier werden vortreffliche Vorschriften ertheilt, nach welchen dem Forstbedienten auch die Freyheit gegeben wird, die nöthigen und bekannten Mittel so gleich selbst anzuwenden, und wenn auch Kosten verursacht werden, weil oft die Befehle vom Hofe nicht so geschwind erfolgen können, als sie nöthig sind. Ein angehängter Raupenkalender giebt eine kurze Uebersicht von dem monatlichen Zustande der auf dem Nadelholze zufindenden Raupen, Puppen und Schmetterlinge, um mit desto mehr Gewifsheit und Sicherheit die benannten Hülfsmittel anwenden zu können. Das *neunte Kapitel* enthält die Berechnung des Schadens, welcher durch den Raupenfrafs in den Kienenrevieren der Mark Brandenburg entstanden ist. Durch mühsame Berechnungen ist herausgebracht, dafs der wahre Verlust mit Einschlufs der Holzanbauunkosten bis 1796 wenigstens 270350 Rthlr. 12 gr. 10 pf. beträgt, und dafs diese Summe, wenn man den Schaden des jüngern Holzes, bis es in die erste Classe tritt, darzurechnet, noch um 231080 Rthlr. 2 gr. 9 pf. vermehrt wird.

Dies ist denn nun der gröfste und wichtigste Theil dieses Werks. Der *zweyte* ebenfalls interessante und lehrreiche *Abschnitt* desselben handelt *von dem Schaden, welchen der Windbruch in den Kurmärkischen Forsten in den Jahren 1791 und 92 verursacht hat.* In der *Einleitung* werden die nöthigen theoretischen Sätze über den Stofs des Windes angegeben und erklärt. Das *erste Kapitel* enthält dann die Beschreibung desjenigen Striches, welchen der Sturm im December 1792 und im März 1793 genommen, und welche Königlich Preufsische Forsten er getroffen hat. Der Strich erstreckte sich in der gröfsten Länge 35 geographische Meilen von Morgen gegen Abend und in der gröfsten Breite 20 Meilen von Norden gegen Süden. Das *zweyte Kapitel* giebt einige Urfachen an, wodurch der Windbruch vermehrt oder vermindert werden kann, und einige Vorsichten, welche dabey zu beobachten sind. Die sogenannte Plänterwirthschaft kann den Schaden des Windbruchs sehr vermehren. Sonst mufs der Forstmann sein Revier in der Hinsicht kennen und darnach die Haue anlegen. In gebürgigen Gegenden wird der Windstrich durch Berge und Thäler sehr verändert, und hier ist doppelte Vorsicht nöthig. In der Kurmark kommen die stärksten und heftigsten Winde aus Südwest, und Nordwest. Im *dritten Kapitel* findet man die Menge des vom Winde in den Jahren 1792 und 1793 geworfenen Holzes und die Maafsregeln, welche zur Verwendung desselben genommen worden sind. Aus diesem lehrreichen Kapitel ergiebt sich, dafs die Conservations-Kosten von 87781 geworfenen Stücken von allerhand Holzsorten 30187 Rthlr. betrugen. Das *vierte Kapitel* umfafst die Berechnung des Schadens, welcher in den

Königlich Preufsischen, besonders Kurmärkischen Forsten durch das vom Winde geworfene Holz entstanden ist. Kaum der dreyfsigste Theil scheint von dem Werthe des Holzes verlohren gegangen zu seyn. Hier wird zugleich durch einige Beyspiele gezeigt, was regelmäfsig bewirthschaftete Forsten dem Landesherrn eintragen, und wie hoch Grund und Boden auf diese Art benutzt werden können, aber auch wie gefahrlich es sey, die Einkünfte durch Eingriffe in die Forsten zu vermehren, oder wohl gar dadurch Ausfälle in andere Branchen der Staatsbewirthschaftung zu decken. Das *fünfte Kapitel* enthält einige wichtige Schlufsbemerkungen über den durch Raupenfrafs und Windbruch in den Königlich Kurmärkischen Forsten überhaupt verursachten Schaden. Die *Nachtrage* endlich liefern einige Berichtungen und Zusatze für den ersten Abschnit dieses Werkes. Gewifs wird dasselbe kein Forstmann aus der Hand legen, ohne viele nützliche und anwendbare Kenntnisse aus demselben geschöpft zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Supprian: *Ueber den Mangel an Gesinde und Arbeitsleuten, und die wirksamsten Mittel, ihm abzuhelfen.* Zur Beherzigung für meine Landsleute von einem Kursachsen. 1799. VI. u. 154 S. 8.

Zu den Gegenständen, welche jetzt vorzüglich zur Sprache gebracht zu werden verdienen, gehört unstreitig auch derjenige, welcher den Inhalt dieser Schrift ausmacht. Der Vf. (Hr. *Chr. Fr. Muller*, Prediger in Gleina b. Zeiz) hat auch in der That viel Wahres, das in der Erfahrung seine Bestätigung findet, nur hie und da mit einigen überflüfsigen Wiederholungen, darüber gesagt. Nachdem er zuerst aus mehreren Thatsachen den Beweis geführet, dafs der Mangel an Gesinde wirklich grofs sey und auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam gemacht hat, welche daraus für den Erwerb- und Nahrungsstand in der Stadt und auf dem Lande, für die Bildung der Jugend und die Moralität überhaupt entspringen müssen; so sucht er nun die Quellen dieses Mangels auf. Er findet sie in dem Hange des Bauernstandes in höhere Stände überzugehen, im Soldatendienste, in dem vermehrten Wohlstande der Bauern (hieraus entspringt wohl der zuerst angegebene Grund) im Mangel an gut unterrichteten Hebammen, in mangelhafter Gesundheitspflege der untern Volksclassen, in der Leichtigkeit, durch Spinnen und ähnliche Arbeiten, ohne Dienste bey Privatpersonen, das Brodt erwerben zu können, und in der Betteley. Zu diesen Ursachen lassen sich sehr leicht noch mehrere andere hinzufügen. Dahin rechnen wir besonders die in grofseren Stadten überhand genommene Höckerey, worauf sich junge, dienstfähige Personen aus den Städten und Dörfern legen, ein Unwesen, dem schon um deswillen von der Polizey gehörige Grenzen gesetzt werden sollten, weil dadurch eine grofsere Theurung der meisten Lebensmittel bewirkt wird. Aber ein vorzüglicher Grund liegt auch in der unwürdigen Behandlung, welche Dienstboten noch immer von ungebildeten Herschaften ausgesetzt sind, wie so viele vor den Gerichtsstuben angebrachte Klagen sattsam beweisen. Welcher Billigdenkende kann es aber unter diesen Umständen dienstfähigen Personen verargen, wenn sie auf eine andere Art, als durch Dienen ihr Brod zu erwerben suchen? — Um diesem überhand nehmenden Mangel an Gesinde vorzubeugen, empfiehlt der Vf. bessere Anstalten zur Bildung der Soldaten, wodurch mancher abgehalten werden würde, ein Handwerk zu lernen, Erleichterung und Beförderung der Ehen junger Leute auf dem Lande, Einschränkung des Luxus, Verbesserung des Schulwesens, Sorge für gut unterrichtete Hebammen, bessere Gesundheitspflege, Vertheilung der Waisenkinder auf das Land (ein Vorschlag, gegen den sich doch noch manche gegründete Bedenklichkeit machen liefse) Abschaffung der überflüfsigen Feyertage, Abanderung in Vertheilung der Schulstunden, Errichtung eines Armenhauses in einem Distrikte von 4—6 Meilen. Würden auch alle diese, von dem wackern Vf. gethanen Vorschläge realisirt; so dürfte dadurch doch jenem Mangel nicht ganz abgeholfen werden, so lange nicht Aufklarung und Moralität allgemeiner herrscht. Dies ist aber bey der jetzigen und leider! auch wohl bey der künftigen Generation noch nicht zu erwarten. Wenn aber in allen Standen richtigere Einsichten verbreitet seyn werden (welche nur jetzt durch zweckmäfsigern Jugendunterricht vorbereitet werden können): dann wird es den Aeltern einleuchten, dafs es in vieler Rücksicht ihren Kindern nützlich sey, wenn sie eine Zeitlang dienen; dann werden junge Manner, die in den Ehestand treten wollen, einsehen, dafs diejenige weibliche Person, welche eine Zeitlang auferhalb dem älterlichen Hause in anderer Dienste lebte, in der Regel eine bessere Gattin seyn müsse, als die, welche solche Erfahrungen nicht machte; dann werden Herrschaften ihren Dienstboten nur eine solche Behandlung wiederfahren lassen, bey welcher Ernst und Würde mit Liebe verbunden ist; und dann werden auch die Klagen über Mangel an dienenden Personen verstummen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WITTENBERG, b. Charisius: *Pauli Apostoli epistola ad Philippenses graece*, ex recensione *Griesbachiana*, nova versione latina et annotatione perpetua illustrata a *M. J. G. am Ende*, Pastore et Superintend. ap. Liebenwerdenses. 1798. 140 S. 8. (12 gr.)

Der griechische Text ist, wie schon der Titel angiebt, aus der Griesbachischen Ausgabe (von 775.) abgedruckt, jedoch ohne die kritischen Zeichen, deren Weglassung aber verursacht, dass das Eigenthümliche der Griesbachischen Recension nicht allenthalben deutlich in die Augen fällt. So z. B. sieht man nicht, dass G. Kap. 1, 16. die Lesart ἐγειρειν dem gewöhnlichen ἐπιφερειν, und Kap. 2, 1. das τις dem τινα ungefähr gleich schätzt, oder dass er Kap. 4, 23. das ἡμων für sehr verdächtig erklärt. Der Text ist ziemlich, jedoch nicht ganz correct gedruckt. Der bedeutendste Fehler möchte Kap. 3, 15. seyn, εἰ ἑτερως für εἴ τι ἑτερως. Die unter dem Texte stehenden Varianten sind gleichfalls aus gedachter Ausgabe, mit Zuziehung der Matthäischen, entlehnt; von den neuen Beyträgen aber, die Alter, Hensler, Aurivillius, Knittel u. a. geliefert haben, ist kein Gebrauch gemacht. Bey Kap. 3, 16. wird unrichtig gesagt, die Moskauischen Handschriften setzten hinter τω αὐτῳ στοιχειν blos κανονι hinzu; sie haben auch das folgende το αὐτο φρονειν. Bey manchen, zumal sehr zweifelhaften Lesarten, wollte der Vf. die Entscheidung lieber geübteren Kritikern überlassen; oft aber theilt er auch seine eigenen Urtheile mit, welche uns im Ganzen genommen richtig, nur nicht immer bestimmt genug und nicht mit gehöriger Rücksicht auf die Eigenheiten der wichtigsten Handschriften, gefasst zu seyn scheinen. Dem Text zur Seite steht eine neue lateinische Uebersetzung, welche mit sichtbarem Fleisse gemacht ist und, wie billig, weniger die Bedeutung einzelner Wörter als den Sinn der Sätze, so wie der Vf. ihn aufgefasst hatte, auszudrücken sucht. Einige Flecken liessen sich leicht noch verwischen. Manchmal ist der Ausdruck etwas undeutlich, z. B. Kap. 3, 6. κατα ζηλος, διωκων, *si quis ex studio me judicet, persecutor*, wo *studium* den Religionseifer bezeichnen soll, der bey Paulo so gross war, dass er ihn zu einem Verfolger der Christen machte. Zuweilen hätte ein bestimmterer Ausdruck gewählt werden können, z. B. Kap. 1, 9. γνωσις, *pietas*, wo weder aus der Uebersetzung noch aus den Noten klar genug sich ergiebt, ob *pietas erga Deum*, oder *erga Christianos* oder *erga Paulum* gemeynt sey. Vs. 19. ἀποβησεται εἰς σωτηριαν, *utilissimum erit*, für: es wird den glücklichen Ausgang meiner Sache befördern. Kap. 2, 15. τεκνα θεου ἀμωμητα, *innocentia Deo similes*, wo die Note auf den richtigen Sinn hindeutet, der aber erst dann volles Licht erhalten hätte, wenn der Leser daran erinnert worden wäre, dass die Juden sich ausschliefslich Kinder Gottes zu nennen pflegten. In andern Stellen scheint dem Rec. der Sinn nicht ganz genau getroffen zu seyn. Z. B. Kap. 1, 10. δοκιμαζειν τα διαφεροντα, *optimum quodque intelligere*. Vs. 22. το ζην ἐμοι καρπος ἐργου, *vitam mihi ad munus obeundum utilem judico*, statt: bleibe ich leben, so kann ich von meiner Amtsführung noch vielen Nutzen hoffen. Vs. 28. ἥτις ἐστιν αὐτοις ἐνδειξις ἀπωλειας, ὑμιν δε σωτηριας, *quod quidem illis ad perniciem, vobis autem ad salutem cedet*. Kap. 2, 13. θεος ἐστιν ὁ ἐνεργων ἐν ὑμιν και το θελειν και το ἐνεργειν, *Deus vos adjuvat, dummodo velitis et efficiatis* sc. *bonum*. Kap. 3, 7. ἅτινα ἠν μοι κερδη, ταυτα ἡγημαι ζημιας, *quae mihi lucro esse potuissent, horum jacturam lubentissime feci*. In den Noten, welche den gröfsten Theil dieser Bogen füllen, hat der Vf. die Meynungen älterer und neuerer Ausleger fleifsig gesammelt, und diejenige, welche ihm die meisten Gründe für sich zu haben schien, ausgewählt. Es wäre unbillig, mit ihm darüber zu rechten, dass er nicht immer diejenige vorzog, die Rec. für die beste hält. Er befolgt doch im allgemeinen richtige Grundsätze der Auslegungskunst, und läfst sich durch Autoritäten berühmter Namen so wenig als durch Vorurtheile der ältern Dogmatik blenden, sondern sucht Wahrheit, wo er sie findet. Nur vermifst Rec. zuweilen gerade die Erklärung, die er den übrigen vorziehen würde. Z. B. Kap. 1, 7. ist die simpelste Erklärung von χαρις μου, die sich auch in den vom Vf. richtig angegebenen Context am besten schickt, nämlich: ein für mich bestimmtes Geschenk, (vergl. 1 Kor. 16, 3. 2 Kor. 8, 1. 4.) gar nicht erwähnt. Kap. 2, 13. wird zwar bemerkt, dass ὑπερ της εὐδοκιας zum folgenden gezogen werden könne; es wird aber die Bedeutung, die es alsdann bekommen müsste, übergangen, nämlich: herzliches Wohlwollen leite alle eure Handlungen gegen einander, ohne dem Mifsmuth oder Bedenklichkeiten einen Einfluss darauf zu gestatten. Kap. 3, 2. fehlt die eigentliche Veranlassung, die Paulus hatte, die jüdischen Gegner seiner vom Judenthum gereinigteren Lehre κυνας zu nennen, welche darin lag, dass der stolze Jude alle Nichtjuden für Hunde zu achten pflegte, daher

Paulus eben so, wie er behauptet, nicht der auf seine Beschneidung trotzende Jude, sondern der Christ sey ein acht beschnittener, in gleichem Tone auch sagt, nicht der unbeschnittene Christ sey ein Hund, sondern die beissigen und neidischen Judenthums-Patronen möchten eher den Namen verdienen. Manchmal scheint auch der Vf. einer zu gezwungenen Erklärung unverdienten Beyfall gegeben zu haben. Z. B. Kap. 1, 26. soll καυχημα bedeuten *felicem Philippensium statum, quem religioni christianae debe; bant*, und ἐν ἐμοι, *per me, me adjutore*, da doch καυχασθαι gewöhnlich mit ἐν construirt wird, um den Gegenstand, dessen man sich rühmt, zu bezeichnen, und Paulus wohl nichts anders beschreiben will, als das Frohlocken der Philipper, wenn Paulus, aus seiner Gefangenschaft befreyt, zu ihnen zurückkommen würde, und die Wünsche seiner boshaften Feinde, die ihm nach Vs. 16. in seiner Gefangenschaft nur noch mehr Verdruss zu machen suchten, gänzlich fehlgeschlagen wären. — Am Ende ist ein weitläuftiger Excursus über die schwere Stelle Phil. 2, 6. angehängt, woraus wir nur den Vorschlag auszeichnen, das ἐν μορφῃ θεου ὑπαρχειν auf den *jetzigen* herrlichen Zustand Christi zu beziehen, und das Ganze so zu fassen: *qui nunc quidem conditione sublimi et majestate divina gaudet, nec tamen cupide annisus est ad illam majestatem, (quum inter nos esset,) sed potius se demisit etc.* welches jedoch nicht recht gut zu Pauli ganzer Schlussart passen will. Denn wenn der nachmalige herrliche Zustand Christi eine Belohnung seiner Tugend und seines Gehorsams war, wie Vs. 9. gesagt wird, so konnte Jesus, ehe er diesen Gehorsam bewiesen hatte, keine Ansprüche auf jene Belohnung desselben machen; und dass er sie nicht machte, kann nicht als etwas grosses und besonders nachahmungswürdiges betrachtet werden. — Uebrigens wird dieser Commentar, ob er gleich an neuen Aufschlüssen über den Sinn des Textes keine beträchtliche Ausbeute gewähret, dennoch angehenden Exegeten, und solchen, denen wenige Hülfsmittel zu Gebote stehen, nützliche Dienste leisten und ihnen behülflich dazu seyn, dass sie sich gewöhnen, aus den vorhandenen Erklärungen nach richtigen hermeneutischen Grundsätzen die vorzüglichern auszuwählen.

Berlin, b. Stark: *Tentamen in Psalmo LXVIII. denuo vertendo cum dissertatione historica, quam claudit carmen saeculare Horatii cum eodem Psalmo collatum, subjunctis animadversionibus philologico criticis.* 1797. 154 S. gr. 8.

Der acht und sechzigste Psalm ist unstreitig eins der schönsten Fragmente aus der lyrischen Poesie der Hebräer, aber auch zugleich eins der schwersten in Hinsicht des Verständnisses, so dass man jeden Versuch mit Dank aufnehmen muss, der dazu angestellt wird, tiefer in den Sinn desselben hinein zu dringen. Der Vf. Hr. *Ancillon*, hat sich daher aufs neue bemüht, dem schwierigsten Theile desselben ein neues historisches Licht anzuzünden, und wenn ihm dies auch nicht zur allgemeinen Befriedigung gelungen seyn sollte; so ist doch dieser neue Versuch einer gelehrten Bearbeitung immer sehr schätzbar, verrath mancherley Kenntnisse, vielen Scharfsinn, und einen schönen Sinn für den Geist alter Poesie, so dass dem Vf. dieses Specimen immer zur Empfehlung gereichen wird. Die Einrichtung des Ganzen ist diese, dass zuerst eine Uebersetzung von diesem lyrischen Stücke gegeben wird, worauf die historische Dissertation folgt, welche die Hauptsache ist, alsdann eine Vergleichung mit dem *carmen saeculare* des *Horaz*, und endlich philologisch-kritische Erläuterungen. — Es ergiebt sich ganz klar aus dem Inhalte dieses Gesanges, dass er ein Zionslied ist, gesungen bey einer Gelegenheit, da die Bundeslade nach Zion hinauf gebracht wurde. Ja man kann noch mit Sicherheit einen Schritt weiter gehen, und aus dem Inhalte behaupten, dass er bey einer Zionsfeyer gesungen wurde, wo man die Bundeslade aus *einem Kriege*, dem sie als das Nationalpanier folgen musste, wieder nach Zion brachte. Allein Hr. *A.* geht vielmehr von dem Gesichtspuncte als ausgemacht aus, dass er gesungen sey, als die Bundeslade zum erstenmale aus dem Hause des Obed Edom nach Zion geschafft wurde 2 Sam. 6, 12—23. 1 Paral. 15, 2—29. 16, 2—8. Dies scheint dem Rec. aber schon etwas zu schnell verfahren, da es weit wahrscheinlicher ist, dass man hier eine Zionsfeyer zu verstehen hat, welche Statt fand, als die Bundeslade nach dem Siege Davids über die Syrer von Saba, die Ammoniter und andere verbündete Völker, Zion wieder zugeführt wurde 2 Sam. 8—12. Dazu passt alles ganz vortrefflich in diesem Psalm, und wie sehr die Erklärung dadurch erleichtert wird, hat einer der trefflichsten und glücklichsten Erklärer der Psalmen Hr. *Müntinghe*, sehr schön gezeigt. — Nach jener Voraussetzung findet nun der Vf. mit Recht die gröste Schwierigkeit in der historischen Erklärung des Theils unsers Psalms, der vom 12ten bis 25ten Vs. geht. Bis zum 12ten Vs. erklärten die Interpreten gewöhnlich noch historisch: aber damit riss der Faden ab. Hr. *A.* las also die historischen Bücher noch einmal sorgfältig nach, und fand nun folgenden Aufschluss, wodurch sich die historische Erklärung fortsetzen lässt. Nach den Wanderungen in der Wüte, worauf im 10ten und 11ten Vs. angespielt werde, zogen die Israeliten auf Befehl Mosis (5 Mos. 2, 1. 2. 3. 13. 17. 18. 24.) vom Gebirge Seir gegen Norden durch die moabitischen Wüsten über den Zered und Arnon, und durch das Gebiet des Sihon von Hesbon (5 Mos. 2, 26—31.), mit dem sie aber auf Veranlassung des Og von Basan in Streit geriethen, der sich mit der Besiegung beider und der Besitznehmung ihrer Herrschaften diesseits des Jordans endigte 5 Mos. 2 und 3. Darauf beziehen sich der 12te und 13te Vs. unsers Psalms. (Allein eine Hauptschwierigkeit hiebey ist gleich diese, dass sich der 10te und 11te Vs. schon auf die Einführung in Palästina beziehen. Das Wort גרלה gilt nur von

Pala-

Palästina, und im 11ten Vs. wird gesagt, dass Gott seiner Familie daselbst eine Wohnung gegeben habe. Also müssten wir mit der historischen Erklärung wieder rückwärts gehen, und das will doch der Vf. selbst nicht gelten lassen.) Nachdem nun das eroberte Land unter die Stämme Gad, Ruben und den halben Stamm Manasse vertheilt war, so trat eine Besorgniss ein, dass sie sich vielleicht von den übrigen trennen und ihnen nicht zur Eroberung Palästina's behülflich seyn möchten. Daher machten Moses und Josua einen feyerlichen Bund mit ihnen (4 Mos. 32, 1—34. 5 Mos. 8, 18—21. Jos. 1, 12—18. 4, 12. 13. 22, 1—5. 8. 9.) darauf beziehen sich der 14—17te Vs. des Psalms. (Dies liesse sich nach der Erklärung, die der Vf. davon giebt, recht gut hören, wenn man nur mit dem 17ten Vs. zu bleiben wüsste, wo von dem Berge Zion und dem Wohnsitze Jehovahs daselbst gesprochen wird. Für eine blosse Vergleichung des eroberten Landes mit der Gegend von Zion ist der Ausdruck im 17ten Vs. viel zu bestimmt. Also abermals eine grosse Schwierigkeit, oder doch wenigstens eine grosse Harte.) Der Uebergang über den Jordan konnte nicht zu Stande kommen, wenn nicht die Bundeslade voran gegangen wäre Jos. 3 und 4. Darauf bezieht sich der 18te und 19te Vs. Die Bundeslade wird hierin als ein Triumphwagen beschrieben, den die besiegten Völker gleichsam ziehen, und mit Geschenken freywillig oder gezwungen verehren. (Freylich liesse der hohe lyrische Schwung dieses Liedes eine solche Erklärung wohl zu: allein hart bleibt sie doch immer, und wenn es noch eine leichtere giebt, sogar gezwungen.) Darauf folgte der Uebergang über den Jordan selbst, die Eroberung von Jericho und Ai (Jos. 6 8.) und die schweren Kriege mit den Kanaanitern (Jos. 10. 11.). Hierauf beziehen sich der 20te bis 24te Vs. (Wie sich der 20te Vs. auf den Uebergang über den Jordan beziehen könne, sieht man nicht leicht. Der Vf. fühlt auch die Schwierigkeit selbst, nimmt aber seine Zuflucht zu einem Dialog zwischen dem israelitischen Volke, das im Begriff ist über den Jordan zu gehen, und zwischen Gott. Immer nur ein Nothbehelf, da der Dialog von beiden Seiten so abgebrochen ist.) Die Verse 25—30. bezieht er, wie gewöhnlich, auf die jetzige Zionsfeyer.

Rec. schätzt diesen Versuch wegen des Scharfsinnes und der Gewandheit, womit er durchgeführt ist: allein er gesteht auch aufrichtig, dass er nie darauf ausgehen würde, ein lyrisches Stück durchaus chronologisch-historisch zu erklären, oder nur eine solche durchgängige Beziehung zu vermuthen, wenn er nicht sichtbar darauf geführt würde; sondern dass er eher der hohen Begeisterung und Phantasie des Lyrikers nachgehen würde, welche in ihrem hohen Fluge umher schweift, und oft sehr entfernte Bilder combiniret. Wenn man gleich bey unserm Psalm sichtbar darauf geleitet wird, eine chronologisch-historische Deutung bis zum 15ten Vs. zu verfolgen; so ist doch gar kein Grund vorhanden, nun auch die Erklärung nach einzelnen historischen Begebenheiten der Zeitfolge gemäss fortzusetzen, sobald man nur annimmt, dass der Psalm in Chören gesungen ist, welches der Vf. selbst thut. Der 16te und 17te Vs. werden von einem andern Chor gesungen, der schon am Berge Zion steht, wodurch alles eine leichte Beziehung bekommt. Es ist ganz in der Manier der hebräischen lyrischen Dichter, einige Puncte aus der Heldengeschichte der Vorfahren zu berühren, sie dann schnell fahren zu lassen, und zu andern Gegenständen überzugehen. Dies thun alle Lyriker im höchsten Schwunge, dass sie von einem Gegenstande schnell zum andern übergehen, und es finden sich auch Beyspiele genug dazu in den Psalmen. Andere Psalmendichter verfolgen freylich die Nationalgeschichte vom Anfange bis zu Ende: aber das sind gewiss keine Seher von hohem Dichtergeiste, sondern matte Elegiker und historische Dichter, die fast bis zur Prose herabsinken, und als solche verräth sie auch ihre Sprache. Unser Psalm ist aber ein Gedicht vom höchsten lyrischen Schwunge; also darf man hier eine solche durchgängige historische Chronologie nicht erwarten. — Die Vergleichung mit dem *carmen saeculare* des *Horaz* hätte vielleicht ganz wegbleiben können, denn Naturpoesie und Kunstpoesie leiden keine gleichförmige Vergleichung. Beym Horaz findet man aber blos Kunstpoesie und nichts als griechische Copie. — Der philologische Theil am Ende ist bey weitem der schwächste, wie sich der Vf. leicht selbst überzeugen wird, wenn er nur *Müntinghe* vergleicht. Es gehört eine grosse Uebung und die feinste Kenntniss der hebräischen Sprache dazu, wenn man im Hebräischen emendiren, oder die Worte deuten will, ohne in Gefahr zu kommen, gegen den Genius oder Gebrauch der hebräischen Sprache anzustossen. Da nun der Vf. sich nach seinem eigenen Geständnisse nicht vorzüglich mit dem hebräischen Studium beschäftigt; so ist es eben nicht zu verwundern, dass seine Bemerkungen nicht allen gleich annehmlich scheinen. So kann zum Beyspiel בעון קדשו dem Sprachgebrauche nach, nur von der Bundeslade, dem Gotteszelt und Tempel gelten, nie aber von der Feuersäule bey dem Auszuge aus Aegypten.

Hamburg, in der Buchh. der Verlagsgesellschaft: *Erfahrungen eines jungen Landpredigers aus dem ersten Halbjahre seiner Amtsführung.* In einer Reihe von Briefen an seinen akademischen Freund. 1799. XIV. u. 312 S. 8. (21 gr.)

Einen doppelten Zweck wünscht der Herausg. dieser Briefe durch die Bekanntmachung derselben zu erreichen. Diejenigen, welchen die Bildung und Prüfung angehender Landprediger übertragen ist, sollen darin eine neue Bestätigung der schon oft an sie gethanen Bitten finden, mehr gute Prediger, Erzieher und Seelsorger, als gelehrte Theologen zu

bilden. Kandidaten und junge Prediger sollen die darin aufgestellten Beyspiele von wichtigen Amtsvorfallen zu ihrer Belehrung benutzen. Die vor uns liegenden Briefe erzählen das Verhalten des Vfs. bey einem Schulbesuche, bey der Beichte, bey dem Krankenbesuche, einem Kindtaufsmahl, bey einer Admonition, welche einigen jungen Leuten, die auf eine illegale Weise zu vertraut mit einander geworden waren, gegeben werden mufste, bey einigen, gegen eine Predigt des Vfs. erhobenen Zweifeln u. s. w. Zugleich werden Bemerkungen über Kindertaufe, Beichte und andere hieher gehörige Gegenstände eingestreut. Wenn wir auch nicht in allen Stücken der Meynung des Vfs. beytreten können, am wenigsten in Ansehung des Nutzens, welchen er sich von der Privatbeichte verspricht, da wir vielmehr glauben, dafs weder Privat- noch allgemeine Beichte, sondern nur eine zweckmäfsig eingerichtete Vorbereitungsandacht zur Feyer des Abendmahls, ohne zu befürchtenden Nachtheil für die Moralität, gestattet werden könne; so müssen wir doch gestehen, dafs diese Schrift von den Kenntnissen ihres Vfs. ein vortheilhaftes Zeugnifs giebt und für Kandidaten und junge Prediger manche lehrreiche Winke enthält. Besonders hat uns die Unterredung am Krankenbette, einige Stellen abgerechnet, gefallen. Nur ist der Vortrag in dieser Schrift noch zu wortreich und auch von kleinen Sprachunrichtigkeiten nicht ganz frey. So ist auch *der zweete* und *die zwote*, (statt *der, die, das Zweyte,*) eine blofse Gottsched'sche Grille.

Giessen, in der Kriegersch. Buchh.: *Neue Religionsgeschichte für die Jugend;* zum Gebrauch für Aeltern, Prediger und Lehrer, von D. *Joh. Ludw. Wilh. Scherer.* Erster Theil. *Die Geschichte des alten Testaments.* 1798. 136 S. 8. (6 gr.)

Der Vf., Lehrer zu Dauernheim im Hessendarmstädtischen, erzahlt hier die Geschichte des A. T. nach der Methode, welche unsere bessern Exegeten vorzeichneten, und begleitet seine Erzählung mit zweckmäfsigen Bemerkungen aller Art, moralischen besonders, wie sie ihm die neueste Philosophie an die Hand gab. Findet sein Schriftchen geschickte Erklärer; so mufs es vielen Nutzen stiften, eine Menge Vorurtheile verdrängen, und helle, reine Begriffe verbreiten helfen. Einigemal scheint der Vf. dem Lehrer zu viel weggenommen zu haben: es sind Bemerkungen da, zu denen sich kaum noch etwas beyfügen lafst. Aus dem Umstand, dafs Adam nach der Genesis die Thiere, um sie von einander zu unterscheiden, selbst mit besondern Namen belegt haben soll, möchten wir nicht schliefsen (S. 19.), Moles habe sagen wollen: der Mensch sey selbst Erfinder der Sprache gewesen. Die erste Anmerkung S. 48. könnte bey jungen Leuten, welche sie selbst ohne Führer lesen, leicht einen gefährlichen Mifsverstand erregen; es sollte das, was zuletzt steht, voranstehen, und einiges bestimmter gefafst seyn. Dafs das Buch Hiob das alteste aller Bücher, und von Moses (S. 136.) verfafst sey, ist eine Meynung, die heut zu Tage nicht mehr gebilligt werden kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. Comp.: *Reinhard, oder Natur und Gottesverehrung.* Erster Theil. Aus dem Hollandischen übersetzt von *Philipp Rosenmüller.* Mit einem Kupfer. 1799. 398 S. 8.

Hr. *R.*, der vierte Sohn des verehrten Hn. D. *Rosenmüller* in Leipzig, entschlofs sich vor vier Jahren eine Reise nach Batavia zu machen. Aber das holländische Schiff, auf welchem er sich befand, fiel in die Hände der Engländer und ward in den Hafen von Plymouth gebracht. Hier kam ihm gegenwärtige Schrift in holländischer Sprache zu Gesichte, welche die Empfindungen eines Jünglings auf einer westindischen Reise ausdrückt. Da die Lectüre derselben dem Hn. *R.* in seiner unangenehmen Lage Aufheiterung gewährte; so entschlofs er sich, sie zu übersetzen, weil er glaubte, dafs sie nicht nur Andern, welche sich in einer ähnlichen Lage befinden, Beruhigung gewähren, sondern auch, wegen der darin enthaltenen Schilderungen so mannichfaltiger Erscheinungen auf der See und der darin mitgetheilten Anmerkungen über Gegenstände aus der Natur und über die Länder, welche nach den holländischen Anpflanzungen führen, für deutsche Leser lehrreicher seyn werde, als so viele schale Romane. Weil das Original, welches ein Frauenzimmer zur Vfn. hat, bisweilen in einen zu empfindelnden und frommelnden Ton verfallt; so hat der Uebersetzer einige Auswüchse von wirklicher Geschwatzigkeit weggeschnitten. Nach des Rec. Dafürhalten, ging Hr. *R.* dabey noch zu schonend zu Werke. Unbeschadet des Ganzen, konnten noch mehrere überflüssige Tiraden wegfallen. Die Uebersetzung ist übrigens grofsentheils fliefsend.

* * *

Hanau, in der Mutzenbecherschen Buchhandl.: *Amaliens Feyerstunden.* Auswahl der hinterlassenen Schriften von *Mariane Ehrmann.* 3tes Bändchen. *Antonie von Warnstein.* 2ter Th. 1796. 400 S. 8. (Schreibpap. 1 Rthl. 4 gr. Druckpap. 1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 401.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. April 1799.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Osnabrück u. Münster, b. Platvoet: *Handbuch für Kaufleute oder Encyklopädie der vornehmsten Gegenstände der Handlungswissenschaft mit Rücksicht auf Politik, Geschichte und Literatur;* entworfen von *Joh. Isaak Berghaus.* Erster Band A—I. 1796. XII u. 438 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der durch seinen selbstlehrenden Buchhalter dem kaufmännischen Publicum schon lange rühmlich bekannte Vf. beschenkt selbiges durch diese Encyklopädie wiederum mit einem neuen und nützlichen Werke.

Bekannt mit den besten Schriftstellern im kaufmännischen Fache, sah er das Schwierige des Unternehmens wohl ein, etwas Vorzüglicheres als sie über Handlungswissenschaft und Handelskunde auszuarbeiten, ohne höchst weitläuftig oder blosser Abschreiber und Epitomator zu werden, und beschränkt sich also blos darauf, ein Handbuch für eigentliche *Handlungs- und Comptoirkunde* zu liefern. Hieran fehlt es uns wirklich noch, da die meisten Schriften der Art zu compendiarisch oder zu weitschichtig und viel umfassend sind. Er schlofs deshalb Naturgeschichte, *Technologie*, bestimmte Erd- und Waarenkunde, *Kunst-* und rohe Productenkenntnifs ganz aus, und suchte nur noch einen Nebenzweck zu erreichen, nämlich den, sein Werk über das Buchhalten theoretisch zu erläutern, indem er in dem vorliegenden so oft, als es sich thun liefs, darauf hinwies, Exempel daraus anführte und eins durch das andere zu erklären suchte.

Dafs er nicht genau in seinen Grenzen blieb und mancher Artikel, der zu den ausgeschlossenen Rubriken gehört, aufgenommen worden ist, verdient gewifs keinen Tadel. Das Werk ist dadurch eigentlich erst recht brauchbar für junge Contoristen geworden; wohl aber möchten wir es eher tadeln, dafs der Vf. einige Artikel unberührt lafst, ohne deren Kenntnifs kein Contorist fertig werden kann.

Auch lafst es sich voraus erwarten, dafs in einem solchen Werke nicht alle Artikel gleich gut und lehrreich ausfallen können, vorzüglich gefielen uns die Artikel: Briefe, Commissionen, Buchhalten u. a. Der letzte enthält besonders gute historische und literarische Notizen, und man sieht wohl, dafs Hr. *B.* hier vorzüglich zu Hause ist.

Der Vf. zeigt auch durch das ganze Werk, dafs er nicht nur in den besten neuern deutschen, sondern selbst in den alten classischen und den in neuern fremden Sprachen abgefafsten Werken eine starke Belesenheit besitzt, und wird seinen Lesern durch Anführung derselben sehr nützlich.

Auch darf dieser Vorzug seiner Schrift vor vielen andern der Art nicht übergangen werden, dafs meistens die lateinischen, französischen und italienischen Benennungen der Kunstausdrücke mit angeführt werden.

Da der Vf. mit wahrer, nicht blofser Scheinbescheidenheit eine aufrichtige Prüfung von seinen Beurtheilern verlangt; so wollen wir zum Beweise, dafs wir seine Arbeit gewifs nicht zu den Ueberflüssigen zählen und sie mit Aufmerksamkeit durchgegangen sind, auch einiges anführen, was wir besser ausgearbeitet gewünscht hätten.

Wir finden z. B., dafs viele Worterklärungen entweder zu viel oder zu wenig enthalten, oder doch nicht so deutlich abgefafst sind, dafs ein Lehrling oder Unkundiger sich daraus unterrichten könnte. Selbst das *Buchhalten* ist nicht nach unserm Wunsche erklärt und die Beschreibung desselben ist bey aller Weitläuftigkeit doch nicht genügend. *Abandonirung heifst*, nach seiner Erklärung, *im Seerechte die Ansprüche, die der Kaufmann* (welcher, der Versicherer oder der Versicherte?) *auf ein gestrandetes Schiff oder auf die aus demselben geretteten Waaren hat. Ueberhaupt findet dieser Ausdruck bey allen im Seehandel üblichen Actionen und Foderungen statt.* Man sieht wohl, dafs Hr. *B.* hier von den Rechten spricht, die der Versicherer an die abandonirten Güter hat. Wie verworren und undeutlich drückt er sich aber hier aus? Warum erklärt er nicht lieber zuvor das Kunstwort: *abandoniren*, welches er ungefähr auf folgende Weise seinen Lesern hätte deutlich machen können. *Abandoniren* heifst Verlafsen, Ueberlafsen, Verzichtleisten eines Kaufmanns auf seine Waaren oder auf sein Schiff, das er hat versichern lassen. Wenn nämlich von einem Schiffe nach einer gewissen Zeit (diese Zeit ist nach Beschaffenheit der Reise verschieden) gar keine Nachrichten eingehen, oder wenn man die sichere Nachricht von seiner Verunglückung hat; so *abandoniret* solches der Versicherte auf eine feyerliche Weise dem Versicherer und fodert von ihm die versicherte Summe, die dieser auch zu bezahlen schuldig ist. Hiebey hätte allenfalls noch angeführt werden können, dafs z. B. in Amsterdam ein Schiff, das nach Grönland oder der Strafse Davids geschickt worden, abandonirt werden kann, wenn sechs Monat nach der Rückkunft des letzten Schiffes keine Nachrichten von selbigem eingelaufen sind. Ferner dafs Schiffe, die nach der Bar-

barey, den canarischen Inseln etc., von welchen man in sechs Monat nach ihrer Abreise, oder von Schiffen, die weiter segeln, von welchen man in einem Jahre keine Nachricht erhalten hat, für verloren geachtet und abandonirt werden können. *Abschreiben in Banco, nämlich die Wechsel und Bankfoderungen bey der Bank abschreiben lassen.* Kann diese Erklärung von einem verstanden werden, der nicht schon ohnehin recht gut weifs, was *in Banco abschreiben* heifse? Rec. würde lieber sagen: wenn jemand eine Schuld in Bancogeld zu bezahlen hat; so giebt er eine schriftliche Anweisung auf die Bank, wodurch selbige berechtiget wird, die angewiesene Summa von seinem Folio *ab* und auf das Folium seines Gläubigers *zu* zuschreiben. Wenn dies geschehen ist: so kann der bisherige Debitor zu seinem Creditor sagen: ich habe die in Frage begriffene Summa *abschreiben* lassen, und dieser kann sich von der Wahrheit dieser Aeufserung überzeugen, wenn er die Bancobücher nachschlagen und untersuchen lafst, ob ihm die Summa *zugeschrieben* ist. Damit aller Betrug durch Nachahmung der Handschrift sicher vermieden werde, mufs z. B. in Hamburg der Debitor selbst diese Anweisung in die Bank bringen, oder sie durch einen hinlänglich Bevollmächtigten, den er ein für allemal selbst der Bank vorgestellt hat, hinschicken. In Venedig aber geht man so weit in dieser Vorsicht, dafs sowohl der Debitor als der Creditor allemal persönlich in der Bank erscheinen müssen.

Actien. Von diesen heifst es, dafs in *Hamburg*, Amsterdam und London ein erstaunlicher Handel damit getrieben wird. Hamburg treibt aber bekanntlich, verhältnifsmäfsig gegen seine übrigen grofsen Geschäfte so gut als gar keinen Handel mit Actien und Staatspapieren. Dagegen hätte *Kopenhagen* allerdings erwähnt werden sollen.

Assecuranz, Assecuranzhandel, ist der schriftliche Seecontract, (?) den zween (zwey) *oder mehrere Personen mit einander schliefsen, allen Seeschaden oder Verlust, den der Versicherte leidet* etc. etc. — Wie kann jetzt schon bestimmt etwas von dem *Versicherten* gesagt werden, da dies Wort noch nicht erklärt, und auch auf seine Erklärung nicht hingewiesen wird. Warum wird die Assecuranz nur auf Seeschaden eingeschränkt; kann man nicht Häuser, Mobilien, Waaren, ja das Leben der Menschen assecuriren lassen?

Bey den *Avanturiers* hätte statt 1566 das Jahr 1612 angegeben werden sollen, Damals erhielten solche erst einen dauerhaften Aufenthalt zu Hamburg. Auch verdiente bey dieser Gelegenheit bemerkt zu werden, dafs Hamburg sonst einen sehr wichtigen Activhandel nach England trieb, und dafs die Königin Elisabeth, welche solchen gerne ihren Unterthanen in die Hände spielen wollte, diese Compagnie errichtete, und sogar mit Strenge, vorzüglich zu Hamburg, ihre Aufnahme zu befördern suchte.

Der Artikel *Bank* ist sehr unordentlich. Er enthält manches Ueberflüfsige, als das Räsonnement über die englische Bank, (welches noch obendrein falsch ist,) und vieles Nöthige fehlt darin. Freylich ist dieser Artikel einer der schwersten; aber auch über keinen ist so vortrefflich vorgearbeitet, vorzüglich in dem classischen Werke des Prof. *Büsch* vom Geldumlaufe, mit dem unser Vf. doch sehr bekannt zu seyn scheint. Da Hr. B. eine Encyklopädie und kein blofses Lexicon schreiben wollte; so hätte ein so wichtiger Artikel eine eigene Rubrik verdient, worin er verhältnifsmäfsig vollständig abgehandelt worden wäre. Die Kunstwörter hätten so, wie sie in der Ordnung vorgekommen wären, gehörig erklärt und mit Beyspielen erlautert werden sollen und in ihrer respectiven alphabetischen Ordnung blofs angeführt, aber immer auf die Hauptabhandlung verwiesen werden können; so hätte Klarheit und Vollständigkeit dabey gewonnen und der Raum vielleicht wenig oder nichts eingebüfst. Von Zettelbanken ist die Rede gar nicht. Diese hätten doch allerdings einer kurzen und bestimmten Erwähnung um so mehr verdient, da doch einmal von der Londner Bank die Rede war.

Unter dem Artikel *Calculation* hätte bey der Wechselarbitrage wenigstens noch Ein Exempel angeführt werden müssen, das vortheilhafter oder minder vortheilhaft als das angeführte ausgefallen wäre, damit man deutlich daraus ersehen könnte, wie der Kaufmann durch das arbitriren zur Wahl des vortheilhaftesten Weges geleitet werde.

Bey vielen Artikeln lafst Hr. B. sich nur auf sehr kurze und unbefriedigende Erklarungen ein, und verweifet die Leser auf vollständigere *Werke*. Nur durfte er freylich seinem Plane gemäfs nicht zu weitläuftig werden, und mufste manchen Artikel, der wohl eine ausführliche Erörterung verdiente, nur kurz abfertigen. Da es aber auch zu demselben Plane gehört, die ausführlichen gröfsern Werke entbehrlich zu machen; so hätte er auch nicht lediglich auf sie verweisen dürfen. Auch vermissen wir viele Artikel sehr ungerne, als: *Carte Blanche, Blanket, Gold, Goldgewicht, Gran, Grän* u. a. m.

Die Absicht dieses Tadels, den die Unparteylichkeit uns abzwang, ist übrigens keineswegs den Werth dieses im ganzen nützlichen Werks herabzusetzen, im Gegentheil sehen wir der Erscheinung des zweyten Theils mit Verlangen entgegen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Jansen: — *Oeuvres diverses de J. J. Barthelemy.* l'an 6me. T. I. 349 S. T. II. 477 S. 8.

Voraus schickt der Herausgeber das *Eloge de Barthelemy.* Es zeichnet sich von den beiden andern Elogien, sowohl vor demjenigen, welches *Nivernois*, als vor demjenigen, welches *Lalande* dem berühmten Vf. des Anacharsis widmeten, sehr vortheilhaft aus. Die französische Revolution war dem Barthélemy äufserst verhafst; sie raubte ihm das Glück des Lebens, und ergriff ihn mit tödtlichem Gram.

Der

Der erſte Band ſeiner nachgelaſſenen Schriften enthält: *Traité de morale*, in vier Abſchnitten. Der erſte Abſchn. handelt von der Religion; der zweyte vom Vaterlande; der dritte von den Pflichten gegen die Aeltern; der vierte von den Pflichten gegen Freunde. Ein unbedeutendes Werkchen. Er ſchrieb es zur Erbauung des jungen Auriac. Sehr altgläubig und frömmelnd iſt der Abſchnitt über die Religion. Ein Roman, *Carite et Polydore*; vorgeblich aus dem Griechiſchen; darum aber nicht weniger froſtig. Ein komiſches Heldengedicht: *La guerre des Puces*, voll kühner Erfindungen, in begeiſterndem Tone. Er ſchrieb unter den Augen der angebeteten Herzogin von Choiſeul. *Kritiſche Abhandlungen.* Ohne den Namen des Vfs. ſind die mehrern in dem Journal des Savans und andern Journalen abgedruckt. Ruinen von Palmyra; Ruinen von Balbek; Alterthümer aus dem Herculan; Herakleiſche Inſchriften; Schaumünzen auf den Marcus Antonius; ruhmvolle Anzeige von Winkelmanns Werken.

Der zweyte Band beginnt mit einem äuſserſt intereſſanten Briefwechſel zwiſchen Barthélemy und dem brittiſchen Geſandten Stanley über die Art und Weiſe, wie bey den alten Völkern, beſonders bey den Römern kriegeriſche Ausbeuten waren vertheilt worden. Die Unterſuchung iſt zugleich politiſch und kritiſch-hiſtoriſch. Gewöhnlich kam der eine Theil der Ausbeuten dem Staate zu; der andere dem Heere; der dritte den Feldherren; der vierte und wichtigſte den Göttern. Den Göttern widmete Ageſilaus den Zehnten. (Plutarch. in Ageſil. f. 606. Xenophon. in Ageſil. c. I. S. 15.) Im Vorbeygehen bemerken wir, daſs auch die morgenländiſchen Sieger den Zehnten an die Prieſter entrichteten, z. B. Cyrus und auch Abraham (I. Moſ. XIV, 20.). *Fragmente einer literariſchen Reiſe durch Italien.* Der Vf. machte die Reiſe in den Jahren 1755 u. 56 auf Unkoſten der Regierung. Er beſchreibt: 1) die Alterthümer in dem mittägigen Frankreich; die Ruinen von Taurantum bey dem Meerbuſen Baumelles in der Provence; verſchiedene Werke von Puget; die erhobenen Arbeiten an einem antiken Grabmale bey der Kirche von Torrona. „Es iſt das Grabmal des „Aelius Sabinus. Er ſtarb in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre. Auf dem Grabſteine erblickt man „unter andern die Figuren des Caſtor und Pollux; „bey der erſten Figur die griechiſchen Worte: *Tharſei kai eugenei*; bey der letzten: *Oudeis athanatos.* „Vielleicht, fährt Barthélemy fort, hatte Sabinus „noch einen Bruder, der ſich zum Andenken ihrer „Freundſchaft auf dem Grabſteine unter Caſtors Figur darſtellen lieſs. Auf der Rechten des Altars „beobachten zwey geflügelte Genien den Kampf eines Hahnes mit einem andern Thiere. Der Hahn „liegt beſiegt. Wahrſcheinlich ſind die beiden Genien die Sinnbilder des Lebens und des Todes. „Der Hahn iſt Sabins Sinnbild. Zur Linken des Altars ſpielen zwey andere Genien mit Würfeln; derjenige, der verloren hat, wiſcht die Thränen vom „Auge; der Sieger deutet lächelnd mit dem Finger „auf ſeinen Würfel.“ Reiſe von Piazenza nach Bologna. Beſchreibung einiger Gemälde des Corregio, Raphael, Guido. Kurze Beſchreibung der Gallerie von Florenz. Zweyte Reiſe von Florenz nach Rom. Intereſſante Bemerkungen über etruskiſche Alterthümer. Bemerkungen über das Pantheon; über die Bäder des Titus; über einige Monumente in Rom. Reiſe von Tuſculum nach Paläſtrina. Merkwürdige Moſaiken. Sie ſtellen allegoriſch eine Reiſe Hadrians nach Aegypten vor. Nachgrabungen im Herculan. Von dem antiquariſchen Cabinette in Portici. Bemerkungen über das Gewölbe von Suſa. *Betrachtungen über einige mexikaniſche Gemälde.* Die Gemälde ſind zwar reich und belebt, hin und wieder aber wird dasjenige, was an den Figuren mangelhaft iſt, durch conventionelle Zeichen erſetzt. Die Geſandten des Montezuma bedienten ſich in den Unterhandlungen mit Cortez der Bilderſchrift. Eine Menge mexikaniſcher Bücher in Bilderſchrift lieſs der Biſchof Zumaranga unter dem Vorwande verbrennen, daſs ſie aus magiſchen Charaktern zuſammengeſetzt wären. Barthelemy liefert Proben von der Ueberſetzung ſolcher Hieroglyphen. *Inſtruction auf die Reiſe nach Peru* für Hn. Dombey. Sehr wünſchenswerth findet der Vf. ein Wörterbuch zur Vergleichung ſowohl der verſchiedenen amerikaniſchen Sprachen unter ſich, als mit der Otahitiſchen. Vorſchlag an die Commiſſion, welcher im J. 1792 die Fürſorge für alte Denkmäler war anvertraut worden. *Verſuch einer neuen römiſchen Hiſtorie.* Roms fabelhafte Geſchichte von Troja's Zerſtörung bis zum Tode des Romulus. Unter des Vfs. Zauberſtile bekömmt das ſonſt ſo trockene Skelet Geiſt und Leben. *Fragment eines Werks über die Numismatik.* 1. Abſchn. Schaumünzen der griechiſchen Könige. 2. Abſchn. Metall, in welchem ſie geprägt ſind. 3. Abſchn. Sprache der Inſchriften. 4. Abſchn. Legenden. *Inſtruction auf die Reiſe nach Neapel und Sicilien für Hn. Houel*, Hofmaler. Anzeige der phöniziſchen Schaumünzen zwiſchen Palermo und Agrigento. *Memoire über das königliche Medaillencabinet.* Claſſification ſeiner Reichthümer, und Vorſchläge zu ihrer Vermehrung. Barthélemy's Rede bey ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie den 25. Auguſt 1789. Zum Andenken ſeines Vorfahren, Beauzée. Eine ſehr intereſſante Epiſode macht in dieſer Rede die Entfaltung des wohlthätigen Einfluſſes aus, mit welchem die Typographie beſonders auch auf die politiſchen Angelegenheiten einwirkt. Beantwortung dieſer Rede von dem Ritter Boufflers. Ein ſehr wahres Eloge auf Barthélemy, in bezauberndem Stile. *Verſchiedene literariſche Briefe.* Ueber die ſamaritaniſchen, ägyptiſchen, chineſiſchen, griechiſchen Sprachen, Alterthümer, Gebräuche; über verſchiedene Schaumünzen, Steine, Grabmäler. In einem Schreiben an Hn. Dutens erwähnt der Vf. der *Lettres athéniennes*, welche ihm nach dem LXXXII. Vol. des *Monthly Review* bey dem *Voyage du jeune Anacharſis* ſollen zum Muſter gedient haben. „Die

„athenienſiſchen Briefe waren von einigen Studiren„den in Cambridge zuerſt im J. 1741, und hernach „im J. 1782 gedruckt worden; jedoch ſehr wenig „Exemplare, und nur zum Privatgebrauche für eine „gelehrte Geſellſchaft. In den Briefen unterhält „Cleandes, ein perſiſcher Agent zu Athen, während „des peloponeſiſchen Krieges, einen Briefwechſel „theils mit den Miniſtern des groſsen Königs, theils „mit verſchiedenen Particularen. Er beſchreibt „in ſeinen Briefen die Beſchaffenheit der griechi„ſchen Staats- und Kriegskunſt, der Philoſophie „und der Sitten; ſeinen Umgang mit Perikles, Aſpa„ſia, Alcibiades, Cleon, Sokrates, Thucydides u. a.“ Barthélemy verſichert, dafs er dieſes claſſiſche Modell nicht vor Augen gehabt habe. — *Von den Rechten, welche ſich vormals die alten Metropolen über ihre Colonien anmafsten.* Ihr Verhältnifs glich dem zwiſchen Vormündern und Mündeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Wien*, b. Camesina: *Ueber die Abſtammung der Deutſchen.* — Ein Nachtrag zu Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Von *Joh. Bobor*, D. der Theologie und öffentlichem Lehrer der morgenländiſchen Sprachen, und der bibliſchen Auslegungskunde auf dem k. k. Lyceum zu Olmüz. 1798. 91 S. 8. (9 gr.) Dafs die perſiſche Sprache mit der deutſchen ſehr viele und zwar Wörter von der erſten Bildung gemeinſchaftlich hat, iſt eine alte Bemerkung vieler Gelehrten, welche daraus nicht mit Unrecht auf eine Verwandtſchaft beyder Völker ſchloſſen. Auch Hr. *B.* machte dieſe Bemerkung, und da noch Herodots bekannte Stelle, in welcher *Germani* als ein Stamm der Perſer aufgeführt werden, ſeine Muthmafsungen verſtärkte: ſo ſuchte er durch tiefere Unterſuchungen der Sache näher auf die Spur zu kommen. Er glaubt nun mit ſeinen Sätzen im Reinen zu ſeyn, und legt die Auseinanderſetzung derſelben dem Publicum in die Hände. Folgendes iſt das Skelet von dem Gange ſeiner Unterſuchungen. — Die Germanen ſind ein eingewandertes Volk, wenn es gleich Tacitus nicht zugeben will; und ſie ſind von Oſten her eingewandert. Alle nordöſtlichen Länder von Europa und der ganze Norden von Aſien waren aber mit Scythen beſetzt, folglich iſt Deutſchland von ihnen bevölkert worden. Dafs die Germanen ſehr weit gegen Oſten reichten, zeigt ſich ohnedem aus dem Strabo, welcher ſie bis zum Dnieper hinführt, aus Ptolemäus, welcher Sythi und Safones, alſo unſtreitig Germanen, im heutigen Sibirien kennt, und aus Ammian, der die Gothen über den ganzen Pontus Euxinus verbreitet. Dieſe hohe natürliche Wahrſcheinlichkeit erhebt ſich zur Gewifsheit durch die auffallende Aehnlichkeit im Körperbaue und in den Gewohnheiten. Denn die Alanen nennt Ammian Maſſageten, die Maſſageten erklärten aber alle alten Schriftſteller für Scythen; da nun die Alanen faſt lauter groſse ſchöne Leute mit halbgelbem Haare und ſtierem Blicke waren, und bey den Germanen des nämliche allgemein bekannt iſt: ſo läfst ſich die Verwandtſchaft unmöglich bezweifeln. Ferner heifsen bey Ammian die Perſer ebenfalls Scythen (denn wenn Valeſius glaubt, dieſe Benennung paſſe eigentlich nur für die Parther, welche die ſpätern Römer freylich ſehr oft Perſer nannten, ſo betrügt er ſich ſehr). Sind ſie nun Scythen, ſo ſind ſie mit den Germanen verwandt, welches abermals aus ihrem Körperbau, ſo wie aus ihren Einrichtungen, noch einleuchtender wird. Ammian nennt ſie *groſs* und wohlgewachſen (*graciles pene ſunt omnes*); ſie liebten die Jagd, gingen vor Alters halb nackend; ſchätzten nächſt der Tapferkeit am meiſten den Mann, welcher viele Kinder hatte; ihren Königen folgte eine eigene Art von Begleitern als Leibwache; ſie nahmen keine Götzenbilder an, und unterhielten für die Sonne weifse Pferde. Gerade ſo hielt dies auch der Deutſche. — Wenn alle Sätze des Vfs. erwieſene Wahrheit wären, ſo dürfte der Schluſs nicht heifsen: alſo ſind Perſer und Deutſche unmittelbare Verwandte; ſondern: beide ſind Abſprölslinge von dem groſsen Stamme der Scythen. Aber dann ſieht es freylich mit der Sprachverwandtſchaft gefährlich aus. Hat ſich dieſe ſchon zu ſo weit entfernten Nebenzweigen ſo ähnlich erhalten, wie nahe mufs ſie erſt mit dem gemeinſchaftlichen Hauptſtamme ſelbſt ſeyn. Leider findet ſich aber im ganzen Norden der bekannten Erde keine Sprache, welche ſich nur einigermaſsen mit der Deutſchen wollte zuſammen paſſen laſſen; und Hr. *B.* wird doch nicht ſo unbarmherzig ſeyn anzunehmen, der ganze unermeſsliche Scythenſtamm ſey von dem Antlitz der Erde vertilgt worden. Ueberdies hat auch wohl Hr. *B.* indeſſen ſchon ſelbſt überdacht, dafs Herodot, welcher Scythen aus eigener Erfahrung kannte, ſie blos über dem Pontus Euxinus zu finden wufste; dafs aber die ſpätern überall Scythen hinſetzten, wo ſie im Norden von nomadiſchen kriegeriſchen Völkern hörten. Er wird einſehen, dafs Ammians Zeugniſs, wenn er in ſo groſser *Entfernung der Zeit* von den Alanen als Maſſageten ſpricht, kein gröſseres Gewicht haben könne, als wenn wir ſie z. B. von tatariſcher Abkunft erklären; und wenn die Alanen ſcythiſche Leute waren, der Name deswegen nicht auf alle übrigen Scythiſchen Mitbrüder dürfe ausgedehnt werden, von denen ältere Schriftſteller nicht immer ſehr reizende Gemälde liefern. Unterſchied ja Tacitus vorzüglich hiedurch die Germanen von den benachbarten Sarmaten, dafs jene reinliche Leute waren und feſte Sitze hatten, dieſe aber als ſchmutzige Nomaden das Land durchzogen. Nach des Vfs. Annahme ſind aber die Sarmaten ſo unſtreitig Scythen, als die übrigen Bewohner der Nordländer. Er hätte auch nicht *gracilis* durch groſs und wohlgewachſen überſetzen; und zu den aufgeſtellten Aehnlichkeiten nicht ſolche wählen ſollen, die faſt jedem rohen Volke gemeinſchaftlich ſind, z. B. Liebhaberey der Jagd; oder völlig unpaſſende, wie z. B. die gewählte Garde eines mächtigen deſpotiſchen Herrſchers der Perſer, und den freywilligen Kriegsbegleitern eines deutſchen Anführers, für den der Römer den Titel *rex* gebrauchte, der aber im Grunde nichts weniger als befehlen durfte. Endlich hat es mit den Sitten der Perſer noch die eigene Bewandtnifs, dafs wir nicht entſcheiden können, ob die oder jene Gewohnheit perſiſch oder ob ſie mediſch iſt, da wir bekannt die ſiegenden Perſer von den bezwungenen, aber ungleich cultivirtern, Medern Kleidung etc., vielleicht ſelbſt einen Theil der Sprache angenommen haben; ſo wie ſie die Deutſchen in faſt allen Ländern annahmen, in welchen ſie durch ihre Eroberungen Sitz und Herrſchaft ſich errungen hatten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. April 1799.

GESCHICHTE.

WEIMAR, in der Hoffmannischen Buchhandlung: *Archiv für die neueste Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinrich Philipp Conrad Henke. Dritten Bandes erstes* bis zum *vierten Stücke.* 1795. 1796. 768 S. 8. mit dem Bilde des Domherrn *Friedr. Eberh. von Rochow.*

Dafs sich diese periodische Schrift an reichhaltigem und wichtigem Inhalte immer gleich bleibe, davon werden sich Leser, welche noch nicht mit derselben bekannt sind, durch die Anzeige dieses Bandes leicht überzeugen können.

Im *ersten Stücke* des *dritten Bandes* stehen folgende Urkunden und Aufsätze: I. *Päbstliche Verdammungsbulle über* 85 *Sätze in den Acten und Decreten der Synode zu Pistoja*, Rom, den 28ten Aug. 1795. Ob wir gleich dieses so merkwürdige Actenstück zur neuesten Geschichte des römischen Hofs eben jetzt auch in *Wolf's* Geschichte der röm. kathol. Kirche unter der Regierung Pius VI. fünftem Bande S. 524 fg. eingerückt finden; so ist es doch immer angenehm, es in gegenwärtiger Sammlung zu lesen. Es ist auch zwischen beiden Ausgaben noch der kleine Unterschied, dafs hier die Bulle selbst ganz im lateinischen Original, dort aber deutsch übersetzt, und nur die verworfenen Sätze lateinisch mitgetheilt worden sind. Sehr richtig sagt übrigens Hr. *H.* von derselben: „sie sey mit der Bulle *Unigenitus* völlig aus Einem Stück, und ein redendes Denkmal der steten Consequenz und Gleichförmigkeit, der Unverbesserlichkeit und Ewigkeit jenes kühnen und künstlichen Systems der Weltregierung, welches die Politik der römischen Bischöfe seit einem Jahrtausende, unter der Begünstigung finsterer Zeiten und glücklicher Umstände, errichtet, immerdar vor Augen behalten, immer fester gegründet, und selbst bey dem offenbarsten Anschein von Unhaltbarkeit, mitten unter den furchtbarsten Gefahren der Zertrümmerung, niemals aufgegeben, vielmehr durch neue Hülfe und Werkzeuge zu stützen gewufst hat; es sey dieses auch nicht etwa die kraftlose Sprache eines lächerlichen Hochmuths; sondern es seyen Grundsätze, Meynungen und Anmafsungen, welche die ganze röm. kathol. Kirche öffentlich und laut anerkenne, genehmige und ehre; wenn es auch in ihr der aufgeklärten und freydenkenden Männer noch mehr gäbe, welche sie im Herzen verwerfen und belachen, und wenn ihnen auch der Beyfall aller Höfe entstehen sollte. In den kaiserlichen Erbstaaten sey zwar dieser Bulle die Publication versagt worden; wahrscheinlich blos aus Hochachtung gegen *Leopolds* II. Andenken, der darin mittelbar für einen Beförderer vielerley Irrlehren erklärt werde; ein solches Verbot sey jedoch noch gar nicht eine Mifsbilligung der darin enthaltenen Behauptungen. Aber das höchste Erstaunen errege es allerdings, dafs der römische Stuhl die gegenwärtige Zeit für reif hielt, um die Regierungsgrundsätze *Josephs* II. und *Leopolds* II. in Kirchensachen feyerlich zu verdammen. Auf die besondern *Qualificationen* eines jeden verurtheilten Satzes möchten wir die Leser noch besonders aufmerksam machen. II. *Markgräflich Badensches Rescript an das Fürstl. Kirchenrathscollegium, die Pfarrbesetzungs- und Promotions-Ordnung betreffend*, vom J. 1794. Es ist genug, zu sagen, dafs es überhaupt genommen musterhaft heifsen kann. III. *Kurze Nachricht von der Streitischen Stiftung für das Berlinische Gymnasium. Büsching* und *Gedike* haben uns schon mit diesem edeln und wohlthätigen Manne bekannt gemacht; aus der Schrift des letztern wird hier ein Auszug gegeben. IV. *Gregoire's Rede im Nationalconvente über die Freyheit der Gottesdienste, nebst seinem Vorberichte und dem Decrete des Convents.* Lesenswürdig an sich, und voll schöner Stellen; was aber die Maximen und Phrasen für Folgen gehabt haben, weifs jedermann. Die Jahrbestimmung fehlt. V. *Merkwürdiges Beyspiel von Censurunfug.* Hr. Superintendent *Nägler* zu Gera versagte im J. 1795. einer theologischen Zeitschrift: Uebersicht der neuesten theologischen Literatur, die Erlaubnifs zum Drucke, „weil sie zu frey geschrieben sey, und die Absicht habe, die Lehre Christi und die Bibel zu vertilgen." Rec. ist selbst öffentlich bestellter Censor; und dennoch wünschte er beynahe ehemals, dafs es überall keine Censur geben möchte, weil sie so leicht die herrlichsten Geistesfrüchte vernichten kann, und wirklich unzähligemal vernichtet hat. Aber in den letzten zehn Jahren besonders überzeugte er sich nicht nur, dafs unbeschreiblich viele Thorheiten aller Art, mitunter auch gefährliche, durch dieselbe zurückgehalten werden; sondern sogar auch, dafs bisweilen Männer von trefflichen Einsichten und edelm Forschungsgeiste, die aber die Welt, in der sie leben, zu wenig kennen, bisweilen eines Winks der Censur bedürftig sind. So ist ihm ein Fall bekannt, da ein solcher Mann eine spöttische Stelle über ein öffentliches Gesetz eines Landes einfliefsen liefs, wo sein Buch gedruckt wurde; der Censor mufste diese Stelle mildern, wenn er sich nicht selbst Verdrieflichkeiten aus-

ausfetzen wollte; darauf beſchwerte ſich der Vf. in einem periodiſchen Blatte, der Cenſor habe ſich eine ungebürliche Freyheit herausgenommen; und er war es doch ſelbſt, der ſich einer ſolchen Freyheit ſchuldig machte.

Dritten Bandes zweytes Stück. I. *Geſchichte der Sicilianiſchen Inquiſition*, von Hn. D. *Friedrich Münter* in Kopenhagen. Dieſes Gericht war ſchon im J. 1224. in Palermo, und *Friedrichs* II. bekannte Verordnungen gaben ihm groſses Anſehen. Bis zum J. 1487. verwalteten es die Dominicaner allein; nunmehr aber entſtand daraus ein königliches Tribunal, die ſpaniſche Inquiſition, welche auch in den Händen der Sicil. Könige die Zwangsmittel wurden, um die mächtigen Stände des Reichs in der Unterwürfigkeit zu erhalten, und den königlichen Deſpotismus auf den Grundfeſten des Aberglaubens unerſchütterlich zu erbauen. Wie in Spanien, verlor auch in Sicilien der Dominicanerorden faſt alle Theilnahme am Inquiſitionstribunal; überhaupt wurden alle Ordensgeiſtliche davon ausgeſchloſſen. Die ſpaniſchen Monarchen ertheilten auch dieſem zu ihrem Beſten errichteten Gerichte viele Privilegia. Im Königreich Neapel aber fand die Einführung deſſelben ſtets den muthigſten Widerſtand, und hierin liegt eine Haupturſache des ſtrengern und kühnern Geiſtes, den dieſes Volk, ungeachtet einer dreyhundertjährigen harten und ſchlechten Regierung, beſtändig erhalten hat; und der zuletzt, da die Regierung ſelbſt auf das öffentliche Beſte nähere Rückſicht nahm, ſehr edle Früchte trug. Aber ſelbſt in Sicilien muſste *Carl* V. (oder der Erſte) jene verhaſsten Privilegien auf mehrere Jahre ſuſpendiren. Dadurch aufgemuntert, erregte das Volk zu Palermo einen Aufſtand wider die Inquiſition, und verbrannte ihren Pallaſt. Doch im J. 1543. ertheilte ihr *Carl* alle ihre Rechte wieder; und ſein Sohn *Philipp* ſah ſich, *wahrſcheinlich durch Verſuche des Volks, ſeine Freyheit zu erhalten*, im J. 1546. genöthigt, dieſes Edict zu beſtätigen. (Warum denn eben dadurch? er hatte ja blutdürſtigen Ketzerhaſs genug.) Der Adel, der mit dem Volke vorher gemeinſchaftliche Sache gegen die Inquiſition gemacht hatte, ſcheint in der Zwiſchenzeit eingeſehen zu haben, wie leicht groſsere religiöſe Freyheit auch zu gröſserer politiſcher führen, und ſeinen über alle Vorſtellungen ausgedehnten Privilegien und Anmaſsungen verderblich werden könne. Daher, und zugleich aus Geiſt der Knechtſchaft kleiner Deſpoten gegen groſse, lieſsen ſich nun viele der erſten Baronen des Reichs zu Familiaren und Beamten des heil. Gerichts aufnehmen. (Aber wenn dieſes, wie der Vf. oben ſagte, zur Unterdrückung der mächtigen Stände von den Königen gebraucht wurde; ſo hatte der Adel weit mehr Urſache, ſich gegen daſſelbe mit dem Volke immerfort zu vereinigen.) Seitdem mordete die Inquiſition in Sicilien wie in Spanien. Aber ſeit *Carl* III., nachdem Sicilien von Spanien unabhängig geworden war, und eigene Inquiſitoren bekommen hatte, wurde ihr Gericht ſelbſt menſchenfreundlicher. *Squillace* und *Tanucci* entkräfteten es; *Caraccioli* lieſs es im J. 1782. ganz aufheben. II. *Beſtrafung und Begnadigung eines grober Verbrechen überwieſenen Predigers im Brandenburgiſchen*, im J. 1793. Sein Abſetzungsurtheil wurde in einen ſcharfen Verweis verwandelt; er ſcheint aber dieſe Milderung nicht verdient zu haben. III. *Vollziehung des Rechtsgutachtens wegen der Studentenorden zu Helmſtädt.* 1795. IV. *Miſſionsnachrichten aus China.* Drittes Stück. Briefe eines Apoſtol. Miſſionars daſelbſt an den Director des Seminariums der fremden Miſſionen zu Paris, vom J. 1792. Bekehrungen und Verfolgungen wechſelten mit einander ab; auch waren neue Miſſionarien und Geldunterſtützungen groſses Bedürfnifs. V. *Neueſte Geſchichte der Epiſcopalkirche in Schottland.* Sie hat unter der jetzigen Regierung ein neues Leben erlangt, und hat ſogar das erſte proteſtantiſche Bisthum in den nordamericaniſchen vereinigten Staaten eingeführt. Im J. 1789. hatte ſie ſechs Biſchöfe. VI. *Auszug aus dem Veranlaſſungsſchreiben der Reichskammergerichtsaſſeſſoren evangeliſchen Theils an das* Corpus Evangelicor., *wegen der in der Froriepiſchen Rechtsſache ergangenen Erkenntniſſe.* Zur Beurtheilung einer Angelegenheit, wo gewifs auf beiden Seiten gefehlt wurde, ſehr dienlich. VII. *Von den Wahlen zu geiſtlichen Aemtern in Hildesheim.* Gewiſſe Unordnungen, die bey dieſen Wahlen vorgingen, wurden im J. 1792. aufgehoben. VIII. *Nachricht von den Sonntagsſchulen in England.* Hr. *R. Raikes*, Buchdrucker zu Glocester, ſtiftete ſie im J. 1784., um der *Ausartung* müſsiger Kinder niedrigen Standes am *Sonntage* vorzubeugen, mit dem glücklichſten Erfolge, unterſtützt und nachgeahmt in mehreren Gegenden. IX. *Bemerkungen über neuere Anſtalten für ſittliche und wiſſenſchaftliche Cultur in Kurſachſen.* Es ſind etwas einſeitige Nachrichten von Verfügungen über gewiſſe Bücher, und vom Leipziger Geſangbuch. Einiges darunter hat ſich ſeitdem etwas verändert dargeſtellt. X. *Irrungen über Einführung eines Katechismus in Schleſien*, 1795. Der Berliner wurde nicht angenommen; aber auch der vom Paſtor *Seidel* zu Charlottenbrunn geſchriebene, nicht. XI. *Vermiſchtes aus London.* Von neuen Propheten, ſonderbaren Faſten predigten, und vom D. *Geddes*, einem röm. kathol. freydenkenden Bibelüberſetzer.

Dritten Bandes drittes Stück. I. *Geſchichte meiner Schulen*, von *Friedr. Eberh. von Rochow*, auf *Reckan.* Aufgefodert von Freunden, beſchreibt Hr. v. *R.* hier die Veranlaſſung und die Schickſale ſeiner wohlthätigen Schuleinrichtungen, welche ſeit dem J. 1772. ihren Anfang nahmen, und nun längſt ſo berühmt ſind, dafs wir ſchon darum aus dieſer ſonſt angenehmen Nachricht keinen Auszug geben. Doch müſſen wir die S. 365 fg. eingerückte Inſtruction für die Landſchulmeiſter, vom J. 1773. beſonders zu leſen empfehlen. In der Kürze iſt darin ſehr viel Gutes, auch über den Religionsunterricht, zuſammengedrängt. II. *Anweiſung für die Lehrer der niedern Schulen, in Städten und auf dem Lande*, wie

der königl. preuſſ. Examinationscommiſſion in Berlin, gedruckt daſelbſt im J. 1794. Mit Recht hat der Herausg. dieſe Inſtruction unmittelbar auf die Rochowſche folgen laſſen, beſonders, um zu beurtheilen, wie weit ſich die Einſichten und Bemühungen eines Privatmannes in dieſer wichtigen Angelegenheit, von den Einſichten und Bemühungen der im beſagten Jahre vom Staate für dieſelbe angeordneten und beſoldeten Männer entfernten. III. *Briefe an die Mitglieder der von dem Baron Schwedenburg geſtifteten Kirche des neuen Jeruſalem*, von *Joſeph Prieſtley*. Birmingham 1791. Unſtreitig eine der lehrreichſten Prüfungen, der unter uns mehr berüchtigten als bekannten Secte; geſetzt, daſs man auch nicht mit allen Meynungen Pr. übereinſtimmen ſollte. IV. *Vermiſchte Nachrichten*. Sie enthalten eine treffende Charakteriſtik des gelehrten und fleiſsigen morgenländiſchen Sprachkenners zu Helmſtadt, *Chriſtoph Auguſt Bode*, geſt. 1796.; die Verbannung des Capuciners *Xaver. Kraſs* aus dem Lande Hildesheim 1796. blos wegen ſeiner Freymüthigkeit in Beſtreitung abergläubiſcher Volksmeynungen und unnützer Andachtständeleyen. Kirchliche Neuigkeiten aus dem Preuſsiſchen und England; etwas von einem ſchlechten hildesheimiſchen Gebetbuche; den Tod des verdienten *Zaupſer*, 1795, und dergl. m.

Dritten Bandes Viertes Stück. I. *Ueber das Verbot einer verbeſſerten Faſten-Andacht in Hildesheim*, 1796. Die Vorſtellung des Vorſtehers von einem dortigen Nonnenkloſter dagegen, iſt ohne Antwort geblieben. II. *Verwahrungsanſtalten der kathol. Kirchenobern in Hildesheim gegen Aufklärung und Kirchenverbeſſerung*. Eine leſenswerthe Entwickelung deſſen, was am Ende des vorhergehenden Stücks nur kurz von dem P. *Kraſs* berührt worden war. Die documentirte Verfolgung des rechtſchaffenen Mannes erregt eben ſo vielen Unwillen, als die häufig eingeſtreueten Proben des plumpen Aberglaubens in jenen Gegenden Eckel verurſachen. In der Anmerkung S. 581. heiſst es bey Gelegenheit mehrerer Ehrennamen der Jungfrau *Maria*: „*Du Königin der Beichtiger!* verſtehe ich nicht; ſoll es Königin der Beichthörer oder der Beichtenden ſeyn?" Keines von beiden; ſondern ein *Beichtiger* iſt im katholiſchen Deutſch ein Confeſſor, oder eine Art von Martyrer. III. *Ein neuer Heiliger, Bernhard von Oſſida*. Dieſen Capuciner Laienbruder, der im J. 1694. im neunzigſten Jahr ſeines Alters geſtorben iſt, ſprach *Pius* VI. im Jahr 1795. ſelig; wie die hier eingerückte Beatificationsurkunde, nebſt beygefügten Perſonalien, bezeugen. Er ſagt, daſs gegen die jetzige verführeriſche, hochtrabende Philoſophie, die ganz ungeſtraft herumſchwärme, nichts dienlicher ſey, als ein ſolches Beyſpiel. Aber wahrhaftig: *Non tali auxilio nec defenſoribus iſtis Tempus eget!* IV. *Kurze Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Wirtembergiſchen Waldenſer*, von *Andreas Keller*, Pfarrer zu Illnau im Canton Zürch, vorher einige Jahre Prediger einer wirtembergiſchen Waldenſergemeinde. Dieſes wird eine erwünſchte Fortſetzung und Ergänzung von des Hn. *v. Moſer* neulich herausgekommenen *Geſchichte der Waldenſer im Wirtembergiſchen* werden. Hier werden zwar dieſe Nachrichten nur bis zum herzogl. Conceſſionsbrief vom Jahre 1699. fortgeführt; ſie enthalten aber doch manches, wodurch ſie ſich von jenem Buche unterſcheiden; auch iſt es angenehm, beide in den Hauptumſtänden und Urtheilen übereinſtimmende Schriftſteller mit einander zu vergleichen. V. *Fürſtbiſchöfl. Regensburgiſche Conſiſtorialverordnung wider die unzüchtige Lebensart der Geiſtlichen*. 1796. Dieſe im lateiniſchen Original hier abgedruckte Verordnung befiehlt, daſs ein Kleriker, der ſich *notoriſch*, auf eine *Aergerniſs* ſtiftende Art, und alſo, daſs er *juriſtiſch überwieſen* worden iſt, mit einer Frauensperſon fleiſchlich vermiſcht hat, ſeiner Beneficien verluſtig werden ſoll. Unter dem erdichteten Namen von Gutachten der theologiſchen Facultäten zu Ingolſtadt, Wirzburg und Göttingen, iſt eine ſcharf geſalzene Kritik über dieſe Verordnung ergangen. Es iſt aber auch über dieſelbe ein Jurisdictionsſtreit zwiſchen dem geiſtlichen Rathe zu München und dem regensburg. Conſiſtorium entſtanden. VI. *Denk- Lehr- und Preſszwang in Kurſachſen*. Wenn man auch einräumt, daſs daſelbſt mehr Bücherverbote ergehen, als nöthig iſt, während daſs eine Menge unverbotener, aber für Sittlichkeit eben nicht vortheilhafter, alter und neuer Schriften ruhig courſirt, ſo iſt doch mehreres in dieſen Nachrichten offenbar übertrieben, auch wohl unrichtig. z. B. was von einer *erkünſtelten Finſterniſs* geſagt wird; und zu ſchreiben: „Ehedem hielt ſich das Oberconſiſtorium viel reiner von allem Einfluſs von oben herab," (S. 717.) zeigt Unkunde der kurſachſiſchen Kirchenverfaſſung. VII. *Vermiſchte Nachrichten*. Darunter ſteht die Anzeige einiger *Flugſchriften franzöſiſcher emigrirter Geiſtlichen*, und eine Nachricht *von der Anſiedelung des Ordens de la Trappe in Deutſchland*; beides in ſeiner Art merkwürdig; wenn gleich nicht empfehlungswerth.

ALTONA, in der Buchhandl. d. Verlagsgeſellſchaft: *Briefe über Frankreich, die Niederlande und Deutſchland*. Geſchrieben in den Jahren 1795. 1796 und 1797. Zweyter Theil. 176 S. Dritter Theil. 176 S. 8.

Das Ueberraſchende mancher Beobachtung, das Leben in den Darſtellungen, die Neuheit einzelner Anekdoten und die Mannichfaltigkeit des Inhalts dieſer Briefe überhaupt, würde ihnen viel Intereſſe mehr geben, wenn es ihrem Vf. (dem Secretär *Kerner* bey der franzöſiſchen Geſandſchaft in Florenz) gefallen hätte, ſich ſeines Gefühls mehr zu bemeiſtern, welches beſonders in den aus den Niederlanden und Holland geſchriebenen Briefen, nur zu oft in ſansculottiſche Aufwallungen aller Art, platten Witz, antiroyaliſtiſchen Bombaſt und groteske Darſtellungen überſprudelt. — In der jetzigen Zeit, wo ſolche längſt zu den Acten der terroriſtiſchen

Raserey'en einiger verschwundenen wilden Schwärmer gelegt, und von der vernünftigen Welt in und ausser Frankreich vergessen sind, traut man seinen Augen kaum, dergleichen noch 1798. gedruckt zu sehen, was auch nicht einmal als Ironie und Persiflage auf jene Zeiten noch erträglich zu lesen ist. Ist dies die Sprache eines gesitteten, das wahre Beste des Ganzen wünschenden Kosmopoliten, oder nicht vielmehr die eines stürmenden Revolutionars? ist diese Sprache consequent, bey dem von dem Vf. so oft bezeugten Abscheu gegen Jacobiner, Terroristen und gegen allen Factionsgeist? — — Im zweyten Theil setzt der Vf. seine Schilderungen verschiedener Volksbewegungen in Paris fort. Wir finden hier den Process der Robespierrschen Satelliten *Barrere, Collot, Billaud, Leonhard Bourdon* u. a. (Es war eine häfsliche Erscheinung, diesen letzten verurtheilten, nachher aber leider! amnestirten, Mörder von Orleans, im vorigen Winter noch einmal wieder aus seinem Winkel hervorkommen, und in Hamburg nach dem Bericht öffentlicher Blätter in der Qualität eines Agenten der französischen Regierung auftreten und handeln zu sehen, welche ihn dahin um seiner während den letzten Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung los zu seyn, doch eigentlich nur in eine Art von Exil gesandt hatte!) — Aufruhr des 12ten und 13ten Germinals, welcher unter *Pichegru's* Aufführung der Nationalgarden, gestillt ward. Der Vf. theilt als Augenzeuge über diesen Vorgang mehrere unbekannte Anekdoten mit; er kämpfte sowohl in diesem Aufruhr als in dem vom 1ten Prairial als Nationalgardist gegen die Bergparthey. — Mehrere Briefe enthalten, ausser einigen Bemerkungen über des Vfs. Privatbekannten, verschiedenes über die Ursachen des damaligen Mangels an Lebensmitteln, über das Assignatenwesen und über das dabey eintretende Verfahren des Convents. — — Der dritte Theil hebt mit Nachrichten von dem Process des scheufslichen, aber kränkvollen, Teufels *Fouquier Tinville* und seiner Mitgenossen an. Der Verdrufs, das Andenken an diese Unmenschen und an die hier ausführlich beschriebenen Greuelscenen vom 1ten Prairial wieder erneuert zu finden, verliert sich erst, wenn man den Vf. auf dem Wege von Paris durch die Niederlande und Holland sieht. Auf der Route nach Valenciennes waren die Wege schlecht, die Postexpeditionen zögernd, die Felder gut bebauet, aber der Mangel an Zugvieh und an arbeitenden Händen, doch sichtbar. — Traurige Spuren der Kriegsverwüstungen und der dadurch angenehm abstechende Anblick des Wohlstandes und der wiedergekehrten Ruhe (?) in den Niederlanden. Die Priester behaupten dort ihre hergebrachten Rechte und Einfluss auf ihren alten Zögling, die Nation. Viele tausend französ. Emigranten sind unter dieser Maske verborgen. — Wahrer Patriotismus (auch wohl in einem gemildertem Verstande des Worts als unser Vf. zum Grunde zu legen pflegt) gedeihet auf diesem Boden so wenig als auf dem Holländischen. In Holland fand der Vf. einen gänzlichen Mangel an literarischer Unterhaltung, einen zögernden Geschäftsgang, grofse Erbitterung der Oranier und Patrioten gegen einander. Die erste Parthey ist stärker an Zahl, die letztere aber hält ihr das Gleichgewicht durch Energie und Thätigkeit. — In einer Note S. 20. u. f. beschreibt eine, wohl nur vorgeblich fremde, Hand, die Begebenheiten des Vfs., der ein Wirtemberger ist und aus Liebe zur Sache der Franzosen, sein Vaterland verliefs, in Paris und auf seinen Reisen durch die Schweiz und Deutschland.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Kiel*, gedr. b. Mohr: *Freye Gedanken des niedersächsischen Edelmanns, nicht Aristocrat, in einem Schreiben an seine Söhne, als Warnung für drey jetzo allgemein im Schwange gehende Meynungen und Winke für Regenten und das Volk.* 1797. 76 S. 8. (5 gr.) Schon der Titel dieser kleinen Schrift, auf welchem man jedoch, nach der Druckfehleranzeige, Blatt und Winke, *auch* Winke lesen soll, flöfste Rec. kein günstiges Vorurtheil für die schriftstellerischen Talente des niedersächsischen Edelmanns ein, und er fand bey Lesung derselben bald, dafs er ihm nicht Unrecht gethan hatte. „Man höret," so fängt er seine Schrift an, „in unsern Tagen über nichts mehr reden und disputiren als über Revolution und deren traurigen oder herrlichen Folgen der Freyheit und Gleichheit. Die halbe Welt hat sich, um ihre Meynung zu behaupten, in drey neue Secten, möchte ich sagen, vertheilt. Sie ist demokratisch, aristokratisch oder monarchisch gestimmt." (Sollen das etwa die „drey allgemein im Schwange gehenden Meynungen," deren auf dem Titel Erwähnung geschieht, seyn? Rec. findet wenigstens nicht, dafs sich der Vf. darüber weiter erklärt habe.) „Ich kenne Leute, die durchaus keinen Widerspruch dulden, mit lauter Machtsprüchen, Guillotine etc. um sich werfen, wenn man mit gemäfsigteren Grundsätzen gegen sie auftritt; völlige Zerstörung der Religion, der Regierung und Stände, ist nur der einzige Gesichtspunct, welchen der grofse Theil, nämlich die Demokraten, benutzen." — „Was Moral, was Tugend? complicirte ein dies hörender französischer Canibal; jetzo müssen wir uns allein damit beschäftigen, diejenigen die Köpfe abzuschneiden, die etc." Auf jeder Seite des Buchs finden sich grobe Construction- und Sprachfehler. Als Veranlassung dieser Schrift giebt der Vf. S. 14. an: „Viele Piecen und Bücher, in welchen manches schon gesagt worden, was ich hier sagen werde, sind zu kostbar, um in eure und jedermanns Hände zu kommen; ein Paar Bogen sind leichter zu haben und zum Gebrauch für euch und jedermann anwendbarer." Des Vfs. politisches Glaubensbekenntnifs, Raisonnement über die Ursachen der Revolution in Frankreich und den Gang derselben, über den allgemeinen Verfall der Religion und die Nothwendigkeit, ihm zu steuern; eine Aufforderung an den Adel, seinen Vorzügen freywillig zu entsagen, und Bemerkungen über die verschiedenen Regierungsverfassungen, alles mit angeführten und zum Theil ausgezogenen Stellen aus Bayle und andern ältern und neuern Schriftstellern durchwebt, machen den Inhalt des Schreibens aus, und beweisen, dafs man, bey gutem Willen, gemäfsigten Grundsätzen und vieler Belesenheit, doch ein schlechter Schriftsteller sein könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Chriſtophori Saxii Oratio honoraria in Legis Regiae Patronos* — habita publice — cum magiſtratu academico ſe quartum abdicaret. 1798. 12 Bogen in gr. 4.

Ob wir gleich den Grundſätzen, aus welchen der Vf. alle monarchiſche Verfaſſungen herabwürdiget, keinesweges beyſtimmen, vielmehr überzeugt ſind, daſs die Fehler, die ihnen hier zur Laſt gelegt werden, nur zufällige Fehler dieſer oder jener Regenten waren, und man nach des Vf's. Art zu ſchlieſsen eben ſo gut die Verwerflichkeit der ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Regierungsform erweiſen könnte: ſo verdient doch dieſe Rede, als Werk der Beredſamkeit ſowohl als der Gelehrſamkeit, eine vorzügliche Auszeichnung. Die Anlage und Compoſition derſelben, die nichts weniger als kunſtreich iſt, wird weit überwogen von der Kunſt, womit der Redner ſeine tiefe Kenntniſs der Geſchichte zur Ausführung ſeines Arguments benutzt hat; und wenn man überdies die feineren Züge der Nebenausbildung aufzufaſſen, und die leiſeren Winke ſorgfaltiger Forſchungen zu deuten verſteht; ſo wird man ſich noch leichter von dem faſt jugendlichen Feuer der Beredſamkeit, womit hier ein vier und achtzigjähriger Greis ſpricht, erwärmt und hingeriſſen fühlen. Manche Uebertreibungen kann man der redneriſchen Amplification *unſers Vf's.* noch eher verzeihen, als etwa einer frühern ähnlichen Rede von *Pet. Burmann* (*in rebus publ. ſuavius vivi, quam in regnis*, in ſ. *Oratt.* p. 110. ſqq. ed. Hag.) weil *Saxe* ſich blos auf die Geſchichte der älteren Staaten, die ſeine Abſicht unterſtützte, eingeſchränkt, auf die neueren hingegen, die ihm den offenbarſten Widerſpruch boten, ſo gut als gar nicht Rückſicht genommen hat. Die groſse Kraft und Fülle des Ausdrucks endlich, womit der Vf. ſeine Geſinnungen vorträgt, wird uns die Dunkelheit, welche hie und da nicht ſowohl aus dem Gebrauche veralteter Worte, als aus zu langen und verſchlungenen Perioden entſteht, und überhaupt an die Chriſtiſche Diſciplin erinnert, ſehr leicht vergeſſen machen. — Als Product der Gelehrſamkeit aber verdient dieſe Schrift theils der neuen Anſichten halber, die der Vf. nicht ſelten durch kurze Andeutungen hiſtoriſcher Gegenſtände eröffnet, theils wegen der nach holländiſcher Sitte beygefügten Noten, worin viele Stellen der Alten erläutert werden, gewiſs vorzügliche Aufmerkſamkeit. — Zuerſt beſtimmt der Vf., was die Vertheidiger und Lobredner des Royaliſmus unter *Lex regia* verſtehen; ſodann ſucht er ihre Meynung vor den Richterſtuhl der Vernunft und der pragmatiſchen Geſchichte zu ziehen, um nicht blos die Schädlichkeit, ſondern überhaupt die Unſtatthaftigkeit derſelben zu erweiſen, und zuletzt macht er von dem allen die Anwendung auf die neu entſtandene bataviſche Republik.

Was den erſten Theil der Rede anlangt, worin der Vf. zu erweiſen ſucht, daſs nie die Uebereinſtimmung des ganzen Volkes ein ſolches Geſetz begründet habe: ſo kann hier der Ort nicht ſeyn, durch Aufführung der Gegengründe, wodurch bekanntlich der *Unterwerfungsvertrag* gerechtfertiget wird, die Stimme des feurigen Redners zu mäſsigen. Wir begnügen uns, ſeinen Ideengang zu verfolgen. Er giebt S. 7. zu, und erweiſet es ſogar aus den hiſtoriſchen Zeugniſſen des Ariſtoteles, Cicero, Tacitus und Juſtinus, daſs zwar die älteſten Völker ihre Könige und Regenten hatten, aber keinesweges Deſpoten, wie ſie, durch Schmeicheley erhoben und ſicher ruhend auf der Indolenz der niedrigſten Knechtſchaft, über Aſien und Europa herrſchten, wie ſie namentlich zur Zeit der römiſchen Monarchie waren, wie ſie (ſetzt der Vf. uneingedenk ſehr glücklicher und weiſer Regierungen, uneingedenk ſeines eigenen Vaterlandes hinzu) noch heut zu Tage ſind, ſondern Männer, welche ausgezeichnet durch Verſtand und Herz, und im ruhigen Gefühl ihrer Kraft, alle übrigen im Volk übertrafen, welche in friedlichen Zeiten die Gerechtigkeitspflege verwalteten und beym Kriege das Heer anführten. Sie herrſchten gewöhnlich über einzelne Städte oder kleine Diſtricte, als Regierer des Volks, nicht als Tyrannen: ihre *Arbitria* waren, wie die älteſten Annalen berichten, ſtatt der Geſetze. Aber auch hier muſs man ſich hüten, den Worten der Alten, welche der Vf. S. 9. genau beſtimmt, die Begriffe der Neuen unterzulegen. Auch hatten dieſe Könige keine Stellvertreter oder Mandatarien der Juſtiz: in eigener Perſon und mit eigener Kraft übten ſie die Pflichten ihres Amtes, namentlich die der Gerechtigkeitspflege, aus. — Umſonſt, führt der Vf. S. 11. fort, ſtützen ſich die Royaliſten (*idoli regii praecones*) vorzüglich darauf, daſs bey den vier Hauptnationen des Orients und Occidents, den Hebräern, Perſern, Griechen und Römern, die *lex regia* entweder durch göttliche Autorität eingeführt, oder durch die Stimme des ganzen Volkes beſtätiget worden ſey. Beiden Behauptungen fehle es an hiſtoriſcher Gewiſsheit: ja wer die

die erſte annehme, der werde in keine geringe Verlegenheit kommen, die oftmals ſo traurigen und ganzen Nationen höchſt nachtheiligen Folgen dieſes Geſetzes mit der göttlichen Sanction deſſelben in Harmonie zu bringen. Hier wird nun zuförderſt, in Hinſicht auf die Hebräer, die bekannte Stelle 1 Sam. VIII, 9., wo Samuel von Gott befehliget wird, das *Recht des Königes* dem Volke zu verkünden, auf eine Art behandelt, die zwar dem Zwecke des Vfs. ſehr angemeſſen iſt, aber nicht gerade von der innigſten Bekanntſchaft mit den Fortſchritten der bibliſchen Auslegungskunde in unſeren Tagen zeugt. — Was die *Perſer* anlangt, ſo erzählt bekanntlich Herodotus (III, 80—83), dafs nach Cambyſes Tode eine allgemeine Berathſchlagung über die Vorzüge, welche jede der drey Regierungsformen habe, angeſtellt, und dafs endlich die Monarchie als die für den Staat erſprieſslichſte anerkannt und gewählt worden ſey. Aber, wendet der Vf. S. 16. ein, auch dieſe Berathſchlagung war blofs von den Grofsen abhängig; die Entſcheidung war blofs ihr Werk.

Noch weniger fand eine ſolche geſetzmäſsige Erhebung eines einzelnen Menſchen bey den *Griechen* ſtatt, wie die Geſchichte der Spartaner, Lakoner und anderer Völkerſchaften zur Genüge zeigt. Auch hier waren keine Monarchen, keine Deſpoten, keine Erbkönige, die nach Willkür gebieten, und nach ihren Launen ſchalten und walten konnten: Hirten des Volkes waren ſie, deren Amt darin beſtand, nach dem Rechte der Natur und den Vorſchriften der Billigkeit vorgefallene Streitigkeiten zu ſchlichten, und auswärtige Kriege zu führen. — Von den Griechen geht der Vf. ſofort mit einer Eilfertigkeit, welche nur durch die urſprüngliche Beſtimmung dieſer Schrift gerechtfertiget werden kann, zu den *Römern* über, bey deſſen er länger und mit einem feſten behaglichen Glauben an die Reſultate längſt abgeſchloſſener, ſehr wichtiger Unterſuchungen verweilt. Man erwarte von dem Redner nicht, dafs er den Faden der gangen Discuſſion vor dem Zuhörer abſpinnen ſoll: aber der Leſer, der ſelbſt in dieſe Unterſuchungen einzugehen verſteht, wird ſich gern durch die zum Theil neuen, zwar nur kurz angedeuteten, aber ſcharf abgewogenen und ſehr gehaltreichen Gründe von neuem überzeugen laſſen, dafs auch bey den Römern die Monarchie keineswegs durch die Autorität des Volkes gegründet, ſondern von den Kaiſern bald durch Liſt, bald mit Gewalt an ſich geriſſen, ſodann fortgepflanzt, allmälich befeſtiget, und immer furchtbarer geworden ſey. Von den älteſten Königen, welche die römiſche Geſchichte aufſtellt, kann (wie der Vf. S. 23. ſehr wahr bemerkt) hier gar nicht die Rede ſeyn: dieſe laſſen auch die eifrigſten Verfechter der unumſchränkten königlichen Gewalt aus dem Spiele, welche ſonſt die römiſche Geſchichte, als das Palladium des Royalismus, den Gegnern vorhalten. Wenn demnach Tacitus (Annal. III, 26.) ſagt: *Nobis Romulus, ut libitum, imperitaverat;* ſo mufs dies von dem Gebote der natürlichen Billigkeit, das dem feſt beſtimmten und geſchriebenen Geſetze vorangieng, verſtanden werden. Alles kommt hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, auf die bekannte *lex regia Romanorum* an, wodurch den Imperatoren die höchſte Gewalt ſoll übertragen worden ſeyn. Ueber dieſen ſo oft behandelten Gegenſtand, der die Meynungen der Gelehrten getheilt hat, theilt hier *Saxe* in bündiger Kürze das Reſultat ſeiner Forſchungen mit, das zwar von *Gibbon's* (*Hiſtory of the decline and fall of the Rom. empire*, chap. 44. §. 8.) und *Beaufort's* (*republ. romaine* To. I. p. 255—274.) Urtheilen im Weſentlichen nicht abweicht, aber doch *durch die Art*, wie es erlangt worden iſt, manche neue Anſichten eröffnet, und manche ſchon von andern gemachte Bemerkung theils beſtätiget, theils zu einer überraſchenden Klarheit erhebt. Denn wenn gleich der Vf. S. 23. in einer literariſchen Note es für hinreichend hält, *Joh. Fr. Gronov's* Rede *de lege regia* (L. B. 1675. 8.) in Anſehung dieſer Materie *inſtar omnium* anzuführen: ſo nimmt man doch bald wahr, dafs er auch die übrigen Schriften nicht blofs geleſen, ſondern in manchen Stellen recht abſichtlich ins Auge gefafst, und ſtillſchweigend widerlegt hat. — In einem ſolchen Falle, wo noch überdies die Kritik alle Urſache findet, ſich der Waffen der Polemik zu begeben, wird ſie ſich wenigſtens das kleine Verdienſt eines Commentators erwerben, und theils durch näheres Zuſammenſtellen der Hauptpuncte, theils durch Einſchaltung der von *Saxe* faſt durchgängig übergangenen literariſchen Notizen das Ganze verſtändlicher machen können.

Dafs, wie *Gibbon* ſagt, die Denkungsart, und ſelbſt die Sprache, der Römer erſt ganz verdorben werden mufste, ehe in *Tribonian's* Gehirn die Vorſtellung eines *königlichen Geſetzes* und einer unwiderruflichen Uebertragung der höchſten Gewalt von Seiten des Volks entſtehen konnte, dieſer Meynung iſt im Grunde auch *Saxe* zugethan, wiewohl er ſie mehr durch kurze Andeutungen und eingeſtreute Winke errathen, als durch ein feſt ausgeſprochenes Urtheil vernehmen laſst. Die Nachricht: *quod principi placuit, legis habet vigorem, utpote cum lege regia, quae de imperio ejus lata eſt, populus ei et in eum omne ſuum imperium et poteſtatem conferat* (*Dig. lib. I. tit. 4. de Conſtitutionibus Principum init.*), auf die ſich hier alles gründet, rührt nicht von *Domitius Ulpianus* her, deſſen Inſtitutionen als die Quelle derſelben genannt werden. Davon zeugen nicht blofs andere ganz widerſprechende Aeufserungen dieſes Rechtsgelehrten, vorzüglich über das *crimen majeſtatis* (*Leg. I. ff. ad Legem Juliam Majeſtatis*), ſondern auch die grofse Unbeſtimmtheit, womit eine ſo wichtige Nachricht ausgedrückt iſt. Man ſieht nicht, wer der *Princeps* ſeyn ſoll: weder der *rogator legis* iſt genannt, noch die Comitien, in welchen dieſes Geſetz durchgeſetzt worden. (*Erneſti ad Tacit.* II. p. 679. rieth auf *comitia curiata* und *legem curiatam*: eine Vermuthung, der ſchon *Beck* in *Epiſt. de lege regia Roman.* p. 18. mit Recht widerſprach, und de-

ren gänzliche Uebergehung in der Saxischen Schrift das Urtheil des Vfs. über diesen Punct genugsam anzeigt), noch ist endlich das Jahr des Consuls angegeben, unter welchem eine so merkwürdige Staatsveränderung vorgefallen seyn soll. So unbestimmt aber auch alle diese Angaben seyn mochten, so war doch nichts natürlicher, als dass eine so günstige Nachricht theils von dem Kaiser Justinian selbst ohne Widerspruch beybehalten (§. 6. *Institutt. de jure naturali gentium et civili*, wiewohl sich auch hier nach S. Meynung, des unkundigen Tribonians Emblem verräth), theils von den Freunden und Vertheidigern der monarchischen Verfassung wiederholt wurde. Bey dieser Gelegenheit führt S. (nach *Ev. Otto's* Vorgang,) eine Stelle des *Aurel. Arcadius Charisius* leg. 1. princ. ff. *de officio praefecti praetorio* an, wo aber doch nicht eigentlich von einer *lex regia* die Rede ist, und wo in den Worten *regimentis rei publicae ad imperatores perpetuos translatis* wohl nicht mehr liegt, als was Florus IV, 3. so ausdrückt: *Augusto summa rerum commissa est.* Wollte der Vf. die Stelle blofs zum Beweise anführen, dass die Kaiser im Besitze der höchsten, ihnen allmälich übertragenen Macht gewesen sind; so liefsen sich vielleicht ausser der S. 28. beyläufig erwähnten, *Dig. Lib.* 1. *tit.* 2. *de Or. Jur. leg.* 2. §. 11., wo *S.* mit Bynkershoek *per patres* st. *per partes* liefet) noch treffendere Stellen aus dem *Corpus Juris* auszeichnen, wie z. B. *Cod. Lib. I. tit.* 14. *l.* 12. *de leg. interpret.* Vorzüglich aber verdienten hier solche Stellen einer Erwähnung, in denen zwar nicht der Name *lex regia*, doch ähnliche Ausdrücke vorkommen, wie *lex Augusti* (*Dig.* L. XL. t. 1. *de manumiss. leg.* 14.), *ex imperii* (*Cod. Lib. VI. tit.* 23. *de Testam. l.* 3.), *majestas imperialis* (*Cod. Lib. I. t.* 14. *l.* 1. *de leg. interpretat.*). Der Vf. berührt blofs das *Augustum privilegium* (aus *Cod.* L. VI. t. 51. *leg. nic. de cad. tollendis* §. 14.), mit dem Zusatze: *quaerere liceat, de coelo, an aliunde, delapsum sit Augustum Privilegium*, den wir, nach Vergleichung der von uns angeführten Parallelen, nicht ganz zu verstehen bekennen.

Diejenigen, welche Ulpians Fragment von dem königlichen Gesetze als ächt und glaubwürdig vertheidigen, wissen sich freylich über die Unbestimmtheit der Nachricht auf mancherley Weise hinweg zu setzen. — Unter dem *Princeps* versteht man (wenigstens heut zu Tage; denn ehedem galten andere Hypothesen, s. *Ernesti ad Tacitum* II. p. 677.) gewöhnlich den Kaiser Octavian: man suchte diese Meynung durch Stellen der Alten zu begründen, aber eine sehr scheinbare Autorität übersah man seither, bey *Tacitus* Annal. I, 9. wo es vom August heifst: *civili Principis nomine rem publicam esse constitutam.* Allein dass diesem Kaiser *von dem gesammten römischen Volke* die höchste Gewalt *mittelst eines Gesetzes* übertragen worden sey, dies kann durchaus durch kein historisches Zeugniss erwiesen werden. Will man sagen, (was *Gronov* a. a. O., *Noodt* in *Orat. de jure summi imperii et lege regia*, p. 776. sqq. in *Opp.* a. 1713. und zuletzt auch *Heineccius* AA. RR. I, 2. 62. sqq. behauptet haben), dass dem August und seinen Nachfolgern die höchste Gewalt mittelst mehrerer *Senatsschlüsse* verliehen worden, und dass diese Schlüsse zusammengenommen, gar wohl den Namen einer *lex regia* behaupten können; so entsteht die natürliche Einwendung, dass dieses doch keine unwiderrufliche Uebertragung von Seiten des Volkes war, und unser Vf. bemerkt S. 29. mit Recht: *illa Scta — aeque minus natura sua et communi hominum sensu Leges, quae solae maximi comitiatus et populi universitatis sunt, nominari possunt, atque Edicta Praetorum et Responsa Prudentum.*

Diesen von *S.* hier aufgestellten Gesichtspunct — einer *historisch falschen* Einführung einer an sich *historisch begründeten* Sache unter dem trüglichen Namen eines *Gesetzes* — muss man, wie uns dünkt, im Auge behalten, wenn man es einmal der Mühe werth hält, die an sich freylich unbedeutende, aber durch schiefe Ansicht der Sache so oft gemissdeutete Frage: ob je ein *förmlicher Volksschluss* die Republik in eine Monarchie verwandelt habe, *nach den Grundsätzen der historischen Kritik* zu beantworten. Mag man auch die Glaubwürdigkeit des republicanisch gesinnten Tacitus, des schmeichelnden Seneca, des oftmals irrenden Dio Cassius, und des in diesem Puncte am wenigsten zuverlässigen Suetonius noch so sehr herabsetzen (unser Vf. berührt diese gewöhnlichen Beschuldigungen der genannten Schriftsteller gar nicht): ihr Stillschweigen über eine so wichtige Angelegenheit, als die Einführung des königlichen Gesetzes gewesen seyn müfste, spricht lauter und entscheidender, als das unbegründete Zeugniss des Tribonianus. Wenn man aber, das letzte zu vertheidigen, anführt, dass wenigstens die *Sache* historisch begründet sey, d. h. dass Augustus und seine Nachfolger alle die Würden und Vorrechte, überhaupt die ganze Macht, welche die *lex regia* ausspricht, wirklich, und zum Theil durch Senatsschlüsse, besessen, und dass nur Tribonian dies alles unter dem unschicklichen, damals unerhörten, Namen eines königlichen Gesetzes zusammen gefasst habe: so wird durch diese Wendung, so gewöhnlich sie neuern Schriftstellern ist (s. *Beck Epist.* p 17. *Günther Hist. juris Romani* p. 234. u. a.), der Streitpunct offenbar verrückt, oder absichtlich in Schatten gestellt. Denn die Frage ist ja eben: auf welchem Grunde beruhet jene Vorspiegelung eines *Volksschlusses?* War ein solcher wirklich, und wann war er vorhanden? Die ganz neuerlich wiederholte Bemerkung, dass er factisch wenig Schwierigkeit gehabt hätte, wird der historische Kritiker gerne zugeben; aber sie kann ihn bey der Entscheidung der Frage nicht leiten. — Uebrigens ist es allerdings wahr, was *Ernesti* a. a. O. p. 678. erinnert, dass unter den folgenden Kaisern der *königliche* Name dem Ohre schon vertrauter ward. (Domitians Beyspiel, der auch in den Urkunden *Dominus et Deus noster* hiefs, konnte zugleich angeführt werden: s. *Sueton. Domitian.* c. 13. und *Instpp. ad Dion. Cass.* p. 1112.)

p. 1112.) Nur darf man dabey nicht vergeſſen, daſs die Kaiſer auch in den Zeiten, wo ſie in den Provinzen als βασιλεὺς βασιλέων verehrt wurden, ſich doch lieber hinter jenes Geſetz verſtecken, als ihre Uſurpation frey zur Schau tragen wollten: durch dieſe Bemerkung laſſen ſich *Bach's* (*Hiſtoria jurispr. Rom.* p. 267.. *ed. Stockmann*) Bedenklichkeiten leicht heben, und die Gründe, welche man noch für die Authenticität der Ulpianiſchen Nachricht vorgebracht hat, fallen von ſelbſt weg.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gſchichte. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menſchengeſchichte für Bürgerſchulen*, von M. *Joh. Chriſti. Dolz.* 1797. VII u. 101 S. 8. (5 gr.) Bey der glücklichen Stimmung unſers Zeitalters, die gelehrten und andern Stadtſchulen auch für die Bedürfniſſe der nicht zum gelehrten Stande beſtimmten Jugend, nach dem Vorgange von Deſſau, Neuruppin etc. zweckmäſsiger einzurichten, iſt es gewiſs eben ſo nöthig als verdienſtlich, nicht nur die Lehrgegenſtände in ſolchen Anſtalten gehörig zu beſtimmen, ſondern auch ſelbſt in praktiſchen Anleitungen den Lehrern und Schülern brauchbare Leitfaden in die Hände zu geben. Das erſte iſt bekanntlich ſchon in ungemein vielen Schulen unſers Vaterlandes im Ganzen dergeſtalt regulirt worden, daſs man theils mehr wiſſenſchaftliche Kenntniſſe in den Studienplan zog, und mehr zum Selbſtdenken anführte, als vorhin üblich war, theils die Erlernung alter Sprachen den künftigen Nichtgelehrten (bekanntlich unter wohl durchdachten Widerſpruche) entweder ganz erliefs, oder doch ſehr erleichterte, und die ſo ſehr verſäumte Mutterſprache grammatiſch lehrte, theils zur rechten Zeit den künftigen Gelehrten und Nichtgelehrten im Unterrichte von einander abſonderte. An das zweyte, an die Leitfaden, wurde dann auch gedacht; aber die Ausführung gelang nur in einigen Fällen: beſonders fehlte es an einem ſolchen Handbuche für den Geſchichtsunterricht in den Bürgerſchulen bisher noch gänzlich. Ein Mangel, der hauptſächlich aus der nicht allgemein gültig entſchiednen Frage entſtand, welche geſchichtliche Kenntniſſe für dieſe Schulen eigentlich gehörten. Einige behaupteten, es ſey ſchon genug, darin die vaterländiſche Geſchichte vorzutragen; andere meynten, man brauche den Vortrag derſelben nur vom weſtphäliſchen Frieden anzufangen; andere dehnten ihn auf die Geſchichte der Deutſchen aus, etwa nach Schröckh; die allgemeine Menſchengeſchichte hingegen fanden ſie alle in dieſen Anſtalten nicht nöthig. Eine zweyte Hauptpartey drang im Gegentheil, mit Vorausſetzung der gehörigen Vorkenntniſſe, auf eine angemeſſene Univerſalgeſchichte. Auch hier fanden ſich Abtheilungen. Doch darüber, daſs der Inhalt dieſes Vortrages vorzüglich aus der Culturgeſchichte geſchopft, und das politiſche nicht Hauptſache ſeyn müſſe, ſchienen die ſämtlichen Parteyen, und wie es ſcheint mit überwiegenden Gründen, übereinzuſtimmen.

Mit Recht hat ſich der Vf. vorliegenden Werks für eine allgemeine Menſchengeſchichte erklärt, und ſowohl in der Vorrede als im 13ten B. des deutſchen Schulfreundes die Gründe ſeiner Wahl ſehr überzeugend angegeben. Man findet hier alſo den Blick vorzüglich auf die Fortbildung des menſchlichen Geſchlechts gerichtet, ohne jedoch die Regentengeſchichte ganz auszuſchlieſsen, wobey der Vf. vorausſetzt, daſs bereits in der Religionsgeſchichte und Geographie ein Unterricht vorhergegangen ſey. Die Geſchichte kann dann füglich in zwey Curſus vorgetragen werden, wie der Vf. mit Sie iſt in ſechs Perioden dargeſtellt, deren Epochen folgende ſind: Erſchaffung der Welt, Moſes, Sokrates, Chriſtus, Carl der Groſse, Reformation. Der Vortrag iſt deutlich und ſtimmt, und der Stoff ſehr zweckdienlich gewählt und geordnet. Rec. geſteht mit Vergnügen, daſs der Vf. ein ſehr brauchbares Werkchen geliefert habe, dem man es nur hier und da noch anſieht, daſs es der *erſte Verſuch* in dieſer Art ſey. Vielleicht ſind folgende Bemerkungen dem Vf. nicht unwillkommen. Zuförderſt wünſchen wir, daſs derſelbe bey einer neuen Auflage, deren das Werkchen mehrere verdient, Chriſti Geburt überall als Zeitbeſtimmung gebrauchen wolle: ſie iſt die ſicherſte und bequemſte. Verſchiedne nicht unwichtige Data ſind übergangen, als eine kurze Nachricht von der Mythologie, und, da des Orpheus gedacht iſt, die Erwähnung des ältern Homerus, deſſen Einfluſs auf die geiſtige und ſittliche Bildung der alten Welt hiſtoriſcher und bedeutender war als der des Orpheus. Daſs Karls des Groſsen Sammlung der deutſchen Lieder verloren gegangen ſey, iſt nicht angemerkt. Auch des Lehnweſens iſt gar nicht gedacht worden. Zudem wurde künftig auf verſchiedene Reſultate neuer Geſchichtsforſchungen Rückſicht zu nehmen ſeyn. So iſt es jetzt, zumal nach Hn. *Wolfs* feinen Unterſuchungen in ſeinen *Prolegomenis ad Homerum*, und nach der dadurch veranlaſsten trefflichen Unterſuchung des Hn. *Böttiger*, ganz entſchieden, daſs die Einführung der Buchſtabenſchrift in Griechenland ins achte, und des Papiers ins ſiebente Jahrhundert vor Chriſti Geburt zu ſetzen ſey: folglich nicht mit dem Vf. ins Jahr d. W. 2490, mehrere Jahrhunderte vor Lykurg (3100). Die allgemeinere Erbauung, Befeſtigung, und Bevölkerung der Städte in Deutſchland wird hier noch dem Kaiſer Heinrich I. zugeſchrieben: daſs dies aber einige Jahrhunderte ſpäter geſchehen ſey, hat Hr. Spittler, unſers Wiſſens zuerſt, mit kritiſcher Schärfe dargethan (Vgl. A. L. Z. 1788. B. II. p. 513. 678. und Nr. 1692). Die Frage: ob Dänemark unter Otto I. eine Zeitlang die deutſche Oberherrſchaft anerkannt habe, konnte hier ganz fehlen: wenigſtens durfte ſie nach Chriſtiani gegen Heſs nicht wohl bejahet werden. Daſs (S. 63.) nur Glarus und Appenzell bey den Unruhen nach dem weſtphäliſchen Frieden bey der katholiſchen Kirche geblieben ſeyen, iſt wenigſtens nicht richtig genug ausgedrückt worden. Ferner ſind folgende Angaben: die berühmte Staatsklugheit Pius VI., die Exiſtenz des groſsen Mogols, der Untergang der Buchdruckerey in Conſtantinopel, wo ſogar vor einiger Zeit noch eine franzöſiſche Zeitung gedruckt wurde, wenn nicht ganz unhiſtoriſch, doch einer ſtarken Einſchränkung bedürftig. Folgende Druckfehler ſind zu verbeſſern: Conſtantinopel wurde nicht 1433, ſondern 14.. erobert, und den Freyheitseid ſchwuren nicht 25000, ſondern 25,000,000 Menſchen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Chriſtophori Saxii Oratio honoraria in Legis Regiae Patronos etc.* —

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Unter dieſen Gründen iſt Einer beſonders merkwürdig, weil ſich dabey die Vertheidiger jenes Geſetzes auf *Saxe's* Autorität ſelbſt berufen konnten. Jetzt verlaſst der würdige Greis die ehemals (*Onomaſt. literar.* I. p. 262.) geäuſserte Meynung, daſs die im 14ten Jahrhundert unter Clemens VI. in Rom ausgegrabene, und unter Gregor XIII. im Capitol aufgeſtellte bronzene Tafel ein ächtes Fragment eines ähnlichen und zuſammenhängenden Senatsſchluſſes enthalte, wodurch dem Kaiſer Veſpaſian das *imperium* übertragen worden ſey. Ohne ſich hier auf die Gründe einzulaſſen, mit denen ſchon *Schook Tract. de quadruplici lege regia* p. 80. ſqq.) *Curtius de Senatu Rom. poſt. temp. reip. lib.* I, 3.) und *van Spaan* (in ſ. *Specimen hiſtor. juridic. de Scto de imperio Veſpaſiani*) die Unächtheit jenes Fragments darzuthun ſuchten, erklärt ſich der Vf. jetzt ſo über die Sache: *Sctum — tam remotae vetuſtatis, qualis ſe Veſpaſiani imperio aequavit, fuiſſe, a me impetrare amplius non poſſum, ut credam. Immo hujuscemodi ſcti formulam conſilio et fallacia Triboniani in gratiam tyrannidis Caeſarum veteri incidi juſſam eſſe veri, parum abeſt, quin ſuſpicer. Varii certe errores, a perſpicacibus hodie Grammaticis* (es ſind die oben von uns genannten) *animadverſi, qui ab audacia mediocriterque cum ingenii, tum antiquitatis ſcientiae Triboniani non multum abhorrent, hanc mihi divinationem ſuggerere potuerunt.* Uns dünkt, man könne den Tribonian von dieſem noch lange nicht hinlänglich erwieſenen Verdachte freyſprechen, ohne jedoch hier einen neuen Grund zur Vertheidigung der vorgeblichen *lex regia* zu finden. Freylich darf man dieſe nicht mit jenem Sctum vermengen, oder daſſelbe (wie nach *Gravina Origg. Jur.* p. 85. *Curtius* l. c. auch neuere Compilatoren gethan haben.) als einen übrig gebliebenen Theil des königlichen Geſetzes betrachten. Sonſt iſt der Verwirrung kein Ende. — Was aber noch überdies die Exiſtenz eines ſolchen Geſetzes überzeugend widerlegt, iſt die ganze Handlungsweiſe der erſten Kaiſer, mit welcher ihre von den Alten uns mitgetheilten Aeuſserungen genau übereinſtimmen. Abgeſchmackt und thöricht wäre, neben einem ſolchen Geſetze, die Anwendung der Kunſtgriffe geweſen, die Auguſtus und Tiberius und ihre Nachfolger ſo fein ausdachten und ſo vorſichtig ausübten, um die Oberherrſchaft an ſich zu bringen und das durch innere Unruhen ermüdete Volk, welches jetzt weder einer gänzlichen Knechtſchaft noch einer gänzlichen Freyheit fähig war, durch die vorgeſpiegelte Herſtellung der republikaniſchen Form für ſich zu gewinnen. Alles dies hat der Vf. aus der Geſchichte treffend erwieſen, und indem er gröſstentheils die Worte der Schriftſteller beybehalten, die zerſtreueten hiſtoriſchen Züge mit vieler Kunſt zu einem Ganzen vereint, in welchem die Reſultate der obigen Forſchungen nicht bloſs wiederholt, ſondern in wenige Puncte zuſammengedrängt und gleichſam auf die äuſserſte Spitze getrieben werden. Gern und mit Ueberzeugung wird man daher dem Endurtheil (S. 34.) beytreten: *Lex regia, quam exiſtimo tum fuiſſe, ortu fuit inſidiatrix et lenis, progreſſione rapax, ſed ingenioſe lenta, eventu tremens et hominum civitati perniciosa. Duobus certe modis perlata fuit, victaque libertas in dominationem vertit: Fraude et vi.*

Das Feuer des Redners ſteigt, indem er ſich in dem Fortgange der Rede gegen die Erbmonarchieen ausführlicher erklärt. Durch das Beyſpiel des attiſchen, ſpartaniſchen und römiſchen Staats bemüht er ſich zu erweiſen, daſs unter allen Verfaſſungen keine ſo dauerhaft und beglückend ſey, als eine wohleingerichtete Republik, von der er jedoch die Ochlokratie ſorgfältig unterſcheidet. Mit grellen Farben, wie man ſie nach der einmal genommenen ſchiefen Anſicht der Sachen hier erwarten konnte, werden daher die Greuel und Uebel der Monarchie gemalt. Zu dieſen zählt der Vf. namentlich unumſchränkte Habſucht — Stolz, ſich über alle Bürger zu erheben — niederträchtige Schmeicheley — eitle Geheimniſsſucht — ausſchweifenden Luxus — drückende Erhöhung der Abgaben und Vermehrung der Kriege. Starker, eingreifender Ernſt wechſelt hier in mehrern Stellen mit treffendem, zuweilen auch etwas pedantiſchem Spott ab: wir können zur Probe nur eine Stelle der letzten Art ausheben, wo von dem Urſprunge und den Anmaſsungen des Adels die Rede iſt: *Mitto quaerere, cur, cum neque publico, neque ſuo omnes mereant equo, neque pauci interdum impedire poſſint, quo minus poſt equitem atra cura ſedeat, nihilo minus ſe Equites nuncupent, aut cur nonnulli magis ſibi titulum Baronis aſſertum velint, a qua nominis ambiguitate ſi boni viri vetuſtae Latinorum ſignificationis meminiſſent, certiſſime abhorruiſſent* u. ſ. w. Ueberall ſucht der Vf. ſeine Behauptungen durch

durch Zeugniſſe alter Schriftſteller zu bekräftigen, um das ſchaudervolle Gemälde der Deſpotie, das er nach ſo vollgültigen Autoritäten aufſtellt, deſto eindringlicher zu machen. Allein ſo ſehr man auch gerade in dieſem Theil der Rede die ungeſchwächte Geiſtesenergie des wackeren Greiſes bewundern muſs: ſo wenig wird ſich der ruhigere Vertheidiger der monarchiſchen Verfaſſung durch die angeführten Gründe überzeugen laſſen. Die Fragen: ob nicht faſt alle hier geſchilderten Uebel ſchon während der freyen Republik in Rom gewüthet haben; ob der Saame dazu nicht ſchon vor der Alleinherrſchaft des Auguſtus ausgeſtreuet worden; ob ſich ähnliche oder gleiche Uebel nicht auch in neuen Republiken vorfinden, wo man mehreren Directoren die Gewalt übertragen hat; warum überhaupt neuere monarchiſche Staaten hier ganz übergangen ſind? — dieſe und andere Fragen bieten ſich jedem unparteyiſchen Leſer von ſelbſt dar, und ihre Beantwortung iſt, wenn man ſie ohne vorgefaſste Meynung unternimmt, ſo leicht und genugthuend, daſs ſie hier bloſs angedeutet werden dürfen. Zuletzt macht der Vf. von dieſem allen die Anwendung auf die Neufranken, *qui* (wie er S. 76. ſagt) *regale civitatis genus, tot antea facilitatis et patientiae radicibus nixum, regum vitiis repudiarunt, ipſique, jam olim a libertate nomen mutuati, prorſus incredibili et heroica virtute toti nunc Europae, aliisque orbis habitabilis partibus demonſtrarunt, quantum interſit inter hominum et Legum imperia, quam praepotens ſit philoſophiae ſanitas* u. ſ. w. Wie ehemals die Vorfahren der Bataver in einer alten Inſchrift (über welche hier S. 78. ff. in einer langen Note eine gelehrte Discuſſion beygebracht iſt) von den Römern mit dem bedeutungsvollen Namen *Fratres et Amici populi Romani* beehrt wurden: ſo werden hier die Neufranken von den dankbaren Batavern *Fratres et Amici populi Batavi* begrüſst; die bataviſche Republik wird glücklich geprieſen, und glücklich die Utrechter Univerſität, welche durch die neue Verfaſſung mehr Conſiſtenz und manche Vortheile gewonnen, deren ſich perſönlich zu erfreuen, der würdige Vf. eine individuelle Veranlaſſung hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf: *Verſuch kurzer praktiſcher Uebungs-Exempel allerley Art, für Schüler, die im Geſange zum ſogenannten Notentreffen oder vom Blattſingen angeleitet werden ſollen.* Ein Pendant zu Hiller's kürzeren und erleichterten Singeanweiſung etc. von *Georg Peter Weimar*, Cantor und Muſikdirector in Erfurt. Ohne Jahrzahl. 110 S. 4.

Mit völliger Ueberzeugung können wir dieſes kleine Buch allen denen, welche Singſchüler im ſo genannten Notentreffen zu unterrichten haben, als zweckmäſsig und vorzüglich brauchbar empfehlen. Der Herausgeber, der die darin enthaltenen Uebungsexempel aus verſchiedenen Werken ſammelte, hat ſich dadurch ſowohl um die Lehrer des Geſanges als um angehende Sänger und beſonders Chorſchüler — für welche bis jetzt in dieſer Rückſicht noch wenig geſorgt war — unſtreitig ſehr verdient gemacht. Denn wenn auch dieſe, groſstentheils gewählten und gehörig geordneten, Uebungsexempel zur völligen Erlernung des Notentreffens noch nicht hinreichend ſeyn ſollten — wie der beſcheidene Herausgeber S. 1. ſelbſt vermuthet: — ſo iſt doch dadurch ſchon viel gewonnen und vorgearbeitet worden. Nebſt den zur Uebung beſtimmten Beyſpielen enthält das vorliegende Buch für manche Cantoren und andere Lehrer des Geſanges auch verſchiedene ſehr nützliche Winke. Wir wünſchen daher, daſs es von jedem, der ein Singchor etc. zu unterrichten hat, als Leitfaden gebraucht werden möge.

Um unſere Leſer mit der Einrichtung dieſes Buches bekannt zu machen, zeigen wir bloſs die Ueberſchriften der einzelnen Abtheilungen und Rubriken deſſelben an. Erſte Abtheilung. 1) Uebungen der Sekunden. (Mit Recht verweilt der Herausgeber hierbey am längſten. Nur vermiſsten wir ungern einige Beyſpiele in der Molltonleiter; obgleich S. 46. ff. auch Exempel in Molltönen vorkommen.) 2) Uebungen der Terzen. (Die zwiſchen einer Terz liegende Sekunde wird nicht übel die Suchnote genannt.) 3) Uebungen der Quarten. (Sollte nicht das Treffen der Quinten leichter ſeyn, und alſo, wie in Hiller's kurzen und erleichterten Anweiſung zum Singen, zweckmäſsiger vorhergehen? Jedoch der Herausgeber erinnert dies S. 27. ſelbſt.) 4) Uebungen der Quinten. (Da ſo wohl die verminderte Quarte als die übermäſsige Quinte zuweilen vorkommt, ſo wäre vielleicht ein Beyſpiel mit dieſen beiden Intervallen nicht überflüſſig geweſen.) 5) Uebungen in Sexten. (S. 29. ſchreibt der Herausgeber: „da die Sexte eine Stufe höher als die Quinte ſteht: ſo laſſe ich ſie auch manchmal durch *erſtere* ſuchen.“ Das unterſtrichene Wort ſcheint bloſs ein Druck- oder Schreibfehler zu ſeyn, und ſoll wahrſcheinlich *letztere* heiſsen. Ob es übrigens rathſamer ſey, die Sexte durch die Terz oder Quarte ſuchen zu laſſen, dies hängt wohl gröſstentheils von der dabey zum Grunde liegenden Harmonie oder von andern zufälligen Umſtänden ab, und laſst ſich daher im Allgemeinen wohl ſchwerlich beſtimmen.) 6) Uebungen in Septimen. (Auch dem Recenſenten iſt das Suchen der Septime durch die Octave bey ſeinen Singſchülern meiſtens beſſer gelungen, als durch die beiden dazwiſchen liegenden Terzen. Aber auch hierbey beruht unſtreitig viel auf der jedesmal zum Grunde liegenden Harmonie.) 7) Uebungen der Octave. (Rec. würde ſeine Schüler dieſes Intervall eher, als die Sexten und Septimen, üben laſſen.) 8) Vermiſchte Exempel. (Daſs Hr. *W.* vor dem Singen ſelbſt jedesmal die Scala desjenigen Tones, woraus das Stück geht, an die Tafel ſchreiben laſst, billigen wir ſehr. S. 39. ff. ſteht ein Beyſpiel aus A moll, und mithin früher, als etwas über die weiche Tonart geſagt worden iſt.) S. 42. Ein kleiner Nachtrag zur Uebung

und

und Aufmunterung. (Beide Beyſpiele ſind ſcherzhaft, und können jungen Sängern allerdings zur Aufmunterung dienen. In Nr. 1. hat der hier nicht genannte Vf. die Namen aller zwölf Monate in Muſik geſetzt. — Wenn das Ein mal eins denn doch vom Anfange bis zu Ende componirt werden ſollte; ſo müſſen wir geſtehen, daſs es der verſtorbene *Ruſt* in Nr. 2. nicht ohne Witz gethan hat.) S. 46. Exempel über die Molltöne. (Hr. *W.* bedient ſich bey ſeinem Unterrichte der Hillerſchen weichen Tonart, mit der übermäſsigen Sekunde auf der ſechſten zur ſiebenten Stufe. Angenommen, daſs dies entſchieden die beſte Molltonleiter ſey, ſo würden wir dem Herausgeber doch gerathen haben, auch einige Beyſpiele zur Uebung der ſonſt gewöhnlichen weichen Tonleiter mit aufzunehmen.) Zweyte Abtheilung. Vermiſchte zweyſtimmige gebundene kanoniſche Sätze. (Es zeugt von des Herausgebers Erfahrung und von ſeinem Beſtreben, möglichſt nützlich zu werden, daſs er nicht nur in dieſe zweyte Abtheilung, ſondern auch einigemal ſchon vorher, zweyſtimmige Tonſtücke mit aufgenommen hat. Denn bekanntlich wird das Treffen der zweyten Stimme den meiſten Sängern ungleich ſchwerer, als wenn die nämlichen Intervalle in der höhern oder Oberſtimme vorkommen.) Dritte Abtheilung. Enthält zwey- drey- und vierſtimmige Canons, (die wir zur Uebung im Treffen etc. ebenfalls ſehr zweckmäſsig finden.)

Schon aus dieſer Inhaltsanzeige erhellet, daſs der Herausgeber bey dieſer muſikaliſchen Beyſpielſammlung methodiſch zu Werke gegangen iſt, und faſt uneingeſchränkten Beyfall verdient. Zum Schluſs noch einige Berichtigungen. S. 7. „Begleiten ſie übrigens alle hier vorkommende Exempel mit der *Violine*, um damit dem Unreinſingen vorzubeugen. *Ich halte* ſie (für) ſchicklicher dazu (,) als ein Clavierinſtrument." In ſo fern Hr. *W.* hier blos vom Verhindern des Unreinſingens redet, kann er Recht haben; allein in anderer Rückſicht, z. B. um das Ohr an Harmonie zu gewöhnen — wodurch das Treffen oft erleichtert, aber auch in manchen Fällen ſehr erſchwert wird u. dergl. halten wir ein Clavierinſtrument d. h. einen Flügel, ein Pianoforte, ein Poſitiv etc. für zweckmäſsiger, und würden daher rathen, nach Umſtänden mit einem ſolchen Inſtrumente und der Violine abzuwechſeln. *Marpurg*, der in vorliegendem Buche immer *Marburg* genannt wird, ſchreibt in der Anleitung zur Muſik überhaupt und zur Singkunſt insbeſondere, S. 24. „Nicht nur um die Schüler in dem genommenen Tone zu erhalten, ſondern auch zugleich um ihnen das Ohr und die Stimme deſto geſchwinder zu bilden, iſt es gut, wenn der Lehrmeiſter dieſelben zu ihren Lectionen *auf einem Flügel* accompagnirt." Was *Hiller* in der Anweiſung zum muſikaliſch-richtigen Geſange S. 27. §. 41. darüber ſagt, widerſpricht der Marpurgiſchen Behauptung keinesweges. *Reichardt* ſchreibt im zweyten Theile der Briefe eines aufmerkſamen Reiſenden S. 92. ſogar: „Nur beyleibe keine Violine, auch ſelbſt in den Händen des beſten Meiſters nicht!" — S. 8. heiſst es: „Die etwas ſchwereren (Uebungsexempel) können ſolfeggirt werden, d. i. auf den Buchſtaben H abfertigen, weil dieſes der wohllautenſte iſt." Aus dieſer beygefügten Erklärung, die S. 13. wiederholt wird, ſollte man glauben, das Solfeggiren geſchehe immer blos vermittelſt des Buchſtabens H; welches aber bekanntlich nicht der Fall iſt. S. 13. Statt 1, 1, 1, 1 etc. würde Rec. lieber durchgängig zählen laſſen: 1, 2, 3. 4, um den Lernenden dadurch unter andern auch auf die ſo genannten guten und ſchlechten Takttheile aufmerkſam zu machen. Ueberdies vergiſst der Anfänger bey mehreren Pauſen leicht, zum wie vielſtenmal er *eins* gezählt oder ausgeſprochen hat. S. 16. „Ich laſſe die Knaben, nach Beſchaffenheit der Geltung der Note, (es iſt nämlich von den Puncten hinter den Noten die Rede,) *allezeit dreye* zählen." Bey kürzern Notengattungen, wie ſie auf derſelben Seite weiter unten vorkommen, und in ſehr geſchwinder Bewegung, dürfte dies wohl nicht möglich ſeyn. S. 33. „Und bey b) gedenke man, was ein Zweyer, Dreyer, Vierer etc. *ſonſt auch Schuſterflecken genannt*, ſey." Hier ſcheint Hr. *W.* zwey ganz verſchiedene Dinge für einerley zu halten. Nicht jeder Zweyer d. h. ein Rhythmus oder Einſchnitt etc. der aus zwey Takten beſteht, iſt auch zugleich ein, von dem verſtorbenen *Riepel* ſpottweiſe ſo genannter, Schuſterfleck. Wir trauen es dem Herausgeber zu, daſs er dies wuſste, und ſich nur nicht beſtimmt genug darüber ausdrückte. — Einige Provincialismen, ſo wie verſchiedene ſcherzhafte und niedrige Ausdrücke, z. B. S. 7. eingeſchlichene *Weiberhacken*; S. 9. *eingeſiedelt*; S. 10. *Juckerey*; S. 11. *Schnifter*; kritiſcher *Borſtwiſch*; S. 14. *Hundetakte*; S. 47. alte *Backſtein-Noten* etc. desgleichen einige Kleinigkeiten in Abſicht auf die Sprache und Orthographie, z. B. S. 8. wegen *dem*; S. 9. den man *den Kindern* (die Kinder) leicht kann ausſprechen *lernen* (lehren;) S. 16. dem (des) Guten zu viel thun; S. 6. 12. etc. *weiſsen*, ſtatt: *weiſen*; S. 6. 13. 15. 16. etc. *Pauſsen*, ſt. *Pauſen* u. a. m. wird man in einem Buche von dieſer Art gern überſehen. Nur hätten wir gewünſcht, daſs in den Uebungsexempeln mit untergelegtem Texte, vorzüglich des ſchicklichen Athemholens und Abſetzens wegen, die Unterſcheidungszeichen . : ; , ! ? ſorgfältiger beygefügt worden ſeyn möchten; als dies S. 21. 22. 25. 27. 33. 50. 61. 64. 72. u. a. m. geſchehen iſt.

Prag und Leipzig, b. Neureutter: *Der ſchwarze Mann und die weiſse Frau oder: Horimir auf Schröckenburg.* Geiſter- und Zaubergeſchichte aus der letzten Epoche der Fehdezeiten in Böhmen. 1797. 398 S. 8. (1 Rthlr.)

Horimir, ein böhmiſcher Ritter, der Held dieſer Geſchichte, ſchlieſst mit dem leidigen Gott ſey bey uns! — denn niemand anders iſt der ſchwarze Mann — einen Bund, durch deſſen Einfluſs er in achtzehn Jahren „hundert Mordthaten theils ſelbſt begeht,

„theils verüben läfst, einhundert fünf und vierzig „Perſonen beraubt, vier und achzig (es iſt eine ſonderbare Sparſamkeit des Vf. daſs er nicht auch hier wenigſtens das hundert voll macht) Mädchen ver„führt, und ſonſt durchgehends ſich einem ausſchwei„fenden ſchwelgeriſchen Leben überläſst!“ Glücklicherweiſe für jeden erzwungenen Leſer ſind dieſe Unthaten nicht alle, ſondern nur eine Quinteſſenz von ihnen dargeſtellt, und jene Aufzählung geſchieht allein im Endurtheil, bey welchem der Schwarze eben den Stab über Horimir brechen will, als die weiſse Frau auftritt und zeigt, daſs Horimir am Ende ſeiner Laufbahn eine bedrängte Schöne, aus dem Harem des Sultans befreyt und mit einer reichen Ausſtattung in ein Kloſter gebracht habe, und daſs dadurch ſein ganzes Sünden-Regiſter ausgetilgt werde. Gegen dieſe fromme Behauptung kann nun Hr. Urian nicht das mindeſte erſprieſsliche vorbringen: er muſs vielmehr ſeine Anſprüche an Horimirs arme Seele gänzlich aufgeben, und es erfolgt hierauf eine ſehr erbauliche Bekehrung des Sünders, durch welche die Befreyung der wandernden weiſsen Frau bewirkt wird, die übrigens eine höchſt unbedeutende Rolle ſpielet. – Ueberhaupt zweifeln wir, daſs es, ſo reich wir an geiſt- und kraftloſen Geſpenſter- und Zaubergeſchichten ſind, ein armſeligeres Product, als das vor uns liegende, gebe! Alles vermiſst man in ihm, was auſser einer Reihe Begebenheiten, in welchen das Ungereimte und Wunderbare mit einander wetteifert, einer Geſchichte durch Anlage und Darſtellung Intereſſe geben ſollte und könnte! ſorgfältig vermeidet insbeſondere der Vf. das Gebiete pſychologiſcher Bemerkungen und Schilderungen; auch nicht entfernt berührt er es. Dieſe Kenntniſs ſeiner Schwächen, die ſich ſelbſt bis zu einer höchſt nachläſsigen Behandlung der Sprache erſtrecken, iſt das Einzige, was bey dieſer Arbeit ihm Ehre macht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Gera*, b. Haller: *De nominibus Graecorum* praefatus — orationculas habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruthenei Prof. Eloqu. 1799. 15 S. 4. Schon der Gegenſtand dieſer Abhandlung iſt theils ſo intereſſant, theils noch ſo wenig bearbeitet, daſs auch eine weit unvollſtändigere Ausführung deſſelben auf den Dank der Alterthumsforſcher gerechte Anſprüche machen könnte. Allein Hr. *St.* hat in der That hier ſo viel geleiſtet, als man von ſeiner bekannten Gelehrſamkeit bey den engen Grenzen eines Schulprogramms nur immer erwarten durfte. Da wir bis jetzo eine zahlreiche Menge Schriften beſaſsen, in denen bloſs von den Eigennamen der *Homer*, zum Theil ſehr ausführlich, gehandelt, die *griechiſchen* Namen hingegen nur hie und da beyläufig berührt worden waren: ſo iſt nunmehr ein guter Anfang gemacht, auch die letzte Materie genauer zu unterſuchen und auf einige Hauptgeſichtspuncte zurück zu führen. Daſs ihr Umfang nicht ſo groſs und vielumfaſſend iſt, als eine vollſtändige Geſchichte der römiſchen Namen, verſteht ſich von ſelbſt. Bey den Griechen war hier alles weit einfacher und faſt ohne Veränderung. Denn von den älteſten Zeiten her hatte jeder Grieche, wie jeder Hebraer, nur einen Namen. Allein da keine *nomina gentilitia* eingeführt waren, und gemeiniglich der Sohn einen andern Namen führte als ſein Vater, ſo muſste man frühzeitig auf einige unterſcheidende Zeichen denken, damit nicht Perſonen aus verſchiedenen Familien, die zufälliger Weiſe einen und denſelben Namen hatten, mit einander verwechſelt würden. Man fügte daher am gewöhnlichſten zu dem Namen des Sohnes den Namen des Vaters, entweder in patronymiſcher Form, z. B. Πηλείδης Ἀχιλλεύς, Τελαμώνιος Αἴας (vorzüglich bey den Poeten, die auch wohl den Namen der Mutter in dieſer Form brauchten, z. B. Μολίονε, Hom. Il. λ. 708.) oder auch ſo, daſs der Name des Vaters, des Groſsvaters oder der Mutter im Genitiv angehängt wurde, bald mit υἱός, παῖς, ἀπόγονος, θυγάτης verbunden, bald, und noch häufiger, ohne dieſe Worte, bloſs mit dem *Articulus praepoſitivus*, wie Ἑρμογένης ὁ Ἱππωνίου, Ἡρῳδότη ἡ Ἀλκαίου, und zuweilen auch ohne den Artikel. Wenn entweder der eigenthümliche Name des Sohnes ſehr bekannt (Πηλείδης, Ἀτρείδης) oder Vater und Mutter berühmter waren, ſo wurde oft jener weggelaſſen, und dafür bloſs die Namen der letzten geſetzt. Merkwürdig iſt es, daſs die römiſchen Schriftſteller, weil bey ihrer Nation die Söhne auch den Namen oder Beynamen der Väter führten, nicht, wie die Griechen, *Herodes Attici*, *Appion Pliſtonicis*, ſondern dafür, nach ihrer Weiſe, *Herodes Atticus*, *Appion Pliſtonices* zu ſagen pflegten. (Die Bemerkung iſt von Hn. *St.* aus *Salmaſii not. ad inſcript. Regillae*, in *Crenii Muſeo philol.* II. p. 137. wiederholt, leidet aber doch, unſers Dafürhaltens, manche Einſchränkung. So konnte z. B. *Herodes Atticus* auch deshalb ſo genannt werden, weil er aus einem Demos in *Attika* gebürtig war, und es iſt nicht einmal gegründet, was Salmaſius a. a. O. behauptet, daſs die Griechen immer Ἡρῴδης Ἀττικοῦ, *niemals* Ἡρῴδης Ἀττικὸς geſagt hätten. S. *Eichſtädts* Note zu *Fabricii bibl. graeca* Vol. VI. p. 4. b.) Nicht immer indeſs bezeichnet der mit dem Artikel angehängte Name den Vater, Groſsvater oder die Mutter der Perſon, deren Namen vorangeht, ſondern zuweilen muſs bey dem Artikel πατήρ oder μήτηρ, zuweilen γυνή, zuweilen ἀδελφός, zuweilen μαθητής, zuweilen ἑταῖρος oder ἀκόλουθος, zuweilen, wiewohl ſelten, φίλος ſupplirt werden. Alles dies hat der Vf. durch einleuchtende Beyſpiele erwieſen, und manche daher entſtandene Irrung zu heben geſucht. Wahrſcheinlich wird er künftig, wenn er dieſe Materie fortſetzt und ſorgfältiger bearbeitet, auch auf die gemeinſamen und unterſcheidenden *Beynamen* der Griechen Rückſicht nehmen, von welchen eine claſſiſche Stelle in Plutarchs Marc. Coriolanus (To. II. p. 70. ed. Hutten.) vorkommt, und über die ſich nach *Barthelemy* (*Voyage du jeune Anacharſis* c. LXVI. To. VII. p. 109. ed. Bip.) noch manches Lehrreiche ſagen läſst. Wir muſsten uns hier begnügen, den Hauptinhalt einer Schrift angedeutet zu haben, deren Werth noch durch mehrere gelegentlich angebrachte literariſche Notizen, welche *Meuſel's* Angaben in der *bibliogr. hiſtorica* und ähnliche Werke ergänzen, ſehr namhaft erhöhet wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg in Preufsen, in Comm. b. Nicolovius: *Erleichterung des Klavierſpielens vermöge einer neuen Einrichtung der Claviatur und eines neuen Notenſyſtems* (.) vorgeſchlagen von *Johann Rohleder* (.) Prediger zu Friedland in Pommerellen im Conitzer Kreiſe. 1792. 44 S. 4. nebſt einer Kupfertafel.

Dieſe kleine Schrift, deren Anzeige durch einen Zufall verſpätet worden iſt, verdient, unſers Erachtens, mehrere Aufmerkſamkeit, als ſie erhalten zu haben ſcheint. Denn ob wir gleich dem Vf. bey weitem nicht durchgängig beyſtimmen, ſo iſt doch mancher Vorſchlag deſſelben allerdings einer nähern Prüfung und Realiſirung werth. Hr. R. legte das Manuſcript vor dem Abdrucke der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin vor, und erhielt darauf die Antwort: „Die vom Hn. Prediger „Rohleder vorgeſchlagene neue Einrichtung des Notenſyſtems und der Claviatur aller Clavier-Inſtrumente würde unſtreitig den Anfängern die Erlernung der Tonkunſt erleichtern. Allein, was für „Bequemlichkeiten oder Unbequemlichkeiten dadurch in der Fingerſetzung, und überhaupt in der Ausübung der Muſik entſtehen würden, läſst ſich nicht aus der Theorie entſcheiden, ſondern müſste ſich aus wiederholten Verſuchen, und einer langen Erfahrung ergeben. Die Einrichtung mit dem beweglichen Stimmſtege iſt ein Verſuch, der vielleicht zu einer vollkommneren Erfindung Anlaſs geben kann. Ueberhaupt beweiſst die eingeſandte Abhandlung den Fleiſs und den Scharfſinn des Verfaſſers etc.“ Da das Ganze nur aus vier Abtheilungen beſteht, ſo wollen wir aus jedem Abſchnitte das richtigſte ausheben, und unſere Meynung darüber beyfügen.

In der erſten Abtheilung ſchlägt Hr. R. eine neue Einrichtung der Claviatur vor, nach welcher die Lage der Taſten, ſtatt der bisher gewöhnlichen:

cis dis fis gis b
c d e f g a h c

die hier folgende ſeyn würde:

cis dis f g a h
c d e fis gis b c.

Man ſieht hieraus, daſs die bisherigen *Untertöne* f, g, a, h, (wie ſich der Vf. ausdrückt,) *Obertöne*, und dagegen die geweſenen Obertöne fis, gis und b *Untertöne* werden. Die wichtigſten Vortheile, welche dieſe veränderte Einrichtung der Claviatur gewähren ſoll, und zum Theil auch wirklich gewähren würde, beſtehen darin, daſs 1) „alle *Gleichtöne* gegen einander *ganze*, und alle *Beytöne* gegen die „Gleichtöne, und umgekehrt, *halbe* Töne ſind.“ Hr. R. nennt nämlich die Untertöne (c, d, e, fis etc.) gegen einander, und ebenfalls die Obertöne (cis, dis, f etc.) gegen einander, *Gleichtöne;* da hingegen, nach ſeiner angenommenen Terminologie, die Obertöne gegen die untern, und umgekehrt die Untertöne gegen die obern, *Beytöne* heiſsen. S. 11. ſagt er: „So lehrt mein Clavier den erſten Anfänger „ſogleich in die Augen und ins Gehör fallend, was „ganze und halbe Töne ſind, wozu auf dem gewöhnlichen Claviere viele andere Vorkenntniſſe erfodert werden.“ Wir begreifen nicht, wie es bey dieſer Einrichtung dem Anfänger ſogleich auch ins *Gehör* fallen ſoll, was ganze und halbe Töne ſind. — Nächſtdem ſehen wir nicht ein, wozu in dieſer Hinſicht auf dem gewöhnlichen Claviere viele andere Vorkenntniſſe erfordert werden. Denn erklärt der Lehrer dem Schüler nur, daſs zwey zunächſt neben einander liegende Taſten — es mögen nun Ober- oder Untertaſten ſeyn — ein halber Ton genannt werden etc. ſo hat der Lernende von den ganzen und halben Tönen einen eben ſo vollſtändigen Begriff, als er ihn nach des Vfs. Methode davon haben kann. Zur genauern Eintheilung der halben Töne in groſse und kleine iſt aber weder die Einrichtung der bisher gewöhnlichen, noch der von Hn. R. vorgeſchlagenen Claviatur hinreichend. Was hingegen, in Anſehung der zu benennenden Intervalle, durch die letzte Claviatur noch auſserdem für Nachtheil entſtehen würde, werden wir ſchicklicher bey der Prüfung des von dem Vf. vorgeſchlagenen Notenſyſtems bemerken. Nur dies erinnern wir bey dem vermeynten erſten Vortheile noch, daſs für den Anfanger, durch die neue Lage der Taſten, wieder mancherley Schwierigkeiten entſtehen würden, wenn er nämlich von einer oder der andern z. B. von der dritten oben liegenden Taſte f, die Benennung der vierten Untertaſte fis etc. herleiten ſollte. Unſtreitig verurſacht es weniger Verwirrung, die Benennung der kürzern (abhängigen) Obertaſten von den ſogenannten unabhängigen (gröſsern) Untertaſten herzuleiten. Zu mehreren Einwürfen gegen dieſen erſten Vortheil fehlt es uns an Raum; wir gehen daher mit dem Vf. weiter. 2) „Die Octa„venleiter iſt in allen Gleichtönen immer eben dieſel-

„bc. Wer auf dem gewöhnlichen Claviere die Octa„venleiter in Dur und Moll aus c und b kennt, wird „fie deswegen nicht fogleich aus d und h, und noch „weniger aus cis und fis treffen, weil er da ftets ei„ne verfchiedne Folge der Claviertöne beobachten, „und, um nicht zu fehlen, ein fehr gutes Gehör „und viele Uebung haben mufs.“ Einige nicht völlig paffende Ausdrücke abgerechnet, wollen wir dem Vf. diefen angegebenen Vortheil nicht ftreitig machen; wenn anders eine völlig gleiche Folge der Taften bey den Tonleitern aller Gleichtöne ein wahrer Vortheil ift, und nicht etwa das augenblickliche Finden der Taften bey Sprüngen u. dergl. erfchwert oder unficher macht. Ein Umftand, über welchen fich nur erft alsdann, wenn man ein Inftrument mit einer folchen Claviatur vor fich hat, mit Gewifsheit entfcheiden lafst. — Unter den noch übrigen drey namhaft gemachten Vortheilen, möchte diefer, dafs „von allen Gleichtönen keiner fchwerer als der andere wäre,“ wohl unftreitig der wichtigfte feyn. Indefs finden doch auch dabey manche Bedenklichkeiten ftatt. Denn felbft dadurch, dafs aus einem Tone fchwerer zu fpielen ift, als aus dem andern, entfteht in Abficht auf Paffagen, Modulation, Charakter u. dergl. eine gewiffe Mannigfaltigkeit der verfchiedenen Tonleitern, fo, dafs es fchwer zu beftimmen feyn möchte, ob durch die gedachte Erleichterung und Gleichmachung im Ganzen mehr gewonnen oder verlohren würde. Ein unleugbarer Vortheil bey der vorgefchlagenen veränderten Claviatur dünkt uns noch der zu feyn, dafs man bequem eine None oder wohl gar eine Decime erreichen, und mithin noch vollftimmiger fpielen könnte, als auf einem gewöhnlichen Claviere. Hr. *R.* fcheint diefen Vortheil felbft überfehen zu haben; wenigftens finden wir ihn nicht namhaft gemacht. — Dagegen würde die Fingerfetzung bey diefer neuen Einrichtung in verfchiedenen Fällen gar fehr erfchwert werden. Denn oft müfste man den Daumen auf eine Obertafte fetzen, oder mit einem Finger unmittelbar nach einander zwey verfchiedene Taften anfchlagen. Beides würde dem guten Vortrage und dem erfoderlichen Zufammenhange aufserordentlich hinderlich feyn. Hr. *R.* meynt zwar S. 32. durch Uebung wäre diefe Schwierigkeit bald zu überwinden; allein hierin können wir ihm nicht beyftimmen. Der Daumen ift, feiner Kürze wegen, durchaus nicht gefchickt, ihn bey ftufenweifer Fortfchreitung auf den Obertaften zu gebrauchen. Selbft bey häufiger Uebung würden doch immer kleine Lücken entftehen, wenn man z. B. nach einer mit dem Daumen angefchlagenen Obertafte den zweyten oder dritten Finger überfchlüge. Gefetzt aber, durch unablaffige Uebung lernte man endlich auch auf diefe Art fo ziemlich rund und zufammenhängend fpielen; fo wäre doch damit in dieler Hinficht immer noch nichts erleichtert, fondern vielmehr erfchwert. — Sodann würde man auch die bereits vorhandenen Tonftücke, vermittelft der vorgefchlagenen Claviatur, fchwerlich fo fpielen können, wie der Vf. wohl aus Vorliebe für feine Erfindung glaubt. Er beruft fich zwar dabey auf fein eigenes Beyfpiel; allein in diefem Falle wird er uns verzeihen, dafs wir fein Zeugnifs allein nicht für vollgültig annehmen. Da allen bereits vorhandenen Clavierinftrumenten eine neue Claviatur verfertigen zu laffen, wie dies ja vorausgefetzt wird, wenn des Vfs. Clavier allgemein werden follte, ift ein Vorfchlag, der gewifs unausgeführt bleiben wird. — Kurz, wir verkennen die gute Abficht des Vfs. keinesweges, glauben aber aus Gründen, dafs er auf diefem Wege feinen Zweck wohl fchwerlich erreichen werde.

In der zweyten Abtheilung fchlägt Hr. *R.* einen neuen Notenplan vor. So leicht der Vf. fich auch die Einführung deffelben denkt, und fo gewifs es ift, dafs diefer Notenplan von einer Seite beurtheilet, — da z. B. jede unterfte Linie im Bafs und Diskante C heifsen würde — einige wefentliche Vorzüge von dem jetzt gebräuchlichen Notenplane hat, lafst fich doch, in anderer Rückficht, auch vieles gegen einwenden. Denn nicht zu gedenken, dafs zu den bereits eingeführten Zeichen noch verfchiedene hinzukommen, die den vorhandenen zum Theil allzu ähnlich find, bemerken wir nur dies dafs fonach die Intervalle gar nicht, oder nach ganz andern Grundfätzen zu beftimmen wären. Eine Septime z. B. hat bis jetzt die Benennung davon, dafs fie auf dem Notenplane die fiebente Stufe von dem jedesmaligen Grundtone einnimmt; nach diefem neuen Notenplane hingegen fteht h, vom tiefen C gerechnet, auf der *fechften* Stufe, nämlich 1) c; 2) d; 3) e; 4) fis; 5) gis; 6) b und h. Ferner ftehen nach des Vfs. Notenplane, die übermafsige Quarte (c — fis) und die reine Quinte (c — g) beide ohne Verfetzungszeichen, aber vermittelft verfchieden geordneten Noten, auf der *vierten*, die übermafsige Quarte (c — gis) und die grofse Sexte (c — a) beide auf der *fünften* Stufe u. f. w. Wer ficht nicht fchon daraus, wie viele Verwirrung in der Intervallenlehre durch die Einführung des gedachten Notenplans entftehen würde! Der Vortheil, dafs man dadurch in gewiffen Fällen einige Linien weniger zu überfehen hätte, wiegt den daraus entftehenden Nachtheil nicht auf. Ueberdies ift der vorgefchlagene Notenplan von drey und drey über einander gezogenen Linien fo leicht, als Hr. *R.* wähnt, nicht zu überfehen. Was fich etwa fonft noch dagegen einwenden lafst, müffen wir übergehen.

In der dritten Abtheilung wird von dem *Tonzeiger* gehandelt. Der Vf. mag felber fagen, was er darunter verfteht. „Die Unter- und Obertöne auf „meinem Claviere (heifst es S. 24.) gehen in einer „ununterbrochenen Folge fort, die es dem Auge fehr „erfchweren (unferer Einficht nach: unmöglich machen) würde, die Töne von einander zu unterfcheiden, wenn man kein ficheres Kennzeichen dieles „Unterfchiedes (?) feftfetzte. Aus diefem Grunde habe „be ich vor dem feften Schieber einen andern von „fchwarzer Farbe anbringen laffen, welchen ich den „*Tonzeiger* nenne, weil er die Töne auf der Cla-

Digitized by Google

tur anzeiget und sie richtig (?) unterscheiden lehret. Er steht zwischen dem Schieber und der Claviatur, und ist so eingerichtet, dafs man ihn hin und her schieben kann. Durch die auf demselben befindlichen weifsen Streifen, die ich *Tonweiser* nennen will, werden eigentlich die Töne angezeigt, und durch sie (wird) der Clavierspieler angewiesen, (?) wie die vor ihm liegenden Claviertasten heifsen." Die Nothwendigkeit eines solchen Merkmals ist, bey der gedachten Claviatur, sehr einleuchtend. Wir besorgen aber, dafs dieses Merkmal bey einem flüchtigen Blicke — wie er während des Spielens gröfstentheils nur möglich ist — doch nicht so merklich in die Augen fallen werde, als die auf unsern Claviren gewöhnliche Verschiedenheit und Lage der Tasten, wo einmal zwey, und sodann wieder drey obere zwischen die untern gleichsam eingeschaltet sind. Da wir jedoch die hier erwähnten Merkmale nur im Kupferstiche vor uns liegen, und kein Clavier mit dem angebrachten Tonzeiger gesehen haben: so müssen wir dem Vf. einstweilen auf sein Wort glauben, dafs man, nach der S. 26. enthaltenen Versicherung, „die Claviertasten nach dieser Einrichtung weit geschwinder kennen (und hoffentlich bey grofsen Sprüngen doch auch finden oder sicher treffen) lerne, als auf dem gewöhnlichen Claviere." Dafs uns aber dieser Glaube schwer fällt, wird uns der Vf. nicht verübeln.

Die vierte Abtheilung handelt von dem *Stimmfleze*. Er ist nach S. 30. so eingerichtet, „dafs das Clavier bis zu Einem ganzen Ton (!) höher gestimmt werden kann." Hr. R. giebt selbst zu, dafs dieser Versuch noch unvollkommen sey, und besonders deswegen, „weil der Stimmfleg, wenn er an die Saiten angeschraubt ist, dem Claviere den hellen Klang benimmt und die Töne zwitschernd klingend macht, etc." Bey dem ohnedies schwachen Klange des Claviers ist das Dämpfen des Tones allerdings ein sehr bedeutender Fehler, welchem jedoch der Vf. vielleicht noch abzuhelfen sucht. Vielleicht gelingt es ihm zugleich, das *zwitschernd klingende* mit wegzuschaffen. Auch ist sehr zu wünschen, dafs dieser Stimmfleg nicht, wie gewisse Züge, zum Verstimmen des Claviers beytragen möge. Ob übrigens bey dem Transponiren ein Tonstück nicht von seinem ursprünglichen Charakter mehr oder weniger verlieren müsse, und ob überhaupt der Nutzen dabey so grofs seyn werde, als der Vf. meynt, lassen wir dahin gestellt seyn.

In dem Anhange sucht Hr. R. unter andern im voraus einige mögliche, und zum Theil ihm auch wirklich schon gemachte, Einwendungen zu beantworten. Wir finden uns jedoch durch seine Gründe bey weiten nicht durchgängig befriedigt. Auch behauptet er noch aufserdem gewisse Dinge, die wir auf keinen Fall zugeben können. So heifst es z. B. S. 31. „Man kann hier (nach des Vfs. Methode) die Noten und die dazu anzuschlagenden Claviertasten in wenigen Minuten (kennen) lernen, da man dazu auf dem gewöhnlichen Claviere viele Stunden, auch wohl *Wochen* und *Monate* gebraucht." Wer blofs zur Kenntnifs der Noten und Tasten *Monate* gebraucht, dessen Fähigkeiten müssen in der That äufserst klein seyn, oder der Lehrer mufs eine erbärmliche Methode haben, nach welcher er Anfängern die grofse Kenntnifs der Noten und Claviertasten beybringt! Die obige Behauptung ist aber unstreitig übertrieben. Wenigstens würde ein so stupider Zögling, auch nach des Vfs. Lehrart, in einigen Minuten ebenfalls nicht die erwähnten Fortschritte machen. Hin und wieder verräth Hr. R., dafs es ihm an theoretischen Kenntnissen fehlt. S. 15. z. B. hat er den Kunstausdruck *Grundton* unrichtig, statt *Hauptton*, gebraucht. Er schreibt nämlich: „Wenn der Satz in dem eigentlichen Grundton (e) bleibt, und nicht in einen andern (Ton) ausweicht." Man weicht aber bekanntlich nicht aus dem Grundtone, sondern aus dem Haupttone etc. (aus der Tonica etc.) in einen andern Ton aus. Beym Dreyklange und Septimenakkorde hingegen hat der Bafs den *Grundton*. — S. 34. ff. ist der Ausdruck *Taktzeichen* da, wo nur von der zu bestimmenden *Geltung* (*Dauer*) der Noten geredet wird, ebenfalls, und zwar sehr oft, unrichtig gebraucht worden. — Was Hr. R. S. 44. vorläufig davon sagt, „wie er für den Gebrauch die Intervallen berechnen und beziffern wolle," verdient noch sehr berichtigt zu werden; wozu uns aber hier der Raum fehlt. Ueberhaupt würde der Vf. wohl gethan haben, wenn er diese kleine, nach Verhältnifs der Bogenzahl aber ziemlich theure, Schrift vor ihrer Bekanntmachung einigen gründlichen Mufikern zur Durchsicht gegeben hätte. Denn bey vielen nützlichen Bemerkungen enthält sie auch manche einseitige, und nicht auf hinlängliche Erfahrung gegründete, Behauptungen. Sie wird daher wohl schwerlich den gehofften Eingang finden. Vorzüglich scheint es der Vf. darin versehen zu haben, dafs er auf einmal zu viel reformiren will. Dadurch wird aber bekanntlich — wenigstens in mufikalischen Dingen — nur selten oder nie der beabsichtigte Endzweck erreicht. Uebrigens sind wir mit Hn. R. darin völlig einverstanden, dafs es in Absicht auf die mufikalische Zeichenlehre noch vieles zu verbessern, und auch wohl zu erleichtern giebt.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Neues Handbuch der Dicht- und Redekunst* in Beyspielen, Grundsätzen und Regeln nebst einer Charakteristik der vorzüglichen Dichter und Prosaiker des Alterthums und der neueren Zeiten von *Johann Heinrich Martin Ernesti*. 1798. Erster Theil. 526 S. Zweyter Theil. 308 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Man erwartet unter diesem Titel billig etwas mehr als eine dürftige und übel gedruckte Chrestomathie, worin gutes und mittelmäfsiges, altes und neues, einheimisches und übersetztes, unter allerley Rubriken und doch ohne rechte Ordnung beysammen

ſteht. Vom Herausgeber der Sammlung ſelbſt rühren blofs einige proſaiſche Ueberſetzungen her; Anmerkungen ſind zu ſehr wenigen Stücken, und gerade zu ſolchen, denen ſie am entbehrlichſten waren, hinzugefügt. Doch Hr. E. ſchrieb auch dieſe nur ab, wo er ſie gerade vorfand: bey Fabeln von Lafontaine wird Ramler in ſeinem Batteux fleifsig citirt; Seybolds Chreſtomathie hat zu Gellertſchen Erzählungen ziemlich triviale Noten hergegeben. Für den Schulgebrauch, dem der Sammler ſeine Compilation beſonders beſtimmt zu haben ſcheint, finden wir ſie völlig untauglich: es iſt weder Plan noch Vollſtändigkeit in Anſehung der Gattungen darin; und ſtatt des Auserleſenſten und Faſslichſten in jeder Art iſt vieles von ſehr ungeordnetem Werth und zum Theil von obſcuren Verfaſſern aufgenommen, andere Stücke liegen ganz aufser dem Horizont von Schulknaben. Was ſoll dieſen z. B. Leſſings Geſchichte von den beiden Crucifixen, oder gar unter den proſaiſchen Aufſätzen ſein Fragment von der Erziehung des Menſchengeſchlechts? Mufste unter den vielen für die Jugend anziehenden Erzählungen in Ovids Metamorphoſen gerade die von der unnatürlichen Liebe der Byblis zu ihrem Bruder gewählt werden? Und noch dazu in einer ſo ſchlechten, unmetriſchen ob ſchon in Verſe abgeſetzten, Ueberſetzung von Schummel! Meinhards proſaiſche Verwäſſerungen von Sonetten Petrarca's noch jetzt wieder aufzuſtiſchen, heifst doch wirklich um dreyſsig Jahre zurück ſeyn. Obgleich Sinngedichte, Sonette und Madrigale einen eignen Abſchnitt ausmachen, ſo findet ſich aufser den oben erwähnten mit dem Italieniſchen Text (wozu hier?) der ſchmählich fehlerhaft gedruckt iſt, nur noch ein einziges von Paul Flemming. Kurz, man trifft überall auf Beweiſe, dafs der Sammler nicht einmal Kenntnifs und Urtheil genug beſitzt um gehörig abzuſchreiben; was ſich ſonach von der verſprochnen Theorie und Charakteriſtik hoffen läfst, iſt leicht zu überſehen; und da das Buch, wie er es in der Vorrede geheimnifsvoll ausdrückt, *ſeine eigenen Schickſale* hatte, ſo hätte auch nur dieſes darunter ſeyn mögen, ungedruckt zu bleiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Erlangen*, b. Walter: *Beyträge zu den Wünſchen und Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Schulen und ihres Unterrichts. Zweytes Stück.* Eine Einladungsſchrift zum Promotionsexamen auf der Furſtenſchule zu Neuſtadt an der Aiſch, verfaſst von *J. F. Degen*, Direct. Prof. u. Inſp. 1799. 32 S. 8. Mit verdienter Empfehlung iſt bereits das erſte Stück dieſer Schulſchrift (A. L. Z. 1798. Nr. 296.) von uns angezeigt worden. In dieſem zweyten Stücke beweiſt der gelehrte und um das Schulweſen ſo verdiente Vf., dafs unſer Zeitalter, die Nothwendigkeit einer totalen Schulverbeſſerung einzuſehen, bey weitem noch nicht reif genug ſey. Die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes, über welchen Hr. D. ſo manche heilſame Wahrheit, in einem gefälligen und anziehenden Stile vorträgt, wird gewifs eine etwas längere Anzeige dieſer kleinen Schrift rechtfertigen. Dafs man in unſerm Zeitalter entweder den unglücklichen Gedanken hege, bey den Schulen zuletzt anfangen zu wollen, oder dafs man wohl gar die geforderte Schulverbeſſerung für unnütz und überflüſſig halte, dies beweiſst der Hunger, mit welchem man noch am Rande des 18ten Jahrhunderts einen grofsen Theil der Lehrer bis zur Verzweiflung kämpfen läfst. „Gerade der Stand, heifst es S. 20. welcher doch dem Keime des Menſchengeſchlechts die erſte Pflege und Bildung geben, welcher ſchon vom Amts- und Pflicht wegen (zur Anſchaffung der erfoderlichen literariſchen Hülfsmittel) den gröfsten Aufwand machen muſs, wird, nachdem — in Deutſchland in den empfänglichen Schoofs anderer Stände — von Zeit zu Zeit immer ſtärkere goldene Regengüſſe gefallen ſind — noch immer ſo, wie zur Zeit des klöſterlichen Dunkels, in Faſten und Kaſteyen geübt. Für einen Mann (S. 23.) der, bey der allgemeinen Theurung aller Lebensmittel, ſich ohne Familie mit 3 — 400 Gulden begnügen und mit jener von 5 — 700 Gulden leben ſoll (leider! haben die wenigſten Schullehrer noch ſo viel jährlichen Gehalt,) ſind 100 Gulden doch gewifs ein Kapital, deſſen Verwendung auf literäriſche Werke ihn nebſt den Seinigen in Kummer und Ungemach ſtürzen kann." Die Folge, welche, wie Hr. D. ſehr richtig vermuthet, nothwendig daraus entſpringen muſs, kann keine andere ſeyn, als ein ſichtbares Ueberhandnehmen des moraliſchen Verderbens, weil ſich kein guter Kopf mehr dem Lehrgeſchäfte widmen wird. Einen andern Beweis für ſeinen Satz findet der Vf. darin, dafs man den verhältnifsmäſsig geringen Aufwand, welchen eine Schulverbeſſerung fodert, für ſo hoch hält, dafs man ihn, dem Anſcheine nach, lieber gar nicht machen wolle. „Freylich würde man (S. 25.) ſich nicht lange gegen denſelben ſträuben, könnte nur durch ihn ein Goldquell entdeckt werden, welcher ſo fort reich und unverſiegend hervorrauſchte." (Der aus zweckmäſsigen Schulverbeſſerungen für den Staat entſpringende Gewinn kann allerdings nur erſt dann, wenn einige Generationen dahin ſind, ganz in die Augen ſpringen, weil jetzt noch viele ungebildete Erwachſene einen nachtheiligen Einfluſs auf die in beſſern Schulen gebildete junge Menſchheit haben.) Endlich beweiſet der Vf. ſeinen Satz auch dadurch, dafs man in Anſehung des Begriffs der Schulverbeſſerung noch nicht aufs Reine gekommen ſey. Sonſt würde man weder die gelehrten Schulen vernachläſſigen, noch die zweckmäſsige Einrichtung der Bürgerſchulen für eine ſo leichte Sache halten. Angehängt iſt dieſer Schrift, welche dem Rec. ganz aus der Seele geſchrieben iſt, ein den Bedürfniſſen unſerer Zeit angemeſſener Schulplan.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

DARMSTADT: *Die neueſten und wichtigſten Entdeckungen in der Harmonie, Melodie und dem doppelten Contrapuncte.* Eine Beylage zu jeder muſikaliſchen Theorie, von *J. G. Portmann.* 1798. 270 S. 8. nebſt 1½ Bogen Noten. (1 Rthlr. 8 gr.)

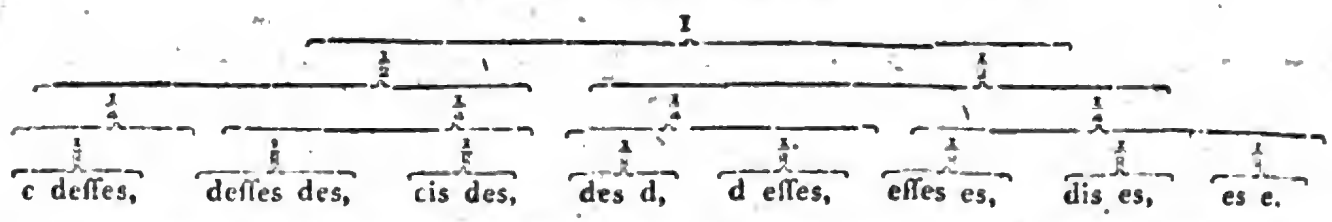
Rec. freut ſich, als ein warmer Verehrer der Tonkunſt, über jede neue Entdeckung in dem Gebiete derſelben. Mit wahrem Vergnügen nahm er daher die gegenwärtige Schrift vor ſich, die nichts geringeres ankündigt, als ein *Princip*, „wovon alles „Harmoniſche in dem reinen Satze, und alles, was „auf irgend eine Art dazu gerechnet werden kann, „abhängt; wodurch alles Wahre bewieſen und alles „Falſche widerlegt, ohne welches kein Heil und „keine Gewiſsheit in der Harmonie gefunden wird.“ (S. 24.) Allein die Erwartung des Rec. wurde ſogleich auf den erſten Seiten merklich herabgeſtimmt; denn der Vf. verräth auf denſelben nur zu oft, daſs er mit den allererſten Grundbegriffen nicht aufs Reine iſt, indem er bald ſelber dieſe Begriffe unzureichend beſtimmt, bald aber die Art, wie ſie von Andern beſtimmt worden ſind, falſch verſteht. So wird S. 2 und 3. die bekannte Erklärung eines Tons: daſs er ein Klang von beſtimmter Höhe ſey, getadelt, „weil „ein Klang ein anhaltender Schall iſt, ſo wäre ein „Ton, der nur *die Zeit* eines Achtels oder Sechzehntheils dauerte, kein Ton, weil er das Merkmal des „Anhaltenden nicht hätte.“ Wer kann ſich Etwas denken, das eine Zeit dauert, und doch nicht anhaltend iſt? Wo giebt es eine einfache, untheilbare Zeit? Ueberdies iſt ganz offenbar *anhaltend* mit *ſtetig* verwechſelt. Ein Klang iſt ein ſtetiger Schall. „Ferner iſt die beſtimmte Höhe das Merkmal eines individuellen Tons, z. B. eines $\bar{c}$ oder $\bar{\bar{d}}$ und nicht „das Merkmal der Species.“ Alſo doch des $\bar{c}$ und $\bar{\bar{d}}$? Nun, dann iſt ſie ja ein gemeinſames Merkmal, und zwar, da der Vf. wohl dem $\bar{e}$, $\bar{f}$, $\bar{g}$ etc. auch eine beſtimmte Höhe einräumen wird, ein gemeinſames Merkmal aller einzelnen Töne. Dergleichen Merkmale aber ſind es eben, welche die Definition eines Tons angeben muſs.

S. 6. erklärt der Vf., nachdem er die gewöhnlichen Definitionen verworfen hat, was ein Intervall ſey. „Ein *Intervall* iſt ein jeder Ton, in ſofern „er mit einem andern, in Anſehung des Abſtandes, „coexiſtirend oder ſucceſſiv verglichen wird.“ Welches Abſtandes? fragen wir; der Höhe? oder der Stärke? oder der Dauer? oder der Qualität? Ferner, was heiſst *coexiſtirend* und *ſucceſſiv* vergleichen? Endlich, wie kann ein Ton ein Intervall ſeyn, da ein Intervall eine Conſonanz und Diſſonanz ſeyn kann? (S. 41.) Nicht der Ton, der mit einem andern verglichen wird, iſt das Intervall, ſondern das Verhältniſs in Abſicht auf die Höhe, welches zwiſchen beiden ſtatt findet. Daher können auch die Intervalle durch Zahlenverhältniſſe vorgeſtellt werden, welches, wenn ſie keine Verhältniſſe wären, unmöglich ſeyn würde. Der Ausdruck *Intervall* (*Zwiſchenraum*) iſt eine Metonymie, und aus der ſinnlichen Vorſtellung entſprungen, wonach man ſich denkt, daſs, weil zwiſchen einem tiefern und höhern Tone noch andere in der Mitte liegen oder liegen können, zwiſchen ihnen ein Zwiſchenraum befindlich ſey, indem die Töne als Objecte im Raume vorgeſtellt werden.

Die folgende Definition ſagt uns: (S. 6.) „Ein „*harmoniſches Intervall* ſey ein Ton, ſofern er der „Grundharmonie gemäſs mit einem andern coexiſtirenden in Anſehung des Abſtandes verglichen werde.“ Aber niemand weiſs, was die Grundharmonie für ein Ding ſey. Der Vf. iſt auch ſo unbekümmert darum, daſs er über die Grundharmonie ſelbſt ein Langes und Breites redet, und ſie ſogar als Princip aufſtellt (Abſchnitt IV.), ehe wir erfahren, was er darunter verſteht; bis er uns endlich S. 27. ſagt: „ſie „ſey der mögliche Grundſtoff und gleichſam das „Ganze, der Quell aller Accorde.“ Was iſt aber alsdann ein harmoniſches Intervall? Und was heiſst ein Ton, welcher mit einem andern etc. verglichen wird, gemäſs dem möglichen Grundſtoffe und gleichſam dem Ganzen, dem Quell aller Accorde? Wir möchten denjenigen kennen, der durch die obige Definition von einem harmoniſchen Intervalle einen deutlichen Begriff bekäme.

Der dritte Abſchnitt ſtellt ein gewiſſes Terzenmaaſs auf, um die Grenzen der Tonarten zu beſtimmen. Der Abſtand auf der Notenleiter von einer Linie zur andern, oder von einem Zwiſchenraume (*Spatio*) zum andern, z. B. $\frac{e}{c}$, iſt das Terzenmaaſs. Dieſes Maaſs wird (S. 9.) eingetheilt in Hälften, Viertel und Achtel. Die Hälften ſind groſse, die Viertel kleine, und die Achtel verminderte Secunden, in dieſer Geſtalt:

Digitized by Google



„Dem Inhalte nach iſt das Terzenmaafs dreyerley: das groſse, (welches ſo eben vorgeſtellt iſt, und welches als das Ganze betrachtet wird,) das kleine, (z. B. $\frac{es}{c}$ oder $\frac{e}{cis}$) und das verminderte, z. B. $\frac{es}{cis}$ (S. 9.) „Das Kleine beträgt (S. 11.) nur $\frac{3}{4}$ vom Ganzen.“ (Aber $\frac{es}{c}$ beträgt ja auch $\frac{3}{8}$ davon, wie das vorſtehende Schema zeigt. Warum iſt hiebey nicht durch eine nähere Erklärung einem möglichen Miſsverſtandniſſe vorgebeugt worden? Und wo bleibt das übermäſsige Terzenmaafs, z. B. $\frac{cis}{c}$, welches $\frac{5}{8}$ des Ganzen betragen würde?)

„Nimmt man nun (S. 12.) das Terzenmaafs

$$\left\{\begin{matrix}\overline{a}\\ \overline{f}\\ \overline{d}\\ h\\ g\\ e\\ c\end{matrix}\right.$$

„ſechsmal, z. B. „ſo wird die Grenze einer Tonart erſchöpft.“ Warum denn aber gerade ſechsmal? Etwa, weil man ſonſt die Grenze der Tonart überſchreitet? Nun, dann beſtimmen ja die Grenzen der Tonart die Anzahl der Terzenmaafse, und nicht dieſe die Grenzen der Tonart. (S. 7.)

Ueberhaupt kann das erwähnte Terzenmaafs gar nicht dienen, in der Theorie der Töne irgend etwas zu beſtimmen. Denn 1) iſt es hergenommen von zufälligen, willkürlichen und aufserweſentlichen Zeichen, (dergleichen bekanntlich unſere Noten und Muſikleitern ſind,) und das Verfahren, in der Theorie der Töne etwas darauf zu gründen, iſt um nichts beſſer, als wenn man aus der Zuſammenſetzung der chemiſchen Zeichen die Verhältniſſe der chemiſchen Stoffe ableiten wollte. 2) Die Verhältniſſe der Theile des Terzenmaafses ſtimmen nicht einmal überein mit den Intervallen, die ſie vorſtellen ſollen. So iſt z. B. die Hälfte des Terzenmaafses die groſse Secunde. Nun iſt die groſse Terz $= \frac{4}{5}$, alſo die groſse Secunde wäre $= \frac{1}{2} \cdot \frac{4}{5} = \frac{2}{5}$, wovon ſie himmelweit entfernt iſt.

Die Hauptſache enthält der vierte Abſchnitt (§. 15.), welcher von der Grundharmonie oder dem Grundprincip der Harmonie handelt. „Der Begriff „der Grundharmonie enthält den Satz: *Die Harmonie „hat einen Grund.*“ (Dafs ein Begriff ein Prädicat zu einem möglichen Urtheile ſey, wiſſen wir wohl; nach welcher Logik aber ein Begriff einen aſſertoriſchen Satz in ſich enthalte, wiſſen wir nicht.) „Der „Grund der Harmonie iſt etwas Nothwendiges und „Allgemeines. Dies Nothwendige und Allgemeine „aber iſt nichts anders, als 1) die terzenweiſe Ver„bindung der Töne innerhalb einer beſtimmten Gren„ze, auf ſo vielerley Art ſie darin möglich iſt, und „2) die Coexiſtenz der verbundenen Terzen. Es „giebt aber nur ſechs Arten der Grundharmonie (S. „27 etc.), nämlich in der harten Tonart:

	a		f		d		e		h		e
	f		d		h		c		g		c
	d		h		g		a		e		a
1)	h	2)	g	3)	e	4)	f	5)	c	6)	fis
	g		e		c		d		a		d
	e		c		a		h		fis		h
	C		A		F		G		D		G.

Hierbey aber begreift man nicht, 1) woher bey Nr. 5 und 6. das fis komme? — Rec. wenigſtens findet darüber keinen befriedigenden Aufſchluſs — und 2) warum

h	c	g	
g	a	e	
e	f	c	nicht auch Arten der Grundhar-
c	d und	a	monie
a	B	f	
f	g	d	
D	E	H	

ſeyn ſollen: es ſind doch auch mögliche terzenweiſe Verbindungen der Töne innerhalb der gegebenen Grenze. Nun ſcheint es zwar, als wenn die aufgezählten Arten der Grundharmonie gefolgert würden aus der Aufzählung der Accorde, die in einem gegebenen Tone vorkommen (S. 19.); allein 1) müſste umgekehrt aus der Natur der Grundharmonie abgeleitet werden, was für Accorde vorkommen können, und 2) iſt jene Aufzählung bloſs rhapſodiſch und fehlerhaft. Denn wenn man alles zugiebt, (z. B. daſs eine Primenharmonie auf der Terz der Tonart nicht ſtatt finde, weil ſie das Hauptgrundintervall auf der conſonirenden Seite habe, und alſo ohne ihre eingeſchaltete Dominante dem Ohre nicht behagen könne etc. S. 29.) ſo läuft doch dieſes ganze Argument auf Sophiſterey hinaus, indem anſtatt des Begriffes von *möglichen* Grundharmonien der Begriff von *brauchbaren* untergeſchoben wird.

„Jede Art der Grundharmonie (S. 20.) hat ihre „conſonirende (die untern drey Töne) und diſſonirende Seite. (die obern vier Töne,) wodurch alles Con„und Diſſonirende genau beſtimmt wird. Was auf „der conſonirenden Seite liegt, muſs nothwendig „conſoniren, was auf der diſſonirenden Seite liegt, „muſs nothwendig diſſoniren.“ (S. 22.)

Digitized by Google

Auf

Auf dieſe Idee baut nun der Vf. ſeine ganze Theorie vom Con- und Diſſoniren der Intervalle, und iſt ſo treuherzig, zu verlangen, daſs wir ihm aufs Wort glauben ſollen, dieſe Idee habe ihre Richtigkeit. Denn er ſagt S. 20. blofs: daſs *er* die Sache ſo gefunden habe, und er hat auch nicht einen Schatten von Beweis dafür beygebracht: daſs dasjenige, was (mit ihm zu reden) auf der conſonirenden Seite einer Grundharmonie liegt, auch in der That eine Conſonanz, und das, was auf der diſſonirenden Seite liegt, eine Diſſonanz ſey. Auf dieſen Beweis aber kam alles an. Die tiefere Frage: *Warum* dieſe Intervalle conſonigen, jene diſſoniren? die doch bey einem Grundprincip der Harmonie wohl billig in Anregung kommen ſollte, iſt ihm nicht einmal eingefallen.

Die Unſtatthaftigkeit der ganzen Idee zeigt ſich auch ſogleich in den erſten Folgen. So iſt in dem Accorde $\begin{matrix} d \\ h \\ g \\ e \end{matrix}$, wenn man in C dur modulirt, die reine Quinte h eine Diſſonanz, weil ſie auf der diſſonirende Seite der Grundharmonie von C als Septime liegt. (S. 22. 23.) In G dur hingegen wäre in dem obigen Accorde die nämliche Quinte conſonirend, weil das E des Baſſes in G dur nicht die dritte, ſondern die ſechste Tonſtufe iſt, worauf der Vf. eine Grundharmonie annimmt, (S. 28.) und wo alſo das h — wie in C dur die reine Quinte e in der Grundharmonie von A — auf der conſonirenden Seite liegt. Sonach hing das Con- oder Diſſoniren eines Intervalles blofs von der Modulation ab. Was entſchiede aber alsdann, wenn dieſe zweifelhaft wäre, wie in dem folgenden Beyſpiele: $\begin{matrix} g & g & g \\ d & e & e \\ h & c & c \\ g & c & a \end{matrix}$? Bringt nicht in dem letzten Accorde die reine Quinte e — man mag ſich die Modulation in C oder G dur denken — eine gleich widrige Wirkung hervor, ob dieſe Quinte gleich, nach des Vfs. Grundprincip, nur in G dur diſſoniren, in C dur aber conſoniren müſste? Auf dieſe Art wäre jedes conſonirende Intervall auch eine Diſſonanz, je nachdem man dabey dieſe oder jene Tonart vorausſetzte. — Nach S. 42. 72 etc. ſind der Einklang und die Octave keine Conſonanzen, „weil ſie in keiner Grundharmonie anzutreffen ſind.“ Nach S. 24. iſt die Fortſchreitung $\begin{matrix} d & d \\ h & h \\ g & g \\ g & e \end{matrix}$ gut, weil dabey die ſcheinbare Conſonanz, nämlich die reine Quinte h, gehörig vorbereitet wird. Man ſieht, daſs das Ohr des Vfs. ſo gefällig iſt, ſeine Theorie zu begünſtigen. Wir müſſen aber geſtehn, daſs das unſrige dieſe Fortſchreitung nicht angenehm findet.

S. 73. wird *Kirnbergers* Unterſcheidung der weſentlichen und zufälligen Diſſonanzen getadelt, und für eine verderbliche Lehre erklärt: „weil die ſogenannten zufälligen Diſſonanzen eben ſo gut auf der „diſſonirenden Seite einer Grundharmonie liegen, und „das Gehör eben ſo beunruhigen, als die weſentlichen, und mithin alle Diſſonanzen weſentlich ſind.“ Nun ja doch! Wer leugnet denn das? Wenn man unter einer zufälligen Diſſonanz eine ſolche verſteht, der das *Weſen* einer Diſſonanz nicht zukömmt; ſo giebt es freylich dergleichen nicht. Sie wäre ein Triangel, der keine drey Seiten hatte. Aber dieſer Begriff iſt *Kirnbergern* und ſeinen vortrefflichen Schülern nicht in den Sinn gekommen. Wenn ſie zufällige und weſentliche Diſſonanzen einander entgegenſetzen: ſo beziehen ſich dieſe Ausdrücke auf die *Exiſtenz*. Eine zufällige Diſſonanz wird nämlich darum zufällig genannt, weil ſie da, wo ſie vorkömmt, zufällig exiſtirt, indem ſie ſtatt eines andern Intervalls geſetzt wird, das eigentlich vorhanden ſeyn ſollte; nicht darum, weil ſie nur zufälliger Weiſe *eine Diſſonanz iſt*. So ſollte z. B. gewöhnlich, wo $\frac{7}{5}$ vorkömmt, eigentlich $\frac{8}{5}$ ſtehen. Daher nennt auch *Türk* die zufälligen Diſſonanzen *ſtellvertretende Intervalle*, um dadurch eine unrichtige Erklärung jenes Ausdrucks zu verhüten. Hievon hätte der Vf. ſich billig erſt beſſer belehren, und ſo die Modalität von der Qualität gehörig unterſcheiden ſollen. Denn jetzt ſtreitet er gegen ſelbſtgeſchaffene Grillen.

Das von der Kugel hergenommene *argumentum ad hominem*, das wir ſchon anderwärts in der nämlichen Geſtalt gegen einen Hn. K. gebraucht gefunden haben, beweiſet es nur noch mehr: daſs der Vf. das, wogegen er ſtreitet, nicht verſtanden hat. „Alle „Diſſonanzen (ſagt er S. 74.) müſſen eben ſo we„ſentliche Diſſonanzen ſeyn, wenn ſie auf der diſ„ſonirenden Seite der Grundharmonie liegen und „das Ohr beunruhigen, wie alle Kugeln weſentli„che Kugeln ſind, wenn ſie eine zirkelrunde Figur“ „und eine körperliche Maſſe haben. Und es kann „auf alle Falle keine zufällige Diſſonanzen geben, ſo „wenig als es zufällige Kugeln giebt.“ In dieſer Bedeutung allerdings nicht! Aber davon iſt, wie ſchon geſagt, nicht die Rede. Sondern ſo wie es Kugeln giebt, welche an dem Orte, wo ſie ſich befinden, zufälligerweiſe vorhanden ſind, ſo giebt es auch Diſſonanzen, welche da, wo ſie vorkommen, zufällig exiſtiren, indem ſie nur ſtatt anderer Intervalle geſetzt werden. Es gehört auch eben kein vorzüglich feines Gefühl dazu, um eine ſolche zufällige Diſſonanz von einer weſentlichen unterſcheiden zu können.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen wir unſere Bemerkungen über die Entdeckungen in der Melodie; können aber doch nicht bergen, daſs uns das zum Grunde gelegte Princip, wo möglich, noch unbeſtimmter zu ſeyn ſcheint, als das der Harmonie. „Der Grund aller Melodie, woraus ſich al„les melodiſche begreifen läſst, iſt: eine, dem In„halte der Grundharmonie entſprechende, ſecunden-

„weise Verbindung successiver Töne innerhalb einer „Tonart. — Der Mannichfaltigkeit wegen werden „die Töne auch sprungweise verbunden; aber der „übersprungene Raum (?) enthält immer die gedachte „secundenweise Verbindung etc.“ (S. 154.) Anstatt secundenweise könnte man auf diese Art eben so gut jedes andere Verhältniss setzen, z. B. eine commatische, oder schismatische, oder auch eine quart- oder quintenweise Succession. Man dürfte nur bey jeder Melodie, worauf dies nicht passen wollte, in den beiden ersten Fällen einen Sprung, in den beiden letzten aber ein Einschiebsel zu Hülfe rufen. Ein solcher *Deus ex machina* errettet aus aller Noth.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Morgenstunden.* 1797. 192 S. 8. Mit Titelkupfern von *Lips.* (16 gr.)

Als Verfasser dieser Schrift, die aus prosaischen und poetischen Aufsätzen religiös-moralischen Inhalts besteht, und von der Zeit der Ausarbeitung ihren Namen führt, unterzeichnet sich unter der Zueignung Hr. Diakonus *Gessner*, dessen Patriarchade *Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend* in diesen Blättern (1798. Nr. 197.) hinlänglich charakterisirt worden ist. Rec. ist nicht vertraut genug mit der Mannichfaltigkeit ascetischer Bedürfnisse, um zu wissen, ob es Leser giebt, für deren Erbauung eine andere als die christliche Einfalt vortheilhaft wirkt; aber er hofft, dass niemand schlechte Verse zu seinem Seelenheil bedarf: wiewohl in diesem Fall allen leicht geholfen wäre. Ein Geistlicher kann gewiss durch ganz gewöhnliche Lehren und Ermahnungen, wenn er sie im rechten Augenblicke mit Herzlichkeit vorträgt, in seiner Gemeinde viel *Gutes stiften*; gedruckt nimmt sich aber dergleichen herzlich schlecht aus. Es heisst, in der Sprache des Vfs. zu reden, dem Wink der Vorsehung folgen, wenn man von demjenigen absteht, wozu man keine ausgezeichneten Gaben empfangen hat. Ist aber der Trieb zur Autorschaft ohne Beruf allzu stark, so sollte wenigstens ein solcher Erbauungsschriftsteller auf alle Prätensionen in der Einkleidung Verzicht thun, und statt süfslich declamirender Prosa, und matter Notherse sich der schlichtesten Weise befleifsigen. Kann man sich einbilden, durch Zeilen wie folgende in dem Stück: *Die Schöpfung* S. 16c.:

> Gott sah herab mit Wohlgefallen —
> Denn Alles war vollkommen gut!
> Der Abend schloss sich an den Morgen,
> Und so entstand der dritte Tag.

den Eindruck, welchen jene ehrwürdige Urkunde in der Genesis macht, zu erhöhen? Und gebietet nicht die Ehrerbietung sowohl gegen die Religion als gegen die Poesie (die denen, welche sie kennen, auch eine Art von Religion ist) der Behandlung von Gegenständen zu entsagen, zu denen man, bey einiger Selbstkenntnifs, seine Kräfte durchaus unzulänglich fühlen muss?

* * *

Hildburghausen, b. Hanisch: *Theodor Cyprian oder der gutmüthige Jude.* Ein Roman in drey Theilen. Von *G. Walker.* 2ter Th. 234 S. 3ter Th. 212 S. 1799. 8. (1 Rthlr. 4 gr. S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 222.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, in der Breitkopf-Härtelschen Officin: *Super loco Suetonii Galb.* c. XXII. init. Exercitatio critico-exegetica. Scripsit D. *Chr. Grimm*, Phil. M. et Lyc. Annaem. Rect. 1798. 40 S. 8. — Fast 39 S. dieser Schrift sind auf die Entwickelung und Verbesserung der Stelle: *Inter coenam vero — stantibus* verwendet, bey der man allerdings den Auslegern den Vorwurf machen muss, dass sie entweder eine von ihnen selbst bemerkte Dunkelheit verhehlt, oder sich in der Stille mit einem scheinbaren Sinne abgefunden haben. So musste denn erst einer der neuesten Uebersetzer auf die Schwierigkeiten des Satzes aufmerksam machen. Die Idee desselben verfolgt Hr. *G.* weiter, aber mit einer so ermüdenden Umständlichkeit, dass wir in dieser Art kaum etwas Abschreckenderes gesehen haben. Gleichwohl würde man die Bogen mit einiger Zufriedenheit aus den Handen legen, wenn die am Ende gegebene Verbesserung eine *Verbesserung* wäre. So scheint vielmehr hier der Ausdruck, wie öfter in der Kritik, *de conatu* zu gelten. Der Vf. meynt, wenn man dem Texte die leichte Veränderung *circum se ferri* statt *circumferri* gabe, so würde sich ein guter Sinn finden. Hiernach übersetzt er die Worte: *ut congestas super manus reliquias circum se ferri juberet spargique od pedes stantibus* so: *Er liefs die Uebriggebliebene sich von Hand zu Hand durch die Tischgesellschaft zulangen, und noch erst vor sich herumsetzen, ehe er endlich den Rest den Bedienten Preis gab.* Aber heifst denn *circum se ferre, vor sich herumsetzen?* und wie mag Hr. *G.* die beschwerlichsten, von ihm gar nicht berührten, Worte *super manus* verstanden haben? Dass er überdies wieder die gemeine Lesart *obundantem* vertheidigt, und die Art der Vertheidigung selbst, möchte wenig Beyfall finden. Leichter die zum Schluss angehangte Erklärung von *frutice* in Vespas. c. 5 dass es auf dasjenige gehe, was wir bey *Bäumen Ruther* oder *Wurzelschöfslinge* nennen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Herborn u. Hadamar, in der neuen Gelehrten Buchhandl.: *Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Teſtaments und älteſte Chriſtengeſchichte.* Herausgegeben von *Joh. Ernſt Chriſtian Schmidt.* Erſter Band, 5 Stücke. 1796 — 1798. 828 S. ohne Vorreden, Inhaltsanzeigen und Regiſter. Zweyter Band, 1 u. 2tes Stück. 1798. 346 S. 8. (jedes Stück 12 gr.)

Dieſe nach einem wohl überdachten Plan angelegte Bibliothek ſoll enthalten: I. Abhandlungen, die aber nie Wiederholungen des Bekannten, noch aus der Luft gehaſchte Vermuthungen, ſondern ernſte, auf Geſchichte geſtützte Unterſuchungen liefern ſollen; II. Einzelne Obſervationen, Vorſchläge u. dgl. zum künftigen Gebrauche ſolcher, die bey eigenen genaueren Unterſuchungen derſelben Gegenſtände ſie nützen können; III. Recenſionen wichtiger Schriften, wobey die Recenſenten das Ihrige zu den Unterſuchungen anderer Gelehrten, die dieſe Fächer bearbeiten, beytragen wollen; IV. Nachrichten und Anzeigen, die in dieſe Fächer einſchlagen. In den vor uns liegenden Stücken haben die Vff. dieſen Plan unverrückt vor Augen behalten, und ihn ſo auszuführen angefangen, daſs man ſich mit Grund eine reiche Ausbeute für die Wiſſenſchaft davon verſprechen kann.

In Hinſicht auf die Exegeſe des N. T. haben ſie den rühmlichen Vorſatz, beſonders zur *hiſtoriſchen* Interpretation Beytrage zu liefern. Der Herausg. bemerkt daher in der Vorrede ſehr richtig, in der grammatiſchen Erklärung ſeyen wir der Vollkommenheit nahe gekommen; aber in der hiſtoriſchen Auslegung aus Zeitbegriffen, aus jüdiſcher Theologie und morgenländiſcher Philoſophie ſey man weniger vorgerückt, ſeit Semler zum erſtenmale dieſen Weg der Auslegung vorzeichnete und zu betreten anfing, (freylich aber nicht ſelten zu geſchwind bloſse Vermuthungen und Ahnungen für Geſchichte nahm, oder aus einem einzelnen Datum mehr ſchloſs, als mit Grund geſchehen konnte, und dann, zumal in ſeinen ſpätern Schriften, etwas zu zuverſichtlich darauf bauete.) Weder die Apokryphen noch Philo könnten uns mit der ſpätern jüdiſchen Theologie hinlänglich bekannt machen, weil man nicht gewiſs ſey, ob ſie nicht blos die Vorſtellungsarten Eines Individuums, oder doch Einer Parthey, der alexandriniſchen Juden, darſtellten; man müſſe daher nothwendig auch die ältere gemein-jüdiſche und die ältere kabbaliſtiſche Theologie vergleichen, wozu aber die bisherigen Sammlungen und Vorarbeiten, in denen oft Stellen des Thalmud und der neueſten rabbiniſchen Schriften bunt zuſammengemiſcht ſeyen, keinesweges hinreichten u. ſ. w. Alles ſehr wahr und beherzigenswerth! Wirklich finden ſich auch unter den bereits gelieferten Aufſätzen mehrere ſchätzbare Verſuche hiſtoriſcher Interpretation, welche, wenn man auch ihren Reſultaten nicht allenthalben beytreten könnte, doch hoffentlich ſo viel bewirken werden, daſs man auf die Wichtigkeit dieſer Interpretationsart aufmerkſamer, und gegen manche Erklärungen neuerer Exegeten, die das Geſchäft des Auslegers von der philoſophiſchen Beurtheilung des durch die Interpretation gefundenen Sinnes bey einem alten Schriftſteller nicht genug unterſcheiden, etwas miſstrauiſcher gemacht werde. Manche Vorſtellungsart, welche die neuere Exegeſe den Urhebern der neuteſtamentlichen Urkunden abſprechen zu können oder gar zu müſſen glaubte, z. B. von einer dem Meſſias zugeſchriebenen Präexiſtenz, von Sündenverſöhnung, ſtellvertretender Genugthuung u. ſ. w. werden, hier unter den Schutz der hiſtoriſchen Interpretation geſtellt, und wahrſcheinlich gemacht, daſs die Vff. jener Urkunden wirklich ſo gedacht haben, und nicht anders denken konnten. Um aber das Nationale, Temporelle und Locale, was dergleichen Vorſtellungsarten anzuhängen pflegt, von demjenigen, was der jetzige Religionslehrer für ſeine Zeitgenoſſen, nach der von dieſen erreichten Stufe der Cultur, noch anwenden kann, zu ſondern, und um die Annäherung zu der reinen Vernunftreligion nicht durch hiſtoriſche Auslegung der chriſtlichen Religionsurkunden zu hindern, ſo wird häufig auf die Rechtmäſsigkeit und Nothwendigkeit der moraliſchen und praktiſchen Erklärungsart, und auf das, wodurch ſie ſich von hiſtoriſcher Interpretation unterſcheidet, hingewieſen. Und da, wenn dieſe Bibliothek wahren Nutzen ſtiften ſoll, durchaus nöthig iſt, die Grundſätze des Herausg. und ſeiner Mitarbeiter über dieſe Hauptpuncte genau zu kennen, und wie weit man denſelben beyſtimmen könne, mit ſich ſelbſt eins zu werden, ſo möchte Rec. allen Leſern rathen, diejenigen Aufſätze, welche hierüber den meiſten Aufſchluſs geben, zuerſt und vor den übrigen zu leſen und genau zu prüfen. Dahin gehört vornehmlich folgender: *Ueber den Einfluſs der Kantiſchen Unterſcheidung der Geſchäfte des hiſtoriſchen und des moraliſchen Auslegers, auf die hiſtoriſche Schrifterklärung; ein Fragment von J. E. C. Schmidt.* Mit dieſem Aufſatz

sätze aber sind zu verbinden: die Recensionen über Henke's Archiv, B. 5. St. 1. und B. 6. über (Flügge's) Versuch einer Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie etc. Th. 1.; über (Krug's) Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion; und über van Hemert über Accommodationen im N. T. — Doch wir müssen den Inhalt der in den vor uns liegenden 7 Stücken dieser Bibliothek vorkommenden Aufsätze, mit Uebergehung der Recensionen und blosen Nachrichten, näher angeben, und wollen sie unter einige Classen bringen.

I. Beyträge zur historischen Interpretation. Ausser der nur gedachten Abhandlung gehören hieher folgende: *Christologische Fragmente, von J. E. C. Schmidt.* Dieser sehr schätzbare Aufsatz eröffnet die Bibliothek, und wird in einem andern Stück fortgesetzt, ist aber noch nicht beendigt. Er besteht aus folgenden Abschnitten: über die jüdischen Vorstellungsarten vom Messias überhaupt; Vorstellungsarten von einem geistlichen, und von einem leidenden und sterbenden Messias; Vorstellungsarten von den letzten Zeiten und dem Antichrist; Vorstellungsarten von der Erhabenheit und Macht des Messias; Vorstellungsarten vom Messias als Sündenversöhner; über die Christologie des N. T. überhaupt; über die Aeusserungen Jesu von sich selbst; Christologie des Matthäus, des Petrus und des Johannes und Paulus überhaupt; über die eigenthümlich christliche Christologie; Folgerungen aus der Verbindung des Geistes Gottes mit dem Messias; (Geist Gottes und Logos sey einerley.) Folgerungen aus der Präexistenz des Messias vor seiner Geburt; Erklärung von Joh. 1, 1—14.; Entstehung der Idee des Logos; (aus der Personification des göttlichen Schöpfungswortes.) Erweiterung der Idee des Logos (als Urhebers aller Wirkungen der Gottheit;) Geschichte der Idee des Logos unter den Juden vor Johannes; (sie war nur das Eigenthum einiger jüdischen Schulen.) Ueber das Wort im Zend-Aveste; (in den ältern Zendbüchern bedeutet Wort gewöhnlich blos das Gesetz, seltner das Schopfungswort, und nirgend ist eine Spur von Personification des Logos; die Register zum Zend-Aveste, aus denen manche ihre Kenntnis von der Lichtreligion schöpften, sind höchst unzuverlässig.) Ueber den Logos der Sabier; (er ist aus der jüdischen Theologie;) Christologie des Johannes; (sie hat das Unterscheidende, dass sie Verbindung des heil. Geistes mit Jesu als eine Erscheinung des Logos in der Welt betrachtet.) — *Die Nachricht, dass Jesus durch den heil. Geist und von einer Jungfrau geboren worden sey, aus Zeitbegriffen erlautert von Br.*** (Die aus dem Beyschlaf eines reinen Vaters und einer reinen Mutter erzeugten Sohne, besitzen den heil. Geist und sind vom heil. Geist erzeugt, und werden Söhne Gottes genannt.) *Sagen von Jesu aus dem Koran gesammelt*, und *Sage, dass Jesus in einer Hohle geboren worden sey.* (Wird fortgesetzt.) *Gehören die Gebote:* Was ihr wollt, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihnen; *und:* Liebe deinen Nächsten als dich selbst, *der Sittenlehre Jesu eigenthümlich zu?* (Man findet einiges ähnliche bey Juden.) *Ueber* 1 Petr. 3, 19-20. (Die Juden glaubten, die Gerechten kämen zu den Gefangenen der Gehenne hinab, und befreyten sie aus dem Scheol.) *Fragmente über die neutestamentliche Damonologie.* (Sie ist Zoroastrischen Ursprungs, aber jüdisch modificirt. Satan ist Verleumder der Tugendhaften bey Gott, Verführer der ersten Menschen, Urheber des Todes oder Todesengel, und Fürst dieser Welt. — Wird fortgesetzt. —) *Beschreibung des Weltgerichts, nach dem Thalmud,* (zur Vergleichung mit den neutestamentlichen Beschreibungen, und als Beleg der Meynung der Juden, dass sie wegen ihrer Sünden nicht gestraft würden.)

II. Andere exegetische Aufsätze: *Entwurf einer Darstellung der Begriffe, die mit dem Namen Geist Gottes im N. T. verbunden werden,* (mit Hinsicht darauf, dass einige dieser Begriffe sich schon im A. T. fanden, und zum Theil nur von spätern Juden oder von den neutestamentlichen Schriftstellern weiter fortgebildet wurden; andere hingegen für den Gebrauch in der christlichen Religion eigends erfunden wurden, obgleich auch sie auf die alten hebraischen gegründet waren. — Wird fortgesetzt. —) *Observationen zur Erklarung des N. T. aus dem Protevangelium Jacobi, von J. E. Ch. Schmidt* (betreffen die grammatische Interpretation.) *Bemerkungen über Otfrieds Paraphrase der Evangelien.* (Proben daraus, als Beytrag zur Geschichte der Erklärung des N. T.) *Die Erzahlung von den Magiern, Matth. 2., nach zwey Recensionen.* (Die eine ist aus dem Protevangelium Jacobi genommen, und weicht von der in unserm Matthaus wesentlich ab. Es soll hier gezeigt werden, wie jede aus der andern habe entspringen können. (*Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu, von J. E. Ch. Schmidt.* (Vertheidigung der Meynung, die sie für eine Dichtung Jesu zur Belehrung seiner Schüler, welche man nachher für Erzählung eines Factums nahm, erklart. Nur soll diese Erzählung noch nicht in dem Urevangelium, dessen Vf. Matthaus gewesen seyn soll, gestanden haben, sondern erst bey den nachmaligen griechischen Bearbeitungen desselben hinzugekommen seyn.) *Nachrichten von den letzten Schicksalen des Judas Iscariot.* (Matthäus sey nicht mit Luca zu vereinigen, wofern man nicht etwa bey letzterem πρηνὴς γενόμενος statt πρηνὴς lesen wolle; es habe aber verschiedene Sagen von dem Tode des Mannes gegeben, von denen die eine in diese, die andere in jene griechische Bearbeitung des Urevangeliums, welches keine von beiden enthalten habe, gekommen sey.) *Observationen über einige Stellen des Matthaus.* (Sie betreffen Kap. 5, 3. 29. 30. 32. 12, 31. 43 ff. 13, 53. 16, 13—16. 17. 19. 17, 21.) *Conjecturen über Matth. 2, 23. und 17, 27.* (Sie sind von Hn. CR. Justi. In der ersten Stelle möge διὰ τῶν προφητῶν, [welches, nach Griesbach, wirklich in einer zu Toledo befindlichen lateinischen Handschrift fehlt,] in der andern aber ἀναβὰς τὸ στόμα αὐτοῦ eingeschoben seyn. Der Herausg.

Digitized by Google

hingegen vermuthet, die letzten Worte seyen ein Misgriff des griechischen Bearbeiters, welcher לשתון פה auf den Mund des Fisches bezogen habe, da es vielmehr habe bedeuten sollen: um den Mund öffnen d. i. um ohne Scheu auftreten zu können.) *Vorschlag zu einer neuen Erklärung der Taufformel* Matth. 28, 19. (Taufe auf den Namen des heil. Geistes sey den Johannisjüngern entgegengesetzt, welche den heil. Geist der Christen nicht kannten.) *Ueber die Parabel vom ungerechten Haushalter* Luc. 16, 1—15. *von L. Ch. L. Schmidt.* (Vs. 8. werde der Haushalter gelobt blos wegen seines eifrigen Bestrebens, alles anzuwenden, um dereinst von seinen Bemühungen Vortheile hoffen zu können; in welchem rastlosen Streben ihm gewöhnlich die irdisch Gesinnten, aber selten die himmlisch Gesinnten ähnlich seyen. Vs. 9. sey der Sinn: machet von den ungerecht erworbenen Gütern einen guten Gebrauch, damit, wenn ihr sterbet, man d. h. Gott euch in den Himmel aufnehme.) *Ueber den Zweck der Stelle Röm.* 3, 1—18. (Meist nach Semler; Paulus spreche den Juden alle Vorzüge ab, und was von ihren Vorzügen gesagt werde, sey nicht Eingeständnis des Apostels, sondern Einwurf des Gegners.) *Versuch einer Erklärung der Stelle Röm.* 5, 12—21. *von F. A. Jost.* (Hauptzweck des Apostels sey, einen jüdischen Einwurf, dass Christen, da sie der Nothwendigkeit zu sterben unterworfen bleiben, nicht könnten durch Christum die δικαιοσυνην erlangt haben, zu entkräften.) *Eine neue Beweisstelle für die Gottheit Christi, Röm.* 14, 6—9. (Vs. 6. 7. 8. seyen κυριος und θεος synonym; der κυριος aber sey, nach Vs. 9., Christus.)

III. Aufsätze zur Geschichte der Bücher des N. T. und zur Kritik. *Versuch einer Einleitung in den ersten Brief Johannis, von M.* (Johannes schreibt gegen Doceten, welche sich die Erscheinung Christi in der Welt eben so dachten, wie man die Engelerscheinungen in Menschengestalt sich vorzustellen pflegte. Den Vertheidigern der Messiaswürde Jesu schien aber diese Meynung eine Ableugnung des Satzes: Jesus sey der Messias — der Sohn Davids, in sich zu fassen.) *Ob das Evangelium Johannis ursprünglich in syrischer Sprache sey geschrieben gewesen?* (Nein! die von Bolten zu Unterstützung der bejahenden Meynung angeführten Uebersetzungsfehler, aus denen er auf ein syrisches Original schloss, verschwinden bey genauerer Beleuchtung sämmtlich.) *Beytrag zur Kenntniss der äthiopischen Uebersetzung des N. T.* (Sie ist, so viel sich aus einem ins Lateinische übersetzten Fragmente derselben schliessen lässt, mit der Aethiopischen verwandt, und wahrscheinlich aus dieser gemacht.) *Zur Geschichte einer Handschrift vom Evangelium des Johannes.* (Es gebe auf der Universitätsbibliothek zu Giessen keine solche griechische Handschrift, sondern der von Michaelis vorgespiegelte Giessner Codex sey kein anderer als der sogenannte Hirschauer; und auch dieser sey einerley mit dem dritten Uffenbachischen.) *Erinnerungen gegen die Behauptung, dass Cod. Hirsaug. und Cod. Uffenbach. 3. eine und dieselbe Handschrift seyen, von D. Griesbach.* (Der Herausg. erklärt in einer Nachschrift diese Erinnerungen für gegründet, und nimmt den Theil seiner vormaligen Behauptung, welchen sie betreffen, zurück.)

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGARD, b. Macklot: *Staatsrechtliche Abhandlung über das Recht der evangel. Reichsstände, die Mitglieder ihrer Religion zu einer ausserordentlichen Reichsdeputation, einseitig und ohne Mitwirkung der katholischen Stände, zu wählen und zu benennen.* Aus Gelegenheit der jüngsten Wahl der Reichsfriedensdeputirten im August 1795. vorzüglich aus den Reichstagsverhandlungen actenmäsig entwickelt, von *Carl Christian Heinrich Sattler* dem jüng. 1797. 199 S. 4. (1 Rthl. 8 gr.)

Bey Ernennung der gegenwärtigen Reichsfriedensdeputation erwachte wiederum der schon mehrmals erregte Streit: ob die Ernennung einer solchen Deputation sämmtlichen Reichsständen gemeinschaftlich, oder jedem Religionstheil, für seine dazu zu erkiesenden Mitglieder besonders gebühre? — So alt auch diese Streitigkeit ist, und so wichtig sie in vorigen Zeiten, bey der grosen Spannung beider Religionstheile zu seyn schien; so ist sie doch von ältern Staatsrechtslehrern nur im Vorbeygehen berührt worden; selbst der so weitläuftige und emsige Moser begnügt sich in seinem Tractat von den *deutschen Reichstagen* S. 528. damit, den Protestanten das abgesonderte Wahlrecht zuzugestehen und aus Schauroth's Sammlung einige Conclusa des evangel. Theils anzuführen. Im J. 1765. erschien hierüber zuerst eine Streitschrift des Dr. *Hofmann* zu Tübingen: *de jure corporis evangel. suae religionis deputatos imp. seorsim eligendi.* Dagegen schrieb zu Mainz *v. Hagen: de jure catholicorum eligendi deputandos A. C. addictorum ad deputationes imp. extraordinarias ad illustrandum art. V. §. 51. P. O.* Als die Sache 1795. bey der anzustellenden Wahl der jetzigen Reichsfriedensdeputation zur Sprache kam: so trat Hr. *Sattler*, als ein junger angehender wirtembergischer Rechtsgelehrter im Jahre 1796. mit einer Schrift hervor, unter dem Titel: *Staatsrechtliche Bemerkungen eines deutschen Rechtsgelehrten über die Wahl der Reichsdeputirten zu dem künftigen Friedenscongress*, welche ihm zu Regensburg vielen Verdrus zuzog. Es erschienen dagegen mehrere Widerlegungen, worunter folgende sich auszeichnen: 1) *Die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation etc.* Regensb. 1796. (deren nicht genannter Vf. ein Reichs-Directorial-Gesandter seyn soll.) 2) Dr. *Hartleben über die Wahl der deutschen Reichsdeputirten zu Friedensverhandlungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die zum künftigen Friedenscongress bereits gewählte Reichsdeputation.* Salzb. 1797. Für die

Sattlerische Meynung kam in eben dem Jahre, in gemäfsigterem Tone, eine anonymische Abhandlung heraus: *über die Ernennung der Reichsdeputirten, als ein dem Recht nach eigenes Geschäft der Religionstheile, nebst einer Prüfung der Schrift: die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation etc.* Diese verschiedene Streitschriften sind — mit Ausnahme der beiden erstern, welche aufser den Grenzen der A. L. Z. liegen — bereits vorhin in diesen Blättern beurtheilt worden. Hr. *S.* liefert nunmehr eine systematischere Darstellung, und bemüht sich, die von ihm behauptete Observanz des Reichsfürstenrathsprotocollen des jüngsten und gegenwärtigen Reichstags darzuthun, welche ihm, dem Angeben nach, aus dem Archive eines fürstl. Gesandten zu Regensburg mitgetheilt worden sind. Er fügt noch einige andere, wiewohl zur Sache nicht viel beytragende Urkunden bey, und sucht die gegenseitige Behauptung ausführlich zu widerlegen, indem er sich fast ganz allein mit der Hagenschen Dissertation beschäftiget, welche die Gründe des katholischen Theils schon ganz erschöpft, und daher auch der spätern Abhandlung: *Gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder einer Reichsdeputation etc.* zum Leitfaden dienet. Von der mit vielem Scharfsinn abgefafsten Hartlebenschen Streitschrift, konnte der Vf. nichts wissen, weil selbige mit der seinigen zugleich erschienen ist. Es wäre überflüssig, die schon aus den vorherigen Anzeigen bekannten wechselseitigen Gründe zu wiederholen, und es kommt dem Rec. nicht zu, diese Controvers zu entscheiden, die in gegenwärtigen Zeiten ohnehin nicht mehr sehr interessant ist. Der westphäl. Friede bestimmt darüber nichts, und die nachherige Observanz ist zweifelhaft, weil die evangel. Stände auf dem Reichstage von 1653. die einseitige Ernennung ihrer Mitglieder zu aufserordentlichen Deputationen noch nicht zum festen Grundsatz machten, sondern erst nachher in den Jahren 1663 und 1664. besonders aber 1683 und 1697. bey den damals zu ernennenden Reichsfriedensdeputationen darauf bestanden, auch 1704. zu der damaligen Kammergerichts-Visitation sich wegen ihrer Deputirten berathschlagten, ohne jedoch zum Zweck gelangen zu können, woran theils der kathol. Widerspruch, theils ihre eigene Uneinigkeit, Schuld war. Der Vortrag des Vfs. ist übrigens deutlich und angenehm, jedoch an einigen Stellen zu blühend, auch dabey nicht ganz von Provincialismen frey.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Bibliothek für positive Rechtswissenschaft und Diplomatik.* Herausgegeben von Dr. *Carl Traug. Gottlob Schönemann. Ersten Bandes erstes Stück.* 1798. 131 S. 8. (10 gr.)

Es scheint in der That kein günstiges Zeichen für die Cultur der Rechtswissenschaft zu seyn, dafs die meisten juristischen Bibliotheken, die in den neuern Zeiten erschienen sind, ein baldiges Ende genommen haben. Doch ist vielleicht in ihrer Beschaffenheit selbst eine nicht unbedeutende Ursache hiervon, wenigstens insofern zu suchen, als sie bey weitem nicht den Grad der Vollständigkeit erreichten, den man mit Recht von ihnen erwarten konnte, und welchen ehedem *Schott* in seiner unpartheyischen Kritik wirklich erreichte. Nicht ohne Grund befürchten wir, dafs dieser Vorwurf auch gegenwärtige Bibliothek treffen werde. Zwar soll ungefähr alle sechs Wochen ein Stück derselben von acht Bogen erscheinen; allein bis jetzt ist seit dem ersten Stück, das noch vor Ostern herauskam, keine Fortsetzung erschienen. Auch sind die meisten Recensionen zu ausführlich, als dafs der Plan des Vfs. selbst auf Vollständigkeit könnte berechnet seyn. Sollte man uns einwenden, dafs es nicht auf die Menge, sondern auf die Güte der ersten ankommt; so bedenke man dagegen, dafs allerdings dem gröfsten Theile des juristischen Publicums mehr daran gelegen seyn dürfte, den ganzen Umfang der juristischen Literatur zu übersehen, als einzelne gute Recensionen zu lesen, die man auch in andern gelehrten Journalen findet. So wenig wir aber in dieser Hinsicht gegenwärtiger Bibliothek eine günstige Aufnahme versprechen, so können wir doch derselben das Lob nicht versagen, dafs sich ihre meisten Urtheile durch Gründlichkeit und Unpartheylichkeit auszeichnen. Besonders haben wir verschiedene sehr treffende Bemerkungen in der Kritik über den vierten Theil von *Glück's* Erläuterung der Pandekten gefunden.

Leipzig, b. Schwickert: *Elementa iuris civilis* secundum ordinem Pandectarum — adornata a *Jo. Gottl. Heineccio* — sec. editionem quartam Waesbergianam curavit *Chr. Gottlob Richterus*, nuper jur. utr. et phil. Doctor et Prof. Lipf. *Tom. I.* 552 S. *Tom. II.* 392 S. 1797. gr. 8.

Nach einem Vorberichte des Verlegers ist dieser neue Abdruck des Heineccischen Pandekten-Lehrbuchs von dem sel. Prof. *Richter* zu Leipzig nach der vierten bey Waesberg 1740. erschienenen Ausgabe, besorgt worden. Rec. kann aus angestellter Vergleichung bezeugen, dafs darin, mit der dem verstorbenen Gelehrten eigenen Genauigkeit, viele Druckfehler, die sich schon in jene Ausgabe eingeschlichen und in den folgenden sehr vermehrt hatten, verbessert und insonderheit die häufig irrigen Citate in den Gesetzstellen berichtiget sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HERBORN u. HADAMAR, in der neuen Gelehrten Buchhandl.: *Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Teſtaments und älteſte Chriſtengeſchichte.* Herausgegeben von *Johann Ernſt Chriſtian Schmidt etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

IV. Zur älteſten Chriſtengeſchichte: *Ueber 1 Kor. 1, 12. und die urſprüngliche Bedeutung des Namens Χριστιανοι, von J. E. C. Schmidt.* (Anfangs legten ſich ihn die Judenchriſten bey; ſpäter erſt, da die katholiſche Parthey ſich gebildet hatte, ward er allgemeiner Name der Bekenner der neuen Religion.) *Cerinth, ein judaiſirender Chriſt, von J. E. C. Schmidt.* (Es gab zwey Syſteme, die ihrem Urſprung nach weſentlich verſchieden ſind, die ſich aber bey ihrer Ausbildung einander ſo näherten, daſs ſie leicht mit einander vermiſcht werden konnten. Das eine entſtand durch Perſonificationen der göttlichen Eigenſchaften. Daher Aeonen, Sephiroth u. ſ. f., die man ſich aber urſprünglich nicht als wirklich hypoſtaſirt dachte. Das andere lieſs die Gottheit durch eine Menge unterworfener Diener, Engel u. dgl. wirken. Cerinth nahm das Syſtem der Angelologie an, betrachtete aber die Namen der Engel als Namen von perſonificirten göttlichen Kräften, wie auch andere Juden thaten, deren Meynung Juſtin ſo beſchreibt: die Engel ſeyen Kräfte der Gottheit, unzertrennlich und unſcheidbar von ihr, welche ſie, wenn ſie wolle, aus ſich ausgehen laſſe, und dann wieder in ſich zurückziehe. Ein Gnoſtiker war aber Cerinth darum doch nicht. Denn nicht alles, was Verwandſchaft mit dem Aeonenſyſtem hat, iſt Gnoſticismus, deſſen unterſcheidender Charakter vielmehr in der Behauptung beſteht, daſs der Religionsunterricht Jeſu und der Apoſtel auf unvollkommene Menſchen berechnet geweſen ſey, und daſs daher der vollendete Chriſt zu einer höhern Religionskenntniſs oder Gnoſis ſich emporheben müſſe.) *Ueber die Johannisjünger, die ſabiſchen Religionsbücher, und den Zweck des Evangeliums des Johannes.* (Die Johannisjünger hielten den Täufer nicht für den höchſten der göttlichen Geſandten und für den Meſſias. Die ſabiſchen Religionsbücher ſetzen einen höhern über ihn, den Boten des Lebens, der von Johannes getauft zu werden begehrte, wahrſcheinlich eben den Anuſch Utro, den ſie als den wahren Meſſias ſehr glänzend beſchreiben, und dagegen vor einem falſchen Meſſias, Jeſu, warnen. Jenem legen ſie einen bloſsen Scheinkörper bey; dieſem machen ſie es zum Vorwurf, daſs er ganz Menſch, von Fleiſch und Blut, geweſen ſey. Johannes lehrte ſeine Schüler einen moraliſchen Meſſias, der nach ihm auftreten werde, erwarten; aber Jeſum machte er ihnen nicht als dieſen Meſſias bekannt, weil er ſelbſt an ihm wieder zweifelhaft geworden war, daher er ſich, wenigſtens in den ſpätern Jahren, weder für noch gegen ihn erklärte. So geſchah es, daſs ſie, oder doch die meiſten von ihnen, Jeſum als Meſſias nicht anerkannten, und gleichwohl an einen, übrigens unbekannten, Meſſias, der zu Johannis Zeit auf Erden erſchienen geweſen ſey, glaubten. Dem zufolge wollte der Evangeliſt Johannes nicht den angeblichen, aber unerweislichen Irrthum der Johannesjünger, daſs der Täufer ſelbſt der Meſſias ſey, beſtreiten, ſondern er wollte nur darthun, daſs der Täufer wirklich ſchon für Jeſum entſchieden, und denſelben für den höchſten göttlichen Geſandten erklärt habe. In einer *Beylage* zu dieſem Aufſatze, welche in einem andern Stück der Bibliothek folgt, wird noch auf die Unvollſtändigkeit und Unzuverläſſigkeit der Norbergiſchen Ueberſetzung der ſabiſchen Schriften aufmerkſam gemacht. — Rec. will nur das einzige bemerken, daſs der Vf. bey den Gründen für ſeine Meynung, der Täufer ſey ſelbſt zweifelhaft geworden, habe ſeine Schüler nicht zu Jeſu hingewieſen, ſondern eine eigene Schule fortgeſetzt u. dgl. zu wenig Rückſicht auf die Kürze der Zeit zwiſchen den Vorgängen am Jordan und der Gefangennehmung des Täufers, genommen zu haben ſcheint.) *Skiagraphie der Geſchichte des Dogma von Jeſu übernatürlicher Geburt.* (Vermuthungen, unter welcher Chriſtenparthey dieſes Dogma zuerſt aufgekommen, wie es ſich, bey der Coalition mehrerer Partheyen zu Einer katholiſchen Kirche, verbreitet habe und in die katholiſchen Bearbeitungen der Evangelien gekommen ſey.) *Ideen zur Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums im römiſchen Reiche.* (Die neue Religion ward willig angenommen, weil ſie den damaligen dringendſten Bedürfniſſen der Bewohner des römiſchen Reichs abhalf.) *Ueber den Urſprung des Namens: Evangelium der zwölf Apoſtel.* (Es ſey dies Evangelium einerley mit dem der Ebionäer, obgleich aus einem andern

andern Grunde als dem, welchen der Vf. vormals in Henke's Magazin Th. 4. St. 3. angegeben hatte.) *Observationen, veranlafst durch die Ignazischen Briefe.* (Einzelne vermischte Bemerkungen, grofsentheils zum Beweise, die meisten dieser Briefe seyen gegen Doceten gerichtet. Uebrigens bleibt der Vf. seiner schon in Henke's Magazin Th. 3. geäufserten Meynung getreu, Ignatius habe dergleichen Briefe wirklich geschrieben, deren urspränglicher Inhalt sich ziemlich durch Vergleichung der beiden vorhandenen Recensionen errathen lasse. Die weitläuftigere hat aber durch eine vierte spätere Hand neue Zusätze noch hintennach bekommen.) *Versuch über die Entstehung der katholischen Kirche, von J. E. C. Schmidt.* (Die Kriterien der katholischen Kirche sind: 1) Achtung für das mosaische Gesetz, vereint mit der Behauptung, dafs der Christ nicht verbunden sey, alle Gebote dieses Gesetzes zu beobachten; 2) die gleiche Achtung für Paulum und die Judenapostel; 3) die Foderung, dafs alle Christen in ihrem Lehrbegriff mit einigen angesehenen Kirchen, z. B. der römischen, übereinstimmen sollen, weil diese Kirchen ihren Unterricht von Aposteln selbst erhalten und den Lehrbegriff seitdem unverfälscht fortgepflanzt haben; und 4) ein Kanon, worin Pauli Briefe mit einigen Schriften von Judenaposteln und der Sammlung der vier Evangelien zusammengestellt sind. Die Vereinigung der gemäfsigteren Judenchristen mit den nach den ächten Grundsatzen Pauli gemäfsigt denkenden Heidenchristen, war so schwer nicht, und überdies durch mehrere zusammenwirkende Umstände vorbereitet. Nicht erst durch Irenäus und Tertullian kam sie zu Stande, sondern früher, und zwar wahrscheinlich durch Polykarp's Reise nach Rom, nachdem letzterer, wie es scheint, vorher schon zu gleichem Zweck sich mit seinem Freunde Ignatius verbunden gehabt hatte, dessen Briefe eben dazu gehörten. Auch Hegesipp, Dionysius von Korinth, Theophilus von Antiochien und Melito von Sarden, trugen das Ihrige zur Ausführung des Plans bey, wozu wahrscheinlich auch manche damals untergeschobene Schriften, z. B. das κηρυγμα Πετρου und vielleicht selbst der zweyte Brief Petri helfen sollten. In einem *Zusatz zum vorhergehenden Versuch* vergleicht der Vf. seine Ideen mit den Semlerschen, und nimmt die in dem früheren Aufsatz vorgetragene Vermuthung zurück, dafs Johannis Evangelium vor Polykarp's Rückkunft von Rom in Asien noch nicht bekannt gewesen sey.) *Einige Bemerkungen zur ältesten Geschichte des Dogma von der Trinität, von J. E. C. Schmidt.* (Dafs die ältesten Kirchenlehrer, ob sie gleich meistens den Logos und den Geist für Eins hielten, dennoch zuweilen vom Vater, Logos und Geist als von drey verschiedenen Subjecten reden, dazu soll die Taufformel die Veranlassung gegeben haben.)

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche diese Bibliothek umfafst, erlaubte dem Rec. nicht, bey jedem ein mit Gründen unterstütztes Urtheil beyzufügen. Er mufste sich damit begnügen, den Hauptinhalt der einzelnen Aufsätze anzugeben, und setzt nur noch den Wunsch hinzu, dafs die gelehrten Vff. mit möglichster Vorsicht und nie anders als skeptisch zu Werke gehen möchten, wenn sie auf Hypothesen, gegen welche gegründete Zweifel noch Statt haben, weitere Behauptungen bauen wollen. Soll nicht unbefangenes Forschen nach Wahrheit und vorurtheilfreyes Betrachten der Gegenstände von allen den verschiedenen Seiten, die sie darbieten, mehr gehindert als befördert werden; so ist gerade bey periodischen Blättern noch mehr als bey einem einzelnen zusammenhängend geschriebenen Werke Vorsicht hierin nöthig, weil jene Art von Schriften so häufige Gelegenheit giebt, auf die begünstigte Lieblingshypothese immer wieder zurückzukommen, sie jedesmal blos von den vortheilhaften Seiten zu zeigen, eine Menge wichtig und annehmlich scheinender Folgerungen aus ihr herzuleiten, durch geschickte Combinationen einen Anstrich von ausgebreiteter Brauchbarkeit nicht nur, sondern auch von Festigkeit ihr zu geben u. dgl. Wird eine solche Hypothese fast in jedem Stück eines periodischen Werks insinuirt und durch stete Zurückweisungen auf sie gleichsam inculcirt, so gewöhnen sich viele, zumal jüngere Leser nur gar zu leicht, dasjenige, was ihnen so oft schon vorgekommen ist, für bekannt und längst ausgemacht anzunehmen, und denken an die Nothwendigkeit, einer neuen strengen Prüfung es zu unterwerfen, um so weniger, weil sie ahnen, wie vieles zusammenstürzen könnte, wenn an dem Grundstein, auf den alles sich stützt, ein wenig gerüttelt würde. Wie viel wird nicht in dieser Bibliothek z. B. auf die einmal angenommene Hypothese über den Ursprung unserer Evangelien gebauet, die doch bey weitem noch nicht zu dem Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben ist, der sie tauglich machte, so vielen andern Vermuthungen oder Behauptungen zur Grundlage zu dienen. Wie oft wird nicht die Benennung *strenge Paulaner* von einer angeblich aus Pauli Schule stammenden Parthey gebraucht, die in der That sehr unpaulinisch dachte? Und doch wird auf den vorausgesetzten Zusammenhang dieser Leute mit Paulo nicht wenig gebauet. Dergleichen Beyspiele liefsen sich mehrere anführen. Zwar mufs man den würdigen Vff. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, dafs sie da, wo sie nur Vermuthungen vorzutragen haben, nicht im absprechenden Tone reden; aber dies allein sichert vor den oben bemerkten Nachtheilen noch nicht genug. Endlich wäre zu wünschen, dafs bey der Fortsetzung, der wir mit Verlangen entgegen sehen, das Abbrechen der Abhandlungen so viel möglich vermieden werden möchte. Dasjenige Publicum, für welches diese Bibliothek geschrieben wird, rechnet Abwechselung in jedem Stück schwerlich zu den Haupttugenden eines solchen Werks, sondern wünscht wohl mehr, eine Untersuchung über Einen Gegenstand auf ei mal ganz übersehen zu können.

Digitized by Google

LITE-

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, im Schwickertſchen Verlage: *Allgemeine Literatur der Muſik*, oder *Anleitung zur Kenntniſs muſikaliſcher Bücher, welche von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten bey den Griechen, Römern und den meiſten neuern europäiſchen Nationen ſind geſchrieben worden.* Syſtematiſch geordnet, und nach Veranlaſſung mit Anmerkungen und Urtheilen begleitet von *Johann Nicolaus Forkel.* 1792. 540 S. 8.

Ein äuſserſt wichtiges Geſchenk für die Freunde der Literatur überhaupt, und der muſikaliſchen insbeſondere. Der gelehrte Vf. — den wir dieſer verſpäteten Anzeige wegen um Verzeihung bitten — hat ſich dadurch aufs neue ein ſehr groſses und unleugbares Verdienſt um die Muſik erworben, und verdient dafür den Dank aller derjenigen, welchen an der Verbreitung muſikaliſcher Kenntniſſe gelegen iſt. Gewiſs hat ſeit langer Zeit die Tonkunſt, in Abſicht auf die Kenntniſs ihrer Literatur, keinen ſo beträchtlichen Zuwachs erhalten, als durch das vorliegende Werk, welches wir allen Muſikern, die ſich eine Ueberſicht von muſikaliſchen Schriften verſchaffen wollen, als unentbehrlich empfehlen können. Einen Auszug daraus mitzutheilen, iſt unmöglich; auch nur die Ueberſchriften der einzelnen Kapitel herzuſetzen, verſtattet uns der Raum nicht.

Das Ganze zerfällt, nach der angenommenen Eintheilung des Vfs., in zwey Theile. Der erſte Theil enthält ein Verzeichniſs derjenigen Schriften, welche die Literatur der Geſchichte der alten und neuen Muſik betreffen. Der zweyte begreift die Literatur der Theorie und Praxis der neuern Muſik.

In beiden Theilen herrſcht eine gute Anordnung der Kapitel, und der darin verzeichneten Schriften. In Anſehung der Vollſtändigkeit hat der Vf. alles geleiſtet, was man nur verlangen und erwarten konnte. Durchgängig erkennt man den auf dieſes Werk verwendeten Fleiſs, die unermüdete Geduld und die erfoderliche Sachkenntniſs. Denn nicht weniger als ungefähr dreytauſend Titel muſikaliſcher Schriften findet man in dieſer Literatur verzeichnet. Daſs aber das geſchriebene Verzeichniſs der muſikaliſchen Bibliothek des verſtorbenen P. *Martini* zu Bologna gegen 18 000 muſikaliſche Schriften enthalten habe, bezweifelt der Vf. mit Recht. Denn geſetzt und zugegeben, daſs ihm einige Schriften unbekannt geblieben ſind, ſo iſt doch der Unterſchied von drey bis zu achtzehntauſend viel zu groſs. Hr. *F.* ſagt in dieſer Rückſicht: „Ich wollte an denjenigen ein Beträchtliches verwetten, der es unternehmen wollte, mir dieſe Anzahl (3000) nur noch um ein einziges Tauſend aus ſichern und glaubwürdigen Quellen zu vermehren." Rec. beſitzt ſelbſt eine nicht unbedeutende und ziemlich zahlreiche muſikaliſche Bibliothek, worin ſich nur die folgenden wenigen und gröſstentheils unerheblichen, bis zum Jahre 1791. herausgekommenen Schriften befinden, deren Titel er in der vorliegenden Literatur vermiſst hat. 1) Kurze Anweiſung das Trommel-Spielen auf die leichteſte Art zu erlernen, nebſt ſieben in Noten geſetzte(n) Stücke(n) und Marſche(n), mit Anmerkungen, von einem Tonkünſtler. Berlin, bey Winters Witwe, 1777. (Freylich ein ſehr unbedeutendes Werkchen.) 2) *Buſſe* (Friedrich Gottlieb), kleine Beytrage zur Mathematik und Phyſik und deren Lehrmethode. Deſſau, 1785. (Im neunten Stücke ſteht ein Bedenken gegen einen bekannten Schluſs über die Stärke des Schalles, und im zehnten eine Abhandlung über die Harmonie im reinſten Klange.) 3) *H**** (J. P. A.) Iſt das Gekünſtelte in der Muſik der Natur und ihrem eigentlichen Weſen zuwider? Halle, 1776. 4) *Keſſel* (Johann Chriſtian Bertram), Unterricht im Generalbaſſe, zum Gebrauch für Lehrer und Lernende. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, nach der Zueignungsſchrift 1790. 5) *Marpurg* (Friedrich Wilhelm), die Kunſt das Clavier zu ſpielen. Erſter Theil. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin, 1760. (Der zweyte Theil dieſes Lehrbuchs iſt S. 358. angezeigt, aber der erſte Theil fehlt S. 327. Denn die daſelbſt genannte *Anleitung zum Clavierſpielen* iſt eine ganz andere, und von dieſer verſchiedene Schrift deſſelben Vfs.) 6) *Sorge* (Georg Andreas), Anweiſung zur Stimmung und Temperatur ſowohl der Orgelwerke, als auch anderer Inſtrumente; ſonderlich aber des Claviers etc. Hamburg, 1744. (Hr. *F.* führt zwar ein ähnliches Werk von Sorge an, aber unter einem etwas andern Titel. Auch iſt es nach ſeiner Angabe nicht in Hamburg, ſondern in Lobenſtein gedruckt. Es müſste ſonach etwa eine zweyte Auflage von dem obigen ſeyn.) 7) *Türk* (Daniel Gottlob), kurze Anweiſung zum Generalbaſsſpielen. Halle und Leipzig, 1791. 8) *Toderini* (Abbé), Literatur der Türken. Aus dem Italieniſchen überſetzt etc. Zwey Theile. Königsberg, 1790. (Im erſten Theile dieſes wichtigen Werkes wird S. 240 — 267. von der Muſik der Türken gehandelt.) 9) *Woldermann* (Chriſtian), *Succincta Muſicae ſacrae, veteris et novi Teſtamenti, hiſtoria*, oder: Kurze hiſtoriſche Nachricht von der Vocal- und Inſtrumental-Muſik etc. Alten-Stettin, 1736. 10) Einige zum allgemeinen Nutzen deutlicher gemachte muſikaliſche Erwegungs- und andere leichter eingerichtete Uebungswahrheiten, herausgegeben von einem Freunde dieſer Wiſſenſchaft. Leipzig, (ohne Jahrzahl; ſcheint aber nicht über 30 bis 40 Jahre alt zu ſeyn, und enthält in ziemlicher Kürze einige gute Bemerkungen.) Verſchiedene noch unwichtigere Schriften, die Rec. beſitzt und in der vorliegenden Literatur ebenfalls vermiſst, verdienen keine Anzeige. Ueber die etwa nicht mit erwähnten Werke erklärt ſich der Vf. in der Vorrede alſo: „Auch muſs man bedenken, daſs einige etwa ausgelaſſene Kunſtbücher, oder kleine fliegende Blätter, die häufig von ihren Vff. nur für den kleinen Cirkel ihrer Schüler, oder ihres Wohnorts beſtimmt ſind, und höchſt

selten in den ordentlichen Buchhandel kommen, einem Werke, wie das gegenwärtige ist, den Vorwurf der Unvollständigkeit noch nicht zuziehen können. Solche Kunstbücher, wie sie in Deutschland, England und Frankreich unter den Titeln: Anweisungen und Anfangsgründe, *New and complete Tutors, Methodes* und *Principes* etc. sehr häufig zum Vorschein kommen, sind meistens so unbedeutend, dafs sie kaum verdienen, den Platz einzunehmen, der ihnen der Ordnung nach nicht versagt werden kann, wenn sie doch einmal aufgenommen werden sollen. Ja, wenn es *Bachische* oder *Quanzische* Versuche über die wahre Art, das Clavier oder die Flöte zu spielen, *Hillersche* Anweisungen zum Singen, oder *Türksche* Clavierschulen wären; so mochten ihnen ihre Plätze gegönnt seyn; aber man würde sich schwer versündigen, wenn man jene *Anweisungen, Tutors* und *Methodes* solchen Werken an die Seite stellen wollte. Wenn daher irgend ein Leser ein solches Kunstbuch hier unangezeigt findet, so halte er es nicht für Unvollständigkeit, sondern meistens für freywillige Auslassung von Seiten des Vfs." Wir glauben aber dessen ungeachtet, wie schon gesagt, dafs man Hn. *F.* den Vorwurf der Unvollständigkeit zu machen nicht Ursache haben werde; vielmehr kann er sich auch in dieser Rücksicht auf den Dank wifsbegieriger Musiker und aller derjenigen, welche eine Uebersicht von musikalischen Schriften zu haben wünschen, gewisse Rechnung machen.

Aufser der Vollständigkeit hat sich der Vf. auch noch dadurch um das Publicum verdient gemacht, dafs er zuweilen, besonders bey wichtigen und seltenen Werken, den Inhalt vollständig angezeigt, und nicht selten auch ein kurzes Urtheil über das namhaft gemachte Werk beygefügt hat. Da diese Urtheile mit Kenntnifs abgefafst und — unserer Einsicht nach — ganz unpartheyisch und gröfstentheils treffend sind: so wird der Werth dieses Buches dadurch noch mehr erhöhet. Einige Abweichungen, die uns in Ansehung der Titel etc. aufgestofsen sind, bemerken wir noch. Von dem S. 15. angezeigten Werke des ehemaligen Capellmeister *Prätorius* heifst der Titel in unserm Exemplare: *Syntagmatis musici Tomus primus, complectens duas partes, quarum prima agit de Musica sacra vel ecclesiastica, Religionis exercitio accommodata* etc. Auctore *Michaele Praetorio C. Wittebergae*, (Wolfenbüttel steht nicht dabey,) 1615. (nicht 1614.) Uebrigens treffen die Inhaltsanzeigen mit den in der vorliegenden Literatur enthaltenen überein. — Von des Salomon van *Til* Dicht-Sing- und Spiel-Kunst besitzt Rec. ein zu Leipzig, (nicht in Frankfurt,) und zwar 1706. herausgekommenes Exemplar. Das Werk ist, aufser dem Titel, der *Ansprache an den bescheidenen Leser* und einem Register, 478 Seiten stark. — Die zweyte Fortsetzung des S. 202. angezeigten musikalischen Almanachs erschien nicht unter dem angegebenen Titel, sondern unter diesem: Musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1784. — *Löhlein's* Clavierschule wurde — freylich sehr unverdienter Weise — 1782. zum *viertenmal* aufgelegt. Späterhin (1791.) kam eine von *Witthauer* umgearbeitete fünfte Auflage heraus. Von der kleinen Schrift: Etwas von und über Musik etc. soll, nach Gerber's Lexicon der Tonkünstler, nicht *Krause*, sondern *Wagner* der Vf. seyn. Den S. 260. angezeigten Versuch einer Anleitung zur Disposition der Orgelstimmen etc. hat der verstorbene Gerichtsdirector *Tauscher* in Waldenburg geschrieben. — Schon hieraus wird der würdige Vf. ersehen, dafs wir sein Werk mit möglichster Aufmerksamkeit gelesen haben. Schade, dafs die erstern sechs Bogen, aus einem Mifsverständnisse, so unbequem gedruckt worden sind. Alles lauft nämlich, ohne irgend einen Absatz der Zeilen, in Einem fort; daher ist es mühsam und schwer, den Titel eines Werkes heraus zu suchen. Bey einem so wichtigen, und in jeder Rücksicht zu empfehlenden Buche, wäre es wohl der Mühe werth gewesen, diese sechs erstern Bogen umzudrucken. Uebrigens ist der Druck sehr correct.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Greifswald*. b. Eckhardt: Diss. *theol. vim miraculorum divinitatem revelationis, omni homini necessariae, probandi* principiis S. scripturae et rationis breviter indicatis, quam *indulg.* M. V. Theolog. Ord. Gryphisw. publico examini offerunt Praeses *Magn. Petrus Nordin*, S. S. Theol. Licent. et *Joan. Adam Dafe*, Nobilis. d. 29. Jan. 1799. 12 S. in 4. Hr. *Nordin* „*tanto cardine rerum motus*" (durch die so grofse Wichtigkeit der Sache bewogen) hat sich entschlossen, die Meynung von Entbehrlichkeit der Wunder zum Beweis einer reinen Religionslehre als ein „*malum, quod ut ita dicam, penitus in viscera lapsum* (in die Glieder geschlagen?) *est*," in aller Kürze wegzuarbeiten. Die *pretiosa* vis miraculorum zum Beweis für die Wahrheit der Offenbarung erhellt ihm durch die simple Schlufsfolge: dafs die Offenbarung unentbehrlich, der Beweis aber für die Göttlichkeit der Offenbarung ohne Wunder unmöglich sey! Die Unentbehrlichkeit der Offenbarung wird bewiesen, *a manca nostra, vel, fatente nova philosophia critica, plane nulla notitia de existentia Dei et immortalitate animae.* Um die Wirklichkeit Gottes zu beweisen, mufs eine Religionsoffenbarung, um diese zu beweisen, müssen Wunder seyn; das heifst: um die Wirklichkeit eines Heeres zu Pferd zu beweisen, mufs es Zeitungen, und um die Wahrheit dieser zu beweisen, mufs es Centauren geben.

Rec. hat übrigens von diesem Product nur deswegen Notiz genommen, weil *eben dieser Hr. Nordin* bereits in der A. L. Z. 1798. Nr. 106. S. 15. 16. durch zwey in ihrer Art einzige Dissertationen, in denen er auch, wie er zu sagen pflegt: *judicii sui modulis utebatur*, charakterisirt worden ist. Zur Fortsetzung der Literärgeschichte dieses Hn. *Nordin's* gehört, dafs er inzwischen, weil er zu Greifswalde abgewiesen wurde, zu *Rostock* Licentiat der Theologie geworden ist. Die gegenwärtige gelehrte Arbeit ist nicht *consentiente*, sondern blos *indulgente Theologorum Gryphisw. Ordine* auf den Catheder gebracht worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. April 1799.

PHYSIK.

HAARLEM, b. Beets: *Tweede Vervolg der Proefneemingen gedaan met Teyler's Electrizeer-Machine*, door *Martinus van Marum*; A. L. M. Phil. et Med. D. Secretaris van de hollandsche Maatschappy der Weetenschappen etc. 1795. mit der franzöſiſchen nebenſtehenden Ueberſetzung. XV und 391 S. gr. 4. nebſt vielen Kupfern.

Dieſe zweyte Fortſetzung hat zwar die Jahrzahl 1795, ſcheint aber viel ſpäter zur Ausgabe ganz fertig geworden zu ſeyn, indem wir ſie erſtlich zu Ende des vorigen Jahrs aus Haarlem ſelbſt erhalten haben. Das wichtige Werk ſelbſt, worauf ſich die Fortſetzungen beziehen, iſt in der A. L. Z. 1786. Nr. 99 u. 100.; die deutſche Ueberſetzung davon 1787. Nr. 136. recenſirt worden. Die erſte Fortſetzung kam 1787, und die deutſche Ueberſetzung davon 1788 heraus, welche in Nr. 220. 1789 angezeigt iſt. Von den in der gegenwärtigen zweyten Fortſetzung enthaltenen Verſuchen ſind verſchiedene auch ſchon in den Jahren 1787 bis 90 angeſtellt worden, und die Verſpätung ihrer Herausgabe rührte vornehmlich daher, daſs der Vf. auf eine Gelegenheit zu einer recht intereſſanten Entdeckung in der Elektricitätslehre hoffte, um dieſen Band zugleich damit bereichern zu können. Man erinnert ſich, daſs der Vf. gleich im erſten Bande ſich erbot, die Verſuche, die ihm von andern, mit keiner ſo wirkſamen Maſchine verſehenen, Phyſikern vorgeſchlagen würden, anzuſtellen, und die Reſultate öffentlich bekannt zu machen. Dieſes Anerbieten haben beſonders die Hn. Landriani und Volta benutzt; andere wollten nicht genannt ſeyn. Der Vf. ſelbſt bemühte ſich vorzüglich, die Natur der elektriſchen Flüſſigkeit zu erforſchen, und dies gelang ihm auch ſo weit, daſs er deutlich zeigen konnte, dieſe Flüſſigkeit ſey nicht einfach und von allen bekannten gänzlich verſchieden, ſondern ſie beſtehe aus einer Materie, mit welcher der Wärmeſtoff mit irgend einer unbekannten Subſtanz in Verbindung ſey. Eine andere Abſicht ſeiner Bemühungen war, die Urſachen der Erregbarkeit der Elektricität durch das Reiben zu entdecken, oder zu zeigen, warum das Gleichgewicht der elektriſchen Flüſſigkeit durch das Reiben aufgehoben werde; es haben aber die darüber angeſtellten Verſuche weiter nichts gezeigt, als daſs das Glas die elektriſche Materie an ſich zieht, und zwar nicht bloſs an der geriebenen, ſondern auch an der entgegengeſetzten Seite. Die Teylerſche Maſchine ſelbſt iſt jetzt merklich von derjenigen verſchieden, die der Vf. 1785 beſchrieb. Ihre Verbeſſerungen betreffen ſowohl die leichtere Behandlung als die ſtärkere Wirkung. Taf. I u. II. ſtellen die Maſchine ſo vor, wie ſie jetzt iſt, und man bemerkt daran vorzüglich eine Veranderung im Reibzeuge und in der Anbringung der Conductoren. *Das erſte Kapitel des erſten Theils enthalt die Beſchreibung des Apparats zur Anbringung und Preſſung der Reibkiſſen.* Bey der ältern Einrichtung konnte man die Reiber nicht gut abnehmen, auch waren ſie mit zwey Schrauben angedrückt, wodurch eine auf beiden Seiten gleichförmige Preſſung unmöglich erhalten werden konnte. Jetzt wird der gleichformige Druck durch ein paar Stahlfedern bewirkt, die mit Charnieren an dem einen Ende von ein paar eiſernen Platten angebracht ſind, und durch eine einzige Schraube zuſammengehalten werden. Je mehr man dieſe Schraube anzieht, deſto ſtärker ſchlieſsen ſich die Kiſſen an die Glasſcheibe an, die Stahlfedern aber, die im Mittelpuncte der Reibflächen aufdrücken, bewirken eine in allen Puncten derſelben gleich ſtarke Preſſung. Da ſich die Reiber zugleich ſehr leicht wegnehmen und wieder anbringen laſſen, ſo nimmt ſie der Vf. gewöhnlich ab, wenn er einige Zeit mit dem Elektriſiren inne halten will. — Dieſe Vorſicht iſt nach des Rec. Erfahrung ſehr wichtig, denn ſonſt geſchieht es leicht, daſs ſich etwas ſcharfer Staub an die Reibflächen ſetzt, wodurch ein Theil der geriebenen Glasflache halbmatt geſchliffen und die Elektricität mithin zum Theil negativ wird. Dies kann endlich ſo weit gehen, daſs die Maſchine gar keine Wirkung mehr zu thun ſcheint, und es kann ſolchen Maſchinen auf keine andere Art geholfen werden, als daſs man den Scheiben wieder die völlige Politur geben läſst. — *Das zweyte Kapitel beſchaftigt ſich mit der neuen Einrichtung der Reibzeuge.* Statt der ſonſtigen mit Pferdehaaren ausgeſtopften ledernen Kiſſen werden auf eine mit Kalbleder überdeckten Tafel von Eichenholz Faden von *Labadiſtenwolle* gelegt, wodurch die Reibfläche beym Anpreſſen völlig eben gemacht werden kann. Dieſe Fläche ſelbſt wird bis auf $\frac{1}{3}$ mit dem Wachstaffet bedeckt, wovon ſich ein noch gröſserer Theil an die freye Scheibe legt. Das Amalgama wird nicht bloſs aufs Leder, ſondern auch auf den Anfang des daran grenzenden Taffets, ſo dünn als möglich, geſtrichen und der Ueberreſt des Taffets durch eine Art Rahmen vor Falten bewahrt, indem da, wo ſich eine Falte zeigt, auch feurige Strahlen zu ſehen ſind, welcher Theil der Elektricität für den Conductor völlig verloren iſt. Im *dritten*

Kap. werden die Veränderungen beſchrieben, die mit den Conductoren vorgenommen worden ſind. Der Hauptconductor iſt jetzt ſo eingerichtet, daſs er nicht allein in kurzer Zeit ſtatt der poſitiven, auch gröſstentheils die negative Elektricität erhalten kann, ſondern daſs auch die Elektricitäten ſelbſt durch eine bloſse Wendung erhalten werden können; auch iſt überhaupt dieſer Apparat jetzt ſehr ins Kurze gezogen worden. Es ſind auch jetzt die einſaugenden Flächen, oder die ſogenannten Collectoren nicht mehr mit Spitzen verſehen. Obgleich die getiebene Glasfläche 15½ Zoll breit iſt, ſo durften doch die Collectoren ſonſt nicht über 6 Zoll tief hineingehen, wenn nicht Strahlen aus ihren Spitzen gegen die Axe fahren und die Wirkung ſchwächen ſollten; — jetzt erſtrecken ſie ſich bis auf 10 Zoll, ohne daſs ein Abſtröhmen gegen die Axe zu bemerken iſt. Die Scheiben waren, um das Wanken zu verhüten, ſonſt bis auf 33 Zoll im Durchmeſſer mit einer Harzmaſſe bedeckt, die jetzt gröſstentheils abgenommen worden iſt, ohne daſs der feſte Stand der Scheibe gelitten hätte.

Der *II. Theil enthält nun die Verſuche ſelbſt, die in der Nähe des Conductors angeſtellt worden ſind.* Im *erſten Kap. werden die Unterſuchungen über den Einfluſs der Elektricität auf den Puls, und über die beſchleunigte oder verzögerte unmerkliche Ausdünſtung fortgeſetzt.* Die ältern Verſuche von 1785 hatten bey mehrern Perſonen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht keinen ſolchen Einfluſs vermuthen laſſen, und der Vf. glaubte, man würde über dieſen Punct nun ins Reine ſeyn, und dasjenige, was ſich etwa in der Art noch zeige, auf die *Aengſtlichkeit* rechnen, die ſich gewöhnlich bey Perſonen, die ſich elektriſiren laſſen und mit der Elektricitätslehre nicht recht vertraut ſind, zu äuſsern pflegt. Es haben ſich indeſſen doch noch Zweifel über das Entſcheidende jener Verſuche erhoben, die beſonders durch eine Abhandlung der Hn. *van Trooſtwyk* und *Deiman* im 8 Vol. der Societät der Experimentalphyſik zu Rotterdam, die im J. 1787, folglich zwey Jahre nach unſers Vfs. Verſuchen erſchien, unterſtützt worden ſind. Man hatte nämlich ein paar Perſonen, die ſich ſehr gut auf das Fühlen des Pulſes verſtanden, in einem Zimmer, das ſo weit von dem der Maſchine entfernt war, daſs man nicht einmal das Drehen der Maſchine hören konnte, iſolirt und einander einige Minuten den Puls gefühlt; man hatte dabey zwey ganz übereingehende Secundenuhren; die Maſchine wurde nicht beſtändig in Bewegung erhalten, ſondern nur von Zeit zu Zeit gedreht, und ein beſonderer Beobachter zählte die Pulsſchläge von Minute zu Minute. Als man nun die Pulsſchläge, in denen Minuten, wo die Maſchine gegangen war, mit jenen verglich, wo ſie geruht hatte, fand ſich, daſs im erſten Falle in der Minute 8 Schläge mehr geſchehen waren. Jene Abhandlung wurde der Societät 1783, alſo zwey Jahre vor unſers Vfs. Verſuchen überreicht, wo man dieſe alſo noch nicht wiſſen konnte, aber man hatte dieſen Umſtand bey der Herausgabe nicht bemerkt. Da nun dieſes bey manchen Leſern den Gedanken erregte, als ob Hn. van Marum's Verſuchen durch dieſe wäre widerſprochen worden; ſo ſah er ſich veranlaſst, ſie noch einmal mit vielen andern Perſonen zu wiederholen, da ſie für den mediciniſchen Gebrauch der Elektricität ſo wichtig ſind. Hier zeigten ſich nun zwar in einzelnen Fällen beym Elektriſiren einige Schläge mehr, im Ganzen aber doch kein beträchtlicher Zuwachs, und überhaupt wurde viel Irregularität im Puls bemerkt, ſowohl während des Elektriſirens als des Nichtelektriſirens. Die Vermehrung der unmerklichen Ausdünſtung iſt von verſchiedenen Elektrikern als eine beſtändige Folge der mitgetheilten Elektricität, ſowohl durchs elektriſche Bad als durch Erſchütterungen, angeſehen worden, indem in manchen Fällen ſogar ein Schweiſs ausbrach; da aber der Vf. auch hier viel auf Aengſtlichkeit der Perſonen rechnete; ſo war es ihm um genauere Verſuche zu thun. Er bediente ſich deshalb einer empfindlichen Waage, deren eine Schale er durch ſeidene Schnüre iſolirte; auf dieſe ſetzte er einen achtjährigen Knaben, der mit dem Conductor in Verbindung war und brachte die Waage genau ins Gleichgewicht. Nun beobachtete er den durch die Ausdünſtung erlittenen Gewichtsverluſt ½ Stunde lang vor dem Elektriſiren. Dieſer betrug 280 Grane. Nun wurde die Maſchine ½ Stunde gedreht und der Verluſt war 295 Gr. Beym andern Verſuch aber war der Verluſt im erſten Falle 330 und im letzten nur 310 Gr. So wechſelte dieſes bey noch mehrern Verſuchen ab, und in den meiſten Fällen ſchien die Elektricität mehr eine Verminderung als Vermehrung veranlaſst zu haben. *Zweytes Kap. Verſuche über die Reizbarkeit der Pflanzengefäſse, als Urſache des Aufſteigens und der Bewegung ihres Safts.* Die Reſultate dieſer Verſuche ſind ſchon aus verſchiedenen periodiſchen Blättern bekannt. Es floſs nach dem Elektriſiren aus den verwundeten Stellen ſchlechterdings kein Saft aus, welches hingegen geſchahe, wenn man ſie mit der Hand drückte oder nicht elektriſirt hatte. Der Vf. glaubt alſo eine Reizbarkeit der Pflanzengefäſse dadurch völlig auſser Zweifel geſetzt zu haben. *Drittes Kap. Verſuche, die beweiſen ſollen, daſs Wärmeſtoff in der elektriſchen Materie ſey.* Da die elektriſche Materie äuſserlich ſo viel Aehnlichkeit mit dem Feuer zeigt, auch in ihren Wirkungen demſelben ſo analog iſt; ſo war der Gedanke ſehr natürlich, zu unterſuchen, ob ſie Wärmeſtoff enthalte? Der Vf. lieſs deshalb einen Conductor von ganz dünnem Meſſingblech 5 Zoll weit und 11 Zoll lang, in der Mitte mit einer Vertiefung, verfertigen, worin er die Kugel eines empfindlichen Termometers ſetzte, und ihn an ſeidenen Schnüren neben dem Conductor der groſsen Maſchine aufhing; es zeigte ſich aber, auch bey der ſtärkſten Ueberladung, nicht das mindeſte Steigen der Thermometerſäule. Da die Kohle ein ſo vortreflicher Leiter iſt; ſo brachte der Vf. das Thermometer in eine Grube derſelben, wo ſich aber eben ſo wenig

Wär-

Wärme zeigte. Liefs er aber, wie Adams, einen elektrischen Strom auf die Thermometerkapsel gehen; so stieg das Thermometer von 68° Fahrenh. bis 100 und darüber. Da indessen Cavendish entdeckt hat, dafs die elektrischen Ströme die atmosphärische Luft zersetzen; so konnte hier durch eine solche Zersetzung wohl Wärmestoff aus derselben frey geworden seyn; der Vf. brachte deswegen die Kugeln der Conductoren in einen Recipienten mit auf $\frac{1}{20}$ verdünnter Luft, wo denn das Thermometer noch höher als 120° stieg. Auch in verdünnter Lebens- und Stickluft stieg das Thermometer eben so beträchtlich. Der Vf. versuchte nun, ob die elektrische Materie die tropfbaren Flüssigkeiten in expansible verwandeln könne? — Denn da man bey allen expansiblen Flüssigkeiten ihre Elasticität in der Beymischung des Wärmestoffs sucht; so liefs sich auch hinwiederum schliefsen, dafs daselbst Wärmestoff vorhanden seyn müfste, wo man expansible Flüssigkeiten bereiten konnte. Er brachte die Flüssigkeiten in den torricellischen leeren Raum, um die Gasform durch die geringste Menge Wärmestoff erhalten zu können. Er erhielt auch auf diese Art wirklich aus mehrern Flüssigkeiten eine gewisse Menge brennbares Gas, das zuweilen mit etwas Stickgas gemischt war, und seine Elasticität auf 1 Jahr lang behielt. Hieraus schien denn allerdings zu folgen, dafs Wärmestoff in der elektrischen Materie enthalten sey, indessen ist es eben so gewifs, dafs die elektrische Materie nicht der Wärmestoff selbst ist, da es die Körper nicht erhitzt, durch die es geht, und es scheint an eine noch andere Substanz gebunden zu seyn, welche diese Erhitzung verhindert. Der Vf. fragt: ob diese andere Substanz vielleicht der Lichtstoff sey? und ob dieser bey der Zersetzung der elektrischen Materie vielleicht durch die Wände des Glases davon gegangen sey, da man sonst keinen andern Stoff im Apparate bemerkt habe? — Rec. glaubt dieses um deswillen nicht, weil sonst die elektrischen Funken, wo eine grofse Menge Lichtmaterie abgeschieden werden müfste, eine beträchtliche Erhitzung bewirken würden, allein sie thun dieses im mindesten nicht, wenn man ihnen ein Thermometer nahe bringt, wenn man nur verhütet, dafs dessen Kugel nicht von dem Funken selbst getroffen wird, denn in diesem Fall scheinen sie auf eben die Art, wie jeder andere Körper, mit welchem man die Kugel reibt oder peitscht, Wärme hervorzubringen. *Viertes Kap. Versuche über die Möglichkeit einige Substanzen durch den elektrischen Funken zu zersetzen, oder zu sehen, ob sie einige merkliche Veränderungen dabey erleiden?* Da der Vf. 1785 und 87 die nitröse und alcalische Luft durch den elektrischen Funken zu zersetzen im Stande gewesen war; so schien es ihm wahrscheinlich, dafs dieses auch mit andern Substanzen angehen werde. Er bedient sich hierzu gläserner Rohren von 13 — 14 Zoll lang und 3 — 4 Zehntelzoll weit, wo in das eine Ende ein Platinadrat eingeschmolzen war. In die Röhre brachte er den zu untersuchenden Körper und umgab ihn mit einer Luft, die durch den elektrischen Funken nicht zersetzt wurde, der übrige Theil wurde mit Queckfilber ausgefüllt, wenn der Körper die Berührung desselben vertrug, sonst mit einer Säure. Die Funken wurden so angebracht, dafs sie den Körper stark erschüttern konnten. Nun wurde zuerst die concentrirte und verdünnte Schwefelsäure untersucht, allein es zeigte sich im mindesten keine Veränderung. Rauchender Salpetergeist gab nach 5 Minuten eine Säule von 2 Zoll gasförmige Flüfligkeit, allein nach $\frac{1}{2}$ Stunde war wenig mehr davon übrig. Die gewöhnliche Salpetersäure gab $\frac{1}{2}$ Zoll Gas, die aber eben sobald, nach dem Elektrisiren wieder verschwand. Gerade so verhielt sich auch die rauchende und ordinäre Salzsäure, die übersaure gab nichts, eben so wenig die kohlensaure Potasche oder das zerflossene Weinsteinsalz. Das kohlensaure flüchtige Alcali aber gab mit Queckfilber gesperrt, in 5 Minuten so viel Gas, dafs die ganze Röhre damit angefüllt war. Dieses Gas war zum Theil brennbar, übrigens azotisch. Man sieht aus diesem Versuche, dafs die Gasbildung aus diesen beiden Bestandtheilen im luftvollen Raum so gut, wie im luftleeren, vor sich geht. Lacmustinctur röthete sich nicht, obgleich $\frac{1}{2}$ Secunde lang Funken durchschlugen. *Volta* hatte den Vf. gebeten, Funken über geschmolzenen Salpeter schlagen zu lassen, um zu sehen, ob eine Verpuffung erfolge; es zeigte sich aber nichts, und nach dem Erkalten schien der Salpeter nicht im mindesten alcalisirt zu seyn. Da das Hornsilber die Eigenschaft hat, dafs sich der Sauerstoff beym Sonnenlicht davon absondert; so hatte *Priestley* zuerst dem Vf. das Elektrisiren desselben vorgeschlagen, es gab aber weder im luftvollen mit Queckfilber gesperrten, noch im torricellischen Raume, einiges Gas. Silber-, Kupfer-, Eisen-, Bley- und Queckfilberauflösung in Salpetersäure, so wie Gold- und Zinnauflösung im Königswasser, zeigte nicht den mindesten Niederschlag. Blofs bey Silber, Bley, Zinn und Queckfilber zeigte sich etwas Luftförmiges, das aber nicht über $\frac{1}{2}$ Zoll einnahm und gleich nach dem Versuch wieder absorbirt wurde. Der Vf. hatte nicht Lust diese Versuche weiter zu treiben, und er gieng auch bey den erwähnten blofs deswegen so weit, um denen die sie gewünscht hatten, ein Genüge zu thun. *Fünftes Kap. Versuche, welche zeigen, dafs die Kohle Hydrogene enthalt.* Landriani schlug dem Vf. bey einem Besuch den 10. Nov. 1788 die hierauf sich beziehenden Versuche vor. Lavoisier's Verbrennung der Kohle in Sauerstoffgas hatte blofs gezeigt, dafs die fixe Luft aus Kohle und Sauerstoff erzeugt werde, allein er hatte so wenig, als irgend ein Antiphlogistiker, durch einen directen Versuch bewiesen, dafs die Kohle, oder die aus ihrer Verbrennung in Lebensluft erhaltene fixe Luft durchaus kein Wasser bey sich führe. Unser Vf. bereitete seine fixe Luft aus Kohlenpulver, das durch Glühen möglichst getrocknet und degazirt worden war, und aus erhitzten, durchs Feuer erhaltenen rothen Präcipitat. Um auch aus den Gefäfsen alle Feuchtigkeit wegzuschaffen, wurden sie stark erhitzt, und selbst das zum Sper-

Digitized by Google

ren gebrauchte Queckſilber ward ausgekocht. Von der ſo bereiteten fixen Luft brachte man einen Theil in eine 7 Linien weite Röhre über das Queckſilber, ſo daſs ſie 4 Zoll 6½ Linie einnahm; in dieſen Luftraum brachte man zugleich einen langen ſpiralförmigen Eiſendrat von Nr. 11., um zu ſehen, ob ſich dieſer während des Durchſchlagens der Funken verkalken und brennbare Luft hervorbringen würde, denn wenn dies geſchah, ſo muſste Waſſer oder Hydrogene in der fixen Luft geweſen ſeyn. Sobald nun die Funken durchſchlugen, ſahen die Experimentatoren mit Verwunderung, daſs ſich die Luftſäule allmälich erhob und nach einer Elektriſirung von 16 Minuten eine Länge von 5″ 1‴ einnahm, welches eine Vergröſserung von beynahe $\frac{1}{10}$ des ganzen gab. Sie wuſchen nachher die fixe Luft in cauſtiſchem Alcali, bis ſie ihr Volumen nicht mehr verminderte, und wo der Rückſtand 2″ in eben der Röhre betrug. Als hierauf die Flamme eines kleinen Wachsſtocks an der Mündung gehalten wurde; ſo entzündete ſich dieſe elektriſirte Rückbleibſel der Luft und gab alſo ganz ungemiſchte brennbare Luft zu erkennen. Dieſes Reſultat ſtimmte nun nicht mit dem zuſammen, was die Theorie von der Bildung der fixen Luft aus der Verbrennung der Kohle in Lebensluft, lehrt, und man entſchloſs ſich deshalb, den Verſuch zu wiederholen, und die Sorgfalt in Vertreibung der Feuchtigkeit zu verdoppeln. Als man aber jetzt noch genauer Acht hatte, was bey der Wiederherſtellung des Queckſilbers geſchah, nahm man wahr, daſs ſich einige Dämpfe an den obern Theil der Flaſche ſetzten, worin die Reduction vorgenommen wurde, und ein gleiches geſchah auch in der Röhre, durch welche die bereitete Luft ſtrich. Man glaubte beym erſten Blick, daſs es ſublimirtes Queckſilber wäre, allein ſogleich bildeten ſich dieſe Dämpfe zu kleinen Waſſertröpfchen, die immer groſser wurden, ſo, daſs nicht zu zweifeln war, daſs ſich Waſſer bey der Wiederherſtellung des Queckſilbers erzeugt hatte. Man brach die Reduction ab, trocknete und erhitzte den ganzen Apparat abermals aufs beſte, allein bey der Wiederfortſetzung der Reduction erſchienen die Tröpfchen aufs neue. Auch dieſe letzterhaltene Luft verhielt ſich bey Durchſchlagung der Funken wie die vorige, und lieſs nach dem Abwaſchen in Potaſchenauflöſung entzündbare zurück. Es ſcheint alſo wirklich, daſs die Kohle nicht allein die Baſis der Kohlenſäure, ſondern auch der brennbaren in ſich enthalte. Als man dieſe Verſuche Hn. Berthollet mitgetheilt hatte, ſchlug dieſer vor, die Verſuche auch mit *Reiſsbley* (*plumbago*, *Carbure de fer*) zu wiederholen, indem er der Meynung war, daſs dieſes kein Hydrogène enthalte; als aber dieſes auf ganz ähnliche Art bewirkt wurde, ſo zeigte es ſich, daſs der Rückſtand ebenfalls unvermengte entzündbare Luft war, betrug aber kaum halb ſo viel als vorhin. *Sechstes Kap. Verſuche zur Nachahmung der an getroffenen Blitzleitern bemerkten ſtralenden Elektricität.* - Als der Blitzleiter auf dem Thurm zu Siena vom Blitz getroffen wurde, bemerkten mehrere Perſonen nicht allein das gewöhnliche elektriſche Licht, ſondern auch noch einen förmlichen Lichtſchweif, der daran herunter lief. *Beccaria* hat dieſes die *ſtralende Elektricität* genannt und ſich viel vergebliche Mühe gemacht, ſie durch die Elektriſirmaſchine nachzuahmen, und Hr. Landriani veranlaſste unſern Vf., dieſes mit ſeiner ſtarken Maſchine ebenfalls zu verſuchen. Er und Landriani betrachteten dieſe ſtralende Elektricität als eine Wirkung des Widerſtandes, welche die Metalle dem Eindringen der elektriſchen Materie entgegenſetzen, wenn ſie zu wenig Dicke haben, wo ſich die nicht aufgenommene Materie nach den Seiten wirft. Dies gab Anlaſs den Verſuch ſo einzurichten, daſs der Funke von einem Eiſendrat Nr. 5., der $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmeſſer hat, aufgenommen werden ſollte, und der mit dem langen Ableitungsdrat der Maſchine in Verbindung ſtand. Er war ſo weit vom Leiter entfernt, daſs ununterbrochene Funken darauf ſchlugen, und da ſah man mit Vergnügen, daſs er nach ſeiner ganzen Lange, beſtandig mit einem Strome von flammenden Lichte bedeckt war, auch daſs dieſes Licht aus kleinen Stralen beſtand, die von allen Seiten aus dem Drat ausfuhren. Nach einigen wiederholte der Vf. dieſen Verſuch, und bemerkte, daſs die Luftſtröme in eben dem Maaſse breiter wurden, in welchem er den Drat dünner nahm. Indeſſen ſtellte auch ein Eiſendrat von $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmeſſer die Erſcheinung ſehr deutlich dar.

(Der Beſchluſs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Der Menſchenbeobachter*, ein Leſebuch *für alle Stande*, von *Joh. Chriſtoph Frobing*. 1796. 520 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hatte, laut der Vorrede, bey dieſer Schrift den Zweck, „kluge und thörichte, edle und ſchurkiſche, nützliche und ſchädliche Geſinnungen und Handlungen zu ſchildern, und wo möglich gute Rührungen für das, was den Menſchen ziert und beglückt, ſo wie Haſs und Abſcheu deſſen, was ihn beſchimpft und unglücklich macht, zu erregen, und in Thatigkeit zu ſetzen, zu deſſen Erreichung die 28 Aufſatze dieſer Schrift (deren viele aus periodiſchen Schriften genommen ſind) beſonders aber das Geſpenſt und das Goldſöhnchen dem Rec. nicht ungeſchickt ſcheinen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. April 1799.

PHYSIK.

HAARLEM, b. Beets: *Tweede Vervolg der Proefneemingen gedaan met Teyler's Electrizeer-Machine,* door *Martinus van Marum* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Siebentes Kap. *Verſuch über verſchiedene Gegenſtände.* a) *Ob die Ausdünſtung der Pflanzen während ihres Elektriſirens vermehrt werde.* Die Ausdünſtung betrug wirklich bey einigen $\frac{1}{4}$, bey andern $\frac{1}{3}$ mehr als vor dem Elektriſiren in gleicher Zeit. Da indeſſen die Conductoren, wenn ſie nicht äuſserſt genau zugerundet ſind, immer einen Wind ausblaſen, wenn man ſich ihnen nähert, ſo iſt dies auch der Fall bey den elektriſirten Pflanzen im iſolirten Zuſtande, und dieſe Ströme müſſen natürlich mehr Ausdünſtungsmaterie mit ſich fortreiſsen. — Der Rec. hat indeſſen nach Guineau's Bemerkung, mehrmals Verſuche mit einem elektriſirten Glastrichter, aus welchem vor dem Elektriſiren das Waſſer bloſs tropfte, angeſtellt und gefunden, daſs in einerley Zeit gleich viel Waſſer auf die Waagſchale kam, es mochte durch Tropfen, oder durch Sprühen beym elektriſchen Winde, herausgehen; — Pflanzen ohne Blätter, oder mit ganz zugerundeten, könnten hier vielleicht etwas entſcheiden, allein dieſe dünſten überhaupt zu wenig aus, als daſs der Verſuch fehlerfrey werden könnte. b) *Ob die Elektricität einen merklichen Einfluſs auf die empfindlichen Pflanzen habe?* Die *Mimoſa pudica* ſetzte der Vf. den Sonnenſtralen zuerſt aus, um ſie möglichſt zu entfalten, dann brachte er ſie 2 Fuſs weit vom poſitiven Conductor, allein die kleinen Blättchen, woraus die groſsen zuſammengeſetzt ſind, näherten ſich einander durchaus nicht, und eben ſo wenig Wirkung brachte die negative Elektricität hervor. Als die Pflanze auf dem poſitiven Conductor ſelbſt ſtand, erhoben ſich die Blättchen bloſs ein wenig und breiteten ſich aus, wenn keine Funken gezogen wurden, ſobald aber dieſes geſchah, fielen ſie nieder und erhoben ſich hernach wieder ſo, daſs ſie endlich anfingen ſich einander zu nähern, ſich zuzuſchlieſsen, und gänzlich niederzufallen; dieſen Erfolg ſchreibt aber der Vf. mit Recht mehr den wiederholten Erſchütterungen als der elektriſchen Materie ſelbſt zu, denn der Erfolg war derſelbe, wenn man ihnen auf andere Art ſolche abwechſelnde Bewegungen gab. Uebrigens hatte die Pflanze ſelbſt nichts durch den Verſuch gelitten, denn ihre Blätter breiteten ſich nachher wieder aus, als die Sonne ſie beſchien. c) *Ob die Elektricität einigen Einfluſs auf die kleinen Blättchen des Hedyſarum gyrans habe?* Der Vf. ſtellte dieſe Verſuche in dem Treibhauſe ſelbſt an, worin die Pflanze ſtand, er fand aber auf keine Weiſe einige Bewegung an den Blättchen. Dieſe Bemerkungen ſtimmen zum Theil mit den *Hufelandiſchen*, im VI. B. 3. St. des Voigtiſchen Magazins für das Neueſte aus der Phyſik, überein, und wahrſcheinlich würde unſer Vf. auch die nachtheiligen Wirkungen der Elektricität, die Hr. Hufeland ſahe, bemerkt haben, wenn er eine mehr verſtärkte darauf hätte wirken laſſen. d) *Wirkung der Elektricität aufs Barometer.* Changeux wollte bemerkt haben, daſs die Elektricität das Queckſilber im Barometer oft um 2 Linien erhebe, in manchen Fällen ſollte es aber auch keine Wirkung darauf äuſsern (Journ. de phyſ. T. XI. p. 338.) Bey unausgekochten Barometerröhren, zeigte ſich nicht das mindeſte von einem ſolchen Steigen, bey ausgekochten aber von 4 bis 5 Zehntelzoll Durchmeſſer bemerkte er, daſs das Queckſilber ſogleich nach dem Elektriſiren auf etwa $\frac{1}{10}$ Zoll ſtieg, allein es fiel alsbald unter die Stelle, wo es vor dem Verſuche in Ruhe geſtanden hatte; es ſetzte auch nachher dieſe oſcillirende Bewegung während dem ganzen Verſuche fort. Bey negativer Elektricität ging die ſnie über $\frac{1}{2}$ Linie. Der Vf. theilte hernach die Elektricität nicht dem Queckſilber, ſondern bloſs den Platinadräten mit, die in Barometerrohren eingeſchmolzen waren, nun zeigte ſich in den *ausgekochten* keine Veränderung, in den *nicht* ausgekochten aber fiel das Queckſilber ungefähr 1 Linie innerhalb 4 Minuten. Dieſes Sinken hatte auch ſtatt, wiewohl nur um $\frac{1}{2}$ Linie in neuen, vor dem Füllen ſtark erhitzten, Röhren, und wo das Queckſilber beynahe bis zum Kochen erhitzt worden war, woraus erhellet, daſs das Kochen des Queckſilbers das einzige Mittel iſt, die Feuchtigkeit zu vertreiben, denn unſtreitig war das Sinken von der durch die Elektricität dampfförmig gewordenen Feuchtigkeit entſtanden. e) *Ob die Ausdünſtung der Liquoren, unter dem gewöhnlichen Druck der Atmoſphäre, durch die Elektricität vermehrt werde?* Hr. *Volta* veranlaſste dieſe Unterſuchung. Der Vf. ſetzte Waſſer, Alcohol, Schwefeläther in flachen porcellanenen Schalen genau abgewogen, einmal auf den Conductor und dann eben ſo in einige Entfernung von der Maſchine. Es lieſs ſich aber nach $\frac{1}{2}$ Stunde Elektriſiren nicht die mindeſte Verſchiedenheit wahrnehmen. Eine andere, ebenfalls von Volta in Vorſchlag gebrachte Unterſuchung, ob ſich elektriſirte Luft mehr mit Waſſer anſchwängern laſſe, als un-

Digitized by Google

elektrisirte, zeigt ebenfalls nicht die mindeste Verschiedenheit in beiden Fällen. Noch eine Voltaische Frage: ob die Elektricität die atmosphärische Luft verdünne? mufste ebenfalls verneint werden. f) *Wiederherstellung der Metallkalke durch die elektrischen Funken.* Es sind dieses theils Wiederholungen, theils weitere Fortsetzungen der schon 1785 angestellten Versuche. Zu jener Zeit waren sie mit der grofsen Batterie angestellt worden, jetzt aber wollte der Vf. untersuchen, ob auch die blofsen Conductorfunken, von der gegenwärtigen so beträchtlich verstärkten Maschine eben so viel bewirkten; auch ob bey solchen Reductionen Luft erzeugt werde, und was für Eigenschaften dieselbe habe? — Die Kalke wurden in Glasröhren mit eingeschmelzten Platinadräten so elektrisirt, dafs die Funken auf 3 Zoll weit über- und durchschlugen. *Mennige* wurde fast augenblicklich reducirt, und gab innerhalb 20 Minuten etwa ¼ Kubikzoll Gas, worunter über ¼ Kohlensaures war. Der Uebertest zeigte im Eudiometer nicht so viel Verminderung als atmosphärische Luft. *Bleyweifs*, auf die nämliche Art behandelt, wurde im geringern Grad reducirt, auch weniger Gas erzeugt, das übrigens von der Beschaffenheit des vorigen war. Zinnkalk und Crocus Martis zeigte keine Reduction und lieferte auch nicht das mindeste Gas. *Mercurius praecipit. per se* wurde sehr geschwind wieder hergestellt, das Queckfilber zeigte sich an den innern Wänden als ein schwarzes Pulver, das gröfstentheils aus kleinen durchs Mikroscop bemerkbaren Queckfilberkügelchen bestand. Die Luft war in zu geringer Menge erzeugt worden, als dafs sie hätte untersucht werden können, und es war auch nicht möglich, die Quantität durch Fortsetzung des Versuchs zu vergröfsern, weil die Funken gröfstentheils durchs reducirte Queckfilber gingen. g) *Prüfung der Luft in dem Saale, worin die Maschine in Wirksamkeit war.* Da Volta gezeigt hatte, dafs die Flamme eines kleinen Wachsstockes besser als die feinste Metallspitze die schwächste Elektricität aus der Atmosphäre an sich nehmen könne, so verband der Vf. mit diesem Mittel das Saussurische Elektrometer, um die Elektricität des Saals dadurch zu prüfen. Die Luft war von mittelmäfsiger Trockenheit, und wurde während eines 5 Minuten langen Elektrisirens durchaus elektrisch, da doch der Saal 60 Fufs lang, 30 breit und 40 hoch war. h) *Ob die Starke des Conductors vergröfsert werden könne, wenn man ihm mehr Länge gebe?* Volta hatte dieses geglaubt; allein bey des Vfs. Versuchen zeigte sich das Gegentheil. Die Funken waren zwar etwas starker, folgten aber langsamer auf einander. i) *Noch einige Nachträge zum dritten Kapitel*, wo von der Erwärmung der Körper durch die Elektricität die Rede war. Der Vf. fiel darauf, die Funken durch unvollkommene Leiter gehen zu lassen, um ihnen mehr Energie zu geben. Der Erfolg entsprach der Erwartung vollkommen, denn ein Stab von Tannenholz wurde nach 3 bis 4 Minuten merklich erwärmt. Ein Thermometer in einer Oeffnung dieses Stabes stieg in 3 Minuten von 61 bis 88 Grad, und nach 5 Minuten bis 112 Grad. Da der Funke sehr oft unter der Oberfläche des Holzes durchgeschlagen hatte, zerrifs er es am Ende und schleuderte beständig Stralen seitwärts, so dafs er die Wirkungen des Blitzes nachahmte. — Phosphor im Torricellischen leeren Raum elektrisirt, gab ein Gas, welches das Queckfilber sinkend machte, wiewohl sehr langsam, indem es nach ½ Stunde 4″ herabkam und hier stehen blieb. Im finstern Zimmer zeigte sich die Elektricität in diesem Raume grünlichgelb. (Dies hat der Rec. auch ohne Phosphor eben so gefunden, in andern Barometern erscheint das Licht auch noch mit andern Farben.) In der Mitte, wo der elektrische Strom starker war, so wie an der Oberfläche des Phosphors, war der Stral sehr lebhaft roth. Nach dem Durchgange des Stroms erhielt sich das Licht noch einen Augenblick, und die erzeugte Luft behielt ihre Elasticität bis den folgenden Tag. Als der Vf. nachher ein wenig atmosphärische Luft einliefs, zeigte sich sogleich der ganze leere Raum über dem Queckfilber leuchtend; es war also vermuthlich Phosphorgas erzeugt worden.

III. Theil. Versuche mit einer Batterie von 550 Quadratfufs Belegung. Erstes Kap. Beschreibung dieser Maschine und Versuche, die ihre grofse Starke zeigen. Sie ist Taf. V. abgebildet, hat 100 Flaschen, jede 12 Zoll im Durchmesser und 22 bis 23 Zoll Höhe. Die Belegung ist bey jeder, den Boden mitgerechnet, auf 5½ Quadratfufs zu setzen. Sie stehen in 4 gleich grofsen Kästen, deren jeder 25 Abtheilungen hat. Statt der sonstigen Bedeckungen und Leiter nach der innern Belegung sind hier hölzerne Stäbe mit besondern Fufsgestellen und Anhaltern gewählt worden, auf welche oben bey der Mündung messingene Röhren mit Knöpfen aufgesteckt sind, so dafs nichts in der Flasche selbst festgekittet ist. Die Batterie empfängt die Elektricität durch zwey horizontale Rohren welche die Kugeln mit einander verbinden. In den Kästen sind die Böden mit Bley belegt, und die Kästen selbst sind auch durch Bleyplatten mit einander verbunden. Um die Batterie zu entladen, ohne Lateralexplosion zu befürchten, ist eine Kugel von 6″ Durchmesser auf einer Glassäule isolirt und auf ihr ist eine lange Messingröhre durch ein Charnier befestigt, die durch eine seidene über einer Rolle schief laufende Schnur gehalten und mit ihrer Kugel auf die mittlere Batteriekugel niedergelassen wird. Die Körper, die man in den Erschütterungskreis bringen will, legt man am besten zwischen die Bleyplatte der untern Belegung und das untere Ende des starken Messingdrats, der von der vorerwähnten isolirten Kugel nach dieser Bleyplatte hingeht. Ueber den vordern beiden grofsen Kugeln dieser Batterie befinden sich zwey Elektrometer, eins nach Brook von Adams verfertigt, das andere von Cuthbertson. Dieses letzte ist eine Art von Quadrantenelektrometer. Die ersten Versuche mit dieser Batterie wurden im März 1790 angestellt. Gerade bey 100 Umdrehungen der Scheibe entlud sie sich selbst über den

Rand einer Flasche und durchbohrte dieselbe an der Stelle wo es geschah. Das Brookische Elektrometer zeigte dabey 25°. Die Luft war bey einem 15 Tage langen Ostwinde sehr trocken. Die vorige Batterie von 225 Quadratfuss Belegung hatte einen Eisendrat Nr. 1. von $\frac{1}{40}$ Zoll Durchmesser 10 Zoll lang geschmolzen. Nach Verhältniss dieser Vergrösserung hätte einer von 24$\frac{1}{2}$ Zoll geschmolzen werden sollen. Die Batterie wurde bis 24$\frac{1}{2}$ Gr. geladen, wozu 98 Umdrehungen gehörten, und der Erfolg war, dass dieser Drat in lauter glühende Kügelchen weit herum zerstreut wurde. Aus noch mehrern vergleichenden Versuchen ergab sich, dass die Maschine nach ihrer letzten Verbesserung ums fünffache an Wirksamkeit zugenommen hatte. Es war auch jetzt nicht mehr nöthig, die Batterie etliche Stunden lang den Sonnenstralen auszusetzen, ehe sie zur Selbstentladung gebracht werden konnte. Für das sicherste Mittel, die Stärke einer Batterie zu erforschen, ist nach dem Vf. die Schmelzung eines Eisendrats von bestimmter Dicke und Länge; selbst das Brookische Elektrometer ist trüglicher, weil es nicht immer auf einerley Art aufgestellt zu seyn pflegt. — Der Rec. hat bey seinen häufigen Versuchen gefunden, dass seine Batterie gar nicht bis auf einen gewissen Grad geladen werden konnte, so lange ein Elektrometer darauf stand, die Kugel desselben gab nämlich immer eine beträchtliche Menge Elektricität an die Luft ab, ungeachtet dessen Kugel möglichst abgerundet war. — Der Rückstand einer solchen Batterie ist besonders sehr beträchtlich, wenn der Stral über sehr lange und dünne Drate gegangen ist; ein solches Rückbleibsel schmolz 3 bis 4 Minuten nach dem ersten Schlage noch 6 Fuss Drat von Nr. 16. *Zweytes Kap. Versuche über die Todesursache der vom Blitz getödteten.* Ziemlich allgemein ist zwar die Meynung angenommen worden, dass der Blitz durch die gänzliche Zerstörung der Reizbarkeit in den Muskelfasern tödte, allein an Versuchen hierüber mit der Elektrisirmaschine fehlte es noch gänzlich. Uebrigens haben auch die durch Elektricität getödteten Thiere nicht auf der Stelle ihr Leben verloren, — wie es bey den vom Blitz getödteten der Fall ist, — sondern blos heftige Zuckungen bekommen, auch sich nachher wieder erholt, so dass hierdurch die Meynung von der zerstörten Reizbarkeit der Muskelfasern mehr zweifelhaft als bestätigt wurde. Wegen der ausnehmenden Stärke dieser Batterie glaubte der Vf. Etwas entscheidendes hierüber vernehmen zu können, und entschloss sich dazu, solche Thiere zu wählen, die auch noch mehrere Stunden, nachdem ihnen die Köpfe abgeschnitten worden, in ihren Muskeln Reizbarkeit zeigten. Da in seinen Gegenden keine Schlangen und Vipern zu haben waren, so wählte er Aale. Diese waren 1$\frac{1}{2}$ Fuss lang und der Schlag wurde durch ihren ganzen Körper geführt. Ihr Tod erfolgte im Augenblick, und sie zeigten nicht die mindeste Bewegung mehr. Der Vf. liess gleich die Haut aufheben und suchte die Muskelfasern auf alle mögliche Art zu reizen, z. B. durch Kneipen, Stechen, Benetzen mit Säuren und Alkalien, Funkengeben, aber es zeigte sich nicht die mindeste Reizbarkeit. — Der Rec. hat eben dieses bey Fröschen gefunden, wo auch nicht einmal die mindesten *Galvanischen* Zuckungen mehr zu spüren waren. Bey grossen Aalen wurden übrigens blos diejenigen Theile zerstört, durch welche der Schlag unmittelbar geleitet wurde; z. B. wenn er durch den obern und vordern Theil des Kopfs ging, so behielten die Unterkiefer, die Muskeln des Halses und Bauches, und selbst der untere Theil des Körpers nahe beym Bauche ihre Reizbarkeit, bey den Rückenmuskeln aber war sie gleichfalls zerstört. Auch bey Kaninchen hat dies der Vf. mit weit kleinern Batterien gezeigt. Da nun bey solcher Zerstörung der Reizbarkeit auch kein Blutumlauf ferner statt finden kann; so ist der schnelle Tod leicht zu erklären. Geht der Schlag nicht durch die grossen Arterien, so stirbt der Mensch nach des Vfs. Vermuthung, nicht, es sey denn, dass etwa das kleine Hirn oder Rückenmark getroffen worden, welcher Fall aber nicht leicht vorkommen dürfte. *Drittes Kap. Versuche über die Wirkung der Batterie auf die Bäume.* Sie sind als eine Fortsetzung der im Jahr 1773 von Nairne angestellten Versuche der Art, anzusehen. Unser Vf. nahm zu seinen Versuchen junge Weidenstämme in der Mitte des April 1791, eben wie sie frische Zweige treiben wollten. Bey zweyen von diesen Bäumen, die 8 Fuss lang waren, leitete er den Schlag mitten durch in eine Länge von 15 Zoll, und bey zwey andern durch ihre Köpfe. Nach den Versuchen wurden sie gepflanzt, aber die Theile, wodurch der Schlag gegangen war, trieben keine Zweige. *Viertes Kap. Versuche über die Blitzableiter.* Die frühern Versuche sind hier mehr ins Grosse getrieben. Hiernach glaubt der Vf., dass Kupfer und Eisen gleich gut den Blitz ableiten, wenn sich die Queerschnitte ihrer Stangen wie 1 zu 2 verhalten. Tannenholz, womit ein Eisendrat überzogen wurde, verbrannte etwas an den Stellen wo es angelegen hatte, als der Schlag durchging; Zündschwamm, der zum Ueberzug genommen ward, kam über und über in Gluth. Hieraus folgt, dass man die Blitzleiter nicht so schwach nehmen dürfe, dass sie noch glühend werden können, wenn sie auch nicht geschmolzen werden, denn sonst können sie verbrennliche Theile an Gebäuden oder Schiffstaue anzünden. Vom Kupfer ist übrigens dies am wenigsten zu befürchten. *Patterson's* Vorschlag, die Spitzen der Blitzfanger mit einem Stückchen Reissbley zu versehen, da diese Substanz so unschmelzbar sey, ist nicht anwendbar, denn unser Vf. fand, dass die Entladungen aus der grossen Batterie diese Spitze in Pulver zerstäubten. *Fünftes Kap. Fortsetzung der Versuche über die Verkalkung der Metalle.* Es sollte hier die Reihe auch an die *Halbmetalle* kommen, so weit es nämlich thunlich war. Da aber diese wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht zu feinen Drat gezogen werden können, so versuchte der Vf. dünne Blättchen davon zu erhalten, das indess doch nur bey Zink und Wismuth anging. Bey der Explosion

sah man das verkalkte Metall blofs als einen dicken Dampf in die Höhe fahren und Spuren auf dem darüber gelegten Papiere machen, die den von Eisen gemachten am nächsten kamen, aber in kleine glühende Kügelchen liefsen sie sich nicht verwandeln. Mischungen der Halbmetalle mit vollkommenen bis sie zu Drat gezogen werden konnten, zeigten beym Verkalken keine merkwürdigen Erscheinungen; sie erhoben sich immer als Dampf und gaben auf dem Pappiere Spuren wie ungemischte Metalle. Eben so wenig zeigten einige Amalgamen Phanomene, die erwähnt zu werden verdienten. *Sechstes Kap. Versuche über verschiedene Gegenstände.* Der Vf. wollte sehen, ob er die gefärbten Kreise nachahmen könne, die Priestley auf fein polirten Metallscheiben mit seinen Batterien von 30 bis 80 Quadratfufs Belegung erhalten hatte, allein es wollte ihm nie gelingen, vermuthlich weil seine Batterie zu stark war. Landriani hatte ihm vorgeschlagen, dünne Bleche zwischen die Kugeln der Leiter von entgegengesetzten Elektricitäten isolirt zu stellen, um zu sehen, ob sich Erscheinungen darauf zeigten, die auf entgegengesetzte Ströme deuteten; aber auch hier wollte sich nichts Entscheidendes zeigen, denn es entstand meist nur ein Loch, wo die Grenzen eine Schmelzung erlitten zu haben schienen. Rec. hat mehrere solcher Bleche vor sich, die er von einem seiner Freunde erhalten hat, wo sich wirklich Eindrücke zeigen die auf solche entgegengesetzte Ströme hindeuten, auch hat er aus eigenen Versuchen Beweise hievon. In Absicht des Residuums in den Batterien hat der Vf. noch die Bestimmung gemacht, dafs es nach einer Ladung von 5° doppelt so grofs sey, als nach einer von 15°. *Siebentes Kap. Bemerkungen über grofse Batterien und die Art sich ihrer zu bedienen.* Nairne hatte 1773 bekannt gemacht, dafs bey einer Batterie von 50 Fufs Belegung, leicht eine Flasche zerbrochen werden könne, wenn man die Entladung mit einem zu kurzen Leiter vornähme; eine Länge von 5 Fufs hielt er für hinreichend, um vor allem Zerbrechen sicher zu seyn. Unser Vf. fand diese Länge auch bey einer Batterie von 135 Fufs zureichend, nicht aber bey 225 Fufs. Bey der grofsen beträgt der Auslader 18 Fufs, aber dieser ist noch nicht lang genug, weil oft noch Gläser zerbrachen; indessen geschah dies niemals, wenn die Verbindung nicht durch den starken Meßingdrat, sondern durch sehr dünne Metalldrate, unvollkommene Leiter, Thiere u. dgl. geschah. Bey grofsen Batterien ist es auch nöthig, dafs man den Funken vom Mittel der Batterie aufnimmt. Den Brookischen Vorschlag, unter den metallenen Beleg der Flaschen noch einen papiernen zu bringen, um das Zerbrechen zu verhüten, hat zwar der Vf. zweckmäfsig befunden; allein die Ladungen wurden dadurch geschwächt. Der *Anhang* enthält die Beschreibung und Abbildung der 1791 in einem Schreiben an Hn. Ingenhousz bekanntgemachten Elektrisirmaschine mit einer Scheibe von 31 Zoll, wo die Axe isolirt ist, die Scheibe aber frey am Ende der Axe angesteckt ist, auch die Reiber zu beiden Seiten derselben auf eigenen Isolirsäulen frey daran greifen, übrigens positive und negative Elektricität in gleicher Stärke durch blofse Wendungen der Einsaugungsarme erhalten werden können. Da sich derselbe auch im *Journ. de phys.* Jun. 1791, und Auszugsweise deutsch im Gothaischen Magazin für das neueste aus der Physik VII. B. 4. St. befindet; so erwähnen wir hier weiter nichts davon. Obgleich die gegenwärtige Anzeige schon mehrere Seiten enthält, so haben wir doch blofs das allerinteressanteste aus dieser überaus lehrreichen Schrift, so weit zusammengedrängt, als ohne unverständlich zu werden möglich war. Wer sie aber selbst liest, wird nicht allein noch manche herrliche Bemerkung darin finden, sondern, was uns bey weitem noch das nützlichste scheint — daraus lernen, wie man physikalische Versuche anstellen müsse, um nicht nur streitige Puncte aufs Reine zu bringen, sondern auch ganz neue Entdeckungen zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Nürnberg*, b. Rave: *Gedanken über die Worte des Herrn: Wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet; denn der Geist ist willig aber das Fleisch ist schwach*, für *Freunde*, *Verehrer* und *Nachfolger Jesu*. 1797. 56 S. 8. (3 gr.) Diese Blätter enthalten die heftigsten Declamationen gegen das, was sich seit einigen Jahren in der politischen Welt zugetragen hat. — Nicht allein Frankreich nährt die Schaaren unsauberer Geister, welche das Christenthum, so gar alle Religion, von der Erde zu vertilgen suchen; sondern jenes ansteckende Gift hat sich schon über den ganzen Erdboden verbreitet. Den ächten Freunden Jesu wird deshalb einmal über das andere, bald in flehenden Seufzern, bald in apokalyptischer Bildersprache, bald in schwülstigen, bald in platten Ausdrücken zugerufen, dafs sie wachen und beten und ihre Lampen bereit halten sollen, weil sie nicht wissen, wenn der Bräutigam kommen dürfte. *Voltaire* und seines Gleichen haben die *Materialien* (S. 16.) zu dieser gräulichen Zerstörung zusammengetragen. „Ihre *unnennbar, abscheulichen gotteslästerlichen* Schriften sind in *Millionen* (!) Händen, werden noch täglich gelesen, verschlungen, studirt, *neuaufgelegt*," was hoffentlich mit diesem Producte nicht geschehen wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft nach Schlözers Grundriſs bearbeitet* von *Chriſtian Daniel Voſs* Herzogl. S. Weimarſchen Rath etc. *Zweyter Theil.* Politik. 1ter Band. Einleitung. Staatsverfaſſungslehre. Staatsverwaltungslehre: theoretiſcher Theil. 1797. XII. und 562 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) *Dritter Theil.* Politik. Theoretiſcher Theil. 2ter Band. Staatswirthſchaftslehre. Cameral-Finanzlehre. 1798. VIII. und 595 S. (1 Rthlr. 20 gr.)

Aus der Beurtheilung des erſten Theils von vorliegendem Werke (A. L. Z. 1797. Nr. 161.) werden ſich die Leſer dieſer Zeitung erinnern, dafs *Hr. V.* die allgemeine Staatswiſſenſchaft in 4 Hauptabſchnitte theilt: 1) *philoſophiſche Urgeſchichte des Staats*, 2) *allgemeines Staatsrecht*, 3) *Staatsklugheit*, 4) *allgemeine poſitive Staatenkunde*, und dafs die beiden erſten Abſchnitte in dem erſten Theile abgehandelt wurden. Nach der Vorrede zum dritten Theil ſollen die Worte: *theoretiſcher Theil* auf dem Titelblatte des zweyten Theils durch einen Zufall hinter *Staatsverwaltungslehre* zu ſtehen gekommen ſeyn, da ſie doch unter Politik gehören; allein der Vf. ſagt in ſeiner Vorrede zum 2ten Theil ausdrücklich, dafs er die *Staatsverfaſſungslehre* und den *theoretiſchen Theil der Staatsverwaltungslehre* enthalte; der *praktiſche Theil* aber in dem folgenden Bande abgehandelt werden ſollte, dem er zugleich ein vollſtändiges Regiſter über alle 3 Bände beyfügen werde. Nach dieſen Aeufserungen mufste wohl jeder Leſer erwarten, dafs ſich das ganze Werk mit dem Regiſter über die 3 Bände ſchliefsen werde; Hr. *V.* erklärt aber auch dieſes in der Vorrede zum 3ten Theile für eine Miſsdeutung, „da es ſeinem Plane, ein vollſtändiges Handbuch der Staatswiſſenſchaft zu liefern, nicht gemäfs ſeyn könnte, in dem 3ten Theile den praktiſchen Theil der Politik abzuhandeln, noch weniger aber mit demſelben das ganze Werk zu beſchliefsen;“ und erläutert ſeinen Plan dahin: „dafs „der folgende (vierte) Theil des ganzen Werks den „dritten Band der Politik (nämlich den praktiſchen „Theil derſelben) enthalten wird, und dieſem vier„ten Theile ein vollſtändiges Sachregiſter über das „Ganze beygefügt werden ſoll. Für den fünften „Theil iſt die Literatur der geſammten allgemeinen „Staatswiſſenſchaft beſtimmt, und mit dieſem wird „dann das Handbuch vollendet und das ganze Werk „beſchloſſen werden.“ Auch dieſe Erklärung läfst ſich nicht wohl mit der Eintheilung der Politik, wornach der Vf. ſolche am Schluſſe der Einleitung zu bearbeiten verſpricht, und mit welcher Rec. den Leſer am gehörigen Orte bekannt machen wird, vereinigen; und wo bleibt hier die allgemeine poſitive Staatenkunde, die der Vf. auch als einen Haupttheil der Staatswiſſenſchaft angab? Alles dieſes ſcheint zu beweiſen, dafs der Vf. ſich ſeinen Plan entweder vom Anfange an nicht beſtimmt genug vorgezeichnet habe, oder ihm wenigſtens nicht treu geblieben ſey. Der Lehre von der Politik ſchickt der Vf. eine Einleitung voraus. Er bemerkt in derſelben, dafs die Staatsklugheit ihrer Natur nach empiriſch oder ein Abſtract der Erfahrung ſey, und ſich dadurch hauptſächlich von dem Staatsrechte unterſcheide, welches (das allgemeine nämlich) ganz unabhängig von der Erfahrung entſtehe und beſtehe. Nur dadurch, dafs man dieſe Grenze zwiſchen beiden Wiſſenſchaften überſehen und Staatsrecht mit Staatsklugheit verwechſelt habe, meynt der Vf., ſey es geſchehen, dafs man die Anwendbarkeit allgemeiner politiſcher Theorien geläugnet habe. „Die Staatsklugheit ſey blofs eine Gehülfin des Staatsrechts, und könne als Mittel das, was mit dem Zwecke (Staatsrecht) im Widerſpruche ſtehe, weder gebieten noch erlauben. Sie dürfe auch nur ſittlich gute Mittel anwenden, da ſie ſittliche Weſen zu einem ſittlichen Zwecke führen ſolle.“ Der Vf. behauptet, dafs ſich eben ſo allgemeine Grundſätze der Staatsklugheit als des Staatsrechts aufſtellen laſſen; bemerkt aber dabey, dafs man nicht eben dieſes von der Klugheit und Geſchicklichkeit ſagen könne, mit welcher jene Grundſätze in Ausübung zu bringen ſeyen. Dieſe leide wenig allgemeine Beſtimmungen und müſſe ſich nach Perſonen und Sachen modificiren und auf Nationalcharakter, Cultur etc. Rückſicht nehmen. Rec. glaubt, dafs dies bey der Staatsklugheit ſelbſt nicht weniger nöthig ſey. So ſagt z. B. das Staatsrecht: jeder Staatsbürger darf ſeine Meynungen Andern mündlich und ſchriftlich mittheilen, wenn er nur dadurch Niemanden beleidigt; die Staatsklugheit ſetzt hierüber etwas engere Grenzen und nimmt dabey auf den Grad der ſittlichen Bildung etc. Rückſicht. Es läfst ſich daher wohl auch ſo allgemein nicht ſagen, dafs es nur *eine* Staatsklugheit gebe, wie es nur *eine* Sittenlehre giebt; demungeachtet kann aber, nach Rec. Urtheil, der in §. 6. vorgetragene Satz feſt ſtehen: „dafs die aus ſichern Erfahrungen richtig abſtrahirten Grundſätze der Politik ſich auch als allgemein zweckmäfsig und praktiſch richtig ergeben müſſen.“

Digitized by Google

müſſen." In den folgenden §§ dieſer Einleitung bemerkt der Vf. noch, daſs die Politik als eine Erfahrungswiſſenſchaft immer eine innere Unſicherheit erhalte und behalte, und daher bey Bildung und Anwendung ihrer Grundſätze die gröſste Vorſicht nöthig ſey; daſs hier ein idealiſches allgemeines Syſtem der Politik aufgeſtellt werden ſolle, nicht aber von poſitiven hie oder da beſtehenden Syſtemen die Rede ſeyn könne; und daſs endlich die Politik einer philoſophiſchen Behandlung nicht nur fähig ſey, ſondern auch ſo wohl in der Bearbeitung als Anwendung philoſophiſch behandelt werden müſſe, wenn nicht daraus eine *unſichere Empirie* oder *armſelige Rabuliſterey* werden ſolle. Hr. *V.* glaubt, daſs er dieſer Behauptung wegen vielen Widerſpruch, beſonders von den praktiſchen Politikern, zu beſorgen habe; Rec. ſtimmt ihm aber, ob er ſich gleich mehr zu den praktiſchen als philoſophiſchen Politikern rechnen darf, völlig bey, da es ſchon in dem gegebenen Begriffe der Politik als einer Erfahrungswiſſenſchaft liegt, daſs nicht ein philoſophiſcher Kopf allein dazu hinreichend, ſondern hinlängliche Kenntniſs der Erfahrungen, aus welchen ſie abſtrahirt werden ſoll, nöthig ſey, um das Syſtem zu entwerfen, und eine nur durch eigene praktiſche Uebung zu erlangende Fertigkeit, um es richtig anzuwenden. So können die Benutzung fremder Erfahrungen und ein philoſophiſcher Kopf ein gutes Syſtem der praktiſchen Arzneykunſt und einen in der Theorie der Praxis geſchickten Arzt bilden; aber Niemand wird ſich gern in wichtigen Fällen ihm anvertrauen, wenn er nicht am Krankenbette ſelbſt Beobachtungen über die Anwendbarkeit ſeiner Grundſätze zu machen Gelegenheit hatte.

Die Anmerkung zu dem §. 9. iſt Rec. nicht ganz verſtändlich. Der Vf. ſpricht „*von praktiſchen Politikern, unter deren Schutze der Schlendrian ſich auf dem Sitze erhalte, welchen die Philoſophie einnehmen ſollte, und noch in unſern Tagen politiſche Verjahrungen vertheidige.*" Er giebt die *politiſche Rabuliſterey* zur Urſache an, daſs dieſes jetzt, wie er meynt, mehr noch als ehemals geſchehe. „Nie", fährt er fort, „iſt ei„ne ſtaatswirthſchaftliche Pfuſcherey häufiger gewe„ſen, als in unſern Tagen, und welche ſich nicht „nur in Kannegieſsereyen, ſondern wirklich in der „Ausübung zu Tage legt. Man kann nicht leugnen, „daſs ſich auch gute Köpfe damit befaſst haben. Al„lein ihre engen Projecte — haben hinlänglich be„wieſen, daſs ſie nur gute, aber keine denkende, „Köpfe waren, und kein philoſophiſcher Geiſt ihre „Thätigkeit belebte." — „Mit Recht nennt man ſie „unruhige Köpfe, und hält ſie für ſchädliche Glieder „des Staats." Hr. *V.* ſcheint hier die beiden Extreme zu verwechſeln. Jene ſogenannten *Rabuliſten* ſind Empiriker ohne philoſophiſchen Geiſt, oder ohne Neigung, ihn bey der Ausübung ihrer Wiſſenſchaft anzuwenden. Dieſe, die er *unruhige Köpfe* nennt, und die, wenn ſie gute Köpfe ſeyn ſollen, nach Rec. Meynung, nothwendig auch denkende Köpfe ſeyn müſſen, ſind (vorausgeſetzt, daſs ſie nicht aus eigennützigen Abſichten gegen ihre eigene Ueberzeugung ſchreiben oder handeln) Theoretiker ohne Erfahrung, und ohne die zu dem Geſchäfte nöthige Menſchenkenntniſs.

Rec. hat ſich bey Beurtheilung dieſer Einleitung auch um deswillen länger aufgehalten, weil der Vf. in der Vorrede die denkenden Politiker zu ſorgfältiger und unbefangener Prüfung der in derſelben aufgeſtellten Grundſätze ausdrücklich aufgefodert hat.

Am Schluſſe der Einleitung theilt der Vf. ſeinen Leſern noch den oben erwähnten Plan mit, nach welchem er die verſchiedenen Zweige der Politik vorzutragen gedenkt. Er will nämlich zuerſt von der *Verfaſſungslehre*, dann von der *allgemeinen Verwaltungslehre* handeln. Der 3te Theil *von den Regierungsdepartements* zerfällt, nachdem er den innern oder äuſsern Staatszweck zum Gegenſtande hat, in 2 Unterabtheilungen, und der 4te ſoll ſich mit *den Staatscollegien und Staatsbedienten* beſchäftigen. Der 1ſte Theil *Staatsverfaſſungslehre, oder allgemeine formale Beſtimmung der höchſten Gewalt, aus dem Geſichtspuncte der möglichſten Zweckmäſsigkeit*, enthält in dem 1ſten Abſchnitte *eine Ueberſicht der verſchiedenen Verfaſſungen oder Regierungsformen, nach den gangbaren Hauptbeſtimmungen.* Der Vf. theilt hier die Regierungsformen in *Monarchien, Republiken*, in welchen eine moraliſche *oder* (dies *oder* iſt in mehr als einer Hinſicht nicht genau) mehrere phyſiſche Perſonen die Ausübung der höchſten Gewalt beſorgen, und *in gemiſchte.* Die republikaniſche Regierungsform theilt er wieder in die *ariſtokratiſche* (kraft welcher mehrere der edelſten oder reichſten Perſonen oder Familien im Beſitz der höchſten Gewalt ſind), *demokratiſche* (nach welcher dieſelbe von allen Staatsbürgern durch Erwählte, alſo in ihrem Namen, verwaltet wird), und *gemiſchte.* So wohl der hier gegebene Begriff der Ariſtokratie als der der Demokratie ſcheint Rec. unrichtig zu ſeyn. Auf dieſen wird er unten zurückkommen; was jenen anlangt; ſo iſt zwar unwiderſprechlich, daſs bey einer Verfaſſung, wo mehrere Perſonen Antheil an der höchſten Gewalt haben, dieſe leichter in die Hände derer Staatsbürger kommen werde, welche reich ſind, oder deren Geſchlechter man für edler hält; aber zum Weſen der Ariſtokratie gehört es nicht. Hätte man in Frankreich zu der Zeit, wo man daſelbſt nach *Dumont Compte rendu, Lettres de voture* wie ehehin Adelspatente verkaufte, die Souverainetätsrechte einer Zahl von Auserwählten übertragen wollen: ſo würde man ſie geſetzlich in die Hände der Sansculotten gelegt haben, die ſie ohnehin damals factiſch ausübten. Dieſe neue Regierung würde, ungeachtet man die ſogenannten edlen Geſchlechter und die Reichen von aller Theilnahme ausgeſchloſſen hätte, dennoch eine Ariſtokratie geweſen ſeyn, ſo wie dies auch von einer Regierung, deren Glieder unter allen mannbaren Bürgern durch das Loos gewählt würden, nicht zu bezweifeln iſt. (Man vergleiche S. 72.) Der Vf. giebt dann den Urſprung der gemiſchten Regierungsform, und ihre verſchiedenen Arten an, geht

die ausgearteten, *Despotie*, *Tyranney*, *Theokratie* durch, und handelt zuletzt von der *Anarchie* und *Staatenverbindungen*, die er *Regierungsvereinigungen* genennt wiſſen will, weil ſich die Regierungen, nicht die Staaten, verbinden; allein thun dieſe nicht, was ſie thun, im Namen des Staats? *Anarchie*, ſagt der Vf., ſey nur dann vorhanden, wenn der Staat ganz ohne Regierung iſt; Frankreich habe ſich alſo während der ganzen Zeit der franzöſiſchen Revolution nie in einem Zuſtande der Anarchie befunden; allein dies iſt unrichtig, wenigſtens dem allgemein angenommenen Sprachgebrauche entgegen. Ob eine Regierung dem Namen nach vorhanden iſt, darauf allein kommt es wohl nicht an, wenn ſie unthatig und ohnmächtig iſt.

Im 2ten Abſchnitte ſchreitet der Vf. zu der *näheren Prüfung der verſchiedenen Verfaſſungen oder Regierungsformen, aus dem Geſichtspuncte der möglichſten Zweckmäſsigkeit* fort, und fängt mit der Demokratie an. Er iſt der Meynung, daſs eine reine Demokratie völlige Gleichheit der Cultur, ja ſogar des Sacheigenthums vorausſetze; daſs eine ſolche Demokratie, in welcher jeder Staatsbürger unmittelbaren Antheil an der Ausübung der höchſten Gewalt nehme, zwar in einer Gemeinde exiſtiren, in einem Staate aber weder *in abſtracto* noch *in concreto* gedacht werden könne. S. 33. 61. 77. Er hat daher den Begriff der Demokratie alſo beſtimmen zu müſſen geglaubt, daſs die Gewalt *durch Erwählte* ausgeübt werde, wodurch die reine Demokratie als ein *Unding*, ein *Ausdruck ohne Sinn*, wie er es S. 75. nennt, aus dem Begriffe der Demokratie ganz ausgeſchloſſen würde. Rec., der dafür hält, daſs man ſo wenig als möglich von dem einmal allgemein angenommenen Sprachgebrauche abweichen müſſe, und daſs eine reine Demokratie, Gleichheit des Vermögens, der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte und der ſittlichen Bildung zu ihrem Weſen nicht erfodere, iſt zwar mit dem Vf. hier gar nicht einverſtanden; erwartete aber doch, daſs Hr. *V.* nun von der Demokratie, nach dem von ihm ſelbſt feſtgeſtellten Begriffe, handeln würde; ſtatt deſſen führt er aber jene Behauptung, daſs es keine Demokratie gebe, weiter aus, und erklärt die Vollmacht, die der Staatsbürger ſeinen Repräſentanten giebt, für einen völligen bedingten oder unbedingten *Unterwerfungsvertrag* (S. 62. u. f.) „Wo iſt," fragt er S. 66. „der weſentliche Unterſchied, ob ſich „die Nation dem Willen eines gewählten Monarchen „oder dem — mehrerer Repräſentanten unterwirft?" Rec. ſollte meynen, dieſer Unterſchied liege darin, daſs in jenem Falle die Nation dem Gewählten den Inbegriff der Souverainetatsrechte überträgt, nicht aber in dieſem; daſs die Repraſentanten bloſs im Namen der Nation handeln und dieſe den ihnen gegebenen Auftrag zurück nehmen kann. Durch die Diſtinction, die der Vf. in dem folgenden S. 73. macht, „daſs mit dem Repräſentanten *in concreto* nicht auch der *in abſtracto* zurück trete, und der Staatsbürger dieſem unterworfen bleibe," wird obige Behauptung gar nicht beſtätigt. Es iſt von Unterwerfung unter gewiſſe beſtimmte phyſiſche Perſonen, nicht unter ein abſtractum und die Conſtitution die Rede, die in jedem Staate nothwendig iſt. Jede Verfaſſung, ſagt Hr. *V.*, ſey ariſtokratiſch, nach welcher eine andere Bedingung, als die des Bürgerrechts zur Wahlfähigkeit nöthig ſey; ſelbſt Weiber, meynt er, müſsten in einer reinen Demokratie wahlfähig ſeyn; eine repraſentative Demokratie ſey ein Widerſpruch S. 76. Da alle ſogenannte Demokratien wahre Ariſtokratien ſeyen: ſo gehöre ihre Würdigung in den folgenden Abſchnitt; über die Exiſtenz, Dauer und Zweckmaſsigkeit der eigentlichen Demokratien ſey es (weil ſie gar nicht gedacht werden können) unnöthig, ernſtliche Unterſuchungen anzuſtellen; und der Vf. hält ſich daher in dem letzten §. S. 80. für berechtigt, „die Demokratie ganz aus der Lehre von den Verfaſſungen und Regierungsformen zu verweiſen, und nur eine Art von Republik, die Ariſtokratie, als Regierungsform, der Monarchie, als ſolcher, entgegen zu ſtellen." Sollte man nicht mit gleichem Rechte auch die Monarchie aus derſelben hinaus raiſonniren können? In dem folgenden Abſchnitte, in welchem der Vf. von der Ariſtokratie handelt, iſt er dem oben gegebenen Begriffe treuer geblieben; und er rechnet es auch hier zum Weſen der Ariſtokratie, daſs man an den Perſonen, welchen man die höchſte Gewalt übertrug, Vorzüge wahrnahm, oder wahrzunehmen glaubte. Unter den Vorzügen, auf die man bey der Uebertragung der höchſten Gewalt Rückſicht nehmen kann, iſt Weisheit unſtreitig der einzige, der ſie verdient. Denn ſie begreift beides die Fähigkeit und den guten Willen, zu den beſten Zwecken die beſten Mittel zu wählen, da ſich aber ſolche und beſonders der gute Wille durch äuſsere Zeichen nicht erkennen läſst, und ſo lange, bis man ſeinen Zweck erreicht hat, geheuchelt werden kann, wovon uns die neuere Geſchichte auffallende Beyſpiele dargeſtellt hat: ſo iſt das Volk nicht nur, wie der Vf. ſagt, ſelten geneigt, ſondern es iſt auch nicht fähig die Weiſeſten zu wählen, und daher eine ſolche Ariſtokratie, in welcher die Weiſeſten ausſchlieſsend das Ruder des Staats führten, hypothetiſch unmöglich. Wo andere minder weſentliche Eigenſchaften ſtatt oder neben der Weisheit erfoderlich ſind, da, ſagt der Vf., würde ſich der Grundſatz ausbilden: die Ariſtokraten ſind da, um zu herrſchen; das Volk, um von ihnen beherrſcht zu werden, wodurch ein von allen Schranken freyer Deſpotismus unvermeidlich begründet würde. Hieraus zieht er denn das Reſultat: „daſs die Ariſtokratie in jeder Modification „(die einzige mehr erwähnte hypothetiſch unmögli„che ausgenommen) als eine ganzlich unzweckmä„ſsige, und eben deshalb als eine höchſt verderbli„che Regierungsform zu betrachten ſey."

In der 3ten Abtheilung: von *der Monarchie*, ſetzt der Vf. die unmittelbare Handhabung der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt durch eine phyſiſche Perſon als Grundlage dieſer Verfaſſung feſt.

Wo ſolche einem Miniſter übertragen werde, da werde der Miniſter Monarch; und wo mehreren Miniſtern, da höre der Staat auf, eine Monarchie zu ſeyn und werde eine Ariſtokratie. Eben dies, ſagt er, geſchehe da, wo keine allgemeine Gleichheit der Unterthanen ſtatt finde; denn in einer reinen Monarchie könne es nie ein ungleiches Verhältniſs der Unterwürfigkeit geben. Hr. *V.* ſcheint hier die Gleichheit in Beziehung auf den Regenten mit der Gleichheit der Unterthanen unter ſich zu verwechſeln. Die göttliche Regierung der Welt iſt deswegen nicht weniger eine rein monarchiſche, weil Könige und Bettler unter ſich nicht gleich ſind, nicht gleiche Rechte und Pflichten haben. Nachdem der Vf. von der Art, wie die Regierung dem Monarchen übertragen wird, gehandelt, die Vortheile und Nachtheile der Wahlmonarchien mit vielem Fleiſse gegen die der Erbmonarchien abgewogen, und die Vorzüglichkeit der letztern dargethan, auch wie die reine Monarchie durch Grundgeſetze beſchränkt ſeyn könne, gezeigt hat: ſo betrachtet er die monarchiſche Verfaſſung in Rückſicht auf ihre Zweckmäſsigkeit und ſeine Entſcheidung fällt ſehr günſtig für dieſelbe aus. Rec. iſt mit ihm in der Hauptſache einverſtanden, in ſo fern die Gewalt des Monarchen durch eine Conſtitution beſchränkt iſt. Wenn der Vf. aber, um Miſsverſtändniſſen und Einwürfen, wie er ſagt, vorzubauen, bey der monarchiſchen Verfaſſung nach S. 167. voraus ſetzt: „die höchſte Gewalt befinde ſich in den Händen einer Perſon, welche den Zweck erkenne, und Willensfähigkeit habe, der Erreichung deſſelben ernſtlich nachzuſtreben mit Hintanſetzung aller egoiſtiſchen Leidenſchaften und Triebe," bey der republikaniſchen aber das Gegentheil annimmt: ſo möchten damit weder die Freunde der Monarchie, noch die der Republik zufrieden zu ſeyn Urſache haben; jene gewinnen nichts, wenn das höchſte Ideal eines Monarchen gewöhnlichen, das heiſst, ſelbſtſüchtigen Ariſtokraten entgegen geſtellt wird; und dieſe werden ihn der Parteylichkeit anklagen. Wichtiger hingegen iſt die Unterſuchung: welche von beiden Verfaſſungen der Ausartung und den Miſsbräuchen am meiſten unterworfen ſey; und hier führt der Vf. viele, zum Theile unverkennbare wichtige, Gründe an, warum dies bey Monarchien theils weniger zu beſorgen, theils weniger gefährlich ſey. Der Vf. wendet ſich dann zu den gemiſchten Regierungsformen. Er theilt ſie, da er nach ſeiner Erklärung über Demokratie dieſe auch nicht in der Miſchung mit andern Regierungsformen annehmen kann, in 1) *ariſtokratiſch - ariſtokratiſche*, 2) in *monarchiſch-ariſtokratiſche*, 3) in *ariſtokratiſch - monarchiſche*. Das erſte ſcheint Rec. überflüſsig. Warum ſoll es denn eben zum Weſen der reinen Ariſtokratie gehören, daſs geſetzgebende und ausübende Gewalt in einerley Händen ſey; oder daſs alle Theilhaber auf gleiche Weiſe (durch Wahl oder Erbrecht) ihren Antheil an der Regierung erhalten haben, und Verfaſſungen, wo dieſes nicht der Fall iſt, zu den gemiſchten gehören? Der Vf. zeigt die Nothwendigkeit, aber auch die Schwierigkeit der richtigen Vertheilung der höchſten Gewalt, da in allen den Verfaſſungen, welche wir kennen, ein Theil in die Rechte des andern eingegriffen hat. Er theilt daher in dem dritten Abſchnitte den *Verſuch einer Grundlegung zu einer zweckmäſsigern und ſichrern formalen Beſtimmung der höchſten Gewalt oder Regierungsform* mit, die jedoch bloſs Angabe der Mängel und Vorſchläge zur Verbeſſerung, nicht aber eine Anweiſung, wie ſie am beſten realiſirt werden könnten, enthalten ſoll. Der Vf. klagt hierbey S. 213. „daſs es ſeit einiger Zeit ſehr Sitte geworden iſt, mit Verachtung von allgemeinen Vorſchlägen zu reden, wenn denſelben nicht gleich eine detaillirte praktiſche Anweiſung hinzugefügt iſt." Rec. will diejenigen nicht rechtfertigen, die ſich dieſer Sünde ſchuldig gemacht haben; aber es iſt auch nicht zu leugnen, daſs wir mit Conſtitutions-Entwürfen ſeit einiger Zeit überſchwemmt worden ſind, und es leichter ſey, tauſend ſolcher Entwürfe zu machen, als einen zu realiſiren. Nicht nur bey der Wahl und Anwendung der Maaſsregeln, welche die Einführung einer neuen Conſtitution erfodert: ſondern auch bey der Abfaſſung derſelben iſt es, wenn ſie beſtehen und ihre Einführung ohne Gewaltthätigkeiten geſchehen ſoll, unumgänglich nöthig, auf den Geiſt der Nation, ihre Denkungsart und ihre bisherigen Gewohnheiten Rückſicht zu nehmen. In einer allgemeinen Conſtitution *kann* dies nicht geſchehen. Rec. ſcheint es daher *ſo unmöglich*, eine vollkommen gute Staatsverfaſſung zu entwerfen, ohne das Volk, für welches ſie beſtimmt iſt, zu kennen, als es unmöglich iſt, einen guten Schuh zu machen, ohne die Länge, Breite etc. des Fuſses zu wiſſen, der ihn tragen ſoll. Der Vf. iſt auch ſo beſcheiden, dieſen Entwurf nicht als ein vollkommenes, untadelhaftes Ideal, ſondern nur als einen Verſuch aufzuſtellen, durch welchen er dem groſsen Ziele näher zu kommen hofft. Dies groſse Ziel müſste doch wohl die möglichſt vollkommene Staatsverfaſſung für möglichſt vollkommene Menſchen ſeyn; ſo lange aber die Menſchen noch ſo ſehr unvollkommen ſind, und durch ſo ſehr verſchiedene Leidenſchaften und Begriffe beherrſcht und geleitet werden, bleibt es zweifelhaft, ob es ein ſolches Ziel, ein Ideal einer vollkommenen Staatsverfaſſung gebe.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft nach Schlözers Grundriſs bearbeitet von Chriſtian Daniel Voſs etc.*

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die Hauptgegenſtände der Unterſuchung ſind: 1) *die Wahl der Repräſentanten* und 2) *Theilung der Gewalt*. Wie abgeneigt der Vf. dem Vorzuge ſey, den viele Freunde der Staatswiſſenſchaften dem Grundeigenthümer vor dem Nichtangeſeſſenen bey der Fähigkeit, die Repräſentanten zu wählen, oder der gewählt zu werden, geben, iſt ſchon aus andern Schriften deſſelben bekannt. Hier geht er S. 226. u. ff. ſo weit, zu behaupten und durch viele Scheingründe beweiſen zu wollen, „daſs die Grundeigenthümer bey einer für den Staat eintretenden Gefahr bey weitem weniger zu verlieren haben, als der übrige Theil der Nation.“ Aechte Cultur des Geiſtes und der Sittlichkeit ſind unſtreitig die weſentlichen und einzig zweckmäſsigen Wahler-Qualitäten; aber die Wahlfähigkeit muſs durch äuſsere, ſichtbare Eigenſchaften beſtimmt werden, nicht durch innere intellectuelle. Weil jene Eigenſchaften am ſicherſten bey dem Mittelſtande gefunden werden: ſo ſollen die Repräſentanten und deren Wähler ganz allein aus dieſem genommen, und nach S. 258. u. ff. die ganz Armen, die Handwerker, Kaufleute, (man vergl. S. 261.) die Reichen und der Adel in der Regel ausgeſchloſſen werden, jedoch mit Vorbehalt der Beſcheinigung, daſs ſie die erfoderlichen Eigenſchaften beſitzen: denn auch den Adel hält er nach S. 253. nicht für ganz unfähig, es klebt ihm nur eine *leuis notae macula* des Mangels an Einſicht und Patriotismus an, von der er ſich durch die Beſcheinigung des Gegentheils losmachen kann; dann tritt er in den Mittelſtand. S. 261. Der Klerus hingegen wird ganz ausgeſchloſſen. „Es iſt unmöglich,“ ſagt Hr. *V.*, „daſs ein Geiſtlicher, als Mitglied einer „kirchlichen Corporation, je ſich diejenigen Qualitäten zu eigen machen könne, welche als weſentliche Qualitäten eines zweckmäſsigen Repräſentanten allein angenommen werden können.“ Doch läſst er auch dieſem ein Thürchen offen, durch welches er hineinſchleichen kann. „Diejenigen, welche „die erfoderlichen Qualitäten beſitzen und zu Tage „legen würden, würden ſich dadurch unfehlbar von „der kirchlichen Corporation, als ſolcher, löſen; alſo, in ſo fern ſie an der Repräſentation Theil nehmen, auch nicht zum Klerus, ſondern zu der Nation „gehören, als wozu der Klerus, als ſolcher, nie gerechnet werden kann.“ Wir überlaſſen es Hn. *V.*, wie er dies bey unſern proteſtantiſchen Geiſtlichen verantworten könne. Um die Zulaſſigkeit des neuen Candidaten zu unterſuchen, wird durch die Wähler-Verſammlung eine Prüfung angeſtellt (S. 268.) in welcher er darthun muſs a) „daſs er den erfoderlichen „Grad der Aufklärung und ſittlichen Cultur erreicht „habe; und b) ſeinen Gemeingeiſt oder Patriotismus „bewähren könne.“ Zu dieſer Prüfung ſchlägt Hr. *V.* auch S. 270. einen *Wählerkatechiſmus* vor. Auf dieſem Wege, und da die Repräſentanten aus dem Corps der Wähler genommen werden müſſen, hofft Hr. *V.* eine Repräſentation zu erhalten, welche aus der Auswahl der Nation beſteht, Einſicht und Patriotiſmus vereinigt und ſich rein von allen unedlen Motiven erhalten wird. — Dieſer Repräſentation überträgt er nun die geſetzgebende; einem Erbmonarchen die ausübende; und einer aus den Wahlariſtokraten genommenen und von ihnen gewählten, aber unabhängigen, Corporation die richterliche Gewalt. — Kriege, Friedensſchlüſſe, Diener-Beſtellungen ſagt er S. 278. u. ff. ſeyen Geſetze, gehörten alſo der geſetzgebenden Verſammlung, in welcher er jedoch dem Erbmonarchen Sitz und Stimme einräumt, der auch die Ausſprüche des hohen Richtertribunals durch Unterſchrift beſtätigen, jedoch das Recht, die Unterſchrift zu verweigern, nicht haben ſoll. In dem Conſtitutions-Ausſchuſs ſoll der Monarch den Beyſitz, aber keine Stimme haben. Uebertritt ein Theil die Grenzen ſeiner Gewalt, und helfen Warnungen nichts: ſo ſoll der Ausſchuſs dem Publicum (Mittelſtande) Anzeige davon thun; und hilft auch dies nichts, die Grundkraft der Nation aufodern. — Nach dem Hr. *V.* dieſen Entwurf ſeinen Leſern vorgelegt hat, ſagt er; „Es iſt eine ſehr gewöhnliche Aeuſserung, beſonders in unſern Tagen, „und von Perſonen, welche nicht für Neuerer, aber „auch nicht für Freunde veralteter Miſsbräuche, gelten wollen: daſs man mehr darauf denken müſſe, „die beſtehenden Regierungsformen zu verbeſſern, „als neue an ihre Stelle zu ſetzen;“ „allein prüft „man dieſen Rath genauer: ſo findet man, daſs die „Weisheit, als deren Eigenthum man ihn ausgeben „will, doch nur einen geringen Antheil daran haben könne.“ Rec., iſt von des Vfs. zu Unterſtützung ſeiner Meynung angeführten Gründen nicht überzeugt worden, bekennt ſich, ohne jedoch auf vorzügliche Weisheit Anſpruch zu machen, noch immer zu jenem Glauben, und will es unbefangenen Le-

ſern überlaſſen: auf welcher Seite am meiſten Weisheit wohne, bey den Freunden der Reformen oder bey den Freunden der Revolutionen. „Nur durch „Revolutionen, ſagt der Vf. S. 318. können wichtige „Verbeſſerungen bewirkt werden. Sie ſind zweck„mäſsig, wenn ſie nothwendig ſind.“ Allein jener Satz iſt eben ſo unrichtig, als es gewiſs iſt, daſs Reformen oft zweckmäſsig ſind, ehe Revolutionen nothwendig werden. So wird Hr. *V.* z. B. weder leugnen können, daſs die Aufhebung der Lehnsverbindungen eine ſehr wichtige Verbeſſerung unſerer Staatsverfaſſung ſeyn würde; noch behaupten wollen, daſs ſie nicht anders als durch Revolution geſchehen *könne*. „Eine Revolution,“ ſagt der Vf. S. 322. „kann nur dann hervorgebracht werden, wenn „a) die Nothwendigkeit derſelben wirklich evident „iſt, oder b) wenn die Urtheile der Mehrheit der „Staatsbürger verleitet ſind, dieſelbe als evident an„zunehmen.“ Auch dies iſt offenbar unrichtig. Ein Theil der Nation, vielleicht nicht einmal der gröſste, kann verleitet werden zu glauben, daſs die neue Ordnung der Dinge ihnen Vortheile bringe. Eben ſo unrichtig iſt die Behauptung (S. 326.) „nur von einem Volke von Wahnſinnigen könne man ſagen, daſs es nicht reif zur Freyheit ſey.“ Mit dieſem Abſchnitte ſchlieſst ſich der erſte Theil der Politik. Der Vf. geht zum 2ten: *Staatsverwaltungslehre* oder *materiale Beſtimmung der höchſten Gewalt aus dem Geſichtspuncte der möglichſten Zweckmaſsigkeit*, über. Dem theoretiſchen Theile derſelben, der die allgemeinen Regierungsgrundſätze enthält, hat er wieder 2 Abſchnitte gegeben. Der 1ſte handelt: von der *allgemeinen Grundbeſtimmung des Weſens und der Grenzen der höchſten Gewalt oder Regierung*; der 2te ſoll *allgemeine politiſche Grundſätze für die Ausübung der höchſten Gewalt*, oder *politiſche Baſis der möglichſt zweckmäſsigen Staatsverwaltung etc.* enthalten. Hr. *V.* ſpricht überall mit groſser Freymüthigkeit, und ſcheint von einem warmen Eifer für das Wohl der Menſchheit, wozu allerdings die allgemeine Verbreitung geläuterter Regierungsgrundſätze ſehr viel beytragen würde, beſeelt zu ſeyn.

In dem dritten Theile ſchickt der Vf. der Staatswirthſchaftslehre eine Einleitung voraus, in welcher er den Begriff derſelben entwickelt; und von der Wichtigkeit der Staatswirthſchaftslehre und den falſchen Grundſätzen redet, welchen man in Rückſicht derſelben bis auf unſere Zeiten gefolgt ſey, und bey den unrichtigen Begriffen über den Zweck des Staats und die Verhältniſſe der Regenten und Unterthanen folgen müſste. Er theilt die geſammte allgemeine Staatswirthſchaft in zwey Zweige: A. *das Cameralweſen*, oder der *Inbegriff derjenigen Maaſsregeln und Veranſtaltungen, welche die Sicherung und Vermehrung der Staatskraft, oder des Nationalvermögens zum Gegenſtande haben*; und B. *das Finanzweſen*, welches die *Erhebung und Verwendung der reinen Einkünfte aus dem Staatsvermögen, oder die Verwendung der Staatskraft zum Zweck des Staats in ſich begreift*. Dieſe beiden Fächer dürfen, des Vfs. Meynung nach, nie mit einander vermiſcht, ja deren Verwaltung nicht einmal denſelben Perſonen oder Corporationen übertragen werden (S. 64.). Hiernach zerfällt nun ſeine Staatswirthſchaftslehre ſelbſt in zwey Hauptabtheilungen. In der erſten, die von der *Cameraltheorie* handelt, wird in dem erſten Abſchnitte: *der Geiſt der merkwürdigſten Cameralſyſteme* dargeſtellt und zwar 1) das *Merkantil-* oder *Handelsſyſtem*; 2) das *ökonomiſtiſche* oder *phyſiokratiſche*; 3) das *Oekonomie-Induſtrieſyſtem*, welches er das *Smithſche* nennt. Der 2te Abſchnitt enthält *Bemerkungen über einige Grundbegriffe des Smithſchen* (Oekonomie-Induſtrie) *Syſtems*, als Beytrag zu einer möglichſt ſichern Begründung der wichtigſten Reſultate deſſelben. Dem Handelsſyſteme macht es der Vf. S. 78. zum Vorwurfe, daſs es aus den Städten hervorgegangen ſey; alſo wie ſie ſeinen Urſprung dem Nothſtande, ariſtokratiſchen und anarchiſchen Bedrückungen zu verdanken habe. Ein Umſtand, der, wie er glaubt, nicht überſehen werden dürfe, wenn man die Natur und das Weſen dieſes Syſtems genau kennen lernen und richtig beurtheilen wolle. Rec. iſt weit entfernt, dies Syſtem in Schutz nehmen zu wollen; aber er glaubt, daſs man mit eben ſo vielem Rechte behaupten könne, daſs es ſeinen Urſprung dem Freyheitsſinne defer verdanke, die der Sklaverey der Güterbeſitzer ſich entzogen. Auch kann Rec. ſich nicht erklären, wie der Vf. die Meynung: „der Zweck des „Staats, und alſo auch der Regierung, ſey Beförde„rung der Glückſeligkeit der Einzelnen wie des Gan„zen,“ und die Folgerungen, welche daraus gezogen zu werden pflegen, als Eigenheiten dieſes Syſtems angeben kann. „Ganz im Geiſte dieſes Syſtems,“ ſagt der Vf. S. 84. „wird alſo eine aufmerkſame und thätige Regierung z. B. unfruchtbare Ehen dieſerhalb nicht nur trennen können, ſondern auch trennen müſſen; — ohne darauf Rückſicht zu nehmen: ob die Ehegatten dieſe Trennung wünſchen oder nicht.“ Eine ſolche thörichte Anwendung des Grundſatzes: daſs das Einzelne dem Ganzen Aufopferungen zu bringen habe, würde bey einem andern Syſteme nicht weniger möglich ſeyn; und wie kann ſie mit der obigen Behauptung beſtehen, daſs man bey dieſem Syſteme von dem Grundſatze ausgehe, Beförderung der Glückſeligkeit des Einzelnen wie des Ganzen ſey der Zweck des Staats? Das, was der Vf. (S. 106.) nur als Folgen dieſes Syſtems angiebt: a) „die Fabriken und Manufacturen für den wichtigſten und vortheilhafteſten, oder vielmehr für den einzig vortheilhaften Induſtriezweig zu halten; und b) ihre Ausbreitung und Aufnahme als den Hauptgegenſtand ſtaatswirthſchaftlicher Fürſorge zu betrachten,“ ſcheint Rec. den ganzen Geiſt des Syſtems ſelbſt und alles das zu enthalten, wodurch es ſich von den übrigen auszeichnet. Nachdem der Vf. von den Mitteln, welche das Handelsſyſtem den Regierungen, die es angenommen haben, zur Vermehrung des Nationalreichthums empfiehlt, ausführlich gehandelt hat, verläſst er dieſes Syſtem, welches

er

er ein „*Product der bloſsen Empirie* nennt," *um zu dem Producte der ſcharfſinnigſten wiſſenſchaftlichen Speculation* überzugehen. Dies Syſtem, das phyſiokratiſche, ſagt er S. 154., ſucht die Wohlfahrt des Staats nicht ſowohl in einem vagen und unſichern Begriffe von Glückſeligkeit, als vielmehr in dem ſehr beſtimmten einer völligen Sicherheit der Perſon und des Sacheigenthums eines jeden Einzelnen, als Folge der allgemeinen Sicherheit. Die zweyte weſentliche und wichtige Abweichung dieſes Syſtems von dem vorigen findet er darin, daſs dieſes Syſtem nur die Maſſe roher Naturproducte, welche in einem Staate erzeugt und gewonnen wird, als Nationalvermögen betrachte, hingegen Kunſtproducte und Geld davon ausſchlieſse. (S. 156.) Den dritten Unterſchied ſetzt er in die Verſchiedenheit ihrer Grundſätze über Bevölkerung. Aus dieſen Verſchiedenheiten leitet er viele dem phyſiokratiſchen Syſteme günſtige Folgerungen ab. Nachdem er deſſen Lehrſätze weiter entwickelt hat, wendet er ſich zu dem (*Smithſchen*) *Oekonomie-Induſtrie-Syſteme;* zeigt, worin es von jenem abweicht, und macht die Leſer mit den Grundſätzen deſſelben bekannt. In dem 2ten Abſchnitte ſetzt der Vf. einige Vorzüge dieſes Syſtems vor den ältern näher ins Licht, und beſtimmt den Begriff von Nationalreichthum alſo, daſs er die Summe von lebendigen oder todten Kräften der vernunftloſen Natur ſey. So ſehr Rec. dem Vf. darin beypflichtet, daſs nur durch eine völlig freye productive Thätigkeit die möglichſte Vermehrung des Nationalcapitals und Einkommens, oder des Nationalwohlſtandes bewirkt werden könne: ſo wenig kann er in demjenigen, was der Vf. über die Frage: in welchem Verhältniſſe das Geld mit dem Nationalcapital ſtehe? zur vermeynten Aufhellung dieſes Gegenſtandes ſagt, ihm Beyfall geben. Die Urſache des unſichern und ſchwankenden Verhältniſſes des Papiergeldes zu dem Metallgelde liegt nicht in dieſem, ſondern in jenem, und zwar in deſſen Menge, oder dem mangelnden Zutrauen; und es werden wohl wenige Leſer mit dem Vf. (S. 332.) wünſchen, daſs man „alles, beſonders edles, Metallgeld hinwegthue und lauter „Papiergeld (oder wenn es möglich wäre eine noch „werthloſere, aber dauerhaftere Subſtanz zu erfinden, aus dieſer mit dem möglichſt geringen Kräftenaufwande verfertigtes Geld) einführe, welches „alsdann ohne Zweifel einen ſichern Vergleichungsmaaſsſtab, ein beſſeres Tauſchmittel abgeben, den „Umlauf der Producte weit ſicherer befördern würde, als ein Metallgeld, ſo wie es jetzt in allen „Staaten im Umlauf iſt."

Die zweyte Abtheilung, die *Finanzlehre*, beſchäftigt ſich im erſten Abſchnitte mit *dem Geiſte der merkwürdigſten Finanzſyſteme;* der zweyte Abſchnitt ſoll einen *Entwurf und eine Ausführung eines möglichſt vollkommenen Finanzſyſtems enthalten.* Jener hat wieder zwey Unterabtheilungen, wovon die eine von den *Quellen der ordentlichen Einkünfte; Erhebung und Vermehrung derſelben;* die andere von den *auſserordentlichen Hülfsquellen* für auſserordentliche Bedürfniſſe, *vom Schatz-* und *Anleiheſyſteme* handelt. Die Syſteme, die hier dargeſtellt werden, ſind: a) das *Domainen-Regalien- und Monopolienſyſtem;* b) *das Sporteln-Zoll-Contribution- und Steuerſyſtem;* c) *das Acciſeſyſtem;* d) *das phyſiokratiſche Finanzſyſtem;* und e) das *Oekonomie-Induſtrieſyſtem.* Der Vf. macht den Leſer mit dem Urſprunge, den Grundſätzen, auf welchen dieſe Syſteme beruhen, und den damit verbundenen Nachtheilen und dabey eingeſchlichenen Miſsbräuchen bekannt. Wie es Rec. ſcheint, bemerkt man an ſeinen Urtheilen öfters eine nicht immer gegründete Abneigung gegen beſtehende Einrichtungen; und er macht zuweilen den monarchiſchen Staaten, für die er ſich doch ſo laut erklärt, Vorwürfe, die ſie nicht verdienen. Wenn er etwas tadelnswürdiges rügt, geſchieht es nicht ſelten mit dem Zuſatze: *beſonders in monarchiſchen Staaten.* Er thut dies z. B. S. 448., wo er von dem Poſtregal und S. 521., wo er von Einführung der Acciſe ſpricht, da doch die Poſteinrichtung in den Republiken Holland und der Schweiz unſtreitig von jeher viel ſchlechter war, als in den benachbarten monarchiſchen Staaten, und die Acciſe oft in republikaniſchen Staaten drückender als in den monarchiſchen iſt. Vorzüglich auffallend war es aber Rec., wenn der Vf. S. 524. ſagt: „Ein Staat hat ohne Zweifel ein Recht zu beſtimmen, daſs keiner ſeiner Bürger Reichthum ſammeln, oder über ein beſtimmtes „Quantum hinaus ſein bewegliches oder unbewegliches Vermögen vergröſsern ſoll;" und es doch für ungerecht hält, durch hohe Abgaben auf Gegenſtände des Luxus den Reichen höher, als den Armen zu belegen, und „die Reichen zu zwingen, ein groſsen „Theil ihres Vermögens wider ihren Willen zu Gunſten der Aermern zu verwenden." Wo zwingt man ihn denn, es wider ſeinen Willen zu thun? Er darf nur das entbehren *lernen*, was der Aermere entbehren *muſs:* ſo bezahlt er nicht mehr als dieſer. Wie dieſe, zu den gewöhnlichen Staatsbedürfniſſen beſtimmten, Quellen, werden auch die zu den auſserordentlichen Ausgaben beſtimmten oder gebrauchten Hülfsquellen, *Schatz* oder *Anleihen* beleuchtet. In dem letzten Abſchnitte: *Entwurf und Ausführung* eines möglichſt vollkommenen Finanzſyſtems, findet man aber *weder Entwurf noch Ausführung* eines Finanzſyſtems; ſondern nur einige ganz allgemeine Erfoderniſſe deſſelben nebſt der Bemerkung, daſs deſſen Grundzüge in den bisher unterſuchten zerſtreut liegen; und daſs eine Zeit kommen werde, wo man mit freyem Willen und patriotiſchem Geiſte das wahrhaft beſte ſuchen und in Ausübung bringen werde.

Wenn Hr. *V.*, wie Rec. nicht bezweifelt, den redlichen Wunſch hat, der Wiſſenſchaft, welcher er ſich vorzüglich widmet, und hierdurch ſeinen Zeitgenoſſen nützlich zu werden: ſo wird er ihn gewiſs ſicherer erreichen, wenn er ſeine Behauptungen und Vorſchläge reiflicher prüft, weniger einſei-

tig urtheilt, und in seinem Vortrage sich kürzer zu fassen sucht.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in Commission b. Linke: *Kleine Erzählungen* zur angenehmen Unterhaltung für solche, die es mit der wirklichen Welt halten. Gesammelt v. *M. J. R.* 1797. 123 S. 8. (6 gr.)

Eine Sammlung von Anekdoten ohne Zweck und Auswahl. Der Sammler hat seine Quellen nicht angegeben, versichert aber in der Vorrede, so gewählt zu haben, dass er nicht glaube, dem Gedächtnisse seiner Leser mit einer zu begegnen. Eine absurde Behauptung, die hier desto ungereimter ist, da in der That bey weitem der gröfsere Theil der gesammelten Geschichten keinem Leser von einiger Lektüre unbekannt seyn kann. Der Vortrag ist fast durchgängig schleppend und nicht selten platt. Die Geschichte von Winnold ist vielleicht von des Sammlers eigner Arbeit. Hier findet man unter andern folgende pathetische Stelle: — „und nun rollten mit dumpfen Ton hinab *zur* Erde die Särge der schuldlosen Mädchen; *knarrend* zog *der Todtengraber* die Stricke aus der Gruft zurück und *mit Erde füllte man die Löcher*."

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Unter dem vorgeblichen Druckorte: *Wahrheitsburg*: *Des Herrn Leuhardt's Gesundheitstrank, das gröfste Wunder unserer und aller Zeiten.* Von *Ernst Lauke*, der Geburtshülfe Candidaten. 1798. 56 S. 8. (4 gr.) Der Unfug, welchen der zur medrigsten Art von Charlatanerie hinabgesunkene, berüchtigte D. *Lenkardt* zu Quedlinburg mit seinem sogenannten *Gesundheitstranke* treibt, die schamlose Frechheit, mit welcher er sein stinkendes Selbstlob im Reichsanzeiger, in einzeln abgedruckten Flugzetteln und in andern öffentlichen Blättern (die nicht, wie der Reichsanzeiger, dem einen Marktschreyer die Aufnahme seiner prahlerischen Ankündigungen versagen und sie dem andern verstatten) verkündigt und dem Pöbel in allen Ständen die schwachen Augen noch mehr verblendet, die heillose Beutelschneiderey, auf welche der ganze Plan berechnet ist, die mörderische Zuversicht, mit welcher der Mann mit der eisernen Stirn in Quedlinburg seinen Trank (der, wie aus den öffentlichen Nachrichten des Hn. *Thorey* bekannt ist, aus nichts andern, als aus einem Gemenge von starkwirkenden, schwächenden Purgirsalzen besteht) allen Schwangern und Wöchnerinnen ohne Unterschied anempfiehlt, wodurch unausbleiblich eine Menge von Müttern und Kindern um Leben und Gesundheit gebracht werden müssen, verdient die ernstlichste Rüge. Jedem vernünftigen Menschen, wenn er auch noch so unbekannt mit den Grundsätzen der Heilkunde ist, mufs es einleuchten, dass die Krankheiten der Schwangern eine andere Behandlung erfodern, als die Krankheiten der Wöchnerinnen, dass einer zarten, hysterischen Dame während ihrer Schwangerschaft nicht die Arzneyen gut thun können, die einem robusten, vollsaftigen, an Körperarbeit gewöhnten Weibe bekommen, dass durch unzeitige Anwendung von ausleerenden Mitteln nicht nur die Mutter geschwächt und zu allen, jetzt schon ohnedies so häufigen Krankheiten von Schwäche geneigt gemacht, sondern dass nothwendig auch dadurch die Ernährung ihrer Leibesfrucht gehindert, und so, weil das Kind ungewöhnlich klein bleibt, zwar in manchen Fällen die Geburt desselben erleichtert werden kann, aber zugleich auch, indem man aus einem gesunden Kinde ein Wachsbild (wie der Quedlinburgische Marktschreyer sich ausdrückt) macht, der Keim zu tausend Krankheiten und Schwachen in seinen Körper gelegt werden mufs. Nur ein Candidat des Tollhauses oder ein eigennütziger, menschenfeindlicher, geldgieriger Charlatan kann behaupten, durch irgend einen Trank allen Schwangern eine leichte Geburt verschaffen, mithin die mancherley Ursachen schwerer Geburten, die in schiefer Lage des Kindes, Einklemmung, Strängung durch Nabelschnur, fehlerhaften Bau des Beckens oder der innern Schamtheile u. s. f. bestehen können, durch irgend ein innerliches Mittel, zumal durch ein Purgirmittel, heben zu wollen. Nur ein völlig verrückter, oder ein böser Mensch kann behaupten, durch einen solchen Trank, den die Mutter während der Schwangerschaft nimmt, ihr Kind vor ansteckenden Krankheiten, die nicht durch einen Keim, der sich im Körper befände, sondern durch einen erst von aufsen hineingebrachten, entstehen, wie z. B. Pocken, Masern u. d. gl. sichern zu wollen, und mit einer Frechheit, ohne gleichen, versichern, auf diese Art wäre die Ausrottung der Pocken weit eher zu hoffen, als durch die Erbauung der sogenannten Pockenhäuser."

Man verzeihe dem Rec. eine Warme, die er der armen getäuschten Menschheit schuldig zu seyn glaubt, wenn er sieht, wie ein Theil derselben in Gefahr ist, seine und seiner Nachkommen edelste Güter, Gesundheit und Leben, der elenden Habsucht eines verächtlichen Afterarztes Preis zu geben. Möchten doch recht viele Leser, besonders recht viele Volkslehrer, von dem Irrthume zurückkommen, zu welchem sie vielleicht durch einzelne, im Posaunenton bekanntgemachte Heilerfahrungen (durch welche, wie jeder Unbefangene einsieht, kein vernünftiger Grund umgestofsen wird) verleitet sind, und möchten vorzüglich die letztern es sich zur unnachläfslichen Pflicht machen, dem Unheil der Lenhardtischen Lehre entgegenzuarbeiten, so viel sie können! Mancher Schwachen wegen ist es vielleicht nicht überflüssig, dass Rec. noch auf das Wort eines ehrlichen Mannes versichert, dass er ohne alle eigennützige Rücksichten über den berüchtigten Gesundheitstrank urtheilen kann, indem er weder praktischer Geburtshelfer ist, noch mit irgend eine auch noch so entfernte Weise mit dem Quedlinburgischen Wunderthäter in persönlicher Beziehung steht, ja, was noch mehr ist, in der Gegend, in welcher Rec. lebt, so viel ihm bekannt geworden, der Gesundheitstrank nicht gebraucht wird.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat den Ton der Persiflage gewählt, um seinen Gründen gegen den Gesundheitstrank (der seinen Namen hat, wie *lucus a non lucendo*) Eingang zu verschaffen. Dieser Ton ist ihm meistens nicht verunglückt, nur Schade, dass durch einige bedeutende Druckfehler der Sinn manchmal entstellt wird. Er liefert einen ironischen Commentar zu der Lenhardtschen Nachricht von seinem Trank, der sich im Ganzen recht gut eignet, das grofse Lesepublicum zugleich zu unterhalten und zu belehren.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Orlando der rafende, mit Anmerkungen und vorausgefchicktem Auszuge des Orlando inamorato.* Erfter Band. 1797. 109 u. 251 S. Zweyter Band. 1798. 411 S. 8.

Nach *Meinhard's* erften fchwachen Verfuchen, den Arioft in Deutfchland einzuführen, bekamen wir die vollftändige profaifche Ueberfetzung des *Orlando furiofo* von *Heinfe*, dem Mauvillon in der Vorrede der feinigen eine Menge Mifsverftändniffe aufrückte, aber auch folche Grazien verloren gehen liefs, die allenfalls in Profa hätten gerettet werden können: wiewohl es beide nicht an ausfchweifender Bewunderung ihres Originals fehlen liefsen. *Werthes* machte fich die Aufgabe, den Dichter in feinem *eigenen* Sylbenmaafse zu übertragen, und führte *dies wirklich* bis zum achten Gefange aus. Bey allem *unverkennbaren* Fleifse ift der Versbau fo hart, die Reime *find* oft fo unrichtig, die unnachahmliche behende Zierlichkeit des Italieners geht fo häufig in Trockenheit und Kraftlofigkeit über, dafs man fagen kann, der Knoten fey hier mehr zerhauen als gelofst. Seitdem ift, fo viel Rec. weifs, nur noch Ein Verfuch *in der neuen Thalia* (III. B. 1 St.) erfchienen, bey welchem die Stanze des Oberon gewählt ift; der aber noch nicht bis zu Ende des erften Gefanges geht.

Die gegenwärtige Ueberfetzung, wovon jetzt funfzehn Gefange geliefert find, ift in reimlofen fünf- und fechsfüfsigen Jamben abgefafst. Zuerft von diefer Wahl. Der Vf. hat fich nirgends darüber erklärt, ob er feine Ueberfetzung blos als eine auslegende, oder als eine poetifche betrachtet wiffen will. Ift jenes, fo hat er mehr geleiftet, als man fodern darf: denn für den Zweck des Lefers, der noch nicht geübt genug ift, den fremden Dichter ohne Hülfe zu verftehen, reicht eine richtige profaifche Verdeutfchung hin. Allein man könnte zweifeln, ob nicht der metrifche Zwang, fo gering er in diefem Falle ift, doch zuweilen die genaue Wörtlichkeit unmöglich machen müfste, wodurch alfo der wefentlichen Beftimmung Abbruch gefchähe. Für die Ausftattung des Gedichtes mit feinen eigenthümlichen Reizen hingegen ift durch die reimlofen Jamben gar nichts gefchehen: es ift vielmehr, als ob man am Ende jeder Zeile ausdrücklich erinnert würde, dafs hier etwas fehlt. Man denke fich nur den italienifchen Text, fonft mit fo geringen Veränderungen als möglich, in *verfi fciolti* aufgelöft!

Eine Ueberfetzung des Arioft, die für poetifch gelten foll, mufs nothwendig gereimt feyn. Woher es kommt, ift hier nicht der Ort zu erklären: aber gewifs bleibt es, diefer verwünfchte Reim, der fich befonders in unferer Sprache fo fpröde beweift, ift eine Art von Zauberer, der die Dinge, ehe man fichs verfieht, gänzlich verwandelt. Doch dies ift noch nicht genug. Wenn der anerkannte Grundfatz der poetifchen Dolmetfchung, ein Werk fo viel möglich in feiner eigenen Versart nachzubilden, bey uns in vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutfche für die mannichfaltigften metrifchen Formen empfänglich ift, fo können wir uns wohl mit nichts geringerem begnügen, als mit einem rafenden Roland in eigentlichen *ottave rime*. Da nun hiebey die dreyfachen Reime eine faft unüberwindliche Schwierigkeit machen, und fich durch den Ocean von fechs und vierzig langen Gefängen hindurch zu arbeiten, eine wahre poetifche Weltumfeglung wäre; fo hat man verfchiednes als mittlere Auskunft vorgefchlagen, z. B. die freye jambifch anapäftifche Versart des neuen Amadis. Es ift aber zu fürchten, dafs die Gefetzlofigkeit derfelben in die Darftellung felbft übergehen, und das fchöne Gleichgewicht zwifchen fantaftifcher Willkühr und heiterer Befonnenheit aufheben möchte, was fie fo reizend charakterifirt. Eben das gilt auf etwas andere Art von dem fchon verfuchten Gebrauch von Stanzen ohne dreyfachen Reim mit willkürlich verfchlungenen Jamben verfchiedner Länge: es fehlt ihnen der Schlufs und die Rundung einer wahren Stanze. Die Strenge in der äufsern Form, die epifche Gleichförmigkeit in der Länge der Verfe und in der unermüdeten Wiederkehr geordneter Reime fcheint nothwendig, um dem wilden ritterlichen Romanzo Bildung und gefellige Anmuth zu geben. Unfre Sprache nimmt an Gefchmeidigkeit durch vielfeitige Bearbeitung fo auffallend zu, dafs fchon vieles glänzend ausgeführt ift, was man vor nicht vielen Jahren noch mit Recht für unmöglich hielt. Man mufs daher an nichts verzweifeln: eine halbe Auflöfung der Aufgabe kann uns nicht befriedigen; bis fich alfo der Dichter findet, der Liebe genug zu der Sache hat, um ohne Ausficht auf angemeffene Belohnung das ergötzlichfte aller Rittergedichte auf eine feiner würdige Art in der deutfchen Poefie einheimifch zu machen, müffen wir uns lieber mit blos auslegenden Ueberfetzungen behelfen.

Als folche betrachtet, hat die gegenwärtige im Ganzen unftreitig das Verdienft der Richtigkeit, wenn fich auch hin und wieder noch Kleinigkeiten follten

erinnern laſſen. So iſt bey dem Verſe: *Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte*, (C. VII. St. 14.) der Sinn des *e pur* durch: „Zwey herbe Aepfel, *ſchier* von Elfenbeine," nicht erreicht. Es bezeichnet den ſcheinbaren Gegenſatz zwiſchen den beiden Beſchreibungen: „herbe Früchte, *und doch* aus Elfenbein gebildet." In einer Stelle, die man nicht gern genau erörtert, C. VIII. St. 49. ſcheint uns ebenfalls einiges nicht recht genommen zu ſeyn. — Auch Reinheit der Sprache läſst ſich mit wenigen Ausnahmen von dieſer Arbeit rühmen. S. 113. im II. B. fiel uns *aufkiken* als Provinzialismus auf, und S. 195. II. B. würden wir für *Argano* ſtatt *Hiſſe* doch *Kran* vorziehen. Bedeutender als dergleichen iſt es aber, daſs ſich der Vf. Härten der Wortſtellung und andere Freyheiten erlaubt hat, die kaum zur Erleichterung des gröſsten metriſchen Zwanges verſtattet werden dürften. Z. B. II. B. S. 225:

Und kann darüber mit ſich eins nicht werden.

Warum nicht:

Und kann nicht eins mit ſich darüber werden; — ?

I. B. S. 212: *Das verſammelt Volk.* Rigoriſtiſche Grammatiker haben den Dichtern die Auslaſſung der Biegungsſylbe des Adjectivs mit Unrecht ſogar nach dem unbeſtimmten Artikel unterſagen wollen; aber nach dem beſtimmten kann ſie durchaus nicht wegbleiben. II. B. S. 4:

Ein Wolf ſo groſs iſt ſchwerlich in Apulien
Zu finden;

für: ein ſo groſser Wolf. Es ginge an, wenn es hieſse: ein Wolf, ſo groſs, wie der. Eine ähnliche Umſtellung ſehen wir im Titel des Gedichtes, der wirklich dadurch verfehlt iſt. *Orlando der raſende* klingt wie ein Beyname, der von einer beſtändigen Eigenſchaft, nicht von einem vorübergehenden Zuſtande hergenommen iſt. Es iſt eben als wenn man ſagen wollte: Jeruſalem, das befreyete.

Wenn man von den Verſen auch nichts weiter fodert, als daſs ſie nur nicht geradezu miſsfällig klingen, ſo leiſten ſie ſelbſt dieſe mäſsigſte Foderung in vielen Fällen nicht. Die zuweilen eingemiſchten Anapäſte möchten am erſten hingehen: ſie haben doch den Vortheil, daſs durch ſie Ausdrücke in den Vers gebracht werden, die der reine Jambe nicht duldet. Aber das häufige Hinübergehen aus einem Verſe in den andern mit einem einzigen Fuſse, z. B. II. B. S. 23:

Bis er mit ſeinen Waffen lang' von ihm
Verſchmäht, | von Kopf zu Fuſse ſich bekleidet;
Und daſs Alcina nichts vermuthe, ſo gab
Er vor, | er wolle nur in ihnen ſich verſuchen.

iſt ſchon ſehr unangenehm; und vollends die Alexandriner ohne Abſchnitt! I. B. S. 208:

Der Undankbare, der Verräther, der Barbar —
Deshalb gab
Er vor, er wolle, um vom Hof mich zu entfernen —

II. B. S. 225:

Allein den andern kann ſie ſtets herunter ſetzen,
Und hätte ſie ihn bis zum Himmel auch erhoben.

Wir übergehen das Schlieſsen der Verſe mit unbedeutenden Nebenwörtchen, die am folgenden hängen, und dergleichen mehr.

Man wird es alſo nicht zu viel geſagt finden, daſs dieſe Verſe nur für eine Abtheilung zur bequemeren Ueberſicht für den, welcher das Original mit Hülfe der Verdeutſchung lieſet, gelten können. Dann ſollte ihnen aber auch nichts von der wörtlichſten Treue aufgeopfert, und ſo viel möglich Zeile durch Zeile wieder gegeben ſeyn. Davon fand Rec. indeſſen beträchtliche, und wie ihm dünkt, unnöthige Abweichungen. Wir geben, ohne beſonders auszuſuchen, folgende Probe. C. II. St. 18:

Veduto avreſte i cavalier turbarſi
A quell' annunzio, e mesti, e ſbigottiti,
Senza occhi e ſenzamente nominarſi,
Che gli aveſſe il rival così ſcherniti.
Ma il buon Rinaldo al ſuo cavallo trarſi
Con ſospir, che parean del foco uſciti,
E giurar per isdegno e per furore
Se giunge Orlando, di cavargli il core.

S. 52:

Die Ritter ſtanden bey der Nachricht ganz
Verduzt; ſie ſahn ſich ſtarr ein Weilchen an,
Und ſchalten dann ſich blind und dämiſch, ſo
Des Nebenbuhlers Hohn ſich preis zu geben.
Drauf ging, mit Seufzern, heifs als ſtiegen ſie
Vom Feuer auf, Rinald zu ſeinem Pferde,
Und ſchwur voll Wuth, wenn ihm ſein Vetter nur
Begegnete, das Herz ihm auszureiſsen.

Auſser daſs die Ausdrücke *verduzt* und *dämiſch* etwas unedles haben, wovon im Texte keine Spur iſt, (ein Fehler, worein der Ueberſetzer öfter verfällt) ſo könnte man ſich in reimloſen Jamben noch beträchtlich näher an die italieniſchen Worte halten:

Bey dieſer Zeitung hättet ihr die Ritter
Erſchrecken ſehn, und traurig und beſtürzt
Verblendet und bethört ſich ſelber nennen,
Daſs ſie der Nebenbuhler ſo verſpottet.
Der wackre Reinhold ging zu ſeinem Pferde
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer kamen,
Und ſchwur in der Entrüſtung und der Wuth,
Traf' er den Roland, ihm das Herz zu rauben.

In Reimen freylich nicht ganz ſo nah:

Die Ritter, bey der Zeitung ganz verſtört,
Sahn ſich beſtürzt und traurig an, und ſchwiegen.
Dann nannte jeder ſelbſt ſich blind, bethört,
Daſs er ſich lieſs vom Nebenbuhler triegen.
Jedoch der wackre Reinhold ſucht ſein Pferd
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer ſtiegen;

Und ſchwört in der Entrüſtung und der Wuth,
Treff' er den Roland, koſt' es ihm ſein Blut.

Wir ſetzen hier noch die Ankündigung als Probe her:

Von Frau'n und Rittern, Krieg und Liebeshändeln
Sing' ich, von Adelſitt' und kühnen Thaten,
Zu jener Zeit, da übers Meer die Mohren
Von Afrika zu Frankreichs Unheil kamen,
Geführt von Agramanten, ihrem König!
Der ſich, erhitzt von jugendlichem Zorn
Und Uebermuth, vermaſs, den Tod Trojans
An Karl, dem Röm'ſchen Kaiſer, ſchwer zu rächen.

Zugleich will ich vom Paladin Orlando
Was man in Verſen nie noch Proſe ſang,
Erzählen: wie er raſend ward vor Liebe,
Er, den man ſonſt für ſo verſtändig hielt; —
Wenn *ſie*, die mich beynah in gleichen Fall
Mit ihm geſetzt und ſtets mein bischen Witz
Mir ſchmälert, noch genug davon mir gönnen ſollte,
Um das was ich verſpreche zu vollenden.

O möchteſt du, des Herkuls edler Sprölsling,
Du Schmuck und Ehre unſeres Jahrhunderts,
Hippolit, was dir dein Diener weiht
Und nur dir weihen kann, mit Huld empfangen!
Durch Wort' und Schriften mag ich einen Theil
Von dem, was ich dir ſchuldig bin, entrichten;
Und geb' ich wenig, rechne mir's nicht zu;
Es iſt ja alles, was ich geben konnte.

Rec. würde ſie in gereimten Stanzen etwa ſo zu geben verſuchen:

Die Frau'n, die Ritter ſing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man geſehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da ſie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, geſtritten,
Der ſich vermaſs, mit trotzigem Verſprechen,
Den Tod Trojans am Kaiſer Karl zu rächen.

Was man in Reim und Proſa nie erdachte,
Mach' ich zugleich vom Roland euch bekannt,
Wie ihn die Liebe toll und raſend machte,
Da man doch ſonſt ihn ſo geſcheidt genannt:
Wenn *ſie*, die auch beynah ſo weit mich brachte,
Und Tag für Tag mein kleines Maafs Verſtand
Noch ſchmälert, mir genug davon will gönnen,
Um endens was ich euch verſprach, zu können.

Und ihr, aus Herkuls herrlichem Geſchlechte,
Hippolytus, die Zierde unſrer Zeit!
Empfangt mit Huld von dem euch eignen Knechte,
Was er euch weihen kann und willig weiht.
Der gern zum Dank ein beſsres Opfer brächte,
Iſt zu der Feder Thaten nur bereit;
Verſchmäht mich nicht um die geringe Gabe,
Ich biete ja euch alles, was ich habe.

Dieſe Vorſchläge ſtehen übrigens hier in keiner weitern Abſicht, als blos um das, was wir oben über die Unentbehrlichkeit des Reimes bey einem Gedicht von *dem* Ton und Colorit ſagten, anſchaulich zu machen.

Am Schluſſe jedes Geſanges ſind erklärende Anmerkungen angehängt; beſonders hat der Ueberſetzer beym dritten viel Fleiſs aufgewandt, die Genealogie des Hauſes Eſte aufzuklären. Auch der einleitende Auszug aus dem *Orlando inamorato* iſt zweckmäſsig, da der *Orlando furioſo* bekanntlich als Fortſetzung davon entſtand. Druck und Papier iſt ſauber, und von den beiden Titelvignetten von Lips die letzte, welche die Olimpia am Felſen und Roland mit dem Anker im Rachen des Seeungeheuers vorſtellt, recht artig gerathen.

Leipzig, b. Hartknoch: *Eine Klatſchgeſchichte* von der Verfaſſerin des Werks: *Die Vortheile der Erziehung*. Aus dem Engliſchen. 1798. 336 S. 8. (1 Rthl.)

Dieſe Geſchichte giebt ſich auf dem Titel für nichts beſſeres als ſie iſt; nur die Beſtimmung: „von der langweiligſten Gattung," hat die Vfn. hinzuzufügen vergeſſen. Die Fiction zum Eingange iſt herzlich gemein ausgeführt, und die Schreibart geht nur ſo eben über dem Allzuplanen weg. Den Kern des Inhalts machen die Gefahren der Empfindſamkeit aus; oder der Leere und Albernheit lieber, an denen Mariannens eheliches Glück ſcheitert. Mit mehr Salz und Leben hätte ſich wohl etwas eingreifenderes aus der Anlage machen laſſen. Die Briefſtellerey der zarten Freundinnen iſt ganz gut charakteriſirt. „Sie führte Buch über die Begegniſſe jedes Tages, heiſst es S. 141, „und ſandte ihrer theuren Eliſe jeden Morgen zwey eng geſchriebene Bogen zu." „Sollte ein ſkeptiſcher Kritiker" u. ſ. w. — hier folgt freylich eine gedehnte Tirade — „ſo „bedaure ich ſeine Unwiſſenheit, und verweiſe ihn „auf die Produkte meiner Zeitgenoſſinnen. Da wird „er lernen, daſs das Gefühl zum wenigſten ſo duktil „iſt als das Gold, und, fein geſchlagen, eine eben „ſo unbeſtimmbar groſse Oberfläche bedecken kann." Die arme Louiſe iſt übrigens zu beklagen, auf den Mann, dem ſie ihre Neigung geſchenkt hat, nur durch ein beredtes Gebet, das er belauſcht, Eindruck machen zu können. Eher entſchlieſst er ſich nicht, „ſie vor den Leiden einer Waiſe zu ſichern, und ſich „um die Liebe eines ſo hochachtungswerthen Frauen„zimmers zu bewerben." Die Ueberſetzung eines ſolchen Originals müſste ſehr ſchlecht ſeyn, um ſchlecht genannt werden zu können. Von dem Grade ſeines Werthes zeugt auch die „Auswahl" von matten Gedichten, die darin verwebt waren, und hier in der Urſprache hinzugefügt ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Düsseldorf*, in der Dänzerschen Buchhandlung: *Theorenische Bruchstücke über die Natur der Erde, Sonnen- und Planetenwelt*, in Bezug auf verschiedene Wissenschaften, von *S. P. T.* 1798. 9 Bogen. 4. Der Vf. geht von dem hypothetischen Satz aus, dafs rings um den Mittelpunct der Erde ein heftig brennendes Feuermeer vorhanden sey, welches die vielen Vulcane beweisen, die auf allen Seiten der Erdkugel angetroffen würden. — Eine Folge dieses Feuers sind die Veränderungen der Erdfläche, sowohl Erhöhungen als Senkungen. Die Hebung der nördlichen oder Senkung der südlichen Fläche ist wahrscheinlich Ursache der Wasserverminderung im nördlichen und der Wasservermehrung im südlichen Ocean, welches wieder daraus bewiesen wird, dafs seit einem Jahrhundert Grönland sich ganz im Eise verloren und das Wasser an den nördlichen Küsten zurückgetreten ist. Wo das Centralfeuer den Meeresgrund berührt, oder ihm nahe kommt, verwandelt es das Wasser in Dünste und Wolken, woraus weiter alle wässrige Meteore und die Folgen derselben zu erklären sind. Je nachdem die Hitze dem Wasser mehr oder weniger nahe ist, entstehen nasse oder trockne Jahre. Brennt irgendwo der Meeresgrund durch, so stürzt sich Wasser ins Feuer, wird in Dämpfe verwandelt und giebt die heftigsten Explosionen, durch welche zuweilen Inseln gebildet werden, wo sich aber durch den Auswurf auch die Oeffnung selbst wieder verstopft, wo dann das Toben aufhört, dies war der Fall der bey Jaland neu entstandenen Insel. Ueberhaupt entstehen alle heifse Quellen aus dem Centralfeuer. Sollte dieses Feuer seine ganze Kräfte auf einmal fallen lassen und sich der Abgrund mit Wasser füllen; so würde das Ende aller Dinge erfolgen, deren Erneuerung erst wieder durch im Innersten der Erde sich entzündendes und immerfort brennendes, folglich die Meeresausdünstung beförderndes Feuer möglich würde.

Aus der Erhebung und Senkung der Erdfläche oder einzelner Stellen, die durch das Centralfeuer bewirkt wird, soll man im voraus auf milde oder kalte Winter schliefsen können. — Diese Ursache dürfte aber wohl sehr unzureichend befunden werden, wenn man bedenkt, dafs oft mitten im strengsten Winter, bey blofser Aenderung des Windes die strengste Kälte abschlägt und in eine sehr laue Temperatur übergeht; dies müfste ja recht sichtbare, kurz aufeinander folgende Undulationen geben. Der Vf. drückt sich hierüber auf folgende Art aus: „Auf unserm Standpuncte kann sie (diese Ausdehnung) vielleicht merkbar seyn; — um es aber zu wissen, müfsten wir ein sicheres Maafs unseres südlichen Horizonts haben, — nämlich wir müfsten wissen, ob die Sonne mit unserm südlichen waagrechten Horizont, in unsern Augen den nämlichen Winkel in jetzigen und künftigen Wintern und Sommern bilde, den sie seit zwey und mehr tausend Jahren gebildet hat." — Der Vf. will wohl hiermit sagen, wir müfsten untersuchen können, ob die Mittagshöhe der Sonne bey gleichem Orte derselben in der Ekliptik und gleicher Schiefe der Ekliptik, immer gleich grofs über den scheinbaren Horizont eines Orts bliebe. — Als ein Mittel dazu zu gelangen giebt er folgendes an; „Die Erforschung sollte man sich bey einer accurat bemerkten Mittagslinie sehr leicht vorstellen, wenn durch ein Paar gegen Morgen und Mittag gelegene Fenster einer grofsen Stube, an der entgegenstehenden Wand der Stand der Sonne zu gewissen Winter- und Sommerstunden gezeichnet und bemerkt würde; die hier entstehende Winkeldifferenz würde uns die Berechnung geben, wie hoch die Erdfläche gegen Norden oder Süden ausgedehnt, oder gesunken sey, und hiernach liefse sich schon im October oder vielleicht noch eher, die Strenge des Winters berechnen. Wenn der südliche Horizont gesunken ist, so fallen die Sonnenstrahlen perpendiculairer und erwärmen also mehr; ist der nördliche gesunken, so gleiten sie mehr ab und können also nicht mehr so wirksam auf Wärme seyn." — Durch die Marken an der Wand wird der Vf. nicht viel sichere Anzeigen erhalten, da sich dieselben aus gar mancherley Ursachen verrücken können, und aufserdem kann ja auch der südliche Horizont sinken und steigen und doch das Haus mit der Wand und Marke, so wie die Sonne, ganz ungeändert bleiben. Uebrigens wird auch eine kleine Aenderung im Winkel, unter welchen die Sonnenstrahlen die Erdfläche treffen, so grofsen Unterschied in der Temperatur nicht bewirken können, wie man dieses an Bergflächen, die von der Sonne oft unter völlig rechten Winkeln beschienen werden, bemerken kann. Wie könnte endlich auch eine solche Aufschwellung des Erdbodens möglich werden, ohne dafs senkrecht darauf stehende Dinge aus ihrer Lage gebracht, oder Risse verursacht würden!

Die Erscheinungen in den Bergklüften erklären sich ebenfalls aus diesem Centralfeuer. Der Ursprung und die Unterhaltung selbst ist ein Gemisch von Oel und Wasser, das in einer ewigen Gährung im Mittel der Erde unterhalten wird. Alle bekannte Vulcane strömen nach der Peripherie hin, und dies ist ein Beweis, dafs sie die Rauchfänge des Feuerheerdes sind.

Denkt man sich den Mittelpunct des unterirdischen Feuermeeres unter der Linie und an beiden Polen den dicksten Theil der Erdkruste, so hat man die Ursache der *stärkern* Ausdünstung zwischen den Wendekreisen und der *minder* Austreibung und gröfsern Kälte an den Polen." — *Dies wird* dem Vf. schwerlich ein Physiker zugeben, da der *längere* Aufenthalt der Sonne über dem Horizont und der gröfsere Sinus des Winkels unter welchem sie auffallen, so sichtbar mit der Erwärmung zusammenhängt.

Vor der Entzündung des unterirdischen Feuers war die Erde eine Art wohlgemischter Teig, ohne festes Land, ohne Meer und Flüsse. Nach der innern Entzündung trieb die Hitze alles Gewässer nach aufsen und verhärtete daher die innern festen Körper. Hieraus entstand eine völlig im Wasser schwimmende und überall mit Wasser umgebene Kugel und das erste sichtbare Land entstand durch vulcanisch erhöhete Berge. Wie das Feuer der Erdkruste näher brannte, entstanden Erdfälle und Eindringung des allgemeinen Oceans zur Feuermasse und daher heftige Austreibung der Erdkruste — dies war die Ursache des festen Landes und der Inseln. — Wäre diese Hypothese gegründet, so müfste man wohl mehr Spuren des Feuers im Innern der Gebirge finden, als es wirklich der Fall ist, da man vielmehr Spuren von Wasserwirkungen darin entdeckt.

Die tödtliche Luft in den Bergwerken und Brunnen erklärt der Vf. aus einem Mangel an Bewegung und aus einer daher entstehenden Verdichtung derselben; — er hätte sich aber erinnern sollen, dafs verdichtete Luft in der Taucherglocke nicht dadurch schädlicher, oder verdorbene Luft durch Verdünnung unschädlicher geworden ist. Am wenigsten bewirkt Kalk, wie der Vf. meynt, in alte Gruben geworfen, durch Luftverdünnung die Verbesserung der Gruben. So ist z. B. die reine inflammable Luft so verdünnt, dafs sie hierin von der atmosphärischen, sehr gut respirablen, um mehr als das zehnfache übertroffen wird, und doch kann sie nicht geathmet werden. Weiterhin stellt der Vf. noch gewagtere Sätze auf, als: „Jeder Körper hat in sich selbst einen Mittelpunct der Schwere, wodurch seine Theile zusammengehalten werden; dies ist der Ruhepunct seiner Theile; aber jeder Weltkörper hat den Hauptmittelpunct der innern Schwere, dieser ist der Ruhepunct aller Körper seiner Peripherie. Die Sonne hat den schwersten Mittelpunct ihrer Schwere, daher die anziehende Kraft gegen ihre leichten Planeten. Der Mittelpunct der Schwere ist Wärme oder Feuer; je dichter und trockner diese ist, desto mehr anziehende Kraft, folglich desto mehr Schwere: also mufs das Sonnenfeuer das dichteste, trockenste und schwerste seyn." — Dies ist für unsere mechanischen Begriffe zu hoch, wir können dem Vf. nicht weiter folgen und überlassen es andern, diesen physikalischen Icarus bey seinem Fluge zu begleiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. April 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchhandl.: *Beyträge zur öffentlichen und gerichtlichen Arzneykunde.* Herausgegeben von D. *Theodor Georg Auguſt Rooſe*, Profeſſor zu Braunſchweig. Erſtes Stück. 1798. 192 S. 8. (12 gr.)

Bey den verſchiedenen und oft beträchtlichen Schwierigkeiten, mit welchen der gerichtliche Arzt bey Verwaltung ſeiner Geſchäfte zu kämpfen hat, und bey den mancherley Widerſprüchen, welche über mehrere die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft betreffende Gegenſtände bisher obwalteten, muſs jeder Beytrag, welcher dahin abzweckt, jenen Schwierigkeiten, wo möglich, Grenzen zu ſetzen, und in Rückſicht dieſer Widerſprüche die verſchiedenen Meynungen durch gründliche Prüfung zu vereinigen, und *dadurch ein* helleres Licht über manche zu dieſer *Wiſſenſchaft* gehörige Lehre zu verbreiten, dem *gerichtlichen* Arzte eine ſehr willkommene Erſcheinung ſeyn. Der berühmte Herausgeber dieſer Beyträge, welche jenem Zwecke vollkommen entſprechen, wurde durch die Erlaubniſs des Fürſtl. Oberſanitätscollegiums zu Braunſchweig, die intereſſanteſten zur gerichtlichen Arzneykunde gehörenden Fälle aus der Regiſtratur deſſelben öffentlich bekannt zu machen, zunächſt zu der Herausgabe derſelben beſtimmt, in welchen er aber auch andere Abhandlungen über Gegenſtände der geſammten Staatsarzneykunde aufnehmen wird. Jeder gerichtliche Arzt, dem Erweiterung und Berichtigung ſeiner Kenntniſſe am Herzen liegen, wird dieſem preiswürdigen Collegium, dem das Land ſchon ſo manche nachahmungswürdige Medicinalanſtalt verdankt, für die Veranlaſſung der Publicität dieſer lehrreichen Beyträge gewiſs ſich verpflichtet erkennen.

Dieſes erſte Stück enthält folgende Aufſätze: I. *Ueber die nachtheiligen Wirkungen der Anwendung der Kälte auf neugeborne Kinder beym Taufen derſelben, vom Herausg.* Ein mit Sachkenntniſs und Gefühl für Wahrheits- und Menſchenliebe geſchriebener Aufſatz über einen eigentlich mediciniſch-polizeylichen Gegenſtand, über welchen, ſeiner Wichtigkeit ungeachtet, ſo wie über mehrere Gegenſtände der mediciniſchen Polizey, bis jetzt in den wenigſten Ländern noch öffentlich etwas verfügt worden iſt. Die Rüge des verdienten Vfs. trifft nicht allein das (an den meiſten Orten jetzt wirklich abgeſchaffte) Begieſsen des Kindeskopfes mit *kaltem* Waſſer bey der Taufe, wogegen ſchon *Franck* in ſeinem Meiſterwerke eiferte, ſondern auch überhaupt *das Taufen der Kinder in der Kirche.* Mit Recht ſagt der Vf., man gebe hier die Kinder bey ungünſtiger Jahrszeit und Witterung den nachtheiligen Wirkungen der Kälte nicht blos beym Hin- und Zurücktragen in und aus der Kirche, ſondern auch während der Taufhandlung ſelbſt, preis. Der ſtarke Erwachſene ſcheue ſich oft vor dem widrigen und nachtheiligen Eindrucke einer kalten ſtürmiſchen Luft, der ſchwächliche Erwachſene bekomme Schnupfen, Rheumatismen etc. davon, und dennoch wage man es, ein eben gebornes Kind dieſen Eindrücken auszuſetzen. Wüſste man nicht, daſs der menſchliche Geiſt ſich an alles gewöhnte, ſo ſey es unbegreiflich, wie man *dieſes* ſo überſehen könne. Man müſſe nun noch beſonders in Anſchlag bringen, welchen plötzlichen Veränderungen durch dieſen Transport das Kind ausgeſetzt werde, wenn es aus der oft ſo heiſsen Wochenſtube ſeiner Mutter herausgeriſſen und in eine ſo kalte Atmoſphäre gebracht werde, um ein Mitglied der Verehrer einer Lehre zu werden, deren Zweck es iſt, Glück und Wohlfahrt überall, auch über dies Kind zu verbreiten. Man könnte freylich nicht mit Zahlen berechnen, wieviel von den Kinderkrankheiten auf Rechnung dieſer frühzeitigen Erkältung geſchrieben werden müſsten; aber man müſſe ſeine Urtheilskraft verleugnen, wenn man einen bedeutenden Antheil derſelben an der Entſtehung mancher Kinderkrankheit verkennen wolle. Rec. erinnert ſich eines Falles, wo ein geſundes Kind von drey Tagen, welches den von dem Vater dem Geiſtlichen deshalb gemachten Vorſtellungen ungeachtet, aus der heiſsen Stube in ſtrengſter Winterkälte in die Kirche getragen und mit kaltem Waſſer getauft worden war, ſogleich erkrankte und einen ſerpiginöſen Ausſchlag über den ganzen Körper, vorzüglich aber auf das Geſicht bekam, der der Anwendung der zweckmäſsigſten Mittel trotzte und bis in ſein zweytes Jahr dauerte. — Es wäre ſehr zu wünſchen, daſs man dieſem Gegenſtande mehr Aufmerkſamkeit ſchenken und daſs man allenthalben, wie in Dänemark, es in den freyen Willen der Aeltern ſtellen möchte, ihre Kinder in der Kirche oder im Hauſe taufen zu laſſen. Aber leider werden nur Aufſätze dieſer Art ſelten von Perſonen geleſen, die zunächſt auf dergleichen heilſame Abänderungen zu wirken im Stande ſind: der Arzt kann gröſstentheils ſie nur — wünſchen! II. *Gutachten des Fürſtl. Oberſanitätscollegiums zu Braunſchweig, über eine heimlicher Schwangerſchaft und Geburt verdächtige Perſon, abgefaſst v. Herausg.*

Es beſchäftigt ſich mit der Beantwortung der von der Juſtizkanzley vorgelegten Frage: Ob die Perſon, welche durch Ausbleiben der Monatszeit und Anſchwellung des Leibes zuvor in dem Verdacht der Schwangerſchaft geweſen, und beym zufälligen nachherigen Auffinden eines neugebornen Kindes im Brunnen ohnweit ihrer Wohnung in Inquiſition gekommen war, geboren habe? Sie fiel, obgleich der Phyſicus bey der Unterſuchung den Unterleib voll Runzeln und Närbchen und den Eingang zur Mutterſcheide erweitert gefunden hatte, verneinend aus, weil die Lippen des Muttermundes ohne Ungleichheiten und Einkerbungen, die Brüſte nicht ſchlaff, auch milchleer befunden und einer Verletzung des Schaambandes gar keiner Erwähnung geſchehen war. III. *Gutachten über einen angeblich geſchehenen Kindesmord, abgefaſst v. Prof. Hildebrandt.* Ein lehrreiches Muſter, wie der Arzt ſich zu benehmen hat, wenn zwar die moraliſche Wahrſcheinlichkeit gegen die Inquiſitin iſt, die phyſikaliſchen Thatſachen aber nicht hinreichen, den Ausſpruch gegen ſie zu thun. IV. *Gutachten deſſelben Collegiums über die Tödtlichkeit einer Zerreiſsung der Milz, abgefaſst v. Herausg.* Sie war durch einen Schlag mit einem Splitter in die linke Seite, welchen ein Mann ſeiner Frau verſetzt hatte, veranlaſst. Es wurde auf zufällige Letalität erkannt, weil das Weib noch etliche Tage gelebt und man bey der Legalſection die Milz mürbe gefunden hatte. V. *Gutachten deſſelben über ein der Angabe nach vorſätzlich befördertes Fehlgebähren, abgefaſst von Ebendemſ.* Ein ſeltner Fall, aus welchem die Wichtigkeit des *audiatur et altera pars* auch in der *Jurisprudentia medica* deutlich hervorgeht. VI. *Auszug eines Gutachtens deſſelben über die wahrſcheinlichſte Todesart eines heimlich gebornen Kindes.* Enthält eine gerechte Rüge der Fahrläſſigkeit, mit welcher oft bey der Aufnahme des Fundſcheins und der Abgabe des darauf gegründet ſeyn ſollenden Urtheils zu Werke gegangen wird, der öftern Unvollkommenheit der Sectionsberichte und des Mangels der nöthigen Uebereinſtimmung derſelben mit den gerichtlichen Obductionsprotocollen. In vorliegendem Falle hatte der Phyſicus auf Vitalität und völlige Reife des Kindes erkannt, ohne den kleinen Leichnam weder gemeſſen und gewogen, noch auch ſeine übrige Beſchaffenheit, in ſofern dieſe darüber hätte Auskunft geben können, zu Protocoll gegeben zu haben. VII. *Gutachten deſſelben über einen angeblich durch Unvorſichtigkeit einer Hebamme bewirkten Todesfall eines neugebornen Kindes.* Das Kind war, während die Hebamme, um ein Tuch zuſammen zu legen, aufgeſtanden war, plötzlich von der Kreiſsenden herab in ein unter ſie geſtelltes Camillenbad geſchoſſen und durch heftige Verbrennungen an Kopf und Gliedern verletzt und ſtarb, nachdem es acht Tage ohne ärztlichen Beyſtand gelegen hatte. Das Collegium ſprach die Hebamme, die ſich nach Ausſage der Zeugen weiter keine Unachtſamkeit gegen die Gebärerin hatte zu Schulden kommen laſſen, immer vor ihr geſeſſen hatte und nur in der Zwiſchenzeit der Wehen einmal aufgeſtanden war, um anderweitige Hülfleiſtungen zu veranſtalten, von grober Verwahrloſung frey, und erklärte den Tod des Kindes für wahrſcheinlich zufällig. (Rec. erinnert ſich einer ähnlichen tragiſchen Begebenheit, wo ein neugebornes Kind von einer alten Hebamme, deren Gehör und Geſicht ſchon ſehr ſtumpf waren, in eine Mulde voll ſiedenden Waſſers, welche zum Baden deſſelben von einem andern Weibe mit den Worten herbeygetragen war, daſs ſie erſt kaltes Waſſer zum Hinzugieſsen holen wolle, gelegt und ſammt den Händen der Hebamme ſo ſehr verbrannt wurde, daſs ſich ſogleich vom gröſsten Theile des Körperchens und der Hälfte des Kopfs die Epidermis bey der Berührung lostrennte, bey ſchnell angewandter zweckmäſsiger und unermüdeter Hülfleiſtung aber doch am Leben blieb.) VIII. *Regeln, welche bey der medic. gerichtlichen Unterſuchung todtgefundener neugeborner Kinder zu beobachten ſind, v. Herausg.* Eine vollſtändige und gründliche Anleitung zum *Savoir faire* des gerichtlichen Arztes über dieſen Gegenſtand, werth, in den Händen jedes Phyſicus und gerichtlichen Wundarztes zu ſeyn und zu dieſem Ende beſonders gedruckt zu werden. IX. *Zweifel, von Ebendemſ.* Sie betreffen die Anwendbarkeit der Ploucquet'ſchen Lungenprobe bey Kindern, die an Verblutung geſtorben ſind; die abſolute Tödtlichkeit der Verletzungen der Kopfſchlagadern und der Fleiſchwunden des Herzens; des Flüſſigbleiben des Bluts in Leichen, ſo aus dem Waſſer gezogen ſind, als alleinigen Beweis des Ertrinkens und die Wirkungen der Zuſammenſchnürungen der Blutgefäſse des Kopfs beym Erdroſſeln, gegen Brinckmann. Wir ſehen mit Vergnügen den folgenden Heften dieſes lehrreichen und unterhaltenden Journals entgegen.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Chemiſche Receptirkunſt, oder Taſchenbuch für praktiſche Aerzte, welche bey dem Verordnen der Arzneyen Fehler in chemiſcher und pharmaceutiſcher Hinſicht vermeiden wollen*, von D. J. B. Trommsdorff, Profeſſor der Chemie zu Erfurt, wie auch Apotheker daſelbſt u. ſ. w. *Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe.* 1799. 350 S. 8. (1 Rthl.)

Die Fehler, deren ſich mehrere Aerzte bey der Verſchreibung zuſammengeſetzter Heilmittel ſchuldig machen, haben oft zu bedeutende Folgen, als daſs man gleichgültig dabey ſeyn, oder wohl gar die Bemühungen ſachkundiger Männer, welche nicht durch Spott, der meiſtentheils ſeinen Zweck verfehlt, ſondern durch gute Anweiſungen, deren fleiſsiger Gebrauch jene Aerzte wider dergleichen Fehler ſichern kann, den erwähnten, gemeiniglich nachtheiligen Folgen vorzubeugen die Abſicht haben, miſsbilligen oder für entbehrlich halten könnte. Wir haben daher die Schriften eines *Tode* und anderer Gelehrten, die vorzüglich den angeführten Zweck zu erreichen bedacht geweſen ſind, mit Beyfall geleſen

lesen und bey vorkommenden Gelegenheiten empfohlen, und wir haben auch das angezeigte Werk des Hn. *Tr.*, der daſſelbe in der nämlichen Hinſicht ausgearbeitet hat, mit Vergnügen in die Hände genommen; denn wir glaubten, von dieſem Vf. mit Recht ein nützliches Buch über dieſen Gegenſtand erwarten zu können, da er ſich ſchon durch einige andere Schriften als einen guten Apotheker und Scheidekünſtler bekannt gemacht hat. Und wirklich enthält ſeine *chemiſche Receptirkunſt*, wie er dieſes Buch betitelt hat, manche gute Regeln und Vorſchriften, deren Befolgung die Aerzte und Wundärzte, die das Studium der Chemie und Pharmacie vernachläſſigt haben, wider viele von jenen Fehlern ſicher ſtellen kann, und ſie verdient alſo in dieſem Betrachte mit Beyfall angezeigt zu werden. Indeſſen können wir ſie doch nicht unbedingt loben; ſie hat unſere Erwartung nicht ſo, wie wir wünſchten, befriedigt, und wir haben an mehrern Stellen Fehler bemerkt, welche von Nachläſſigkeit oder Uebereilung zeugen, und alſo deutlich darthun, daſs der Vorwurf, den man ſchon andern Schriften dieſes Vfs. gemacht hat, auch auf das vor uns liegende Werk ausgedehnt werden kann. Wir wollen, um eines Theils unſer Gutachten zu beſtätigen, und andern Theils den Vf. zu veranlaſſen, daſs er künftig mehr Fleiſs auf ſeine Arbeiten wende, einige Fehler, die wir in unſerm Exemplar angeſtrichen haben, anführen und berichtigen. S. 18. behauptet der Vf. das *Eberreisextract* ſey ein unwirkſames Mittel; aber dieſes iſt ſehr bitter und beſitzt alle die Tugenden, die man von einer bittern Arzney erwarten kann, in einem vorzüglichen Grade; freylich hat es nichts von dem Oele der Pflanze, aus der es bereitet worden iſt, in ſich, aber dieſer Umſtand thut hier nichts zur Sache; denn das *Wermuthextract*, das S. 19. als ein wirkſames Mittel aufgeführt wird, enthält ebenfalls nichts von dem ätheriſchen Oele des Wermuths. S. 21. Der *rohe Weineſſig* iſt nicht ſaurer, ſondern weniger ſauer als der *deſtillirte Eſſig*, wenn nur dieſer gut zubereitet worden iſt, und der Vorzug, den Hr. *Tr.* jenem vor dieſen, in dieſem Betrachte ertheilt, iſt ungegründet; S. 22. die *mediciniſchen Eſſige* ſind zum Theil allerdings ſehr gute Heilmittel, ſie verlieren aber, wenn ſie eine Zeitlang geſtanden haben, aus einer leicht begreiflichen Urſache ihre meiſte Wirkſamkeit, oder ſchlagen, wie man zu ſagen pflegt, ſo um, daſs ſie gar nicht mehr zu gebrauchen ſind; dieſer nachtheiligen Veränderung, die ſich mit dieſen Producten zuträgt, hätte billig gedacht werden ſollen; die beiden *Molke*, die S. 26 und 27. angeführt werden, ſind nicht nur in den hier angegebenen Formen, ſondern auch in der Geſtalt von Biſſen und Pillen gut einzunehmen, und die *Aſſa foetida* kann man allerdings zu Lattwergen ſetzen; denn wir haben gefunden, daſs ſich dieſe Drogue nicht nur ſehr gut in dieſe Form bringen, ſondern auch bequem einnehmen läſst. S. 70. Die *Spieſsglasbutter* haben wir oft durch Beymiſchung einer kleinen Portion Waſſers weniger ätzend gemacht, ſie kann folglich mit wenig Waſſer allerdings, und ohne daſs eine Zerſetzung derſelben vor ſich geht, verdünnt werden; S. 81. die *Feigen* nimmt man auch zuweilen zu Abkochungen, und das *gelbe Wachs* wenden mehrere Aerzte in der Verbindung mit Kalkwaſſer als ein innerliches Heilmittel an; S. 107. der *auflösliche Weinſtein* hat uns oft beſſere Dienſte geleiſtet, als manche andere Mittelſalze und wir können ihn daher nicht für ein entbehrliches Mittel halten; auch zweifeln wir, daſs er ſich von ſelbſt, durch die Länge der Zeit, wieder in Weinſteinrahm verwandle; wenigſtens haben wir dieſe Erſcheinung nie bemerkt. Von der *braſilianiſchen Brechwurzel* ſagt der Vf. S. 162. daſs ſie durch das Kochen, ja ſchon durch die bloſse Behandlung mit heiſſem Waſſer, viel von ihrer Wirkſamkeit verliere; dieſer Behauptung widerſpricht aber die Erfahrung; denn der bekannte Aufguſs des *Gianella* hat ſich gewiſs vielen Aerzten durch ſeine Heilkräfte empfohlen. S. 198. Das *verſüſste Queckſilber* wird freylich durch das Kalkwaſſer zum Theil zerſetzt, dennoch giebt es in der Verbindung mit dieſer Flüſſigkeit ein nützliches Heilmittel, von dem die Wundarzte nicht ſelten Gebrauch machen. S. 220. Der *Spieſsglasſalpeter*, wenigſtens der, welcher nach *Selle's* Vorſchrift verfertigt worden iſt, enthält allerdings vitrioliſirten Weinſtein; auch hat er noch etwas ſchweiſstreibendes Spieſsglas in ſich; denn die ſogenannte *Materia perlata*, die man ſonſt aus dem Auswaſchewaſſer des mit drey Theilen Salpeter verpuſten Spieſsglaſes niederzuſchlagen pflegte, bleibt damit verbunden. Den *Wallrath* hält Hr. *Tr.* S. 304. für das Gehirn des Pottfiſches, und von den *ſpaniſchen Fliegen* behauptet er S. 78. daſs das Wirkſame derſelben im Harze liege; der Beſtandtheil, den der Weingeiſt von dieſen Inſecten in ſich nimmt, weicht aber von andern Harzen ſehr ab und der Ausdruck, den der Vf. gewählt hat, iſt alſo ſehr zweydeutig. — Auſser dieſen Fehlern haben wir auch an einigen Orten (z. B. S. 166. vorletzte und letzte Zeile vergl. mit S. 316. 1te u. 2te Z. ferner S. 121. Z. 15 ff. vergl. mit S. 224. Z. 19 ff. S. 307. Z. 4 ff. vergl. mit S. 309. Z. 12 ff. S. 58., wo der *Kellerwurm* unter dem Namen *Aſellus* und S. 205. wo eben dieſes Inſect unter dem Namen *Millepedes* aufgeführt worden iſt u. ſ. w.) Wiederholungen, und an andern (z. B. S. 90. Z. 23. 24. vergl. mit S. 91. Z. 3. von unten u. ſ. w.) Widerſprüche bemerkt, welche, ſo wie jene Fehler, gewiſs hätten vermieden werden können, wenn der Vf. das Manuſcript vor dem Abdrucke nochmals mit der gehörigen Aufmerkſamkeit durchgeleſen hätte. Wir wünſchen, daſs er dieſes in der Folge, bey Beſorgung einer neuen Auflage, thun, und ſowohl die fehlerhaften Stellen, die wir angezeigt haben, verbeſſern, als ſich auch an manchen Orten (z. B. da, wo die Rede von den Laugenſalzen iſt, ferner bey *Gummi Sagapenum* und andern ähnlichen Schleimharzen, wo er auf *Gummi Galbanum* oder *ammoniacum* verweiſen kann u. ſ. w.) der Kürze mehr, als in dieſer Auflage geſchehen iſt, befleiſsigen möge.

Hannover, b. Hahn: *Ueber die epidemiſche Ruhr*, von D. *Carl Chriſtian Matthäi*. 1797. 248 S. 8.

Wir werden hier mit einem vorzüglichen Kopfe bekannt, der ſelbſt denkt, ſeinen eignen Gang geht, und das Publicum zu angenehmen Erwartungen berechtiget.

Bis S. 71. geht er die bisher angenommenen Entſtehungsurſachen der Ruhr durch — eine ſcharf gewordene, in Fäulniſs übergegangene Galle — eine unterdrückte verdorbene Ausdünſtungsmaterie, und mit ein Paar Worten, die rheumatiſche auf die Gedärme geworfene und mit fauler Galle und andern Darmſäften vermiſchte Materie — und zeigt ihre Unzulänglichkeit mit einem ungemeinen Scharfſinn. Seine eigne Meynung (S. 72.) „eine in der Luft ſich aufhaltende reizende Materie ſchleicht ſich durch die Einſaugungsgefäſse der Haut und der Lunge zu den Eingeweiden, reizt die für ſie hauptſächlich ſpecifiſche Reizbarkeit beſitzenden dicken Gedärme und macht daſelbſt eine krampfhafte Anſtrengung der Fibern, wodurch Schmerz, Stuhlzwang, Blut- und Schleimabgang verurſacht wird" hat, wenn der angenommene Urſprung dieſer Materie weggerechnet wird, viel für ſich; die gedachte Ableitung aber aus der Luft verführt ihn, ſich auf die Seite derer zu neigen, die dieſes Miasma in der atmoſphäriſchen Luft als ihrer Urquelle annehmen; ſie verführt ihn endlich S. 93. die Anſteckung der Ruhr zu leugnen, ein gewagter, und für das Wohl der Menſchen bedenklicher Satz. Dieſe letztere Behauptung, welche in den neuern Zeiten, ſeit ſie Mode ward, die Mutter der gefährlichſten Unvorſichtigkeiten ſelbſt unter dem Landvolke geworden iſt, lieſse ſich ſehr leicht aus den Daten des Vfs. ſelbſt (von S. 71 bis 93.) die er aus andern Abſichten anführt, widerlegen. Die Miasmen ſind freylich faſt alle in Luft aufgelöſst, ehe ſie Angriffe auf unſern Körper thun; aber in welcher Luft? War dieſe, als ſie uns anſteckte, ein gleichartiger Theil des übrigen groſsen Meeres von Atmoſphäre, welche damals unſern Welttheil umſpühlte? oder war es die umgeänderte (*mit Miasma menſchlichen Urſprungs geſattigte*) Luft, die in jenem unſaubern Stadtwinkel, in jenem vollgepfropften Spitale, in jenem muthloſen Feldlager auf ſumpfigem Boden, in jener belagerten Stadt verweilte? Daſs die Ruhr nur unter mehrern Bedingungen auf Seiten des anzuſteckenden Körpers anſteckt, daraus folgt ihre Unmittheilbarkeit nicht!

Der Vf. ſetzt die Zeit des erſten Angriffs der Krankheit bis zu ihrem Ausbruche gewöhnlich auf drey Tage, welches auch mit Rec. Beobachtung übereinſtimmt, die Zeit der Unfähigkeit aber, die Ruhr zum zweytenmale zu bekommen, die der Vf. auf ein Jahr ſetzt, getraut ſich Rec. auf weit mehrere anzunehmen.

Die Zeichnung der *Ruhrſymptome* (S. 107 u. f.) iſt meiſterhaft. Nur des Geſchmackes im Munde hätte noch erwähnt werden ſollen. *Vorherſagung* S. 123. Das Erbrechen gleich beym Antritte der Krankheit war ein ſehr gefährliches Zeichen. Das Fieber beſtimmte eben ſo wenig, als der Puls. Die Schwämmchen waren kein durchaus gefährliches Symptom. Aus dem ſchwankenden Urin lieſs ſich nichts abnehmen. Hinzutretende Ausſchläge an und in dem Munde ſo wie an dem Leibe, waren günſtig, ſo wie ſchon vorher anweſende Hautausſchläge die Anſteckung verhinderten. *Heilung* S. 141. Hier ſcheint der Vf. ſeiner eignen Ueberzeugung (die er, wie oben gerühmt, im erſten Kapitel ſo vortrefflich vorgetragen) über die Nichtentſtehung der Ruhr vom Uebermaafs fauler Galle und zurückgetriebenem Ausdünſtungsſtoffe untreu geworden zu ſeyn. Brechweinſtein um (Uebelkeit und Angſt und) *Ausführung von oben und unten* zu bewirken, groſse Blaſenpflaſter auf den Unterleib, warme Bäder, Aderlaſſen und Mohnſaft oder vielmehr Bilſenkraut waren faſt ſeine einzigen Mittel, die er ſo einfach und unvermiſcht gab, wie es einem einſichtsvollen Arzte gebührt. Schade! daſs er die Krähenaugen und die Arnikawurzel in dieſer Rückſicht nicht kannte! Man kann deshalb annehmen, daſs er blos aus Mangel der beſten Mittel ſeine Grundſätze im erſten Kapitel hat verleugnen *müſſen*. S. 177. *Ueberſicht des Witterungszuſtandes* des ganzen Jahres (aus dem ſich nichts ſchlieſsen lieſs.) S. 183. *Belege aus andern Schriften.*

Nürnberg, in Commiſſion der Steinſchen Buchh.: *Der redliche Dorfbader, ein mediciniſch-chy(i)rurgiſches Taſchenbuch zum ſchnellen und ſichern Gebrauch in verſchiedenen Krankheiten und Nothfällen*, von *F. G. Nonner*, Bader in Prutting. Neue Auflage. 1797. 476 S. 8. (16 gr.)

Nur der erſte Bogen dieſes 1791. zuerſt *erſchienenen* Buches, ſcheint neu aufgelegt zu ſeyn. — Der Vf. hielt es „für ſeine Pflicht, dies Buch herauszugeben, um dadurch die geſunkene Ehre des ganzen Standes und die Ehre des Landes zu retten," und wenn ihm dies gelungen wäre, dann hätte er freylich Urſache, ſein Buch nur „in Betracht der Koſten geringſchätzig" zu nennen. — Weil er ſeine Arbeit nicht für Kunſtmänner (!) ſondern für Landchy(i)rurgen und angehende Praktiker geſchrieben, meynt er allen Anfällen der ſchnellen Kritik ſicher zu entgehen! Aber gerade deshalb iſt ſein Buch einer ſtrengen Kritik um ſo mehr unterworfen, und dieſe kann die Anrathung von 2 bis 4 Gran Bleyzucker als eines zuſammenziehenden Mittels, einer Gabe von 20 Gran weiſsen Vitriol zum gewöhnlichen Brechmittel etc. ihrer Gefahr wegen doch nicht ohne Warnung hingehen laſſen, wenn ſie auch die angerathenen Mumien u. dgl. überſehen möchte. Die Beſchreibungen der meiſten Krankheitsumſtände, in welchen die nach ihren Kräften geordneten Arzneymittel anzuwenden ſind, ſind meiſtens gut, weil ſie aus Störk und andern compilirt ſind. An Receptformeln fehlt es auch nicht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1799.

PAEDAGOGIK.

1) LEIPZIG, b. Martini: *Der Marquiſin v. Lambert ſämmtliche Schriften zur Bildung junger Frauenzimmer*, frey bearbeitet und mit Anmerkungen verſehen von *Karl Heinr. Heydenreich*. Mit einem Titelkupfer. 1798. XVI und 278 S. 8. (21 gr.)

2) LEIPZIG, b. Gräff: *F. Burton's Vorleſungen über Erziehung und Sitten*. Aus dem Engliſchen überſetzt. *Erſter Band*. Zweyte verbeſſerte Auflage. XVI u. 282 S. 8. (18 gr.)

Beide Schriften ſind der Claſſe des weiblichen Geſchlechts, welche nicht eine Abneigung gegen Werke hegen, die ſie über ihre Pflichten belehren *wollen*, ſehr zu empfehlen. Sie ſind auch ſchon *längſt*, einiger Mängel ungeachtet, im Beſitz der *Achtung*, die ihnen gebührt. Die Bearbeitung der Schriften der Frau v. Lambert, die freylich durch die Menge der neuern und neueſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen aus den Händen der weiblichen Lesewelt immer mehr verdrängt wurden, wird dem Herausgeber jede ſchöne weibliche Seele verdanken. Er hat aus ihren Werken folgende Aufſätze aufgenommen: Ueber die erſte Erziehung eines jungen Frauenzimmers; Lehren für meine Tochter; über den Charakter der Frauen und über das weibliche Herz; über die Freundſchaft; über den Reichthum; über das menſchliche Alter mit vorzüglicher Hinſicht auf das weibliche Geſchlecht. Bey aller Vortrefflichkeit der Grundſätze dieſer edeln Frau fehlt es doch nicht an Auswüchſen, Inconſequenzen und ſchwachen Stellen in ihren Schriften. Daſs dieſe durch die Ueberarbeitung des Herausgebers meiſt getilgt worden ſind, wird man um des praktiſchen Zwecks willen gut heiſsen, ſo wenig es ſonſt zu billigen ſeyn mag, daſs man einem Schriftſteller etwas von ſeiner Individualität entziehe. Der Anmerkungen des Herausgebers ſind nur einige; dem letzten Aufſatze hat er aber einen Anhang beygefügt, worin er mit Recht die Behauptung der Frau *v. L.* rügt, Frauenzimmer müſsten in den ſpätern Jahren das Theater und andere öffentliche Oerter des Vergnügens vermeiden, weil ihre Eigenliebe dabey verletzt werde! — Wegen Nr. 2., welches bloſs eine neue Auflage iſt, dürfen wir nur auf die Anzeige der erſten Auflage in der A. L. Z. Jahrg. 1795. Nr. 49. S. 391. verweiſen.

OEKONOMIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Taſchenkalender auf das Jahr* 1798, für Pferdeliebhaber, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgeſetzte groſser Marſtälle. Herausgegeben von *F. M. F.* Freyherrn *Bouwinghauſen von Wallmerode* etc. Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Titelkupfer giebt die Darſtellung eines äuſserſt gefährlichen Sprunges, den ein durchgehendes Pferd mit einem jungen Engländer von der Brücke zu Egremont herab that. Nach der Beſchreibung, die aus dem Engliſchen überſetzt iſt, wird die Höhe der Brücke auf 20; Fuſs geſchätzt. Das Pferd ſprang auf die Füſse, der Reiter blieb auf dem Sattel; und beide, der Reiter und das Pferd, hatten das auſserordentliche Glück, daſs jener nur mit einer kleinen Verrenkung, und dieſes mit einer leichten Verwundung am Fuſse davon kamen. Die vier erſten von den zwölf Monatskupfern ſind Nachſtiche der vier letzten von Pforr zu Hunersdorf's Anleitung Pferde abzurichten, herausgegebenen 16 illuminirten Kupfern, wovon auch die zwölf erſten zu den Monatskupfern des Taſchenkalenders von vorigem Jahre genommen waren. Die 8 folgenden Kupfer ſind Abbildungen von 4 Schlitten von verſchiedener Art, und 4 Pferden mit Schlittengeſchirren, die ebenfalls in ihren Verzierungen verſchieden ſind. Alle dieſe Schlitten aber ſcheinen, nach ihrer ſehr leichten Bauart, mehr für das Auge, als für die Dauerhaftigkeit gemacht zu ſeyn. Die *Biographie* des nunmehr verſtorbenen Stallmeiſters *Roſenzweig* zu Leipzig iſt mit deſſen ſehr ähnlichem Schattenriſs begleitet. Der Artikel *Pferdekenntniſs und Wartung* enthält einen ganz kurzen Aufſatz: über die Bewegung und Ruhe der Pferde in Abſicht auf ihre Erhaltung. Die hierüber gemachten Bemerkungen ſind übrigens ganz gut, aber viel zu unbeſtimmt, um belehrend zu ſeyn. Die Rubrik *Pferdezucht* liefert Nachrichten von der Privatpferdezucht in dem Königreich Preuſsen, beſonders in Litthauen. Die gröſstentheils gute Lage von Litthauen, hinlängliche Weiden, Ueberfluſs und Wohlfeilheit der Fourage überhaupt, die Gelegenheit, die Reitpferde an die preuſsiſchen Officiers von 70 Eſcadrons, die in der Nähe liegen, und die Wagenpferde an die polniſchen Herrſchaften vortheilhaft abſetzen zu können, muſste natürlicherweiſe die dortigen Edelleute und Beamten ſehr ermuntern, ſich auf Pferdezucht zu legen, wobey ſie auch recht gut ihre Rechnung finden ſollen. Ihre Geſtütbehand-

lung wird hier kurz angeführt. Es wird in jedem dieſer Privatgeſtüte immer ein gewiſſer Schlag von Pferden, nämlich, entweder bloſs Reitpferde oder Wagenpferde hervorgebracht. An den auf hohen Geſtüten erzogenen Pferden werden ſehr viele gute Eigenſchaften gerühmt. Den einzigen Fehler wirft man ihnen vor, daſs ſie oft zu lang gekötet ſind und durchtreten. Jedoch iſt man jetzt ſehr bemüht dieſen Fehler wegzuſchaffen. Die auf niedrigen fetten Weiden gegangenen Pferde legen ſich ſehr frühe aus, ſind im dritten Jahre ſchön, bekommen aber nachher allerley Fehler. Es folgt nun ein Verzeichniſs von den Namen der dortigen Geſtüte und ihrer Pferderaſſen. Unter *Pferdearzneykunſt* ſtehen einige von dem Herausgeber bewährt gefundene Arzneymittel. Der Artikel *Reitkunſt* enthält nichts als die Beſchreibung der königl. groſsbrittaniſchen Marſtälle in der New's zu Charing Croſs, aus dem Engliſchen überſetzt, der auch ein Kupfer beygefügt iſt. *Fuhrweſen und Equipagen.* Dafür gelten die Erklärungen der Monatskupfer. Das *Allerley von Pferden* liefert nichts ausgezeichnetes. Das Verzeichniſs der neuen Schriften über die Pferdewiſſenſchaft und das Regiſter der Pferde- und Viehmärkte in Deutſchland, ſind fortgeſetzt. Anſtatt des Verzeichniſſes der jetzt lebenden Stallmeiſter, Bereiter etc. ſind aber jetzt deutſche, engliſche und franzöſiſche Pferdenamen zwiſchen den Monatskupfern aufgeführt.

LEIPZIG, b. Seeger: *Meſsgeſchenk zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde.* Herausgegeben von *Seyfert von Tennecker*, Souslieutenant beym Kurfürſtl. Sächſ. Huſarenregiment. 1798. 1ſtes Bändchen (Oſtermeſſe). 190 S. 2tes Bändchen (Michaelsmeſſe). 250 S. im Taſchenformate. (Jedes Bändchen mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern 1 Rthlr. 4 gr.)

Durch den Beyfall, den das von *Bouwinghauſiſche* Taſchenbuch für Pferdeliebhaber bisher hatte, wurde Hr. *v. T.* ermuntert etwas ähnliches zu liefern. Jedoch mit dem Unterſchied, daſs anſtatt jenes mehr für Kunſtverſtändige — dieſes Meſsgeſchenk hingegen für alle Pferdeliebhaber berechnet ſey. Jede Meſſe ſoll ein Bändchen erſcheinen, und der Vf. will ſich vorzüglich mit Gegenſtänden der allgemeinen Kenntniſs, der Wartung, der Pflege, des Gebrauchs und der Dienſtanſtellung der Pferde, nebſt den allgemeinen Regeln der Reitkunſt und mit einfachen Vorſchlägen der Heilung der Krankheiten beſchäftigen. Voraus gehen in dieſem 1ſten Bändchen 8 Kupfer, wovon 5 illuminirt ſind, nebſt ihren Erklärungen. Das Titelkupfer ſtellt einen Pferdemarkt vor, wo die Roſstäuſcher beſchäftigt ſind, einen einfältigen Landmann mit einem ſchlechten Pferde zu betrügen. Die Figuren ſind aber viel zu klein, um den ſtarken Ausdruck zu erkennen, den der Vf. darin finden will. Nr. 2. bildet einen ungariſchen Sattel ab. Nr. 3. iſt die Darſtellung eines iſabell geſchäckten Hengſtes König Auguſt's des Zweyten, der auf der Rüſtkammer zu Dresden ausgeſtopft ſteht, und deſſen Schopf drey, die Mähnen neun und der Schweif zwölf Ellen Länge hatten. Nr. 4. iſt die Abbildung eines wilden Pferdes, ſo wie man ſie auf den wüſten Steppen Ruſslands antreffen ſoll. An Haſslichkeit geht es allen Pferden vor; dabey ſoll es aber äuſserſt ſchnell laufen können. Nr. 5 und 6. liefern zwey engliſche plattirte Zäume nach dem neueſten Geſchmack. Nr. 7. ſtellt die innern Theile eines geſunden, und Nr. 8. die eines kranken verſchlagenen Pferdefüſses vor. Es folgen alsdann fünf kleine Abhandlungen. Die erſte führt die Ueberſchrift: *Von den Betrügereyen der Roſstäuſcher bey dem Verkauf eines Pferdes.* Mit groſsem Eifer declamirt hier Hr. *v. T.* gegen die Pferdehändler, und dieſe mögen es ſelbſt mit dem Vf. ausmachen, wo er ihnen zu viel gethan hat, wenn er ſie noch weit unter die ärgſten Diebe ſetzt. Eine lange Reihe von Betrügereyen wird nun aufgeführt, vor denen man ſich bey dem Pferdehandel in Acht nehmen ſoll. Ob aber dergleichen Bekanntmachungen wirklich den Nutzen haben, daſs ſie den Käufer ſchützen können, nicht betrogen zu werden; oder ob nicht ein Betrüger manchen, ihm bisher noch unbekannten, Kunſtgriff aus dieſem Verzeichniſs vielleicht lernen, und bey ſeinem Handel in Ausübung bringen kann? das iſt eine ſchwer zu entſcheidende Frage. Indeſſen hat dieſer Aufſatz eine ſehr menſchenfreundliche Abſicht, und iſt auch ſonſt voll guter Bemerkungen. In der zweyten Abhandlung: *Von dem Verhalten geſunder Pferde* (ſollte heiſsen *mit geſunden* Pferden), giebt der Vf. mit Recht die reine friſche Luft, der man zu gewiſſen Zeiten die Ställe öffnen ſoll, als das erſte Stärkungs- und Erhaltungsmittel an. Eben ſo ſind auch die übrigen, die Reinlichkeit, die Fütterung und die Bewegung des Pferdes betreffenden Regeln gut und zweckmäſsig. Die dritte Abhandlung betrifft *die Geburt der Fohlen* und die Behandlung der gebährenden Stuten, wobey der Vf. ſehr gut zeigt, daſs durch zu voreilige Hülfe geſchadet werden kann. In dem vierten Aufſatze wird *von dem Verſchlage* oder der *Rehkrankheit* der Pferde gehandelt; und in dem fünften wird *von dem Hären* der Pferde geredet, wo ebenfalls Regeln angegeben werden, wie die Pferde in dieſen verſchiedenen Perioden behandelt werden müſſen. Angehängt ſind noch eine Anzahl Geſtützeichen verſchiedener polniſchen Geſtüte.

Den Anfang des zweyten Bändchens machen ebenfalls 8 Kupfer, wovon 4 illuminirt ſind, und ihre Erklärungen. Das Titelkupfer giebt eine Vorſtellung von dem Einfangen der polniſchen Pferde zu Moritzburg, wohin ſie gewöhnlich bis zur Remontirung der ſächſiſchen leichten Reiterey, getrieben werden. Nr. 2. ſtellt ſchon wieder einen ungariſchen Sattel dar. Bald dürfte es doch mit dieſem Sattel genug ſeyn, da er alle Augenblicke vorkömmt. Die dieſem Sattel beygelegten Vorzüge ſollen nicht ſtreitig gemacht werden; allein, bey der Beſchrei-

bung

bung seiner Vortheile, wird er immer mit dem englischen Wettrennerkissen zusammengehalten. Wer reitet denn aber beständig auf einem solchen Wettrennerkissen? Es giebt englische Sattel von verschiedener Art, und unter diesen gewiss solche, denen niemand ihre Leichtigkeit, ihre Bequemlichkeit und ihre gute Lage auf dem Pferde absprechen kann. Glatte englische Sattel mit schweinsledernem Sitze, sind freylich für schlechte Reiter, die auf muntern Pferden reiten wollen, zu verwerfen. Wenn aber der Sattel dem Reiter die Balance geben soll, wozu hier der ungarische vorgeschlagen wird, so wäre es ja wohl noch besser gethan, dass man einen solchen Reiter in einen recht tiefen Schulsattel senkte, der müsste ihm diesen Dienst am besten leisten. Die Menge von Bestellungen, die bey dem Vf. auf diesen ungarischen Sattel eingingen, haben den Verleger dieses Werks bewogen, eine eigene Fabrik davon, und auch von Zäumen und Geschirren anzulegen. Die Preise des Sattels steigen von 12 bis zu 25 Rthlr. Nr. 3. ist die Abbildung eines, von einem gewissen Bromme erfundenen, und bereits vor zwey Jahren bekannt gemachten neuen englischen Wagens, der durch die Darinsitzenden augenblicklich und dergestallt gehemmt werden kann, dass die durchgehenden Pferde in ihrer Flucht dadurch aufgehalten werden sollen. Hr. v. T. widerlegt den Gebrauch dieses Fuhrwerks mit so starken Gründen, dass nicht leicht etwas dagegen eingewendet werden kann. Nr. 4. ist ein kleines getigertes Pferd, das eine Gesellschaft Kunstreiter mit sich führte, und das sich durch ausserordentliches Uebersetzen so sehr hervor that. Nr. 5. liefert die Zeichnung eines ganz einfachen englischen Geschirres. Nr. 6. einen ungarischen Zaum, und Nr. 7. ein ungarisches Kutschgeschirr. Ein ganzer Zug mit diesen Geschirren muss einen sehr schönen Anblick gewähren. Nr. 8. ist die Abbildung eines deutschen Sattels, der grösstentheils von der Erfindung des Vfs. herrühren soll, und dessen Bequemlichkeit und Haltung des Reiters im Gleichgewicht hier sehr gerühmt wird. Rec. kann, ausser den schweren Bügeln, nichts Deutsches daran finden. Nach der Figur zu urtheilen, so ist er ein bekannter englischer Sattel mit doppelten Taschen, dessen Sitz überzogen und gesteppt ist. Auch dieses Bändchen enthält, nebst dem Inhaltsregister von beiden Messgeschenken, sechs Aufsätze von verschiedenem Inhalt. Der erste führt den Titel: *Von der Vorsicht des Käufers bey dem Einkauf eines Pferdes* und den Regeln dieses Handels überhaupt, als Fortsetzung der Abhandlung von den Betrügereyen der Rosstäuscher. Unter allen hat Rec. dieser Aufsatz am besten gefallen. Er ist das Resultat eigener Beobachtungen. Selbst der Vortrag ist nicht declamatorisch, nicht verziert, nicht nachgeahmt, sondern die natürliche Sprache des Vfs., die angenehm ist. Vortrefflich sind die hier gegebenen Vorsichts- und Klugheitsregeln, die sich ein jeder, der ausgeht ein Pferd, besonders auf öffentlichem Markt zu kaufen, jedesmal wiederholen sollte. Die Charaktere der Pferdehändler aus allen Ständen, und ihr verschiedenes Benehmen, sind so treffend gezeichnet, dass sicherlich ein jeder Leser Bekannte darunter finden wird. So sind auch die folgenden Aufsätze: *Von dem Verhalten kranker* (mit kranken) *Pferden. Allgemeine Regeln über den Umgang* mit Pferden. *Von der Erziehung der Fohlen* bis ins Pferdealter, sehr gut geschrieben. Einen grossen Abstich dagegen macht aber die *Anleitung zum Fahren mit zwey Pferden.* Hier ist der sorgsame geschwätzige Ton wieder, in welchem der Vf. von den Gefahren redet, die oft mit dem Fahren verbunden sind, und wo er sich auf 8 Seiten beständig wiederholt. Von der wirklichen Kunst zu fahren kommt eigentlich noch nichts vor. Es soll aber künftig die Fortsetzung folgen. Alles, was hier gesagt ist, betrifft blos einige Vorsichtsregeln für die, die sich wollen fahren lassen, und dann den äussern Anstand des Kutschers, wie er zu Bocke steigen, wie er darauf sitzen und die Leitseile halten, auch höchstens wie er von der Stelle anfahren soll. *Ein Mittel zur Heilung des Satteldrucks*, das der Vf. zwar als eines der ältesten angiebt, wird hier sehr empfohlen. Es besteht aus 8 Unzen Alaun, 1 Unze Grünspan und eben so viel Salmiak. Dieses wird zerstossen und mit 8 Unzen Kupferwasser in einem neuen irdenen Topf auf gelindem Kohlfeuer gekocht, fleissig umgerührt, und sobald es anfängt sich zu verdicken, werden noch 4 Gran Saffran dazu gemischt, noch eine Zeitlang umgerührt, alsdann vom Feuer gesetzt und erkalten lassen, wo es sich zu einer Art von Stein bildet. Zum Gebrauch wird ein Stück davon gebrochen und in so viel Brunnenwasser aufgelöst, dass eine Art von Salbe daraus wird, und hiermit die gedrückte Stelle öfters bestrichen; auch können bey leidenden Stellen, wo leichte Bandagen anzubringen sind, damit angefeuchtete Compressen aufgelegt werden. Den Beschluss machen wieder eine Anzahl Gestützeichen von polnischen Gestüten. Wenn der Vf. fernern Fleiss auf dieses Werkchen verwenden, und nicht das gar zu bekannte Alltägliche mit aufnehmen will, so wird es immer seine Liebhaber finden.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund, oder Inbegriff des Wesentlichsten aus allen Theilen der Gartenkunst in alphabetischer Ordnung*, herausgegeben von *G. F. Ideler*, Prediger zu Bentwisch in der Brigniz. 2ter Band von *Ben* bis *Gar.* 1797. 926 S. mit Kupfern; und 3ter Band von *Gar* bis *Kast.* 1797. 966 S. gr. 8. mit 1⅛ Octavkupfern.

Der Vf. hat den Wink des Rec. des 1. B. soweit befolgt, als der von ihm einmal zu weit angelegte Plan erlaubte. Da nämlich jener gewünscht hatte, die Forstwissenschaft, die Luftgärtnerey etc. mit möglichster Einschränkung abgehandelt zu sehen, weil wenigstens die erste ganz hätte wegbleiben können: so fängt nunmehr der Vf. an, manches abzukürzen und manches Entbehrliche wegzulassen. Indessen mag gleichwohl das Werk, so gut und brauchbar es

auch an sich ist, seines allzu grofsen Umfangs halber, schwerlich in die Hände derer kommen, die es öfters am besten nutzen könnten. Bey solchen Werken und Auszügen, wenn sie allgemein werden und den bezweckten Nutzen stiften sollten, wäre zu wünschen, dafs so viele detaillirte Wissenschaften als möglich, ihre besondere Bände und Auszüge hätten. So hat z. B. mancher Gartenfreund sein Augenmerk vorzüglich auf den Gemüfsbau, die Treiberey etc., ein anderer auf die Baumgärtnerey gerichtet: ein dritter ist Freund des Blumenbaues: wieder ein anderer der Luftgärtnerey: ein anderer von der botanischen. Für jeden von diesen sollte nun in sofern gesorgt seyn, dafs er ein alphabetisches Werk über sein Lieblingsfach erhielte. Der begüterte Gartenfreund, der in mehrern Fächern der Gartenkunst unterrichtet seyn wollte, könnte immer sich mehrers vom Ganzen anschaffen, und der minder Vermögende könnte auch leichter zu Befriedigung seiner Wünsche kommen. Aber nicht nur auf dieser Seite wäre eine solche Einrichtung wünschenswerth, sondern die Wissenschaft selbst würde dadurch sehr gewinnen. Unmöglich ist es, dafs ein auch noch so erfahrner Mann in allen Theilen der Gartenkunst, oder wohl gar zugleich des Forstwesens, so vollkommen bewandert sey, dafs er darin hinlänglich Unterricht ertheilen könne. Würde nun jeder Theil einer Hauptwissenschaft einem Kenner seines Faches zur Bearbeitung übergeben: so würde jedes Werk *für sich* ein classisches werden, und das *Ganze* zur möglichsten Vollkommenheit gedeihen. So viel auch der verdienstvolle Krünitz geleistet hat: so mufs doch jedem Kenner einleuchten, dafs in jenem weitläuftigen Werke noch sehr viele Unrichtigkeiten sind, welche am besten durch einzelne Auszüge, wie sie Hr. *I.* hier liefert, verbessert werden könnten. Was z. B. das pomologische Fach betrifft, so sind im 2ten Bande manche Birnsorten, darunter Chaumontel, Chasserie u. m. ganz irrig beschrieben. S. 232. heifst es im T. „*niedrigstammige Birnbäume gerathen wohl „auf Hanbutten, und die Birnen davon bekommen nicht „nur eine gar angenehme Saure, sondern sie sind auch „inwendig so roth, als die Hanbutten zu seyn pflegen.*" Nun hat zwar der Vf. des Auszugs in der vorhergehenden Anmerkung dergleichen elende Charlatanerien der alten Gärtner in etwas widerlegt: allein warum bleiben dergleichen Irthümer gleichwohl in dem Text stehen, wo sie nur den Raum wegnehmen, und Anfänger irre leiten? Bey andern Artikeln ist dagegen die Weitläuftigkeit nicht zu tadeln. So z. B. enthält im 3ten Bande der Artikel *Garten* beynahe 10 Bogen. Aber niemand wird die Weitläuftigkeit der Behandlung tadeln, da diese so vortrefflich ist. Mancher Artikel ist aber auch zu kurz und unvollständig, und nicht praktisch genug abgehandelt, wie z. B. die *Himbeere*, *Rubus idaeus*. Eben so die *Johannisbeere*, wo bey den schwarzen die *Virginische*, wie auch die *mit maculirtem Blatt* gar nicht beschrieben worden ist.

Uebrigens ist der Titel dieses schönen Werks in etwas abgeändert worden. Zuvor hiefs er ein *Auszug aus Hn. D. Krünitz ökonomisch-technologischen Encyklopädie*. Da man aber hätte glauben mögen, es würden diese Bände gleichen Gang mit den noch herauskommenden Banden jenes grofsen Werks halten müssen, und Hr. *I.* es rasch fortsetzen, und ohne Rücksicht auf die letzten Bände der Encyklopädie selbst beendigen will, so wurde billig diese Abänderung des Titels getroffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Nicolai, Sohn: *Nachricht von der wahren Beschaffenheit des nächtlichen Gepolters in Tegel bey Berlin, im Jahr* 1797. Aus dem darüber geführten Protocoll der Herren: Justizamtmann *Cöler*, Prediger *Herbst*, Oberbergr. *Karsten*, Prof. *Klaproth*, geh. Postsecret. *Otto*, Oberconsistorialr. *Zöllner*. Zweyte verbess. Aufl. 1798. 24 S. 8. (2 gr.) Es war in jeder Rücksicht überflüfsig, diesen Aufsatz aus der berlinischen Monatsschrift noch einmal auszuheben und besonders drucken zu lassen. Mannern von einiger Geistesbildung konnte damit nichts zur Belehrung gesagt werden, und für den gemeinen Bürger und Landmann verfehlt eine solche Gespenstergeschichte ihren Zweck. Man ist, sagen diese, dem Gespenste zwar auf die Spur gekommen, aber man hat es doch nicht ertappt; und damit glauben sie fort, was sie vorher geglaubt haben. Irgend ein Bekenner der kritischen Philosophie mufs aber dem Herausgeber sehr wehe gethan, und seinen Zorn auf das empfindlichste gereizt haben, dafs dieser sogar mit blinder Leidenschaft die unschicklichste Gelegenheit ergriffen, und in dem Vorbericht zu solchen Blättern, über diese böse Philosophie und den Stifter derselben zürnen und spotten konnte. Doch er behauptet in der Nachschrift zur zweyten Auflage, dafs er nicht habe *spotten* wollen, und setzt hinzu: „ist Kant uns schon so verachtlich, als der eitle geistarme Lavater, oder der fufse abgeschmackte Ewald, dafs wir zu so ungeheuern, kaum glaublichen Aeufserungen stillschweigend die Achseln zucken?" Und allerdings ist zwischen *Schimpfen* und *Spotten* ein Unterschied. — In einer besondern *Nachricht* sagt der Herausgeber noch: „es giebt Leute, welche alles wissen, alles erklären, alles auslegen wollen. Für diese sey es gesagt: dafs weder der Hr. Biblioth. *Biester*, noch der Hr. Oberconsistorialr. *Zöllner* noch sonst irgend ein *bekannter* Schriftsteller an der Herausgabe dieser Schrift und an dem *Vorberichte* derselben Theil haben." Dies wird ihm jeder verständige Mann aufs Wort glauben. Denn wer könnte gegen einen *Biester*, einen *Zöllner* oder irgend einen bekannten *guten* Schriftsteller solchen Verdacht nähren?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STRASBURG, b. Levrault und PARIS, b. Fuchs: *Traité sur l'esprit public* par *Dieudonné Thiébault*, Professeur aux Ecoles centrales, etc. membre de l'Academie de Berlin et de la Société libre des sciences, belles lettres et arts de Paris. An VI. de la République française. 403 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat dieser Schrift eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in welcher er sich über die Veranlassung zu derselben auf eine Weise erklärt, die bey vielen unbefangenen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken wird. Ueberall sah er, ohne deshalb die Regierungsformen anklagen zu können, die schreyendsten Ungerechtigkeiten und Missbräuche geduldet; fast überall war das allgemeine Beste nur ein Vorwand, um die Ungerechtigkeiten, die man gegen Einzelne beging, zu beschönigen. Wandte er seinen Blick auf sein Vaterland und die Begebenheiten, von denen er Zeuge war; so sah er die französische mit den vorzüglichsten Gaben von der Natur ausgestattete, Nation vergebens mit dem Elende ringen. Sie erndtete von diesen unschätzbaren Geschenken nichts, als einen nichtswürdigen Schein und schändliche Laster. Da er, niedergedrückt von Schmerz und Schmach, die Ursachen dieses unglücklichen Schicksals der Menschen und die Heilmittel aufsuchte: so fand er, dass der irre geleitete und verdorbene *esprit public* die Quelle alles Uebels sey, und nur durch eben diesen besser geleiteten und gestärkten Geist alle das Gute herbeygeführt werden könne, nach welchem zu streben uns die menschliche Natur erlaubt. „*C'est ainsi*, so schliesst er diese Einleitung, *qu'en sondant les plaies des nations j'ai aperçu le moyen de les guerir, et que j'ai fait ce livre.*" Da das Wort *Gemeingeist* das, was der Vf. unter *esprit public* versteht, nicht ausdrückt; so hat Rec. das französische Wort beybehalten zu dürfen geglaubt.

Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte: 1) *von der Natur und dem Wesen des esprit public überhaupt*; 2) *von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben in Staatsverbindungen*; 3) *von der philosophischen Geschichte des esprit public bey den verschiedenen Völkern*; 4) *von den Mitteln bey neuen Völkern, dessen noch rohe und unbestimmte Elemente zu bestimmen, zu sammlen und zu ordnen*, (assortir) *und vorzüglich von den Mitteln, denselben bey geschwächten und verdorbenen Völkern wieder zu beleben und herzustellen*; und endlich 5) *von den Gegenständen, auf welche man ihn hauptsachlich und zu jeder Zeit, vorzüglich aber zur Zeit der Revolutionen, zu richten suchen soll.* Der Vf. glaubt nicht ohne Grund, dass seine Schrift, da er sich auf Discussionen über die Regierungsformen nicht einlassen, sondern Wahrheiten vortragen wolle, die allen Staatsverbindungen zu Grundpfeilern dienen, auch allen Völkern wichtig seyn müsse, wenn er das Ziel erreiche, das er sich selbst vorgesteckt habe. In dem ersten Abschnitte setzt er erst den Begriff von Gemeingeist dahin fest, dass er in dem weitesten Sinne die Masse der Nationalmeynungen begreife, welche mit den Neigungen der Menschen, als Glieder der Gesellschaft betrachtet, in Verbindung stehen oder stehen können, *la totalité des opinions nationales qui sont ou peuvent être liées aux affections des hommes considérés comme membres de la société.* Nachdem der Vf. diesen Begriff zu erläutern und zu rechtfertigen gesucht hat, zeigt er, dass der *esprit public* vollkommen oder unrichtig (*vicieux*), schwach oder stark, bestimmt oder unbestimmt, schwankend oder fest sey; und sucht die Gründe dieser Verschiedenheiten auf. Etwas kühn ist die Behauptung (S. 26.), dass man aus dem *esprit public* einer Nation ihre ganze Geschichte errathen könne. Am Schlusse dieses Abschnittes theilt der Vf. einige Bemerkungen mit. In der ersten redet er von dem verschiedenen Einflusse der Meynungen, aus welchen der Gemeingeist besteht, auf die Sitten und das Wohl der Völker und den Ursachen dieser Verschiedenheit. Die zweyte Bemerkung handelt von dem Unterschiede des *esprit public* und *esprit national*, von welchem jedoch der Vf. glaubt, dass er unter jenem mit begriffen sey. Die dritte soll die Verwandtschaft und das Verhältniss des *esprit public* mit und zu dem National-Genie und Charakter angeben. In der ersten der zu Erläuterung des Textes beygefügten Anmerkungen theilt der Vf. einen Entwurf seiner Lehre über die Regierungsformen mit. Rec. will daraus nur folgende, häufig genug von der französischen Regierung verkannte, Wahrheit anführen: „*On peut philosopher sur les formes de gouvernement, comme sur tout autre sujet intéressant: mais plus on est partisan de la liberté, plus on doit respecter l'usage que les autres font de la leur.*" Die letzte Anmerkung enthält einige den verstorbenen Wéguelin betreffende Anekdoten, und unter andern, dass Friedrich II. nach Durchlesung dessen Schrift: *Sur les différentes formes de gouvernemens*, von ihm zu dem Vf. gesagt habe: „*L'auteur est un homme plein de génie: je ne xagère point, c'est un second Montesquieu.*" In dem

zweyten Abschnitte hätte sich der Vf., da wohl Niemand den grofsen Einfluss des *esprit public* auf das Wohl der Staaten bezweifeln wird, füglich kürzer fassen können. Er stellt nach einer allgemeinen Einleitung über diesen Gegenstand folgende Axiome auf: 1) wo es keine gemeinschaftliche Begriffe und Neigungen giebt, da giebt es auch keine Annäherung und keine Verbindung; 2) ohne Gesetze kann keine Gesellschaft bestehen; 3) wo sie nicht befolgt werden, da kann man sagen, es gebe keine Gesetze; 4) da wo sie den öffentlichen Sitten (*moeurs publiques*) entgegen sind, können sie dem öffentlichen Tadel, der Gleichgültigkeit und der Verachtung nicht entgehen. „*Sans esprit public point de moeurs; sans moeurs point de volonte generale; sans volonte generale point de lois, et sans lois point de nation.*" Nachdem der Vf. diesen Gegenstand theoretisch behandelt hat, will er, mit „der Fackel der Geschichte in der „Hand, seine Augen auf die Jahrbücher der Regie„rungen und der Völker werfen, und in dem Bilde, „das er davon entwerfen wird, zeigen, wie der *esprit* „*public* allein das Schicksal von beiden entscheidet." Um, wie er sagt, ordentlich und methodisch dabey zu verfahren, will er erst den besondern und charakteristischen Geist der *Religionen* prüfen. Die erste Bemerkung, die er hierbey macht, ist: dass alle Religionen zur Zeit ihrer Entstehung am vollkommensten waren, und nach und nach ausarteten. Die zweyte handelt von dem Einflusse der Religionen auf die Regierung, wornach er solche in fünf Classen theilt, nachdem sie entweder in politischer Rücksicht blofs auf die Sitten wirken, wie die des Confucius; oder mit der Staatsverfassung zusammenfliefsen, wie die jüdische und mahomedanische; (*Dans la Chine, ainsi que nous l'avons vu, la religion est presque toute civile; en Judee, la societe humaine est toute religieuse*) oder sich mit derselben blofs beschaftigen und sie beherrschen, wie die Indische; oder sich jeder Staatsverfassung anschmiegen, wie die Heidnische; (*Elle n'altère jamais aucune des formes nationales, et ne subit elle-même aucun changement essentiel. Rien ne fait presumer qu'elle ait moins été la religion de Tarquin que celle de Brutus, ou plus celle de Caton que celle de Tibère*) oder endlich, dem Anscheine nach, gleichgültig bey der Wahl der Staatsverfassung, aufmerksam genug auf die Schritte der Regierung sind, um ihr in den Weg zu treten, oder sie zu unterjochen. Hier mufs dem Vf. die ausgeartete christliche Religion zwar zum Beyspiele dienen; doch glaubt und bemüht er sich darzuthun, dass in diesem Zustande auch fast alles, was von den ersten 4 Classen gesagt worden, auf sie passe. Aus allen diesem zieht nun der Vf. in Rücksicht des Verhältnisses der Religionen zu dem *esprit public*, das Resultat, dass alle entweder keinen eigenthümlichen Geist haben, oder den Menschen berauschen, indem sie ihn aus dem Kreise seiner natürlichen Verbindungen herausnehmen und in unbekannte Regionen versetzen. Er untersucht hierauf kürzlich, welche Wirkung die Religion auf die Entwickelung des menschlichen Geistes und den Gebrauch unserer intellectuellen und sittlichen Fähigkeiten habe; und wendet sich dann zu der Frage: welche *esprits publics* beherrschten die Welt, und welche Wirkungen brachten sie hervor? Um zu zeigen, dass der gänzliche Mangel desselben oder die Schwäche oder Stärke auch die Nichtigkeit der Staaten oder ihren relativen Werth bestimme, geht er die ältere und neuere Geschichte durch, und stellt die Staaten, die Begebenheiten und die Männer, die vorzüglich in denselben Epoche machten, neben einander, indem er mehrere Stufen der gesellschaftlichen Verfassung von der Kindheit bis zum Alter annimmt, in welchen sie reifen und verfallen. Gegen das Resultat hat Rec. nichts zu erinnern; bey der Ausführung hätte er aber weniger Declamation und aufgehäufte Namen von Personen und Begebenheiten, und mehr kaltes Raisonnement über den Einfluss des *esprit public* auf diese oder jene in verschiedenen Gegenden und Zeitaltern ähnliche Lage der Staaten, zu finden gewünscht. In einigen Anmerkungen werden Bemerkungen über die Religionsgeschichte verschiedener Völker, Folgerungen, welche der Vf. zieht, und Auszüge aus der Geschichte der Assyrier, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer, und der neuern Völker mitgetheilt, deren Kenntnifs der Vf., nach Rec. Dafürhalten, wohl bey den Lesern seiner Schrift hätte voraussetzen können. In dem dritten Abschnitte theilt der Vf. die Geschichte des *esprit public* in fünf Epochen und handelt: 1) von *den Ursachen*, die ihn hervorbringen; 2) dessen *Vervollkommnung*; 3) *Veranderung*; 4) *Dauer* und 5) *Abnahme* oder *Vernichtung*. Bey der ersten untersucht er: 1) die Quellen, aus welchen die Meynungen fliefsen, die ihn bilden; 2) die natürlichen Fähigkeiten, Meynungen zu fassen; 3) die Uebungen, durch welche sie die unsrigen werden; 4) die Mittel, durch die man uns dahin bringt, eine besondere Lehre anzunehmen (Leichtgläubigkeit, Unterricht, Nachahmung); 5) die Umstände, die uns dazu bestimmen; 6) die Art, wie wir zu den unvernünftigsten und schädlichsten Meynungen gelangen. In der zweyten Epoche der Vervollkommnung zählt der Vf. acht Ursachen derselben auf: 1) die Natur der Ursachen, welche ihn bildeten; 2) die Grundlage desselben; 3) der Beyfall (*le credit*), den unsere Meynungen erlangen; 4) die Bemerkung von dessen Unzulänglichkeit, wenn unser eignes Interesse uns dringt, ihr abzuhelfen; 5) der mit dem Gebrauche unserer gesellschaftlichen Fähigkeiten verbundene Genufs; 6) neue Kenntnisse (*lumieres*); 7) grofse Männer, theils durch die Anstalten (*etablissemens*), mit welchen sie die Gesellschaft bereichern, theils durch ihr Beyspiel; 8) grofse Begebenheiten und Entdeckungen. Alles, sagt er was hierbey von der Leitung der Menschen abhange, fliefse darin zusammen: „dass man nur durch Hülfe der Wahrheit zur Verbesserung des *esprit public* gelange, so wie es der Irrthum sey, der davon ableite." Bey der dritten Epoche, den Ursachen der Veränderung des *esprit public*, bemerkt er, dass die thätigeren und vorzüglicheren Völker, welche die Gebrechen

brechen fühlen, und doch nicht aufgeklärt genug sind, ihnen auf dem richtigen Wege abzuhelfen, dem Hin- und Herschwanken am meisten ausgesetzt sind. Er stellt hier besonders Athen und sein eigenes Vaterland als Beyspiele auf, und schliefst diese Untersuchung mit folgender Aufforderung: „*Respectons „et plaignons les peuples à qui l'on a reproche une agi- „tation habituelle et des variations continues, qui n'e- „toient que l'effet des imperfections de leur esprit pu- „blic. Respectons-les, parce qu'ils étoient plus près „d'un ordre social plus parfait, ou du moins plus dig- „nes d'y arriver par leurs efforts et leur courage; plaig- „nons-les, parce qu'en multipliant, pour notre in- „struction, la masse des experiences qui devoient un jour „assurer le triomphe de la verité, et le bonheur du gen- „re humain, ils n'aboutissoient pour eux-mêmes, vu „les bornes et l'incertitude de leurs connoissances, qu'à „multiplier et accroître les maux dont ils avoient à „souffrir!*“ Die Völker sind entweder unwissend, oder halb aufgeklärt, oder verdorben oder ganz aufgeklärt. Die zweyte Classe ist beständig den Veränderungen ausgesetzt, und so lange bis ein Volk die letzte erreicht, mufs es im Stande der Ruhe leiden, oder sich in einem Zirkel von Irrthümern herumtreiben. Rec. übergeht die vierte Epoche als unwichtig, da der *esprit public*, wenn er Festigkeit erlangt hat, sich wohl ohne Zweifel erhalten mufs, wenn nicht *Ursachen eintreten*, die ihn schwächen, von welchen *nun in der fünften* Epoche die Rede ist. Der Vf. zählt dieser *Ursachen* zehn auf, welchen aber so wie allen übrigen, die man beyfügen könnte, wie er selbst sagt, folgende drey Fälle, als Grundursachen unterliegen: 1) wenn die bey einem Volke schnell fortschreitende Aufklärung den Irrthum zerstreut, auf welchen die alten Meynungen gebauet waren; 2) wenn die Mifsbräuche, indem sie die öffentliche Moral zerstören, die wichtigsten Meynungen verderben, (*corrompent*) und ihnen allen Einfluss benehmen; 3) wenn beide Fälle zugleich eintreten und so die Grundpfeiler des *esprit public* untergraben, und seine Wirkungen entkräftet werden. Diese Falle geht nun der Vf. durch, und zeigt die Schwierigkeiten des Wiederauflebens des *esprit public* in einem jedem derselben. Er zeichnet die Lage Frankreichs treffend, aber ohne es zu nennen, und nimmt dann die Beyspiele zu dem entworfenen Bilde aus der ältern Geschichte von Karthago, Griechenland und Rom. Wer erkennt aber nicht Frankreich, und vorzüglich Paris in seiner Anrede an Corcyra? „*O Corcyre, fille ingrate et malheureuse „de la superbe Corinthe! donne au monde, continue de „donner, jusqu'à la fin des siècles, l'épouvantable leçon „qui resulte de l'exposé de tes desastres, et des causes „qui les ont amenés! Viens, du sein de l'antiquité, te „presenter à nos regards, toute couverte de sang, de „ruines et de crimes, et nous montrer, à quels horribles „excès les esprits de partis conduisent le genre humain, „trop confiant en toutes ses passions! Offre-nous le hi- „deux tableau de tes supplices trop merités! Peins-nous „tes habitans transformés en monstres plus redoutables „que ceux des régions les plus sauvages*“ — „*Raconte- „nous comment les malheurs, en s'aggravant toujours „plus sur toi, n'ont pu t'arrêter dans le cours de tes ega- „remens.; comment, au contraire, la peine attachée aux „crimes commis t'inspiroit une plus grande ardeur pour „les crimes qui restoient encore à commettre!*“ — „*O „Corcyre, tant que l'on conservera quelques pages de „l'histoire, on citera ton exemple pour prouver que rien „n'egale en atrocités, en fureurs et en perseverance dans „le crime, les excès auxquels s'abandonnent les esprits „de partis.*“ Unter den Anmerkungen handelt die erste von verschiedenen Arten der Täuschungen, derer man sich, den *esprit public* zu bilden, bediente; die dritte: von dem Begriffe, den man sich von einem grofsen Manne zu machen habe; die fünfte: von der Macht der Gewohnheit; die sechste: von dem *esprit public* der Engländer; die siebente: von den Ursachen der Revolutionen; die achte: vom Finanzwesen; die neunte soll eine flüchtige Uebersicht der Verbrechen der vornehmsten Partey-Chefs der französischen Revolution geben und die zwölfte endlich in dem Beyspiele der polnischen Nation zeigen, wohin Parteygeist führe.

Der vierte Theil zerfällt in zwey Hauptabschnitte, von denen der erste sich mit *neuen*, der andere mit *verdorbenen* Völkern; also der eine mit der *Bildung*, der zweyte mit der *Wiederherstellung* des *esprit public* beschäftigt. Es ist nicht genug, sagt der Vf. bey dem Eingange zu dem ersten Theile dieses Abschnittes, dass man, wie die vorherigen Untersuchungen zeigen, sich kein Volk ohne *esprit public* denken könne; man mufs auch bemerken, dass es nur durch ihn möglich ist, Menschen in eine Gesellschaft zu vereinigen, „*comment ce n'est que par cet esprit public preexistant que „l'on est parvenu à reunir en societé des hommes epars ou „etrangers les uns aux autres.*“ Allen bekannten Gründern der Staaten, *Moses*, *Romulus*, *Penn*, *den Jesuiten von Paraguay*, glückte ihr Unternehmen nur durch die gemeinschaftliche Denkart derer, die sie zu einem Volke versammleten. Am längsten verweilt der Vf. bey Iphitus; diesen und seine olympischen Spiele stellt er vorzüglich allen künftigen Vätern neuerer Völker zum Beyspiele der Nachahmung auf. *Nationalfeste*, über welche der Vf. auch ein eigenes Werk geliefert hat, hält er für das zweckmäfsigste Mittel, den *esprit public* in neuen Staaten zu bilden. In verdorbenen Staaten, sagt er, bedarf es einer Revolution in den öffentlichen Angelegenheiten und den Sitten. Er untersucht daher, wie man den Erfolg einer so gefahrvollen Unternehmung sichern und ihre Nachtheile mindern könne? Wem könnte diese Untersuchung bey der sehr allgemeinen Meynung: dass dies Loos später oder früher alle Völker treffen werde, nicht wichtig seyn? Rec. las mit gespannter Aufmerksamkeit; aber wie betroffen war er bey dem ersten Rathe, den der Vf. den künftigen Revolutionsmännern giebt (S. 294.), *d'en brusquer l'action autant qu'il sera possible;*“ ob er ihn gleich dadurch mildert, dass er verlangt, sie sollten hinlänglich vorbereitet seyn. Nach einem sehr ausgemahlten und überladenen Bilde der sehr verdorbenen Nation ruft der Vf. ihre Ret-

ter auf, und fragt sie, mit welchen Mitteln sie solche heilen wollen? Alle diese Mittel treffen, wie er glaubt, in dem einen zusammen, das er den Gesetzgebern mit folgenden Worten vorlegt; „*Faites sur la nation „que vous avez à regénérer de ces impressions profon- „des qui se communiquent de generations en generations, „jusques bien avant dans les siècles. La vérité, et la „vérité toute entière! ayez le courage de l'entendre, de „la rechercher et de la dire! ayez ce courage, ou brisez „vos tablettes!*“ Die meisten dieser Gesetzgeber dürften ihn aber wohl fragen, wie sie es nur anzufangen hätten, um der Wahrheit den glücklichen Eingang zu verschaffen? Ohne sich hierüber zu erklären, bemerkt der Vf. nur, dass der Gesetzgeber bey seinem Unternehmen auf die besondere Lage und Umstände Rücksicht nehmen müsse, aber folgende allgemeine Regeln festgesetzt werden können: 1) Sich einen festen Plan zu machen, und diesen genau zu befolgen; 2) in diesem Plane zu bestimmen, welche alte Meynungen man beybehalten, und welche neue man annehmen; welche man sogleich laut bekennen und *mit welchen man noch zurückhalten wolle.* (Wie stimmt das mit obiger Auffoderung überein, *immer die Wahrheit und sie ganz zu sagen?* Oder mit der declamatorischen Strafpredigt gegen die *partisans téméraires de l'art des ménagemens* S. 344.) welche Mittel man zu wählen habe, um dem Volke auf die schicklichste Weise die Handlungen unaufhörlich zurück zu rufen, die am geschicktesten sind, den *bekannten* Meynungen Festigkeit zu geben und es zur Annahme der *neuen* geneigt zu machen. Die dritte Regel ist: „*faire „de la bienfaisance nationale, entée sur la justice, l'ob- „jet principal, l'objet le plus manifeste de toutes les „opinions que l'on choisit.*“ Rec. setzt sie in der Ursprache her, damit man die Undeutlichkeit nicht der Uebersetzung zur Last lege. Die Erläuterung sagt weiter nichts, als man soll gerecht seyn, und Uebertretungen des Gesetzes um so härter ahnden, je höher der steht, welcher sie begeht. — 4) Die guten Sitten zum Mittelpuncte aller Nationalinstitute machen. 5) Seinem Plane durch seine eigenen vorzüglicheren Eigenschaften Gewicht und Festigkeit geben. 6) Eben so sanfte als sichere Wege einschlagen. So wichtig diese Regeln sind: so werden sie, sagt der Vf., doch nur halbe Wirkung hervorbringen, wenn man nicht 1) den öffentlichen Unterricht nach dem einförmigsten und zweckmäfsigsten Plane organisirt; 2) die Schriftstellerey mit eben so viel Aufmerksamkeit als Weisheit leitet und 3) *gute Nationalfeste einsetzt.* Die drey Gegenstände werden nun näher beleuchtet. Bey dem zweyten empfiehlt er *de prendre les mesures convenables pour ramener tous ces ouvrages à une doctrine concordante et uniforme!!!* — Nach dem fünften und letzten Abschnitte sind die Gegenstände, auf welche der *esprit public* vorzüglich zu leiten ist, in zwey Classen zu theilen, in allgemeine und besondere, „*qui méritent une attention spéciale, à rai- „son de leur liaison plus étroite avec nos besoins, de „leur importance plus sensible, et du prix que le public „doit y attacher.*“ — Als allgemeine Gegenstände giebt der Vf. nach einem Eingange über die Grundlage aller gesellschaftlichen Verbindungen: *gegenseitige Hülfsleistung*, an, 1) *Wahrheit.* Der *esprit public* mufs nicht nur auf wahre Meynungen sich gründen, sondern man mufs auch suchen, Liebe zur Wahrheit zu verbreiten. Mit Recht hat der Vf. dieser Mutter aller Tugenden den ersten Platz eingeräumt; 2) *Freyheitsliebe;* 3) *Werth der gesellschaftlichen Gleichheit.* Hier eifert der Vf. sehr gegen die Lehre der Thoren, die eine absolute Gleichheit predigten; 4) *Heiligkeit des Eigenthumsrechts;* 5) *Sicherheit;* 6) *Gerechtigkeit;* 7) *Wohlthätigkeit;* 8) *Achtung gegen die Gesetze;* 9) *die Regierung*, welche durch den *esprit public* zugleich beseelt und beschränkt werden soll; 10) *die Sitten;* 11) *häusliche Tugenden;* 12) *Vaterlandsliebe;* 13) *Muth;* 14) *Uebereinstimmung der Nationalmeynungen* unter sich. Jeder dieser allgemeinen Gegenstände wird, so wie die besondern, näher beleuchtet. Als solche *objects particuliers*, auf welche der *esprit public* zu leiten sey, empfiehlt er: 1) *Liebe zur Arbeit;* 2) *Sparsamkeit;* 3) *Achtung des Feldbaues;* 4) *Schutz des Handels;* 5) *Belebung der Industrie;* 6) *Cultur der Wissenschaften;* 7) *Vervollkommnung der Künste;* 8) 9) und 10) *Wetteifer, nützlich zu seyn, rege zu machen, zu unterstützen und zu belohnen;* 11) *Unterricht verbreiten;* 12) *Nationalfeste einsetzen.* Mit dieser seiner Lieblingsidee schliefsen sich die Untersuchungen über den *esprit public*, denen Rec. ihren Werth nicht absprechen will, die aber gewifs den Gegenstand nicht nur nicht erschöpfen, sondern auch viel oberflächliches Raisonnement, und, wie *bereits hie* und da bey der Inhaltsanzeige gerügt *worden*, viel unnütze Declamation enthalten. Beweise könnte man fast auf jeder Seite finden, wenn der Raum es erlaubte, die zuweilen sehr langen Tiraden hier abdrucken zu lassen. Das, was man insgemein unter *esprit public*, (*public spirit*, Gemeingeist) versteht, scheint mehr noch im Willen, als im Verstande zu liegen, da es in der Geneigtheit der Staatsbürger besteht, ihr persönliches Interesse dem des Staats unterzuordnen; der *esprit public* des Vfs. kann aber, da er aus der Masse der Meynungen gebildet wird, blofs ein Werk des Verstandes seyn, und doch möchte, wenn man nicht leugnen kann, dass die Menschen oft bey dem besten Wissen schlecht handeln, alles darauf ankommen, den Staatsbürgern die Neigung einzuflöfsen, das, was sie als dem allgemeinen Besten zuträglich erkennen, zu thun und ihr Wohl in dem — der ganzen Staatsgesellschaft zu suchen. Die Aufgabe, den Leidenschaften der Einzelnen zu gebieten, ist aber unstreitig ungleich schwerer, als die, sie zu unterrichten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. May 1799.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Maurer: *Neueſte Geſchichte von Europa, ſeit dem Ende des ſiebenjährigen Krieges.* Von *G. K. F. Seidel*, Profeſſor in Berlin. *Erſter Theil.* 1798. 324 S. 8. nebſt einem Titelkupfer. (1 Rthl.)

Wie miſslich das Unternehmen ſey, die Geſchichte ſeines eigenen Zeitalters zu beſchreiben, braucht nicht erſt hier gezeigt zu werden. Wenn man gleich dabey des groſsen Vortheils genieſst, Augenzeuge, und wohl gar mitwirkender Theilnehmer der Begebenheiten zu ſeyn; ſo wird doch eben dieſe Theilnahme unvermerkt und beynahe unvermeidlich leidenſchaftlich; gemeiniglich hat man auch nur ſo viel geſehen, als bereits unverhüllt da ſteht; ja wer auch noch tiefer eingedrungen iſt, findet es meiſtentheils bedenklich, alles ſo freymüthig darzuſtellen, als es ſicherer vierzig, funfzig Jahre ſpäter geſchehen kann. Daraus folgert unterdeſſen Rec. keinesweges, daſs die Geſchichte unſerer Zeiten noch gar nicht beſchrieben werden könne; daſs man nur höchſtens Urkunden und Materialien für dieſelbe ſammeln; oder, wie Burnet, wenn man ſie ja beſchrieben hat, die Bekanntmachung davon dem nächſten Menſchenalter vorbehalten müſste. Ein aufmerkſamer Beobachter von Einſicht, von wichtiger und gemäſsigter Beurtheilung, kann doch manchen Claſſen ſeiner Zeitgenoſſen, die einer gewiſſen Leitung und eines feſten Ueberblicks bedürfen, dadurch nützlich werden; ſelbſt die Nachwelt ſchätzt die Erleichterungen, die er ihren hiſtoriſchen Studien darbietet. Hr. *S.* iſt ein ſolcher Beobachter, der gröſstentheils ſo weit befriedigt, als man es von einem Manne erwarten kann, der nicht alles gerade aus den erſten und eigentlichen Quellen ſchöpfte. Giebt er gleich keine neuen Aufſchlüſſe; ſo hat er doch das Glaubwürdigſte und Bewährteſte geſchickt zuſammengeſtellt. Vor dem *ne quid falſi dicere audeat*, iſt er ziemlich geſichert; aber vor dem *ne quid veri non audeat*, natürlich weit weniger.

Im *erſten Abſchnitte* theilt der Vf. eine *allgemeine Ueberſicht des politiſchen Verhältniſſes der europäiſchen Staaten und des Zuſtandes der Religion und der Wiſſenſchaften, ſeit der Mitte dieſes Jahrhunderts bis auf den erſten Pariſer Frieden*, mit. (S. 1—68.) Sie ſteht hier an ihrer Stelle, und iſt im Ganzen genommen, treffend und bündig gerathen; wenn gleich der Vf. zuweilen, wie im Buche überhaupt, ins Declamiren und in den redneriſchen Ton fällt; wodurch die hiſtoriſche Simplicität und Wahrheit ſelbſt bisweilen leiden. Weil der Biſchof von Rom nicht mehr Schiedsrichter über das Schickſal der Völker und Reiche iſt; ſo läſst ſich darum nicht mit dem Vf. S. 5. ſagen: *Der Einfluſs des Hierarchen war vernichtet.* Dieſer Einfluſs zeigt ſich ja noch mächtig genug in den neueſten Tagen. Weil der Eroberungsgeiſt der Türken gar nicht mehr ſo furchtbar iſt, wie vor hundert und funfzig Jahren; ſo darf man ſie auch deswegen nicht mit dem Vf. S. 7. *entartet* nennen. Sie ſind weit hinter dem ſo hohen Wachsthum der europäiſchen Kriegskunſt und Kriegszucht in neuern Zeiten zurückgeblieben; das macht ihre ſichtbare Schwäche in Kriegen aus. Auch iſt es unrichtig, daſs die Abgeſandten des Verſailler Hofs *die Tataren in Europäer umzuformen* geſucht hätten. (ebendaſ.) Das konnte ihnen nicht einmal einfallen; aber ſelbſt bey den regelmäſsigen türkiſchen Kriegsvölkern, Artilleriſten etc. miſslang der Verſuch. Viel zu viel iſt es geſagt, (S. 10.) *daſs England, ſeit dem erſten Pariſer Frieden den Colonieenhandel ſeiner Nebenbuhler faſt ganz vernichtet habe;* und worin beſtand denn *der übermüthige Stolz, mit dem es damals den Ocean zu beherrſchen angefangen* haben ſoll? Ueber den religiöſen Zuſtand der Europäer vom erſten Pariſer Frieden bis zum zweyten, iſt S. 21—33. viel Wahres bemerkt. Doch iſt es wieder ſehr übertrieben, daſs *die Bourboniſchen Höfe das Anſehen des römiſchen Biſchofs in ihren Staaten faſt gänzlich vernichtet haben ſollen;* (S. 28.) und *Pius* VI. Reiſe nach Wien, war gewiſs kein *thörichter Schritt der Verzweiflung*, wie ihn der Vf. nennt; ſie hat gewirkt und wirkt noch immer; wenn es gleich damals nicht das Anſehen dazu hatte. Wie kann endlich Hr. *S.* ſagen: (S. 29.) *Die allgemeinen Bande der Hierarchie ſeyen um jene Zeit in der römiſch katholiſchen Kirche aufgelöſt geweſen;* (als wenn man in irgend einem Lande derſelben, ſelbſt in den öſtreichiſchen Erbländern, daran gedacht hätte, dem Pabſte den Gehorſam aufzuſagen!) und *der Zauber, der die römiſche Religion aufrecht erhielt, ſey vernichtet geweſen.* (Schon zum viertenmale ſpricht der Vf. von *Vernichtung*, wo überall gar ſehr viel daran fehlte: denn *Joſephs* Reformationen bewirkten nur einen gar kleinen Theil davon.) Was S. 33—63. über den Einfluſs der Wiſſenſchaften und Künſte auf den geſellſchaftlichen Zuſtand dieſes Zeitraums geſagt wird, hat viele empfehlungswürdige Seiten; an einigen bedarf ſie noch einer Ergänzung oder Berichtigung. Aus dem vorigen Jahrhunderte werden unter andern die Entdeckungen eines *Malebranche*

che in der Philosophie gerühmt, und die weit gemeinnützigern eines *Grotius* und *Pufendorf* übergangen. (S. 34.) Dass *Guthrie* S. 45. unter die vorzüglichen Geographen, und S. 47. *Millot* unter die philosophischen Geschichtschreiber gezählt wird, ist etwas unerwartet. Dass die Dichter unter *Ludwigs* XIV. Regierung durch die neuern aus diesem Zeitraum verdunkelt worden wären, (S. 63.) werden die Franzosen schwerlich zugeben; und dass jetzt erst in Spanien, Dänemark u. s. w. Nationalschauspiele entständen seyn sollten, (S. 64.) ist bekanntermafsen unrichtig. Unter den hervorragenden Romanschreibern ist *Richardson* nicht genannt; (ebendas.) und unter denen, welche die Theorie der Künste glücklich bearbeitet haben, weder *du Bos* noch unser *Hagedorn*. (S. 66 fg.)

Der *zweyte Abschnitt* beschreibt *Portugal*, *Spanien* und *Frankreich* vor dem amerikanischen Kriege; weiter ist auch der Vf. in diesem Bande nicht gekommen. Die *portugiesische* Geschichte begreift die ganze Regierung *Joseph Emanuels*, von 1750 — 1777. (S. 69 — 115.) Hier hat uns das Urtheil über *Pombal* (S. 71. 72.) besonders gefallen; wiewohl wir glauben, dass es noch schicklicher am Ende dieser Regierung stehen würde, weil sich die Wahrheit desselben nur nach Thatsachen prüfen lafst. „Es giebt vielleicht, sagt der Vf., in der ganzen neuern Geschichte keine Begebenheit, bey welcher der Geschichtsforscher so sehr befürchten mufs, die Wahrheit zu verfehlen, als bey der Darstellung seiner Staatsverwaltung. Wenn wir die Lage eines Mannes bedenken, der sich mit dreistem Muthe den tiefgewurzelten Vorurtheilen und Mifsbräuchen entgegenstellt; so kann es nicht befremden, alle seine Handlungen von seinen Gegnern im schwarzesten Lichte (aber das schwärzeste Licht kann ja kein Licht seyn!) dargestellt zu sehen. Wenn wir aber erwägen, dass auch der edelste Mensch, der auf der höchsten Stufe der Macht erhaben steht, im Kampfe gegen die Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt werden, den Aufwallungen der Leidenschaften erliegen, und der Rache Raum geben mag; so werden wir gegen die unbedingten Lobpreisungen seiner Vertheidiger eben so mifstrauisch seyn müssen, als gegen den zügellosen Tadel seiner Gegner. Doch wenn wir gern zugeben, dass es unmöglich seyn mag, alle geheime Triebfedern der Handlungen des eben so gehafsten als bewunderten *Pombal* der Wahrheit gemäfs nach ihrem moralischen Werthe zu würdigen; so ergiebt sich doch aus der Betrachtung unverkennbarer Thatsachen das Resultat, dass er ein grofser Mann war, der das erhabene Ziel, sein gesunkenes Vaterland empor zu heben, mit unerschütterlicher Festigkeit verfolgte; der aber der Gefahr verkannt zu werden, um so mehr blosgestellt war, je strenger er gegen die Maafsregeln seiner mächtigen Gegner verfahren mufste, und je weniger die Nation empfänglich war, das Gute einzusehen, wozu er sie, gleich unmündigen und verzogenen Kindern, als ein strenger Vormund zwingen wollte." Kürzer könnte dieses freylich gesagt seyn; auch möchten wohl Härte und Grausamkeit noch einen Platz in diesem Bilde fodern; aber überhaupt scheint es wohl getroffen zu seyn. In der Geschichte selbst sind manche Fehltritte des Ministers unpartheyisch aufgedeckt worden. Ueber den spanisch-portugiesischen Ländertausch in America, und über die Verschwörung, welche Portugals Grofse und Jesuiten wider das Leben des Königs gestiftet haben sollen, hat der Vf. einige Untersuchungen angestellt, deren Resultat ist, dass die letzte nur zu gegründet sey; worin wir ihm beytreten. Die *spanische* Geschichte dieses Zeitraums (S. 115 — 158.) fafst das Bekannte, aber ausgewählt und gelautert, gut zusammen. Daran aber möchten wir wohl zweifeln, dass der französische Schiffsbaumeister *Gautier*, wie S. 144. versichert wird, *die ganze spanische Marine umgeschaffen, und den Kriegsschiffen von jeder Grösse mehr Leichtigkeit und Gewandheit gegeben habe.* Die neuesten Begebenheiten haben dieses nicht bestätigt. Im Anfange der *französischen* Geschichte finden wir gleich, wie es jetzt so gewöhnlich ist, die traurigste Abschilderung vom Zustande der Nation; z. B. S. 161. „Indessen Recht und Gerechtigkeit zu stehen schienen; indessen *die Gewerbe stockten, und Bauern und Städter mit Hunger und Blösse kämpften;*" welches doch so allgemein hingeworfen, gar nicht erweislich ist. Man kann die nachfolgende Revolution sehr leicht historisch begreiflich machen, ohne alles zu übertreiben und zu verschwärzen. Auch wenn der Vf. S. 166. schreibt: „Die Abtretung *der unermesslichen Wüsten von Canada* war kein wirklicher Verlust," ist dieses nur gewissen französischen Schriftstellern nachgeschrieben, welche der Welt glauben machen wollten, es seyen nur Wüsten verloren worden. Ganz anders urtheilten schon im *Anfange* dieses Jahrhunderts erfahrne französische Seemänner und Kaufleute über die Wichtigkeit von Canada, und über die Unfähigkeit der Regierung, solche zu benutzen. Was S. 178. dem General der Jesuiten zugeschrieben wird, waren nach zuverlässigern Nachrichten Worte des Pabstes selbst. Sonst glauben wir in diesem Theil der Geschichte den prüfenden Gebrauch von guten Quellen bemerkt zu haben. In dem Ausdrucke des Vfs. haben wir bisweilen ohne Noth eingemischte ausländische Wörter weggewünscht; z. B. *Moment* statt Augenblick. *Kompannie* ist weder französisch noch deutsch: und was hat denn unser ehrliches *Gesellschaft* verbrochen? Zum Titelkupfer ist ein ganz gemeiner Auftritt, der Empfang der Dauphine Marie Antoinette vom Könige, gewählt worden.

Leipzig, b. Suprian: *Jakob Pickharts Peregrinationen.* (*Erstes Bändchen.*) 2,9 S. *Zweytes Bändchen.* 1798. 266 S. 8. (1 Rthl. 14 gr.)

An den Wänden irgend einer Dachstube hin, können diese Wanderungen eben so gut als zu Fufs oder auf dem Postwagen von ihrem Vf. gemacht seyn.

Es

Es ist ein höchst unbedeutendes Gemische in Prosa und Versen, von alltäglichen Nachrichten und Erzählungen, von platten Spassen, Zoten und trivialen Reflexionen. Die sobenannte Peregrination hebt, im ersten Bändchen, mit Berlin, und Mancherley über das Karnaval an; dann setzt der Mann seinen Stab weiter, nach Potsdam, Wittenberg, Halle, (schilt hier Lehrer und Lernende.) Leipzig, (wird in einen Orden von Gaunern, die sich für Freymaurer ausgeben, aufgenommen.) Meifsen, Dresden, (tadelt mit Recht die Studiersucht der Sachsen) und Prag. — Hier fährt er wieder im zweyten Bändchen fort, lafst ein unbarmherziges Gericht über die Juden in Böhmen ergehen, und äfft ihre Mundart nach in welcher Kunst der Vf. an mehreren Stellen seine ganze Stärke zeigt. Dann erzahlt er noch über Töplitz, Freyberg, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Fulda, Hanau, Frankfurt, Mainz und Wisbaden, dies und das in gebundner und ungebundner Rede bis zum erwünschten Ende.

Petersburg, in d. Druckerey d. K. Akad. d. Wiss.: *Almanac de la Cour pour l'annee* 1798. 12. 169 S. *pour l'année* 1799. 179 S. 12.

Bekanntlich erneuern in Rufsland sich die Beamten-Listen jahrlich blos im sogenannten *Mesazoslow*, der das Allgemeine umfasst. Von speciellerer Beziehung sind der *Liefländische* Adrefscalender zu Riga, der von der *Revalschen* Stadthalterschaft, und die beiden *Spisoks* (Anzeiger) für die Land- und Seemacht, so wie endlich für den Hofstaat der vorliegende *Almanac*. Wenn bey jenen die jährliche Herausgabe bisweilen stockt, so erscheint dagegen der letzte seit der Regierung Katharinens II. im Jänner jedes Jahrs in drey Sprachen, der russischen, der deutschen und der französischen. Seines eingeschränkten Titels ungeachtet, umfasst er aufser dem Geschlechtsverzeichnisse, summarisch die obern Collegien und Landesanstalten in allen Fächern. Schon in dieser Hinsicht ist das statistisch-historische Interesse eines solchen Verzeichnisses einleuchtend, wenn es gleich nicht wissenschaftlich bearbeitet ist. Die Incorporation von zwey Drittheilen des ehemaligen polnischen Staats, und die Zueignung des Grofsmeisterthums von Maltha zeichnen die Jahrgange 1798 und 1799. vor allen Vorgängern aus; noch mehr aber wird das Interesse durch die Ergiebigkeit der neuen Regierung an *innern* Veränderungen erhöhet, die so grofs ist, dafs in deren erstem Jahre (1797.) gar kein russischer Staatscalender zu Stande kam und dafs selbst der Jahrgang 1798. seinem Nachfolger nicht mehr ähnlich ist. Für Deutschland insbesondere kömmt noch die zwischen den Deutschen und den russischen Musen durch Kaiser *Pauls* Verbot aufgerichtete Scheidewand, — die Nachbarschaft russischer Heere und Heerführer und die Aufnahme dreyer deutscher Fürstinnen in das russische Kaiserhaus in Betracht. Rec. wird durch die Vergleichung der neuesten Jahrgänge dieses Hofcalenders mit denen seit 1784. erschienenen, die er vor sich liegen hat, zu so mancherley Betrachtungen hingerissen, dafs er nur mit Mühe diese Beurtheilung auf den historisch-statistischen Gesichtspunct beschränken kann.

Schon im Zeit- und Geschlechtscalender (S. 1 — 44.) drängt sich die Eigenthümlichkeit des russischen Staatssystems auf. *Polen* und *Curland* erscheinen darin nicht mehr; dagegen findet man die Fürstenhäuser von *Persien*, *Carthuel*, *Cuchet* und *Imirette*, ferner *Ludwig den* XVIII. als *König von Frankreich* und den sogenannten Prinzen von *Nassau-Siegen*, als anerkannten deutschen Fürsten. — Die den Türken so gehässigen Zeitrechnungen von der Zerstörung ihrer Flotte und von der Eroberung der Krimm, sind wegen der neuesten politischen Verbindung mit der Pforte, ganz weggelassen; dafür aber sind unter den Hoffesten der 24te Junius und der 29te November dem *Maltheser-Orden* gewidmet.

Im Beamten-Verzeichnisse hat jede Seite das Gepräge von dem colossalischen Umfange dieses Reichs und auch von Abweichungen seiner Sprache; denn die Familien-Namen sind hier ganz anders geschrieben als wie man sie in der deutschen Literatur zu lesen pflegt. (z. B. *Kolytchef*. *Rumanzow*). Die Liste der *kaiserlichen Orden* nimmt volle 75 Seiten ein (S. 45 — 110.) Sie enthalt Ritter aus sehr vielen Königs- und deutschen Fürstenhäusern, und aus den Bourbons den Prinzen von Condé; aus den vornehmsten polnischen und curlandischen Familien, z. B. den Grafen *Mledem*, S. 74. als *Plenipotentiaire provincial de Curlande*; unter den Inländern mehrere Officiere von der russischen Hülfsarmee an Oestreich, und endlich aus Deutschland bekannte Geschäftsmänner, z. B. *Marcolini*, *Graf Lofs* und den seitdem verstorbenen *Gutschmidt*.

Das merkwürdigste in diesem Abschnitte ist (S. 85 — 93.) der neugeschaffene *Ordre Souverain de St. Jean de Jerusalem*; der Kaiser und *Autocrator* als Grofsmeister; die kaiserliche Familie *beiderley* Geschlechts, der Prinz Condé, der römisch kaiserliche Botschafter Graf *Cobenzl* als Grofskreuze des *Grofspriorats von Rufsland*, überhaupt deren 82. — Sodann, nach der Religionsabtheilung, 18 katholische Commandeurs und 46 russische; 9 katholische *Commandeurs de famille* und 3 russische; 12 katholische *Chevaliers de Justice* und 48 russische und 10 Ehrenritter. Unter den Katholiken viele Polen und Franzosen, *Latourette*, *Broglio*, *Choiseul*, *Richelieu*, *St. Prieft* u. s. w. — *Aumoniers*, Ceremonienmeister, *Servans d'armes*, kurz alle zum hellesten Glanze des Ordens gehörigen Bedienungen.

Auf die Orden folgen das kaiserliche *Conseil*, und die Flügeladjutanten (unter diesen ein Graf *Nesselrode*.) Dann die verschiedenen Hofhaltungen im fast orientalischen Glanze, *Ecuyers* von drey Classen; unter den Hofdamen eine Prinzefs *de Tarente*; der *Confesseur* des Kaisers, das Cabinet u. s. w. — Von der Geistlichkeit die heilige Synode; acht Archimandriten, *Gabriel*, *Plato*, *Ambrosius*, *Arsenna*, *Irenaeus*,

Ireneus, Isidorus, Theophylactes und *Lucian.* — Der Senat und andere Collegien (S. 143—152.) Der hier vorkommende Graf *Romanzow* ist seitdem *Minister* eines neu creirten *Apanage-Departements* geworden, sonst aber dieser berühmte Familienname fast ganz in der activen Dienerschaft verschwunden. In politischer Hinsicht ist S. 152—157. die Rubrik der *Gesandtschaften* merkwürdig; *Bezborodko* hier als Canzler und im *Conseil* der *dritte;* unter den vier *membres du College des affaires etrangeres* nur *einer*, weil die übrigen drey abwesend sind; als Botschafter zu Wien *Kolytcheff*, und zu Madrid der seitdem in Ruhe getretene von *Simolin;* als Gesandter zu München Freyherr *von Bühler;* — Gesandte zu Turin (statt Cagliari), Florenz (?), Rom (?), und in Persien, S. 156. *Litta* als Botschafter des Pabstes. Weit ausgedehnte Consulate zu *Ragusa, Salonichi, Smyrna, Corfu* (wegen des guten Vernehmens mit der Pforte), auch selbst noch zu *Bordeaux.* —

Der *Kriegsstaat* ist auf S. 157—169. äusserst concentrirt. Man findet darin zwey Prinzen von *Sachsen-Coburg* als Gardeobersten, einen Marquis *de Travers* als Viceadmiral, und übrigens den Feldmarschall *Soltikoff* im ausgedehnten Wirkungskreise.

Aus dem wissenschaftlichen Fache ist S. 141—169. der seitdem pensionirte Baron *Nicolai* als Präsident der akademischen Wissenschaft und *Choiseul-Gouffier* als Chef der Akademie der schönen Künste, auch ist nach S. 148. ein *Chef du Departement heraldique* zu bemerken.

Leipzig, b. Martini: *Religion und gottesdienstliche Gebräuche der jüngst entstandenen Gesellschaft der Gottesverehrer und Menschenfreunde in Frankreich.* Nach der zweyten Originalausgabe. 1798. (Nr. I.) XVI. u. 160 S. Nr. II. 191 S. 12. (1 Rthl. 2 gr.)

Das Allgemeine, was wir hier von der Entstehung und Ausbreitung, den Einrichtungen und Lehren der Gesellschaft der Philanthropen anführen könnten, ist selbst in Deutschland schon bekannt genug; und wer den Geist wie die Form dieser neuen religiösen Gesellschaft noch näher kennen lernen will, den müssen wir auf das vorliegende Werkchen selbst verweisen. Es findet darin nebst den Grundsätzen und der besondern Einrichtung der religiosen Feste, zum Gebrauche für dieselben eine Sammlung von Reden und Vorlesungen, von Hymnen und Liedern, welche mit der Zeit so vollständig gemacht werden soll, dass eigne Reden und Vorlesungen der Familienhäupter der Gesellschaft nicht nothwendig bleiben. Dies kann gut für Gemeinden seyn, wo es an Männern fehlt, die selbst etwas Mittelmäfsiges aufsetzen können. Denn mehr als mittelmäfsig sind nach unserer Meynung die meisten hier gelieferten Reden und Vorlesungen nicht; und wir haben uns gewundert, dafs in unsern Zeiten bey Gründung einer solchen Gesellschaft nicht etwas Vollkommneres geliefert worden ist. Bey dieser Bemerkung nehmen wir die Hymnen und Lieder aus, die einen erhebenden Schwung haben, ohne schwer zu verstehen zu seyn. Gut ist es, dafs hier neben der Uebersetzung das Original steht. Jene kommt diesem nicht bey. Der Uebersetzer hat sich die Arbeit leicht gemacht, indem er, wie in der Vorrede gesagt wird, der *Treue* und dem Silbenmaafs den Reim aufopfern zu müssen glaubte, und doch häufig weder Leichtigkeit noch Rundung in seine Verse gebracht. Zum Belege hiervon kann folgende Stelle dienen: (Nr. I. S. 70.)

Seiner Stärke ew'ge Dauer	*De sa puissance immortelle*
Nennet und lehret alles uns:	*Tout parle, tout nous instruit*
Ein Tag spricht zum andern Tage	*Le jour au jour la révèle,*
Kündend Nacht zur Nacht von ihr.	*La nuit l'annonce à la nuit*
Dieses stolze Weltgebäude	*Ce grand et superbe ouvrage*
Redet zu uns eine Rede,	*N'est point pour l'homme un langage*
Grofs und mächtig hell und klar;	*Obscur et mystérieux!*
Aus dem angestaunten Baue	*Son admirable structure*
Tönt Natur mit lauter Stimme	*Est la voix de la nature,*
In das Auge des Geschöpfs.	*Qui se fait entendre aux yeux.*

Die Prosa ist im Ganzen besser, hat aber doch manche Mängel. Nr. I. S. 65. schliefst sich z. B. ein Absatz so: *nimm an einen Gott;* und in dem Aufsatze Nr. II. S. 168. steht mehr als einmal *Glück* statt *Glückseligkeit.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Paris*, in d. Verlagshandlung des Magasin Encyclopedique: *Vie de Jean Pikler*, Graveur en pierres fines, *Traduite de l'italien de Jean Gerard de Rossi.* An VI. 48 S. 8. (Prix 15 Sous.) Das Original wurde schon A. L. Z. 1795. Nr. 15. angezeigt. Gegenwärtige Uebersetzung ist laut Vorrede bis S. 14. von dem im Fache der Alterthumskunde rühmlichst bekannten Bürger *Millin;* und das übrige, weil Geschäfte ihn hinderten, von einem seiner Freunde verfertigt. Der Bürger *Dufourni*, Director am *Musée des Arts*, hat einige Noten hinzugefügt, die zum Unterschied von den andern mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet sind. Durchaus herrscht eine leicht fliefsende Sprache, und soviel wir bemerken konnten, ist auch der Sinn der Urschrift nirgends verfehlt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. May 1799.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Rein: *Ueberſicht der praktiſchen Wieſenbehandlung und der Viehzucht*, von *C. H. Boſe*. 1798. 405 S. 8.

Gegenwärtige Schrift macht eigentlich den zweyten Band des vor einigen Jahren von eben dieſem Vf. herausgegebenen *Handbuchs der praktiſchen Landwirthſchaft* aus. Nachdem der Vf. eine Vorerinnerung von richtiger Eintheilung der Grundſtücke vorausgehen laſſen, handelt er I. von den natürlichen Wieſen, wo unter andern geſagt wird, daſs die rechte Zeit des Heumachens auf zweyſchürigen Wieſen bald vor oder bald nach Johannis ſey, und der Vf. giebt zum ſichern Kennzeichen zum Anfang dieſer Heuärnte das Pfennigkraut an, welches auf allen Wieſen zu finden ſey (Rec. hat ſolches nicht auf allen Wieſen gefunden); wenn der Saamen dieſes Krautes, der einem Pfennige nicht unähnlich ſieht, bräunlich zu werden anfängt, ſoll es Zeit ſeyn das Heu zu machen. (Wir übrigen Landwirthe richten uns gern darnach, wenn die meiſten Wieſengräſer in der Blüthe ſind, oder wenn wir nicht mit allen Wieſen fertig werden können, wenn die Gräſer ſpäteſtens zu verkörnen, d. i. Saamen anzuſetzen angefangen haben, weil die Gräſer die meiſten Kräfte verlieren, wenn der Saame reif wird, und ſodann die Grashalme nicht viel beſſer als Stroh ſind.) Die Art und Weiſe Heu zu machen wird ſehr gut angegeben, und die ſogenannten *Strohhauben*, wenn man in der Nothwendigkeit iſt, das Heu auf den Wieſen lange ſtehen zu laſſen, werden beſtens empfohlen. Man macht nämlich eine ſolche Haube von Stroh auf den Schober oder Heuhaufen mit Schoben wie ein Strohdach, die von allen Seiten etwas herunter gehen müſſen, und mit Strohſeilen an einander befeſtigt werden. Damit ſie aber nicht von einem entſtehenden Sturme weggeführt werden; ſo müſſen einige ordentlich wie Zöpfe geflochtene und perpendicular herunterhängende Strohſeile daran angebracht werden, woran man unten Steine bindet, und durch die dadurch verurſachte Schwere allen Winden troz bietet, daſs die ſo verwahrten Schober Monate hindurch auf der Wieſe können ſtehen bleiben, ohne daſs ſie naſs werden und Schaden leiden. II. *Künſtliche Wieſen*, wozu unter mehrern Wurzelgewächſen auch die Runkelrüben gerechnet werden. Um ſolche gröſser wie gewöhnlich zu erziehen, ſoll das zubereitete Ackerſtück gegen das Ende des Aprils zur Saat ſo tief als möglich gepflüget, geeget, gewalzt, und die Runkelrübenkörner, nachdem mit dem Krautſtriche Linien gezogen worden, einzeln in jedes Loch, wie ſie ſtehen bleiben ſollen, geſteckt werden; den Sommer hindurch werden ſie, ſo oft ſich Gras zeigt, mit der Hacke etwas geſchärft, aber nicht ordentlich behackt. (Dieſe Bauart ſey denen empfohlen, welche mit gedachter Rübe auf Syrup und Zucker nunmehr ſpeculiren.) III. *Viehzucht*. Im erſten Abſchnitt kommen die *Pferde* vor, deren Kenntniſs und Fehler ſehr gut dargeſtellt werden. Die wider manche Pferdekrankheiten vorgeſchriebenen Mittel ſind wohl nicht für den gemeinen Landmann, weil ſie zu ſehr zuſammengeſetzt, indem ſie 8 — 10 — 12 — 14 Species enthalten, und daher auch nicht wohlfeil ſind. Unter ſo vielen Zuſammenſetzungen wird man immer fragen: welches kann hier das eigentliche Specificum ſeyn; welche Species können aus dem Recepte wegbleiben, und wenn ein Simplex nicht zureicht, welches oder welche wenige wären ihm noch beyzufügen? Der zweyte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit den *Zugochſen*. Hier werden die Gründe, in wiefern Ochſen und Pferde einander bey der Feldarbeit vorzuziehen oder nicht, gut auseinandergeſetzt, und nach Beſchaffenheit der Oerter und Umſtände entſchieden. Da aber die Ochſen auf verſchiedene Art angeſpannt werden; ſo wird diejenige, die mittelſt einer Art von kleinem Kummet geſchieht, allen andern in nichtgebirgigen Gegenden billig vorgezogen, weil der Ochſe ſeine meiſte Stärke in der Bruſt und in den Schultern hat. Die *Rindviehzucht* macht den dritten Abſchnitt aus. Das warme Saufen der Kühe will der Vf. dem kalten Saufen vorziehen, weil jenes mehr auf die Milch wirken ſoll. Schwächt aber nicht wohl warmes Getränke den Magen der Thiere eben ſowohl, als den Magen der Menſchen? Daſs die angeblichen Vortheile der Viehweide von denen der Stallfütterung weit übertroffen werden, wird nach gerade unter uns Landwirthen wohl allgemein zugeſtanden, wenn man nahe fette Viehweiden, Holländereyen oder Koppelweiden, wie in Hollſtein, Jütland u. ſ. f. ausnimmt; und es iſt nicht zu leugnen, daſs die hollſteiniſche Butter beſſer als die von unſerer Stallfütterung ſchmeckt, ſo wie alles Rindfleiſch von den Fettweiden ungleich niedlicher iſt und beſſer ſchmeckt, als das von im Stalle gemäſtetem Rindviehe. Wenn Viehſeuchen ſich hervorthun, ſoll nach S. 225. zur Vorbauung ſämmtlichem Viehe viel Blut aus der Lungenader weggelaſſen, und dabey jedem erwachſenen Stück Viehe ½ Pfund *Antimonium*

crudum dergeſtalt im Saufen mit etwas Schrot nach und nach gegeben werden, dafs jedem Stücke einen Morgen um den andern 1 Loth beygebracht, den Abſetzekälbern aber die Doſis nach Maafsgabe ihres Alters kleiner gegeben werden. Zugleich ſollen die Ställe Morgens und Abends mit Wachholderbeeren oder dergleichen Holz wohl geräuchert werden. Ueber das Einimpfen der Viehſeuche, welches beſonders im Strelitziſchen Meklenburg mit ſo gutem Erfolg erfunden und ausgeübt worden, fodert der Vf. S. 256. alle Landwirthe und Viehärzte auf, die Verfahrungsweiſe, die ihm und ſeiner Gegend zur Zeit noch unbekannt iſt, anzuzeigen. Rec. weifs das Verfahren aus dem Munde eines dortigen Landraths, welcher mit eigener Hand an eigenem und fremden Rindvieh ſehr glücklich dieſes Inoculiren verrichtet hat, und ſich als den Erfinder davon angab. Er hatte nämlich an einer ſiechenden Kuh am Euter Blattern gefunden, und hievon gleich den Schluſs gemacht, dafs die Seuche wohl wie eine Blatternkrankheit der Menſchen zu behandeln ſeyn könne. Das Verfahren iſt meiſtens ganz einerley mit dem Inoculiren der Schafpocken, wovon das mehrere in dem erſten Bande der Annalen der königl. Societät der ökonomiſchen Wiſſenſchaften zu Potsdam zu finden iſt. Der vierte Abſchnitt handelt von den *Schafen*. Wider diejenigen, welche von einer gegebenen Anzahl zweyſchüriger Schafe mehr Wolle, als von gleicher Anzahl einſchüriger Schafe zu bekommen vorgeben, erklärt ſich der Vf. für die letzten, und führt ſeine eigenen Erfahrungen dafür an, vermöge welcher ihm die einſchürigen Schafe mehr Wolle gegeben haben. Das Verſtutzen der Schwänze bey weiblichen Lämmern wird getadelt. Es dient aber doch den Schafern dazu, dafs ſie gleich dergleichen Lämmer und Schafe herausfinden können, wenn ſie unter dem männlichen Haufen ſich eingemengt haben. Das Nichtmelken der Schafe wird mit Recht angeprieſen. Eine Hauptregel bey der Schafzucht ſoll ſeyn und bleiben, lieber nach Maafsgabe des jährlich zu gewinnenden Futters, etwas Schafe zu wenig, als zu viel zu halten, damit man nie in Verlegenheit komme, dieſe vielen Schafe in ſchlechten Jahren darben zu laſſen, und dadurch ſowohl in der Wollnutzung als auch in der Beſchaffenheit der zu erzielenden Nachzucht merklich zurück zu kommen. Den Commentar hierüber mag das gegenwärtige Jahr abgeben, da es bereits im März ſo vielen Schafen an Futter fehlte, und ſolches ſehr theuer eingekauft und zuſammengeſucht werden mufste, wodurch denn die Schafereynutzung des gegenwärtigen Jahrs wo nicht ganz, doch zum Theil, verloren geht. Der fünfte Abſchnitt iſt der *Schweinezucht* gewidmet, und es wird behauptet, dafs die Schweine nützliche und in einer wohleingerichteten Landwirthſchaft unentbehrliche Thiere ſeyn; eine Behauptung, welche von allen Landwirthen unterſchrieben werden mufs. Wenn eine Sau gehörig behandelt wird, ſo hat man von ihr, die Düngung abgerechnet, eben ſo viel, und noch mehr Nutzen, als von einer Kuh, wobey aber freylich das Locale in Anſchlag zu bringen iſt. Die *Ziegenzucht* im ſechsten Abſchnitte gehört für Gebirgsgegenden, wo es erlaubt iſt, Ziegen zu halten. In der Milchnutzung werden zwey gute Ziegen einer ſchlechten Kuh gleich gerechnet. Wären nur die Ziegen nicht den Waldern, Baumpflanzungen und Gärten ſo gefährliche Thiere! Indeſs ſind ſie leicht auch ohne Weide zu erhalten. Wenn man ſie auf wohl verwahrten Höfen frey herum gehen läſst, ſuchen ſie ſich ihr Futter überall auf, und man darf ihnen nur dabey im Sommer mit grünen, belaubten, im Winter aber mit aufgetrockneten, Baumzweigen zu Hülfe kommen, wie ſie denn keine grüne Gewächſe aus den Küchengärten zu verſchmähen pflegen. Sie machen ſich durch ihre Milch, Käſe, Haut und Haare gut bezahlt. Nach dem ſiebenten Abſchnitte vom *Hausgeflügel* macht der achte von der *Viehmaſtung* den Beſchluſs, wo die Hauptregel vorangeſtellt wird, dafs man Vieh in ſeinen beſten Jahren zum Mäſten nehmen ſolle, weil das alte Vieh ſich nicht ſo gut mäſtet, und viel langſamer zunimmt, und was noch dazu kömmt, weniger gutes ſchmackhaftes Fleiſch giebt. Bey der Federviehmäſtung iſt nicht zu vergeſſen, dafs ſie nur da im Groſſen mit Nutzen zu betreiben iſt, wo man wegen der Nähe einer groſsen reichen Stadt der Abnahme und guter Bezahlung gewifs ſeyn kann, oder wo man bey der Entlegenheit von ſolchen Städten auf die Aufkäufer rechnen kann, welche das gemäſtete Federvieh um bekannte gute Preiſe abholen, oder wo man in Kundſchaft mit groſsen Hotels oder Speiſehäuſern ſteht, welchen zu aller Zeit auf Wagen das Geflügel zugeführt werden kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Vf. und b. Bohn u. Hofmann: *Communionbuch* für alle ſolche, welche wahre Erbauung und bleibenden Nutzen vom Genuſſe des Abendmahls zu haben wünſchen, von *Hermann Rentzel*, Pred. an S. Jacobi in Hamburg. 1799. 144 S. 8.

Durch dieſes Buch wollte der Vf. einem zwiefachen Bedürfniſs ſeiner Gemeinde abhelfen. Erſtens bemerkte er, dafs ſchlechte Communionbücher immer von den Aeltern auf die Kinder forterben, und dafs beſſere nicht wohl anders einzuführen ſind, als wenn man ſie den Confirmanden ſchenkt. Hiezu konnte er aber leichter mitwirken, wenn er ſelbſt eins ſchrieb, als wenn er ſo viele Bücher hätte kaufen müſſen. Zweytens fand er, dafs bey vielen Gliedern ſeiner Gemeinde die Berichtigung ihrer Religionsbegriffe durch Predigten nicht recht gedeihen wolle, und glaubte, dafs ein hiezu eingerichteres Buch wirkſamer zu dieſer Abſicht ſey, wenn es *öfter* geleſen werde; und um öfter geleſen zu werden, müſſe es ein Communionbuch ſeyn. Er beſtimmte daher dieſes Buch nicht blofs zu Weckung heilſamer Empfindungen für den Tag der Communion, ſondern

wollte

wollte auch den vornehmſten Volksirrthümern in der Religion entgegenarbeiten, und einigermaſsen das erſetzen, was im gewöhnlichen Jugendunterrichte des gröſstentheils ſeiner (und gewiſs auch mancher anderer) Gemeinde mangelhaft geblieben war. Hieraus, und aus dem in der Zuſchrift an ſeine Gemeinde geaufserten Wunſche, daſs wohlhabende Herrſchaften dieſes Buch für ihre Dienſtboten kaufen möchten, ergiebt ſich, auf welche Claſſe von Leſern der wohlmeynende Vf. ſein Augenmerk zunächſt gerichtet habe. Die Bedürfniſſe dieſer Claſſe und die angezeigte ſpecielle Abſicht haben den Inhalt, die Behandlungsart und den Vortrag beſtimmt, und die Belehrungen ſind, wie billig, an diejenigen Vorſtellungsarten von religiöſen Gegenſtänden ſo viel möglich angeknüpft, die man bey dieſer Gattung von Leſern vorausſetzen muſs. Unnütze dogmatiſche Speculationen und myſtiſche Spielereyen ſind vermieden, alles iſt in den praktiſchen Geſichtspunct geſtellt, und den gewöhnlichſten Vorurtheilen und Miſsverſtändniſſen wird entgegengearbeitet. Den Anfang machen Belehrungen, über die Abſicht und den Nutzen des Abendmahls, über die zur würdigen Feyer deſſelben erfoderlichen Geſinnungen und die Art, wie wir dieſe in uns hervorbringen können, über die Wirkungen des würdigen Genuſſes deſſelben, und wie wir es anzufangen haben, daſs dieſe Wirkungen erfolgen, über die Wichtigkeit der Confirmation und des erſten Genuſſes des Abendmahls, über die Beichte u. dgl. Hierauf folgen kurze Betrachtungen zur Unterhaltung der Andacht am Communiontage. Den Beſchluſs machen einige Gebete, Beichtformeln und Geſänge. Rec. wünſcht nicht nur, ſondern glaubt auch hoffen zu dürfen, daſs die gute Abſicht des Vfs. bey vielen, denen er ſein Buch beſtimmte, werde erfüllt werden. Nur hätte der Ausdruck, um auch ſelbſt Leſern aus den niedern Ständen durchaus verſtändlich zu ſeyn, hin und wieder noch etwas mehr Popularität, und einige Gebete und Formulare hätten noch etwas mehr Herzlichkeit und Wärme haben können.

Flensburg, b. Jäger: *Sonntags-Blatt für Wahrheitsfreunde.* 1797. 208 S. 8. (16 gr.)

Bey dem lobenswürdigen Eifer des Herausgebers dieſer Wochenſchrift (er unterſchreibt ſich im erſten Stücke *Greif*): wahre Aufklärung in ſeinem Wirkungskreiſe auszubreiten; bey ſeinem edeln Muthe, auch verjährte, und durch ihr Alter geheiligte religiöſe Vorurtheile, wenn ſie (wie z. B. der Wahn von gänzlicher Untüchtigkeit des Menſchen zu allem Guten) der Sittlichkeit nachtheilig ſind, mit den Waffen der Wahrheit zu bekämpfen; und bey dem ſonſtigen Werthe der hier gegebenen Belehrungen — überſehen wir ihm gern eine willkürlich gewählte Rechtſchreibung, die wir nicht für die *rechte* erkennen können. Auch verzeihen wir ihm die — freylich in einigen Stücken auffallende Nachläſsigkeit in Anſehung des Stils. Aber den Mangel an Uebereinſtimmung in den Hauptgrundſätzen der Sittenlehre *muſs* er künftig vermeiden, ſofern er durch wahre Aufklärung nützen will. Wenn in einem und demſelben Buche die Tugend bald bloſs als Mittel zur Glückſeligkeit empfohlen; bald aber wieder (mit oft wörtlicher Benutzung der — von dem Herausgeber nicht genannten — *Vorleſungen über die Pflichten und Rechte des Menſchen*, von *Becker*) auf das Geſetz der Vervollkommnung Rückſicht genommen wird; dann wieder (mit oft wörlicher Benutzung der von dem Herausgeber nicht genannten *allgemeinen Religion*, von *Jakob*) die Grundſätze der kritiſchen Philoſophie aufgeſtellt und nun dieſe verſchiedenen Vorſtellungsarten nicht mit einander verglichen, näher beſtimmt und erläutert, allenfalls ſich einander untergeordnet, ſondern als gleich wahr neben einander aufgeſtellt werden; ſo kann unmöglich der Zweck einer lichten und gründlichen Belehrung auf dieſe Art, am wenigſten bey Leſern, für welche der Vf. das Sonntagsblatt zunächſt ſchreibt, erreicht werden.

Pförten, b. Brückner: *Gedanken über die Reden Jeſu*, nach dem Inhalt d. evangel. Geſchichte von *Alex. Gottlieb Baumgarten*, Profeſſor d. Philoſophie zu Frankfurt a. d. Oder. Herausgegeben von *F. G. Scheltz*, Paſt. primar. zu Sommerfeld, und *A. B. Thiele*, Paſtor zu Rathſtock u. Harbenow bey Küſtrin. *Erſte Abtheilung.* 1796. 240 S. *Zweyte Abtheilung.* 1797. 247 S. 8.

Eine für unſere Zeiten völlig unbrauchbare Schrift. Die Herausgeber hätten beſſer für die Ehre des Mannes, dem eigentlich das Buch gehört, ſo wie auch für ihre eigene geſorgt, wenn ſie mit demſelben ganz zurückgeblieben wären. *A. G. Baumgarten* war ein zu guter Kopf, als daſs er heut zu Tage noch dergleichen Sachen, wie man hier lieſt, hätte behaupten ſollen. In jenen Zeiten, da er lebte, war es freylich von ihm ganz conſequent, daſs er ſich zur beſſern theologiſchen Partey, nämlich zur pietiſtiſchen, hielt. Jene Zeiten ſind vorbey, und mit ihnen alles, was auf ſie ſich näher bezog. *Neumeiſter's* Predigten finden heut zu Tage ſo wenig Leſer, als *Aug. Hermann Franken's* Schriften, und ſo hätten auch dieſe erbaulichen Gedanken über die Reden Jeſu — denn weiter ſind ſie nichts — immer ungedruckt bleiben können. Die Vorrede zeigt übrigens noch auf andere Art die Anhänglichkeit der Herausgeber an das alte Syſtem; ſie haben es hier vorzüglich mit Hn. *W. A. Teller* zu thun, und vertheidigen gegen ihn die kirchliche Dreyeinigkeitslehre.

Hamburg, b. Wörmer: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Feſttäglichen Evangelia und andere bibliſche Texte*, von *Rudolph Janiſch*, Paſt. an d. Hauptk. zu St. Cathar. und Scholarchen in Hamburg. Erſter Jahrgang. 1797. 308 S. 8. (20 gr.)

Die Zuhörer des Vfs., welche er durch dieſe Entwürfe in den Stand ſetzt, die von ihm gehörten Predigten nochmals in einſamer Stille zu wiederholen,

werden davon den vorzüglichsten Nutzen haben. Und für diese Zuhörer sind seine Entwürfe zunächst bestimmt. Doch sind einige derselben so reichhaltig an guten, gröfstentheils wohl geordneten, Gedanken, dafs sie auch andere, die des Vfs. mündlichen Vortrag darüber nicht hören konnten, mit Nutzen lesen werden. Dafs sie alle von vorzüglichen Werthe seyn sollten — welcher billige Richter könnte diese Foderung an einen Mann machen, welcher durch seine Lage genöthigt wird, in jeder Woche einen und oft mehrere Auszüge von Predigten drucken zu lassen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Dresden*, in d. Waltherschen Hofbuchh.: *Unterricht und praktische Anleitung zum Strafsenbau.* 1798. 5 Bog. med. 8. (6 gr.) Die Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes für die Commercien und für die Gewerbe überhaupt, und die bey aller Kürze so deutlichen Bestimmungen der hier vorgetragenen Grundsätze erhöhen den Werth dieser Schrift, welche durchaus einen Sachkundigen zeigt und glücklicher Weise zu einer Zeit erscheint, wo der Bau guter Landstrafsen und deren Unterhaltung in verschiedenen deutschen Staaten mehr als ehemals, mit dem rühmlichsten Eifer, aber auch nicht selten mit grofser Unkunde betrieben wird.

Nachdem der Vf. in der Einleitung die Schwierigkeiten, welche mit dem Strafsenbaue mehr als mit allen übrigen Arten der Civilbaue verknüpft sind, aufgezählt, und die Haupterfoderniffe zu jenem Baue festgesetzt hat, sucht er seine Anweisung über das dabey in allen Theilen zu beobachtende Verfahren unter 29 Abfatze zusammen zu fassen. Die ersten fünf hievon betreffen die nöthigen vorbereitenden Anstalten, nämlich die allgemeine Berichtigung der Gegend, wo die Strafse an- oder hinverlegt werden soll, die Ausstreckung der Strafse, die Verpfahlung und Vorbereitung zum Auftreiben und Planiren, die Ausmessung und die vorgängige Wegschaffung der dem vorhabenden Baue hinderlichen Gewässer und Moraste etc. Von dem Baue selbst enthalten die folgenden 11 Abfatze genaue Belehrungen über das Planiren auf dem Grunde der Strafse, über die Böschung eines Erdbaues, über das Auftreiben einer Strafse, über die Planie (erste Wölbung), über die Seitengraben, über die Abzugsgraben und die Graben überhaupt, über die zum Strafsenbaue schicklichen Materialien, z. B. Steine, Kies, Sand und Holz. Hiernächst wird in 6 Abfätzen von dem Unterschiede der Strafsen in Rücksicht auf die Materialien, womit sie erbauet werden, von der Anlegung und dem Baue der Heer-, Commercial- und Poststrafsen, deren Breite, Krümmen, Wendungen, Zusammenstofs und Durchkreutzungen insonderheit, von der Structur der Chaussäen von zerschlagenen Steinen, der gepflasterten Strafsen und Steindamme, der mit Kiese vorgerichteten Dämme und Strafsen und der Sanddämme gehandelt. Sodann folgen in 3 Abfätzen besondere Vorschriften über die Ausstreckung und Anordnung der Strafsen an Bergen und in holen Wegen, über die Verbreitung alter schmaler Dämme und deren Verbindung mit neuen Dämmen und über die vorzurichtenden Schleusen und Brücken: worauf in den letzten 4 Abfätzen von der Unterhaltung der Chaussäen, der gepflasterten Kies- und Sandstrafsendamme, von den Mitteln, wodurch alte ungebauete Strafsen in einen erträglichen Zustand gesetzt werden können, von dem bey dem Strafsenbaue üblichen Maafse und vom Verdingen und den zur Beförderung der Erdarbeit dienlichen Vortheilen gehandelt wird.

Ueber alles, was zu einem tüchtigen und dauerhaften Strafsenbaue, in Absicht der Anlage, Ausführung und Aufsicht überhaupt und in jedem einzelnen Theile, erfoderlich ist, finden hier diejenigen, die mit diesen Angelegenheiten zu thun haben, deutliche und nützliche Belehrungen. Besonders ist dasjenige genau bestimmt, worauf es bey der ersten Grundlage bey den Grabenziehungen, Brücken und Schleusen, und bey den herbeyzuschaffenden Materialien, nach ihrer Menge, Tauglichkeit und Anwendung, hauptsächlich ankommt. Gegen manche Lehrsatze mufs indefs Rec. Einwendungen machen. Dahin gehört die Anweisung (S. 14.), dafs der Rand zwischen der Böschung der Strafse und dem Seitengraben, nach der Beschaffenheit des guten oder schlechten Bodens, 12 *Zoll* und mehr breit seyn soll, dies ist eine viel zu unbestimmte Angabe, auch diese Breite *in jedem Falle* viel zu gering. Ein so schmeler Rand würde, zum gröfsten Nachtheile der Dauerhaftigkeit der Strafse, sehr bald vom Regenwasser in den Seitengraben herabgespühlt und besonders von den über die Strafse getriebenen Viehheerden niedergetreten werden. Allemal ist es daher nöthig, diesem Rande auf einem lockern sandigen Boden eine Breite von 4 bis 5 Fufs, auf einen festern Boden aber von 3 bis 4 Fufs zu geben, wodurch die Haltbarkeit der Strafse verstärkt, und zugleich den Fufsgängern der nöthige Platz verschafft wird, auf dem sie den Spannwerken auf der Strafse ausweichen, und ihre Wanderschaft ungehindert fortsetzen können. Eben so wenig kann Rec. die Besetzung der Dämme an den Seitengraben *mit dichten Weiden* (S. 19.) für rathsam erkennen. Hiedurch soll nämlich der heftige Stofs des abzuleitenden Wassers gegen die Seitenwände des Grabens gehemmt und das Unterwühlen dieser Wände verhütet werden. Dies bewirken freylich die in den Graben hineingedrungenen Wurzeln jener Bäume, aber damit ist zugleich das baldige Verschlammen des Grabens, das Aufwühlen seiner Sohle, Vertiefungen darin, und daher eine schädliche Hemmung des Abflusses verbunden. Auch würden diese Bäume der (S. 63.) richtig gegebenen allgemeinen Regel gänzlich entgegen seyn, nach welcher alle Bäume und Sträuche in der Nähe der Strafsen weggeschafft werden müssen, weil sie das Abtrockenen derselben durch ihren Schatten und den gehemmten freyen Durchzug der Luft verhindern. Da die Eisenschlacken, nach der richtigen Bemerkung (S. 63.) *weder faulen, noch vom Wasser* (noch von Luft) *aufgelöset werden*; so können sie auch nie, wie doch ebendaselbst behauptet wird, sich in Schlamm verwandeln, und geben allerdings, selbst alsdann noch, wenn sie vom Fuhrwerke zermalmet sind, den Strafsen eine feste Bedeckung: wovon häufige Beweise am Unterharze vorhanden sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1799.

GESCHICHTE.

London, b. Longman: *Biographical, Litterary and political Anecdotes of several of the most eminent Persons of the present age never before printed.* 1797. Vol. I. 408. Vol. II. 373. Vol. III. 410 S. 8. (9 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieſer Anekdoten dürfte auſser England nicht viel Leſer finden, und auch dort wohl wenige, diejenigen ausgenommen, welche durch das Verſprechen des Titels getäuſcht werden, hier ungedruckte Anekdoten von den angeſehenſten Perſonen unſers Zeitalters zu erwarten. Auſser einzelnen Briefen der hier auftretenden Perſonen, die wir als ungedruckt annehmen wollen, ob ſie gleich wohl in dem zahlloſen Schwall politiſcher Flugſchriften und Blätter vorhanden ſeyn können: (ein groſser Theil der *ſcarce tracts* in Franklins Anekdoten iſt es wirklich, wie wir unten zeigen werden:) ſind die meiſten hier ohne Plan zuſammen geraffte Nachrichten, aus Parlements-Debatten, längſt vergeſſenen Pamphlets und Zeitungsaufſatzen gezogen, auch wohl mit Stellen aus Junius Briefen, und andern allgemein bekannten Schriften aufgeſtutzt. Angeſehene und wirklich berühmte Perſonen wie der Herzog von Grafton, Sir Horaz Walpole, Lord Mansfield, Graf Temple, der Miniſter Grenville, Lord G. Germain, Benj. Franklin werden hier zwar vorgeſtellt, wie ſie in beſondern Verhältniſſen handeln, oder ihre Plane auszuführen ſuchten; aber neues Licht weiſs der Vf. nicht auf ihren Charakter zu werfen; das allgemeine Urtheil wird hier nur durch willkürlich ausgehobene Documente beſtätigt, von denen viele ihres geringfügigen Inhalts wegen die Ehre der Wiedererweckung nicht verdienen, und häufig die auffallendſte Parteylichkeit zur Schau tragen. Andere in dieſen Anekdoten auftretende Britten waren, wie Dr. Butler, Serjeant Adair, Sir Grey Cooper, der Biſchof von Oſſory, Sir James Caldwell und andere, wegen ihrer Stellen, und nähern oder entferntern Verbindung mit den Miniſtern und Führern der Staatsparteyen weiland allen Zeitungslesern bekannt. Allein oft weiſs der Vf. von ihnen nichts weiter zu berichten, als daſs ſie an verſchiedenen ehemals geleſenen Pamphlets Antheil hatten. In Schriften dieſer Art iſt der Vf. ſehr beleſen; allein anſtatt die Handlungen ſeiner Helden aus einzelnen Zügen der für oder wider ſie gedruckten Flugſchriften aufzuklären, rückt er dieſe lieber ganz ein, oder entlehnt daraus ſo lange Auszüge, daſs der Leſer am Ende vergiſst, zu welchem Zwecke ſie wiederholt ſind. So werden in den von den Lords Mansfield und Camden mehrere unbedeutende Proceſſe oder Differenzen zwiſchen ihnen und den andern Oberrichtern, bey Zeugenverhören, und Entſcheidungen ſeitenlang ausgehoben. Eigentlich iſt es dem Vf. nur darum zu thun, längſt vergeſſene Aufſätze gegen das Brittiſche Miniſterium, und die ſo oft wiederholten Klagen und Beſchwerden der Oppoſitionspartey wieder im Umlauf zu bringen. Daher beſchäftigt er ſich vorzüglich zu zeigen, welche Flugſchriften dieſem oder jenem berühmten Namen gehörten. Oder haben Miniſter an ſolchen Federkriegen Theil genommen, ſo liefert er Auszüge aus den gegen ihre Perſon, Grundſatze und Handlungen verbreiteten Broſchüren, zeigt, wie ſie dergleichen Angriffe ſelbſt zu widerlegen ſuchten, oder andere vermochten, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

Wir haben bereits die meiſten hier behandelten Perſonen namhaft gemacht, auſser dieſen hat der Vf. auch einiges über Hn. *Wedgwood*, die Hrn. *Burkes*, von denen der verſtorbene *Edmund* der berühmteſte war, und Hr. *Knox*, ehemaligen Secretair bey Lord Germaine, erfahren. Am längſten haben ihn Lord *Mansfield* und Hn. *Franklin* beſchäftigt, daher die Nachrichten von beiden den gröſsten Theil des Werks ausmachen. Doch nicht immer ſchränkt ſich der Vf. auf einzelne berühmte Perſonen ein. Im erſten Bande ſind auch Bemerkungen über andere Gegenſtände notirt, wie die Debatten im Irländiſchen Parlement 1768, um die Sitzungen deſſelben auf ſieben Jahre abzukürzen, oder die Beurtheilung der trefflichen *Memoires of Greatbritain and Ireland* des Hn. Dalrymple. So wenig die Veranlaſſung jener Irländiſchen Debatten, wodurch die Geſtalt des Parlaments in Dublin verändert ward, als die Folgen dieſes Vorgangs werden darſtellend auseinander geſetzt. Das ganze Geſchäft iſt, wie alle hier vorkommende Artikel, ſehr einſeitig dargeſtellt, der Gegenſtand keinesweges erſchöpft, und ſtatt aller Aufſchlüſſe erfolgen Stellen aus Foxe's Parlamentsreden, und Verunglimfungen des Brittiſchen Miniſteriums. Doch beyläufig enthält dieſer Aufſatz einige nicht bekannte Anekdoten über die geheime Geſchichte der Union Schottlands mit England, welche wir bey keinem Geſchichtſchreiber dieſer merkwürdigen Begebenheit gefunden haben. Nach der gewöhnlichen Meynung erhielt zwar der Graf von Glasgow von der Engliſchen Regierung 20,000 L., um die Häupter der Gegenpartey für die Vereinigung mit England zu gewinnen, daſs er dazu aber nicht mehr, als 8000 L.

brauchte. Hier hingegen wird gezeigt, dafs die ganze Summe bey diefen Unterhandlungen aufgegangen, dafs der Herzog von Queensberry, als Königlicher Commiffarius davon allein 12,325 L. erhalten haben, und wie viel unter die übrigen vertheilt worden. Der Antheil der Grafen von Balcarris und Roxburgh war 500 L., des Herzogs von Montrofe 200, der Lords Forfer, Frazer, Forbes etc. für jeden 100 L. und der Burgermeifter von Wigtoun arbeiteten für 25 L. zum Beften der Union.

Lefer, die ein neues Buch nicht mit grofsen Erwartungen und Anfprüchen in die Hand nehmen, und nicht ermüden, wenn ihnen auch die Hälfte oder der gröfste Theil einer dem Titel nach anziehenden Schrift weder Unterhaltung noch Unterricht gewährt, werden ftellenweife ihren Zeitverluft auf ähnliche Art belohnt finden. Z. B. die Briefe, welche Hr. Hutchinfon, Gouverneur von Maffachufets, 1768 über die Stimmung und Grundfätze der Amerikaner nach England fchrieb, die hernach in die Hände des Dr. Franklin kamen, und in Amerika fo viele Bewegungen erregten, waren an Hn. Whateley, Secretair von Lord Grenville, nach unfern Vf. gerichtet. Nach deffen Tode kamen fie 1773 in fremde Hände, und auf diefe Art erhielt fie Hr. Franklin, der fie nachher in Boftan drucken liefs. Lord Germaine wird wegen feines Verhaltens bey der Schlacht bey Minden in Schutz genommen. Der Herzog Ferdinand, heifst es hier, war fchon vorher mit ihm zerfallen, weil Lord Sackville fich der Raubfucht des Oberbefehlshabers widerfetzt hatte. Diefe ungereimte Befchuldigung und mehr dergleichen jeden Unparteyifchen empörende Schmähungen und Ausfälle in den übrigen Aufsätzen, wie gegen den Grafen Brühl in London, möchten dem Vf. fchwer zu erweifen feyn. Von gleicher Befchaffenheit ift fein Urtheil über Dalrymple's mit Recht allgemein gefchätzte Memoiren über Grofsbrittannien und Irland. Die dem Werk angehängten Quellen und Beweife werden für untergefchoben erklärt. Lord Mansfield foll bey der Ausarbeitung hülfreiche Hand geleiftet haben. Die handfchriftlichen Nachrichten, welche Hr. D. zu feiner Gefchichte vom Bureau der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhielt, find unächt; fonft würden fie Carte und Hume, die Zutritt zu eben diefem Archive hatten, wohl benutzt haben. Bey dem ganzen Werk liegt eine politifche Abficht zum Grunde, dies glauben wir gerne, fo feicht oder feindfelig wir auch feine Einwürfe gegen Dalrymple's Glaubwürdigkeit halten. Er wollte durch Beyfpiele voriger Zeiten die Bewegungsgründe und Abfichten der fogenannten Volksfreunde und Freyheitsprediger zeigen, und dafs fie unter dem Vorwande das Befte der Nation zu bewirken, nur für ihr eignes forgten.

Wir haben fchon vorher bemerkt, dafs der Artikel über Dr. Franklin einer der ausführlichften diefer Sammlung ift; wir müffen aber noch hinzufetzen, auch einer der belehrendften. Freylich ift ein beträchtlicher Theil der hier als ungedruckt eingefchalteten Papiere längft in *Franklin's Political Mifcellaneous Pieces. Lond.* 1779. Oct. erfchienen. Aber andere hier gefammelte Nachrichten verdienen unfers Bedünkens mit Recht die Ueberfchrift *never before printed*. Sie betreffen vorzüglich die gleich 1763 in England entworfene Errichtung neuer Gouvernements in den damals noch unbebauten weftlichen Ländern von Nordamerika, Hn. Franklin's Plan, in Gefellfchaft anderer die Länder am Ohio, oder wo gegenwärtig Kentucky liegt, als eine neue Provinz zu bevölkern, und aus welchen Gründen das Brittifche Handelscollegium (*Board of trade and plantations*) dergleichen neue Anlagen, als fchädlich für Grofsbrittannien und deffen ältere Colonien betrachtet.

Nachdem Canada vom Franzöfifchen Hofe an England abgetreten war, entwarf das Londner Miniftérium mancherley Plane diefe ungeheuern Wüfteneyen zu benutzen. Lord Hillsborough wollte eine Grenzlinie von Hudfonfluss bis zum Miffiffippi ziehen, um die Länder der Colonien von den Jagdplätzen der Wilden zu fcheiden. Späterhin wollte die Krone drey neue Gouvernements in diefen Wildniffen errichten, eins bey Detroit zwifchen dem Huron und Erinfee, das andere im Lande der Illinois, und das dritte am Ohio; fie kamen aber nicht zu Stande, weil man Händel mit den Wilden befürchtete, oder das Locale nicht gehörig kannte. Unterdeffen liefsen fich viele Bewohner der füdlichen Colonien damals fchon in den fruchtbaren Gegenden jenfeits der Alleghanygebirge nieder, und Penfylvanien hatte durch ähnliche Auswanderungen, in diefen von den Wilden erhandelten Wüften einen neuen Diftrict die Grafffchaft Bedford erhalten. Doctor Franklin nebft einigen angefehenen Häufern in London wollten 1770 auf ähnliche Art eine neue Colonie am Ohiofluss gründen. Dies ward ihnen unter andern aus folgenden Urfachen vom Handelscollegium abgefchlagen. Diefer Diftrict läge fo weit landeinwärts, um allen Handel mit Grofsbrittannien unmöglich zu machen. Dadurch würden die Brittifchen Fifchereyen nicht befördert, und wenn jene Gegend auch Schiffholz lieferte, könnte dies doch wegen der Entfernung nicht bis zur Seeküfte gebracht werden. Aus Mangel an Handelswaaren würden die Einwohner Manufacturen zum Nachtheil der Brittifchen anlegen, und fich gar von Grofsbrittannien unabhängig machen. Dergleichen fchwache von einem Brittifchen Departement kaum zu erwartende Gründe, werden hier von Hn. *Fr.* fehr bündig widerlegt, und er zeigt in einen befondern Pamphlet, von dem nur fünf Exemplare vertheilt feyn follen, dafs der Bericht des Handelscollegiums gegen alle Gefchichte, und das bisherige Verfahren in den Pflanzftädten ftreite.

Der dritte Band enthält die verfchiedenen Zeitungsaufsätze und fliegenden Blätter, auf welche der Vf. fich in den Anekdoten zuweilen beruft. Es find in allen achtzehn von fehr verfchiedenem Inhalt. Einige befchreiben Duelle, die Lord Germaine

und andere mit ihren Antagoniſten fechten; andere lobpreiſen oder tadeln die Handlungen der in den vorigen Bänden aufgeführten Perſonen, oder behandeln politiſche Gegenſtände. Wunder nimmt es uns, daſs der Vf. nur einen Anhang ſtatt einer Reihe von Bänden drucken laſſen. An Stoff konnte es ihm bey der unendlichen Menge ähnlicher Flugſchriften nicht fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Feliſch: *Teufel Asmodi Hinkebein und ſein Befreyer in England. Eine Fortſetzung des lahmen Teufels von le Sage. Nach dem Engliſchen. Erſter Theil.* 1793. 319 S. *Zweyter Theil.* 1793. 339 S. 8.

Man erinnere ſich aus des *le Sage diable boiteux*, daſs Cleofas von ſeinem aus den Banden eines Zauberers befreyten, hölliſchen Freunde, mit der geheimen Geſchichte Madrids bekannt gemacht wird, daſs dieſer ihm eine liebenswürdige Gattin verſchafft, aber hierauf von dem Zauberer durch unwiderſtehliche Beſchwörungen in ſein Gefängniſs zurückgebannt wird. Cleofas befreyt ihn, ſo dichtet unſer Vf., noch einmal und auf immer aus ſeinem gläſernen Kerker, und als nach einer neunjährigen Verbindung der Tod dem erſten ſeine Seraphine raubt, machen die beiden Freunde, zur Zerſtreuung des Witwers, eine Reiſe nach England, wo nun Asmodi den Spanier eben ſo mit den Scenen von London bekannt macht, wie dies vorher mit der Hauptſtadt ſeines Vaterlands der Fall war.

Dies iſt die Idee, welche dieſer Fortſetzung zum Grunde liegt: ſie erſchien in Verbindung mit einer neuen Ueberſetzung des *diable boiteux* im Jahre 1790 unter dem Titel: *the devil upon two ſticks* (keineswegs führt bloſs die Fortſetzung dieſen Titel, wie der Ueberſetzer ſagt.) Die Art der Reiſe durch die Hauptſtadt, und der Mittheilung der verſchiedenen Scenen, ſo wie überhaupt die Manier des Ganzen iſt vollkommen ſo, wie in dem franzöſiſchen Producte! Aber ſie ſteht dieſem nicht bloſs weit der Plan geborgt iſt, ſondern auch in Neuheit und Intereſſe der einzelnen Bemerkungen und Anekdoten allerdings merklich nach. Es ſcheint hier weniger eigene Beobachtung, als Sammlung mehrerer Sittengemälde von andern Pinſeln, mehrerer einzelner Charakterzüge und Anekdoten, zum Grunde zu liegen: ſo möchten ſelbſt die bekannten Hogarthiſchen Karrikaturen hier und da Ideen zu des Vf. Schilderungen gegeben haben. Das Kabinet des Anatomikers iſt einem ältern Kabinet von phyſiologiſchen und pſychologiſchen Merkwürdigkeiten auffallend ähnlich, deſſen Beſchreibung dem Rec. noch ſehr beſtimmt — wenn er nicht irrt, aus dem Spectator — vorſchwebt. Allein die witzigen Anſpielungen, die in dem ältern Aufſatze vorkommen, ſind hier ungleich ſparſamer, und werden nur in den erſten Beyſpielen verfolgt, nach welchen der bald erſchöpfte Vf. ſehr dürre Charakterſchilderungen der vormaligen Beſitzer der hier aufbewahrten anatomiſchen Theile auftreten läſst, welche bis zur ermüdenden Ueberfülle angewachſen ſind. Von den ſonſt eingeſchalteten Geſchichten iſt die zurückgekehrte Tugend, der Ritter Altamont, die Frau von Beſançon, u. a. nur zu bekannt und eben ſo ſind es mehrere eingewebte einzelne Anekdoten und Charakterzüge, z. B. die Schule der Beutelſchneider und der Unterricht, den ſie daſelbſt an einer aufgehängten Puppe erhalten, die Betrügereyen der Schleichhändler, die ſie durch vorgebliche Begräbniſſe, durch Vermummung eines Spitzhunds mit einem Budelfell u. ſ. w. ausüben. Auſser dieſen aufgewärmten Ingredienzien ſtöſst man auch oft auf Bemerkungen und Scenen, denen es ganz an Individualität und Localität fehlt, und die eben ſo gut in jede andere groſse, ja ſelbſt in manche kleine Stadt Europens verſetzt werden könnten, als eben nach London. Wenn nicht der Vf. bey ihnen auf wirkliche Vorfälle und Perſonen hinblickte, und letztern eine Schmeicheley ſagen, oder ihnen etwas anhaben wollte, ſo ſieht man nicht, warum man ſie gerade hier findet: mehrere Beyſpiele hiervon giebt die Streiferey durch die Weſtminſterabtey. — Ueber den Gehalt der Ueberſetzung, als ſolche betrachtet, können wir in Ermangelung des Originals nicht urtheilen. Doch finden wir Stellen, welche offenbar, wie auch der Titel ſchon andeutet, eine freyere Behandlung verrathen: ſo unter andern einige Anſpielungen, die allein für Deutſchland intereſſant und verſtändlich ſind, z. B. auf Kotzebue's Flucht nach Paris. Ganz untadelhaft iſt der deutſche Stil nicht: viele Schwerfälligkeiten und Steifheiten ſcheinen aus dem Engliſchen übergetragen zu ſeyn.

Aller unſerer Ausſtellungen ohnerachtet, läſst ſich jedoch dieſes, dem gröſsten Theile nach, wahre Sittengemälde, das nicht unangefällig an andere ähnliche Nachrichten erinnert, noch mit unendlich mehr befriedigender Unterhaltung leſen, als viele bloſs von dürftiger Erfindungsgabe erzeugte Romane und ähnliche Dichtungen.

Rudolſtadt, b. Langhein und Klüger: *Der graue Engel*, eine orientaliſche Erzählung von *J. F. Arnold*. 1798. 224 S. 8.

Der Vf. dieſer Erzählung wünſcht belehrende Winke von ſeinem Recenſenten; der einzige aber, den wir ihm mit gutem Gewiſſen geben können, iſt, daſs er aller Art von Schriftſtellerey entſage, wozu man Gefühl für Schönheit und ſittliche Würde, Einbildungskraft und Geſchmack, Kenntniſs der Sprache und Beurtheilungskraft bedarf. Vielleicht glaubte er pathetiſch zu ſeyn, wenn er den Schach von Perſien S. 25. ſagen läſst: „Aſſad muſs fallen — ſonſt ſteht mein Thron nicht ſicher — *ſeine Leiche ſtütze ihn* — da er mir lebend *meine Himmel unterminiren* könnte; (wenn man den Himmel *untergräbt*, ſo wird man wohl in Schachte *hinaufſliegen* müſſen;)

oder prächtig, wenn er S. 28. die Wege in Nadirs Garten mit *Perlmuscheln* pflastert: oder philosophisch, wenn er S. 30. versichert, Nadirs Leben sey ein immerwährender Taumel *aus einer Sinnlichkeit in die andere* gewesen; oder geistreich, wenn er die *Thoren* nennt, (S. 6.) die nichts *höheres* kennen als Diadem und *Thronstufen;* (aber diese Unglücklichen sind nicht Thoren sondern Blinde, die über den Thronstufen den Thron selbst nicht sehn.) oder gelehrt und launig, wenn er S. 61. sagt: Fatime wurde von *Zenith* bis zum *Nadir* gemustert, recensirt, kritisirt, defendirt, carpirt und mit *wenig* Worten so bedisourrirt (sic) — oder endlich erhaben, wenn er S. 80. den Schach die Natur abschwören läfst: „Hier verfluche ich sie und alle ihre Bande an Menschheit und Blut — sie soll mir fremd seyn, wie feindliche Soldaten dem gereizten Elephanten. — Alle ihre Himmel, will ich mit der Rache feuersprühender Fackeln verbrennen und Wuth auf die Menschheit hageln lassen, wie Wetterleuchten. — Ich will sie zernagen mit Königsschlangenzahne! — „Der Vf. schreibt (S. 6.)" im Geiste glaubte er sich ein Gott. S. 8. Zittre! *wofür? Für* dein Drohen. S. 26. Der will *mir lernen* u. d. gl. Was wohl S. 55. eine *Kutschahn Gnade* seyn mag?

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien und Prag*, b. v. Schönfeld: *Wiederauflebungs-Geschichten von Scheintodten und lebendig begrabenen Menschen. Gesammelt und zur Warnung aufgestellt von einem Freunde der Menschheit.* 1798. 108 S. 8. (6 gr.) Die Absicht, welche der ungenannte Vf. bey der Herausgabe dieser Schrift gehabt zu haben versichert, ist gut und lobenswürdig. Sie besteht darin, auf die in unseren Zeiten und vorzüglich durch Hn. Hofr. *Hufeland* laut zur Sprache gebrachte Gefahr, in die eine zu frühzeitige und unvorsichtige Beerdigung stürzen kann, von neuem aufmerksam zu machen und die Möglichkeit des Lebendigbegrabens durch Thatsachen zu erweisen. In der Einleitung handelt er vom Scheintode, von der Trüglichkeit der gewöhnlichen Kennzeichen des Todes und von der Behandlung der Leichen. Er warnt mit Recht vor dem, leider fast allenthalben üblichen, Verfahren, den Sterbenden die Küssen wegzuziehen, die Leichen geschwind aus dem Betten in die Kälte zu bringen, sie einzusperren, zu binden etc. verwirft das Stillstehen des Pulses und Athemhohlens, die Bläße, Kälte und Erstarrung als sichere Zeichen des Todes, lasst, als das einzige gewisse Merkmal desselben allein den Eintritt der Fäulniss gelten, und redet mit vieler Wärme den zweckmäßigen Vorschlägen und Anstalten das Wort, durch welche sich *Hufeland* ein so grofses Verdienst um die Menschheit erworben hat. „Nur dem Leichtsinne, sagt er, der Unwissenheit und Gefühllosigkeit können solche Anstalten überflüssig und unwichtig dünken, indefs sie der verständige Menschenfreund nach ihrem ganzen grofsen Gehalte schätzt und ihren Urhebern und der Vorsehung dafür dankt." Eben der verständige und beobachtende Menschenfreund mufs sich aber auch wundern, dafs an so vielen Orten noch so viel Gleichgültigkeit gegen diese wichtige Angelegenheit herrscht, und dafs, so gerechten Beyfall jene Vorschläge gefunden haben, doch an den meisten Orten die Veranstaltungen zur Realisirung derselben noch immer unter die frommen Wünsche gehören. Von den fünf und zwanzig hier erzählten Wiederauflebungsgeschichten sind mehrere schon aus *Brühier's, Hufeland's* und anderen Schriften bekannt. Es würde einigen derselben mehr Glaubwürdigkeit dadurch zugewachsen seyn, wenn wenigstens die Namen der Oerter, wo sie sich zugetragen haben sollen, förmlich genannt und nicht blofs mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet worden wären. Man kann sie zum Theil nicht ohne Schaudern lesen. Wir wollen ein paar derselben im Auszuge mittheilen: Als das Kloster zu C. aufgehoben, zu weltlichem Gebrauch verwendet und zu diesem Ende überbauet wurde, fand man am Ende des weitläuftigen Gebäudes, da, wo kein Geschäft jemanden hinzog, zwischen verfallenen Kellern ein tiefliegendes, mit starken Thüren und Gittern verwahrtes Gewölbe, welches man die Todtenkammer nannte, und, der einstimmigen Aussage der Einwohner des Städtchens nach, in vorigen Zeiten, aber nicht mehr in den letzten Jahrzehenden, dazu gedient hatte, die Leichen der Mönche bis zu den Begräbnifstagen aufzubehalten. Als einer der Anwesenden dies Gewölbe, in welchem nichts, als einige hölzerne Gestelle mit Leichentüchern, etliche Crucifixe und alte Lampengefäfse zu finden war, näher untersuchte, fand er zufällig an einer Wand folgende vermuthlich mit einem Stück Glas, von einer zerbrochenen Lampe, deren mehrere am Boden lagen, undeutlich in den Kalk gekratzte Inschrift: *Domine, miserere mei! A viventibus derelictus, in manus Tuas commendo spiritum meum! Fractae sunt vires meae! Clamans non audior. Fame morior. Creator, audi me! Tertius jam lubitur dies! Vae mihi morienti!* 1735. — — Auf landesherrlichen Befehl mufste man in P... alle noch vorhandene Todtengrüfte an den Kirchen ausräumen und auf immer verschliefsen. Als man mit dieser Arbeit in einem der dafigen Gewölbe beschäftigt war, fand man unter mehreren Särgen einen neuen, dessen Deckel abgeworfen war, und über welchen ein auseinandergewickeltes Leichentuch hieng. Da der Sarg bey näherer Untersuchung leer angetroffen ward, man sich nicht erklären konnte, wo der Leichnam geblieben seyn könne, und zu diesem Ende das Gewölbe überall durchsuchte, so stiefs man im Hintergrunde desselben auf ein Gerippe, welches man an einigen noch daran befindlichen Merkmalen für die Ueberreste des Leichnams erkannte, den man im Sarge vermifste. Noch war hier und da ausgetrocknetes Fleisch an dem Gerippe, woraus sich deutliche Spuren zeigten, wie der Lebendig begrabene mit den Zähnen daran genagt hatte. Die Todtenkleidung war überall zerrissen. — Wer wird nicht bey der Vorstellung des schrecklichen Schicksals solcher Unglücklichen zurückbeben, wer nicht allgemeine Veranstaltungen wünschen, die ein solches Unglück, das bejammernswürdigste, welches Menschen begegnen kann — unmöglich machen, wer nicht die Stifter und Beförderer derselben preisen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Grieshammer: *Die kurfürstlich-sächsischen Decisiones vom Jahre* 1746. Nebst umständlichen, zu Erkennung deren wahren Sinnes und Einflusses in rechtliche Entscheidungen nöthigen Erläuterungen. Von D. *Heinrich Gottfried Bauer*, der Juristenfacultät in Leipzig Ordinario und kurfürstl. sächsischem Appellationsrathe. *Zweyter Theil.* 1798. 291 S. 8.

In diesem Bande sind, so wie in dem ersten, wieder zwanzig Decisionen commentirt. An Stoff zu Entwickelung sehr interessanter, besonders praktisch-wichtiger Rechtslehren fehlte es hier nicht, wie man sogleich aus den Ueberschriften der erläuterten Decisionen abnehmen kann. Z. B. Dec. XX. *Wie weit bey Pachtcontracten der Verpachter den casum fortuitum, wenn deswegen im Contracte nichts bedungen worden, mit übertragen müsse?* Dec. XXI. *Auf wie lange ein Miethcontract tacite für renovirt zu achten?* Dec. XXIX. *Ob ein Vater seine Tochter, wenn er es nicht versprochen, auszustatten schuldig?* Dec. XXXIV. *Ob die Ehescheidung wegen eines eingestandenen, aber nicht vollbrachten Ehebruchs statt habe?* Dec. XXXII. *Ob wegen versprochener Ehe der Eid deferirt werden könne?* u. s. w. Der Vf. hat auch, wie es sich von ihm nicht anders erwarten läßt, diesen Stoff auf eine, vorzüglich für den Geschäftsmann brauchbare Weise, gut bearbeitet; jedoch findet man auch in diesem Theile wieder überall nur compendiarische Kürze; die neueste Literatur, vorzüglich kleinere Schriften, sind nicht benutzt, und Einkleidung und Sprache weder gefällig, noch richtig. Für den sächsischen Juristen ist daher das Werk, zur schnellen Uebersicht, immer sehr brauchbar; über die abgehandelten Rechtslehren selbst aber ist durch diese Bearbeitung kein neues Licht verbreitet.

Leipzig, b. Göschen: *Ueber die Secularisation deutscher geistlicher Reichsländer*, in Rücksicht auf Geschichte und Staatsrecht; von Dr. *Ch. E. Weisse.* 1798. 196 S. 8. (18 gr.)

Der schon durch andere brauchbare historische und staatsrechtliche Schriften bekannte Vf. beleuchtet in gegenwärtiger Abhandlung einen der wichtigsten Gegenstände unserer Tage, welchen die französische Revolution herbeygeführt hat, über dessen Rechtmäßigkeit sowohl, als über dessen politischen Nutzen und den daraus für die ganze deutsche Reichsverfassung entspringenden Folgen, die Meynungen so sehr getheilt sind. Er hat es, unter andern darüber neuerlich herausgekommenen Schriften, hauptsächlich mit folgenden zu thun: 1) *Ueber den Werth und die Vorzüge der geistlichen Staaten in Deutschland*, von C. M. Fabricius. Frankf. u. Leipz. 1797. 8. 2) *Freymüthige Gedanken eines deutschen Staatsbürgers über die Secularisation der geistlichen Wahlstaaten Deutschlands in rechtlicher und politischer Hinsicht.* Altona u. Hamb. 1797. 8. 3) *Ueber die geistlichen Staaten in Deutschland, die vorgebliche Nothwendigkeit ihrer Secularisation.* Deutschl. 1798. 8., welche insgesammt gegen das neue Secularisationsproject gerichtet sind, und wovon die letzte die Verfassung der geistlichen Staaten am meisten in Schutz nimmt.

Die Abhandlung zerfällt in *zwey Abschnitte*; wovon der *erste* die *Geschichte der Secularisationen* deutscher geistlicher Reichsländer darstellt, der *zweyte* die *rechtlichen Grundsätze* in Ansehung derselben, bestimmt. Die Geschichte ist mit vieler Mühsamkeit und Vollständigkeit bearbeitet. Der Vf. berührt in der *ersten Periode* bis zu den Zeiten der Reformation, alle auch nur entfernte Versuche, welche theils schon von den fränkischen Königen aus den Merowingischen und Carolingischen Stämmen, theils von nachherigen deutschen Kaisern *Heinrich* V., *Otto* IV., *Friedrich* II. und *Sigismund* gemacht seyn sollen, um die Güter der Geistlichkeit zu vermindern und zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Die *zweyte* Geschichtsperiode umfaßt natürlicherweise die Zeiten der *Reformation* und die *dritte* den *westphälischen* Frieden bis auf unsere Zeiten. Diese ist, nach Rec. Dafürhalten, etwas zu weitläuftig gerathen. Sie nimmt beynahe die Hälfte der ganzen Abhandlung hinweg, und enthält eine allzu detaillirte Darstellung der westphälischen Friedenshandlungen über diesen Gegenstand, welche in mehreren andern Schriften anzutreffen sind, und bey der gegenwärtigen Untersuchung kein sonderliches Interesse gewähren. Wenigstens hätten die Auszüge aus Meiern W. Friedenshandl. und aus dem Friedensinstrument selbst, theils ganz wegbleiben, theils sehr abgekürzt werden können. Seit dem W. Fr. bis zu dem letzten unglücklichen französ. Krieg ist nur noch einmal ein Secularisationsproject laut zur Sprache gekommen. Dies geschah unter der Regierung Kaiser *Carls* VII., dessen Gesandter zu London den Antrag that, zur Schlichtung der östreichischen Erbfolgestreitigkeiten eine Secularisation verschiedener Reichsstifter, näm-

Digitized by Google

lich: *Salzburg, Paſſau, Regensburg, Freyſingen, Eichſtädt, Augsburg, Würzburg* und *Bamberg* vorzunehmen, welches aber wegen des Widerſpruchs von Seiten des Wiener Hofes keinen Erfolg hatte. Die zu Raſtadt vorgeſchlagene Entſchädigungs-Secularisation iſt, (wie der Vf. ſehr richtig bemerkt) weit mehreren Schwierigkeiten unterworfen, als jene, welche der W. Fr. bewirkte. Denn damals waren die meiſten darunter begriffenen Stifter ſchon in proteſtantiſchen Händen, und viele wurden zum Beſten derjenigen Fürſten ſecularisirt, die ſie vorher, entweder mit Recht, oder mit Gewalt, inne hatten. Eine neue Schwierigkeit liegt auch darin, dafs einige Stifter nicht ſecularisirt, ſondern zur Entſchädigung anderer geiſtlichen Fürſten gebraucht werden ſollen, welche aber der Vf. übergeht, weil ſie aufser den Grenzen ſeiner Abhandlung liegt.

Der *zweyte Abſchnitt*, welcher ohnſtreitig der wichtigſte iſt, betrifft die *rechtlichen Grundſätze* bey ſolchen Secularisationen. Die Quelle derſelben ſucht der Vf. in den Vorſchriften des allgemeinen Staatsrechts und in der Natur der Sache. *Rechtmäſsig* könne eine Secularisation nur dann ſeyn, wenn die Aufopferung wohlerworbener Rechte zur Erhaltung des Ganzen nothwendig werde. Gegen dieſe Regel läſst ſich nichts einwenden; aber der Streitpunct beruht darin: wenn eigentlich jener Fall der Nothwendigkeit eintrete? — Die neuen Gegner der Secularisationen beſtreiten beſonders die Rechtmäſsigkeit derſelben, wenn ſie in der Abſicht geſchehen, andere weltliche Reichsſtände, deren Länder dem Feinde abgetreten werden, zu entſchädigen. Der Vf. nimmt aber auch dieſe Secularisationen in Schutz. Er redet zuerſt von dem dermalen nicht in Anregung gekommenen Fall, da der Feind das Reichsland, welches er zur Entſchädigung verlangte, nicht genau beſtimmte, oder doch darüber unterhandeln wollte: da würde es von der höchſten Reichsgewalt abhängen, das Opfer auszuwählen, und ein geiſtliches ſtatt eines weltlichen Landes anzubieten. Verlangte aber der Feind ſelbſt gewiſſe Reichsländer als einzige Bedingung des Friedens; und dies iſt eigentlich unſer Fall: — ſo würde es doch dem Reiche zuſtehen, diejenigen Perſonen zu wählen, die *mittelbar* dem Feinde ſollten aufgeopfert werden, d. i. zur Entſchädigung derjenigen, die *unmittelbar* durch den Frieden leiden muſsten. Hiezu dienten nun diejenigen Länder, deren Abtretung die wenigſten Schwierigkeiten habe, d. i. die geiſtlichen, und man könne ja, um das Recht der Regenten nicht zu verletzen, den Tod deſſelben abwarten. Der Vf. ſetzt hier voraus, was noch eines Beweiſes bedarf: dafs die Regenten der dem Feinde abgetretenen Länder eine Entſchädigung zu verlangen berechtiget ſeyen. — Bey einem rechtmäſsig geführten Kriege iſt es keine ſtaatsrechtliche Verbindlichkeit, dafs der daraus einzelnen Mitbürgern oder Mitſtänden erwachſene Schade von allen übrigen getragen werde: vielmehr findet der Grundſatz ſtatt, dafs derjenige, welcher eine rechtmäſsige Handlung unternimmt, nicht ſchuldig ſey, für die Folgen derſelben zu ſtehen. Die Billigkeit fodert allerdings dem durch Unglücksfälle und feindliche Gewalt ſeines Eigenthums beraubten, mit einer Unterſtützung zu Hülfe zu kommen; hier iſt aber von einem rechtmäſsigen Anſpruch die Rede. Dafs nun die geiſtlichen Staaten, blos wegen ihrer *bekannten* Unvollkommenheiten, zur Unterſtützung der entſetzten Regentenfamilien dienen ſollen, iſt nicht erweislich, weil man wegen Billigkeit und Convenienz wohlerworbene Rechte nicht aufheben darf. Die geiſtlichen Fürſten könnten auch überdies manche Beyſpiele weltlicher Staaten, und die meiſten Reichsſtädte anführen, die vor ihnen in der Güte der Regierungsform und übrigen Verfaſſung, nichts voraus haben. Wenn der Feind ſelbſt dieſe Art der Secularisation ſchlechterdings verlangt; ſo hört freylich aller ſchulgerechte Streit über deren Rechtmäſsigkeit auf. Der Vf. geſteht übrigens, dafs die von den Secularisationen am Ende zu befürchtende *Auflöſung* des Reichsbandes das deutſche Reich *allerdings* beſtimmen ſollte, ſehr ſparſam damit umzugehen. Zuletzt werden die *rechtlichen Wirkungen*, welche die Abſchaffung des geiſtlichen Regiments in den einzelnen Staaten, ſowohl in der *politiſchen* als in der *kirchlichen* Verfaſſung nach ſich ziehen müſſe, aus der Analogie der Reichsgeſetze und beſonders des weſtphäl. Friedensſchluſſes ſehr deutlich und vollſtändig gezeigt.

TECHNOLOGIE.

HALBERSTADT, b. Groſsens Erben: *Handbuch der Technologie für die reifere Jugend und ihre Freunde; alles Gemeinnützige und Intereſſante dieſer Wiſſenſchaft enthaltend. Nebſt einem Anhange, welcher die chemiſchen Wörter und Redensarten, die in dieſem Buche vorkommen, deutlich erklärt*, von *Karl Renat Müller*. *Erſter Band.* 1796. 384 S. *Zweyter Band.* 1797. 495 S. 8. (2 Rthl.)

Die Gründe, welche den Vf., der Vorrede zufolge, veranlaſst haben, dieſes Handbuch auszuarbeiten und ſo die ziemlich anſehnliche Zahl der Schriften, welche der Technologie gewidmet ſind, zu vermehren, dünken uns zur Rechtfertigung eines ſolchen Entſchluſſes, wie er gefaſst hat, allerdings hinlänglich zu ſeyn. Sein Werk zeigt, dafs er viele technologiſche Kenntniſſe beſitzt, und dafs er die Kunſt verſteht, die Schriften anderer Gelehrten, die vor ihm denſelben Gegenſtand bearbeitet haben, zu ſeinem Zwecke ganz gut zu benutzen; doch finden ſich auch nicht wenig unrichtige Behauptungen, falſche Erklärungen und mangelhafte Vorſchriften darin. Die *Aqua toffana* wird nicht in Napoli, wie Hr. *M.* (*B. I.* S. 8.) behauptet, ſondern den Erkundigungen zufolge, die wir deshalb eingezogen haben, in Perugia, im ehemaligen Kirchenſtaate, und nur von einer Familie, verfertigt; die Bereitungsart dieſes Giftes iſt

immer noch ein Geheimnifs, und das, was hier davon angeführt wird (und aus *Halle's* Magie entlehnt zu seyn scheint,) ist nicht blos zweifelhaft, sondern vielmehr höchst unwahrscheinlich. Die Erklarung, die S. 11. von der *Calcination* gemacht wird, ist zu enge; sie pafst nicht auf die Operation, die die Neuern Oxydation der Metalle nennen und die doch bekanntlich eine wahre Verkälkung ist; überhaupt hat der Vf. von mehrern chemischen und besonders metallurgischen Arbeiten keine ganz deutlichen oder richtigen Begriffe; vom *Kobolderze* sagt er S. 11. 12. es werde calcinirt und so von den ihm beygemischten fremden Theilen entbunden, und von der *Bleyasche* behauptet er S. 36. sie werde durch Rösten in Bleygelb verwandelt; jenes Erz wird aber eigentlich durchs Rösten vom Arsenik und durchs Saigern vom Wismuthe, (wenn es, wie oft der Fall ist, dergleichen Halbmetall in sich hat,) befreyet und so zur Bereitung der Smalte geschickt gemacht, der genannte Bleykalk hingegen geht blos durch eine Calcination in Bleygelb über. S. 13. ist der Gebrauch erwähnt, den man in einigen Glashütten vom *weifsen Arsenik* macht, aber die übeln Eigenschaften, die das Glas von diesem Zusatze annimmt, sind mit Stillschweigen übergangen. S. 23. wo vom *Berlinerblau* geredet wird, ist die Entstehung der Farbe, welche das Eisen bey der Fällung aus seinen Auflösungen durch Blutlauge erhält, auf eine Art erklärt, der kein Scheidekünstler Beyfall geben kann; auch wird an diesem Orte des Nutzens nicht gedacht, den der Vitriolauflösung beygemischte Alaun, bey der Zubereitung des Berlinerblaues, leistet. S. 27. hat der Vf. nur einen Zusatz, dessen man sich beym *Bierbrauen* zu bedienen pflegt, genannt, von andern Pflanzenkörpern, von welchen man doch oft genug in den Bierbrauereyen Gebrauch macht, scheint er nichts zu wissen. S. 36. in dem Artikel: *Bleyglatte*, gedenkt er der Verfalschung der Weine mit solcher Glätte oder mit Bleyzucker, (welcher letztere wohl sehr selten zu diesem Behufe gewählt werden mag,) aber von der Art, wie dergleichen Betrügerey entdeckt werden kann, sagt er hier gar nichts, und an einem andern Orte (*B. II.* S. 369.), wo die Rede noch einmal von dieser Sache ist, nicht so viel, als die Leser mit Recht erwarten konnten. S. 43. Der *Borax* wird nicht blos in Holland raffinirt, man beschäftigt sich jetzt auch in Kopenhagen mit dieser Arbeit; der Vf. redet hier von einem thonartigen Kalke, der in Kursachsen brechen und Borax enthalten soll; wir haben nie etwas von diesem Fossil gehört, aber wohl haben wir bey einem nicht unbekannten chemischen Schriftsteller gelesen, dafs sich in der Gegend von Halberstadt eine Erde finden soll, die Sedativsalz enthält; wahrscheinlich meynt Hr. *M.* diese Erde, von deren Existenz wohl nur wenig Mineralogen zuverlässig überzeugt seyn mögen; (denn den lüneburgischen Boracit kann jener Schriftsteller schwerlich im Sinne gehabt haben,) S. 47. ist die Art, den *Branntewein* durch das Abbrennen zu prüfen, beschrieben, aber nicht dabey erwähnt, mit welcher Vorsicht dieser Versuch angestellt werden mufs, wenn man eine sichere Folgerung daraus herleiten will; wir wissen, dafs manche Branntweinhändler die Kunst verstehen, ihre Käufer durch diesen Versuch zu täuschen, und eine genaue Beschreibung der Weise, wie er anzustellen ist, hätte also hier gewifs nicht am unrechten Orte gestanden. S. 50. redet der Vf. nur von einer Art des *Braunschweiger Grüns*, da doch bekanntlich zwey Arten dieser Farbe im Handel vorkommen; auch zweifeln wir, dafs das angegebene Verfahren, wie diese Farbe bereitet wird, das wahre ist; das *Bremer Grün*, das jetzt ziemlich gebraucht wird, ist ganz mit Stillschweigen übergangen. S. 60. Die Masse, woraus die Schriftgiefser ihre Lettern verfertigen, besteht blos aus Spiefsglaskönig und Bley, und wenn Eisen bey der Zubereitung derselben mit angewendet wird, so geschieht dies wohl nur in der Absicht, um dem erstern Metalle den Schwefel, mit dem es im rohen Spiefsglase verbunden ist, zu entziehen; wenigstens ist soviel gewifs, dafs die bekannten baskervilleschen Lettern nur aus einem Gemische von Spiefsglaskönig und Bley bereitet werden. Das *Lackmus*, das hier unter dem Worte *Croton* beschrieben wird, hätte wohl einen besondern Artikel verdient, zumal da auch, was der Vf. nicht zu wissen scheint, in Grofsenhayn Lackmus aus Indig gemacht wird. Der Artikel: *Färberey* ist, in Vergleichung mit andern Artikeln, ziemlich weitläuftig gerathen, und doch sind mehrere Vorschriften z. B. zur Bereitung gelber, grüner und anderer Flotten, die eben so oft in den Färbereyen gebraucht werden, als die hier beschriebene Indigküpe, Scharlachflotte u. s w. nicht erwähnt. S. 163. Das *Federharz*, welches, nach dem Urtheile unsers Vfs. weder für ein Harz, noch für ein Gummi gehalten werden kann, gehört allerdings zur Classe der Harze; freylich unterscheidet es sich durch einige Eigenschaften von den übrigen Körpern dieser Classe, aber dennoch hat es mehr Eigenschaften mit diesen, als mit irgend einer andern Art von Körpern gemein; übrigens ist das elastische Harz nicht blos ein Product der *Jatropha elastica*, man hat auch, was hier wohl hätte angeführt werden können, in einigen in Deutschland wachsenden Pflanzen einen Bestandtheil entdeckt, der jenem Harze sehr ähnlich ist. S. 194. haben wir die *Flintensteine*, die man in der Meifsner Porzellainfabrik bereitet, und an andern Orten einige andere Producte, die der Aufmerksamkeit des Technologen werth sind, vermifst. S. 216. ist *Seguin's Art, geschwind zu gerben*, nur im Vorbeygehn gedacht, die doch, zumal da sie kein Geheimnifs ist und wirklich Vortheile erwarten läfst, eine sorgfältigere Beschreibung verdient hätte; auch der Vorschlag eines bekannten Schriftstellers, das bey dem Brennen der Steinkohlen abfliefsende Wasser zum Gerben des Leders zu benutzen, hätte angeführt werden sollen. S. 254. bey dem *Giefsen des Goldes durch das Spiefsglas* hat man nicht nur die Absicht, das Silber von

jenem Metalle zu ſcheiden, ſondern man will auch zugleich die übrigen Metalle, die es bey ſich hat, davon trennen, und bey dem ſogenannten *Saigern* ſchmelzt man nicht, wie S. 255. behauptet wird, die ſilber- oder goldhaltigen Erze mit Bley zuſammen, ſondern man macht erſt aus dieſen Erzen, manchmal durch wiederholtes Röſten und Schmelzen mit Flufsſpat oder andern ſchicklichen Zuſchlägen, Schwarzkupfer, und dieſes bearbeitet man zuletzt, wenn es anders ſaigerwürdig iſt, mit Bley; das *Feuerſetzen* iſt nicht blos in den Gruben des Rammelsberges gewöhnlich, man macht noch jetzt auch in andern Berggebäuden, z. B. in dem Zinnſtockwerke zu Geyer, davon mit Nutzen Gebrauch u. ſ. w. Im *zweyten Bande* dieſes Handbuches mangelt es ebenfalls nicht an Stellen, die einer Berichtigung bedürfen; ſo können wir z. B. dem Vf. nicht Beyfall geben, wenn er S. 85. behauptet, dafs zwiſchen dem ſogenannten *weifsen Nichts* und den *Zinkblumen* gar kein Unterſchied ſey, und, an einem andern Orte (S. 93.), dafs man die Früchte, aus welchen man *ätheriſches Oel* bereiten will, nehmen müſſe, wenn ſie völlig reif ſind; denn beide Behauptungen leiden grofse Einſchränkungen. S. 127. ſind die Fundörter der ſächſiſchen *Porzellainerde* nicht richtig angegeben; die beſte Porzellainerde gräbt man in den Gegenden von Aue und Ehrenfriedersdorf im Obergebirge. S. 141. das *Roſenwaſſer* wird nicht aus friſchen in Gährung geſetzten Roſen, ſondern entweder aus ganz friſchen, oder aus eingeſalzenen Roſenblättern bereitet. S. 148. Der *Ruſs* einiger *Torfarten* hat allerdings etwas Ammoniaca in ſich, aber ſo reichlich iſt er wohl ſelten mit dieſem Laugenſalze geſchwängert, dafs man es mit Vortheile daraus ſcheiden und zur Bereitung des Salmiaks benutzen könnte; der Vorſchlag des Vfs., den Ruſs des Torfes zu der erwähnten Abſicht zu gebrauchen, iſt alſo nicht ausführbar; ein anderer Vorſchlag, die Hecklauge der Salzſiedereyen zur Salmiakfabrication anzuwenden, hätte, dünkt uns, hier eher erwähnt werden ſollen, und wir haben ihn, ſo wie ein gewiſſes Kennzeichen der Güte des Salmiaks, deſſen auch nicht gedacht iſt, ungern vermiſst. S. 164. wo die Rede vom *Dornſteine* iſt, hätte die wahre Beſchaffenheit deſſelben, ſo wie die Verſchiedenheit, die zwiſchen den Dornſteinen, die von verſchiedenen Soolen abgeſetzt werden, ſtatt findet, genau angegeben werden ſollen; der *Pfannenſtein* iſt von ganz anderer Art, als jene Incruſtation der Dornenwände der Gradierhäuſer, und er kann folglich auch nicht, in allem Betrachte, wie dieſe gebraucht werden. S. 185. Der Artikel: *Schminke*, iſt ſehr unvollſtändig ausgefallen; der Vf. hat hier blos auf den Artikel: *Carmin*, (wo nur im Vorbeygehen des aus dieſer Farbe und ſpaniſcher Kreide zuſammengeſetzten Schminkemittels gedacht iſt,) verwieſen, und dann noch die Bereitungsart der ſpaniſchen Weifs beſchrieben, aber von andern Arten der Schminke nichts geſagt. S. 185. und an mehrern Orten, wo die Beſtandtheile verſchiedener Producte der Kunſt angegeben ſind, hätten billig auch die Mengen, in welchen ſie unter einander verbunden werden müſſen, wenn man die erwähnten Producte verfertigen will, beſtimmt werden ſollen. S. 295. Der *Vermillon* wird, wenn man ihn nach dem hier angegebenen Recepte bereitet, gewifs nicht gut ausfallen; auch andere Vorſchriften, die der Vf. den Künſtlern ertheilt, die z. B. *Ziegelöl* brennen, *gelben* und *rothen Arſenik* ſublimiren, den *Flachs* ſeidenartig oder der Baumwolle ähnlich machen, (die Mengen, in welchen man die zu dieſer Abſicht nöthigen Materialien nehmen ſoll, ſind nicht nach dem Gewichte, ſondern auf eine ganz neue Art, nach Kreuzern beſtimmt.) *Kupfer* oder andere *Metalle* mehr oder weniger dauerhaft vergolden wollen u. ſ. w. ſind entweder nicht deutlich genug, oder haben andere Fehler. Die meiſtentheils ſehr ſchaalen, und oft ſehr verbrauchten Witzeleyen, die hier und da (z. B. B. I. S. 273. 274. 325. B. II. S. 79. 114. 115. 249. 309 u. ſ. w.) eingemiſcht ſind, hätte der Vf. beſſer unterdrückt, zumal in einem für die Jugend beſtimmten Buche, woraus ſie, die gerügten Fehler abgerechnet, ſonſt viel technologiſche Kenntniſſe ſammeln kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gotha, b. Ettinger: *Tägliches Taſchenbuch für alle Stände für das Jahr* 1798. (16 gr.)

Enthält den jüdiſchen, franzöſiſchen und gregorianiſchen Calender. — Einige aſtronomiſche Notizen von der Erde, Sonne und dem Monde etc. die europäiſchen Regenten nach ihrer Rangſtufe und Würde; geographiſche Nachrichten von europäiſchen Staaten, Deutſchland etc. — 762 Poſtrouten; Poſtnachrichten für Reiſende in und auſser Deutſchland — Vergleichung der Meilen — Beſtimmung des Werthes der bekannteſten in- und ausländiſchen Münzen nach dem 20 und 24 Guldenfuſse — Von dem neuen franzöſiſchen Gemäſse, Gewicht und Münzen — Verzeichniſs der Meſſen und Jahrmärkte etc.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Neue Sammlung auserleſener Stellen zum Gebrauch für Stammbücher*, nebſt Anhang einiger Stammbücherſtellen für Brüder Freymäurer. 1797. 158 S. 8. (6 gr.)

Ein Spruchkäſtlein für Freymäurer und andere ehrliche Leute, die etwas Schönes, Witziges, Geiſtreiches oder Rührendes in ein Stammbuch ſchreiben möchten und nichts dergleichen kennen. Die Sprüchlein ſind gereimt und ungereimt, in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. May 1799.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Gesner: *Vertrauliche Briefe über Frankreich und Paris im Jahr 1797. Erster Band.* 358 S. *Zweyter Band.* 1798. 372 S. 8.

Die Berichte unparteyischer und aufmerksamer Deutschen über den innern Zustand von Frankreich und besonders von dem alles vereinenden Mittelpunct Paris haben, wenn diese Männer anders für sich selbst in einer ihren Beobachtungen vortheilhaften Lage sind, von mehrern Seiten entschiedene Vorzüge vor den Berichten des Inländers selbst. Der stille, nüchterne, vielumfassende Beobachtungs- und Forschungsgeist, nach welchem sich der Gesichtspunct der Ansicht und die Darstellung selbst richtet, ist mehr das Erbtheil des ruhigen, ernsten Deutschen als des leicht entzündbaren Franzosen. Der Franzose *gleitet nur* zu oft auf der Oberfläche hin, und *kennt unser* Bedürfniss des Unterrichts über einzelne, nicht allgemein bekannte, Gegenstände weniger. Wir dürfen von unsern Landsleuten einen freyern Blick und mehr Unparteylichkeit erwarten, als von dem mitten im Strudel jener noch immer fortdauernden Umwandlungen der Dinge lebenden und Partey ergreifenden Franzosen. Es ist daher Gewinn, von *solchen* Augenzeugen von Zeit zu Zeit Berichte über Paris und von Frankreich überhaupt zu erhalten, wie dieses, in Briefen von sehr verschiedner Tendenz und sehr ungleichem Werth in unserer Journalfluth fortdauernd geschieht und für drey verschiedene Jahre, mit allgemeinem Ueberblick des grossen vielumfassenden Ganzen, von *Meister* in seiner Reise von J. 1795, von *Meyer* in den Fragmenten von J. 1796 und von dem gegenwärtigen Ungenannten, über das 1797ste Jahr (drey sich nahe begrenzende, aber in politischer Hinsicht von einander höchst verschiedene, Zeitpuncte) geschehen ist. — Dieser letzte, dessen Werk vor uns liegt, war ein mehrjähriger Beobachter des Ganges der grossen Begebenheiten in Frankreich, anfangs an den Grenzen des Landes, dann auf dem Hauptschauplatz selbst. — Aber gerade die wichtigen Theile Frankreichs, von deren innerm Zustand wir so wenig Wahres wissen, nämlich den nördlichen und südlichen, hat er so wenig als seine Vorgänger bereiset. — Auch selbst über Paris liefert er keine vollständige Nachrichten, und macht auch keinen Anspruch darauf, aber von vielen merkwürdigen Gegenständen giebt er ziemlich bestimmte Umrisse, gute Resultate seiner Beobachtungen, mit nicht allgemein bekannten Anekdoten vermischt, in einem ganz guten, nur manchmal weitschweifigen, Vortrage. Selten gelingt es ihm, eine allgemeine *concentrirte* Uebersicht, ein darstellendes Totalgemälde des Ganzen einer Begebenheit oder einer Sache zu geben. Eine Hauptlücke in seinen Berichten hat er in Absicht des Zustandes der Literatur, der Verdienste der Gelehrten und der seit den letzten zehn Jahren in Frankreich so weit getriebenen Cultur der höhern Wissenschaften gelassen, und die vielen seit einigen Jahren neu gestifteten oder vervollkommneten Institute gar nicht einmal erwähnt. Dieser Gegenstand, der von so hohem Interesse für den in Paris lebenden Fremden so wie für auswärtige Leser ist, lag, wie es scheint, ausser des Vfs. Gesichtskreise: denn was er an einigen Stellen des ersten Theils über den von ihm verkannten Geist der französischen Gelehrten und im 17ten Brief des zweyten Theils, im allgemeinen über den Zustand der Literatur sagt, ist sehr einseitig und oberflächlich. — Dagegen läfst er sich auf Dinge, die allgemeineres Interesse für alle Classen von Lesern haben, ausführlich ein, und ist glücklich in der Darstellung einzelner Gegenstände.

Mit angenehmen Bildern aus den romantischen Gegenden von Geneve, Zügen aus dem Sittengemälde der Schweiz, Bemerkungen über die Stimmung des damals noch in ungestörtem innerm und äufserm Frieden lebenden Schweizer Volks, fangen diese in Briefe an eine Freundin eingekleideten Nachrichten an. Auf der von der Seite der Schweiz angetretenen Reise nach Paris fand der Vf. selbst bey dem Mangel männlicher Arbeiter, sorgsamen Landbau und, ausser der Verödung der Schlösser ehemaliger Grossen, keine sichtbare Spur der Revolution, als nur in dem Geist des Volks, wo sie unverkennbar sich zeigten. — Bey einer nur zu merklichen Abneigung eines grossen Theils des Volks in den Departementern, (auch als die Directorial-*Dictatur* noch nicht existirte, war das der Fall bey dieser wankelmüthigen, nie mit sich selbst einigen Nation) gegen die jetzige Regierung, welche von den Factionen, besonders bey den damaligen neuen Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung, immer neue Nahrung erhielt, fand er doch ein allgemeines Mifstrauen gegen die Eingebungen der Emigranten und besonders der Priester u. s. w. — Ein Hauptgegenstand der aus Paris geschriebenen Briefe ist die politische Lage des damaligen merkwürdigen Zeitpuncts, die er von den Wahlen und dem hierauf erfolgten Eintritt der, das abgegangene letzte Drittheil des alten Convents erneuernden, Deputirten an

darſtellt, ſie durch die verſchiedenen Spannungen der Directorial- und der Gegenpartey, bis zur Kataſtrophe des 18ten Fructidors verfolgt, und manche einzelne Anekdoten, Winke und Bemerkungen über dieſe Begebenheit mittheilt, welche dazu beytragen, das Dunkel, womit ſie für viele Augen noch umgeben iſt, einigermaſsen zu zerſtreuen. — Aus dem Gemälde von Paris, das der Vf. aufſtellt, kann Rec. ſich hier um ſo mehr mit der bloſsen Angabe einiger Aufsenlinien begnügen, da alle Hauptzüge deſſelben mit *Meyer's* Fragmenten vollkommen übereinſtimmen, wie die folgenden kurzen Angaben zeigen werden. Das Andenken an die Anſtrengungen und mannichfachen Leiden iſt bey den Pariſern verwiſcht; aber das tiefe Gefühl der Ermattung, obgleich ſie es durch den unerſattlichen Hang zu ſtets wechſelnden Vergnügungen zu betauben wiſſen, iſt zurückgeblieben, und hat bey allen Claſſen den Wunſch nach Ruhe und einen Widerwillen gegen revolutionäre Auftritte, deren Werkzeug es immer war, hervorgebracht. Empörend iſt, neben dem Anblick vieler in Armuth verſunkenen Claſſen, der Contraſt dieſes Elends, mit dem inſolenten Stolz und orientaliſchen Aufwande der neuen Reichen, — dieſes Hefens des Pariſer Volks, gegen welchen die ſtrafende Gerechtigkeit nur zu lange zogert. — Bey allem Mangel an Gemeingeiſt und an Anhänglichkeit an die Directorial Regierung vereinigt ſich doch der Wille der Pariſer in dem Entſchluſs zum kräftigſten Widerſtande gegen den gewaltſamen Einfluſs auswärtiger Mächte auf die Verfaſſung, und der den ſtärkſten Einfluſs auf das Volk gewinnende Journalgeiſt erhält dieſe Stimmung. — Das Directorium geht, bey aller ihm von jedem Unbefangnen nicht abzuleugnenden Energie und Thätigkeit in der Erhaltung ſeiner Autorität über ein des Zügels der Regierung ungewohnt gewordnes Volk und in der Verwaltung mehrerer Theile der innern Angelegenheiten, noch immer einen höchſt unſichern und ſchwankenden Schritt in Rückſicht anderer Theile der innern, vorzüglich aber in Hinſicht der äuſsern Verhältniſſe. — (Allerdigs *unſicher* für ſich ſelbſt und für Frankreich, in vieler Rückſicht; aber auch *ſchwankend?* — Es handelt zum Nachtheil der Ruhe und des Friedens von Europa vielmehr nur zu entſchieden und hartnäckig feſt). — Parteyiſche Schmeichler der Macht des Directoriums täuſchen es nur zu oft über die Vortheile der Umſtände eines Augenblicks, und die Regierung ſelbſt vermehrt durch ihr gewaltthätiges Verfahren (beſonders im J. 1798!) das der öffentlichen Meynung Trotz bietet, das Gewicht und den Einfluſs ihrer Gegner. — Von dieſen und ähnlichen Gegenſtänden der Politik, welche viele Briefe anfüllen, wenden wir den Blick ab, und begleiten den Vf. zu den vielen und reichhaltigen Quellen von Belehrung, Unterhaltung und Menſchenkenntnifs in Paris: — zu der kleinen Welt im *Palais royal*, zu den reizenden Spaziergängen und Beluſtigungsorten in und bey Paris, zu der Anſicht der durch die Revolution merkwürdigen Stadtgegenden, zum ernſten Louvre und zu andern trefflichen Gebäuden; zu den Wohnungen des tiefſten Menſchenelendes Bicetre und la Salpetriere, in die verſchiedenen Schauſpielhäuſer, in die an Gröſse und Reichthum von Kunſtwerken jetzt einzigen, aber unzweckmäſsig eingerichteten, Gallerien des Louvres, zu dem Chaos von Denkmälern der Kunſt, in den finſtern Gängen des alten Auguſtiner Kloſters u. ſ. w. — Ein etwas myſteriöſes Wort über die geheimniſsvolle Frau von *Stael*, deren perſönlichen Verdienſten der Vf. huldiget, finden wir S. 428. des zweyten Theils, und dann ein Wort ungeſchminkter Wahrheit über die ſchöne und liebenswürdige, von dem Neide und der Bosheit ſo oft gemiſshandelte, M. *Tallien*. — Die eingewebte Geſchichte der intereſſanten Emigrantin Amalie hat viel Anziehendes, und ihre Bemerkungen über die Gegenſtände, zu welchen ſie den Vf. begleitete, ſind eben ſo ſchön, als fein und wahr. — — Es fehlt dem Werk ein vorangeſetztes vollſtändiges Verzeichniſs des Inhalts, welches, bey der Mannichfaltigkeit der Materien, und der fragmentariſchen Form der Briefe, wo manchmal in dem einen die Behandlung eines Gegenſtandes abgebrochen und in einem der folgenden erſt wieder fortgeſetzt iſt, zur Ueberſicht des Ganzen und zur Erleichterung des Nachſchlagens nöthig geweſen wäre.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Vente und Chambon: *Le Sultan indécis* ou les deux Circaſſiennes, Anecdote Turque; ſuivie de contes en Vers. par le Cit. *Dufaufoir*. An. IV. de la Rép. 131 S. 12. (12 gr.)

Die Geſchichte der beiden Circaſſierinnen, welche die Hälfte dieſer Sammlung füllt, iſt ein *Roman in* poetiſchen Briefen, welche zwiſchen zwey Odaliſken in dem Serail des Sultan Achmet gewechſelt werden. Beide ſind uneigennützige zärtliche Freundinnen, beide ſind ſchön, beide haben die Augen des Sultans auf ſich gezogen. Seine Wahl ſchwankt zwiſchen beiden; endlich ſiegt Reſky in ſeinem Herzen; aber Reſky verabſcheut die Anträge eines Deſpoten, weil ihr Herz ſchon einem andern gehört. Sie weiſst ſie mit Stolz zurück und wird in ein Gefängniſs gebracht. Die Vorbitten ihrer Freundin befreyen ſie nicht nur aus ihrer Gefangenſchaft, ſondern verſchaffen ihr noch überdies den Geliebten ihres Herzens, während Achmet die grofsmüthige Amida mit ſeiner Gunſt beglückt. Der Vf. hat für gut befunden, die ſchwache Intrigue dieſer in Anlage und Auflöſung gleich dürftigen Handlung noch über dieſe Grenzen fortzuführen. Reſky's Gemahl ſteigt zur Würde eines Feldherrn empor, zieht in Krieg und bleibt. Sie ſelbſt fällt in die Hände der Sieger und folgt ihnen in das Land der Freyheit, nach welchem ſich ihr Herz ſchon in den Mauern des Serails geſehnt hatte. Die Stelle, in welcher ſie ihrer Freundin dieſen Entſchluſs mittheilt, hat, aufserdem, daſs er mit dem Anfange des Sendſchreibens,

bens, welches den Ausdruck unbeſieglicher Traurigkeit verſprach, in directem Widerſpruch ſteht, alle Eigenſchaften einer Satyre auf den Gegenſtand der Empfehlung:

J'habiterais ces bords par la Seine arroſés,
Où par un feu ſacré tous les coeurs embraſés,
Ne ſont des habitans qu'un peuple de bons frères;
Ces bords où la Raiſon, répandant ſes lumières,
Fit connaitre aux Français le prix de l'Unité,
Qui bientôt enfanta l'auguſte Liberté.
C'eſt-là que déformais, coulant des jours paiſibles,
Je verrai des mortels généreux et ſenſibles.
— — — — — — —
Là d'un époux chéri conſervant la mémoire,
Je charmerai ma vie en ſongeant à ſa gloire.

Die Mängel der Handlung werden durch das Verdienſt der Behandlung hin und wieder, wenn ſchon nicht gut gemacht, doch einigermaſsen verſteckt. Reſky's Charakter, deren Freyheitsſinn, mit einer unbeſieglichen Leidenſchaft verbunden, ſich gegen die Anmaſsungen eines Gebieters empört, macht einen intereſſanten Contraſt mit dem Charakter ihrer ebenfalls edeln Freundin, die aber, mit den Sitten und Gebräuchen ihres Vaterlandes zufrieden, den Beſitz des Sultans zum Ziele ihrer Wünſche macht. Indeſſen iſt die Denkungsart beider Freundinnen in keiner Rückſicht morgenländiſch, ſondern ächt franzöſiſch; mit dem Unterſchiede, daſs die eine nach dem Modelle einer liebenswürdigen Republikanerin, die andere nach dem Muſter einer ſchönen Frau der alten Verfaſſung gebildet iſt. Wenn jene ſchreibt:

Contraintes d'obéir aux volontés d'un maître,
Nous réclamons en vain la douce Egalité!..
Un tyran ne connait que ſon autorité.

wenn ſie ſogar dem Sultan in's Geſicht ſagt:

Il eſt pour les mortels une commune loi,
Celle de la nature, elle en impoſe au roi!
Un roi! mais qu'eſt-ce donc? Un être imaginaire,
Revêtu par l'orgueil d'un pouvoir arbitraire;
Son empire eſt fondé ſur la crédulité,
Mais il s'anéantit devant la Liberté.

ſo weiſs jene dagegen ihre Freundin mit Gründen zu tröſten, wie folgende ſind:

O ma chère Reſky! penſez que la beauté
Eſt le plus beau préſent de la divinité,
Qui plus que toi du ciel obtint pour ſon partage
Ce bienfait qui te rend ſon plus parfait ouvrage?
Quel ſort peut être égal à tes heureux deſtins!
Ici tout rend hommage à tes charmes divins;
Et cependant ton coeur contre ces Dieux murmure! etc.

Achmet ſelbſt iſt mehr ein galanter franzöſiſcher Liebhaber, als ein türkiſcher Sultan, wenn man einige *accès de fureur*, die ihm um des Coſtums willen, zugetheilt werden, abrechnen will. Als er ſich entſchlieſst, die ſchöne Reſky mit ſeiner beſchwerlichen Liebe zu verſchonen, iſt er gefällig genug zu ſagen:

Si j'offenſai Reſky par un ſincère hommage,
Je veux par mes bienfaits réparer cet outrage.

Der Anhang beſteht gröſstentheils aus kleinen Allegorien und Fabeln, deren glänzender Theil die Erfindung nicht iſt. Der Vf. laſst unter andern die Flatterhaftigkeit eines Schmetterlings durch eine unauslöſchliche und am Ende *tödliche* Liebe gegen das Veilchen beſtrafen, und macht den Zephir zu einem treuen unveränderlichen Liebhaber. In einer *Apologie des weiblichen Geſchlechtes* iſt dieſer fruchtbare Gegenſtand auf eine höchſt dürftige Weiſe behandelt. Was kann gemeiner und proſaiſcher ſeyn, als folgende Stellen:

Sans les femmes nous ceſſons d'être,
Elles ſont les liens de la ſociété,
Elles ſeules nous font connaitre,
Que pour calmer nos maux naquit la volupté
— — — — — — —
L'homme n'aurait que des ſauvages moeurs;
Mais une femme adoucit ſa rudeſſe,
Un doux regard, un ſourire enchanteur,
Allument dans ſes ſens le feu de la tendreſſe,
Il devient complaiſant. — —

Eines der beſten Stücke dieſes Anhanges ſcheint uns ein Gedicht zu ſeyn, welches *Les Oiſeaux* überſchrieben iſt; ein Pendant zu der bekannten Idylle der Madam *Deshoulières*, die denſelben Titel führt. So wie jene die Schickſale der Vogel in Vergleichung mit dem weiblichen Geſchlechte glücklich preiſst, ſo ſchildern hier die Vögel die Glückſeligkeiten des ſchönen Geſchlechts, deſſen genuſsvolles Leben ſie dem ihrigen gegenüberſtellen:

En vain ſavante Deshoulières
Tu célébras notre bonheur!
En vain dans tes rimes légères,
Tu ſus de notre ſort exalter les douceurs!
Si nous ne verſons point de larmes,
Nous n'en ſommes pas plus heureux;
Auſſitôt aimés qu'amoureux,
Pour nous l'amour n'a point de charmes,
Nous nous y livrons ſans deſirs.
Nous végétons dans la nature,
Nous voltigeons ſous la verdure,
Nous errons dans les bois ſans peines ni plaiſirs.

Im Ganzen ſcheint uns die Sprache und Verſification dieſes Dichters flieſsend und rein. Er iſt bisweilen beredt, öfter aber redſelig, und ſelten feurig oder auch nur warm. Er iſt voll Wiederholungen und

und was er ſagt, fühlt und denkt, iſt nichts anders, als was ſchon oft vor ihm geſagt, gedacht und gefühlt worden iſt.

Köthen, b. Aue: *Neueſtes Handbuch für Freunde und Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften*, oder kritiſche *Abhandlungen und Recenſionen über Gegenſtände aus allen Theilen der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur.* 1797. Erſter Band. 488 S. Zweyter Band. 493 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein wiedergetauftes Buch, das auſser den beiden langen Namen auf dem Titelblatte, wovon der zweyte am wenigſten über die Wahrheit hinausgeht, inwendig noch einen dritten führt: *Kritiſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften*, unter welchem es im J. 1795 zuerſt erſchien. Der Verleger erklärt ſich hierüber in einer Vorerinnerung ganz aufrichtig, und ihm iſt es nicht zu verdenken, wenn er verſucht einen Artikel in beſſeren Umlauf zu ſetzen; uns aber eben ſo wenig, wenn wir ihn hiebey unſererſeits nicht unterſtützen können. Den Inhalt machen, wenige Blatter ausgenommen, Recenſionen aus: triviale Recenſionen von obſcuren Schriften, die beſſer gar nie gedacht, geſchrieben, gedruckt, geleſen und recenſirt worden wären, und hoffentlich groſsentheils ſchon ſo gut wie nicht mehr vorhanden ſind. Da man nun dem Himmel zu danken hat, wenn dergleichen ein für allemal recenſirt iſt, das Recenſiren von Recenſionen aber ins unendliche gehen würde, ſo glauben wir unſerer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, wenn wir nur erwähnen, daſs hier von dem Polygraphen *Cramer* mit groſser Ehrerbietung als einem Mann von Genie geſprochen wird, daſs *Abällino* für ein Meiſterwerk gilt, und der *dicke Mann* ein romantiſches Gedicht heiſst; und übrigens die Todten ihre Todten begraben laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Halle und Leipzig*, b. Ruff: *Ueber die proſodiſchen Grundſätze*, und deren Einfluſs in die Griechiſche und Lateiniſche wie auch in die Deutſche reimfreye Dichtkunſt. Ein Verſuch von M. *Karl Friederich Wilhelm Kudiſch*, Diakonus zu Schloſs Heldrungen. 1796. 74 S. 8. (8 gr.) Um über das deutſche Geſetz der Silbenmeſſung und ſein Verhältniſs zu dem in den claſſiſchen Sprachen herrſchenden nach Klopſtock, Moritz und Voſs (der leider nur einzelne theoretiſche Bemerkungen gegeben hat, aber durch ſeine Praxis deſto belehrender ſpricht) etwas noch tiefer eingreifendes, vorzüglich etwas, das über die Abweichungen dieſer Metriker von einander Licht verbreitete, zu ſchreiben, müſste man wohl beſſer gerüſtet hinzukommen als der *Vf.*; dann lieſse ſich aber auch die Materie nicht in ſo wenigen Bogen erſchöpfen, als dieſe kleine Schrift enthält. Neues findet man hier eben nicht; nicht einmal ſichere Spuren von der Benutzung aller Vorgänger: das meiſte iſt von Klopſtock entlehnt. Die Methode wird ebenfalls nicht verbeſſert, wenn der *Vf.* zu den drey möglichen proſodiſchen Grundſätzen, die er aufſtellt: dem *des Begriffes*, *des Tones* und *der Zeit* oder *dem mechaniſchen*, nun noch einen Grundſatz der *Nothwendigkeit* und einen *der Faulheit* hinzufügt. Was haben erlaubte oder unerlaubte poetiſche Licenzen mit der reinen Silbenmeſſung zu thun, von der ſie vielmehr Abweichungen ſind? Dann iſt die Tonſetzung oder Proſodie weſentlich verſchieden von der Quantität, wenn ſie gleich Einfluſs darauf haben kann. Endlich mag die Beſtimmung begriffmäſsig oder mechaniſch ſeyn, ſo iſt ſie doch immer eine Beſtimmung der Zeit, d. h. die Länge oder Kürze wird wirklich gehört. In der Italieniſchen und Spaniſchen Poeſie ſoll S. 26. der Grundſatz der Nothwendigkeit und Faulheit einzig und allein gelten. Wie ſchief und ohne Sachkenntniſs! Die unbeſtimmte Quantität der neueren Sprachen, ſo wie die Beſchaffenheit der Silbenmaaſse und der Gebrauch des Reimes liegt viel tiefer in der ganzen Eigenthümlichkeit des modernen Geſchmacks. Auch unſere Sprache, in der die Bearbeitung der antiken Silbenmaaſse die ſtrengſte Beſtimmtheit der Quantität fodert, neigt ſich, ſo bald in reimfähigen Formen gedichtet wird, immer wieder zu der urſprünglichen ungefähren Meſſung hin. Ohne Prüfung wird es S. 73. Klopſtocken nachgeſprochen: die Griechen und Römer würden wohlgethan haben, den Trochäen in ihren Hexameter aufzunehmen. Dies war nach den Geſetzen der alten Metrik unmöglich: ſie wären ja dadurch aus der gleichen Taktart in die ungleiche übergegangen. Wenn der *Vf.* mit den neueſten und ausgebildetſten Bearbeitungen des Hexameters bekannt wäre, ſo würde er ſich nicht mit Beyſpielen aus Zacharia's Werken und aus Stollberg's Ueberſetzung der Ilias aufhalten, und einſehen, daſs der Grundſatz der Nothwendigkeit (zu deutſch: der Silbenzwang) viel weniger dabey ſtatt zu finden braucht, als er ſich vorſtellt.

Druckfehler in der Anzeige verſchiedener Schriften das Brownſche Syſtem betreffend. Nr. 48 — 59. S. 381. in der 14ten Zeile von unten lies *noch* ſtatt *nicht*; S. 389. in der 24ten Zeile von unten *es* ſtatt *er*; S. 403. Zeile 21 von oben *kaſtlichen* ſtatt *hauslichen*; S. 409. in der 12ten Zeile von unten *vermiſst* ſtatt *verwirft*; S. 410. in der 10ten Zeile von oben *Franks* ſtatt *Tranks*; S. 466. in der 6ten Zeile von oben *aſthenifchen* ſtatt *ſthenifchen*; ebendaſelbſt in der 17ten Zeile von oben *aſthenifchen* ſtatt *ſthenifchen*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: *Sendschreiben* an Se. Hochw. Hn. Oberconsistorialrath u. Probst *Teller* zu Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion; (mit dem Motto aus 1. Corinth. c. 13. v. 10. 11.) 1799. 86 S. gr. 8.

Wenn auch nicht das in diesem Schreiben geäusserte Vorhaben einiger jüdischen Familien in Berlin, sofern sie ihrem Gewissen und ihrer Achtung für anerkannte Wahrheit nichts vergeben dürften, zur protestantischen Partey der Christenheit überzugehen, eine sehr merkwürdige Erscheinung wäre, die von den wichtigsten und erfreulichsten Folgen seyn kann; so würde die aufgeklarte Denkart, der reine moralische Sinn und die seltene Eleganz des Stils, die dieses Schreiben auszeichnet, uns rechtfertigen, dafs wir durch eine ausführlichere Anzeige, als bey kleinen Schriften gewöhnlich statt finden kann, die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde darauf hinzuziehen suchen.

Die Briefsteller fangen mit dem Bekenntnifs an, dafs ihre Erziehung nichts ausgezeichnetes vor der Erziehung anderer ihrer Religionsgenossen gehabt habe. Der Talmud ihr Lehrbuch, die Religion also voll Mystik; die Geschichte der Urwelt für sie geheimnifsvoll, dunkel, unzusammenhängend; das Ceremonialgesetz im väterlichen Hause pünctlich beobachtet, verfremdete sie im Zirkel des gewöhnlichen Lebens, und machte sie in Gegenwart fremder Religionsverwandten scheu, verlegen und unruhig.

Sie unterschreiben die Bemerkung im Ganzen, dafs Mystik in der Religion auf den Geist eines Knaben einen verderblichen Einflufs habe. Doch leide sie ihre Ausnahmen. Das Princip, der Jugend durch Mittheilung lauter klarer leichtbegreiflicher Sätze das Lernen zu erleichtern, und sie vor Irrthümern zu bewahren, sey offenbar überschätzt, und führe auf ein andres Extrem. Die Seele des Menschen, besonders in der Jugend, bedürfe eines Sporns, und es sey nun einmal des Menschen Bestimmung, im moralischen, wie im physischen, durch Straucheln und Fallen gehen zu lernen. Freylich machen mystische Lehrsätze, geheimnifsvolle Erzählungen und abentheuerliche Ceremonien ohne Sinn in den mehrsten Fällen aus dem geistigen Menschen einen Sklaven, ein blofses vernünftiges Werkzeug. Dennoch aber waren sie bey einzelnen Menschen von glücklichen Folgen. „Eben die Richtung der Seele auf Frommigkeit, auf Gefühl und erhebende Andacht im „jugendlichen Alter, eben die äufsern, von grofser „Bedeutung scheinenden und nichts bestimmtes bezeichnenden Gebräuche; eben das von den gewöhnlichen Handlungen des Lebens abstechende, selbst „mit der Zeit sich nicht ganz verlierende Grelle und „Befremdende derselben halten die gesammten Seelenkräfte des Menschen, wie in einem Bündel, bey „einander, und leiden nicht, dafs sie zersplittert „werden. Eben der ungebildete Verstand, das Gedächtnifs mit wenigen Kenntnissen überladen, in „Vereinigung mit einem zarten Gefühl und einer ehrfurchtsvollen Scheu vor Sünde, Zweifelsucht und „Witzeley bewahrt das jugendliche Gemüth vor Sittenlosigkeit und vielwissendem Dünkel; der Hang „zum Spott, und zum Aufsuchen des Lächerlichen, „das besonders in Ceremonien so leicht sich auffinden läfst, wird dadurch im Zaum gehalten, und „das ist kein geringer Gewinn. Das Lächerliche erscheint als verächtlich; und das Verachtliche hört „auf der Gegenstand der Aufmerksamkeit zu seyn. „Wenn dann bey zunehmendem Alter der Lichtfunke „der Vernunft in dem Gemüthe des frommen Jünglings sich entzündet, so dafs der Verstand das Uebergewicht über dunkle Erziehungs-Eindrücke und „schwärmerische Empfindungen erlangt, alsdann „geht aus der Schule der so verschrieenen Mystik ein „kräftiger, nachdenkender, moralisch-vollendeter, „nicht selten ein grofser Mann hervor."

Sonach, fahren sie fort, hätte man die Erscheinung, von Zweifelsucht erweckt, zum Nachdenken aufgefodert zu werden, bey keinem Jünglinge öfter als bey dem von ihrer Religion erwarten sollen. Erstlich die dem gesunden Menschenverstande widerstrebenden Lehrsätze des gegenwärtig bey den Juden herrschenden Systems (nicht ihrer ursprünglichen Religion) erscheinen in einem minder zweifelhaften Lichte als die Mystik anderer Religionen. Zweytens die Ceremonialgesetze sind der jüdischen Jugend überall im Wege. Sie umfassen ihre ganze Lebenszeit; die positiven sind peinlich, kostspielig und zeitraubend, die negativen schränken seine Thätigkeit ein. Blofs dem Drucke, der Verachtung, und den Nahrungssorgen, unter welchen der gröfsere Theil der Juden seufzt, ist es zuzuschreiben, dafs der edlen Freydenker unter ihnen so wenige entstanden.

Mit rührender Beredsamkeit ergiefsen sich nun die Hoffnungen für ein allgemeines Emporsteigen der Cultur unter den Juden. „In einem Staat, wie „der Preufsische, ist alles dazu vorbereitet. Mannichfaltige und harmonische, laute und angenehme „Töne wecken aus dem tiefen Seelenschlummer. „Die

„Die milde Regierungsverfaſſung, die gereinigtern „Begriffe der Zeit, die zur ſchönen Sitte gewordene „Humanität, die durch Schriften und Schulen ver„breiteten Kenntniſſe, alles, alles ladet in einer ſol„chen Staatsverfaſſung, den ſonſt ausgeſtoſsenen, ver„nachläſsigten Jüngling zur Theilnahme und zum „Mitgenuſſe ein. Edle Männer reichen liebevoll „dem Emporſtrebenden die Hand, zeigen freund„ſchaftlich auf höhere Ziele, und ermuntern, ſie „durch Anſtrengung zu erreichen. Ein durch ſolche „Aufmunterung erlangter Unterricht muſs nothwen„dig das ſonſt ſo heilig geachtete würdigen lehren, „und endlich unbedeutend machen! — Wohl dem „Jüngling, wenn er nicht mit der Schale, zugleich „den ganzen Kern verwirft! Wenn die Empfindung „der Ehrerbietung, die er von Kindheit an für ſeine „Religion in ſeiner Seele nährte, ſich zwar vom Zu„fälligen ab, aber deſto mehr auf das Weſentliche „wendet!“

Der Concipient dieſes Schreibens legt nun in ſeinem und ſeiner Freunde Namen das Bekenntniſs ab, dafs ſie mit den redlichen Forſchern aller Parteyen in folgenden Sätzen übereinkommen, ſie mögen nun dem Menſchen durch Natur und Sache, oder durch Wort und Schriftzeichen offenbart ſeyn: 1) *Es iſt ein Gott*, ein unerſchaffnes, einziges und einiges Weſen, der Schöpfer, Erhalter und Richter der Welt. 2) *Die Seele der Menſchen iſt unkörperlich.* 3) *Die Beſtimmung der Menſchen hienieden iſt Streben nach höherer Vollkommenheit und hiemit nach dem Beſitz der Glückſeligkeit.* 4) *Die Seele der Menſchen iſt unſterblich.* 5) *Gott hat uns Menſchen zur Glückſeligkeit geſchaffen.* Wir beſcheiden uns gern, ſetzt der Vf. hinzu, dafs der Vortrag dieſer Grundlehren der Feile bedarf, dafs er eben ſo wenig der ſchärfſte, als der gewählteſte ſeyn mag, und wir ſind bereit, jede Zurechtweiſung hierüber mit Dank anzunehmen! Der Vf. wirft nun einen Blick auf den Urheber der jüdiſchen Religion, und giebt ein ſchönes (wenn gleich in einigen Zügen wohl zu berichtigendes) hiſtoriſches Gemälde von den Schickſalen der moſaiſchen Verfaſſung unter den Juden bis auf die neuern Zeiten herab; und an dieſe ſchlieſst ſich die Schilderung ihrer jetzigen Lage.

Die Reformation in der chriſtlichen Kirche hat ſehr wohlthätig auf das Judenthum gewirkt. Die Ceremonien haben bey vielen ihren Werth verloren. Die Sehnſucht nach einem Meſſias und Jeruſalem iſt im Herzen der Iſraeliten immer mehr erloſchen, je mehr die Vernunft ſolche Erwartungen als Schimären verwarf. Durch die Annäherung der Juden zu den Chriſten, haben die erſten das Bedürfniſs zu fühlen angefangen, für einen moraliſchen und vernünftigen Unterricht der Kinder zu ſorgen. In den Ländern deutſcher Zunge gewinnt die deutſche Sprache immer mehr Raum unter ihnen. Freylich ſeyen ſie hinter den Chriſten proteſtantiſcher Religion in der Entwickelung der Geiſteskräfte ſehr weit zurückgeblieben. Dabey aber ſtehen ſie auf der Leiter moraliſcher Würdigkeit nicht um eine Sproſſe tiefer, als irgend ein anderes noch ſo gelehrtes, polirtes und cultivirtes Volk. Sie geſtehen, dafs dies für die herrſchende Denkart unter den Chriſten ein Paradox ſeyn werde; ſie wollen den Pobel unter den Juden nicht in Schutz nehmen; nur fodern ſie mit Recht, dafs man ſie nach eben dem Maafsſtabe beurtheile, mit dem man andere Nationen in Abſicht der Moralität beurtheilt, und dafs man auf ihre politiſche Lage Rückſicht nehme.

Die Briefſteller gehen nun zu der wichtigen Erklärung über, die das eigentliche Ziel dieſes Schreibens iſt. Es ſey jetzt Pflicht für die Juden, es ſey ſelbſt dem Geiſte des moſaiſchen Syſtems gemäfs, es ſey für ihre eigene Erleichterung wünſchenswürdig und zur Erfüllung der Staatsbürgerpflichten nothwendig, *dem Ceremonialgeſetz zu entſagen.* Aber würde dies hinreichend ſeyn, um ſie in die völlige bürgerliche Gemeinſchaft mit den chriſtlichen Staatsbürgern aufzunehmen? Und wenn ſie nun zur *chriſtlichen Religion* übertreten wollten, würde man ihnen anſinnen, alle Dogmen, die wenigſtens von vielen Theologen als weſentliche Lehren des Chriſtenthums betrachtet worden ſind, in ihr Glaubensbekenntniſs aufzunehmen? Der letzte Zweifel iſt nur von ferne her und mit vieler Delicateſſe angedeutet. Oder ſollten ſie gleich manchen leichtſinnigen Proſelyten ſich nur durch ein paar ausgeſprochene Worte die bürgerlichen Freyheiten der Chriſten verſchaffen? Dagegen ſtreitet Pflicht und Gewiſſen; dieſes fodert von ihnen, wie ſie mit der edelſten Freymüthigkeit erklären, dafs ſie ihren bürgerlichen Zuſtand durch Reinigung ihrer religiöſen Verfaſſung verbeſſern, aber auch ſchlechterdings nicht auf Koſten der Wahrheit und der Tugend ihre Glückſeligkeit erkaufen, oder erſchleichen ſollen. „In dieſem Labyrinthe (ſo redet der Sprecher dieſer achtungswürdigen Familien den Hn. D. Teller an), in welches wir durch Zeit und Umſtände, wir möchten faſt ſagen, durch die Tugend ſelbſt gerathen ſind, nehmen wir zu Ihnen, ehrwürdiger Greis, unſere Zuflucht. Belehren Sie uns, wie wir den Ausgang finden; ſagen Sie uns, edler Tugendfreund, wenn wir uns entſchlieſsen ſollten, die groſse chriſtliche proteſtantiſche Geſellſchaft zum Zufluchtsorte zu erwählen: *Welches öffentliche Bekenntniſs würden Sie, würden die Männer, die mit ihnen in dem ehrwürdigen Rathe ſitzen, von uns fodern?* Oder — die Wichtigkeit des Gegenſtandes giebt uns den Muth, unſere Frage noch kühner auszudrücken: *Wenn die Vorſehung Sie, ehrwürdiger Greis, unter uns hätte geboren werden laſſen, und Sie aus ähnlichen Gründen einen ähnlichen Schritt zu thun ſich verpflichtet gehalten hätten, welches Bekenntniſs würden Sie bey ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit unterſchrieben oder öffentlich abgelegt haben?*“

Hr. Oberconſiſtorialrath Teller hat ſich bereits auf der Rückſeite des Titels erklärt, dafs er auf dieſes Schreiben öffentlich antworten wolle; und hat dadurch gewifs die lebhafteſte Begierde des Publicums erregt, bald zu erfahren, wohin in dieſer wich-

tigen Sache das Gutachten eines so wahrheitliebenden und freymüthigen Menschenfreundes ausfallen werde. Unsere Erwartung wenigstens ist sehr gespannt darauf, zu erfahren, ob Er es für hinreichend halten werde, dass die Juden bey ihrem Uebertritt zur protestantischen Partey, ausser der gänzlichen Lossagung vom jüdischen Ceremonialgesetz, und dem Bekenntnisse der obgedachten religiosen Vernunftwahrheiten, bekennen Jesus sey der Christus oder Messias, in der Bedeutung, dass er das drückende Ceremonialgesetz abgeschafft, und gleichwohl eine reinere Sittenlehre gepredigt, und die Unsterblichkeit der Seele deutlicher gelehrt habe als Moses; dass sie also den Schriften des N. T., wo nicht einen grössern, doch eben den Werth beylegen als den Schriften des Alten; dass sie sich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes taufen lassen, und ihnen dabey frey bleibe, unter den verschiedenen Erklärungen protestantischer Theologen dieser Formel diejenige zu wählen, die ihnen die richtigste zu seyn scheine; dass sie in Absicht der Versöhnungslehre und der Lehre von der Einsetzung und dem Wesen der Eucharistie eben diese Freyheit behalten, allenfalls auch bekennen, dass in der gesammten Kirchenlehre der Protestanten auch da, wo die Parteyen von einander abweichen, nichts enthalten sey, was nicht mit der Sittenlehre der Vernunft und Christi sich vereinigen liesse. Auch darauf sind wir begierig, ob der ehrwürdige Teller nicht erfodern werde, dass die jetzt übertretenden Juden ihre Kinder und fernern Nachkommen, damit nicht mehrere Secten entstehen könnten, völlig dem Religionsunterricht der christlichen Gemeinden, zu denen sie sich halten, ohne Vorbehalt zu überlassen sich erklären müssten, wobey sich von selbst versteht, dass den Kindern, Kindeskindern u. s. f., wenn sie herangewachsen wären, eben die Freyheit eigener Prüfung und Untersuchung des kirchlichen Lehrbegriffs bliebe, welche der Geist des Protestantismus über allen einer solchen Untersuchung fähigen Christen nachgelassen. Ueber dies alles und noch mehrere Fragen, die sich hier aufwerfen liessen, wird uns die Antwort eines Mannes belehren, in dessen Charakter das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ von jeher als der hellste und kräftigste Zug erschien.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Briefwechsel der Familie des neuen Kinderfreundes*, von K. A. Engelhardt. *Erster Theil.* 1799. 182 S. 8.

Die gute Aufnahme des neuen Kinderfreundes veranlasste diesen Briefwechsel. In diesem ersten Theile sucht der Vf. seinen jungen Lesern und Leserinnen besonders die häuslichen Tugenden der Ordnung, Fügsamkeit u. s. w. liebenswürdig zu machen, und durch anschauliche Schilderungen der entgegengesetzten Fehler, Abscheu gegen dieselben in den jungen Gemüthern zu erwecken. Einigen Briefen wünschten wir etwas mehr Kürze.

1) Wien, b. Patzowsky: *Neue Kinderbibliothek* Herausgegeben von *F. A. Gaheis. Erstes Bändchen.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1797. XII u. 804 S. *Zweytes Bändchen.* Zweyte verbess. u. verm. Aufl. 1795. XVIII u. 172 S. *Drittes Bändchen.* Zweyte verb. u. verm. Aufl. 1796. 228 S. *Viertes Bändchen.* Zweyte Aufl. 1796. 212 S. *Fünftes Bändchen.* 1797. 229 S. *Sechstes Bändchen.* 1797. 241 S. gr. 8. (Preis jeden Theils 45 kr., des Ganzen 1 Ducaten.)

2) Pirna, in der Arnoldischen Buchh.: *Berquin's sämmtliche Werke*; nach verwandten Aufsätzen geordnet. *Erster Theil.* Aus dem Franz. 1798. 156 S. gr. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Berquin's Kinderfreund. Aus dem Französischen.

Je bestimmter der Wirkungskreis ist, den sich ein Schriftsteller zieht, desto sicherer kann er sich den gewünschten Erfolg von seinen Werken versprechen. Dieses bestätigt die gute Aufnahme, welche die Gaheisische Kinderbibliothek in den östreichischen Staaten gefunden hat, auf welche sie zunächst berechnet ist. Was für die östreichische Jugend vor allem zu wissen nöthig, was sie für Verhältnisse und besondere Bedürfnisse hat, was zunächst in ihrem Gesichtskreise liegt, davon ging der Herausgeber, Schuldirector in Korneuburg, aus. Vorzüglich sucht er seine junge Welt mit der vaterländischen Erd- und Geschichtkunde, Naturlehre und Naturbeschreibung bekannt zu machen, einheimischem Aberglauben und Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, nationale Sprichwörter zu erläutern, und als einen Schatz für Religion, Vaterlandsliebe und häusliche Glückseligkeit darzustellen, endlich auf die Verbesserung der so verdorbenen östreichischen Mundart hinzuwirken, indem er die rein deutschen Wörter braucht und die dagegen häßlich abstechenden Provincialausdrücke in Anmerkungen beyfügt. Durch diesen eng gezogenen Kreis unterscheidet sich das Werk von ähnlichen Unternehmungen, und namentlich von der trefflichen Campischen Kinderbibliothek. Der Vf. compilirte nicht blos, sondern ausserdem dass er freylich viele poetische und prosaische Stücke aus den beliebtesten Jugendschriften, auch aus andern Werken (selbst Hippel's Kreuz- und Queerzüge lieferten Stoff dazu) aufnahm, die er zum Theil nach seinen Zwecken abänderte: so arbeitete er in Verbindung mit mehrern vaterländischen Jugendfreunden, selbst eine Menge Aufsätze für diese Bibliothek aus. Das ganze Werk enthält 233 Erzählungen, Gespräche und Catechisationen, 155 Gedichte (von denen mehrere, auch nach den Verbesserungen in den neuern Auflagen, nicht viel mehr als gereimte oder versificirte Prose sind, z. B. Th. 3. S. 213.; und an den doch nicht allzu genauen Maasstab in dem Gespräch über Dichtkunst Th. 3. S. 205 ff. gehalten, schwerlich für Gedichte erfunden werden dürften). 41 prosaische Fabeln, 8 Vergleichungen und Parabeln,

151 Sittenſprüche zu Schreibübungen, 31 Briefe, 3 Lebensbeſchreibungen, 4 kleine Wanderungen und Reiſen, 6 Kinderſchauſpiele, von denen 4 Originale ſind, 67 Sinngedichte und Räthſel. Jeder Titel hat ein eigenes ſauberes Kupfer (das ſehr gegen den ſchlechten Druck abſticht), eingedruckt ſind 3 Vignetten, ferner ſind noch 5 in Muſik geſetzte Lieder und 1 Landkarte beygefügt. Im Ganzen ſind die Originalaufſätze dieſer Sammlung gar nicht ſchlecht, und mögen leicht die meiſten Verſuche der Art aus jenen Gegenden aufwiegen; allein wie weit bleibt doch der Deutſche an Geſchmeidigkeit und Gewandtheit, an einem leichten, anmuthigen Vortrag hinter dem franzöſiſchen Kinderfreund eines *Berquin* zurück, von welchem wir mit Vergnügen in Nr. 2. die Ueberſetzung anzeigen! (Die Engländer haben das Werk ſchon längſt überſetzt!) Ungeachtet Gaheis zunächſt *für* Oeſtreichs Jugend ſammelte und ſchrieb; ſo enthält doch ſeine Bibliothek einen Schatz von wiſſenswürdigen Dingen für die Jugend was immer für eines Landes. Beynahe *de omni ſcibili* kommt wenigſtens etwas vor; es iſt bey ihm eher Ueberfluſs als Mangel; der vierte Theil enthält ſogar einen Abriſs der meiſten Fächer der Literatur, der doch zu dürftig ſeyn möchte, als daſs die Jugend daraus ſich hinlänglich belehren könnte. Noch eines Vorzugs dieſer Bibliothek müſſen wir ausdrücklich gedenken. Der Herausgeber ſuchte die ſittlichen Grundſätze im Sinne der reinſten Moral vorzutragen. „In moraliſcher Rückſicht, ſagt er, werden wir zu leiſten verſuchen, was wir nach unſern Einſichten im Stande ſind, um das ſchöne Princip der Sittlichkeit in ſeiner ehrwürdigen praktiſchen Majeſtät hervortreten zu laſſen, und dadurch ſeinen jungen Verehrern den ſo ſchweren Sieg der erleuchteten Vernunft über die ſinnlichen Triebe zu erleichtern.“ Auch an einer andern Stelle erklärt er den Plan zu haben, eine Sittenlehre in Beyſpielen nach reinen moraliſchen Grundſatzen mit einzuweben, und er nimmt mit Kant an, man ſolle Kinder von mittlerm Alter Pflichten nie anders vorſtellen als wie ſie, von aller Abſicht auf irgend einen Vortheil abgeſondert, ſelbſt unter den gröſsten Verſuchungen der Noth oder der Anlockung, mit ſtandhafter Seele ausgeübt worden. Nun iſt es wahr und rühmlich, daſs der Herausgeber auf die Hervorbringung einer ächt moraliſchen Geſinnung in vielen Gedichten und andern Aufſätzen hinarbeitet, wiewohl er uns die Grundſätze von der Würde des Menſchen Th. 1. S. 17. von der Pflicht, ſo zu handeln wie man wollen könne, daſs Alle handeln ſollten Th. 3. S. 42. 152. Th. 6. S. 138 f. u. ſ. w., mehr nackt hinzuſtellen, als deutlich auseinanderzuſetzen und dem zarten Faſſungsvermögen zu verdeutlichen ſcheint. Allein dieſes reinere Moralſyſtem iſt auch nichts weniger als das herrſchende in dieſem Werke; vielmehr wird in vielen Aufſätzen auf die äuſsern Folgen der Handlungen ausſchlieſsend Rückſicht genommen, ja es kommen darin Sätze vor, die dem reinern Syſtem geradezu entgegen ſind wie Th. 1. S. 40.: „Wenn man das Gute *aus Neigung* und mit aufrichtigem Beſtreben bey jeder Gelegenheit ausübt, ſo nennt man es ſchon darum eine *Tugend*.“ So iſt es z. B. auch ein unrichtiger *Gedanke*, daſs, nach Th. 2. S. 199. der Böſewicht *immer* ſeinen Lohn *für ſeine* Thaten ſchon hier empfange, wenn auch *erſt ſehr* ſpät. — Hie und da kommen kleine Nachläſsigkeiten im Ausdruck vor wie Th. 3. S. 211.: „Am ſchönſten hat Oſſians Gedichte ein braver Gelehrter in Wien, Hr. Hofr. Denis, in *deutſches Sylbenmaaſs* überſetzt.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. Ohne Druckort (*Leipzig*, b. Müller): *Unvernunft mit den Augen der Vernunft betrachtet.* 1798. 16 S. 8. — Wir zeigen dieſe in aller Hinſicht elende Broſchüre hier nur an, damit der Käufer durch den nunmehr auch im Meſskatalog aufgeführten Titel nicht getäuſcht werde. — Das Ganze iſt gegen eine Recenſion in dieſer Zeitung (1798. Nr. 337.) gerichtet, in welcher eine ſchlechte Apologie der Univerſität Leipzig ſo, wie ſie es verdiente, gewürdigt worden war. Dafür iſt nun hier von Krümmungen und Schlupfwinkeln eines ſchaalen Kritikers, von Ungezogenheit, und wie ſich von ſelbſt verſteht, von Tücke u. ſ. w. die Rede, und der Vf. macht am Schluſſe das ſehr naive Bekenntniſs, „daſs er aus Mitleid und zugleich aus Achtung gegen die A. L. Z. jene Recenſion, wenigſtens in *ſeinem* Exemplare, *aus den Augen des Publicums zu entrücken gewuſst habe.*“ *Ex ungue leonem!* — Am meiſten hat der Vf. ſich darüber ereifert, daſs jener Recenſent von der zweyten Auflage der *Keyſerſchen* Schrift, gegen welche der Apologet zu Felde gezogen war, geſagt hatte: der Vf. verrathe zwar (durch die in der zweyten Auflage getroffenen Aenderungen) Sinn für Wahrheit und Empfänglichkeit gegen Erinnerungen; allein *wo dieſe ihm abgehen*, da ſey es auch, bey dem leichtſinnigen Niederſchreiben alles deſſen, was er von Hörenſagen aufgefaſst, um die Wahrheit geſchehen. — In dieſem Urtheile findet unſer Vf. Widerſpruch und Unvernunft. Würde es ihm einleuchtender werden, wenn wir es durch folgendes Exempel erläuterten: Der Apologet der Leipziger Univerſität verräth in ſeiner erſten Schrift Sinn für Buchmacherey, und in der zweyten groſse Empfindlichkeit gegen Erinnerungen: wenn dieſe nun abgehen, ſo wird er uns wahrſcheinlich bey dem faden und unbeſonnenen Niederſchreiben alles deſſen, was er hie und da aufgerafft hat, mit ſeiner Buchmacherey ſobald noch nicht verſchonen. — Der wohlgemeynte Wunſch, der in dieſer Erläuterung zugleich beſchloſſen liegt, ſpricht ſich ſelbſt aus.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Pisa, b. Giacomelli: *Flora Pisana* del Dottore *Gaetano Savj*, Aiuto del Professore di Storia naturale nell' Universita di Pisa. Tomo I. 1798. 485 S. und 2 Kupfertaf. 8.

Der Vf. hat die Absicht, eine vollständige *Flora etrusca* herauszugeben, und er benachrichtigt uns, dafs die angezeigte Schrift eigentlich nur ein Versuch oder ein Vorläufer dieses gröfsern Werks seyn soll, mit dem er sich eifrig beschäftigt, und das er nach und nach dem Publicum mittheilen will. Er hat es in seiner Muttersprache abgefafst, doch hat er, was jeder, zumal ausländische Leser, sehr billigen wird, nicht nur die Namen der Gattungen und Arten der beschriebenen Pflanzen, sondern auch die Definitionen derselben lateinisch ausgedrückt und zugleich die jenen Namen entsprechenden italienischen Benennungen beygefügt. Die Ordnung, die er gewählt hat, ist die Linnäische und bey den Beschreibungen hat er die specifischen Kennzeichen mit der gehörigen Sorgfalt angeführt, und sich bemüht, seinen Lesern die Pflanzen und ihre Eigenheiten recht kenntlich zu machen. Der *erste Band* dieser pisanischen *Flora*, den wir vor uns haben, begreift die zwölf ersten Classen des Sexualsystems in sich, und der zweyte, der diesem bald nachfolgen soll, wird die übrigen Classen desselben enthalten. Wir wollen, um unsere Leser mit der Art, wie Hr. S. seine Gegenstände behandelt hat, bekannt zu machen, einige neue Pflanzen, die er aufführt, nennen und zugleich die Definitionen derselben beyfügen: *Iris alba; I. caule multifloro foliis altiore, spathis basi foliaceis, apice, margineque scariosis, corollarum tubo germinibus longiore. Scirpus filiformis; S. culmo undo setaceo, spicis terminalibus glomeratis, sessilibus, involucro monophyllo, lineari, brevi. Phalaris subulata; P. panicula spicata, subulata, calicibus compressis ovatis, acutis, dorso, lateribusque nervosis, radice fibrosa. Festuca segetum; F. panicula aequali patente, capillari, spiculis glabris, splendentibus 3—4 floris longe aristatis, foliis planis pilosis. Festuca hispida; F. panicula spicata, stricta, valvis calicinis glabris, quadrifloris, floralibus hispidis, aristatis, foliis planis, pilosis.* (Diese beiden Schwingelarten hat der Vf. abzeichnen und in Kupfer stechen lassen.) *Festuca montana; F. panicula secunda depauperata, spiculis solidariis, 4 floris, hirsutis, foliis linearibus, rigidis, pilosis. Bromus triivialis; B. panicula spicata, lobata, calicibus subseptem-*

floris, valvis ciliatis, breviter aristatis, ultimis muticis, culmo geniculato, foliis pilosis. Avena neglecta; A. panicula densa, spiculis glabris, subquadrifloris, petalis interuis apice bifidis, foliis planis, pilosis mollibus. (Auch von dieser Haferart, und von der vorhergenannten Trespe sind Zeichnungen beygelegt.) *Rumex campestris; R. floribus hermaphroditis, valuis omnibus graniferis, integerrimis, vix grano maioribus, foliis undulato-crispis. Rosa agrestis; R. germinibus, pedunculisque glabris, floribus subumbellatis, foliolis ovatis, dentato-serratis, caule, petiolisque aculeatis*, u. s. w. Die übrigen Pflanzen, die der Vf. in diesem Verzeichnisse aufführt, sind eben so gut, wie die, welche wir genennt haben, beschrieben, und wir zweifeln daher nicht, dafs die Liebhaber der Kräuterkunde der Fortsetzung desselben mit Verlangen entgegen sehen werden.

Salzburg, in d. Mayr'schen Buchh.: *Salzburgische Flora*, oder *Beschreibung der in dem Erzstifte Salzburg wildwachsenden Pflanzen, nebst Angabe ihrer Wohnorte, Blühezeiten, Dauer, Gestalt etc. ihrer Anwendbarkeit in der Heilkunde und Haushaltungswissenschaft, und ihrem Nutzen für Maler, Farber, Gerber, Bienenzieher, Forster und Landwirthe.* Herausgegeben von *Franz Anton von Braune*, Ehrenmitglied der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Erster Band. Mit Kupfern. 1797. 426 S. Zweyter Band. 836 S. Dritter Band. 380 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel und der schlechte typographische Anzug wären bey dieser Flora nicht sehr anlockend, wenn nicht die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegend und dadurch die Neugier des Botanisten so viel wirkten, dafs man wegen der innern Güte die äufsere Geschmacklosigkeit und Vernachlässigung — beynahe möchten wir dies von vielen unserer Landsleute sagen — zu übersehen gewohnt würde. Im Anfange hielten wir die ungeheuere Menge von Druckfehlern, welche jedem Bande angehängt sind, für Sachregister, die Kupfer für schlechte Holzschnitte; bis uns eine nähere Bekanntschaft mit dieser Flora, zugleich mit der guten Absicht ihres Stellvertreters und dem wirklich lobenswerthen Fleifs desselben vertrauter machten. Im Ganzen folgt der Vf. den *primitien Flor. salisb.* von *Schrank*. Hier und da setzt er seine eigenen und anderer seit der Zeit gemachten Entdeckungen aus den Hoppischen Taschenbüchern zu. Aufserdem ist er aber noch besonders reichhaltig bey Angabe der Wohnorte, der Benennungen,

des Gebrauchs. Vermiſſen wir auch manchmal die erforderliche Sorgfalt des Ausdrucks ſowohl, als auch die Schärfe und Vollendung in den Beſchreibungen; ſo bleibt immerhin letztern das Verdienſt in Beziehung auf Salzburg und dahin reiſenden Botanikern geſichert genug. Der erſte Band enthält auſser einer weitläufigen Einleitung und Erklärung des Syſtems die zehn erſten Claſſen. Von Gräſern muſs noch mehr und manches noch zuverläſſiger bekannt werden als hier geſchehen iſt. Unter *umbellaten* fehlt, was ſonſt überall vorkommt, das *conium maculatum*, und als Seltenheit finden wir es nur im Anhange des letzten Bandes. Die zehnte Claſſe iſt vorzüglich reichlich mit den ſchönen Arten *Salifraga* verſehen. Auf den zu dieſem Band gerechneten 3 Kupfern ſind enthalten die Linneiſchen Claſſen aus der *philoſophia botanica*, eine *Veronica pygmaea* und *rotundifolia*, eine *primula minima* und die bekannte *Sibbaldia procumbens*. Der zweyte Band fängt mit der 11ten Claſſe an und erweitert ſich bis zur drey und zwanzigſten Claſſe; er iſt vor allen der corpulenteſte. Diadelphiſten und Syngeneiſten, wie ſich erwarten laſst, nehmen den mehrſten Raum ein. Riedgräſer bedürfen noch der Reviſion. Auf drey Kupfern werden abgebildet: *Linnaea borealis* von den Salzburger Gebürgen, *Euphraſia ſalisburgenſis*, Etwas verſchieden von der officinellen. *Turritis alpina*, *Bunias Erucago*, *Aſtragalus pubeſcens*. Der dritte Band enthält viele Nachträge und die ganze vier und zwanzigſte Claſſe. Zwar nicht ganz vollſtändig, aber doch beſſer, als wir erwarteten; Mooſe und Flechten nach Vorgang des Hoffmanniſchen Taſchenbuchs, ſo daſs wir dem Vf. unſern Beyfall nicht verſagen, und gewiſs auch die Zufriedenheit des botaniſchen Publicums verſichern können.

HEIDELBERG, b. Pfähler: *Grundriſs einer zootomiſchen Beſchreibung der landwirthſchaftlichen Thiere.* Zum Behuf der Demonſtrationen entworfen von D. *J. D. Buſch*, der Arzney- und Thierarzneykunde ordentl. Profeſſor zu Marburg etc. 1798. 351 S. 8.

Der Vf. will dieſen Grundriſs, laut der Vorrede, ſelbſt für nichts weiter als eine bloſse Skizze, die ihm bey den Demonſtrationen im zootomiſchen Theater zum Leitfaden dient, angeſehen haben, und aus dieſem Grunde wird man auch wenig neues in demſelben erwarten. Genug daſs er das Werk ſo abgefaſst hat, daſs es nicht bloſs für ſeine Zuhörer brauchbar, ſondern auch wegen des faſslichen Vortrags für jeden Oekonomen, den dieſer Gegenſtand intereſſirt, brauchbar und allgemein verſtändlich iſt. Es enthält daſſelbe die *Lehre von den Knochen, Bandern, Muskeln, Eingeweiden, Gefäſſen, Nerven und Drüſen* der ökonomiſchen Thiere und alles mit der nöthigen Vollſtändigkeit, Ordnung und Deutlichkeit. Eines Auszuges iſt daſſelbe nicht fähig und bedarf deſſelben auch nicht, da ſchon die angegebenen Abtheilungen hinlänglich anzeigen, was man in demſelben zu ſuchen hat. Die feinern anatomiſchen Zergliederungen, die man vom menſchlichen Körper hat, und hier ganz unentbehrlich ſind, wird man in dieſem Grundriſs nicht erwarten.

LYON: *Principes Elementaires de Botanique, Rédigés d'après les diverſes méthodes de Tournefort, Linné, J. J. Rouſſeau, Juſſieux, La Mark, Durande, Villars etc. Diviſés en deux parties. Par un Naturaliſte Lyonnais.* L'an IVme de la Republique Françaiſe. 526 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Abſicht bey dieſem Werkchen iſt in ſo ferne ganz lobenswerth, daſs der Vf. als Naturaliſt ſeinen Landsleuten mitzutheilen ſucht, was ihm ſeine Bekanntſchaft mit dem Pflanzenreiche gelehrt hat, aber für die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt dadurch weder eine neue Anſicht, noch ſonſt etwas merkwürdiges erhalten worden. Dazu war mehr umfaſſende Kenntniſs erfoderlich als der Vf. beſitzt. Ausländiſche zumal deutſche Literatur, darf man hier ſo wenig ſuchen, als Entdeckungen und Erweiterungen der Wiſſenſchaft, welche von andern als jenen auf dem Titel angeführten Schriftſtellern ſind gemacht worden. Auſser einer declamatoriſchen Einleitung, wird das bekannte, zum Theil unrichtige von Wurzel, Stamm, Blattern, Blumen, Blüthen und Fruchttheilen wiederholt, der gröſste Theil des Buchs aber mit Erklärung der auf dem Titel genannten Methoden angefüllt.

NÜRNBERG, in der Raſpiſchen Buchh.: *Icones Fucorum cum characteribus ſyſtematicis, ſynonymis auctorum et deſcriptionibus nouarum ſpecierum.* Abbildungen der Tange mit beygefügten ſyſtematiſchen Kennzeichen, Anführungen der Schriftſteller, und Beſchreibungen der neuen Gattungen, herausgegeben von *Eugenius Johann Chriſtoph Eſper.* Zweytes Heft. Mit vierzig illuminirten Kupfertafeln. 1798. von S. 57—126. T. 25—53. 4. (6 Rthlr. 16 gr.)

Es gefallt uns die Fortſetzung noch beſſer als das erſte Heft. Hr. Prof. Eſper beſtrebt ſich um mehrere Vollſtändigkeit und Genauigkeit, wozu ihm von allen Seiten hülfreiche Hand geboten wird. Ohne uns in eine weitläufige nomenclatoriſche Anzeige einzulaſſen, wollen wir nur einige der vorzüglichern Abbildungen benennen. *Fucus ſalicifolius, diſcors, rudis (?), hirſutus (?), ſcorpioides, aculeatus, ſpinuloſus, capillaceus, loreus, Faſciola, digitatus, lichenoides, albus, truncatus, baccatus, concatenatus, purpureus, granulatus, Oſmunda.*

GESCHICHTE.

GIESSEN, b. Stamm: *Probleme aus der alten und neuen Geſchichte.* Bearbeitet von *Johann Friedrich Roos*, ordentl. Profeſſor der Philoſ. auf der Ludwigs-Univerſität. *Erſte Abtheilung.* 1798. 160 S. 8.

Auch dieſe Abhandlungen ſind ein ſchätzbarer Beytrag zur hiſtoriſchen Kritik, um welche der Vf. ſich

sich schon durch andere Aufsätze verdient gemacht hat, und legen von seinem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit ein neues vollgültiges Zeugnifs ab. Die erste Abhandlung: *Ueber die freywillige Aufopferung der beiden Philaeni fürs Vaterland*, erschien zuerst im J. 1797 als akademische Einladungsschrift. Der Vf. erzählt zuförderst die bekannte Geschichte nach *Sallustius* (im Jugurtha, Kap. 79.), weil weder Valerius Maximus (V, 6.) noch Pomponius Mela (I, 7.) so umständlich und überzeugend davon handeln, und widerlegt sodann *Corte*, den bekannten Herausgeber des Sallustius, welcher über die Wahrheit der ganzen Erzählung geradezu, und ohne einen hinreichenden Grund anzuführen, das Verdammungsurtheil auszusprechen wagte. Hr. *R.* bemerkt, dafs man den Römern, von denen die Begebenheit erzählt wird, wohl nicht zutrauen dürfe, dafs sie den ihnen so verhafsten Karthagern zu viel Gutes und Grofses werden nachgeruhmt haben; dafs Sallustius, der vornehmste unter jenen Erzählern, keinesweges den Vorwurf eines leichtgläubigen Fabelsammlers verdiene; dafs endlich der Glaubwürdigkeit seiner Nachricht gleichsam das Siegel durch den Schlufs aufgedrückt werde, welcher mit den Worten: *aliique Philaenis domi honores instituti* andeutet, dafs zum ewigen Andenken an die Grofsthat der beiden Brüder gewisse Feyerlichkeiten angeordnet worden sind. Für die Richtigkeit des zuletzt angeführten Umstandes aber bürgt derselbe Geschichtschreiber, der als Proconsul von Numidien, die beste Gelegenheit hatte, alles, was er in dem Jugurthinischen Kriege erzählt, an Ort und Stelle zu erfahren. So gern man dies alles, was der Vf. sehr gründlich durchgeführt hat, zugeben wird; so leicht lassen sich, wenn man auf den ersten Ursprung der Erzählung sieht, Zweifel dagegen erheben, die wir hernach kurz andeuten werden. — In der römischen Geschichte findet man zu dieser merkwürdigen That der Philaeni wohl nur eine einzige Parallele in der bekannten Erzählung von *M. Curtius*, der sich 393. n. R. E. in die grofse mit Pestdünsten erfüllte Kluft auf dem Forum hinabstürzte. Ueber diese Erzählung hat Hr. *R.*, auf Veranlassung des Prof. *Schmid* in Ulm, in der *Vorrede* p. 11. ff. neue belehrende Forschungen angestellt, deren Resultat darauf hinauslauft, dafs die Nachricht, die zuerst von Pseudoplutarchus in seinen Parallelen der griechischen und römischen Geschichte und sodann von Stobaeus (Serm. I. p. 4. ed. Gesner.) mitgetheilt, und selbst von Livius (VII, 6.) in Zweifel gezogen wird, keinen Glauben verdiene. — Die *zweyte* Abhandlung enthält einen ungemein instructiven *Nachtrag zu der Abhandlung über den Tod der beiden Karthagineníer Philaeni fürs Vaterland*, von Hn. Regierungs-Rath *Schmid* in Giefsen. Nachdem der Vf. zuerst die von Hn. *Roos* nur beyläufig berührten Nachrichten bey *Valerius Maximus* und *Mela* über dieselbe Begebenheit nachgetragen und kritisch geprüft hat, bemerkt er, dafs auch *Silius Italicus* (b. Pun. XV, 699.) auf die vom ganzen Alterthum bewunderte That anspiele. Allein der Tadel des Dichters, welcher die heldenmüthigen Brüder mit dem in der Kürze sehr gehaltvollen Beyworte *invicti* bezeichnete, scheint uns nicht gegründet, und das dafür vorgeschlagene *infossi* würde zwar die Todesart derselben *historisch* genauer bestimmen, aber der Vulgata wohl an *dichterischer* Energie sehr weit nachstehen. Hierauf hat Hr. *Schmid* die Urtheile neuerer Geschichtschreiber und anderer Schriftsteller über jene Heldenthat so vollständig aufgeführt, dafs auch dem Belesensten schwerlich eine bedeutende Ergänzung dieser Literarnotizen möglich seyn möchte. (In *Hendreich's* unkritischem Werke: *Carthago, sive respublica Carthaginensium*, Frankf. a. d. O. 1664. 8., das Hr. *S.* nicht zu Rathe ziehen konnte, wird S. 154. ff. die Begebenheit selbst blofs nach Sallustius und Valerius Maximus, mit Anführung der Stellen anderer Autoren, vorgetragen, aber kein eigenes Urtheil des Vfs. beygefügt.) Hr. *S.* erinnert ferner, dafs die Römer ihre Nachrichten von den beiden Philaeni wahrscheinlich nicht unmittelbar aus punischen, bey ihnen wenig bekannten, sondern aus griechischen, vielleicht cyrenensischen Schriftstellern schöpften, wie der offenbar griechische Name zu erkennen giebt. Deshalb aber dürfe man die historische Skepsis nicht bis zu der Muthmafsung treiben, man habe, so wie die an sich schon romanhaft scheinende Geschichte verschönert, so auch den Helden einer fabelhaften Tradition einen Namen beygelegt, der mit dem moralischen Sinne der Sage übereinstimmend war. Für die Allgemeinheit und das hohe Alterthum der Sage bürgt vielmehr, aufser der Autorität der genannten Schriftsteller, auch der Platz, der nach dem Zeugnisse der Geographen den Namen *Altäre der Philaeni*, noch zu Zeiten des Plinius und Mela führte. (Der historische Skeptiker wird einwenden, dafs in dem Namen nichts als das Andenken an eine denkwürdige und von der Nation belohnte That der Philaeni geographisch fortdauerte; ja, dafs wohl auch erst aus dem *Namen* selbst, der einen ganz anderen Ursprung und eine andere Tendenz hatte, (nur nicht wie *Corte* wollte, blofs aus der Erscheinung zwey grofser Sandhügel in einer unübersehbaren Wüste) die Begebenheit gefabelt worden sey. Da die Zeit derselben in die *mythische* Periode der karthaginensischen Geschichte fällt: so darf man der historischen Skepsis nicht verargen, wenn sie der auch von Römern nacherzählten Sage von den lebendig eingescharrten Brüdern nicht mehr Glauben, als einem *historischen Mythus*, schenkt.) Die Idee, beide Brüder lebendig einzugraben, leitet der Vf. scharfsinnig genug aus den religiösen Vorstellungen des Alterthums her. Er sucht ausführlich zu erweisen, dafs auch bey denen Nationen, die von Menschenopfern zurück gekommen waren, sich doch der Wahn von der gröfseren Wirksamkeit dieser Opfer erhalten habe, und dafs, wenn man in dringenden Fällen seine Zuflucht dazu nahm, das Eingraben von Menschen nichts ungewöhnliches gewesen sey. Daher erklärt sich nun auch die Errichtung und Weihung

der Altäre, welche bestimmt waren, nicht die Philäni selbst daran göttlich zu verehren, sondern wahrscheinlich, um auf denselben jährlich den Landesgöttern zu opfern, die den unsterblichen Brüdern jenen grosen Entschlufs eingegeben hatten. Die übrigen Ehrenzeichen, die man, nach Sallust, in Karthago zum Andenken der Philaeni gestiftet, können theils noch andere religiöse, z. B. Hymnen, Dankfeste, Spiele u. s. w., theils politische, Bildnisse, Adel, Freyheiten der Nachkommen u. s. w. gewesen seyn. Zuletzt würdiget der Vf. noch das Verfahren der Philaeni in moralischer Rücksicht, und führt einige Stellen deutscher Dichter an, worin auf diese Heldenthat angespielt wird. — Der *dritte* und *vierte* Aufsatz behandeln einen wichtigen Gegenstand der neuen Geschichte, und bilden ein Ganzes. Jener führt die Ueberschrift: *Was von dem auf den verstorbenen König von Portugal, Joseph Emanuel, in der Nacht vom 3ten September 1758 gewagten Angriffe zu halten sey?* Und dieser liefert einen *Anhang zu der vorigen Untersuchung, die Folgen des Angriffes auf den König betreffend.* Nach genauer und parteyloser Prüfung der hieher gehörigen, und gleich Anfangs aufgeführten geschichtlichen Urkunden, und vorzüglich nach Erwägung des Aufsatzes, den ein Portugiesischer Staatsmann in *Zimmermann's statistisch-historischem Archiv* (I. Band, S. 38—71.) mitgetheilt hat, ist Hr. *Roos* überzeugt, dafs der seitherigen Modemeynung von dieser Begebenheit widersprochen werden müsse. Er erweiset, dafs das Attentat wirklich auf das Leben des Königs gerichtet, und dafs der Herzog von Aveiro, der einen persönlichen Hafs gegen den König gefafst hatte und den mehrere Verhältnisse mit dem Hause Tavora verketteten, der mit Recht beschuldigte Verbrecher war. Die Bearbeitung dieses Stoffes mufste natürlich den Vf. auf den grosen Mann hinführen, der unter Joseph Emanuel, vom Anfange bis zum Ende der Regierung desselben, das Staatsruder lenkte. Diesen so schrecklich verkannten und verlästerten Minister, *Pombal* (der vorher *Carvalho* hiefs), hat Hr. R. mit Nachdruck und Gründlichkeit gegen die Vorwürfe vertheidigt, die er von einem in Trägheit und Aberglauben tief versunkenen Volke erfuhr, und die auch eine gerechtere Nachwelt bey weitem nicht hinlänglich zurück gewiesen hat. Hr. *R.* bemüht sich mit Glück, wie uns dünkt, zu zeigen, dafs die Beschuldigungen, welche der bekannte Proceſs des Pombal zugezogen hatten, ungegründet waren, und dafs die hingerichteten Verbrecher ihr Schicksal völlig verdient hatten. Die Vorrede liefert hierzu noch einige literarische Nachträge. Ueberdies wird in derselben die bekanntlich von Hn. *Roos* aufgeregte, und zuletzt von Hn. *Fikenscher* in Culmbach behandelte Streitfrage über die grausame Ermordung des *Atilius Regulus* zu Karthago von neuem berührt, und zugleich das Urtheil des Hn. Kanzlers *Koch* in Giefsen beygebracht, welcher die Sache für den Vf. der Schrift, mithin gegen Hn Fikenscher, entscheidet.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Celle*, b. Schulze d. J.: *Versuch einer Beantwortung der von der Kön. Soc. d. Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1796 aufgestellten ökonomischen Preisaufgabe: warum sind jetzt die Brüche bey der Jugend in den Dörfern viel gemeiner als sonst, und wodurch können sie am sichersten verhütet werden?* Eine zur Concurrenz übergebene Schrift, welcher das Accessit zuerkannt worden, entworfen von D. *Friederich Ludewig Andreas Köhler.* 95 S. 8. Diese Schrift ist nicht übel gerathen; Ordnung und Deutlichkeit im Vortrage des Bekannten zeichnen sie aus, obgleich manches kürzer gefafst seyn könnte. Der Vf. macht es (S. 4.) wahrscheinlich, dafs ungefähr die siebenzigste Person mit einem Bruche behaftet sey, bezweifelt aber, dafs man für ausgemacht annehmen könne, dafs die Brüche jetzt häufiger unter dem Landvolke waren, als sonst. Seine Gründe sind wahrscheinlich. Die *Gelegenheitsursachen* sucht er in der ungeschickten Handhabung der zarten Kinder durch die rohen Hände der Mütter, dem Wickeln, dem Ziehen an der Nabelschnure durch die Hebammen, ihren Abfall zu befördern, dem Tragen der Kleinen durch ebenfalls kleine Kinder, wodurch beide verwahrloft werden, ihren Spielen ohne Aufsicht, ihrer gezwungenen Anstrengung zu Arbeiten über ihre Kräfte, dem Aufpansen (Aufscheuern), dem Reiten auf plumpen Pferden oft ohne Steigbügel oder Sattel, in der Vernachlafsigung des Schreiens der Kinder, in der Anfüllung ihrer Magen. Die Behauptung (S. 29.), dafs die jungen Landleute keine engen Kleider lieben, kann Rec. nicht unterschreiben. Die Sonntagswesten der Jünglinge und die Schnürleiber (Mieder) der Mädchen sind gewöhnlich äufserst knapp. *Die vorbereitenden Ursachen* (S. 31.) zähe Mehlspeisen, Kartoffeln in Uebermafse, und sonst bisherige grobe Kost, schlecht gebrauenes Bier, eine Menge Kaffees, der Mangel guter Aerzte und Wundarzte auf dem Lande, die Vorliebe zu drastischen Purganzen und Brechmitteln, *dieser häufigern Kriege, welche blofs den siechern Theil des männlichen Landvolks zurück lassen*, die Vernachlafsigung der angebornen, oder bald nach der Geburt entstandnen Brüche. S. 45. *Die Verhütung* durch bessere Erziehung, Aufsicht, Vermeidung der groben Diatfehler. Obsicht und Belehrung durch Prediger und Landschulmeister, welche besser besoldet (Rec. setzt hinzu: moralischer und von edlerer Gesinnung ausgesucht) werden sollten. Zeitige Entdeckung der Brüche durch bessere Hebammen und zeitige Hülfe durch bessere Landwundärzte. Die Ausführung ist gut gerathen, läfst sich in Anwendung bringen, ist aber keines Auszugs fähig. Unter den mechanischen Verhütungsmitteln hält er blofs eine Nabelbinde (S. 72.) und mit Recht, für dienlich, die aber doch schon, so viel Rec. weifs, in den ersten Wochen fast allgemein im Gebrauche ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1799.

OEKONOMIE.

MANNHEIM u. LEIPZIG, b. Seeger: *Vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht*, für Liebhaber der Pferde und der Reitkunſt. Von *Seyfert von Tennecker*, Souslieutenant beym kurfürſtl. ſachſ. Huſaren-Regiment. 1797. Erſter Band. I—IV. Heft. 546 S. kl. 8. Mit ſchwarzen und illum. Kupf. (jedes Heft 1 Rthl. 8 gr.)

Der Angabe nach wird dieſes Werk aus wenigſtens acht Heften beſtehen, wovon viere einen Band, und ſo nach und nach ein ſyſtematiſches Ganzes ausmachen ſollen. Die äuſsere Pferdekenntniſs, die Reitkunſt, die Roſsarzney und die Geſtütwiſſenſchaft ſind die vier Hauptgegenſtände, womit der Vf. ſeine Leſer abwechſelnd unterhalten will. Wie aber Hr. *v. T.* dazu kommt, dieſe verſchiedenen Wiſſenſchaften unter die Rubrik *Pferdezucht* zu bringen und ſeinem Werke den unpaſſenden Titel vorzuſetzen, iſt nicht abzuſehen. Unter Pferdezucht hat man bisher nur die Geſtütwiſſenſchaft und alles, was einen ganz nahen Bezug darauf hat, verſtanden. Dahin gehört aber nicht unmittelbar die Reitkunſt. Denn ob zwar dieſe nicht ohne die Pferdezucht beſtehen kann; ſo erfodert doch eine jede dieſer Wiſſenſchaften ihren Mann allein, der von Jugend auf ſich mit allem Fleiſse darauf legen muſs, wenn er ſie einſt mit Gründlichkeit ausüben will. Daher findet man oft, daſs die geſchickteſten Geſtütmeiſter keine beſonders guten Reiter ſind, und ſo umgekehrt; auch die Pferdearzneykunde macht eine für ſich beſtehende Wiſſenſchaft aus, ſo oft ſie auch bey Geſtüten in Anwendung kommen möge. Ueber alles dieſes erklärt ſich der Vf. nun weiter nicht, ſondern er ſagt blos in der Vorrede: daſs man zwar über die Lehren der Roſsarzney- und der Reitkunſt Schriften genug, aber doch noch keine aufzuweiſen habe, in welcher alle Wiſſenſchaften der Pferdezucht vereinigt, nach richtig anwendbaren Grundſätzen vorgetragen wären, und er glaube daher für die Pferdeliebhaber kein unintereſſantes Geſchäft zu unternehmen, wenn er ſich der Bearbeitung einer Schrift unterziehe, in welcher alle Branchen der Pferdezucht vereinigt und nach richtigen, aus der reinen Naturgeſchichte dieſer Thiere entlehnten Grundſatzen vorgetragen ſeyn ſollten u. ſ. w. Dieſe Aeuſserungen berechtigen zu ziemlich groſsen Erwartungen, und ſonach verdient dieſe Schrift eine umſtändlichere Anzeige. In dem erſten Heft fängt der erſte Abſchnitt mit der äuſsern Pferdekenntniſs an. Der Vf. geht hierbey auf dem alten längſt bekannten Wege. Er theilt das Pferd, wie gewöhnlich in drey Haupttheile, nennt alsdann die einzelnen Theile, wobey der Leſer, zu mehrerer Faſslichkeit, auf ein mit Buchſtaben und Zahlen bezeichnetes Pferd gewieſen wird, und ſagt, daſs aus der Uebereinſtimmung und dem regelmäſsigen Gebäude aller dieſer einzelnen Theile, die nach dem geometriſchen Maaſsſtabe verglichen werden müſsten, die Schönheit des Pferdes entſpringe. Dies ſey das Geſetz, nach welchem die äuſsere Vollkommenheit dieſes Thieres berechnet werden müſſe. Für die gefällige Schönheit des Pferdes wird ſich ſchwerlich ein Maaſsſtab feſtſetzen laſſen, da dieſe eben ſo, wie bey den Menſchen auf individuellen Begriffen und Gefühlen beruhet. Ein ganz regelmäſsiges Gebäude iſt nur dem geübten Kenner ſichtbar. Hr. *v. T.* geht nun die einzelnen Theile des Pferdes noch einmal umſtändlicher durch, und macht mit dem Kopfe den Anfang. Bey der Gelegenheit eifert er mit Recht gegen die Gewohnheit der Engländer, den Pferden die Ohren kurz abzuſchneiden. Er glaubt, daſs hierdurch das Pferd vieles von der Feinheit des Gehörs verlieren müſſe. Das wäre nun wohl das kleinſte Uebel; es entſteht aber hieraus ein beträchtlicheres. Das äuſsere Ohr des Pferdes iſt nicht blos dazu geformt, um den Schall aufzufangen, ſondern es dient ihm auch bey übler Witterung zu einem Wetterdache. Das Pferd läſst alsdann die Ohren herabhangen, oder zieht ſie von der Seite und ſchützt dadurch das Innere der Ohren, daſs nicht das Waſſer hineinlaufen kann. Nicht ohne Mitleid erinnert ſich Rec. der engliſchen Pferde, die er in den Campagnen auf dieſe Art verſtümmelt ſah, und die, bey ſtürmiſchem Wetter, nicht wuſsten, wohin ſie die Köpfe wenden ſollten. Zur Ehre unſerer Nation wollen wir hoffen, daſs ſie, neben vielen andern thörichten Moden der Engländer in der Behandlung der Pferde, wenigſtens dieſe, die ohnehin das Pferd ſchändet und ihm ein ſchelmiſches Anſehen giebt, nicht nachahmen werde. Das Auge des Pferdes iſt ganz anatomiſch beſchrieben und kommt hier vieles wieder vor, was Hr. *v. T.* in ſeinen Bruchſtücken ſchon darüber geſagt hat. Hier hat der Vf. nur die Theile des Kopfes abgehandelt, das Weitere ſoll in der Fortſetzung folgen. Der zweyte Abſchnitt betrifft die Reitkunſt. Der Vf. theilt ſie in die *niedere* und in die *höhere anwendbare (?) Reitkunſt* ab. Unter der *niederen* verſteht er blos die Kunſt ein zugerittenes Pferd regelmäſsig zu behandeln; unter der *höheren* aber die Kunſt ein Pferd abzurichten.

Ehe aber hiervon weiter geredet wird, zeigt der Vf. wie nothwendig es für jeden Stand ſey, das Reiten zu erlernen. Hierbey ſagt er zwar viel Wahres und Gutes, fällt aber in einen ängſtlichen, redſeligen, wiederholenden Ton und ſieht überall Gefahren, vor denen er warnt. Sodann macht er die Leſer mit dem Sattel und der Zäumung bekannt, und geht hier ebenfalls ins äuſserſte Detail. Für bloſse Reitliebhaber zieht er den ungariſchen Sattel, als den bequemſten und zweckmäſsigſten vor, und nimmt auch Beſtellungen darauf an. Ueber die Zäumung ſagt der Vf. das längſt Bekannte, nur daſs die Theorie von der Wirkung der Stange S. 105. 106. für die Leſer, die hier gemeynt ſind, wohl zu unverſtändlich ſeyn dürfte. Von der Reitkunſt ſelbſt kommt in dieſem Hefte weiter nichts als das Auf- und Abſitzen vor, wozu hier eine 25 Seiten lange Anweiſung geliefert iſt. Der Vorſchrift, daſs der Reiter bey dem Aufſitzen die Ruthe mit der Spitze unterwärts in die linke Hand nehmen ſoll, um ein empfindliches Pferd nicht zu beunruhigen, kann Rec. nicht beyſtimmen; denn ſo wie der Reiter beym Aufſitzen dieſe Hand bewegt, ſo bewegt ſich die Ruthe mit, und das Pferd wird dadurch an der Schulter und dem Vorderſchenkel berührt und kann gerade hierdurch unruhig gemacht werden. Beſſer iſt es, daſs der Reiter die Ruthe unter dem linken Arm behält, bis er nahe an dem Pferde iſt, er nimmt ſie alsdann mit der rechten Hand hervor, läſst ſie mit der Spitze neben der Croupe herumgehen, und giebt ſie aufrecht in die linke Hand, wo ſie das Pferd gar nicht zu ſehen bekommt.

Das zweyte Heft beſchäftigt ſich im erſten Abſchnitte mit den innern Krankheiten der Pferde und ihrer Heilart, und im zweyten mit den Geſtütwiſſenſchaften. Von Krankheiten kommen hier vor: 1) das Fieber, 2) die Kolik, 3) das Verhalten des Urins und 4) die Entzündung des Gehirns, denen auch die nöthigen Recepte beygefügt ſind. Eigenthümliches findet man nicht ſehr viel, denn der Vf. geſteht es S. 151. ſelbſt, daſs er Wolſtein und den beiden Profeſſoren Reuter, als ſeinen Lehrern, blos nachgeſprochen habe. Die Geſtüte theilt der Vf. in *wilde*, *halbwilde*, *zahme*, *Militär-* und *Landgeſtüte*. Der Aufſatz über ein wildes Geſtüt iſt ſehr leſenswerth, kann aber mehr als ein Beytrag zur Naturgeſchichte des Pferdes angeſehen werden, als daſs er viel Anwendbares zur praktiſchen Pferdezucht liefern ſollte. Was der Vf. über halbwilde und zahme Geſtüte ſagt, ſind bekannte Sachen. Militärgeſtüte, wo die Beſcheler beym Stabe unterhalten, die Stuten aber von den Schwadronen zum Bedecken dahin geſchickt werden, ſollen bey der oſtreichiſchen Cavallerie geweſen, jetzt aber durch die beſtändigen Kriege, eingegangen ſeyn.

Mit der Fortſetzung über *äuſsere Kenntniſs der Pferde*, fängt das dritte Heft an, und ſind hier blos der Hals, der Wiederriſs, die Schultern, die Bruſt und die Vorderſchenkel des Pferdes abgehandelt. Die Beſchreibung der übrigen Theile wird in der Fortſetzung folgen. Alles, was hierüber vorkommt, iſt zwar nicht neu, aber gut geordnet. Wenn aber der Vf. alle übrige Theile des Pferdes ſo weitläuftig abhandeln will (denn dieſe Beſchreibung geht von S. 274—365.); ſo muſs das Werk ſehr gedehnt werden. Der zweyte Abſchnitt dieſes Hefts betrifft die *höhere Reitkunſt*. Jedoch iſt der Vf. hier nur bemühet, den Zuſtand des rohen, und den des abgerichteten Pferdes ins gehörige Licht zu ſetzen. Hr. *v. T.* ſpricht über dieſe Gegenſtände mit vieler Lebhaftigkeit und Wärme; zuweilen ſucht er aber ſeiner ſonſt geläufigen Sprache einen poetiſchen Schwung zu geben, und dann wird ſie ſehr widerlich. Z. B. S. 394. „Betrachten wir das gut abgerichtete Campagnepferd! Mit unumſchränkter, „nur der Willkür ſeines Reiters untergeordneter „Gehorſam, eilt es mit ihm im ſchnellſten Fluge dahin, — auf einmal, als unterbräche ein Gott ſeinen „windegleichen Lauf, ſteht es auf den feinſten Anzug ſeines Gebieters wie an die Erde gefeſſelt, aber „in dem Augenblick wendet es ſich wieder mit „pfeilſchneller Federkraft und ſetzt, als *ſpottete es* „der Hecken und Gräben, die ſeinen Lauf zu hemmen ſcheinen, mit kraftvollem Sprung darüber etc.“ Weiter unten heiſst es: „Mit gleichbleibendem „Muthe, ohne ſchüchterne Zagheit, ſchreitet es über „die Leichname ſeiner Brüder; vergebens *ſucht* der „Donner des Geſchützes und das Musquetenfeuer „ſeinen verwegenen Muth zu beſtrafen, es *ſtürmt in* „die Schaaren der Feinde; die eiſerne *Wand der* „Bajonette hält es nicht auf.“ Der Vf. ſcheint ſich in dieſer Stelle ſo ſehr zu gefallen, daſs Rec. ſich erinnert ſie in einer andern ſeiner Schriften ſchon gefunden zu haben. Am Ende iſt noch der Kappzaum beſchrieben. Im vierten Heft wird von der *äuſsern Krankheitskunde* und der *Heilwiſſenſchaft* der Pferde gehandelt. Das hierüber Vorgetragene iſt unſtreitig ſehr gut; allein der Vf. hat ſich nicht geſcheuet, hier die Lehre der Entzündung aus *Wolſteins* Büchern der Wundarzney der Thiere faſt überall wörtlich abzuſchreiben. Zum Beweiſe, daſs wir ihm nicht zu viel thun, wollen wir nur die erſte beſte Stelle mit einander vergleichen.

Wolſtein erſtes Buch S. 5.

Dieſen Ueberfluſs von Säften lockt der Reiz in ſie, der das Uebel erregt; die Oeffnungen der Abſonderungsgefäſse ſchwitzen ihre Feuchtigkeiten unzubereitet, roh, mit blutigen Theilen vermiſcht in die Zellen des Fachergewebes. Die Natur veranſtaltete dieſe Secretion, theils die Schmerzen auszulöſchen, theils die reizende Urſache zu mildern u. ſ. w.

Der Vf. S. 426.

Dieſen Ueberfluſs von Säften lockt der Reiz, der das Uebel erregt; die Oeffnungen der Abſonderungsgefäſse ſchwitzen ihre Feuchtigkeiten unzubereitet, roh, mit blutigen Theilen vermiſcht in die Zellen des Fachergewebes. Eine Secretion, die die Natur veranſtaltete, um die Schmerzen auszulöſchen und die reizende Urſache zu mindern.

Es wird hier gehandelt: 1) von der Entzündung; 2) von der Zertheilung derſelben; 3) den Mitteln, welche die Zertheilung begünſtigen; 4) von der Ei-

Eiterung der Entzündung; 5) von den Mitteln, welche die Eiterung befördern; 6) von der Erzeugung des jungen Fleisches; 7) von der Verartung der jungen Fleischkeime in sogenanntes wildes Fleisch; 8) von dem Brand. Lauter Gegenstände, die Wolstein ebenfalls abgehandelt hat. Der zweyte Abschnitt dieses Hefts betrifft ein Landgestüt. Unleugbar ist diese Art der Pferdezucht, wenn sie mit dem gehörigen Eifer betrieben wird, eine sehr grofse Wohlthat für die Landesunterthanen. Alles, was der Vf. im Allgemeinen darüber sagt, ist auch sehr gut und zweckmäfsig; wenn er aber von der speciellern Einrichtung eines solchen Gestüts spricht, dann merkt man leicht, dafs ihm die nöthigen praktischen Erfahrungen fehlen. Er will z. B., dafs nicht blos die zum Feldbau nothwendigen Pferde aus einem Landgestüte angezogen werden, sondern dafs noch eine solche Anzahl und von solcher Qualität übrig bleiben soll, dafs der herrschaftliche Stall damit versehen, und auch die Cavallerie remontirt werden könne; und doch soll der Landmann freyen Handel mit den Fohlen treiben können, und durch keine Gestütordnung beschränkt werden. In den mehrsten Gegenden Deutschlands, besonders da, wo es an hinlänglichen Weiden gebricht, hat der gemeine Mann keine Lust seine Fohlen, aufser denen, die er zur Anzucht höchst nöthig hat, aufzuziehen; am liebsten verkauft er sie, wenn sie ein halb Jahr alt sind. So bald ein Landgestüt anfängt in Gang zu kommen, so finden sich auch gleich fremde Aufkaufer ein, die die Fohlen besser bezahlen und sie ins Ausland führen. Wie sollen nun die obigen Zwecke erreicht werden, wenn der grofste Theil der Fohlen aufser Landes geht? Das, was der Vf. S. 500. von den hannöverischen Landgestüten anführet, ist noch nicht erwiesen. Auch irret der Vf., wenn er glaubt, dafs die Landstutereyen in alle Districte eines Landes (hier nimmt er besondere Rücksicht auf Sachsen) verbreitet werden könnten. Ein jeder Pferdezüchter weifs es am besten, dafs die Fohlen, die einst starke vollständige Pferde werden sollen, nicht auf ärmlichen Weiden und mit dem Abfall des Getraides, wie der Vf. meynt, erzogen werden können. Dafs Hollstein und Mecklenburg besondere Vorzüge zur Pferdezucht haben, fällt sehr leicht in die Augen. Ersteres wegen seines Ueberflusses an Weiden und Grasereyen, und das letztere wegen seines grofsen Feldbaues, wo immer eine beträchtliche Strecke Land abgeschlagen und zu einer künstlichen Weide eingezäunt werden kann. Aus dem Grunde ist aber auch in Mecklenburg die Pferdezucht nicht so allgemein, wie in Hollstein, sondern wird grofstentheils nur von dem Adel und den Pachtern getrieben. Auch will der Vf. nicht, dafs man ausländische Hengste zur Zucht einführen, sondern bey der einmal existirenden Race stehen bleiben soll, und führt die Araber und die wilden Gestüte als Beweise an. Hr. v. T. hat aber nicht bedacht, dafs das gute, edle Pferd in Arabien zu Hause ist, und dafs bey uns hingegen das gemeine Bauernpferd als das Nationalpferd angesehen werden mufs, wohin bekanntlich unsere besten Gestütpferde wieder ausarten, wenn ihre Veredlung nicht durch ausländische Beschaler, die unter einem günstigern Himmelsstrich geboren, und von bessern Qualitaten, wie die unsrigen sind, fortgesetzt wird. Für Landgestüte fodert der Vf. Hengste, die in herrschaftlichen Handgestüten im Lande erzogen sind, oder auch Mecklenburger von der alten Race; Mecklenburg, sagt der Vf., zieht jetzt englische Bastarde, aber bey weitem nicht mehr die gute Pferderace, die aus der Verpaarung ihrer eigenen Art entstand. Glaubt dann Hr. v. T., dafs der ehemalige gedrungene sogenannte *alte* Mecklenburger dort ursprünglich hervorgebracht sey? Er stammt eben so gut, wie die jetzigen, von ihm genannten Bastarde, von ausländischen Hengsten ab; nur dafs man einen andern Schlag von Beschalern wählte, und mehr auf Fundament, als auf äufsere Schönheit sahe. Zum Beschlusse folgen einige Auszüge aus den sächsischen, den preufsischen und den hannöverischen Landgestütreglements. Bis hierhin hat diese Schrift dem Vf. keinen grofsen Aufwand von Anstrengung und Nachdenken, sondern nur die Mühe des Zusammentragens gekostet. Das Bessere wollen wir also in den folgenden Heften erwarten.

Die Kupfer sind, was die Pferde betrifft, gröfstentheils fehlerhaft gezeichnet. Dem Hn. *Berggold*, einem übrigens geschickten Künstler, scheint bis jetzt noch die nöthige äufsere anatomische Pferdekenntnifs zu mangeln, die der Pferdezeichner unnachläfslich besitzen mufs, wenn er richtige Darstellungen liefern will.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Höferschen Buchhandl.: *Aufsätze über einige wichtige Gegenstände der Aufklärung und Volksglückseligkeit.* 1798. 134 S. 8. (8 gr.)

Ganz entbehrlich sind diese Aufsätze für jeden, der *Kiesewetter's Versuch einer fafslichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neueren Philosophie für Uneingeweihete.* (Berlin 1795.), die Schrift: *über politische Staatskunst.* (Halle und Leipzig, 1795.), ferner die Schrift: *Geheimnisse aus der Geisterwelt, Magie und Alchymie etc.* (Frankfurt a. M. 1795.) besitzt, oder bereits aus andern literarischen Werken von den Eigenthümlichkeiten der neuesten Philosophie, von den Kennzeichen der Aufklärung in einem Staate, von den verschiedenen Bestimmungen der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit, von den Pocken und der Pockeninoculation und von den Veranstaltungen gegen allzu frühzeitige Beerdigungen, Kenntnifs erlangt hat; denn er findet hier nichts weiter, als Auszüge aus den vorangeführten Schriften über eben diese Gegenstände.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Altona*, b. Hammerich: *Verſuch über den beſten Plan zu einer praktiſchen Schule für den Ackerbau, in Rückſicht auf diejenige, was und wie daſelbſt gelehrt werden ſoll*, von *Carl Gottlob Rayn*. Eine gekrönte Preisſchrift aus dem Däniſchen. 1798. 4½ Bogen. 8. In jedem Staate, wo die Landwirthſchaft noch mancher wichtiger Verbeſſerung bedarf, iſt es gewiſs ein vortreffliches Mittel hiezu, wenn junge Landleute in einem beſonders dazu eingerichteten Inſtitute, theoretiſche und praktiſche Belehrungen über den beſten Betrieb der Landwirthſchaft empfangen, und nachher in ihre Heimath, zur Anwendung der erlangten Kenntniſſe und Erfahrungen und zu deren Verbreitung unter ihren Mitbürgern zurückgeſchickt werden. In dieſer patriotiſchen Abſicht hatte der verſtorbene königl. däniſche Generalmajor *Claſſen* in ſeinem Teſtamente die Errichtung einer praktiſchen Schule für den Ackerbau auf einem ſeiner Güter verordnet, in welcher, nach Verhältniſs des dazu beſtimmten Fonds, fürs erſte 10 bis 12 Lehrlinge im Feld- und Gartenbaue, in der Forſtwiſſenſchaft und in der Viehzucht theoretiſch und praktiſch unterrichtet werden ſollen. In Hinſicht auf die Ausführung dieſes Plans wurde von der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, auf Anſuchen der Executoren jenes Teſtaments, für die beſte Beantwortung der Frage: *was* in einer ſolchen Schule und *wie* es gelehret werden müſſe? eine Prämie von 100 Thalern beſtimmt und dieſe der vorangezeigten Schrift zuerkannt. Auf dieſe beiden Gegenſtände hat denn auch ihr Vf. allein ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, ſeinen Vortrag in zwey Kapitel getheilt, und demſelben im Vorberichte einige Bemerkungen über den politiſchen und ökonomiſchen Zuſtand des gemeinen Landmannes in Dänemark und Norwegen, über die Nothwendigkeit und die Vortheile der ihm zu verſchaffenden mehreren Aufklärung und über die hiezu dienlichen Mittel vorausgeſchickt.

Nach dem im *erſten Kapitel* zuförderſt dahin feſtgeſetzten Zwecke des zu ertheilenden Unterrichts: daſs die Bauern durch vernünftige, aus der Erfahrung hergeleitete Gründe in den Stand geſetzt werden, die Producte des Landes zu vermehren und zu veredeln, und hiedurch ſowohl das Beſte des Staats, als auch ihren eigenen häuslichen Wohlſtand zu befördern, werden die Phyſik, Naturgeſchichte, Chemie und Mathematik, als nothwendige Grundlagen hiezu, betrachtet. Diejenigen Theile, worauf es bey der Belehrung in jenen vier Wiſſenſchaften hauptſächlich ankomme, hat der Vf. folgendergeſtalt bezeichnet. In Betreff der Phyſik rechnet er dahin zuerſt die Lehre von den allgemeinen Eigenſchaften der Körper, hiernächſt die Lehre von der Bewegung und der Schwere derſelben, vom Schwerpuncte, vom Hebel und von der Rolle, von dem Gleichgewichte der flüſſigen Körper unter ſich und dieſer mit den feſten Körpern, von der Luft, vom Lichte, vom Warmeſtoffe, von der Elektricität, von natürlichen ſowohl als künſtlichen Magneten. Warum aber nicht auch vom Feuer, das ſo vielen Einfluſs auf ländliche Geſchäfte hat? Der Unterricht in der Naturkunde ſoll zuerſt die einfache Eintheilung des ganzen Thierreichs in ſechs Claſſen überhaupt, und dann beſonderheit und umſtändlich die Haushaltsthiere, wenn die dem Landmanne beſonders nützlichen oder ſchädlichen wilden Thiere; das zahme und wilde Geflügel, die Fortpflanzung der Amphibien, die Fiſche, die nutzbaren und ſchädlichen Insecten und Würmer, die ökonomiſchen Pflanzen (hiebey nothwendig auch die ſchädlichen Unkräuter) und von den Mineralien beſonders die Erd- und gewöhnlichſten Steinarten, nebſt den mit der Landwirthſchaft in der nächſten Verbindung beſtehenden Eiſen, Kupfer, Erdharzen, Schwefel, Torfe etc. betreffen. Aus der Chemie beſtimmt der Vf. für die Zöglinge die Belehrung von der innern Beſchaffenheit und den Eigenſchaften der Körper und von ihren Beſtandtheilen überhaupt, beſonders in Hinſicht auf die Pflanzen, die Erdarten, den Dünger, die Säuren und Laugenſalze, ingleichen auf einige häusliche Operationen, als Backen, Brauen, Buttern etc. Durch die Mathematik ſollen ſie Kenntniſs und Fertigkeit in den Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie erlangen. Was nun, nach ſolchen Vorbereitungskenntniſſen, den ökonomiſchen Lehrlingen ferner und in ſpecieller Beziehung auf die einzelnen Theile der Landwirthſchaft zu erlernen nöthig und nützlich, und ihnen, mit Anwendung jener Kenntniſſe bekannt zu machen ſey, iſt in dem folgenden Vortrage umſtändlich angezeigt worden. Er enthält daher die Haupterforderniſſe zur beſtmöglichſten Cultur und Benutzung der Aecker und Wieſen, ingleichen der Küchengewächs- und Obſtgärten, zur vortheilhaften Unterhaltung und Nutzung der Wälder und der ländlichen Viehzucht, nämlich der Pferde, des Hornviehes, der Schafe, der Schweine, der verſchiedenen Arten des Federviehes, auch zuletzt Bemerkungen über Bienenzucht und Fiſcherey. Unentbehrlich iſt gewiſs dem Landmanne gleichfalls die Kenntniſs der gewöhnlichſten Krankheiten ſeines Viehes, und die dahin gehörige, hier aber nicht mit angeführte Arzneykunde.

Von der Methode des Unterrichts über die vorbezeichneten Gegenſtände und über die Einrichtung des Inſtituts handelt das *zweyte und letzte Kapitel*. Durch die hier deshalb geſchehenen Vorſchläge wird deutlich beſtimmt, was bey der Wahl der Zöglinge, nach ihrer körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit, bey der Wahl der Lehrer und ihrer Gehülfen zu beobachten, mit welcher Unterweiſung der Anfang zu machen, nach welcher Ordnung und Folge ſie fortzuſetzen und wie dabey zu verfahren ſey, und auf welche Art den Lehrlingen praktiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten in jedem Theile der Landwirthſchaft, vermittelſt des Betriebes der Wirthſchaft zweyer Höfe, verſchafft werden könne, bey welchen ſich 100 bis 150 Tonnen Landes (alſo eine Ausſaat von 800 bis 1200 Berliniſchen Scheffeln, jede Tonne zu 8 Scheffel gerechnet) Obſt- Küchen- und Bienengarten, einige Holzung, eine kleine Stuterey, eine Meyerey, eine Schäferey, einige Schweine, eine verhältnifsmäſsige Anzahl allerley Federviehes, auch eine Bienenzucht und ein Paar Fiſchteiche befinden. Die noch hinzugefügten beſondern Vorſchriften betreffen das Backen, Brauen, Buttern, die Zubereitung der Käſe, des Johannisbeerweins, des Moſtes, des Meths, das Schlachten und Einſalzen, das Lichtziehen, das Bleichen, die Zubereitung des Flachſes, des Hanfs, der Manufactur- und Farbepflanzen, die ſparſame Verwendung des Brennholzes etc. Die Vorleſungen ſollen, nach den fernern Vorſchlagen, die hier beſchriebene Abtheilung und Einrichtung bekommen und innerhalb zwey Jahren geendiget werden. Hiernächſt von der Vertheilung der Zöglinge in zwey Claſſen, von den für jeden zu beſtimmenden wirthſchaftlichen Geſchäften und von der wöchentlichen Abwechſelung in denſelben; ſodann von der nöthigen Vorſorge für ſittliches Wohlverhalten, von der Anleitung dazu, von der Belehrung über landesherrliche, den Landmann betreffende Verordnungen, von der Herbeyſchaffung einer kleinen wohlgewählten Bücherſammlung, und zuletzt von der jährlichen öffentlichen Prüfung der Lehrlinge und den den Fleiſsigſten zu ertheilenden Preiſen, mit der Schlufsbemerkung, daſs das nöthige, die ganze Stiftung betreffende Reglement erſt nach derſelben Einrichtung und in Gemäſsheit der Localumſtände abzufaſſen ſeyn werde.

Alle dieſe Rathſchläge ſind ſo zweckmäſsig, daſs von ihrer genauen Befolgung nach und nach die vortheilhafteſten Wirkungen für die däniſche und norwegiſche Landwirthſchaft gewiſs zu erwarten ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Einige Sätze über die christliche Glaubens- und Sittenlehre*, zum Leitfaden bey dem Unterrichte meiner Katechumenen, nebst dem Rituali bey Confirmation derselben, von M. *Wilh. Christ. Stemler*. 1798. 122 S. 8. (6 gr.)

In der Zueignung an die Hn. Nitzsche und Schleusner zu Wittenberg führt Hr. *Stemler*, Prediger zu *Wahrenbrück* bey Cosdorf, an: er habe um die vielerley zum Theil unrichtigen Abschriften zu verdrängen, sich veranlasst gesehen, diese von ihm zur Einleitung, nähern Erörterung oder Ergänzung des eingeführten Katechismus entworfenen, Sätze drucken zu lassen; seine Gemeinde bestehe meist nur aus der sogenannten niedrigsten Volksclasse: diese zur wahren *Erkenntniss* Gottes und ihrer Pflichten zu führen, *halte er für* die Hauptsache seines Amts, und er *bemühe sich* in dieser Hinsicht auch für die jungen Christen und Christinnen, die er jährlich auf den ersten Genuss des heil. Abendmahls vorzubereiten und dann zu confirmiren habe, die deshalb nöthigen Kenntnisse, Ueberzeugungen und Antriebe für alle *etwanigen* Bedürfnisse ihres Lebens an die fünf Hauptstücke — das Einzige fast, was sie bisher von Religion gelernt hätten und künftig behielten — anzuknüpfen.

Rec. setzt diese Angabe hieher, weil sie den Gesichtspunct enthält, woraus die Schrift selbst beurtheilt werden muss. Die Glaubenslehren, von Gott, den Engeln, dem Sündenfall, der Versöhnung u. s. w. werden darin dem dogmatischen Kirchensystem gemäss und nur mit Vermeidung theologischer Spitzfindigkeiten vorgetragen; hin und wieder trifft man freylich auch auf eine Bemerkung, die von der alten Vorstellungsart abweicht, so steht S. 26. eine Anmerkung, worin es dem Vf. wahrscheinlich vorkömmt, dass die Besessenen Wahnwitzige oder Epileptische gewesen sind. Die Pflichtenlehre wird der Lehre von Christo und seinem Verdienst um die Menschen eingeschaltet, und bey ihr verweilt der Vf., wie billig, am längsten. Für ihn und seine Gemeinde mag diese ganze Methode sehr zweckmäfsig seyn; wer Moral und Religion lehren soll, und dabey in den Kreis eines hyperphysischen und übervernünftigen Systems, wodurch es immer sey, gebannt ist, der muss freylich blosse Dogmen zum Fundament seiner Lehren machen, und an diese eben die praktischen Wahrheiten, so gut es gehen will, anknüpfen. Andere Menschen, andere Ansichten, andere Länder, andere Sitten! Für ein gröfseres, oder auch nur anderes Publicum, als das seinige, hat er selbst wohl dies Buch nicht bestimmt. Lebt jemand mit ihm in gleichen oder ähnlichen Verhältnissen, der mag es auf gleiche Art ganz gut gebrauchen können.

Sieht man von den Umständen weg und fragt die Vernunft: wie ein Jugendunterricht zu dem von Hn. *S.* angegebenen Zwecke, gleichviel ob den niedern oder höhern Volksclassen ertheilt, an sich beschaffen seyn solle? so ist ohne Zweifel die Antwort: er dürfe eher auf jede andere, als auf diese hergebrachte Art eingerichtet werden, nicht weil sie die hergebrachte, sondern weil sie verkehrt sey. Glückseligkeit nämlich ist der Angel, um den sich der ganze Unterricht des Vfs. bewegt, Tugend hat ihm nur Werth, als eins von den Mitteln der Glückseligkeit habhaft zu werden, wir sind seiner Meynung nach, s. §. 40. 97., von Gott nur in der Absicht erschaffen, „dass wir des Lebens froh geniefsen, und dass es uns immer mehr wohlgehe, nicht etwa nur auf eine Zeitlang, sondern auf ewig und für seine beiden Welten, diese und die kommende; auf diese Absicht Gottes führe uns die Einrichtung unserer ganzen Natur, als welche mit allen Anlagen zu einer völligen und immer höhern Glückseligkeit begabt sey.“ Wir haben nicht nur einen unauslöschlichen und rastlosen Trieb nach immer höherer Glückseligkeit (diesen sollten, wie Rec. glaubt, unsere Lehrer nicht in uns nähren und pflegen, wir sollten ihn uns unterthan machen, und sie sollten Anweisung geben, wie das anzufangen sey) sondern auch Fähigkeit, ihrer zu geniefsen, und Mittel um uns herum in Menge, ihrer theilhaftig zu werden. Bey dem allen sind dennoch durch das ganze Buch hin Spuren einer liberalen Denkart anzutreffen, besonders §. 67., wo darauf aufmerksam gemacht wird, dass es eben so sehr zum Wesen des Protestantismus gehöre, andern unsere bessern Ueberzeugungen nicht aufzudringen, als: gegen Irrthum und Wahrheit nicht gleichgültig zu seyn, und die ewigen Rechte des Gewissens und der Wahrheit nie leichtsinnig aufzugeben. Das angehängte Ritual der Confirmationshandlung ist indessen weniger im Geiste dieser Denkart, als im Sinne des ganzen dogmatischen Unterrichts abgefasst und eingerichtet.

Frankfurt a. M., in d. Jägerschen Buchh.: *Die Auferstehung der Todten* — nach dem neutestamentlichen Begriffe, nebst einem *Anhang über Evangelium*, von *J. F. Des Côtes*. 1798. 235 S. Anhang. 36 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift ist schon vor 8 Jahren herausgegeben, aber damals nicht in den ordentlichen Buch-

Digitized by Google

handel gekommen. Sie erscheint also jetzt als ein neues Product mit dem Anhange vermehrt, und Hr. *Des Côtes* hofft, sie werde sonach an den meisten Orten immer noch auch durch den Reiz der Neuheit wirken können. Eigentlich ist sie die weitere Ausführung eines Versuchs über den neutestamentlichen Begriff von der Auferstehung der Todten, den der Vf. nebst einer Gedachtnifspredigt auf die verewigte Fürstin Carolina zu Nassau-Weilburg im Jahr 1788 drucken liefs.

An sich ist die Frage: sind die Todten auferstanden? (so nämlich mufs man mit dem Vf. fragen) oder: werden sie auferstehen, und mit welchen Leibern werden sie kommen? ganz müfsig und fruchtlos; (man mufs in die blüthenreichen Felder der Phantasie hinüberschweifen, um sie fruchtbar zu finden oder zu machen) und die beste Antwort darauf ist ohne Zweifel die: dafs man sie, wie mehrere ihrer Art, als im Grunde nach nichts fragend, geradezu abweisen solle. Der Mensch lebt mit den Lebenden, und so lange er lebt, giebts immer für ihn etwas wichtigeres und dringenderes zu thun, als Fragen nach den Todten aufzuwerfen oder zu beantworten. Es giebt für jeden in jedem Augenblick Pflichten zu erfüllen, aber es giebt keine Pflicht, über das, was seyn wird, wann wir selbst nicht mehr sind, zu speculiren, oder sich den Bildern der Phantasie zu überlassen. Lasset die Todten ihre Todten begraben! Allein diese Ueberzeugung ist nicht allgemein, und es sind der Gründe viele und mancherley, warum sie es nicht ist; darunter ist auch der: dafs bey weitem in den meisten Menschen der Hang nach einer *passiven* unendlichen Fortdauer (wo selbst das Handeln in einem blofsen Geniefsen besteht) stark und überwiegend, und durch ihre Art sich selbst, ihre Bestimmung, ihre Pflichten, ihre Religion anzusehen, fast unüberwindlich ist. Wird dieser Hang durch die Lehren der positiven Religion, zu der sie sich bekennen, oder gar durch ihre Lehrer, die statt des praktischen von denselben einen dogmatischen Gebrauch machen, genährt und vermehrt; so entsteht daraus ein Wahn, der die Wahnenden dem Wahnsinne nahe bringt, ihnen für die ausgemachteste Wahrheit giebt, und sie in den Fesseln des Vorurtheils fest hält. Wer daher, wie der Vf., ein Dogma der christlichen Lehre, wie das von der Todtenerweckung durch Vergleichung sadducaischer, pharisaischer und anderer Lehrmeynungen, so wie durch Vergleichung und Erklärung der Stellen in den Urkunden des Christenthums, wo seiner gedacht wird, aufzuklären, zu berichtigen und ohne weitere Nebenabsicht darzustellen sucht, der thut allerdings ein lobenswürdiges und keineswegs überflüfsiges Werk; er rückt damit selbst der oben genannten Ueberzeugung näher, und leitet, vielleicht ohne sein Wissen, die Leser darauf hin. Es ist nämlich dann nicht die Frage: werden die Todten auferstehen? sondern: was lehrt das neue Testament von der Auferstehung der Todten? und diese Frage interessirt alsdann nur in sofern, als das N. T. eine Pflichten- und Religionslehre enthält, und unter andern der Todtenerweckung erwähnt.

In dem gewöhnlichen Begriff von der Auferstehung findet Hr. *Des Côtes* viel Gefahr für die Moralität S. 29. 80. Wie weit nach diesem Begriff der Wahn gehen könne, macht er durch folgende Anekdote anschaulich: Eine Bürgersfrau aus einer benachbarten Stadt, sah vor einigen Jahren eine Leiche in einem etwas lang über den Sarg herabhangenden Todtenkleide, und rief aus: „Nein! ein so langes Todtenkleid kann ich nicht leiden! ich denke wie meine selige Mutter, die nach ihrem Tode in ihren Rock und Jacke eingekleidet seyn wollte," denn setzte sie hinzu, *„vor dem Throne Gottes könnte man in einem so langen Kleide stolpern und den Hals brechen."* Der Begriff des Vfs. besteht, wie er selbst S. 72—77. ausführt, mit der Moralität, und wenn einer von beiden gewählt werden mufs, so verdient *unstreitig* der seinige in dieser Beziehung den Vorzug vor dem herkömmlichen. Aber eine ganz andere *Frage ist* die: ob sein Begriff, oder der gewöhnliche, *oder ob* keiner von beiden, ob ein dritter der neutestamentliche sey? Sein Begriff ist in seinen eigenen Worten folgender S. 25.: „die Auferstehung, die Jesus lehrt, liegt in der Mitte zwischen den Lehrmeynungen der Pharisäer und Sadducäer über den künftigen Zustand. Wider die Sadducäer lafst Jesus einen mit der unsterblichen Seele vereinigten Leib Antheil an der Unsterblichkeit nehmen. Und wider die Pharisäer *ist* der mit der unsterblichen Seele verbundene Leib ein unsterblicher und englischer, von dem *fleischlichen* ganz verschiedener Leib, der im Augenblick des Todes und nicht erst am jüngsten Tage der Welt auferstehr. Jesus unterscheidet nicht Leib und Seele in Ansehung ihrer künftigen Bestimmung, beide machen nach ihm ein vermischtes, ein organisch-verständiges Wesen, den eigentlichen Menschen aus, und der ganze Mensch wird ein Kind Gottes, den Engeln gleich, sobald er ein Kind der Auferstehung geworden, und aus seinem hingefallenen irdischen Leibe hervorgegangen oder auferstanden ist." Hier hätten wir also die Hypothese, dafs der Leib nur die Hülle, das Kleid, Vehikel oder Instrument eines andern Leibes, des eigentlichen Organs der Seele, und der Seele selbst sey, und dafs die Seele und der von ihr unzertrennliche Leib den ersten beym Tode blofs abstreife, sich seiner entledige, oder nach dem Vf., dafs sie mit ihrem Leibe, d. i. dafs der ganze ungetheilte Mensch, so wie er sterbe, aus ihm, dem Leibe jenes Leibes auferstehe. Diese Vorstellung ist wohl viel zu künstlich und subtil für den Stifter des Christenthums, der, sich bey der erhabenen Simplicität seiner Denkart und in seinem thätigen Leben überall mit Subtilitäten gar nicht befafst hat. Durch Beantwortung folgender sechs Fragen sucht der Vf. seinen Begriff, als den richtigen zu erweisen: 1) *Ist derselbe richtig genug, um jeder andern Auferstehungstheorie, auch bey gleichen exegetischen Gründen, vorgezogen zu werden?* Er meynt ja! unter andern darum, weil nach dieser Hypothese die Auferstehung

der

der Todten ein ganz natürlicher Erfolg sey (aber wir *wissen* ja nur *im Leben* von einer Natur, zu der wir *lebend* gehören, und von einem Naturlaufe, über den wir uns *wollend* erheben) den sich unsere Vernunft verdeutlichen und nach der Regel der Analogie in einem hohen Grade wahrscheinlich machen kann, da sie im Gegentheil bey jeder Auferstehungstheorie überall auf Schwierigkeiten stöfst, bey denen sie sich nicht so leicht, und oft nicht eher beruhigen kann, bis sie sich dem Wunderglauben aus Verzweifelung in die Arme wirft etc. (sie soll sich eben darum auf ganz und gar keine Theorie oder Hypothese dieser Art einlassen, denn sie soll sich vor der Schwarmerey, wie vor dem Aberglauben hüten). Nachdem Hr. *D. C.* die Art, wie er die Wunder des N. T. ansieht, S. 37—71. vortellig gemacht hat, fragt er 2) S. 90.: „*Ist die Untersuchung der Pharisäischen und Sadducäischen Theorie von dem Zustande des Menschen nach dem Tode nützlich zu richtiger Bestimmung des neutestamentlichen Begriffs von der Auferstehung der Todten und dem, was darauf folgt?*" Rec. ist mit ihm über den Nutzen dieser Untersuchung einverstanden, wenn nur der daraus sich etwa ergebende Begriff nicht für eine objective Wahrheit gelten soll, sondern für das, was er ist, für einen temporellen Begriff, der zwischen den Zeitbegriffen der Pharisäer und Sadducäer mitten inne liegt, und nur dazu dienen sollte, die einen wie die andern über ihre Traumereyen zum Schweigen zu bringen. 3) *Was hatten die Sadducäer im Widerspruch gegen die Pharisäer für Religionsbegriffe, und glaubten sie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und die Fortdauer derselben nach dem Tode?* Zuförderst sucht hier der Vf. auszumachen, dafs die Namen: Sadducäer, Karäer, Baithosäer u. s. w. eine und die nämliche Secte bezeichneten, und vertheidigt dann unter andern mit Hülfe dessen, was von dieser bald unter dem einen, bald unter dem andern Namen berichtet wird, ihren Charakter als gut und edel; aus der Güte ihrer Denkart, so wie aus ihrer Annahme der alttestamentlichen, als göttlicher Schriften, schliefst er endlich mit auf ihren Glauben an die Unsterblichkeit der Seele: alles so, wie man es von ihm erwarten kann, der in seiner Schutzschrift für Jesum von Nazareth den Gedanken durchzuführen bemüht ist, dafs Jesus selbst ein Sadducäer gewesen sey. Was es auch mit ihrem Charakter für eine Bewandtnifs hatte, wenigstens mufs man dem Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit Hr. *D. C.* die Beschuldigung des Josephus zu ihrem Besten zu kehren versteht; dieser beschreibt sie, als rauh, hart, unfreundlich und ungesellig, ferner als Leute, die keine Ehrenstellen verlangten, und die man gegen ihren Willen dazu erhob; und daraus folgert der Vf., dafs sie Feinde der Wollust, und gleich weit von Eh sucht und Geldgeiz entfernt gewesen waren. 4) „*Welche ist also die eigentlich wahre Lehre Jesu Christi von der Auferstehung der Menschen?*" Die Hauptstellen, Matth. 22, 23—33. verbunden mit Luc. 20, 27—39. Luc. 24. Joh. 5, 17—30. 1 Petr. 3, 18 ff. 1 Corinth. 15. und mehrere sind hier übersetzt, umschrieben, erklärt, und es ist alles gethan, was sich thun liefs, um mittelst dieser Stellen den genannten Begriff als richtig und wahr zu erweisen; ob allenthalben aus und mit ächt exegetischen Gründen? lafst Rec. theils aus Mangel an Raum, theils weil eine Untersuchung dieser Art eher in eine Dogmatik, als in eine Recension gehört, wo man sie gern vermissen wird, hier dahin gestellt seyn. So kann er die Leser auch nur noch auf die folgenden zwey Fragen durch Anführung derselben aufmerksam machen. Was ihre Beantwortung und den Anhang: über den Begriff: Evangelium betrifft, so mufs er sie auf das Buch selbst verweisen. 5) „*Wie wird nun dies, dafs die Auferstehung des Menschen unmittelbar nach seinem Tode erfolgen sollte, mit jenen andern Schriftstellen sich vereinigen lassen, welche dieselbe bis ans Ende dieser Welt, und auf die Erscheinung Christi zum Gericht hinauszusetzen scheinen?*" Endlich 6) „*Wie läfst sich aber jener Begriff mit dem vereinigen, was wir in der evangelischen Geschichtserzählung der Auferstehung Jesu Christi finden, mit welcher doch die unserige Aehnlichkeit haben soll?*

Das Buch verdient ein gröfseres Publicum, als es bisher gehabt haben mag, und wird dasselbe, da der Glaube an die Wiederbelebung des menschlichen Leibes immer noch ein grofses Publicum hat, unter andern auch darum finden. Wenn diejenigen, die das Gegentheil glauben, oder, was billiger ist, gar nichts hierüber entscheiden, und die neutestamentlichen Begriffe von Erweckung und Auferstehung der Todten als blofse Zeitvorstellungen, aus dem Geiste ihrer Zeit verstanden und beurtheilt wissen wollen, den Eigennutz, die Selbstsucht, den Aberglauben und die Rechthaberey der Menschen gegen sich haben, so wird die Theorie des Vfs., wofern man's so nennen will, unter andern auch wohl den blinden Eifer des blofs dogmatischen, seinem erlernten System streng ergebenen und sich weise dünkenden Theologen, also auch Selbstsucht und Eigennutz wider sich haben; allein darüber wird er sich vermuthlich leicht trösten können; an der Heiterkeit und Geradheit des Geistes, die ihn, wie auch diese Schrift beweist, so sichtbar belebt, wird er dadurch nichts einbüfsen, und das in der Vorrede gethane Bekenntnifs, dafs praktische Wahrheiten zu seinem Gebrauche zu lernen auch in seinem 56ten Jahre noch sein allergrofstes Vergnügen sey, wird er sich darum nicht gereuen lassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreufsen, b. Korn d. ält.: *Die Geburtsfeyer oder Undank und Versöhnung.* Schauspiel in fünf Aufzügen. 1796. 158 S. 8. (10 gr.)

Ein sehr mittelmäfsiger Roman: „Vater Flamberg und seine Kinder." (A. L. Z. 1796. Nr. 285. S. 618.)

deſſen Lecture bereits die Geduld des Rec. auf die Probe geſtellt hat, iſt hier (wahrſcheinlich von demſelben Vf.: denn Roman und Schauſpiel erſchienen faſt zu derſelben Zeit) in ein ſchlechtes Drama übergetragen worden, worin Perſonen und Charaktere, trotz der grellen Farben, welche der Vf. verſchwendet hat, nur höchſt oberflächlich gezeichnet ſind, und Plan und Entwickelung, bey welcher an Einheit und Rundung der Handlung und das Intereſſe des Ganzen gar nicht zu denken iſt, an Dürftigkeit den handelnden Perſonen ganz das Gleichgewicht hält. Man weiſs nicht, ob Frank's Verheirathung mit Julie Flamberg, die des erſten Familie zu hintertreiben ſich bemüht, die aber endlich doch noch zu Stande kömmt, — oder ob die Rückkehr des liederlichen Eduard Flamberg's in den Schoſs ſeines Vaters, den er erſt à la Ruhberg beſtohlen und dem Bankerut nahegebracht hat — die Haupthandlung ausmachen ſoll. Die Sprache der Handelnden iſt bald die affectirte Bücherſprache, bald die des Pöbels: aber in dem einen wie in dem andern Falle iſt ſie weder richtig noch dem Gegenſtande und Zwecke entſprechend. Einige Pröbchen von ihr: — „mehr, mehr ſchenkteſt du mir, als Croſus Gold„klumpen, als du mich damals und für immer ge„gen das Laſter der Spielſucht *ekelhaft ſchufſt*.“ — „Mutter Anne, ihr macht uns doch das Vergnügen „und eſst mit uns! *A. Hr.* Meywald, *narren* ſie uns „nicht *aus*. Habt doch Mittleid mit unſerer Armuth. „*T.* Seyd doch nicht ſo *alber*.“ — „Sie gedenken „mich,“ ſagt der edle von Menſchenliebe brennende Franke zu ſeiner Mutter, „ſo *am Narrenſeile* herumzuführen“ — „er muſs ſich inſolvendo erklären.“ (Dies kömmt zweymal vor.) — „Herr, ſie *ſetzen ſich Läuſe in Pelz*.“ — Wer an dieſen Muſtern des Geſchmacks unſers Vfs. noch nicht genug hat, wird in ſeinem Producte ſelbſt, mit leichter Mühe ſich beſſer befriedigen können!

Schnerberg, b. Arnold: *Licht und Finſterniſs.* Roman und nicht Roman. 1796. 127 S. 8. (12 gr.)

Ein Bund der Finſterniſs (der Jeſuitenorden) und ein Bund des Lichts (ungefähr das, was man ſich gewöhnlich bey Illuminaten zu denken pflegt) ſtreiten mit einander um den Einfluſs auf einige Regenten und Reiche: der erſte um die Vortheile ſeiner Verbindung zu befördern, und ihr neues Leben zu geben, der letzte um durch eine Revolution das Wohl der Völker zu gründen. Wahrſcheinlich bezieht ſich der Ausdruck: *Nicht-Roman*, auf dem Titel auf die hier und da durchſchimmernde Einkleidung einiger politiſchen Verhältniſſe, wie z. B. der Prinz Loro die Maſke des Herzogs von Orleans zu ſeyn ſcheint. Noch iſt es, über den Plan zu urtheilen, zu früh: denn *wir* erhalten hier — obwohl dieſes vermöge einer immer mehr einreiſſenden höchſttadelhaften Gewohnheit, nicht angezeigt iſt — nur den Erſten Theil des Ganzen: indeſſen machen die Maſchinen, die der Vf. braucht, Menſchen, wie ſie die Schöpfer ſolcher geheimen Geſellſchaften ſchon zu tauſenden gebildet haben, — plumpe Heuchler, kurzſichtige Spione, fromme Böſewichter, politiſirende Bühldirnen, edle Jungfrauen, die ihre Tugend und Unſchuld eben nicht hochachten, und wie die Seltenheiten dieſer anthropologiſchen Raritätenkammern weiter heiſſen, — nicht ſehr begierig nach Fortſetzung und Aufſchluſs der Entwickelung. Auch Einkleidung ſowohl als Diction ſind gemein, und nichts ſticht nur einigermaſſen hervor, um eine Auszeichnung zu verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Braunſchweig*, b. Schröder: *Anweiſung für Liebhaber der Canarienvögel*, oder was bey ihrer Paarung, Heckzeit, Auffütterung der Jungen, Behandlung der Alten, vornehmlich bey Zufällen und Krankheiten in Acht zu nehmen iſt. 1798. 40 S. 8. (3 gr.) Wenn dieſe kurze Anweiſung wahrhaft nützlich ſeyn ſollte, ſo muſsten zur leichtern Ueberſicht die verſchiedenen Abſchnitte rubricirt werden; ſo wie ſie jetzt iſt, läuft alles in einem weg, und der Liebhaber, der z. B. die Fütterung ſucht, ſieht ſich genöthigt, faſt drittehalb Bogen durchzuleſen, um ſie zu finden. Ueberdem hat Rec. auch nichts gefunden, was nicht ſchon bekannt, in und faſt eben nicht theuerern Abhandlungen über dieſen Gegenſtand anzutreffen wäre. Wenn der Vf. S. 5. die mancherley Farbenvarietäten der Canarienvögel angiebt, ſo hat er gerade die ſchönſte, nämlich die gelbe oder weiſse mit ſchwarzer oder dunkelbrauner Kuppe und dergleichen Flügeln oder doch Schwungfedern, vergeſſen. Nach S. 16. ſoll man beſſer thun, wenn man zur Baſtardzucht zum Männchen einen Canarienvogel und zum Weibchen einen Stieglitz oder Häufling nehme. Davon hat Rec. gerade die umgekehrte Erfahrung gemacht. Weiter ſollen diejenigen Stieglitze zur Baſtardzucht die beſten ſeyn, die in Dornen und Diſteln zu hecken pflegen; da hat aber Rec. noch kein Neſt gefunden. Die Stieglitze niſten auf Bäumen. So würde Rec. auch nicht rathen, den jungen kaum ſelbſt freſſenden Vögeln zerquetſchten Hanf zu geben, weil der Hitze erzeugende Hanf überhaupt kein Futter für Canarienvögel, geſchweige für junge iſt. Nach S. 27. wird der für die Canarienvögel dienliche Rübſaamen ſo beſchrieben, daſs er nicht groſs ſeyn und etwas ins Bläuliche fallen müſſe, da ſie von dem gröſsern ſchwärzlichen ſtürben. Vielleicht kennt der Vf. den Unterſchied zwiſchen Winter- und Sommerrübſaamen nicht, ſonſt hätte er ſich deutlicher und kürzer ausdrücken können. Bloſs Sommerrübſaamen, der recht reif geworden iſt, und kaſtanienbraun ausſieht, dürfen ſie, wie alle Grubenvögel, die einige Zeit dauern ſollen, freſſen. Nach S. 36. will er ein Geſchwur auf dem Schwanze aufgeſchnitten wiſſen, das von der ſogenannten Fettdrüſe verſchieden ſeyn ſoll. Rec. iſt aber weiter nichts als die Verſtopfung der Fettdrüſe auf dem Schwanze bekannt, und dieſe darf nie aufgeſchnitten werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt*, ſammt allen Beylagen. Herausgegeben, mit den Originalien genau verglichen, und mit einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghauſen*, kurfürſtlich mainziſchem wirklichem Hof- und Regierungsrathe und Directorialſecretär bey der Reichsfriedensdeputation. *Erſtes Heft.* Enthält die Protocolle der erſten, zweyten und dritten Sitzung. 1798. 70 S. 4.

Ebendaſelbſt: *Beylagen zu dem Protocolle der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt.* Herausgegeben, — — von H. Freyh. *Münch von Bellinghauſen etc. Erſtes Heft.* Enthält die Beylagen von I bis XXV. incluſive. 1798. 62 S. 4.

Ebendaſelbſt: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt.* Herausgegeben von H. Freyherrn *Münch von Bellinghauſen etc. Zweytes Heft.* Enthält die Protocolle der vierten, fünften und ſechſten Sitzung. 1798. S. 70—132. 4.

Drittes Heft. — Mit römiſch kaiſerlichen allergnädigſtem Druck-Privilegium. Enthält die Protocolle der 7—13 Sitzung. 133—204 S.

Viertes Heft. 14—20 Sitzung. S. 205—288. Mit römiſch. kaiſerlichen, kurfürſtlich-ſächſiſchen und markgräflichbadiſchem Druck-Privilegium.

Fünftes Heft. 21—30 Sitzung. 289—430 S.

Sechſtes Heft. 31—40 Sitzung. 431—542 S.

Beylagen zu dem Protocolle. — Zweyter Heft von XXVI bis LVI. 65—154 S. — Dritter Heft von LVI bis LXXXVI. incl. 155—256 S. — (Preis, der Bogen auf Schreibpapier 9 und auf Druckpapier 6 Kreutzer.)

RASTADT u. BASEL, b. J. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt* ſammt allen Beylagen, mit dem Originale genau verglichen, und mit kurzen praktiſchen Anmerkungen begleitet. *Erſtes Heft.* Protocoll der erſten bis fünften Sitzung. 1798. 92 S. 8. 410. (mit einem blauen Umſchlage). *Zweytes Heft.* Protocoll der ſechſten bis neunten Sitzung. 93 S. (Preis der beiden Hefte auf Schreibpapier fl. 3: 12 Kr. auf Druckpapier fl. 2. der Bogen zu reſp. 8 und 5 Kreutzer.)

Neben den merkwürdigſten gleichzeitigen Weltbegebenheiten zog der leider nun fruchtlos geendigte Reichsfriedenscongreſs zu Raſtadt zeither ſeit einer faſt anderthalbjährigen Dauer die allgemeine geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf ſich. In allen Tag- und Monatsblättern behauptete der Congreſsort neben Italien, Aegypten und dem Kriegstheater in Deutſchland ſeine Stelle; mit jedem Monat erzeugte er neue Flugſchriften und diente ſelbſt den fremdartigſten zum Aushängeſchilde. So merkwürdig aber der Congreſs, ohne Beziehung auf ſeine nächſten Reſultate, in der Geſchichte ſtets bleiben wird; ſo iſt doch für den Geſchichtſchreiber der Verhandlungen bis jetzt wenig geſorgt. Vielmehr iſt die Anlage der Werkſtücke zu dieſem Gebäude äuſserſt mangelhaft. Abgeriſſene und bald durch die Eilfertigkeit, bald durch die Ueberſetzung verſtümmelte Urkunden, Zeitungsartikel mit den gröbſten Unrichtigkeiten, wiewohl in möglichſt beglaubigter Form, Flugſchriften, deren Verfaſſer das Licht ſcheuen, und zum Theil das Gepräge der Eile und der Einſeitigkeit, des Soldes und Parteygeiſtes tragen, ſelbſt verleumderiſche Bulletinsnachrichten (z. B. im Decb. 1797 daſs die Reichsdeputation in die Uebergabe von Mainz eingewilliget habe), völlig erdichtete Cabinetsurkunden, (z. B. ein kön. preuſs. Cabinetsſchreiben an die Regierung in Emmerich vom 18ten Jänner 1798.) und endlich ein Schriftwechſel, deſſen eine Hälfte die Sprache der Uebermacht und die andere die Wirkung des vor den Augen des Publicums noch nicht ganz enthüllten Drangs der Umſtände iſt; dieſes ſind bis jetzt die Hauptmaterialien. Auch bleibt, ſo lange das *deutſche* Archiv der franzöſiſchen Geſandtſchaft und die Regiſtratur der von der Reichsfriedensdeputation unabhängig negociirenden Theile verſchloſſen iſt, das Protocoll die Centralurkunde des Reichsfriedensgeſchäfts im Allgemeinen. In dieſem liegen die Motive der Stimmenmehrheit, viele Winke und Vorſchläge, welche die Staatsklugheit nicht in den Schriftwechſel mit auswärtigen Mächten zu bringen erlaubte, und manche Aufſchlüſſe über die Lage und Verhältniſſe der Deputation, welche die voreilige und liebloſe Kritik politiſcher Journaliſten beſchämen müſſen. — Das Protocoll iſt ſowohl der Abdruck des Syſtems der einzelnen Deputationshöfe, als auch der Spiegel des Charakters, der Geiſtesgegenwart und der Schreibart ihrer Subdelegirten; vorzüglich bey Interlocutionen und bey der, wiewohl ſelten, vorkommenden *zweyten* Umfrage. Wenn gleich bisweilen darinn noch antike Staatsformen durchſchimmern; ſo bleibt es doch eine authentiſche Schutzſchrift für die Nachwelt, welche billiger urtheilen wird, als die Zeitgenoſſen.

Digitized by Google

Dafs nun noch während der Fortdauer des Congreſſes, ein vollſtändiger Abdruck des Protocolls und aller Beylagen deſſelben höhern Orts geſtattet werden würde, damit konnte man ſich kaum ſchmeicheln. Aus den Acten erhellt, dafs in den erſten Congreſsmonaten gegen die beglaubigten Particularabgeordneten und ſogar gegen die allgemeine Raichsverſammlung eine Geheimhaltnng beobachtet wurde. Der Literator und Geſchäftsmann verdankt dieſe Publicität dem Directorialen der Reichsdeputation und nächſtdem den höhern Behörden in *Wien*, welche deſſen Anfrage günſtig aufnahmen, und dadurch bey den mehreſten Subdelegirten die beyfallige *Zulaſſung* veranlafsten. Noch ſonderbarer aber iſt, dafs hierauf zwey gleichzeitige Abdrücke des Protocolls entſtanden. Was es damit für eine Bewandniſs habe, erſieht man aus den beiderſeitigen Ankündigungen und öffentlichen Bekanntmachungen. Hr. *v. Münch* als Herausgeber der *Sprinzingſchen* Ausgabe hatte Anfangs die Einleitung getroffen, die Herausgabe im *Deckerſchen* Verlage zu veranſtalten. Es entſtanden aber über die Bedingungen einige Mifsverſtandniſſe, derentwegen er ſie ſpäter dem Hofbuchdrucker Sprinzing übertrug. Unterdeſſen hatte Hr. *Decker* das erſte Heft des v. Münchſchen Manuſcripts nebſt Bemerkungen in Händen, und fuhr daher mit dem Abdrucke fort. Es kam zu heftigen Conteſtationen. Hr. v. Münch ſuchte den Debit der Deckerſchen Ausgabe unter Bezug auf die Authenticität der ſeinigen möglichſt zu unterdrücken, und bewirkte für den Congreſsort ein Verbot der kaiſerlichen Plenipotenz. Hr. Decker behauptete eine gleiche Authenticität, weil die Abſchrift nach einem der *zehn* Subdelegationsprotocolle genommen ſey, und übertrug ſeine Ausgabe einem in Raſtadt ſich aufhaltenden Gelehrten, der ſich, ungeachtet des Verſprechens noch, nicht genannt hat.

Eine weſentliche Verſchiedenheit beider Abdrücke beruhet darin, dafs in dem *Sprinzingſchen* die Haupturkunde *des Protocolls*, welches die Directorialpropoſitionen und die darüber erfolgten Abſtimmungen enthält, von den darin blofs angezogenen *Beylagen* getrennt worden iſt. Ob dieſe Abſonderung zweckmäfsig ſey, darüber dürften ſich die Stimmen wohl theilen. Für den Geſchäftsgebrauch würde das Beyſammenlaſſen, wie es in der *Deckerſchen* Ausgabe iſt, zweckmäſsiger geweſen ſeyn. Die nicht im Protocoll regiſtrirten, aber doch zum Weſen des Geſchäfts gehörenden, Dictate ſind von Hn. v. *Münch* hin und wieder in Anmerkungen beygebracht worden.

Bis auf einige unbedeutende Fehler, iſt der Abdruck von beiden genau und richtig; die Buntſcheckigkeit der Abſtimmungen in grammatiſcher und rhetoriſcher Hinſicht, gehört zu deren Eigenthümlichkeiten; und lag folglich aufserhalb dem Berufe und der Befugniſs des Herausgebers; jedoch iſt ſie in der *Deckerſchen* Ausgabe etwas homogeniſirt.

Aufser der Methode der Erläuterungen, die in der *Deckerſchen* Ausgabe äufserſt ſparſam ſind, iſt auch im Format, in den Lettern, und in dem Preiſe eine Verſchiedenheit. Das Sprinzingſche Exemplar iſt im Format der Wahlconventsprotocolle von 1790 und 1792; und bis auf die ſpätern Beylagenhefte mit zu groſsen Lettern; das Deckerſche in gröſserer niedlicher Form, aber mit kleinen Lettern und minder ausgedehnt. Dazu kommt die Weglaſſung aller gleichförmigen Eingangs- und Schlufsformeln, da hingegen bey Sprinzing alles *in extenſo* und weitläuftig gedruckt iſt. Daher z. B. die fünf erſten Sitzungen bey jenem 157 Seiten, bey dieſem nur 92. einnehmen. Woraus dann die oben bemerkte Verſchiedenheit des Preiſes entſteht.

Der vorliegende *erſte Band* der Sprinzingſchen Ausgabe iſt mit *ſechs Heften* geſchloſſen, aber die verſprochene Einleitung noch nicht dabey geliefert. Bekanntlich iſt auch ſchon ein Theil des *zweyten und dritten* Bandes abgedruckt, nach deſſen Beendigung die weitere Anzeige erfolgen wird. Der *Deckerſche* Abdruck iſt noch nicht ſo weit vorgerückt, daher Rec. bey Anführung der Seitenzahlen ausſchliefslich die Sprinzingſche Ausgabe zum Grunde legt.

Neben dieſen beiden Abdrücken des Protocolls wurden zu Osnabrück und Bamberg zwey Ausgaben veranſtaltet, gegen welche, ungeachtet ihrer verſteckten Form, das Privilegium der Sprinzingſchen Ausgabe geltend gemacht worden.

Die erſten Sitzungen liefern an ſich ein ſo unvollkommenes Gemälde der damaligen Verhältniſſe und Umſtände, dafs der aufmerkſame Leſer dabey ganz unbefriedigt bleiben, und dafs eine der Verſtändlichkeit und Belehrung befliſſene Kritik ſo wenig den Inhalt als die Erläuterungen gehörig würdigen kann, ohne wenigſtens den Grundrifs jener Zeitumſtände ſich vorzuzeichnen. Dieſen ſchickt daher Rec. hier in gedrängteſter Kürze und in ſolcher unbefangener Allgemeinheit voran, wie er für die Ueberſicht des Werks erfoderlich iſt.

Bekanntlich war die Reichsfriedensdeputation an ihrem Eröffnungstage von 9ten Decemb., mit welchem dieſe Sammlung anhebt, ſchon drey Wochen beyſammen. Auf die dringenden Auffoderungen im kaiſerlichen Hofdecrete vom 1ſten November zu der möglich ſchnellſten Ausrückung, welche ebenfalls der Erzkanzler durch ein Circularſchreiben betrieb, trafen die Subdelegirten ſämmtlich, bis auf den Erzherzoglich-Oeſterreichiſchen ſchon am 19ten November in Raſtadt ein. Seit zwey bis vier Jahren, nach der in die Hände des Kaiſers gelegten erſten Friedenseinleitung, war ihre Geſammtinſtruction auf den Beſitzſtand vor dem Kriege ausgefertiget; und ſeit acht Monaten (18ten April) der Stillſtand der Feindſeligkeiten und die Anordnung eines Friedenscongreſſes auf der Grundlage der Reichsintegri-

tät

tät durch die Leobner Präliminarien befestiget. Die Hofdecrete vom 19ten May und vom 18ten Juny, und überdem zwiefache Militärconventionen bestätigten diese Waffenruhe, bis sie durch den Definitivfrieden von Campo Formio noch mehr geheiliget wurde. Nach diesem wurde die Deputation von dem Reichsoberhaupte an die schwere Pflicht erinnert, den Reichsfrieden auf die Basis der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu begründen.

In dieser frohen Beruhigung heftete die Deputation den festen Blick auf eine Staatsgrenze, welche man kaum an dem Bache der Queich verletzlich glaubte; sie überliefs sich ihr um so zuversichtlicher, da das Reich blofs hülfleistender Theil im Kriege gewesen und schon in Italien durch einen Beytritt zu dem Frieden von Campo Formio gewisse Opfer an Frankreich darbringen konnte. Sie sah die beiderseitigen Friedensstifter nebst dem kaiserlichen Armeecommando im Schlosse zu Rastadt beysammen, voll des Vertrauens, dafs es nur auf die Auswechselung der Ratificationsurkunden abgesehen sey. Zwar erweckten Buonaparte's kaustische Fragen und Aeufserungen — wo wohl der Kurfürst von Mainz, nach dem Verluste der Festung, seine Residenz aufschlagen, und wie viel Deutschland an Menschen und Staatskräften durch die Abtretung des linken Rheinufers verlieren werde? u. s. w. einiges Aufsehen. Allein man ahndete keinesweges eine solche Umwandlung des Besitzstandes und der Verhältnisse, wie sie bald nachher erfolgte. Nach der am 2ten December erfolgten Ankunft des kaiserlichen Plenipotentiarii, vergingen mehrere Tage mit der Constituirung der Reichsdeputation, aber noch nach Buonaparte's Abreise hielt sich die französische Gesandtschaft immer isolirt, und der Congress war also noch eben so wenig, als die Deputation, eröffnet, als eine erzherzogl. östereichische Anzeige schleunigst zu der ersten Sitzung zusammen rief. Das Alleinlassen des kaiserlichen Hauses auf dem Kriegsschauplatze des festen Landes und das wandelbare Kriegsglück hatten dem Könige von Ungarn und Böhmen im Drange der Umstände Zulassungen abgenöthiget, welche die Vaterlandsliebe des Reichsoberhaupts möglichst zu mildern trachtete. Die Hoffnung auf zugesagte Hülfe, und auf eine günstigere Wendung im nördlichen Staatensystem giebt den Schlüssel zu den anscheinenden Widersprüchen zwischen dem Bekannten und dem Geheimen, dem Verheifsenen und dem Erfolge. Die Abstimmung von Oesterreich in der 75sten Sitzung ist daher ein für die Geschichte nicht zu sehr verspäteter Beytrag, der aber freylich auf die Deputation einen doch wohl unverdienten Schatten wirft. Bis zum Anfang Decembers blieb daher auch der Rückzug der kaiserlichen und Reichstruppen ein ganz verschlossenes Geheimniss, das sich nach vergeblicher Erschöpfung aller Kräfte nur allmählig entschleyerte. Bey der vielleicht absichtlichen Unbestimmtheit jener Anzeige in Ansehung des österreichischen Hauscontingents war vorzüglich die Ungewifsheit beunruhigend, wie weit sich die kaiserlichen Truppen zurückziehen, und die französischen vorrücken würden, und wohin diese Entblofsung der Schutzwehren des Reichs führen möge.

Nur allmählig entzifferte sich der erst im Februar 1799 vollständig bekannt gewordene Vertrag des ersten Decembers. Oesterreich äufserte *zuerst* darüber etwas in der fünften Sitzung, und zwar nur dieses, dafs darinn die *Dislocationen der Haustruppen mit einer nur dem k. k. Hofe als souverainen Macht unterstehenden Generalität verabredet worden wären.* Der Erfolg lehrte, dafs die französische Occupation von Mainz eine praktische Wirkung dieses Tages war.

Seit jener Eingabe drängte sich eine Trauerpost auf die andere; das Nachfolgen der französischen Truppen in allen Linien und Stellungen, welche die Kaiserlich-Königlichen schnell an beiden Rheinufern verliefsen; — die dumpfe Zurückhaltung der französischen Gesandten und deren Winke in einzelnen entfallenen Aeufserungen z. B. dafs dieses alles conventionsmäfsig wäre, dafs die ersten Friedenspropositionen besser im Munde eines *Generals* als eines Ministers klingen würden; alles dieses kam mit den öffentlichen Nachrichten nur zu sehr überein. Strafsburger und Pariser Blätter kündigten einen Artikel der Convention und des Nebentractats von Campo Formio nach dem andern an, und die Intrigue der Habsucht lispelte den Friedensstiftern lauter Erwerbs- und Säculariſationsprojecte zu.

In dieser Bestürzung und beyspiellosen Lage eröffnete sich die Deputation mit festem patriotischem Sinne; nach so vereitelten Hoffnungen wurde, statt einer Einleitung des Hauptfriedensgeschafts, ihre Zeit und Aufmerksamkeit durch militärische Hinsichten absorbiret. Nicht blofs die Ueberschreitung der Waffenstillstandslinie, sondern vielmehr die *Ungewifsheit* über deren *gegenseitige* Anerkennung war hier im Spiele, denn erst in der französischen Note vom 16ten September 1798 liegt ein indirectes officielles Anerkenntniss derselben, welches zu erringen bis dahin alle Bemühungen vergeblich waren.

Wenn man sich so die Umstände bey der Durchsicht dieser Sammlung vergegenwärtigt; so ist deren Inhalt eben so verständlich, als der Werth einiger oder die Unzulänglichkeit anderer Erläuterungen einleuchtend. Die *erste*, so wie jede, Sitzung hebt mit der Bezeichnung der Gegenwart von den einzelnen Subdelegirten an. Die Geschäftskategorien derselben sind, so wie in der Folge auch die der Particularabgeordneten, in den Anmerkungen beygebracht. Der Nutzen dieser Erläuterung hätte vielleicht durch den Beysatz einiger andern Geschäftsverhältnisse noch herausgehoben werden können. So ist es z. B. nicht unwichtig, dafs der Freyherr von *Albini* und der Graf von *Loben* Wahlbothschafter, der Graf von *Lehrbach* Subdelegirter bey der

Kammergerichtsvisitation und der Freyherr von *Reden* Condirectorialgesandter bey dem Congresse in Hildesheim waren, weil dadurch eine Geschäftsroutine mitgebracht wurde, deren Werth und Einfluss selbst der grösste wissenschaftliche Schmuck nicht so leicht ersetzet. Auch blieb hier unbemerkt, dass bis zum Ablaufe des ersten Congressjahrs in dem Deputationsconsesse keine Veränderung vorgefallen, als bey der bayerischen Gesandtschaft im Februar 1798 die Ablösung des Grafen von *Preysing* durch den Grafen von *Lionawitzky*. Die ersparende *Vereinfachung* der beiden *Reichsstädtischen* Subdelegationen durch die Beurlaubung derer von *Günderrock* und *Schmid* (im März und im September 1798) ist so lange, als eine förmliche Zurückberufung nicht erfolgt, für vorübergehend zu halten; ihre Sitze bleiben ihnen eben sowohl offen, als etwa einem zweyten Hessendarmstädtischen Subdelegirten, welche letztere Vorsichtsmaasregel blos die *zweyfache* Zahl der alternirenden badenschen Gesandtschaft hervorgebracht zu haben scheint. — Ob die Bezeichnung der Gegenwärtigen eine ganze Quartseite bey jeder Sitzung auszufüllen verdiene, ist eine andere Frage; Rec. wünscht statt deren, der Raumersparung wegen, wo nicht eine einfache Anzeige der Fehlenden, doch wenigstens einen engern Druck im Verlaufe des Werks zu finden. Indem Rec. also jeder Sitzung Paragraphenweise in ihrem Inhalte und den Anmerkungen folgt, wird er nur nothdürftig dasjenige ergänzen, was zu der Verständlichkeit der Sammlung vermisset werden möchte, und doch notorisch bekannt ist.

Der *Legitimationspunct* (§. 1, 2.) ist durch die Anmerkungen Nr. 15 und 17. bis auf die zwischen der kaiserlichen Plenipotenz und der französischen Gesandschaft vom 4ten bis zum 14ten December gewechselten Vorschläge erläutert worden. Es ist aber die Form der unfeyerlichen *Vollmachtsvertauschung* nicht erzehlt, nach welcher die beiden französischen Gesandten, unangemeldet, im nachlässigen Morgenanzuge bey dem kaiserlichen Plenipotentiario solche vollzogen, ohne der erbetenen Zusammenkunft an einem dritten Orte sich zu fügen. — Die Abwesenheit der *Erbmarschallamtlichen Behörde* wird hier nur mit wenig Worten angedeutet, und doch hatte sie noch mehrere nicht aus dem Protocoll ersichtliche Folgen, namentlich in Ansehung der *Polizey*. Von Wien aus war solche in die Hände des Territorialherrn gelegt, welcher darauf neben der gewöhnlichen Ortsobrigkeit eine Polizeycommission anordnete; die Constituirung und die Geschäftseinleitung derselben wurde sämmtlichen Gesandschaften durch ein gedrucktes Circularschreiben bekannt gemacht, dessen unverfängliche Fassung den Ausweg sehr erleichterte. Wahrscheinlich entzog sich auch die kursachsische Gesandschaft sehr gern den oft verdriesslichen Erbmarschallamtsgeschäften; sie verwahrte jedoch in einer sehr zweckmässig eingeleiteten Note bey gedachter Polizeycommission ihre Ansprüche, wobey es seitdem sein Bewenden hatte. — Wie in Ansehung des *Aufrufs* Kursachsen sich gegen den von Mainz und von Oestreich eingeführten Besitzstand, nach einem von Bremen vorgeschlagenen Temperament, durch Verwahrungen und Vorbehalt geäussert habe, ergiebt das Protocoll S. 11—15; noch weniger Zeit wurde durch die Reservation von *Bremen* gegen *Würzburg* in Betreff der Ordnung des Votirens, (S. 15—17.) dem Hauptgeschäfte entzogen, und so kommen im Laufe des Protocolls aus dieser Kategorie noch sparsame Einschiebsel vor, wie z. B. in der 17ten Sitzung (S. 264.) der Vorbehalt der kursächsischen Rechte auf die im Elsass liegenden Hanauischen Lande gegen Hessen-Darmstadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyspiele von allerley Unglücksfällen* zur Belehrung und Warnung besonders für die Jugend. Nebst einem Anhange über giftige Pflanzen. Mit acht illuminirten Kupfern. 1798. 168 S. 8. (18 gr.)

Sammlungen dieser Art können, bey gehöriger Auswahl und gutem Vortrage, viel Gutes stiften. Auch von diesen gesammelten Beyspielen hoffen wir, dass sie nicht ganz fruchtlos seyn werden; obgleich der Verfasser nicht so viel Fleiss darauf verwendet hat, als er wohl hätte thun sollen, und als er es, nach einigen wohlgerathenen Stücken zu urtheilen, gekonnt hatte. S. 132. finden wir *einen Beytrag zu Gefahren* der Toilette. Wer so etwas kann drucken, und in der Inhaltsanzeige zum Beweise, dass es kein Druckfehler sey, wiederholt kann abdrucken lassen, der (wenn man ihm sonst zutrauen darf, dass er deutsch zu schreiben verstehe) muss sehr eilfertig und nachlässig arbeiten. Und wer, wie unser Vf. in der Vorrede, wünschen kann, dass sein Buch möchte in Schulen eingeführt werden, dem sollte doch sein guter Genius sagen: dass Erzahlungen, wie die *lustig traurige Geschichte von einem Schulmeister und einer Kuh*, (S. 125.) mit seinem Wunsche im Widerspruch ständen. Der Anhang vom Hn. Prof. Hoffmann zu Göttingen ist sehr zweckmässig, und die Kupfer sind gut.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt etc.*, von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghauſen etc.*

RASTADT u. BASEL, b. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt etc.*

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

In §. 3. iſt die *Verſammlungszeit* zwar nur vorläufig um 11 Uhr Vormittags beliebt worden; doch iſt es, bis auf den einzigen Fall einer Abendſitzung (S. 37.), bey dieſer Stunde geblieben. Die Dauer war gewöhnlich nur zweyſtündig; die der 28ten und 70ten Sitzung aber vierſtündig, deren Dictaturen auch 4 bis 5 Tage währten, und nur einmal folgten ſich unmittelbar zwey Sitzungstäge. — Bey denen im §. 4. protocollirten Vollmachten der *Particularabgeordneten* hätte die Bemerkung des Ausſtellungstages, neben dem der Uebergabe, zur diplomatiſchen Vollſtändigkeit gedient. Dieſe Vollmachten ſind auch weiter nicht zur Dictatur, noch zur Kenntniſs der Deputation gekommen, ſondern zu den Directorialacten gelegt worden.

Im §. 5. hebt die Geſchäftspflege mit den Maafsregeln wegen des *Rückmarſches der kaiſerl. königl. Truppen* in die Erblande an. Einleuchtend iſt hier die zweckmäſsige Thätigkeit des Directorialen, der *ex mandato praeſumto*, ſchon am Tage *vor* der Sitzung von dem Reichsarmee-Generalinterimscommando militäriſche Nachrichten durch Stafetten einfoderte; freylich war er aber als kurmainziſcher Staatsminiſter dabey ſehr intereſſirt. Ungeachtet des im deutſchen Staatsrechte nicht ganz entſchiedenen gegenſeitigen Dienſtverhältniſſes beider Behörden erfolgte die Antwort doch ſchnell, und war, das Stillſchweigen über die Convention vom 1ten Decemb. ausgenommen, ziemlich befriedigend. Bemerkenswerth iſt auch, dafs dem Berichte an die Reichsverſammlung von Oeſtreich ſogleich beygeſtimmt wurde. Baden und Heſſen-Darmſtadt machten den auf gleichkluge Beurtheilung der Gegenwart und Zukunft gegründeten Antrag, dafs wenigſtens eine verhältniſsmäſsige Zurückziehung oder Verminderung der franzöſiſchen Truppen von dem deutſchen Reichs-Boden begehret werde. — In der Maafse, wie ſich die Dictate der ſtändiſchen Abgeordneten und die Gefahren des Reichs vermehrten, verſtärkt ſich auch der Ton in den Abſtimmungen der *zweyten* Sitzung. Bremen benannte S. 32. zuerſt unter allen die Gefahr der deutſchen (Grenz-) Hauptfeſtung Mainz, und trug, um ſie vor einem *Coup de main* zu ſichern, auf eine Vereinigung der kaiſerlichen Plenipotenz mit dem Commando der Armee an. Baden, dem Oeſtreich darin beyſtimmte, hielt die Deputation nicht zur Leitung der Kriegsmacht des Reichs zuſammenberufen, und beſchränkte daher ſeine Wünſche auf die Angehung der kaiſerlichen Plenipotenz und auf tröſtliche Beruhigungsgründe. Kurmainz modificirte beides mit der Bemerkung, dafs von ſeiner Feſtung nicht blos ſein eigenes, ſondern das Wohl von ganz Deutſchland abhänge; und ſo vereinigte man ſich zu einem gemeinſamen Schluſſe. Von dieſer rühmlichen Einigkeit liegt der redendſte Beweis darin, dafs ein von Baden in der erſten Sitzung gethaner Vorſchlag jetzt durchging.

In der Abendſitzung kam (S. 38.) noch die bayeriſche Proteſtation gegen die Beſetzung der Feſtung *Ingolſtadt* mit fremden Truppen hinzu; um ſo unerwarteter, als die bayeriſche Abſtimmung wegen des Aufrufs (Seſſ. 1.) nebſt andern Umſtänden eine Anſchliefsung an die öſtreichiſche Geſandſchaft erwarten liefs.

In §. 10. wurde der wichtige Punct über die Führung des *Deputationsprotocolls* verhandelt, welchen das kurmainziſche Auskunftmittel gegen den Vorgang von 1682. dahin beſtimmte, dafs in einem an den Seſſionsſaal ſtofsenden Zimmer, während der Seſſion, jeder geſchriebene Bogen, ſogleich abgegeben, und denen daſelbſt verſammelten zehn Legationsſecretären durch einen kurmainziſchen dictirt wird. Dadurch iſt allerdings der Zweck der frühern Expedirung und auch die Geheimhaltung perſönlicher Geſchäftszüge, weniger aber die der Verhandlungen ſelbſt, erreicht worden. Ob eine Entſchliefsung des Reichstags mehr für die ſtaatsrechtliche Obſervanz oder für die Convenienz entſchieden haben würde, iſt wohl zweifelhaft. S. 47. findet man in der 39ten Anmerkung die Namen derer, ſo ſich hierauf zu dem Protocolle legitimirten.

Dem §. 12. der *dritten* Sitzung, welche vermiſchten Inhalts und alſo einer mehr logiſchen Zerlegung fähig iſt, ſind in den Anmerkungen S. 51 — 64. drey intereſſante Urkunden beygefügt, die bis dahin noch ungedruckt waren; nämlich eine Note der kaiſerlichen Plenipotenz an die franzöſiſche Geſandſchaft über das Ceremoniel und die Polizey, und eine andere über die Neutralität des Congreſsorts und der umliegenden Gegend (aus der Feder des Hofpubliciſten *von Blum*) nebſt der franzöſiſchen lakoniſchen Gegenantwort vom 13ten December (24. Frimaire).

Zu der ersten waren die Vorgänge von Ryswick mit dem *Comitatu, den scatis, turribus, ephebis, pediſſequis* und *Riedariis, Sclopetis* und *gladiis* zum Grunde gelegt, welche bey der Einfachheit des Raſtadter Anzugs, der Gefolge, der Livree und Equipagen, freylich als *aujourdhui inutiles* abgelehnt werden konnten. Von mehr praktiſcher Beziehung war der Antrag der zweyten Note auf die *Neutraliſirung*, wodurch indirect der Truppenrückzug und die Rettung der Feſtung Mainz beabſichtiget wurde. Nach den beygefügten Nimweger Acten war damals die Neutralität auf einen Umkreis von 20 Meilen ausgedehnet; die franzöſiſche Geſandſchaft wich dieſem durch eine ſchlaue Beziehung auf den Separatfrieden der Republik mit Baden, aus.

Bey dem Directorialvortrage über die *Legitimation* S. 54. iſt zu bemerken, daſs die franzöſiſchen Geſandten ſich die Reichsinſtruction aus dem ihnen mitgetheilten Weiſſeſchen Tractat wörtlich überſetzen lieſsen. Oeſtreich, das, nach den dem Drange der Umſtände gebrachten Opfern, nun ein ſehr conſequentes Syſtem zum Beſten des Reichs beobachtet, warnte mit Recht vor der Lage, daſs die Deputation nicht als *ein iſolirter Körper* erſcheine. Der Directorialis hatte aber durch die in der 47ten Anmerkung beygedruckte energiſche Miniſterialnote bey der franzöſiſchen Geſandſchaft ſchon das Eis gebrochen, und die Convention vom 1ten Decemb. mit Tag und Stunde namhaft gemacht; als Directorialis ging er zwar nicht *ſo weit*, aber doch mit Entſchloſſenheit voran.

Im §. 13. muſs die *Ajuſtirung* eines Directorialentwurfs, wenn ſie gleich hier und immer nur mit einem Worte, wiewohl S. 262. ſelbſt im Directorialvortrage als *gebührend* bezeichnet wird, dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen. Dieſe bisweilen ſtundenlange Ausübung eines wichtigen Rechts, gab in der Folge oft die mühſamſte und delicateſte Beſchäftigung, indem ſie zwar ſeit der 28ten Sitzung (Heft 5. S. 409.) nicht ſogleich nach der Abſtimmung ſondern in einer beſondern Sitzung vorgenommen, aber der Directorialentwurf des Concluſums nie vor dieſer zur Ajuſtirung beſtimmten Seſſion mitgetheilt wurde. Jedoch iſt ſelbſt im Eingange der 71ten Sitzung von dem Directorialen die Praxis angezeigt worden, nach welcher oft einzelne Stellen benutzt und ausgehoben werden, ſo oft dabey die Einwilligung der vorherigen Abſtimmungen vorauszuſetzen ſey; dieſerhalb iſt auch der Ausdruck, daſs ein Concluſum der Majorität gemäſs ſey, im ausgedehntern Sinne zu nehmen.

Der §. 14. über das *Formale* S. 70. hätte wohl einige Erläuterung verdient. Es iſt nämlich ein noch nicht genug erkanntes Verdienſt der Reichsdeputation, daſs ſie zur Erſparung von Zeit und von Weiterungen über viele Förmlichkeiten ſelbſt in ihren äuſsern Verhältniſſen, durch kurze Vorbehalte und ſtillſchweigende Uebereinkunft ſich möglichſt hinausgeſetzt hat. Die zwanzig erſten Sitzungen ſtellen davon viele Beweiſe vor Augen. So z. B. bezog man ſich in der neunzehnten bey der ganz unerwarteten Faſſung des Erlaſſes § 81. lediglich *ad priora*, (S. 282.), manche andere kamen aber nicht einmal zur Sprache. So iſt z. B. eine feyerliche Eröffnung des Congreſſes mit der franzöſiſchen Geſandſchaft, wie die Reichsinſtruction ad 1. lit. c. darüber ein *Schema ſeſſionis* nach der Concertirung vom Jahre 1682. an die Hand giebt, aus der Acht gelaſſen. Eben ſo die daſelbſt lit. q. vorgeſchriebene Erfoderniſs lateiniſcher Transſumte bey dem Schriftwechſel mit der franzöſiſchen Geſandſchaft. — Ueber das Idioma gab der §. 34. (S. 156.) ſogleich die Norm bis zu der Abſtimmung ad art. 4. in der 17ten Sitzung (S. 244 ſeqq.) Die Deputation ſchrieb deutſch, und bekam franzöſiſche Antworten; der Auslegungskunſt eröffnete ſich dadurch ein weiteres Feld, das freylich auch nicht unbebaut geblieben iſt. Selbſt die deutſchen Vollmachten wurden der franzöſiſchen Geſandſchaft ohne eine Ueberſetzung der Urſchrift übergeben. Die Badenſche Abſtimmung in der 17ten Sitzung (S. 258. 259.) ſetzt dieſen Punct ſehr zweckmäſsig auseinander, behalt aber für das Friedensinſtrument ſelbſt eine gedoppelte Ausfertigung bevor. In lateiniſcher Sprache kommen jedoch nur zwey Noten der kaiſerl. Plenipotenz an die franzöſiſche Geſandſchaft im ganzen Laufe der Verhandlungen vor. In Hinſicht auf die Kanzleyformeln der kaiſerl. Plenipotenz und des Reichstags ſah die Deputation manches von der unverfänglichen Seite einer grammatiſchen Willkür an, worin ſonſt eine weſentliche Bedeutung und praktiſche Beziehung *nicht ganz* zu verkennen geweſen wäre, und ſcheint *nur die* Rettung des *Princips* bedacht zu haben. Daraus iſt nun eine Polyglotte entſtanden, deren Studium zu der Verſtändlichkeit des Protocolls und der Beylagen mit deren Eingangs- und Schluſsformeln nothwendig iſt. Nur allmählich bildete ſich jeder Theil ſein vollſtändiges Wörterbuch. So z. B. wird der mit der Deputation vereinte kaiſerl. Miniſter in dem Hofdecrete vom 1ten November *Bevollmächtigter* und ſonſt auch *Bothſchafter*, von der Deputation *Höchſt-Anſehnliche Plenipotenz*, in den franzöſiſchen Noten aber *Miniſtre plenipotentiaire* genannt, indem er ſich ſelbſt als *Kaiſerliche Commiſſion* darſtellt. Was die Subdelegirten anfänglich ſelbſt S. 59. *Reſolution* der kaiſerl. Plenipotenz nannten, hieſs nachher im Deputationsconcluſs ein *Erlaſs*, und in der kaiſerl. Kanzley ein *Commiſſionsdecret*. Die Erlaſſe der Deputation an die kaiſerl. Plenipotenz und ihre Sitzungsreſultate, welche die Reichsinſtruction art. 1. lit. m. *Deputationsſchlüſſe* nennt, wurden von dieſer ſeit dem 15ten Decemb. *Gutachten* betitelt; und da, wo ſich die Deputation mit ihr *vereinigt*, legte ſie ſich ein *Genehmigungsrecht* bey. Was S. 24. im Seſſionsſaal noch als *Bericht* an die Reichsverſammlung benannt wurde, hieſs nachher *Anzeige*, und die Mittheilung derſelben an die kaiſerl. Plenipotenz, deren Form durch die vierte Sitzung ihre nähere Beſtimmung erhielt, wurde ausſchlieſslich mit dem Worte: *Remiſs* bezeichnet. So werden auch die bey

der

der Deputation Legitimirten, bald *Ablegati*, bald *Geſandte* und *Bevollmächtigte*, im Kanzleyſtil aber *Particularabgeordnete* genannt. — So nützlich nun eine durchgängig beſtimmte Terminologie ſeyn würde, und ſo ſehr ſich auch unſere bürgerliche Schreibart von dem Grotesken ſäubert, ſo ſchwer iſt es doch, im Geſchäftsſtil ſich von allen Einſchiebſeln und Floskeln loszumachen. Gewöhnlich liegt es auch daran, von welcher Seite der *erſte* Schritt geſchehen ſoll.

In §. 15. der *dritten* Sitzung (S. 70.) wird die Legitimation eines Bevollmächtigten von *Looz-Hesbaige* regiſtrirt, gegen welche *Lüttich* in der 31ten Sitzung, ſo wie Heſſen-*Darmſtadt* einſt wegen einer *Heſſen-Homburgiſchen* Geſandſchaft, ſich verwahrte. Nach der Praxis des Deputationsdirectoriums iſt nämlich weder Reichsunmittelbarkeit noch reichsſtändiſche Eigenſchaft zu einer ſolchen Bevollmächtigung in Raſtadt als erfoderlich geachtet worden, womit man den Croyſchen Fall §. 92. Seſſ. 31. (ſ. ſechſtes *Heft* S. 436.) vergleichen kann. Bey den Geſchäftsmittheilungen an die Particularabgeordneten ſuchte man indeſs die *Nichtbetheiligten* auszuſchlieſsen.

Das Intereſſe des Geſchäfts ſtieg ſehr in der *vierten* Sitzung, wo der Deputation die franzöſiſche Erklärung bekannt wurde, dafs ſie eine *illimitirte Vollmacht* haben müſſe, ehe man zu den Verhandlungen *ſchreiten könne*, indem die Baſis der Reichsintegrität *unzuläſſig* ſey. Insgeheim war wohl bey jedem *die Beſorgniſs* dieſes Schritts entſtanden, weil ſeit 2½ Jahren die Umſtände und der Beſitzſtand ſo verändert waren, und man hatte ſchon laut bedauert, dafs die Reichsverſammlung im November 1797., ſtatt der Ajuſtirung der Reichsvollmacht in minder weſentlichen Puncten, auf jene nicht Rückſicht nehmen durfte. Die Deputation vereinigte ſich auch daher ſehr bald über den ſchleunigen Bericht an die Reichsverſammlung. Ein bayeriſcher ganz unvorbereiteter Antrag auf die Mittheilung der Präliminarien von Leoben war, nachdem die geheimen Verhandlungen vom 17ten October und vom 1ten December 1797. ſchon in den Abſtimmungen genannt waren, an ſich ſehr unſchuldig und vielleicht nicht einmal von praktiſchem Nutzen, weil jener Präliminarvertrag durch nachher eingetretene Umſtände ganz vernichtet worden. Es reizte jedoch dieſes die öſtreichiſche Subdelegation zu einer Aeufserung gegen die mit dem Reichsfeinde getroffenen ſpeciellen Uebereinkünfte, welcher von Sachſen und Bremen ſogleich begegnet wurde. Baden liefs zwar dieſes unbeantwortet, gab aber dagegen eine ſehr ausgearbeitete Abſtimmung dahin, dafs die Inſtructionsertheilung an die Comitialgeſandſchaften beſchleunigt werde, welcher dann die Mehrheit beyſtimmte.

Die Eröffnung dieſes Schluſſes an die Particularabgeordneten, iſt S. 85., ſo wie die von der erſten Friedensbaſis S. 282. in eignen Anmerkungen eingeſchaltet, aber nicht ganz deutlich die Art und Weiſe der Mittheilung. Es geſchah nämlich durch eine Einladung ihrer Secretäre eben ſo wie bey der Dictatur. Die in der Inſtruction angedeutete perſönliche Erſcheinung der Particularabgeordneten im Seſſionsſaal, iſt noch gar nicht eingetreten, und die Seltenheit und unvermeidliche Verſpätung jener Mittheilungen, ſo wie die anfängliche Geheimhaltung des Protocolls, veranlafste einiges Mifsvergnügen. Am 10ten Decemb. circulirte ſogar der Entwurf unter mehreren Particularabgeordneten zu einem Geſuche an die Reichsdeputation, um zwey oder drey unter ſich auszuwählende Deputirte als bloſse Zuhörer bey ihren Deliberationen zuzulaſſen; allein dieſes Project ſcheiterte. Kurſachſen trug in der 19ten Sitzung (S. 276.) auf eine vollſtändige Benachrichtigung derjenigen Particularabgeordneten an, die bey der damaligen Lage ein *eigenes* Intereſſe hätten.

Der §. 17. iſt der Feſtung *Ehrenbreitſtein* gewidmet, deren Lage und conventionsmäſsige Ravitaillirung ſehr viele Eingaben der kurtrieriſchen Geſandſchaft und ſelbſt officielle Druckſchriften veranlafste. Was es damit damals für eine Bewandniſs hatte, erhellet aus dem Inhalte der fünften Sitzung. Dieſer Stoff geht bis zu der erfolgten Uebergabe durch das ganze Protocoll, und es iſt daher nicht ganz diplomatiſch, dafs mehrere dieſen Gegenſtand betreffende Eingaben, wie z. B. die fünf in der 67ten Anmerkung beygefügten, gar nicht regiſtrirt worden. Das Vorſchreiten der franzöſiſchen Truppen über die Waffenſtillſtandslinie und die feindliche Behandlung des Hn. Kurfürſten von Mainz ſtehen damit in enger Verbindung. Mündliche Aeuſserungen der franzöſiſchen Geſandten lieſsen nämlich einen feindlichen Ueberzug von Fulda und Würzburg befürchten. Nun war aber durch die Friedenspräliminarien von Leoben, und nachher durch den Frieden von Campo Formio das deutſche Reich zu einem Waffenſtillſtande verpflichtet, welchen Frankreich eingegangen war. Die Mittheilung einer abgeriſſenen Stelle aus jenen Präliminarien machte wohl dieſes dem Reiche kund, aber nichts von andern Clauſeln, die damit in Verbindung ſtehen mögen. Der Reichsgeneral von Staader verſicherte die Fortdauer des Waffenſtillſtandes, ohne deſſen Beſchaffenheit anzudeuten, und erklärte auch die franzöſiſchen Handlungen für völkerrechtswidrig; unter der Hand vernahm man blos, dafs eine vierzehntägige Aufkündigungsfriſt dabey feſtgeſetzt ſeyn mochte.

Dieſes war die augenblickliche Lage bey der *fünften* Sitzung. Auf jene ihr unbekannten Beſchränkungen konnte die Deputation keine Rückſicht nehmen, ſondern reclamirte, was aus der Natur eines allgemeinen und unbeſchränkten Waffenſtillſtandes flieſst; alſo verwahrte ſie auch ſpäter ſich gegen alle neue Contributionen, Holzverwüſtungen, Truppenanhäufungen zum Schaden der occupirten Lande, der Revolutionirungsverſuche nicht zu gedenken. Der in den Abſtimmungen von Kurſachſen herrſchende Geiſt der Mäſsigung zeigt ſich hier aufs neue in dem Ausdruck eines *unerklär-*

Digitized by Google

baren Benehmens. Bremen deutete mit patriotiſcher Kühnheit auf den 8ten Art. der Militarconvention vom 1ſten December, und, da ein franzöſiſches Directorialarrèté vom 19ten Frimaire gewiſſe — einen weſentlichen Bezug auf das deutſche Reich habende — Verabredungen von Campo Formio deutlich benannte; ſo begehrte es deren Mittheilung. Baden verſtärkte dieſen Antrag durch die Beziehung auf ein Schreiben des kaiſerl. Miniſters Grafen von *Fugger* an den Hn. Markgrafen, welches noch nicht im Druck erſchienen iſt. Oeſtereich, das letzteres gewiſſermaaſſen deſavouirte, beſchränkte ſich auf einen officiellen Wiener Abdruck des Haupttractats von Campo Formio, mit dem Verſprechen nach *Zeit und Umſtänden das gehörige ausgiebig nachzutragen;* gegen Bayern rügte es ein *unfreundliches Benehmen*, woraus eine ſpätere Perſonalveränderung ſich vielleicht erklären läſst. Würzburg, welches nach ſeiner geographiſchen Lage einen plötzlichen feindlichen Ueberzug befürchten muſste, ſuchte, wie Heſſen-Darmſtadt, das Weſen der Sache mit den Rückſichten für den kaiſerlichen Hof zu vereinigen. Die wichtigen Beylagen dieſer Sitzung beſtehen in den vier Militärdeclarationen, welche zu Heidelberg am 11ten und 12ten May ausgewechſelt worden, und müſſen *vor* dem Protocoll geleſen werden; man vermiſst dabey leider! die Frankfurter Convention der Generalen von *Wernek* und *Hoche*, auf welche ſich in der deutſchen Note vom 23ten Octob. ausdrücklich berufen wurde, und jene Generalitätsordre von Udine, wodurch zuerſt den in Deutſchland ſtehenden Truppen der Waffenſtillſtand bekannt gemacht wurde.

In der *ſechſten* Sitzung wiederholte Oeſtereich ſeine Verwahrungen wegen der Souverainetätsrechte und entſchuldigte die Lage der Umſtände auf eine ſehr gewandte Weiſe mit den reichsſtändiſchen Vorenthaltungen des Quintuplums; auch berief es ſich hier zuerſt auf eine Stelle im Tractat von Campo Formio. Die Majorität vereinigte ſich, ungeachtet der von Baden wiederholten Bedenklichkeiten, dahin mit der Reichsverſammlung, daſs man weitere Erkundigungen über die Reichsarmee einzuholen habe.

Im §. 26. iſt die Legitimation der *königlich-preuſsiſchen* Geſandſchaft regiſtrirt, welche ſowohl ihres perſönlichen glänzenden Beſtandes als auch des Geſchäftseinfluſſes wegen, in den Annalen des Congreſſes ſehr merkwürdig iſt. Wenn gleich die in den Reichsſchlüſſen von 1795. angerufene Verwendung und Mitwirkung in der Realität nicht *eintrat;* ſo begründete ſie doch auf der einen Seite die Gegegenwart dieſer Geſandſchaft, von welcher die von franzöſiſcher Seite ausdrücklich erfolgte Einladung, auf der andern Seite ſo vieles erwarten lieſs. Von jenem Beſtande iſt hier nichts bemerkt, auch nicht einmal die *wörtliche* Faſſung der Vollmacht, welche *auf die Wahrnehmung ſowohl der eigenen Angelegenheiten des Königs als auch der reichsſtändiſchen und kurfürſtlichen, und ſodann auf die Abſchlieſsung und Unterzeichnung von Tractaten* ſich erſtreckte. Der Geſchäftsgang dieſer Geſandſchaft liegt faſt ganz *auſser* dem Protocoll; keine Spur deutet darin an, wie, die nicht mehr zu behindernde Uebergabe von Mainz abgerechnet, man ſich der Erhaltung der Erbfürſten und der politiſchen Reichsintegrität befleiſsigte. Die erſte Eingabe dieſer Geſandſchaft bey der Deputation war die vom 14ten Februar wegen der Abtretung des linken Rheinufers; ſie giebt kein Licht über die Beſeitigung älterer bedungener Vortheile noch des angenommenen Compenſationsſyſtems; die noch ſpätern Eingaben wegen der Waalgrenze, der Büdericher Inſel und der Feſtung Ehrenbreitſtein aber, ſind ſpecielle und abgeriſſene Bruchſtücke, und es wird daher dieſer Theil der Raſtadter Congreſsverhandlungen eine der ſchwierigſten Aufgaben, ſelbſt für den erfahrnen Geſchichtſchreiber ſeyn.

In den *fünf* Sitzungen, welche das dritte Heft enthält, gedieh zwar das Hiſtoriſche von der Lage der Feſtung Mainz und von den franzöſiſchen Militärbedrückungen zu der Kenntniſs der Reichsdeputation; der groſsere Theil ihres Inhalts betrifft aber die Discuſſionen mit der Reichsverſammlung und mit der kaiſerl. Plenipotenz. — Ueber die Kanzleyformeln der letzten nahm Sachſen und Bremen S. 140 und 141. eine ſehr zweckmäſsige Wendung, vorzüglich durch die Feinheit in dem *Zuſatze: und ſonſtigen Einleitungen*, wodurch der *Ausdruck der Genehmigung* nicht auf den Deputationsſchluſs, ſondern blos auf den Antrag angewandt wurde. Von mehrerer Bedeutung war die Differenz wegen der anzuhörenden *erſten kaiſerlichen Propoſition*, welche die zwölfte und dreyzehnte Sitzung ganz abſorbirt. An ſich wäre zwar dieſelbe, als eine wenig erhebliche Formalität, und alſo als Incidentpunct zu behandeln geweſen. Allein inſofern die Legalität des bisher Unternommenen dadurch ſtreitig werden konnte, war die übereinſtimmende und präciſe Faſſung aller Abſtimmungen, und ſelbſt die conſequente Annäherung der öſtreichiſchen (S. 192 und 193.) ſehr zweckmäſsig und auch von erwünſchtem Erfolge. — Die Differenz mit der Reichsverſammlung wegen des Concluſi trium vom 23ten und vom 28ten December, erregte diejenige Empfindlichkeit, welche in den Abſtimmungen der neunten und zehnten Sitzung wahrzunehmen iſt. Mehrere hielten ſowohl die Ertheilung abgemeſſener Vorſchriften als auch die Abſonderung der Protocolle ſo wenig in dem Sinne der Geſetze als in den Vorgängen von 1682 und von 1697. begründet; ob aber nicht in dem Ratificationsrechte des Reichstags eine Richtſchnur zu finden, welche dieſen Anſtoſs ſehr mindert, ſcheint nicht ganz verwerflich.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt* etc., von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghauſen* etc.

RASTADT u. Baſel, b. J. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.)

In der *vierzehnten* Sitzung (der erſten im vierten Heft) liegt die Auswechſelung der mit einer auſserordentlichen Geſchwindigkeit beygebrachten neuen Generalreichsvollmacht mit der franzöſiſchen Geſandſchaft. Dieſe Schnelligkeit war zum Theil den perſönlichen und Amtsverhältniſſen des Directorialen, als dirigirenden Cabinetsminiſters, zu ſeinem hohen Committenten, und ſodann der geographiſchen Nähe der mehreſten Deputationshöfe zuzuſchreiben; ein Vortheil, der ſich oft im Laufe der Unterhandlungen zeigte. *Baden* iſt bey ſich zu Hauſe, und konnte daher eine ausführliche, und nach den damals *neueſten* Umſtänden abgemeſſene Comitialabſtimmung (S. 209—211.) veranlaſſen. Die Subdelegirten von *Kurmainz* und von *Heſſendarmſtadt* können vorzüglich, bey den auf der Route angeſtellten Stationsreitern, in 48 Stunden inſtruirt werden. So auch *Frankfurt*, *Bayern*, *Würzburg* und *Augsburg* ebenfalls in kurzer Zeit, ſo daſs nur Sachſen, Oeſtreich und Hannover in beträchtlicher Ferne ſind. — Mit dieſer Vollmachtsauswechſelung ſteht die in der zwanzigſten Sitzung regiſtrirte neue Vollmacht der franzöſiſchen Geſandſchaft in nächſter Verbindung (S. 285.), welche, wie zu Campo Formio geſchehen, *Kaiſer und Reich* in dem Ausdrucke: *Empire germanique* zuſammenfaſste, aber, anderer Mangel wegen, erſt im Maymonat berichtigt wurde. Die §. 51. erwähnte *geheime Regiſtratur* hätte ohne Bedenken vom Herausgeber mit abgedruckt werden können; es liegt ein Beweis der patriotiſchen Abſichten der allgemeinen Reichsverſammlung darin, deren Anwendung aber dem Drange der Umſtände bald weichen muſste.

Die funfzehnte und ſechzehnte Sitzung wurde im Gefolg der zwölften und dreyzehnten mit der nähern Vorbereitung des *Erſcheinens* der kaiſerlichen *Plenipotenz im Deputationsconſeſs* und mit dieſer Feierlichkeit ſelbſt ausgefüllt; insbeſondere drehte man ſich um die Frage über die Zuläſsigkeit neuer Credentialen, wobey ſich aufs neue der conciliatoriſche Geiſt der Deputation neben der weiſen Temperatur des öſtreichiſchen Voti (S. 225.) bethätigte. In der verleſenen Propoſition hat die Darſtellung der Lehnsrechte in Italien in Rückſicht Savoyens, Mayland, Mantua, Modena, Maſſa und Carrara, Reggio, Cenda und Nizza bekanntlich nicht die Verhandlung aufgehalten, und iſt ſolche (Anf. December 1798) in Anſehung der liguriſchen und römiſchen Republiken noch unentſchieden. Weit mehr kam damals auf die Sätze an: wie *der erſte Friedensantrag zu machen*, und was auf *die franzöſiſche Präliminarauſserung zu antworten* ſey. Dieſe war nämlich am 17. Januar gegen die kaiſerl. Plenipotenz und den Directorialen, gegen jeden einzeln, in einem angemeldeten Beſuche mündlich dahin abgegeben, daſs die franzöſiſche Republik als Baſis des künftigen Friedens den Rhein zur Grenze verlange; gegen letzten hatte ſie ſich noch wiederholt des Beyſatzes bedient: *Que la Republique voulait fortement les indemnités.* Der Directorialis öffnete darauf (S. 58.) die Berathung über die Frage, was auf dieſe verlangte Friedensbaſis zu beſchlieſsen ſey; weniger unverfänglich war aber (S. 240.) deſſen Bemerkung, daſs diesſeits eine erſte förmliche Propoſition zu machen jetzt nicht mehr thunlich ſey. Es ſtimmten daher in der ſiebenzehnten Sitzung alle auf eine ſchriftliche *Beantwortung* der franzöſiſchen Eröffnung. Oeſtreich behielt ſich, vielleicht mehr aus Staatsgründen als des Ganges der Verhandlungen wegen, in der ſiebenzehnten und achtzehnten Sitzung das Protocoll offen, erklärte jedoch, daſs es, obgleich nicht abſtimmend, nichts aufhalten wolle, was die Reichsdeputation allenfalls jetzt gleich und vorläufig einzugehen für nöthig erachte. In der Terminologie behielt man zwar den Vortheil in Händen, indem die franzöſiſche Beantwortung dieſes ſchriftlichen Aufſatzes (S. 273.) als *Replique* regiſtrirt wurde; allein im weſentlichen entſtand daraus der Nachtheil, daſs eine an ſich nicht klare noch verſtändliche mündliche Eröffnung als eine wirkliche Propoſition angenommen, daſs, mit Verabſäumung der oft ſo nützlichen Präliminarerörterungen, gleich auf das Materielle des Friedensgeſchäfts geantwortet, und daſs dadurch der Vortheil der Negociation in die franzöſiſchen Hände gelegt wurde. Allenfalls ſcheint eine Rückäuſserung von Seiten der kaiſerl. Plenipotenz hinlänglich geweſen zu ſeyn.

Dieſen Zuſchnitt abgerechnet, enthält die Umfrage S. 242—265. alle politiſchen und Rechtsgründe gegen die Annahme der vorgelegten Baſis. Kurſachſen deutet mit Recht auf das *wechſelſeitige* Intereſſe, auch in demſelben Sinne Bremen auf das Syſtem der ältern franzöſiſchen Staatsmänner, Heſſendarm-

ſtadt auf das *wahre Wohl* der in *der erſten Jugend ſtehenden* franzöſiſchen Republik: Bayern ſubſtituirt eine andere Baſis, nämlich die vordern mit Frankreich eingegangenen Friedensſchlüſſe; Bremen hebt aufserdem beſonders den ſeit dem Anfange des Kriegs ſtandhaft behaupteten und auch in die Note gebrachten wichtigen Satz hervor, dafs Deutſchland nicht *hauptkriegführende* Macht, ſondern nur *hülfleiſtender* Theil und Frankreich der angreifende war. Im Badenſchen Voto liegt allein der ahnende Fingerzeig, dafs das Reich *kein geringes* Opfer werde bringen müſſen; womit deſſen beſtimmter Antrag in der neunzehnten Sitzung, auf die Beförderung und Beſchleunigung der Friedenshandlungen gut übereinſtimmt. Den Keim der Säculariſationen, der in der franzöſiſchen Eröffnung lag, ſuchte Maynz (S. 261 — 263.) in ſeiner Abſtimmung ſchnell zu erſticken, indem es auf die Belaſſung des Eigenthums in den etwa abzutretenden Landen, allenfalls nach den franzöſiſchen Conſtitutionsgrundſätzen, antrug, und die Unthunlichkeit der Entſchädigungen, unter Beſeitigung des unanwendbaren weſtphaliſchen Friedens auf eine ſehr gewandte Weiſe vorſtellte. Für die Statiſtik giebt die Heſſendarmſtädtiſche Abſtimmung einige Zahlen, z. B. in den 10 elſaſſiſchen Aemtern die Volkszahl auf 100,000 Seelen, und die Einkünfte 400,000 fl.; ſo wie vom Amte *Lemberg* allein auf 200,000 fl. an. Eine von der kaiſerl. Plenipotenz beabſichtigte Abänderung des Deputationsſchluſſes hatte keine Folgen; und ſo entſtand denn am 26. Januar die erſte ſchriftliche Note.

In der von der franzöſiſchen Geſandſchaft darauf eingegebenen ſogenannten *Replique* (S. 274. 275.) wurde die in einigen Abſtimmungen liegende und nur im Zuſammenhange erklärliche Bemerkung ergriffen, dafs die franzöſiſche Republik durch die Lande des linken Rheinufers keinen *conſiderablen* Zuwachs von Macht und Gröſse mache, womit man die vorgeworfenen Vergröſserungsabſichten abzulehnen hoffte. Dafs darin für die *eigene Ruhe des Reichs* die Rheingrenze verlangt wird, nahmen mehrere ſogleich für einen bittern Spott, und die Einſendung der deutſchen Note nach Paris für einen deutlichen Beweis an, dafs zu Erringung des *ganzen* Rheinufers ſo wenig die geſandſchaftliche Inſtruction als die Hoffnung des Gouvernements damals begründet war. Allein die Einnahme der Rheinſchanze von Mannheim, die officiellen Berichte von der Gefahr der Feſtungen Philippsburg und Ehrenbreitſtein (S. 282.), die ſtarke Bedrohung des fränkiſchen Kreiſes mit den an der obern Nidda concentrirten Truppen und das ſo nahe Geklirre der Waffen mit den fortwährenden Gerüchten von Buonaparte's Rückkunft und von der alsdann unausbleiblichen Ueberſchnellung der Verhandlungen, erſchwerten gar ſehr eine ruhige kalte Fixirung der Gegenwart und der Zukunft; jedoch beharrte man in der zweyten deutſchen Note ſtandhaft auf der Reichsintegrität.

Ueber die Ajuſtirung der Note liefert der §. 66. (S. 236.) ein in den Verhandlungen einziges Beyſpiel, nämlich dafs die von dem Directorialen ausgeſetzten Puncte der franzöſiſchen Note nach der Sitzung, *ſtantibus in Circulo*, in Berathung gezogen wurden. — Ein ſchmeichelhafter Beweis des Vertrauens der Subdelegirten auf ihr Directorium, mit welchem die in den Abſtimmungen für letztes ſtets abgegebenen verbindlichen Bezeugungen zwar in beſter Verbindung ſtehen, welcher aber der hergebrachten Obſervanz und Verfaſſung bey wirklichen Deliberationsgegenſtänden nicht ganz gemäfs zu ſeyn ſcheint, und ſelbſt dem Directorialen wegen der Verantwortlichkeit läſtig fallen mufs.

Zwey Incidentpuncte, die auf den Gang des Friedensgeſchäfts keinen weſentlichen Bezug haben, ſind aus dem vierten Hefte noch herauszuheben; nämlich aus der ſiebenzehnten Sitzung die aufrühriſchen Bewegungen in einem Bezirke des Oberrheins, und aus der achtzehnten die Reiſe des B. *Bacher* nach Regensburg. Jene (§. 57. S. 237.) beſchränkten ſich auf die vom Elſafs her, und höchſt wahrſcheinlich von der Ehrſucht eines franzöſiſchen Obergenerals, der den Stifter der cisalpiniſchen Republik durch die Begründung einer *Transrhenaniſchen* verdunkeln wollte, herrührende Impulſion. Obgleich das Verzeichnifs der Theilhaber auch auf die entfernteſten Gegenden Deutſchlands deutete; ſo wuchs die Giftpflanze doch gewifs nicht auf deutſchem Boden. Die Beſtrafung einiger Werkzeuge durch Badenſche Gerichte machte dem Ganzen ein Ende, und vielleicht wäre es jetzt angenehmer, dieſen Gegenſtand, welchen Kurmaynz S. 264. als eine drohende Revolution am rechten Rheinufer bezeichnete, und den auch Kurtrier (S. Beyl. XXXV. S. 90.) nebſt Heſſendarmſtadt urgirte, gar nicht in den deutſchen *Friedensannalen* verzeichnet zu ſehen. — Die Reiſe des B. *Bacher* nach Regensburg (§. 61. S. 269.) konnte bey dem Beſtande der kaiſerl. Inhibitorien nicht wohl eigenmächtig autoriſirt werden, und in ſofern iſt die Verweigerung des Paſſes von Seiten der kaiſerl. Plenipotenz ganz begreiflich.

Zwar beſtand die franzöſiſche Geſandſchaft darauf, dafs er blofs als franzöſiſcher Bürger dahin gehe; aber die Kundbarkeit ſeiner Verhältniſſe und ſeine eigenen in Raſtadt gemachten Aeufserungen hatten wenigſtens den Anſchein einer diplomatiſchen Sendung, die ſich auch nachher völlig beſtätigte. Der Ausgang war dieſer, dafs der B. Bacher ohne kaiſerl. Paſs ſeine Reiſe über Nürnberg und Anſpach nach Regensburg antrat, ein ſelbſtgebahnter Weg, auf welchem bekanntlich nachher die franzöſiſchen Geſchäftsträger nach Dresden, München u. ſ. w. nachfolgten.

Das *fünfte* Heft umfafst *zehn* Sitzungen, welche faſt ganz die Verhandlung wegen der Rheingrenze ausfüllte, ohne ſolche bis zu der Abtretung des ganzen Ufers zu bringen. Einige §§. darin betreffen das Formale, z. B. der §. 68. wegen der kaiſerl. Plenipotenz und §. 69. 80 u. 81 wegen der ſchon ſeyn werdenden Legitimationen, unter welchen das Intereſſe der in der Bayeriſchen Subdelegation vorgeſtellten

nen Veränderung sich schon im Ueberblicke der kernhaften Abstimmung Sess. 28. S. 367. zeigt. Die kurzen §§. 71. 72. 75 u. 76. beziehen sich auf die Wegnahme der Rheinschanze bey Mannheim und auf Ehrenbreitstein, §. 73. aber auf die damaligen Unruhen am Oberrhein. Dagegen absorbirte die französische Foderung des linken Rheinufers mit Recht alle Zeit und Aufmerksamkeit.

Schon in einigen Abstimmungen der zwey und zwanzigsten Sitzung S. 305—308., so wie später S. 331., leuchtete die Geneigtheit zu einer theilweisen Abtretung hervor. Der französische Besitzstand des Ganzen nach connivirter Wegnahme der übrig gebliebenen Theile, der erschöpfte Finanz- und Militärstand des Reichs und dessen *hülflose* Lage bey der Passivität der beiden grofsen Höfe, dieses sind die Farben, mit welchen die meisten Abstimmungen mehr oder weniger schattirt wurden. Einzeln sind darin auch Präliminaranträge und Modificationsvorschläge aller Art berührt; in der kursächsischen Abstimmung das Bestreben, sämmtliche Foderungen mit einemmal aufgestellt zu sehen, und von Oestreich eine bestimmtere Erklärung hervorzulocken; — in den Oestreichischen die Hoffnung, den Niederrhein bis Andernach zu retten, mit der noch beynahe nach Jahresfrist fortgeführten Sprache, die Reichsdeputation in nichts behindern zu wollen; — in den *Bayerischen* (S. 303.) die mit dem damals auch an Auswärtige erlassenen Circularschreiben übereinstimmende Anrufung des Kaisers (als Königs von Ungarn?) und des Königs von Preufsen; — in den *Bremischen* völkerrechtliche Darstellungen; — in den Kurmaynzischen (S. 316 u. 317.) die Vorbeugung des Entschädigungspuncts durch dessen ausdrücklichen Vorbehalt für Kaiser und Reich. Gegen diese Ablehnungsversuche wirkte aber eine aus dem Schofse der Deputation unwillkürlich hervorgegangene Impulsion, die Erklärungen der aufgefoderten Particularabgeordneten zu der bereitwilligsten Abtretung ihrer Besitzungen am linken Ufer (§. 78. 79—82.). Der Vorschlag, den Kursachsen S. 329. zu ihrer *Anhandgebung desjenigen, was ihnen dienlich und zweckmäfsig scheinen dürfte*, bey Gelegenheit der gewohnten abschriftlichen Mittheilung that, war auf die Angabe des reellen Verlusts der Committenten gerichtet. In diesem Sinne schlossen sich die Nachstimmenden der allgemeinen Fassung an, welche auch so (S. 332.) in den Deputationsschlufs kam, und deren Mittheilung eben so generalisirt als beeilt wurde. Die Art, wie sie geschah, ist hier nicht, wie bey den Anmerkungen Nr. 93 u. 94. angegeben; bemerkenswerth war aber dabey die Erklärung des nicht betheiligten Meklenburg-Schwerinschen Hofes bey dem Stillschweigen des Kurpfalzischen, die Gleichstellung eines Königshofes, dessen Mitwirkung und Verwendung in den Reichsschlüssen, so wie die formliche Zuziehung zu den Tractaten auf dem Interesse eigener Aufopferungen begründet war, mit den Reichsrittern und Grafen, und die verspätete Kurtrierische Eingabe (S. 417.); — so wie in Ansehung des Inhalts die Bedingung der Entschädnifs, und in einigen (z. B. Nassau) die Mitwirkung von Frankrich. Diesen mächtigen Antrieb von aufsen suchten die französischen Gesandten durch äufserst nachdrückliche Drohungen und geflissentliche Ausstreuungen zu benutzen, welche deutsche Terroristen dann geltend zu machen wufsten. Dazu kam selbst im Schofse der Deputation ein deutlicher Fingerzeig S. 349., und die Schnelligkeit der Instructionseinholungen, um das Gebot der Hälfte des linken Rheinufers so geschwind hervorzubringen. Neben der bey wirklichen Staatsministern vorauszusetzenden mehrern Autorisation, welche vorzüglich auf Kurmaynz anwendbar ist, konnten Würzburg, Baden, Hessendarmstadt, Augsburg und Frankfurt bey gröfstentheils unterlegten Stafetten sich schleunig instruiren. Doch, selbst nach dem fehlgeschlagenen Anerbieten der Hälfte paarte sich mit den deutlichsten Beweisen der Nachgiebigkeit patriotische Behutsamkeit und gründliche Darstellung. Besonders ist die gewandte Fassung des östreichischen Voti in der acht und zwanzigsten Sitzung und dessen zweckmäfsiger Antrag auf eine nähere Bestimmung der militärischen Grenze zu bemerken, den Kurmaynz unter Anbietung eines der beiden *Moselufer* modificirte. Auf diese Weise entstanden die jenseits nie gehörig beantworteten 18 Puncte vom 3. März, worin blofs *überlassen*, nicht abgetreten wird, und zwar das *überrheinische Land*, nicht der *Cours du Rhin*, unter mancherley Ausnahmen und Modificationen.

Das *sechste* Heft, welches mit den Sitzungen 31—40 den ersten Band beschliefst, führt nach vergeblicher Anerbietung des Rheins bis an die Nette die Hauptnegociation bis zu der Ueberlassung des ganzen Rheinufers und der Annahme des Princips der Säcularisationen. Aufser einer Episode über Zeitungsunfug §. 99. den Legitimationsanzeigen, und der fortwährenden Verwendung wegen Ehrenbreitstein ist darin nichts als dieses enthalten. Auf welche Weise und wie die *deutsche Nachgiebigkeit* bis dahin gediehen, erhellt aber nicht ganz deutlich aus den Abstimmungen, sondern gehört zu der geheimen Geschichte des Congresses. Nur dieses hier, dafs von den bedeutendsten Geschäftsmännern auch dieses Opfer hingearbeitet wurde, nachdem die Apprehensionen wegen der Absichten auf Bayern verschwanden, und dafs die Demokratisirung der Schweiz und die Stimmung einzelner Subdelegationshöfe ebenfalls zum mächtigen Antriebe dienten. Zu den 18 Puncten vom 3. März kamen nun noch zwey andere *Voraussetzungen* (s. Sess. 32. §. 93.) die des Truppenrückzugs und der Entsagung auf sonstige Ansprüche. Die Wahl dieses Ausdrucks im Kursachsischen und Bremischen Voto war desto schicklicher, da die Erfüllung dieser Puncte erst jener Abtretung hätte *vorangehen* sollen. Oestreich, als Mitglied der Deputation, wich der Friedensbasis bestmöglichst aus, äufserte aber doch zuerst in der fünf und dreyfsigsten Sitzung, dafs *alle Alteration in dem bisherigen Zustande des Reichs nicht gänzlich hintangehalten we*

den könne. Die kaiserliche Plenipotenz, welche mündlich erklärte, die Annahme der ersten Basis ohne Vorbehalt des Niederrheins nicht an die französische Gesandschaft befördern zu können, überbrachte darauf das Resultat ohne ausdrückliche Vereinigung, welches aber sowohl französischer Seits, als von der Reichsdeputation für eine *stillschweigende Einwilligung* angenommen wurde. In den Kurmaynzischen Abstimmungen leuchtete eine merkliche Aenderung des Systems zu Annahme der französischen Foderungen hervor, deren Schlüssel S. 481 u. 482. nur zum Theil zu Tage liegt, und in einem geistlichen Incorporationsprojecte zu suchen ist. In der Directorialeigenschaft veranlasste auch die immer schwieriger werdende Ajustirung einige Collisionen, wie das Bremische *Votum* in Sess. 33. und der Vorbehalt sämmtlicher Subdelegirten in der sechs und dreyssigsten (*dass man sich über das Conclusum bey der Fassung des Erlasses das weitere vorbehalte*) zur Genüge andeuten. Immerhin blieb die Beantwortung der französischen Note sehr unbefriedigend, und das Zögern der kaiserl. Plenipotenz diente zu nichts, als zu einem heftigen französischen Andringen auf einseitige Uebergabe der Deputationsantwort.

Was nun insbesondere das Entschädigungsprincip betrifft, so ergeben die darüber abgelegten Abstimmungen, aus welchen verschiedenen Gesichtspuncten die Subdelegationshöfe ausgingen. Drey davon, *Maynz*, selbst dem Säcularisationssystem nicht zuwider und launigt, *Hessendarmstadt* mit etwas gewagten Sätzen, und *Baden* mit consequenter Logik, erwarteten ihre Entschädigungen blos von Frankreich. *Sachsen* und *Bremen* wollten dagegen die Einmischung dieser Macht ganz davon entfernt wissen, und zwar ersteres (S. 528.) mit einem Seitenblick über die Unrechtmäsigkeit der Säcularisationen, letztes aber mit stets wachsender Geneigtheit zum Frieden. *Oestreichs* Entschädigungsforderung für den burgundischen Kreis war die wirksamste Erklärung gegen alle und jede Entschädigung mit Land und Leuten; es war blos für Entschädigung mit Geldzahlungen geneigt. *Würzburg* und *Augsburg* stimmten fast im Geist von Oestreich. So entstand die Majorität für die Fassung von *Bayern* und *Bremen*, dass man mit dem Modo von Säcularisationen, als *dem einzigen möglichen in thesi*, zu den erfoderlichen Indemnisationen zu gelangen habe.

Bey diesem schwierigen weitaussehenden und verwickelten Gegenstande wäre es vielleicht nützlich gewesen, die Competenz der Reichsdeputation als Inbegriffs der Deputationsstände zu der Annahme und Anwendung des Säcularisationsprincips in irgend einem Voto staatsrechtlich zu deduciren. Wenigstens musste die Befugniss von Kaiser und Reich im Fall der Noth und *pro salute publica* auf geistliche Stifter zu greifen, darin dargethan werden. Zur möglichsten Hebung aller Hindernisse waren auch die von den Entschadigungen auszuschliefsenden Gegenstände anzudeuten gewesen, sogleich z. B. was vor dem Kriege nicht besessen oder streitig war, was durch anderweite Friedensschlüsse zu Campo-Formio, von Sardinien u. s. w. schon abgetreten worden, was aufser dem deutschen Reiche, in Italien, Elsass, Lothringen u. s. w. verloren gegangen, und endlich der sogenannte Kriegsverlust. Dadurch wäre die *ausschliefsliche* Zulassung der *weltlichen reichsständischen Erblande* constatirt worden. In gleicher Hinsicht wäre eine Einschränkung des Säcularisationsobjects auf die Ueberbleibsel von *abgerissenen* Hochstiftern, auf die Reichsprälaten und *mittelbaren* Güter von Nutzen gewesen, um die Erhaltung der geistlichen Kuren und vordersten Bisthümer gleichsam zu garantiren; auf welches die östreichischen Vota deuten. Eine historische Episode aus dem Nymweger Frieden füllt dagegen die S. 516—527.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, in Comm. b. Schaumburg u. Comp.: *Kurze Erklärung der Zeichen aller berühmter Künstler, welcher sie sich bey Verfertigung der Bildnisse berühmter Männer bey ihren Arbeiten bedient haben.* mit 11 Kupfertafeln, welche solche verborgene Zeichen enthalten. 1798. 16 S. Text. 8. (20 gr.) Der Zweck dieser kleinen Schrift ist nicht leicht zu errathen. Soll sie ein Verzeichniss von den Monogrammen seyn, welche auf den Kupferstichen, Holzschnitten und Gemalden vorkommen; so ist solches sehr unvollständig, und wird von Christ's bekanntem Werk über diesen Gegenstand gewiss sehr übertroffen; oder soll sie, wie der Titel anzuzeigen scheint, nur diejenigen Zeichen enthalten, welche auf Bildnissen von berühmten Männern stehen; so ist des ungenannten Vfs. Mühe zum wenigsten sehr unnütz gewesen. Wir vermuthen daher, dass derselbe entweder selbst eine Sammlung von Bildnissen besitzt oder freyen Zutritt zu einer solchen hat, und den mächtigen Trieb — etwas drucken zu lassen, nicht anders als auf diese Weise zu befriedigen gewusst hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. May 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Ueber Deutschlands Verfassung und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Deutschland*, von *Günther Heinrich v. Berg*. 1795. 389 S. 8. (18 gr.)

Mit der bekannten Preisfrage der kurmainzischen Akademie zu Erfurt, welche die Aufforderung zu einer populären Schrift enthielt, wodurch das deutsche Volk von den Vortheilen seiner vaterländischen Verfassung belehrt, und vor den Uebeln gewarnt würde, wozu überspannte Begriffe von ungemessener Freyheit und idealischer Gleichheit führen, wurden zugleich die vier Fragen zur Beantwortung vorgelegt: 1) auf wie vielerley Art kann man die Unterthanen eines deutschen Staats überzeugen, dass sie unter einer weisen, gerechten und milden Regierung leben? — 2) Was heisst bürgerliche Freyheit, und auf wie vielerley Wegen lassen sich richtige Begriffe davon unter alle Stände, besonders die niedrigsten Volksclassen verbreiten? 3) Wie müssen zur Erreichung dieses Endzwecks die häusliche Erziehung, der Unterricht auf Schulen und Universitäten, in Volksbüchern und Zeitschriften, und andere zur Nationalbildung gehörige Anstalten eingerichtet werden? 4) Durch welche Mittel kann man, ohne auffallenden Zwang, es dahin bringen, dass die dazu vorgeschlagenen besten Einrichtungen wirklich ausgeführt werden? Der schon durch mehrere politische und staatsrechtliche Schriften vortheilhaft bekannte Hr. Prof. v. Berg zu Göttingen übergab der Akademie einige Beyträge zur Beantwortung dieser Fragen, welche in der Erf. Gel. Zeit. v. 1794 recensirt wurden, und wovon sich in der, in eben dem Jahre, zu Erfurt gedruckten Abhandlung: *über Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutschland und anderen Staaten etc.* ein Auszug findet. Die gegenwärtige Schrift ist nun eine ausführlichere Entwickelung der vorigen Beantwortungen. Der Vf. handelt vorläufig von *Freyheit* und *Volkszufriedenheit*. Freyheit des Bürgers sey der Besitz des Rechts, alles zu thun, was ihm gefällt, wenn er nur dadurch die vollkommenen Rechte anderer nicht verletze. Diese Freyheit könne und solle jede, auf Grundgesetzen beruhende, Regierungsform gewähren, und der immer mögliche Missbrauch sey in der Demokratie am gefährlichsten, weil gegen den Willen aller für den Einzelnen keine Rettung übrig bleibe, wogegen der aristokratische und monarchische Bürger, noch in den Grundgesetzen des Staats, die kein einseitiger Wille aufheben könne, und selbst in der öffentlichen Meynung, eine mächtige Schutzwehr finde. (Diese schon von andern gemachte Vergleichung ist sehr schwankend: denn es kommt dabey auf die relative Güte der monarchischen und aristokratischen Regierungsformen an, von welchen nur wenige solche Grundgesetze haben, die der einzelne Bürger zur Schutzwehr gegen die Regenten brauchen könnte. Die öffentliche Meynung allein ist aber gewöhnlich zu schwach und überdies ein sehr trüglicher Maasstab.) — Die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit des Volks entstehe nicht immer von wirklichen Mängeln der Regierung: das Volk pflege oft ganz zufällige Uebel der Regierung beyzumessen, und daher sey es höchst nothwendig, selbiges auf richtigere Beurtheilungsgründe zu leiten, als es gewöhnlich bey seiner in Selbstsucht ausartenden Selbstliebe gebrauche. Der Vf. betrachtet im II. *Abschnitt* die *Mängel* und *Vorzüge des deutschen Staatskörpers*, und zeigt dabey sehr einleuchtend, dass dessen Verfassung zwar nicht die beste sey, aber doch mit Recht unter die besseren gehöre; dass einige ihrer Mängel, besonders das schlechte Executionswesen, innigst mit ihr verwebt seyen, und deren Verbesserung daher, ohne Aufhebung der Verfassung selbst, nicht erwartet werden könne; dass aber doch kein guter Bürger den Umsturz dieser Verfassung wünschen werde, weil die wesentlichen Mängel derselben nicht ohne Aufopferung sehr wesentlicher Vortheile, und ohne Kränkung der Eigenthumsrechte, zu heben seyen. Im III. *Abschnitt* werden die vorzüglichsten *Quellen der Volksunzufriedenheit, die nicht in den Mängeln der Staatsverfassung* und *Verwaltung liegen*, untersucht. Hier geht der Vf. die verschiedenen Stände, die Bildung und Grundsätze derselben durch, und findet vornehmlich in der häuslichen und öffentlichen Erziehung der niederen Volksclassen, den Keim der meist ungegründeten Volksunzufriedenheit und den Anlass zu Revolutionen, weil die Bildung des grösseren Haufens leider fast in allen deutschen Staaten vernachlässiget werde. Er schlägt daher im IV. *Abschnitt* einige *Mittel vor, die Unzufriedenheit des Volks zu vermindern* und die öffentliche Ruhe zu erhalten. Diese bestehen, wie man leicht erwarten kann, in einer bessern moralischen Bildung der Staatsbürger, sowohl durch häusliche als durch öffentliche Erziehung; in Verbreitung zweckmässig belehrender Volksschriften; in einer vernünftigen Pressfreyheit; in einer mehr auf Moralität als auf Sinnlichkeit berechneten Einrichtung der Volksfeste und öffentlichen Vergnügungen; in einem richtigern Verhält-

niſs der verſchiedenen Stände, wobey keiner vor dem andern vorzüglich begünſtiget, die Ueberhäufung einzelner Stände, beſonders des gelehrten, verhindert werde, und die Mitglieder der höheren Claſſen, durch ein herablaſſendes menſchenfreundliches Betragen, ihre geringern Mitbürger bey guter Laune zu erhalten ſuchen; endlich in dem Beſtreben der Regierungen, Obrigkeiten und Beamten, ſich die Liebe der Unterthanen zu erwerben. Lauter gute zweckmäſsige Vorſchläge, denen aber leider ſo manche Schwierigkeiten im Wege ſtehen, die, eben ſo wie die angeführten Mängel, mit der ſich ſehr unähnlichen Verfaſſung der meiſten kleinen und groſsen deutſchen Staaten innigſt verwebt ſind.

Leipzig, b. Hilſcher: *Beurtheilung der jetzigen Mode gewordenen politiſchen Grundſätze, nebſt Vorſchlägen und Mitteln, ſie zu widerlegen, für wahrheitliebende Deutſche.* 1798. 206 S. 8. (14 gr.)

Dieſe Schrift enthält zehn Abhandlungen. Der Vf. erklärt ſich weder über den Zweck und die Veranlaſſung derſelben, noch darüber, für welche Claſſe *wahrheitliebender Deutſchen* er ſie beſtimme. Diejenigen, deren Verſtand durch Unterricht und Lectüre gebildet iſt, würden darin weder neue Bemerkungen finden, noch durch die Schönheit des Vortrags, die älteren noch einmal zu leſen, bewogen werden können; die Ungebildeten würden ihn ſehr häufig nicht verſtehen, z. B. S. 17.: „Was verurſacht alles „phyſiſche oder alles moraliſche Uebel? Jenes eine „Abweichung der Natur, dieſes eine Abweichung „des Willens! Gott ſendet kein Uebel; alles partielle „Uebel iſt, recht verſtanden, entweder allgemeines „Gut, oder der Zufall läſst es zu, oder es entfallt „der Natur; doch aber nur auf kurze Zeit und nur „ſelten, bis der Menſch es alles vermehrte.“ In der erſten und zweyten Abhandlung wird mit vielem unnützen Wortaufwande bewieſen, daſs die Glückſeligkeit hier auf Erden nur in der Tugend zu ſuchen ſey. Als Rec. die dritte Abhandlung las, und auf die Materie vom Adel kam, ſchien ihm alles ſo bekannt, als ob er es mit eben den Worten neuerlich geleſen hätte. Endlich löſten ihm folgende Stellen S. 57—58. das Räthſel: „Der Adel hat nicht überall „zu viel Einfluſs und Gewalt ohne Rückſicht auf Ver„dienſt.“ — „Die Edelleute riſſen oft ſo viel an ſich, „daſs dem Volke gar nichts übrig blieb.“ Wenn der Leſer die Beurtheilung von Kottmauer's Schrift: *Woran liegt es, daſs unſere Zeiten nicht beſſer ſind?* in Nr. 958. des vorigen Jahrgangs vergleichen wollen: ſo werden ſie dieſelben Worte finden. Eben die Gleichförmigkeit beider Schriften, von der dieſe ſchöne Vertheidigung des Adels einen Beweis giebt, fand Rec. auch bey den folgenden Materien beſonders bey den Bemerkungen über Freyheit, Religion und Erziehung. Ob er gleich die Kottmaueriſche Schrift nicht mehr bey der Hand hat, um ſie mit der hier angezeigten vergleichen zu können: ſo bleibt ihm doch kein Zweifel übrig, daſs Hr. K. ſolche nur in eine andere Form umgeſchmolzen, und ſie ſo etwas vermehrt unter einem andern Titel nochmals zu Markt gebracht habe; und das in demſelben Jahre! — das iſt freylich etwas auffallend. Zu mehrerer Begründung der Richtigkeit dieſer Vermuthung will Rec. noch eine in der Beurtheilung der erſten Schrift gleichfalls eingerückte Stelle hier ausheben, welche hier mit Abänderung weniger Worte S. 169. u. ff. alſo lautet: „Die, welche noch die alte Wahr„heit vertheidigen, daſs Religion mehr aufklärt als „alle Philoſophie, und daſs chriſtliche Geſinnungen „das allerſicherſte Mittel ſind, mehr Freyheit und „Glück in die Welt zu bringen, kämpfen zu ſchwach „gegen den Strom des herrſchenden Geſchmacks und „dürfen keinen Beyfall erwarten, weil ſie nur alte „Sachen zu ſagen haben.“ Eine vortreffliche neue Quelle der Speculation würde ſich freylich in unſerm ohnehin ſo ſchreibſeligen Jahrzehend den Büchersbricanten öffnen, wenn ſie dieſelbe Waare dem Publicum unter mehreren Titeln vorlegen könnten; und je ſchlechter dieſe iſt, je weniger dürfen ſie beſorgen, entdeckt zu werden, wenn nicht zufällig beide Schriften, wie hier, in die Hände deſſelben Recenſenten kommen.

Alle bey der vorigen Schrift gerügten Fehler treffen auch dieſe. Der Vf. mag nicht leer von Kenntniſſen ſeyn; aber es iſt alles unverdaut. Auf jeder Seite bemerkt man ſein Schwanken zwiſchen den ſogenannten alten und den neuen Grundſätzen. Er ſcheint oft ſelbſt nicht zu wiſſen, was *er will*; wie kann er es ſeinen Leſern deutlich *machen*? Nachdem er über die Vernachläſsigung der chriſtlichen Religion geklagt hat, ſagt er S. 162.: „An der „Neigung zu gemeinnützigen liebreichen Anſtalten, „an der wahren Güte und Billigkeit, die gewiſs im „Geiſte unſers Zeitalters zu finden iſt, hat der Geiſt „der ächten Chriſtusreligion Antheil. Hätte er nur „wahren Einfluſs aufs Ganze!“ Was ſoll das wohl heiſsen? Wie kann den der Geiſt der Religion mehr wahren Einfluſs auf das Ganze haben, als wenn er Neigung zu gemeinnützigen liebreichen Anſtalten, wahre Güte und Billigkeit befördert?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Bauer- und Mannſchen Buchh.: *Communionbuch für denkende Chriſten.* Von *Valent. Karl Veillodter*, Mittagsprediger an der Kirche zum heiligen Kreuz bey Nürnberg. Mit einem Kupf. 1799. 214 S. 8. (Schreibp. 16 gr. Druckp. 12 gr.)

Iſt irgend eins unter den für denkende Chriſten vorhandenen Communionbüchern ganz geeignet, ein ſittlich-religiöſes Intereſſe für die Abendmahlsfeyer zu erwecken, und reinmoraliſche Gefühle, wie ſie einer Religionsfeyerlichkeit angemeſſen ſind, zu unterhalten; ſo iſt es, nach der Ueberzeugung des Rec., welcher ſelbſt zu den Andachtsbüchern für dieſen

Zweck

Zweck seinen Beytrag geliefert hat, das vor ihm liegende. Es empfiehlt sich nicht nur durch die dem Geiste der reinen Sittlichkeit ganz angemessene Darstellungen des Zwecks der christlichen Religionslehre und ihrer Feyerlichkeiten, und durch anziehende Schilderungen der sittlichen Würde ihres Stifters, sondern auch durch einen reinen deutlichen und doch dabey blühenden Vortrag, der den Geist nicht unbefriedigt läfst, aber auch zugleich das Herz zu den edelsten Empfindungen und Gefühlen erhebt. Da aus den Ueberschriften der darin enthaltenen religiösen Betrachtungen nur ein unvollkommener Schlufs auf den Inhalt und Werth des Ganzen gemacht werden kann; so glauben wir, das Abschreiben derselben unterlassen zu dürfen. Aber unserm Wunsche, dieses in jeder Rücksicht treffliche Andachtsbuch in den Händen aller gebildeten Religionsfreunde zu sehen, in der Hoffnung, dafs es ihnen eben den Genufs gewähren wird, den das Lesen desselben dem Rec. verschaffte, fügen wir noch die Bitte bey, dafs der Vf. bey einer zweyten Auflage, welche gewifs bald nöthig seyn dürfte, die fehlerhafte Wortbildung: dem *Herze* statt dem *Herzen*, verbessern, ingleichen den Vers S. 81., worin noch von Gottes *Geduld* geredet wird, und die S. 152. befindlichen Ideen für Betende, in welchen die Antropomorphose ein *freundlicher* Gott und dessen *Antlitz* bey den sonst so reinen Ideen, in dieser Schrift etwas sehr auffällt, als kleine *Flecken aus* dem so schönen Gemälde wegstreichen möge. —

Leipzig, b. Crufius: M. *Traugott August Seyffarth's*, Predigers zu Uibigau bey Herzberg im Sächsischen Kurkreise. *Praktische Anweisung zu einer fruchtbaren Einrichtung der gewöhnlichen Sonn- und Festtägigen Frühpredigten, zum Gebrauche für solche, die bey diesen Predigten ihrem eigenen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erstes Heft.* 1798. 316 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Uebersetzung und Erklarung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Festtagen etc. Erster praktischer Anhang, welcher die Evangelien, nebst einigen andern Texten zu Frühpredigten, und ihre gemeinnützige Anwendbarkeit betrifft. Erstes Heft. (1 Rthlr.)

Der Vf. versprach in der Vorrede zum siebenten Hefte seiner Perikopenarbeit, dafs er einen doppelten supplementarischen Anhang zu seinem gröfsern Werke, den einen über die Evangelien, den zweyten über die Episteln liefern wolle, der von allen denjenigen abgesondert gebraucht werden könne, welche jene biblischen Abschnitte genugsam zu verstehen glauben, und welchen es blofs darum zu thun ist, die praktischen Untersuchungen, die sie darüber anstellen wollen, durch ein fremdes Urtheil zu erleichtern und zu ergänzen, der aber auch im Gegentheil für solche Käufer seines gröfsern Werkes entbehrlich sey, welchen es bey diesen biblischen Abschnitten blofs um exegetische Aufklärungen zu thun ist, oder für welche seine bisherigen kürzern praktischen Winke hinreichend gewesen sind. — In diesem Werke liefert er über jedes Evangelium und über jede Epistel sechs kürzere Entwürfe zu Predigten. Blofs an den drey gröfsern Festen hat er eine kleine Abänderung gemacht, indem er in demjenigen Theil seiner Supplemente, welcher die Evangelien enthalt, zuerst zehn allgemeinere Entwürfe, und dann auf jeden besondern Tag noch zwey bestimmtere liefert. Was die Einrichtung dieser Entwürfe betrifft, so enthalten sie, (wie sich der Vf. in der Vorrede S. IX. ausdrückt,) gedrungen (gedrängt) an einander gereihete Gedanken, wobey dem Nachdenken eines jeden vieles überlassen bleibt, und die dazu hingestellet sind, dafs in der Seele des Predigers ein wohlthätiges Licht über diesen oder jenen abgehandelten Gegenstand aufgehet, und dafs er daraus das wichtigste und zweckmäfsigste für seinen religiösen Volksunterricht ausheben kann etc. Sein Selbstgefühl empört sich, wenn er bedenkt, dafs man Predigtentwürfen in den meisten Büchern dieser Art gröfstentheils einen Zuschnitt zu geben sucht, der dem, der sie gebraucht, wenig Nachdenken übrig läfst, und seiner *trägen* Gemeinnützigkeit(?) eine süfse Nahrung verschafft. Er ist überhaupt mit den Arbeiten seiner Vorgänger in diesem Fache nicht zufrieden. Nach seinem Urtheil sind sie gröfstentheils in die Hände solcher Männer gefallen, die bey noch so geringen Vorkenntnissen Beruf dazu gefühlt, und sie für das leichteste Schriftstellergeschafte angesehen haben, und mit einer unverzeihlichen Eilfertigkeit dabey zu Werke gegangen sind. Einiger dieser Schriften gedenkt er namentlich; und Rec. ist ganz seiner Meynung. An *Kämpfe's homiletischen Handbuche* tadelt er nur die zweckwidrige Weitläufigkeit, welche jedoch manchen Predigern, die solcher Hülfsmittel bedürfen, nicht unangenehm seyn dürfte. Es sind aber doch auch bessere Schriften dieser Art vorhanden, wie z. B. *Teller's* und *Beyer's* Magazin. An diesen und ähnlichen Werken könnte man sich begnügen lassen, und Rec. ist allerdings der Meynung, dafs man endlich einmal solche Arbeiten gänzlich schliefsen möchte, würde daher auch Hn. *Seyffarth* nicht gerathen haben, die ohnehin zu grofse Menge solcher Schriften mit der seinigen zu vermehren, und dies um so weniger, da er in seinem gröfsern Werke über die Evangelien und Episteln den Predigern Winke genug gegeben hat, wie sie die Texte benutzen können. Unter den in diesem Hefte befindlichen Entwürfen vom Neujahrstage an bis zum ersten Sonntage nach Trinitatis sind zwar viele, welche reichen Stoff zum Nachdenken geben; aber ungeübte Prediger werden kaum wissen, was sie aus manchen derselben machen sollen: wie es denn überhaupt schwer seyn dürfte, sich in den Ideengang des Vfs. zu finden. Damit diejenigen, die sich

Digitized by Google

dieſes Werk anſchaffen wollen, die Manier des Vf's. einigermaſsen kennen lernen, will Rec. ohne Auswahl gleich die erſte Diſpoſition zu einer Predigt am Neujahrstage ganz hieher ſetzen: „betrachtet man den hier erzählten feyerlichen Eintritt Jeſu unter das Volk der Juden, mit Erwägung deſſen, wie wichtig dieſer Schritt für ſeine ganze künftige Schickſalsreihe und Handlungsart war, und wie ſehr die ganze Zukunft davon abhieng, ſo lernt man daraus: *wie man auf eine vernünftige Art aus der Vergangenheit in die Zukunft ſehe.* 1) Welche Betrachtungen bietet die Vergangenheit zu einem vernünftigen Blick in die Zukunft dar? Dieſe Vergangenheit ſchlüpfte unvermerkt vorbey, ſie war unwiederbringlich, ſie war von einer Menge abwechſelnder Schickſale durchſchlungen, ſie war reich an Handlungen aller Art und ihren Folgen, alles entwickelt ſich darin auf eine bald dunklere, bald in die Augen fallende Art, doch nicht ohne Einwirkung der Gottheit, ſie theilte uns mancherley Erfahrungen mit. 2) Wie ſiehet man nun aus einer ſolchen Vergangenheit in die Zukunft? Man erwartet von der Zukunft eine groſse Aehnlichkeit mit der Vergangenheit, und ſiehet vielerley mit mehr oder weniger Sicherheit voraus; man denkt durch Erfahrungen und Kenntniſſe der Vergangenheit bereichert an eine weiſe Vorbereitung und Klugheit bey künftigen Ereigniſſen, man ſtählt ſein Herz zu einem redlichen Eifer in der Erfüllung ſeiner Pflichten; man erwartet von der Zukunft alles mit getroſtem Muthe. 3) Welche Anwendung dieſes Satzes auf den Jahreswechſel? Man brauche ſie zum Nachdenken über das verfloſſene Jahr und ſeine Ereigniſſe, zu einem wohlthätigen Hinblicke auf Gott, uns und unſere Brüder, und zur Hervorbringung der Gemüthsfaſſung, welche uns das künftige Jahr hindurch beſeelen muſs. Dies heute der kurze Wunſch für alle vom Gröſsten bis zum Geringſten.“ Manche Hauptſätze ſind auch dunkel und ſchief ausgedrückt; z. B. am Sonntage Septuag. *Nr. 4) Ueber die herrſchende Gewohnheit, bey einem neidiſchen Hinſchielen auf andere Ungerechtigkeiten gegen das zu begehen, was man ſelbſt beſitzt.* 5) *Von dem mürriſchen Weſen, wodurch viele Menſchen das Glück des Lebens unfühlbar machen.* 6) *Wie viel wir zur Beantwortung der Frage ſagen können, ob einſt der Himmel ſeine Belohnungen ganz gleich vertheilen werde?*

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeſchichte. *Sulzbach*, mit Schidliſchen Schriften: *Zuruf an die Bewohner der oberpfälziſchen Herzogthümer wegen Vertilgung der ſchädlichen Waldraupen.* (Von Dr. Schleis von Löwenfeld). 1797. 30 S. 8. (2 gr.) Rec. wünſcht dieſer kleinen Schrift, die ſehr gut gemeynt iſt, den beſten Erfolg, glaubt aber, daſs ſie vielleicht mehr Eindruck gemacht haben würde, wenn der Anfang in eben dem ruhigen und überzeugenden Tone abgefaſst wäre, wie das Ende, anſtatt daſs er mit Deklamationen beginnt, die den Leuten, für welche ſolche Blätter eigentlich geſchrieben werden, unerſtändlich ſeyn müſſen. Es werden in derſelben 1) der *Fichtenſpinner (Phalaena Bombyx Pityocampa)*, 2) der *Kiefernſchwärmer (Sphinx pinaſtri)*, 3) Die *Harzmotte (Phalaena Tinea reſinella)*, 4) der *Borkenkäfer (Dermeſtes Typographus)* und 5) der *Kienbaumſpinner (Phalaena Geometra fuſciaria)* nach einem, wie es heiſst, von der Bambergiſchen Hofkammer mitgetheilten Aufrufe kürzlich beſchrieben, und es wird hinzugeſetzt, daſs das *erſte* Inſect in den Bayreuthiſchen, Gräflich-Reuſsiſchen und Fürſtlich Lobenſteiniſchen Forſten, das *zweyte* im Forſtamt Bamberg, das *dritte* in den Forſtämtern Bamberg, Schlüſſelau etc. das *vierte* in Vilseck, Waldenſtein etc. und das *fünfte* in dem obern Waldrevier des Forſtamts Vilseck und Vorchheim bereits ſchrecklich gewüthet hätten. Man erfährt es hier zum erſtenmale, daſs die *Phalaena Bombyx pityocampa* im Vogtlande jene bekannten Verwüſtungen angerichtet hat, und Rec. geſteht, daſs er ſie im Vogtlande gar nicht geſehen hat. Eben ſo neu ſind auch die Angaben von den übrigen Waldzerſtöhrern, den *Borkenkäfer* ausgenommen, von welchen man auch bis jetzt noch keine gröſse Zerſtöhrungen aufzuweiſen gehabt hat. Es ſcheint alſo hier ein Miſsgriff in die Beſchreibungen der ſchädlichen Waldinſecten geſchehen zu ſeyn. Vielleicht daſs jene Gegenden bloſs von der *Nonne* und dem *Kiefernſpanner (Phalaena piniaria)* die der Vf. in der Folge auch anführt und beſchreibt, und vom *Borkenkäfer* gelitten haben. Gegen den *Kiefernſpanner* ſind in den Oberpfälziſchen Gegenden verordnet worden: 1) Scharfes Aufharken der Streue. Bey dieſem Mittel wird gewöhnlich die Streue verbrannt, oder aus dem Walde gefahren; allein nach Rec. Urtheil thut man wohl am beſten, man harkt ſie nur haufenweiſe oder ſchwadenweiſe zuſammen, in welcher Lage ſie in einander einbrennt und dadurch die Puppen getödet werden. Ueberhaupt liegen auch die mehrſten Puppen nicht im Mooſse, ſondern in der unter dem Mooſse befindlichen Dammerdenſchicht, allein ihre Zerſtöhrung wird durch das Moosharken doch bewirkt, weil ſich nämlich dann einestheils die Vögel in Menge einfinden und ſie verzehren, anderntheils der Regen ſie tödet. 2) Das Eintreiben der Schweine, gegen welches ſich, wie man am Ende ſieht, die Unterthanen ungegründeter Weiſe ſcheuen geweigert zu haben. 3) Verbot des Vogelfangs und 5) Veranſtaltung der Leuchtfeuer beym Schwärmen der Schmetterlinge. Gegen den *Borkenkäfer* werden auch gute Vertilgungsmittel vorgeſchlagen, allein, wenn der Vf. glaubt, daſs er ſich nicht in geſunden Bäumen einniſte, ſo ſtreitet des Rec. tägliche Erfahrung dagegen. Am Ende wird der gute Rath ertheilt, daſs man die Kinder in den Schulen auf dieſe ſchädlichen Inſecten aufmerkſam machen ſolle.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Handbuch der chriſtlichen Sittenlehre für alle Stände*, auch zum Gebrauch für Katecheten und Prediger, nach ſeinem im Jahre 1791. herausgegebenen Grundriſs, von *Gregor. Heiger*, Pfarrer im Würzburgiſchen. 1797. 456 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dies Handbuch kann als ein Lehr- und Leſebuch, aber auch als ein Lehrgebäude der chriſtlichen Moral angeſehen werden, und es iſt möglich, dafs die Beurtheilung deſſelben ſehr verſchieden ausfalle, je nachdem der Beurtheilende ſeinen Blick auf die eine oder andere Seite davon richtet; wir wollen beide Seiten nach einander ins Auge faſſen, und unſern Leſern einen beſtimmten Begriff vom Ganzen zu geben verſuchen. Sieht man auf die Leſer, für welche der Vf., ein katholiſcher Prediger, geſchrieben hat (hauptſächlich für Unſtudirte, wie er ſich ſelbſt darüber S. 45. erklärt) und dann auf ſeine Behandlungsart der chriſtlichen Moral; ſo darf man wohl mit einiger Zuverſicht ſagen, dafs er, wenn ſein Buch in die Hände recht vieler katholiſcher Chriſten kömmt, ſeinen Zweck, — die Liebe zur Tugend immer mehr anzufachen, und den Namen Gottes immer mehr zu verherrlichen — nicht verfehlen werde. Es iſt nämlich der Geiſt der allgemeinen Menſchenliebe, ſo wie ſie das Chriſtenthum lehrt, und eine, wenn gleich nur dunkel gefühlte Achtung vor der Vernunft, vor ihrem höchſten Geſetze und vor dem Ideal des Guten, was ihn durch das ganze Werk hin beſeelt, und zuweilen ſelbſt da, wo er ſich in den Feſſeln des Syſtems ſeiner Kirche bewegt, bis zu einem, wenn gleich niedern Grade von Freyheit und Selbſtſtändigkeit emporhebt. Seine Begriffe von der Beſtimmung des Menſchen, der Glückſeligkeit, den Pflichten gegen Gott u. ſ. w. ſind, wenn auch nicht lauter und rein, wie man ſie dermalen etwa vom proteſtantiſchen Volkslehrer fodert, wenigſtens geläutert, von vielen fremdartigen, ſonſt darin gewöhnlichen Zuſätzen gereinigt und befreyet, und ziemlich populär vorgetragen. Was jedem derſelben beſondern Nachdruck geben, und für die Leſer des Vfs., denen die Bibel kein ſo bekanntes Buch iſt, als den Proteſtanten, vorzüglichen Reiz und Werth haben mufs, ſind die gut ausgewählten, vollſtändig angeführten, und wo es nöthig ſchien, kurz erklarten Stellen aus dem alten und neuen Teſtament. Wir führen Beyſpiele zum Beweiſe an. S. 24. „Es giebt eine innere und äuſsere Zurechnung. Die innere kömmt uns ſelbſt zu, und der heil. Paulus empfiehlt ſie uns zu unſerm Vortheile. (Gal. 6. 4. 5.) Jeder bewahre nur ſein eignes Thun, dann wird er Ruhm bey ſich allein haben (wenn er findet, dafs er dem Geſetze Gottes gemäfs gehandelt habe.) Jeder wird ſeine eigne Laſt zu tragen haben (d. i. im Gerichte Gottes wird jeder ſeiner eignen Handlungen wegen, zur Rede geſtellt werden, und nicht die Frage ſeyn, ob andere laſterhafter waren.) Die äuſsere Zurechnung geſchieht theils von den Menſchen, theils von Gott. Wiewohl die Menſchen nehmen ſich da ein Recht heraus, welches ihnen nicht zukömmt, weil der Heiland ausdrücklich ſagt: Verurtheilet nicht, damit ihr nicht verurtheilet werdet u. ſ. f." S. 80. „Pflichten gegen Gott heifsen alle Geſinnungen und Handlungen, deren Beweggrund die Vorſtellung der unendlichen Würde iſt, aus welcher Vorſtellung die möglichſte Hochſchätzung der Gottheit, oder die Anbetung entſteht. Dieſe Pflichten heifsen mit einem Wort Gottesdienſt. Dieſer iſt nun entweder unmittelbar oder mittelbar. Die Pflichten des erſtern drücke ich mit dieſen Worten aus: Vermeide alles, was die Hochſchatzung der unendlichen Vernunft ſchmälern kann, und vermehre ſowohl in dir, als in andern dieſe Hochſchatzung. Die Pflichten des andern laſſen ſich mit dieſen Ausdrücken angeben: Vermeide alles, was den Pflichten gegen dich und den Nächſten zuwider iſt, und befördere in der Welt die Abſichten der Gottheit." S. 83. „Der äuſserliche Gottesdienſt, wie er von einer ganzen Gemeinde oder Geſellſchaft entrichtet wird, macht an ſich weder die Religion noch Frommigkeit aus, ſondern iſt vielmehr ein Mittel zur innern wahren Religion und Frömmigkeit. Die Ausſprüche des Heilands hierüber ſind deutlich genug, dafs nämlich wahre und zweckmäfsige Gottesverehrung in der Ausübung der Liebe und Erfüllung der Pflichten beſtehe, und daher mehr ſey, als alles äufsere gottesdienſtliche Gepränge u. ſ. w." Mit dieſer Bemerkung des Vfs., ſo wie überhaupt mit dem Geiſte der jetzigen Zeit, contraſtirt freylich ſeltſam genug der ſich gleichſam von neuem wieder entzündende Eifer der Prieſter für das Aeufsere ihres Gottesdienſtes, und der Lärm, das Geräuſch und der Prunk, womit neulich wieder in manchen Gegenden Deutſchlands, während die Vernünftigern unter dem Volk das Lächerliche und Thörichte davon immer tiefer fühlen, Proceſſionen, Wallfahrten und dergl. angeſtellt und gehalten werden. Vom Aberglauben ſagt der Vf. S. 88. „er iſt da, wo man zuviel glaubt, indem man blos natürli-

chen Dingen einen übernatürlichen Urſprung zuſchreibt, und vernunft- und religionswidrige Wirkungen von ihnen erwartet; z. B. wenn man glaubt, gewiſſe Krankheiten oder andere Vorfälle kommen vom Teufel, in dem ſteinernen Bilde eines Heiligen ſtecke eine Wunderkraft, mit dem Weihwaſſer könne man Sünden tilgen u. ſ. w. S. 201 f. von der Aufklärung. „Der Name *Aufklärung* hat ſchon wunderliche Schickſale gehabt, je nachdem er Ohren angetroffen hat, in denen er, wie eine blos heidniſche Weisheit einen widrigen Schall machte. Aber die Sache ſelbſt bringt die wohlthätigſten Wirkungen hervor: denn ſie iſt die ſichere Wegweiſerin zur Religion.“ Ueberhaupt muſs ja der unwiſſende und natürliche Dummkopf zuvor Menſch ſeyn, ehe man einen Chriſten aus ihm bilde. Die Feinde der Aufklärung wiſſen, wie es ſcheint, nicht, dafs uns Gott befohlen hat, unaufhörlich an der Vermehrung berufsmäſsiger Kenntniſſe (d. i. an der Aufklärung) zu arbeiten. Ganz anders als dieſe, dachte der aufgeklärte Paulus.“ Phil. 1, 9—11. u. ſ. w.

So freymüthig und unbefangen, wie in dieſen Stellen, behandelt der Vf. faſt jede Materie, auf die ihn der Gang ſeiner Lehre leitet; z. B. Gelübde, Wallfahrten, Einſiedeley, Kaſteyungen, Verehrung der Heiligen und dergl. Nur da wird er ängſtlich, verlegen und furchtſam, wo er das Concilium zu Trient hinter ſich, oder den Proteſtantismus vor ſich erblickt; man vergleiche S. 63—65., wo er ſich in dem Begriff von der Beſſerung des Menſchen forgſam an die Lehren des tridentiniſchen Concilums hält, und dann S. 395., wo es heifst: „die kirchliche Geſellſchaft beſteht aus Lehrern und Schülern, aus Vorgeſetzten und Untergebenen, und im *ſanften Verſtande* aus Regenten und Unterthanen (ſo ſanft dieſer ſeyn mag; für unſere Zeiten iſt er wohl nirgends mehr ſanft genug!) Sie iſt aber auch die einzige *unmittelbar* von Gott ſelbſt eingeſetzte.“ Ferner S. 404., wo er zwiſchen theologiſcher und bürgerlicher Religionsduldung unterſcheidet. „Die erſte, ſagt er, kann nicht ſtatt haben;“ man würde nach ihr alle Religionen dulden, weil man in jeder ſelig werden könnte, aber dieſer Grund ſey falſch, nur eine könne die wahre und ſeligmachende Religion ſeyn. „Wenn wir demnach andere Religionspartheyen dulden, ſo geſchieht es aus chriſtlicher Liebe, *die alles duldet, was zu dulden iſt*, ohne dafs wir uns um ihre innere Verfaſſung bekümmern; dafür mögen ſie bey dem allwiſſenden Richter Rechenſchaft geben, und dieſe Duldung heifst die bürgerliche etc.“ In dieſen und ähnlichen Stellen vermiſst Rec. den Moraliſten, d. h. den geraden, muthigen Mann, der nicht links oder rechts umſchaut, ſondern der Wahrheit, die er in der Nähe oder Ferne erblickt, furchtlos entgegen geht, ohne ſie erſtürmen, oder mit leidenſchaftlicher Hitze und mit Geräuſch verbreiten zu wollen. Inzwiſchen verdient dennoch das Buch, als ein Lehrbuch fürs Volk aufs beſte empfohlen zu werden. Auch Katecheten und Prediger (für dieſe iſt am Ende ein Realregiſter beygefügt) wenn es ihnen blos um Materialien zu thun iſt, mögen ſich bey ſeinem Vf. recht gut Raths erholen können; aber wenn ſie ſich an ihn wenden, um mit ihm in den Grund und Geiſt der chriſtlichen Moral einzudringen, und eine ſcientifiſche Kenntniſs derſelben zu erlangen; ſo gehen ſie fehl. Hr. *H.* ſagt ſelbſt, S. 327. „Zur Claſſe der Betrüger gehören auch Recenſenten, die eine unbedeutende Schrift ſo empfehlen, dafs ſie zum Ankauf derſelben locken, und ſo den Kaufer ums Geld bringen.“ Dafs und in wie weit ſeine Schrift von einer Seite nicht unbedeutend ſey, hat Rec. dargethan, dafs ſie von der andern Seite gar nichts bedeute, hat er nun noch zu erweiſen. Ihren Vf. drückt das Joch ſeines kirchlichen Syſtems und des bibliſchen Buchſtabens viel zu ſehr nieder, als dafs er ſich über den Stoff ſeines Werks hätte erheben, und dieſen mit freyer Vernunftthätigkeit anſehen und behandeln können. Er hat ſich von vielen Vorurtheilen und Irrthümern los gemacht, und in ſich eine Reihe klarer Begriffe, die Bezug auf Moralität haben, hervorgebracht; aber den Grund der Sittenlehre Chriſti und der Tradition (wofern dieſe irgend einen vernünftigen Grund hat) in der Vernunft aufzuſuchen, und durch ſie beſtätigt zu finden, das hat er nicht vermocht, wenigſtens nicht gethan. Sein Moralſyſtem iſt dem Fundament nach und in ſeinem ganzen Zuſammenhange erdichtet und erlogen; durch den Ernſt, womit hin und wieder von der Vernunft und ihrem Sittenprincip geſprochen wird (ſo aufrichtig es mit dieſem Ernſte gemeynt ſeyn mag) iſt ihm *ein Schein* und Anſtrich von Wahrheit gegeben, der *ſchlimmer* iſt, als alle Lüge, gegen die ſich der Vf. S. 336 f. ſo männlich und bieder erklärt. Er ſagt zwar in der Vorrede S. X.: „ich ſtelle dieſes Grundprincip auf: das oberſte Sittengeſetz iſt blos aus Pflicht zu handeln; hinhin iſt die Moral nicht die Lehre, wie wir uns glücklich machen, ſondern, wie wir der Glückſeligkeit würdig werden ſollen,“ allein wenn man auch zugiebt, dafs dieſer Satz, der eigentlich das Princip unſers praktiſchen Handelns ausdrückt, der höchſte Grundſatz unſers praktiſchen Wiſſens ſey; ſo hat er doch von ihm, als einem ſolchen, was die Grundlage ſeines Moralſyſtems betrifft, ganz und gar keinen Gebrauch gemacht. Ihm iſt, ſo ſehr er ſie rühmt, die Vernunft nichts, die Offenbarung alles. Die Glaubenslehre iſt, ſeiner Meynung nach S. 33. der Grund der Sittenlehre; „jene iſt das Fundament, dieſe das darauf aufgeführte Gebäude.“ Als Erkenntnifsquellen von der Beſtimmung des Menſchen giebt er ſeine Vernunft, die Erkenntniſs ſeines Ichs, und die göttliche geoffenbarte Religion an, aber er ſelbſt ſchöpft nicht aus jener Quelle, er unterſucht ſeine Vernunft ohne weitere Unterſuchung der Offenbarung; daher Aeufserungen, wie folgende: „Die Anleitung des Menſchen zu ſeiner Beſtimmung (welche die chriſtliche Moral giebt) iſt aus der göttlichen Offenbarung geſchöpft, und daher für den Menſchen beruhigender, als jene aus der bloſsen Vernunft, weil die Vernunft, wenn ſie ſich allein über-

überlaſſen iſt, gar leicht auf Irrwege und Klippen ſtoſst." Hatte er den Grund dieſer gröſsern Beruhigung aufgeſucht; ſo würde ſich gefunden haben, daſs die Lehren der Offenbarung nur in ſo weit Beruhigung gewähren, als Vernunft, und nichts als Vernunft in ihnen iſt, und ſomit wäre die ganze Behauptung weggefallen. Wenn er die Anmaſsungen der Klügeley und der dürren Speculation Vernunft nennt; ſo kennt er die Vernunft nicht, und dieſe Selbſttauſchung dient dann nur dazu, um mit guter Manier die Offenbarung über die Vernunft hinaus zu ſetzen und der praktiſchen Vernunft auszuweichen. Aus einer ſolchen Selbſttauſchung und Verworrenheit iſt der ganze 18te §. vom Vorzuge der chriſtlichen Moral, gefloſſen. Da heiſst es S. 34. „Hat demnach die chriſtliche Moral nicht den Vorzug vor jener der bloſsen Vernunft? Welche Moral hat einen ſo feſten Grund, einen ſo edeln Zweck, einen ſo reizenden Beweggrund? Die philoſophiſche Moral hat die bloſse Vernunft zu ihrem Fundament. Gewiſs ein ſeichtes und ſchwaches Fundament, wenn es nicht von der Offenbarung unterſtützt wird!" Und S. 35 ff. „Welche Abſicht bey unſerm Streben ſchreibt uns die chriſtliche Moral vor? Vielleicht unſer eignes Intereſſe, wie es die philoſophiſchen Glückſeligkeitslehrer bisher thaten? Keinesweges, ſondern ſie verlangt eine ſolche Uneigennützigkeit von uns, daſs wir blos aus Pflicht handeln ſollen, wenn uns auch keine Glückſeligkeit dafür beſchieden würde. Iſt der Zweck der philoſophiſchen Moral eben ſo edel? Wenigſtens ſind die heutigen Philoſophen nicht mehr bloſse Glückſeligkeitslehrer, ſondern, indem ſie als das Grundprincip den Satz aufſtellen: Was der Vernunft entſpricht, das iſt moraliſch, ſodern ſie zugleich, daſs man aus Pflicht handeln müſſe; und indem ſie den Zweck des Menſchen in der Annäherung zur Heiligkeit und Seligkeit Gottes ſetzen, verlangen ſie nothwendigerweiſe die genaueſte Erfüllung der Pflicht, in welche die Sinnlichkeit keinen Einfluſs haben dürfe. Dieſe Grundſätze leiten ſie nun freylich aus der Vernunft her; aber meines Erachtens entſteht die Frage: ob nicht eben hierin die Offenbarung der Vernunft das Licht angezündet habe? u. ſ. w." Wie kann doch der Vf. die chriſtliche mit der Vernunftmoral vergleichen, ohne einen Maaſsſtab zum Vergleichen zur Hand zu haben? und woher nimmt er dieſen? Iſt es nicht die Vernunft, die ihn darreicht? Wie kann er jener den Vorzug vor dieſer einräumen? Wie kann das, wonach der Werth von etwas andern geſchätzt wird, dieſem andern an Werthe nachſtehen? Auch verwechſelt er wohl die Moral dieſes oder jenes Philoſophen mit der Vernunftmoral, wenn er meynt: dieſe verdanke der Offenbarung ihre beſten und wahrſten Aufſchlüſſe. Die Vernunft iſt ja ſelbſt die Quelle der Offenbarung. Nennt ſie die unendliche, nennt ſie göttliche Vernunft, oder wie ihr ſonſt wollt, ihr ſagt ja damit doch nichts weiter, als daſs ſie nicht die Vernunft dieſer oder jener Individuen, und nicht die eurige, ſondern die abſolute und allgemeine Menſchenvernunft ſey. Eine *objectiv* göttliche Vernunft für die Quelle der Offenbarung ausgeben, heiſst doch wohl nichts anders, als durch und mit Unvernunft beſtimmen wollen, was praktiſch wahr oder göttlich ſey, beſonders wenn nun wiederum die Offenbarung zur Quelle aller praktiſchen Wahrheit gemacht wird. Auch mag endlich der Zweck des menſchlichen Handelns, den die chriſtliche Moral, nach der Meynung des Vfs., vorſchreibt, immerhin geoffenbart heiſsen, in dem Sinne, wie er dies Wort nimmt, iſt er gewiſs nicht geoffenbart. Woher und wie käme es doch ſonſt, daſs die Menſchen nicht früher, nicht längſt ſchon jenen Zweck in der Offenbarung geſehen und erkannt haben? Die Fortſchritte, welche die Vernunftmoral in unſern Tagen gethan hat, brachte ja erſt, wie die Geſchichte dieſer Tage beweiſt, die Moraliſten dahin, das, was die Vernunft in ihrem Gebiete entdeckt hatte, auch in der Bibel, wo es vorher niemand ſah, zu erblicken und (man iſt bis dieſe Stunde noch nicht einig darüber: ob mit Recht, oder Unrecht?) zu finden.

So viel über das Princip dieſes Syſtems! Es zerfällt in drey Theile, von denen der erſte die Vorkenntniſſe, der zweyte eine Tugendlehre und der dritte die Lehre von den Tugendmitteln enthält. Der zweyte handelt nach dem gewöhnlichen Zuſchnitt der chriſtlichen Moral zuerſt die Pflichten gegen Gott, dann die gegen uns ſelbſt, und endlich die gegen den Nächſten ab. Rec. muſs fürchten, zu weitläuftig zu werden, und enthält ſich daher der Erinnerungen, die gegen mehrere Aeuſserungen, beſonders in dieſem zweyten Theil aus dem Sittengeſetz mit Fug und Recht gemacht werden könnten, z. B. gegen die Behauptung der *innern* Rechtmäſsigkeit, uns nicht blos gegen den, der unſer Leben angreift, zu vertheidigen, ſondern auch, falls es Noth thun ſollte, angriffsweiſe gegen ihn zu verfahren, und ihm das ſeinige *zu nehmen*; und dies darum, weil unſer Leben, wie es S. 213. heiſst, obſchon wir auch ſchuldig ſind, das Leben unſers Nachſten zu erhalten, dennoch oben an ſtehe.

PHYSIK.

Paris, b. Dupont: *Philoſophie chimique, ou Vérités fondamentales de la Chimie moderne, diſpoſées dans un nouvel ordre par A. F. Fourcroy.* Seconde Edition. An III. 174 S. 8.

Leipzig, b. Cruſius: *Chemiſche Philoſophie, oder Grundwahrheiten der neuern Chemie, auf eine neue Art geordnet von A. F. Fourcroy*, Arzt und Profeſſor der Chemie. Aus d. Franzöſ. überſetzt von D. *J. S. T. Gehler*, Oberhofgerichtsaſſeſſorn und Senatorn zu Leipzig. 1796. 190 S. 8. (12 gr.)

Die Schrift, die Hr. *F.* unter dieſem Titel herausgegeben hat, enthält eine ſehr gut geordnete Sammlung der Grundſätze der Chemie, und ſtellt, wie der Vf. ſelbſt ſagt, gleichſam ein Gemälde dar, welches

ches dem, der es betrachtet, Gelegenheit giebt, alle Veranderungen, deren die natürlichen Körper bey ihren wechselseitigen Anziehungen fahig sind, ins Gedachtnifs zurück zu rufen. Indessen kann sie nicht nur von dem Kenner in der Absicht, um alle Thatsachen in dem fast unermefslichen Gebiete der chemischen Wissenschaften zu überschauen, oder sie zu wiederholen, mit Vortheile gebraucht werden, man kann sie auch benutzen, um einen vollständigen Lehrvortrag der Scheidekunst darauf zu gründen, der, eben so reich an Grundsatzen, als fruchtbar an Anwendungen, dem wifsbegierigen Anfanger von der ganzen Laufbahn, die er zurückzulegen hat, einen vollständigen Begriff zu verschaffen im Stande ist. Der Vf. redet zuerst von der Wirkung des Lichtstoffes; des Wärmestoffes und der Luft, und von der Natur und Wirkung des Wassers und der Erden, dann handelt er von der Natur und von den Eigenschaften der verbrennlichen Körper, ferner von der Entstehung und Zerlegung der Säuren, von der Verbindung der Sauren mit den Erden und Alkalien und von der Oxydation und Auflösung der Metalle, und beschliefst zuletzt seinen Vortrag mit Anführung der Thatsachen, welche die Natur und Entstehung der Stoffe des Pflanzenreichs, den Uebergang der Vegetabilien in thierische Stoffe, die Natur dieser letztern und die freywillige Zersetzung der Stoffe des Pflanzen- und Thierreichs betreffen. Am Ende jedes Abschnittes hat er noch mehrere Anwendungen der angeführten Sätze oder Resultate beygefügt, und so sich bemüht, seine Lehren zu erläutern. Man sieht aus dieser kurzen Anzeige des Inhalts, die zugleich unsere Leser mit dem Plane bekannt macht, nach welchem diese Schrift ausgearbeitet worden ist, dafs Hr. *F.* keinen von den Gegenständen, die, diesem Plane zufolge, hier erörtert werden mufsten, unberührt gelafsen, und dafs er also wirklich ein vollständiges Lehrbuch der Scheidekunst nach den Grundsätzen der Neuern geliefert hat. Der Vortrag des Vfs. ist freylich äufserst gedrängt, aber doch für den Kenner nirgends dunkel, und dieses Werkchen kann folglich zu der doppelten Absicht, deren wir oben gedacht haben, mit Recht empfohlen werden.

Die Uebersetzung, die wir zugleich angezeigt haben, ist im Ganzen genommen, sehr gut gerathen, und die wenigen Abweichungen vom Originale, die wir an einigen Orten, z. B. S. 27. Z. 2. S. 41. Z. 11. S. 50. Z. 15. S. 53. Z. 12. S. 90. Z. 2. S. 94. letzte Z. S. 151. Z. 8. u. f. w. bemerkt haben, sind von einer solchen Art, dafs sie leicht von einem aufmerksamen und mit den Schriften der Antiphlogistiker bekannten Leser verbessert werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Pavia*, ohne Anzeige des Druckers: *Lettera del Cittadino Professore Spallanzani al Signor G. A. Giobert, celebre Chimico, sopra le piante chiuse ne' vasi dentro l'acqua e l'aria, ed esposte all' immediata luce solare ed all' ombra.* Anno VI. repubbl. (1798.) 13 S. 8. Die Versuche, deren Resultate Hr. *Sp.* in diesen Blattern beschreibt, haben ihn belehrt, dafs das Sauerstoffgas, das die Pflanzen darreichen, wenn sie unter Wasser den Strahlen der Sonne ausgesetzt werden, immer mit etwas Stickluft und Kohlensäure verbunden ist. Er hat sich ferner, durch andere Beobachtungen, überzeugt, dafs das *Semperfivum* eine gleich grofse Menge Luft giebt, man mag es in destillirtem und abgesottenem Wasser, oder in gemeinem Wasser der Sonne aussetzen, und dafs auch andere Pflanzen so gut, wie jene, wenn sie unter Wasser, das durch Hülfe des Kalkwassers von seiner Kohlensäure befreyt worden ist, in die Sonne gebracht werden, eben so viel und eben so gute Luft geben, als wenn man sie unter gemeinem Wasser den Sonnenstrahlen aussetzt; selbst das Kalkwasser scheint hier keine Ausnahme von der Regel zu machen, wenigstens hat der Vf. gefunden, dafs sich mehrere Pflanzen unter diesem Wasser auf die nämliche Art verhalten. Indessen scheint doch, in manchen Fallen, die Beschaffenheit des Wassers, mit dem man die Pflanzen behandelt, auf die Luft, die sie von sich geben, einen bedeutenden Einfluss zu haben; denn bey einigen Versuchen, die mit Wasser angestellt wurden, das mit Kohlensäure geschwängert worden war, hat sich mehr Luft entwickelt, als dann geschah, wenn Hr. *Sp.* nur gemeines Wasser angewendet hatte. Uebrigens gaben dem Vf. die unter Wasser den Sonnenstrahlen ausgesetzten Pflanzen eine bessere Luft und in grösserer Menge, als ihm dieselben Pflanzen darreichten, wenn er sie blos in der Luft hatte stehen lassen; er berichtigt daher die Meynung, die *Ingenhousz*, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, vertheidigt hat, und glaubt mit *Senebier*, dafs die durch die Vegetabilien bewirkte Verbesserung der Atmosphäre keinesweges so beträchtlich sey, als sie seyn müfste, wenn die Folgerung, die jener Naturforscher aus seinen Versuchen hergeleitet hat, richtig wäre. — Hr. *Sp.* verspricht, seine Beobachtungen fortzusetzen und sie in der Folge in einer besondern Schrift bekannt zu machen, in welcher er auch die Frage: ob die Wasser des Erdkörpers die Luftsaure, die sie aus der Atmosphäre in sich nehmen, zersetzen, oder sie unzerlegt in sich behalten, oder wieder von sich geben, zu beantworten sich vorbehält.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Crapelet: *Collection portative de Voyages traduits de différentes langues orientales et européennes. Ornée de gravures. T. I.* Mit dem besondern Titel: *Voyage de l'Inde à la Mekke, par A'bdoûl-Kerym, favori de Tahmâs-Qouly-Khân*; extrait et traduit de la version anglaise de ses Memoires, *avec des notes géographiques, literaires* etc. par *L. Langlès*, Conservateur des Mss. orient. de la Bibliotheque nation. et membre de l'Institut nat. — An. V. (1797.) 246 S. *T. II. III.* Mit dem besondern Titel: *Voyages de la Perse dans l'Inde et du Bengal en Perse*, le premier *traduit du persan*, le second de l'anglais, avec une Notice sur les revolutions de la Perse, un *Mémoire historique sur Persépolis et des notes.* Par *L. Langlès* — — An VI. 179⅞. CXXXI. 142 u. 268 S. 12.

Ein artiger Versuch, Reisen in Länder, von denen sonst nur die Gelehrsamkeit oder der Handel Notiz nahm, auf welche aber jetzt die Zeitbegebenheiten den Blick der Aufmerksamen aller Art hinziehen, theils in neuen Umlauf zu bringen, theils aus der Verborgenheit orientalischer Handschriften erst ganz neu an das Licht zu fördern. Der Herausgeber und Uebersetzer, mit mehrern abendländischen sowohl als mit den orientalischen Sprachen bekannt, hat ein weites Feld zur Auswahl vor sich. Wenn er aus der Menge von Reisen, die in abendländischen Sprachen vorhanden sind, nur das interessanteste und lesbarste wählt, um durch die Ansichten europäischer, kenntnisreicherer Beobachter, die mit mancher Localität bekannten, aber minder vollständigen Reisebemerkungen der einheimischen Schriftsteller, welche Hr. Langlés aus den Quellen übertragen kann, zu ergänzen und zu beleuchten; so wird doch der eigenthümlichste Werth seiner Sammlung gerade auf den letzten beruhen, welche man nur in der Nähe der grosen Nationalbibliothek und mit so vielen Vorkenntnissen, als er besitzt, herauszugeben vermag. Das Gemeinnützige versteht L. mit dem Angenehmen und Gefälligen, selbst in der Aussenseite der Sammlung so gut zu mischen, zugleich aber auch den Kenner durch Anmerkungen, voll morgenländischer Localkenntniss so nützlich zu unterhalten, dass Rec. einen gleichen Fortgang dieser Unternehmung nicht weniger wünscht, als er ihn mit Zuversicht hofft. Diese Aufmunterung der grösern Lesewelt, für deren Vergnügen und Belehrung hier im Taschenformat und mit verzierenden Kupfern, dennoch aber mit kennerischem Fleisse gesorgt ist, verdient ein Schriftsteller um so mehr, wenn er zu gleicher Zeit an beträchtlichen Hauptwerken arbeitet. L. hat ganz vorzüglich dieses Verdienst. Er arbeitet schon lange an einer *allgemeinen Geschichte von Hindostan, nach morgenländischen Schriftstellern*; er ist mit einer *Ausgabe der trefflichen Reise Norden's nach Aegypten* beschäftigt, welche im III. Bande durch Originalübersetzungen orientalischer Geographen bereichert werden wird; fortdauernd erhalten mehrere französische Journale Aufsätze von ihm, welche alle, wie z. B. sein *Discours sur l'utilité politique et commerciale des Langues orientales vivantes, prononcé à la rentrée de l'ecole spéciale de ces langues l'an IV.* (abgedruckt im *Journal des Savans.* Vendemiaire. l'an V.) sich dadurch auszeichnen, dass er neben den reichen Proben seiner ausgebreiteten gelehrten Bekanntschaft mit dem ganzen Orient immer die Gewandtheit hat, alles pedantische Uebermaass zu vermeiden und das Unentbehrliche, in dessen Darlegung er der Gründlichkeit nichts vergiebt, auch dem Nichtkenner durch die gute Art der Mittheilung zu empfehlen.

Im ersten Bändchen giebt L. seinen Landsleuten die von *Fr. Gladwin* zu *Calcutta* (1788. 217 S. 8.) aus dem Persischen selbst übersetzte und gedruckte *Memoirs of Khojeh Abdul-Kureem, a Cashmerian of distinction* etc. im Auszug. Ein Theil dieser Denkwürdigkeiten ist im *neuen Repertorium für biblische und morgenländische Literatur von Prof. Paulus* übersetzt worden, so weit es die dem biblischen Orientalisten wichtigen Gegenden betraf. Auch Hr. L. hat diese Uebersetzung mit Beyfall angeführt, einige Bemerkungen des Uebersetzers bestätigt, und eine den Namen *Mukfera* betreffende, verbessert. Ueberall bringt L. erläuternde Notizen in die Anmerkungen. Nachrichten von Mecca und Medina sind aus Niebuhr und Muradgea d'Ohsson supplirt; dagegen aber auch alles, was den Nadir Schach angeht, ausgelassen, weil es in L's. Geschichte von Hindostan Platz finden soll. Trügen wir uns nicht, so wird der gröste Theil der Leser wenigstens alles, was er unmittelbar aus orientalischen Handschriften, welche so wenigen zu Gebote stehen, übersetzen wird, nicht blos im Auszug, sondern vollständig zu erhalten wünschen, sobald nur nicht offenbare Unrichtigkeiten oder Mährchen von derjenigen Art vorkommen, die nicht einmal den Sittenforscher interessiren kann, welchem sonst oft ein Irrthum oder

ein Mährchen bedeutender wird, als die gründlichſte Wahrheit. Auch für dieſen hat einſt (1788) L. durch eine Sammlung von *Contes, Fables et Sentences, tirés de differens auteurs orientaux* (im 18.°) gearbeitet.

Im zweyten Bändchen folgt S. I—CXXXI. das eigenthümlichſte; eine von L. ſelbſt aus dem *Perſiſchen* überſetzte, nur allzu kurze *Reiſe von Perſien nach Indien*, welche *Abdulriſak*, Geſandter des vierten Sohns von Tamerlan, des Schach *Rokh*, in den Jahren 1442—44 gemacht hat. Sie iſt aus einem gröſsern Werke ausgehoben, welches für die Geſchichte des Schach, Rockh, und ſeiner Familie auf 133 Jahre lang, zwiſchen 1335 und 1468, Quelle iſt. Schon 1788 hat L. daraus einige *Ambaſſades reciproques d'un Roi des Indes et de la Perſe et d'un empereur de la Chine, traduites du perſan avec la vie de ces deux ſouverains et des notes tirées des differens auteurs orientaux manuſcrits et imprimés* (Paris. 8.) bekannt gemacht. In der jetzt herausgegebenen Geſandſchaftreiſe giebt Abdulriſak vornehmlich vom Handel zu *Ormuz*, einem Freyhafen (*dár-al-iman* „Wohnung der Sicherheit") von *Kalikut* und von *Bisnegor* merkwürdige Notizen, mit einer Art, welche die europäiſchen Reiſebeſchreibungen der ältern Zeit bey weitem übertrifft. Die Anmerkungen des Ueberſetzers erläutern meiſt das Geographiſche. Proben von ſeltener Geſchicklichkeit der Elephanten werden S. CXV. mit ähnlichen Nachrichten lateiniſcher Autoren von dieſen *Funambulis* (Seiltänzern) verglichen. Der Pallaſt des Königs zu Bisnegor wird *Eyvani Keivan* genannt (S. LI. CVII.) und *le palais du Saturn* überſetzt. Gewöhnlich wird dieſes كيوان mit כִּיּוּן verglichen. S. *Lud. de Dieu* bey Amos 5, 26. — Sollte aber der Pallaſt eines Königs, der ganz unter den Brahmanen ſteht S. XLIX, ſeinen Namen vom Saturn haben?

Der Reſt des IIten und das ganze III. Bändchen giebt *W. Franklin's* ſehr intereſſante, in der Voſſiſchen Sammlung auch verdeutſchte, Reiſe von Bengalen nach Schiraz, mit Anmerkungen, welche beſonders bey der Geſchichte Perſiens ſeit dem Nadir Schach mit den *lettres édifiantes* T. IV. Vergleichungen anſtellen, die der hiſtoriſchen Redlichkeit des Jeſuiten *Bazin* nicht vortheilhaft ſind. — Das I. Bändchen iſt mit Kupfern zweyer *Aleppinerinnen* und mehrerer *Beduinen*, das IIte mit einem Proſpect von *Schiraz* und dem *Grabe des Hafyz*, das IIIte mit Kupfern einer *Frau aus Iſpahan* und aus *Baſſorah*, und eines *Perſers*, der ſein Narguil raucht, geziert. Dieſe Zugaben ſind nicht nur nett geſtochen, ſondern auch wirklich unterrichtend. — Am Ende des letzten Bändchens vereinigt L. in einem *Memoire hiſtorique ſur Perſépolis* alle ihm bekannte orientaliſche Nachrichten über dieſe Stadt und die davon übrigen Ruinen, wobey auch auf *Valentyn's* treffliche, aber weniger bekannte, Reiſebeſchreibung über Indien Aufmerkſamkeit erweckt wird. Dſchemſchid wird als Vollender jenes Pallaſtes S. 210. und der Emir Kathmiſch unter Schemſcham Ed Daleh, den Deylomiten, als deſſen Zerſtörer angegeben (S. 211.) in einer Erzählung aus Nozahât Alknlub, welche genau und glaubwürdig ſcheint. *Heeren's* Erklärung dieſer Alterthümer ſcheint der gelehrte Vf. noch nicht geleſen zu haben. L. ſieht den Pallaſt für einen Tempel des heiligen Feuers an. Er macht ſehr wahrſcheinlich, daſs ſeine Zerſtörung nicht einem Brand unter Alexander, dem Eroberer, zuzuſchreiben ſey.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Rion, b. Cuchet u. Paris, b. Belin: *Le vrai des Hommes.* Ouvrage poſthume de *Thomas*, membre de pluſieurs Academies; Imprimé ſur le Manuſcrit de l'auteur, laiſſé à ſes héritiers. 1796. (an IV. de la R.) 167 S. 8. (15 gr.)

Während man ſich zu Paris mit einer neuen Ausgabe der Werke von *Thomas* beſchäftigte, mit welcher auch, ſo viel uns bekannt, ein Anfang gemacht worden iſt, ſtellte man dieſe Schrift deſſelben ans Licht, wahrſcheinlich weil man ſich wegen ihrer Beziehung auf revolutionäre Gegenſtände einen guten Erfolg von ihr verſprach. Sie iſt kurz nach dem J. 1768 geſchrieben, wie aus S. 144 f. erhellt, zu einer Zeit, wo *Helvetius* (*Preface de l'Ouvrage ſur l'Homme*) ſchrieb: *Les maux et le gouvernement de mes concitoyens ont changé. La maladie a la quelle je croyais pouvoir apporter quelque remède eſt devenue incurable. — Ma patrie a reçu enfin le Joug du* Deſpotisme. *Thomas* hoffte noch ſeine Nation aus der Knechtſchaft gerettet zu ſehn; ja er hoffte, daſs Freyheit, Frieden und Recht ohne gewaltſame Criſen (S. 161.) in ſeinem Vaterlande und in ganz Europa herrſchend gemacht werden würde, und dieſes Werk ſollte dazu beytragen, die Abſchaffung der gröſsten und gefährlichſten Misbräuche *ohne Revolution* zu befördern. Es iſt in drey Bücher getheilt. In dem *erſten* ſchildert er die Schreckniſſe des Kriegs während ſeiner Dauer und in ſeinen Folgen. Alle Uebel, Dürftigkeit und Sklaverey auf der einen, übermäſsiger Reichthum und Deſpotismus auf der andern Seite, Verachtung der Gerechtigkeit und der Vorſchriften der Sittlichkeit überhaupt entſpringen allein aus dem Kriege. Ihm ein Ende machen, heiſst das Uebel der Menſchheit mit der Wurzel ausrotten. Das *zweyte* Buch ſtellt dagegen die Segnungen des Friedens auf. Hier heiſst es unter andern ſchönen und glänzenden Zügen, mit gutmüthiger Uebertreibung: *Chacun remplit ſon devoir, parceque perſonne n'a plus d'interêt à y manquer. — Le dépôt ſacré du bonheur public ne trouve plus ni d'envieux, ni d'infidelles; les depoſitaires ſe croiraient dignes de perdre et l'honneur, et le rang qu'on a bien voulu leur confier, s'ils avaient ſeulement la penſée de manquer à l'integrite qu'exige la grandeur de leur miniſtère. —* Um der Welt die erſehnte Ruhe zu ſchenken, giebt es nur Ein ſche-

res Mittel, deſſen Darſtellung das *dritte* Buch gewidmet iſt. Dieſes Mittel iſt nichts anders als das Repräſentationsſyſtem, wodurch das Volk zu dem einzigen Schiedsrichter über Krieg und Frieden gemacht wird. Man findet hier nichts, was nicht ſeit dem Anfange der Revolution über dieſes Syſtem oft genug wiederholt worden iſt, aber in einer ſchönen Sprache und mit dem glänzenden Anſtriche einer Phantaſie, die durch die Vorſtellung allgemeiner Glückſeligkeit erwärmt und begeiſtert iſt. Dieſe Begeiſterung kann ein edles und wohlwollendes Herz leicht über die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit hinausführen, und man wird ſich vielleicht bey der Vergleichung der glänzenden Hoffnungen des Vfs. mit dem, was die Erfahrung bis jetzt gelehrt hat, eines gutmüthigen Lächelns nicht enthalten können; aber man wird zu gleicher Zeit einem Schriftſteller Achtung zollen müſſen, deſſen Geiſt ſolcher Träume, oder, wenn man will, ſolcher Irrthümer fähig war. Er hoffe daſs ein Volk, welches ſelbſt über Krieg und Frieden entſcheidet, wenn es von einem ungerechten Feinde angegriffen wird, unverzüglich zu den Grenzen eilen und ſiegreich ſtreiten werde, weil das Bewuſsſeyn der Gerechtigkeit das beſte Schild ſey; ja, er glaubt ſogar, daſs ein ſolcher Krieg nicht unglücklich ſeyn könne, weil weder *Krankheit, noch Mangel*, noch Deſertion und Verbrechen ein tugendhaftes Volk entkräften werde, das nicht eher für den Krieg geſtimmt habe, bis es von ſeiner Nothwendigkeit überzeugt geweſen ſey. Der Sieg, ſetzt er hinzu, iſt ihnen treu, und der Friede ihrer Seele verkündigt ihnen den Frieden, den ihre Feinde bald von ihnen werden erbitten müſſen. Die repräſentirende Verſammlung des Volks iſt ihm *un ſynode incorruptible.* — Denn ein Volk, das tugendhaft genug ſey, um dieſes Syſtem anzunehmen, werde keine Kabalen in ſeinen Verſammlungen ſtatt finden laſſen; und er hofft, daſs der Welteifer, den die Begierde, in eine ſo ehrwürdige Verſammlung aufgenommen zu werden, entzünden müſste, der Reinheit der Sitten eine neue Kraft geben würde. Das ganze Syſtem, welches den Inhalt dieſes Buchs ausmacht, iſt in folgenden Worten enthalten: *Citoyens de tous les pays! Eſt-ce vous qui demandez la guerre? Si ce n'eſt point vous, pourquoi en être les inſtrumens? Eſt-ce vous qui en recueillez les fruits? Non elle vous rend miſerables. Pourquoi conſentez-vous à en devenir les victimes? Eſt-ce vous qui en retirez la gloire? Pourquoi vous ſoumettre à être les jouets des orgueilleux qu'elle rend celèbres? — La guerre la plus juſte ſerait celle que l'on ſerait pour obtenir de n'en faire jamais.* Daſs man in einer Schrift von *Thomas* glänzende Beſchreibungen, redneriſche geiſtvolle Wendungen, aber auch hier und da rhetoriſche Uebertreibungen (*les bouillons de Thomas*) finden werde, verſteht ſich faſt von ſelbſt. Da man alle dieſe Eigenthümlichkeiten, zugleich mit ſeinen humanen und wohlwollenden Geſinnungen, in dieſer Schrift findet; ſo läſst ſich an ihrer Authenticität nicht zweifeln.

Berlin, Stralsund u. Greifswald, b. Lange: *Magazin für Freunde der Naturlehre und Naturgeſchichte, Scheidekunſt, Land- und Stadwirthſchaft, Volks- und Staatsarzney*, herausgegeben von *Chriſt. Ehrenfr. Weigel.* Vierten Bandes zweytes Stück. 1797. 8 Bog. 8. (8 gr.)

Mit dieſem Stück ſchlieſst ſich der vierte Band und zugleich das ganze Magazin. Es iſt Schade, daſs eine Sammlung, die ſo viel Gutes enthält, und beſonders für die Lande, für die ſie zunächſt beſtimmt iſt, ihren Nutzen hat, ſobald ihre Endſchaft erreicht. Der Herausgeber giebt keine beſtimmten Urſachen dafür an, ſondern bemerkt bloſs, daſs eintretende Umſtände ihn dazu veranlaſsten. Zugleich entſchuldigt er ſich, daſs bey der geringen Zahl von Bänden der eigentliche Plan des Werks nur unvollkommen ausgeführt worden ſey.

Dieſes Stück fängt mit einem Aufſatz von Hn. *v. Willich über die Heringe*, beſonders als Erwerb- und Nahrungszweig für Schwediſch-Pommern und Rügen an. Es iſt zum Erſtaunen, wie zahlreich dieſer Fiſch an den Küſten von Pommern und Rügen iſt, und in wie groſser Menge er daſelbſt gefangen wird. Hr. *v. W.* ſchätzt die Zahl der letzten jährlich auf mehr als 21 Millionen, und den Ertrag davon auf 22,500 Rthlr. Dennoch könnte man vielmehr davon gewinnen, wenn man ſie beſſer zu benutzen, und gleich an Ort und Stelle gehörig zu behandeln wüſste. Er erinnert, was in dieſer Rückſicht geſchehen müſste, und wünſcht, daſs die Landesregierung ihr Augenmerk darauf richten möchte. Zuletzt giebt er die verſchiedenen Arten der Zubereitung des Herings in jenen Gegenden an. In der That können anderwärts die Kartoffeln nicht mannichfaltiger gebraucht werden, als dort die Heringe. In der Einleitung ſucht er die Meynung Dott's und Anderſon's zu widerlegen, daſs dieſer Fiſch nur im nördlichen Eismeere zu Hauſe wäre, und die europäiſchen Küſten nur als Fremdling beſuchte. Denn in der Oſtſee würden das ganze Jahr hindurch Heringe angetroffen; ſie laichen daſelbſt; man finge öfters kleine und junge Heringe; und endlich wären ſie im Frühlinge und im Herbſte, wo ſie am häufigſten gefangen würden, am fetteſten; kämen ſie aber dann von ihrer langen Reiſe, ſo müſsten ſie gerade am magerſten ſeyn. — II. *Auszug aus dem allgemeinen Regiſter über die im Greifswaldiſchen Lazareth aufgenommenen Kranken* — eine Fortſetzung von Bd. III. St. 2. — III. *Auszüge aus den Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe beym Lazareth, mit angehangten Bemerkungen.* — IV. *Kurze Bemerkungen über einige leuchtende Körper* — noch ein paar Worte zu dem im IV. Bde. 1. St. hierüber enthaltenen Aufſatz; ſie betreffen das Leuchten der Johanniswürmchen, das nach *Forſter's* Beobachtung in dephlogiſtiſirter Luft verſtärkt werden, nach *Beckerhinn's* Behauptung aber unverändert bleiben ſoll. — Es wird nichts entſchieden, auch keine weitere Beobachtung angegeben. — V. *Ueber den Stoff der*

Fruchtbarkeit, in Rückſicht auf den Anbau der Gewächſe. Der Vf. erinnert in der Vorrede, daſs er dieſe Abhandlung nicht nach ihrer erſten Anlage hätte vollenden können, ſondern ſie wegen Mangel an Raum und Zeit ſehr abkürzen und zuſammenziehen müſſen. Vielleicht hat dieſe Kürze ihn verhindert, bey dem, was er hier vom Waſſer und der Luft ſagt, auf die neueſten Entdeckungen der Chemie mehr Rückſicht zu nehmen. Das antiphlogiſtiſche Syſtem wird hier das *brennbarwidrige* Lehrgebäude genannt — eine Verdeutſchung, die, wie mehrere, die der allzu groſse Purismus neuerlich erzeugt hat, leider nicht deutſch iſt. — VI. *Bemerkungen über Hn. Gautier's Sammlung lebendiger vierfüſsiger Thiere und Vögel* — ebenfalls nur ſehr kurz — mit Anführung der Linnéiſchen Namen und Nachweiſung auf naturhiſtoriſche Schriften. Die ganze Sammlung war nicht ſtark. — VII. *Kurze Nachrichten.* — Ein Regiſter über den dritten und vierten Band macht den Beſchluſs.

HANNOVER, b. Ritſcher: *Linchens Feyerabende;* eine Toilettenſchrift für Frauenzimmer; herausgegeben von *Fried. Burchard Beneken.* I. Bändchen. 1796. 306 S. 8. (21 gr.)

Dieſe Feyerabende beſtehen aus zwey und dreyſsig Aufſätzen, welche der Herausgeber an der Seite ſeiner Frau ausarbeitete oder ſammelte, und ihr in den Feyerabenden vorlas, und welche beiden Gatten oft die ſüſseſten Unterhaltungen ihres Geiſtes und Herzens veranlaſsten. Daſs dieſe Aufſätze bey vielen andern Herren und Damen die nämliche Wirkung haben werden, iſt zu erwarten, indem es nach des Rec. Erfahrung ungleich mehr Liebhaber halbpoetiſcher und ſentimentaliſcher Predigten über Gegenſtände des häuslichen und gemeinen Lebens, als eines nüchternen und beſtimmten Vortrags giebt. Uebrigens würde Rec. glauben, ſich an den Damen weniger zu verſündigen, wenn er den Herausgeber von der Fortſetzung abmahnte, als wenn er ihn dazu auffoderte.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Platvoet: *Neues nützliches Allerley aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften, ſchönen Künſte und Menſchengeſchichte,* zur Unterhaltung, Belehrung und Uebung des Nachdenkens. 1796. 444 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſes Allerley iſt eigentlich ein Collectaneenbuch, deſſen Inhalt gröſstentheils zwar nützlich ſeyn, die Herausgabe aber doch wohl nur damit entſchuldigt werden kann, daſs es, wie der Vf. in der Vorrede ſagt, zum Beſten einer dürftigen Familie geſchehen iſt. Es enthält übrigens folgende Rubriken: I. Philoſophiſche Abhandlungen. II. Religionsgeſchichte. III. Völkergeſchichte. IV. Länderkunde. V. Einige Bemerkungen aus der Naturkunde. VI. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften, Künſtler und Beförderer der Künſte. VII. Nachrichten von einigen ganz beſondern Menſchen. VIII. Erfindungen. IX. Nützliche Lehren, weiſe Bemerkungen und gute *Grundſätze.* X. Muſik für Anfänger.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE, *Zwickau,* b. Höfer: *Beytrag zu den allgemeinen Grundſatzen der Forſtökonomie.* 1798. 56 S. 8. (3 gr.) Der Vf. dieſer kleinen Schrift ſcheint das Bedürfniſs eines ſyſtematiſcher abgefaſsten Lehrbuchs einzuſehen, nach welchem man Anfängern die Forſtwiſſenſchaft leichter und faſslicher vortragen könne. Denn nach der Vorrede will er ein ausführliches Syſtem der theoretiſch-praktiſchen Forſtökonomie nachfolgen laſſen. Man kann daher die in vorliegender Schrift angenommenen Grundſätze als eine Skizze oder als die erſten Grundzüge ſeines Syſtems anſehen. Freylich taugen die mehrſten bisherigen Lehrbücher über das Forſtweſen nicht, um dem Lehrling gleich helle und richtige Einſichten über alle Theile des Forſtweſens zu verſchaffen; doch machen einige gewiſs eine Ausnahme. Indeſſen wird das verſprochene Buch immer Nutzen ſchaffen, wenn beſonders der Vf. manche nicht genugſam erwieſene Lehre und Meynung in den bisherigen Forſtſchriften berichtigt und verbeſſert. Dahin gehört vorzüglich die Berechnung des Zuwachſes am Holzbeſtande und die ſich darauf gründende wirthſchaftliche Eintheilung des Holzvorraths. Ueber dieſen Gegenſtand der Forſtökonomie herrſcht gegenwärtig noch eine groſse Verſchiedenheit der Meynungen, und bey näherer Prüfung der, von dem Vf. im §. 9 u. 26. angegebenen Methode, entſtehen wichtige Zweifel gegen die Richtigkeit derſelben. Denn von dem Zuwachs etlicher Bäume kann noch kein richtiger Schluſs auf den Zuwachs des ganzen Holzbeſtandes gemacht werden, weil ſolcher nicht allein von der verſchiedenen Güte des Bodens, ſondern auch eben ſowohl von dem mehr oder minder engen oder geräumigen Stand der Bäume unter ſich abhängt, welches vornehmlich die Urſache iſt, daſs nur die wenigſten Stämme *eines voll- und gleichwüchſigen* Beſtandes zu der nöthigen Vollkommenheit gelangen können. Wenn alſo nicht die Auflöſung dieſes wichtigen Problems der richtigen Berechnung des Zuwachſes am ganzen Holzbeſtande vorher erforſcht, und der mögliche Ertrag des Forſtgrundes ausgemacht iſt; ſo läſst ſich auch durch die Diviſion mit dem Alter des haubaren Holzes noch kein befriedigendes Reſultat herausbringen, welches in allen Fällen zur Baſis angenommen werden könnte. Will alſo der Vf. bey der Ausführung ſeines Vorhabens beharren; ſo wünſcht Rec., daſs er über den Zuwachs des ganzen Holzbeſtandes auf mehrere Probe-Morgen verſchiedenen Alters genauere Unterſuchungen vornehmen möge, um aus den daraus gezogenen Reſultaten den Weg zu möglichſt ſichern Anſchlagsberechnungen zu bahnen. Das Verdienſt des Vfs. wird hiebey um ſo groſser ſeyn, da der Mangel einer ſolchen Kenntniſs eine fehlerhafte Eintheilung des Holzvorraths zur Folge haben muſs.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Verſuch einer Zeichenlehre der Geburtshülfe*, von *Chr. Friedr. Elias*, der Arzneyk. Doctor und Landphyſicus zu Wolfhagen in Heſſen. 1798. 162 S. 8. (12 gr.)

Eine intereſſante, leſenswerthe Schrift, die um ſo willkommner jedem Geburtshelfer ſeyn muſs, da der in derſelben abgehandelte Gegenſtand von äuſserſter Wichtigkeit für die praktiſche Geburtshülfe iſt, und auſser *Hagen* in ſeiner Zeichenlehre, die jedoch mehrentheils Zeichen und Anzeigen mit einander verwechſelt, und *Voigtel* in den *fragmentis ſemiologiae*, welche ſich nur mit einigen Gegenſtänden dieſes Theils der Geburtshülfe beſchäftigt, kein Schriftſteller denſelben ausführlich und beſonders bearbeitet hat. Es war daher ein ſehr nützliches Unternehmen des Vfs., der Zeichenlehre der Geburtshülfe eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken; und Rec. kann mit Wahrheit geſtehen, daſs ſeine Erwartungen, durch die Beſcheidenheit und durch die Kenntniſſe, welche in der angezeigten Schrift herrſchen, vollkommen befriedigt worden ſind.

Voran geht eine Einleitung, die Art und Weiſe des Touchirens und des Nutzens deſſelben betreffend, deren Schluſſe der Vf. noch einige praktiſche Maximen und Vorſchriften angehängt hat, die zwar ſehr bekannt ſind, aber manchem Geburtshelfer nicht oft genug ins Gedächtniſs zurückgerufen werden können. Hieher rechnet Rec. beſonders dasjenige, was der Vf. über die nöthige Schonung der weiblichen Schaamhaftigkeit, und über die Anſtalten ſagt, welche viele Geburtshelfer vor einer Manualoperation zu treffen pflegen: z. B. das Auspacken der Inſtrumente vor den Augen der Kreiſsenden, das Aufſtreifen des Hemdes bis an den Oberarm, die unnöthigen Beſudelungen und Unreinlichkeiten mit dem Blute der Frauensperſon u. d. m. Anſtalten, welche bey der Kreiſsenden Furcht erregen, bey dem Geſchäfte ſelbſt ganz nutzlos, und dem Zutrauen äuſserſt nachtheilig ſind.

Die Zeichenlehre theilt der Vf. ſehr richtig in die phyſiologiſche und pathologiſche ein; weil die letzte ohne die erſte nie zur Gewiſsheit und Vollkommenheit gelangen kann. Nach dieſer Eintheilung handelt daher der Vf. in dem erſten Abſchnitte von der phyſiologiſchen Zeichenlehre; fängt von den Zeichen des natürlichen Zuſtandes der weichen Geburtstheile und Brüſte einer erwachſenen Weibsperſon an, und endet mit den Zeichen des natürlichen Zuſtandes einer Wöchnerin. Hier behauptet der Vf. unter andern: daſs nach einem Abortus das frenulum noch vorhanden ſeyn ſoll; daſs die Schwangerſchaft ſich füglich in drey Zeiträume theilen laſſe, von welchen der erſte von dem Zurückbleiben der Reinigung anfange, und ſich bis zum fünften Monate, der zweyte mit der erſten Bewegung der Frucht anhebe, und ſich bis zum ſiebenten Monate erſtrecke; der dritte aber bey dem Zeitpuncte eintrete, wo der Kopf zuerſt in dem Mutterhalſe angetroffen werde, und ſich mit der Geburt endige. Die Art und Weiſe ſich von dem Leben und den Bewegungen des Kindes zu unterrichten, wovon der Vf. S. 49. redet, möchte doch einigen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn. Zwiſchen den austreibenden und erſchütternden Wehen, in dem letzten Zeitraume der Geburt iſt ſelten, und zumal bey einer natürlichen Geburt, ein ſo beträchtlicher und bemerkbarer Zwiſchenraum, daſs man beide Arten deutlich von einander zu unterſcheiden vermöchte. Der X. Abſchn. enthält die Zeichen des natürlichen Zuſtandes einer Wöchnerin, und der elfte Zeichen einer guten Säugamme. Rec. glaubt, daſs es der Sache angemeſſener ſey, mit dieſem, als mit jenem Abſchnitte zu ſchlieſsen, da eine Säugamme nur in ungewöhnlichen Fällen genommen wird, die Beſchaffenheit des Zuſtandes der Wöchnerin aber allemal auf die Beſchreibung der Geburt folgen muſs.

Im pathologiſchen Theile findet Rec. für nöthig anzuführen: daſs die Krankheiten mehrentheils alle, nur oft zu kurz abgehandelt ſind; daſs bey Abfaſſung der Zeichenlehre der unregelmäſsigen und widernatürlichen Geburten der Vf. der Voigtelſchen Claſſification gefolgt iſt, und daſs am Ende eine nach den bewährteſten Schriftſtellern abgefaſste Semiotik der Krankheiten des Wochenbettes und der Kinder angehängt iſt.

Zerbst, b. Füchſel: *Mediciniſche Fragmente aus meiner Erfahrung gezogen* von Dr. *Joh. Georg Friedr. Henning*, Hofrath und Landphyſicus. 1799. 400 S. 8.

Nicht immer ſind gerichtliche Leichenöffnungen das einzige Mittel, die wahre Urſache des Todes auszumitteln. Die überlegteſte Behutſamkeit irrt ſich hier zuweilen. — *Wird das Menſchengeſchlecht mit jeder* Gene-

Generation schwächlicher, oder ist die Erscheinung anderswo zu suchen? Das eigentliche wahre Schwächerwerden liege nicht in der Zeugung, wohl aber gröfstentheils in der Lebensart, besonders in Absicht des Genusses der Nahrungsmittel. Man lasse bey Kindern ja nie die gymnastischen Uebungen über die physischen Kräfte hinausgehen, Das zu kalte Verhalten sey oft eben so schädlich, als das zu warme. Vorzüglich schwächen einige Handlungen unsrer Moralität, als Zorn, Hafs, Neid, Liebe, Geiz, Spielsucht etc. — *Warum sind anizt die Schwindsuchten so häufig?* Dieser Aufsatz, der weitläuftigste von allen, ist nicht sowohl für Aerzte, als vielmehr für Dilettanten unsrer Kunst geschrieben. Aufser dem angebornen älterlichen Keime giebt der Vf. hier zehn Ursachen an, welche diese Krankheit in unsern Tagen so sehr begünstigen, als: 1) „Unsre „theils modische, und mitunter überspannte physi„sche Erziehung; 2) unsre andern, vorzüglich in „heifsern Klimaten wohnenden nachgeahmte Kleider„tracht; 3) unsre heutigen Tänze und Arten der Ver„gnügungen; 4) unsre der menschlichen Natur gar „nicht entsprechenden Gastereyen; 5) zu frühe Er„weckung der Geschlechtstriebe durch Beyspiele, „Raisonnemens und Lectüre; 6) wirkliche Aus„schweifungen der Liebe auf natürlichem und unna„türlichem Wege; 7) zu frühe Verheyrathungen und „zu frühes Mutterwerden; 8) Ueberfluss heftiger „hitziger Weine, Liqueurs u. dergl.; 9) anhaltende „aus derangirter Häuslichkeit entsprungene Sorgen, „Indignationen u. s. w.; 10) vernachlässigte und „durch Modeton zu wenig beobachtete Regeln bey „Katarrhal- und andern Brustzufällen." Jede dieser Rubriken wird mit vieler Redseligkeit, Wärme und mancher passenden diätetischen Zurechtweisung einzeln durchgegangen; wir fürchten aber um so mehr mit dem Vf., er werde tauben Ohren gepredigt haben, weil manche Schilderung zu grell ausgemalt, nicht ganz wahr und etwas übertrieben ist, z. B. S. 99. „jede schnelle Bewegung im Kreise verursache auf „unsre Brust eine lebhaftere Action, indem während „des Herumdrehens die Luft allemal schneller und „öfter durchschnitten wird und daher das Einath„men häufiger vor sich geht," (Warum nicht weit natürlicher: durch die vermehrte Muscular-Bewegung). S. 101. „ihr schlafferer, reizbarer Körper „(der Frauenzimmer) ihr empfindlicheres Nerven„system, ihr *deshalb langsamer und trägerer Umlauf der Säfte* etc. *Gefrorenes* sey der Gesundheit höchst nachtheilig und der Vf. habe sich einmal nach dessen Genufs übel befunden etc. — *Auch der Moschus ist bey Katarrhen ein nützliches Heilmittel.* In der hier erzählten Krankengeschichte einer äufserst delicaten Frau wirkte er nicht blos krampfwidrig, sondern auch stärkend. *Einige Bemerkungen über die Mineralwasser.* Man wähle solche für jedes Individuum passend aus: vermische sie selten oder nie mit Milch oder Wein, und lasse sie in kleiner dem Magen nicht lästiger Menge und nie nach Tische trinken. — *Dem Staate kann und darf es nicht gleichgültig seyn, dafs sich zu nahe Verwandte unter einander verheurathen!* Die physischen, moralischen und ökonomischen Gründe dieser Nachtheile werden hier durchgegangen. *Woher jezt so häufig die Erscheinungen der Hämorrhoidalkrankheiten?* Aufser den bekannten diätetischen Ursachen zur Hervorbringung dieser Beschwerde zählt der Vf. auch die zu engen Kleidungsstücke und den Mifsbrauch der purgirenden Mittel. *Einige Bemerkungen über das halbseitige Kopfweh.* Es sey dasselbe von der *hysterischen* Migräne wohl zu unterscheiden und weiche nicht wie diese krampfstillenden, sondern zusammenziehend stärkenden Mitteln. Der Harn sey hier tingirt mit einem ziegelartigen Bodensatz, bey der hysterischen Migräne aber bleich. — Einen eigenen kalten Fieberstoff anzunehmen, mag wohl manchen unserer aufgeklärtern Pathologen auffällig seyn. — *Krankengeschichte einer Lungensucht* sammt der Leichenöffnung ist merkwürdig. *Amputationsgeschichte eines Unterfufses*, welche tödlich ablief. *Horrend* (ein Lieblingswort des Vf.) und unglaublich war die Verwüstung, welche die scharfe Gauche auf die leidenden Fleischtheile des Schienbeins und des Wadenbeins verursachte. *Einige Bemerkungen über den Keichhusten und dessen Heilmethode.* Eine in den Verdauungswerkzeugen angehäufte Schärfe scheint dem Vf. die wahre Ursache dieses Hustens zu seyn, die alsdann bey einem äufserst scharfen und flüchtigen Reiz in der Luft zur Wirksamkeit gebracht wird, und die Nerven des Schlundes, des Zwergfells und der Brust zu diesem Krampfhusten reizt. Die Ipecacuanha wirkte 1788 beynahe specifisch dagegen. Erwachsnen gab er Pillen aus einem Quentchen Rhabb. und einem halben Quentchen Ruhrwurzel, zwey Quentchen Venet. Seife und Card. bened. Extract dreymal des Tags allezeit 6 Stücke. — *Geschichte einer blasigten Nachgeburt*, bey einem Mifsfall von 3 Monaten, wie sie in *Selle* N. Beytr. 2 Th. S. 128 schon beschrieben wurde. *Geschichte einer eingeschlofsnen Nachgeburt*, die der Vf. glücklich holte. *Geschichte einer Evisceration des Kopfs*, wobey die Mutter gerettet wurde. *Geschichte einer Bauchwassersucht.* Nach dem Tode wurden 52 Maafs Wasser abgelassen und beynahe noch *ein Eimer* in der Bauchhöhle, nebst sehr vielen Hydatiden und ein 3½ Pfund schweres Ovarium gefunden.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Von den Blattern und deren Ausrottung.* Ein gemeinfafslicher Beytrag zur Belehrung der Unkundigen über diese Kinderseuche und zur Prüfung aller bisherigen Ausrottungspläne, von Dr. *Elias Henschel*, ausüb. Arzte zu Breslau. 1796. 253 S. gr. 8.

Der geschickte Vf. ist mit kalter Vernunft und warmem Herzen der vorgesetzten Absicht nachgekommen, überall geht er die weise Mittelstrafse, er ist vollständig, und trifft den rechten Ton, die Unkundigen durch Ueberzeugung zu belehren, in einem der Würde der Sache angemessenen Stile. Einlei-

Digitized by Google

tung — Sind uns die Blattern angeboren? — Geſchichte der Blattern. — Von den Eigenſchaften des Blattergiftes und der Art ſeiner Mittheilung — Von den Mitteln, die den Blattern vorbauen, und denen, die den Körper vorbereiten ſollen — Iſt eine allgemeine Ausrottung der Blattern möglich? — Von den vorzüglichſten Vortheilen, die die Impfung gewährt. — Können wir durch eine vorurtheilfreye und der Natur mehr angemeſſene Behandlung die Sterblichkeit der Blattern vermindern? Dies ſind die Ueberſchriften der Abſchnitte. So ſchön Druck und Papier ſind, ſo hätten auch eine Menge Druckfehler vermieden werden ſollen. S. 33. muſs es ſtatt 20000, 2000 heiſsen. Neues für Aerzte darf man natürlicherweiſe in einer ſolchen Schrift nicht erwarten. Doch verdienen folgende Stellen eine Auszeichnung: Das Blattergift (S. 53.) ſteckt auch durch Speiſe und Trank an. — Beyſpiele. Nur der Dunſt der *reifenden* Blattern (S. 58.) ſteckt aller Wahrſcheinlichkeit nach *nn* — ein Beyſpiel von einem Kinde (S. 57.), welches erſt den fünften Tag (nach Ausbruch der Blattern bey einem ſeiner Geſchwiſter) entfernt wurde, und unangeſteckt blieb, indeſs das dritte, zurückbleibende die Blattern bekam und daran ſtarb. — S. 59. Vor dem ſechſten Monate ihres Lebens werden Kinder ſelten natürlich angeſteckt. — S. 62. Der Strich von Breslau, wo der ſchleichende Fluſs Ohlau mit Unrath angefüllt, hinfließt, iſt der ſchlimmſte für anſteckende Krankheiten, beſonders die Blattern. — S. 85. unter den Erleichterungsmitteln haben die Blaſenpflaſter Vorzüge, ſo wie Fuſsbäder zu einer halben bis ganzen Stunde beym Ausbruche, wo das Fieber heftig war und der Ausbruch zögerte, nach des Vfs. Erfahrung; ganz warme Bäder (S. 85.) noch vorzüglicher. Die Warnung vor allem unnöthigen Blutlaſſen überhaupt, iſt trefflich, und ein wahres Wort zu ſeiner Zeit geredet. S. 97. lobt er *Dimsdale's* Pulver als Erleichterungsmittel, ſchränkt aber doch (S. 100.) das allgemeine Lob ſolcher Arzneyen ſehr ein. Als Vorbauungsmittel (S. 104.) widerräth er den Campher. — S. 159. Die Stütze der allgemeinen Ausrottungsplane, die ſich auf das Beyſpiel der ehemals vertriebenen Peſt gründet, fällt dahin, wenn man bedenkt, daſs die Peſt mehr Erwachſene ergreift, wenigſtens drey Viertel der Einwohner tödtet und mit ſo groſser Schnelligkeit und Wuth um ſich greift, daſs die Menſchen die allerverzweifeltſten Mittel ohne Bedenken ergriffen um ihr Leben zu ſichern, welches ſie auch dann noch nicht ſicher glaubten, wenn ſie die Peſt ſchon überſtanden hatten (weil dieſe Krankheit mehrmals den Menſchen ergreifen kann.) Die Blattern hingegen befallen gröſstentheils nur Kinder, tödten höchſtens ein Drittel, tödten nicht ſo ſchnell, laſſen immer noch Hoffnung zur Geneſung übrig, und man iſt frey von ihnen, wenn man ſie einmal überſtanden hat. Man ſieht, um wie weit weniger die Menſchen ſich gedrungen fühlen können, ſolche heftige Anſtalten gegen die Blattern, als gegen die Peſt zu ergreifen. Auch ſind die Blattern kein ausländiſcher Feind, den man nur zu entfernen brauchte; ſie haben unſre Länder unterjocht, ſind bey uns einheimiſch und faſt überall, wenigſtens in groſsen Städten immer einheimiſch. S. 162. Es bleibt die Frage, ob wir in neuern Zeiten, wo wir die Heilart der Peſt beſſer kennen, auch ſo gutwillig zu einem ſolchen Abhaltungsmittel ſchreiten würden? Ueberhaupt ſtellt er die Unthunlichkeit der allgemeinen, gewaltſamen Ausrottung ſo in ihrer Blöſse dar, daſs, wer es lieſt, wohl ſchwerlich mehr mit einem Gedanken daran hängen wird. Doch ſprechen keine Erfahrungsgründe ſo ſtark gegen die eigenmächtigen Ausrottungsplane, als (S. 184. 185.) die Geſchichte der Stadt Cheſter in England, wo bey allen guten, eifrigen und milden Vorkehrungen ſich doch ſo viel Widerſtand und unwidertreibliche Hinderniſſe fanden. Blos die *allmählige Minderung* des Uebels bleibt uns übrig, die Glücks genug iſt. Die Beförderung der Einimpfung (mit der Sorgfalt, daſs keine natürliche Epidemie dadurch verbreitet werde) durch Prediger, Kalender u. ſ. w. durch Abkündigung der geneſenen Kinder von der Kanzel u. ſ. w. Während zehn Jahren (S. 219.) ſtarben allein in Schleſien 37034 Kinder an natürlichen Blattern. Die Vortheile der Einimpfung werden ſehr wahr dargeſtellt. S. 222. Die Convulſionen vor dem Ausbruche ſind nicht ſo wünſchenswerth, als man gewöhnlich wähnt; ſie bringen zuweilen die ſchlimmſten Blattern. Die Milderung der natürlichen Blattern durch zweckmäſsige Behandlung trägt er ſehr belehrend vor. S. 244. reine, öfters erneuerte (gewärmte) Wäſche, erneuerte, nicht zu kalte, nicht zu warme Luft — öfteres (S. 250.) Aufſchneiden der Blattern dringend aus Erfahrung empfohlen.

Doch kann Rec. nicht umhin, dem ſonſt ſo vorſichtigen Vf. einige Erinnerungen (für eine zweyte Auflage) zu thun. „Daſs (S. 41.) das Blatterngift von ſo wirkſamer Art ſey, daſs es auch nur (ſchon) in *unendlich* kleiner Menge hinreichend ſey, die Geſundheit zu zerſtören," iſt ſehr uneigentlich geſagt und groſsen Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt. — Gewiſs gehört einiger Grad von Diſpoſition zur Anſteckung; aber wird der Laye, wenn ihm ſo viel (S. 43.) von nöthiger Diſpoſition dazu geſagt wird, ſich nun nicht mit einer leichten Möglichkeit ſchmeicheln, daſs ſeine Kinder wahrſcheinlich unangeſteckt bleiben könnten, wenn ſie auch mit Blatterkindern Umgang hätten, weil erſt ſo viel Diſpoſition zur Anſteckungsfähigkeit gehöre? Wie ſelten fehlt die Diſpoſition dazu! oder vielmehr, wie ſo ſehr unbedingt ſtecken die Blattern an! Auch möchte Rec. die Behauptung (S. 56.) nicht verbürgen, „daſs das Fieber ohne Ausſchlag nicht vor Anſteckung auf immer bewahren könne," und ſich nicht gern die ſehr wahrſcheinliche Ausſicht rauben laſſen, *durch die allmähliche Näherung der Kinder an die Blatteransdünſtungen* (auf *O' Ryans* Verſuche S. 110. geſtützt), ſie unanſteckbar zu machen, und ſo allmählich die Blattern auszurotten, auch ohne Impfung! — Die fernere Prüfung des Nutzens der Ausdrückung des Blutes aus der

Nabelschnur" (S. 78.) verdient als ein abergläubiges Mittel dem Layen eher ausgeredet als empfohlen zu werden. — Alle Abende ein warmes Fussbad für die noch nicht geblatterten Kinder, wenn die Blattern herumgehen (S. 84.), kann wie alle *allgemeine* Erleichterungspräservative dem Layen auf eigne Hand nicht gestattet werden. — Die Menge Körperfehler, die der Vf. S. 203. aufzählt, welche durch die Vorbereitungskur zur Inoculation alle entfernt würden, ist allzugrofs. Der Laye wird mifstrauisch, wenn er alle die Versprechungen liest, welche zu erfüllen kaum zum geringsten Theile in der Macht des Arztes steht. — So wie auch der Satz (S. 204.): „Wüfsten wir die Ankunft der natürlichen Blattern so sicher, als die der künstlichen, wir würden sie *eben so gutartig* machen können," der guten Sache schaden mufs. „Warum sollen wir denn also, spricht nun der Laye, unsre Kinder nicht zur natürlichen Ansteckung in Blatterstuben schicken, da die natürlichen eben so gutartig gemacht werden können, als die geimpften. Sie dürfen die kranken Kinder nur küssen, so werden sie so gewifs, als von der Impfung angesteckt? Die Zeit, wenn sie ausbrechen, lafs sie auch ein Paar Tage später seyn, als bey den geimpften, die kann man ungefähr so genau wissen, als bey der Inoculation, wo der Ausbruch ebenfalls nicht auf den Tag zutrifft." Da wäre denn alles wieder niedergerissen, was der Vf. auf den übrigen Seiten so schön aufbauete.

Es ist jedoch zu erwarten, dafs der Unkundige diese kleinen Flecken nicht bemerken, wenigstens nicht zum Schaden anwenden wird. Alle übrige Belehrungen sind dagegen defto vortreflicher, so dafs Rec. wünscht, dafs dies Buch in Jedermanns Händen seyn möge.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gotha, b. Ettinger: *Gothaischer Hofcalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr* 1798. 120 S. *auf das Jahr* 1799. 108 S. 24. (jeder 16 gr.)

In Ansehung der *stehenden* Artikel behauptet dieser Almanach den Vorzug der zweckmäfsigen Abfassung und Gemeinnützlichkeit, und verdient daher die Ehre der Uebersetzung in das Italienische, welche ihm die *Florentiner* Gelehrten bekanntlich in jedem Jahre von neuen geben. In den vorliegenden beiden Jahrgängen sind die *neuen* Artikel von dem Hn. Bibliothekar *Reichard* in Gotha überaus wohl gewählt. Die *chronologischen* Tabellen der Kaiser und Könige von Dänemark, England, Frankreich u. s. w. — Die *Uebersicht der Macht des russischen Staats* von *Galletti* und *von Zach Geschichte der Astronomie*, die in den vorliegenden Jahrgängen fortgesetzt sind, werden gewifs nicht durch den nachfolgenden Almanach aus dem Gedächtnisse der Leser verdrängt, wie sonst gewöhnlich der Fall ist. In dem von 1799. ist vorzüglich die *Theorie* vom *Maafs* und *Gewicht* für den praktischen Gebrauch gut bearbeitet. Die *Chronik der Zeit* vom Hn. D. *Klebe*, ist eine sehr nützliche Almanachsrubrik und Hn. *Blumenbach's* Name bey naturhistorischen Aufsatzen, ist schon allein für deren Gemeinnützlichkeit Bürge. Aus eben diesem Fache ist die Beschreibung der *harmonischen Grotte* auf der Insel Staffa, von Hn. D. *Reineke*, welche Rec. ehemals aus *Fauja's* Munde oft mit Entzücken hörte. Zu wünschen wäre es, dafs die angehängte und nicht mit in der Seitenzahl begriffene *neufranzösische Zeitrechnung* hinführo mit dem gewöhnlichen Zeitcalender parallelisirt würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Crusius: *Ueber den methodischen Unterricht in der Geschichte auf Schulen*, von *J. F. L. Danz*. 1798. 120 S. 8. (8 gr.) Nachdem der Vf. zuerst der vortheilhaften Gestalt gedacht, welche die Geschichte zu unserer Zeit und zwar vorzüglich durch die Bemühung deutscher Gelehrten erhalten, und nachdem er die Fehler gerügt hat, welche beym Unterricht in der Geschichte auf Schulen noch begangen werden, theilt er die Vorschläge selbst mit, die hauptsächlich darin bestehn, dafs er, wie *Gaspari* bey der Geographie, auf drey Classen von Schülern Rücksicht nimmt, nämlich: 1) auf den eigentlichen Gelehrten 2) den Mann von Literatur und Geschmack und 3) den gebildeten Bürger.

Bey dem *ersten* Cursus, welcher nur Grundlage, roher Entwurf ist, der in der Folge weiter ausgeführet wird, wäre vorzüglich auf den Bürger Rücksicht zu nehmen, und er müfste nur das enthalten, was jeder Mensch, als solcher, zu wissen nöthig hat. Der *zweyte* Cursus, mit dem eigentlich der gelehrte Unterricht in der Geschichte anhebt, bauet auf das Gerüste und die Grundlage des ersten weiter etc. hier verlanget Griechische und Römische Geschichte die gröfste Ausführlichkeit, die neuere Geschichte hingegen wird blofs in einer allgemeinen Uebersicht, nur in andeutenden Umrissen angegeben, um dem folgenden Cursus gleichsam in die Hand zu arbeiten. Der *dritte* Cursus beschäftiget sich vorzüglich mit der neuern Geschichte. S. 36. „Eine ausführlichere Darstellung derselben mufste bis hieher verspart werden, da sie ohne Zweifel mehr Schwierigkeiten hat, als die ältere Geschichte; und da sie, um gehörig gefafst zu werden, eine ununterbrochene Aufmerksamkeit und einen schon sehr geübten Verstand voraussetzt. Sie ist wegen der Menge zusammenwirkender Kräfte verwickelter als die ältere, und es gehört ein sehr fester Blick dazu, um die Einheit in derselben zu beobachten." Bey jedem Cursus betrachtet er folgende Stücke: 1) das Alter der Schüler, 2) die erlangten Vorkenntnisse, 3) künftige Bestimmung der Schüler, 4) den folgenden Cursus und das Verhältnifs, in welchem sie alle wechselseitig zu einander stehen, 5) den Vortrag, 6) die Hulfsmittel, den Vortrag zu erleichtern oder zu verkürzen und deutlicher zu machen, wohin er vorzüglich Bilder und zweckmäfsig eingerichtete Landkarten rechnet, 7) die Wiederholung, theils als Prüfung, theils als Mittel, die Schüler auf die Hauptmomente aufmerksam zu machen. Was der Vf. über diese Punkte sagt, ist so vernunft- und erfahrungsmäfsig, dafs man diese Schrift den Schullehrern mit gutem Gewissen empfehlen darf.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. May 1799.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Schneider: *Neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth* von *Karl Heinrich Lang*, Königl. Preuss. geh. Archivar zu Bayreuth und Plassenburg. Erster Theil. Vom J. 1486 bis zum Jahr 1527. 218 S. 8.

Die Gründe, welche den Vf. bestimmten, die neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth mit dem J. 1486 anzufangen, giebt er in der Vorrede an. Damals erhielten die beiden Fränkischen Fürstenthümer durch ihre Trennung von der Kur eigene Regenten, und in jener Zeit, mit welcher man die neuere Geschichte überhaupt beginnet, entwickelten sich die Reichsritterschaft und die Landstände, waren die Reformation und der Bauernkrieg Begebenheiten, von welchen jene ihre mächtigen Wirkungen schnell nach Franken verbreitete, dieser aber *dasselbe vorzüglich* traf. So gern man daher das *Ziel*, von welchem der Vf. ausging, sich gefallen lassen wird; so angenehm ist die Versicherung desselben, dass sein Freund *Henze* zu Thurnau die alte Bayreuther Geschichte bearbeite. Dem Urheber dieser Schrift war wenig vorgearbeitet, wie das überhaupt bey jedem Geschichtschreiber seyn wird, der aus den Quellen sein Werk hervorbringt. Er hat gewöhnlich leichtere Arbeit, wenn er nicht viele Vorgänger zu vergleichen braucht; die Mühe, welche dies und die Widerlegung ihrer Irrthümer kostet, wird nicht einmal belohnt durch die vielseitigere Ansicht, welche sie hin und wieder bewirken mag. Seine äussere Lage verschaffte dem Vf. alle Quellen. Er betheuert, dass jedes aufgeführte Factum eine reine diplomatische Wahrheit sey. Die Urkunden als Beylagen anzufügen, wäre nicht rathsam gewesen. Wegen äusserer Hindernisse, die vom Verleger und Käufer herkommen, wollen wir dies zugeben; aber den übrigen Gründen, welche er für sein Verfahren angiebt, können wir nicht beystimmen. Bey dem unerreichbaren Tacitus finden wir freylich, wie der Vf. erinnert, keine Beylagen von *Senatus Consultis*, *Rescriptis Principum*, Lapidarinschriften und Obeliskentexten; allein die Nachwelt würde eine solche Sammlung ihm sehr gedankt, und die historische Wahrheit dabey sehr gewonnen haben. „*Cäsar, Friedrich der Grosse* fährt der Vf. fort, *haben ihren unsterblichen Werken keine Urkundenbücher angehängt. Wollte Gott, wir hätten mehr solche Meisterstücke, ich wollte alle Schätze des Lünigs, die ganze Europäische Fama darum geben. Wir Deutsche überhaupt sammeln zu viel und bauen zu wenig. Die Welt, die jetzt nachwächst, will nichts schwerfälliges mehr haben; kommen wir aber doch zum Trotz mit Folianten aufgezogen, so lauft man uns davon.*“ S. VIII. IX. Allein Cäsar und Friedrich der Grosse hatten für die vornehmsten Begebenheiten, welche sie erzählen, keine Urkunden, die sie anfügen konnten, und es ist ein grosser Unterschied, ob man etwas darstellt, welches man grösstentheils selbst vollbrachte und erlitt, oder ob man vergangne Zeiten aus fremden veralteten Nachrichten beschreibt. Auch möchte Rec. für die historischen Werke jener Helden, wenn sie nicht zugleich Quellen wären, selbst nicht eine dürftige Sammlung von Quellen hingeben. Diese lassen sich durch nichts ersetzen; Geist und Kunst in Bearbeitung der Geschichte werden sich nie auf immer aus der Welt verlieren. Auch kann man in der Geschichte nicht genug sammeln. Dass wir Deutsche es nicht noch zweckmässiger und genauer, nicht dass wir es zu viel thun, ist ein Unglück, und die eigentliche Bürde unserer historischen Literatur sind nicht die Sammler von Materialien, sondern jene ungeheure Menge von Geschichtschreibern, die historische Darstellungen liefern wollen, und ohne Geist, Kunst und Zweckmässigkeit aus den Quellen ihr Buch zusammenschreiben, und auf die Weise uns mit historischen Werken überhäufen, die im Grunde zu gar nichts von Zeitgenossen und Nachwelt gebraucht werden können. Wenn es endlich wegen des Kostenaufwandes nicht rathsam war, Beylagen von Urkunden zu machen: so war es dem Vf. doch Pflicht, durch Citate auf sie zu verweisen, sie mögen nun schon gedruckt seyn, wie es bey einem grossen Theile derselben der Fall ist, oder sich ungedruckt im Archiv befinden. Sind diese letzten nicht angeführt und näher bezeichnet; so muss es dem künftigen Archivar schwer fallen, dem Willen des Vfs. genug zu thun, dass er die Zweifel über eine Thatsache in dieser Schrift durch ein diplomatischen Beweis löse.

Diesen Erinnerungen *gegen* den Vf. wollen wir sogleich zwey Bemerkungen *für* ihn beyfügen: erstens, er hat seine Materialien mit jenem Sinne für Zweckmässigkeit ausgewählt, welcher das erste Erforderniss für die Geschichtschreibung, aber in der historischen Literatur der Deutschen selten ist; und zweytens, wiewohl keine Quellen angegeben sind; so würde man, auch ohne des Vfs. Versicherung, wie sorgfältig er sie benutzt habe, auf allen Seiten das Gepräge eines Studiums finden, wie es die Würde der Geschichte fodert.

Digitized by Google

Ganz Franken ſchien dem Tode des alternden Kurfürſten Albrechts mit freudiger Erwartung entgegenzuſehen. Durch die *Pfaffenſteuer* hatte er die Prieſter, durch ſeine Freude an *deutſchen Leſebüchern* den rohen Adel, durch die Nichtverbeſſerung ihres Schickſales die Bauern gegen ſich aufgebracht. Weil er ſich ſo viel Mühe gegeben, die Fränkiſchen Fürſtenthümer mit der Kur zu vereinigen; ſo glaubte man, daſs er die ganze Maſſe ſeinem älteſten Prinzen zuwenden werde; allein die Ueberredung ſeiner zweyten Gemahlin bewirkte, daſs die Fränkiſchen Fürſtenthümer den beiden jüngern Söhnen Friedrich und Siegmund zufielen. Die Regierung der beiden Brüder war gemeinſchaftlich; nur Wohnung und Renten waren jedem inſonderheit angewieſen. Nach einigen geographiſchen Beſtimmungen, einer Aufzählung der adelichen Familien im Lande, folgt eine Schilderung deſſelben. Mönche und Nonnen hatten ſich zahlreich eingefunden S. 14. „Karmeliter wohnten zu Neuſtadt an dem Fuſs des rauhen Kulmes, nach erhitzter Pilgrime Schwur des Karmels leibhaftem Bild.“ Die Verheerungen der Huſſiten hatten zur Folge, daſs das Land ſchöner wiederhergeſtellt wurde; das neue Bayreuth erhob ſich ſchnell zu einer ungewohnten Blüthe; aber doch blieb Kulmbach der Ort, wo die Pracht des Landes durch die Gegenwart des Hofes, der Kanzley und des Hofgerichtes, zahlloſer Geiſtlichkeit und herzuſtrömenden Adels am meiſten zur Schau geſtellt wurde. Nach flüchtigen Umriſſen vom Hofleben ſchildert der Vf., die Kanzley- und Aemter-Verfaſſung nach dem Beyſpiele der Obergebürgiſchen Regierung des Markgrafen. Der *Hauptmann auf dem Gebürg* ſtand an der Spitze der Geſchäfte, im Rath, beym Hof- und Lehengericht führte er den Vorſitz, commandirte die Veſtung Plaſſenburg und hatte die völlige Militär- und ausübende Gewalt in ſeinen Händen. Nächſt ihm waren gewöhnlich einige zwanzig Räthe, aus der landſäſſigen Ritterſchaft, die aber nur bey den gewöhnlichen Hofgerichtstagen oder auf Einladung des Hauptmanns erſchienen. S. 26. „Das wichtigſte Werkzeug der Regierung war der *Landſchreiber*, die höchſte Würde auf die damals ein Bürgerlicher Anſpruch machen konnte. Ohne ſein Vorwiſſen, ohne ſeinen Rath, durfte der Hauptmann nichts vornehmen; nichts konnte ohne ihn ausgefertigt werden, weil er das Siegel in Verwahrung hielt. Ihm war das Archiv anvertraut. Alle Perſonen der Obergebürgiſchen Kanzley muſsten ihm bey ihrer Verpflichtung Subordination angeloben. An ihn lieferten die fürſtlichen Aemter und Renteyen ihre Zinſen, Steuern, Umgelder und übrige Gefälle. Durch ihn gingen alle Ausgaben. Er muſste die Aemter viſitiren; er war der *Lehen-Probſt*; er war ſogar verpflichtet, das Schloſs mit verwahren zu helfen...“ Der *Probſt* vereinigte in ſeiner Perſon die Aemter eines Vorſtehers der *Hofkirche*, eines Verwahrers der Haus-Reliquien und Heiligthümer, eines zweyten Archivars, und eines Gegenſchreibers von dem Landſchreiber. Die Stelle des Probſtes nahm ihr Ende bey Gelegenheit der Reformation; dem Landſchreiber wurden allmählig ſeine Federn ausgerauft. Juſtizſachen und Staatsſachen haben aber nie vor dieſen letzten gehöret. Jene kamen an das Hofgericht; Nachbars Differenzien, Reichstagsſachen und auswärtige Correſpondenzen beſorgte gewöhnlich ein *Doctor Juris*, dem ein paar *Knaben* zum Schreiben beygegeben waren. Nur aus dem Adel wurden die Amtleute genommen, von denen der zu Hof in der Folge den Titel eines *Hauptmanns* erhielt. Nicht ſowohl Wiſſenſchaften und Rechtskenntniſſe, ſondern vielmehr *militäriſche Talente* ſchien man von den Amtleuten zu erwarten. Verhältniſs der *Kaſtner* und *Vögte* zum Amtmanne. S. 29. „In wichtigen Fällen berichtete der Hauptmann auf dem Gebürg an den Markgrafen oder wie es hieſs: *nach Hof*, wo der *Hofmeiſter* als erſter Miniſter, die oberſten Hofchargen und der bürgerliche *Kanzler*, der in verwickelten Sachen den Vortrag machte und die geheime Kanzley dirigirte, ein eigenes Miniſterium formirten, dem als Subalternen wieder beſondere *Kanzley-* und *Kammerſchreiber* untergeben waren.

Markgraf Siegmund ſtarb ſchon 1495: am Ende ſeines Teſtaments bat er ſeinen Bruder, daſs er ſeine Unterthanen nicht zu ſehr mit dem Wildprett beſchädigen möge. Der Geſchichte von Friedrichs Alleinherrſchaft in den fränkiſchen Fürſtenthümern gehen zuerſt Bemerkungen über den Zuſtand der Finanzen, die Steuern und die Art ihrer Erhebung im Lande voran. Wo konnte man die Vortheile einer guten Kameralverwaltung beſſer fühlen, als in einem Hauſe, welches die Erfahrung gemacht hatte, daſs man um Geld auch Kurfürſtenthümer kaufe? Ein vortreffliches Mittel, bey ihr eine allgemeine Ueberſicht zu erhalten, waren die ſogenannten *Landbücher*, in welche alle Schuldigkeiten der Unterthanen, die in den Dörfern geſeſſenen Edelleute, die Grenzen der Dorfmarkungen, und ſonſt noch andere wichtige Privilegien und Urkunden eingetragen wurden. Noch jetzt müſſen ſie faſt täglich benuzt werden. Mühſam und ſcharfſinnig ſind dann einzelne Data über den Zuſtand der Waldungen, der Bergwerke, den Handel, die Induſtrie überhaupt, die Kriegsverfaſſung, das gerichtliche Weſen, die Polizeyanſtalten, auch über Sitten und wiſſenſchaftliche Cultur u. ſ. w. ſo einigermaſsen zu einem Ganzen vereinigt. Darauf wendet ſich der Vf. zu den Verhältniſſen der fränkiſchen Fürſtenthümer zu andern Reichsſtänden. S. 87. „Man handelte ſelten nach allgemeinen Grundſätzen, nach einem gemeinſchaftlichen Intereſſe, ſondern die zahlreichen Stände vereinigten ſich nach dem Inſtinkt ihrer vielfachen Provinzial- oder Familienintereſſen in verſchiedene Conföderationen, die ſich durch ihren wechſelſeitigen Druck oft lange auf ihrer Stelle behaupteten, und ohne es zu ahnden, einer höhern Politik zum beliebigen Werkzeug dienten. Diejenigen Stände, mit welchen die Markgrafen binnen dieſem Zeitraum am gewöhnlichſten zuſammen hielten, waren

die

die Kurfürſten zu Mainz, Cölln, Sachſen, Brandenburg, Wirtemberg und Heſſen..." Helle Blicke über die politiſche Lage des Hauſes Zollern, vorzüglich in Hinſicht auf die böhmiſchen Revolutionen, an dieſem Platze genugthuend, wenn auch im allgemeinen nicht vielſeitig genug, und dann Erörterungen, beſonders über Streitigkeiten mit Nürnberg, die früher als der Anfang der beſtimmten Periode waren, dienen ſehr dazu, um uns ſowohl im entfernteſten als nächſten Kreiſe der äuſsern Verhältniſſe der Markgrafen zu orientiren. Bedeutender als die Nachricht über die Fehden mit Nürnberg, Windsheim u. ſ. w. iſt die Erzahlung von dem Betragen des Markgrafen Friedrich gegen die inngeſeſſenen Edelleute, als der Adel in den fränkiſchen Fürſtenthümern, in Bamberg und Wirzburg Bewegungen erhob, um ſich gegen die landesherrliche Macht zu einem faſt unabhangigen Corps zu bilden. Zu Neuſtadt an der Aiſch verſprachen die mifsvergnügten Ritter ſich einander, alle Fehden unter ſich einzuſtellen, durch ein Austraggericht ihre Streitigkeiten abzuthun, welches aus einem Hauptmann oder Richter und ſechs Zuſätzen beſtehn ſollte. Auch in andern Angelegenheiten durften dieſe die Verſammlungen ausſchreiben. Die bekannte Vorliebe des Markgrafen für den Adel, welchem er auch jetzt erklärte, dafs der Edelmann ihm ins Herz geſchloſſen ſey, die Unſchlüſſigkeit, an welcher der Biſchof von Bamberg ihm gleich kam, beſonders aber der Umſtand, dafs der Biſchof von Wirzburg auch bey Ausführung der trefflichſten Ideen nicht ernſthaft gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machte, gaben jenem Bunde des Adels ſein Gedeihen. In dieſelbe Zeit ſetzt der Vf. den Anfang der *Landſtande* in den fränkiſchen Fürſtenthümern. In dem obergebürgiſchen ging die Entwickelung derſelben noch ſpäter vor ſich, als im untergebürgiſchen, wo der Vf. ihren erſten Keim im Jahre 1509 entdeckt, indem nämlich eine Verſammlung, welche der Markgraf zuſammengerufen, für die Ausführung ihrer Abſichten eine *beſondere Kaſſe* anlegt. Da noch von keinem Rechte der Verſammlung, Beſchlüſſe zu machen, keiner Verbindlichkeit des Landesherrn, dieſelbe zu befolgen, keiner eigentlichen Repräſentation die Rede iſt; ſo ſieht man leicht, wie dämmernd auch dieſe Spur von den Landſtänden noch ſey. Die Heerzüge, kaiſerliche Feldhauptmannſchaften etc. der Markgrafen, wodurch ihre beſten Plane unterbrochen wurden, wirkten mit zum Gedeihen ſo wichtiger Veränderungen in der Verfaſſung, wie Reichsritterſchaft und Landſtande waren.

In der Darſtellung, wie dem Markgrafen Friedrich von ſeinen ſchändlichen Söhnen das Regiment entriſſen, wie der Vater gemifshandelt und ins Gefangnifs geworfen wurde, herrſcht ein Genius der Biederkeit, welcher den Gegenſtand eben ſo anziehend macht, als für den Geſchichtſchreiber einnimmt. Es fehlt ihr ſelbſt nicht an zweckmafsigen feinen pſychologiſchen Bemerkungen, und der Scharfſinn des Vfs. wird bey Vertheidigung des Vaters gegen die Beſchuldigungen der Söhne von Herzen begeiſtert. Die Harte, welche der Erbprinz Caſimir wider ſeinen Vater ausübt, iſt auch in ſeiner Staatsverwaltung bemerkbar gemacht. Eben ſo iſt er auf eine treffliche Weiſe in Contraſt mit dem Bauernkriege geſetzt. Kein kleiner Zug, welcher den Charakter dieſes Uebels uns näher kennen lehrt, iſt vergeſſen worden. Wie reich an Belehrung für unſere Zeit ſind manche Bemerkungen z. B. dafs die wenigſten aus dem Bauernheer eine deutliche Urſache anzugeben mufsten, was ſie eigentlich wollten; dafs die Beſchuldigungen der Bauern über ihre Ausſchweifungen ungeheuer übertrieben waren! Und wie tiefgegriffen iſt der Gedanke, welchen auch ſchon *Möſer* geäufsert hat, dafs im Bauernaufſtande für den kaiſerlichen Hof die Gelegenheit offen dalag, über eine Menge kleiner Stände jene Obergewalt zu gewinnen, um die er ſpäter Jahrhunderte lang und vergeblich buhlte!.. Mit Triumph über das keineswegs glückliche Schickſal der beiden am meiſten entarteten Söhne des Markgrafen Friederich, über die Befreyung deſſelben, wenn gleich Georg, ſein zweyter Sohn ihm die Herrſchaft nicht wieder abtrat, beſchliefst der Vf. dieſen erſten Theil.

Offenbar weht in demſelben, bey allem mühſamen Fleifs, ein lebendiger Geiſt und Streben nach hiſtoriſcher Kunſt; aber eben deswegen können wir noch ein paar Erinnerungen nicht zurückhalten. Manche Sachen, welche wir faſt in jeder Hinſicht unfruchtbar nennen möchten, hat der Vf. ſelbſt in die lebhafteſten Partien ſeiner Darſtellung aufgenommen. Jene langen Verzeichniſſe von Namen der Hauptleute, Räthe, der Aemter u. ſ. w. können für den Geſchichtſchreiber zum Leitfaden dienen; aber der Leſer bedarf ihrer nicht, und das hiſtoriſche Leben wird durch ſie zu Grunde gerichtet. Haben ſie einen praktiſchen Nutzen; ſo können ſie ja in Anmerkungen u. ſ. w. beygefügt werden. Wegen dieſes Fehlers fällt ein anderer um ſo unangenehmer in die Augen. Die Lebhaftigkeit und Sprache, die Manier des Vfs. gehen zu oft und zu weit über die Gränzen der hiſtoriſchen Ruhe und Würde hinaus: Er erregt dadurch Verdacht, dafs er nicht ganz unparteyiſch und unbefangen ſeyn *könne*, wenn er es auch *wolle*, und verfällt zugleich in Künſteley. Dieſe verräth ſich in Stellen ſolcher Art: S. 2. „*Allein das Schifflein der Politik drohte diesmal an den Klippen der weiblichen Künſte einer zweyten Gemahlin zu ſcheitern, die durch ihre Seufzer und Thranen den zärtlichen Ehemann dahin gebracht u. ſ. w.*" Die Betrachtungen über das Schickſal der entarteten Söhne ſollte man für den rhetoriſchſten Theil einer Leichenrede auf den Vater halten. In ihr, aber nicht in der Geſchichte, dünkte uns z. B. folgende Ergiefsung über *Caſimir* ſchön: S. 213. „*Wer hatte um ihn weinen ſollen? Der gefangene Vater, den er nicht mehr um Vergebung bitten konnte? Die Brüder, die ſich auf ſeine Erbſchaft freuten? Die Gattin, die er um ihres*

Wappens willen freyte? Der ſammelnde Sohn, der ihn kaum von Angeſicht kannte? Die Unterthanen? Ach, denen er die Augen ausſtechen liefs, die konnten ihr eigenes Elend nicht mehr beweinen!..“ Dieſer letzte Zug iſt überdies ein rhetoriſcher Kunſtgriff und als etwas unwahres unter der Ehre der Geſchichte. Bey weitem der gröfsere Theil der Unterthanen hatten noch ſeine geſunden Augen, um hinlänglich weinen zu können. Uebrigens iſt jene Stelle ein merkwürdiger Beweis, wie ſchmal die Linie zwiſchen der edelſten hiſtoriſchen Darſtellung und einer Reizbarkeit iſt, welche die Geſchichte beleidigt. Wenn man die Fragezeichen wegnahme und die Ausrufungen als Facta ruhig hinſtellte, allenfalls noch etwas gedrängter; ſo wäre die Stelle im grofsen Geiſte des Tacitus. Solche Seufzer mit Ach! erlaubt ſich dieſer freylich auch nicht. Es iſt ein Triumph für den Hiſtoriker, wenn ſeine Leſer ſeufzen, und weinen, lächeln und lachen, von Gedanken erfüllt werden und bey Begebenheiten glühen; aber nur durch dieſe Wirkung vermuthe man, dafs dies alles bey ihm auch der Fall geweſen ſey; er habe das Anſehn, als ſey er nichts weiter, als der todte Spiegel, in welchem das höchſte Leben ſich abbilden kann, ohne dafs er etwas dabey leidet. — Endlich würde dieſes Buch weit mehr wirken, wenn der Vf. die Kunſt leiſe Uebergänge zu machen, beſſer verſtünde. Je abgeriſsner und dürftiger die Materialien ſind, deſto mehr bedarf es dieſer Kunſt, alſo in der deutſchen Specialgeſchichte ihrer am meiſten.

Leipzig, b. Supprian: *Helden des alten Roms und des neuen Frankreichs.* Erſter Theil. 1796. XIV und 371 S. kl. 8. mit einem ſchönen Titelkupfer. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. ſpricht in der Vorrede mit vieler Beſcheidenheit von ſeinem Unternehmen. Er hat die lobenswürdige Abſicht, durch Lieferung intereſſanter Lebensbeſchreibungen zu Verdrängung der Romane und Halbromane mitzuwirken. Ueber das, was die Leſer zu erwarten haben, erklärt er ſich in der Vorrede alſo: „Der Vf. befleifsiget ſich in den gegenwärtigen Aufſätzen ſtrenger hiſtoriſche Treue, ſchöpft bey ſeinen Biographien nur aus den Quellen ſelbſt, die er auch angiebt, und wagt keine vorgreifenden Raiſonnements, oder wohl gar abſprechende Entſcheidungen über zweifelhafte Abſichten, vieldeutige Geſinnungen, geheime Triebfedern der Handelnden; ſondern erklärt ſich hierüber nur da, wo ſich entſcheidende Urtheile aus der Natur der Dinge und aus der Zuſammenſtellung der Thatſachen von ſelbſt ergeben. Sein Plan iſt auf vier Bände angelegt, von denen jeder zwey Biographien enthalten ſoll, die als Seitenſtücke neben einander aufgeſtellt betrachtet werden können. Der erſte Band ſtellt dar den Römer *Coriolan* und den Franken *Dümouriez*; der zweyte zeichnet den *Pompejus*, den die Nachwelt den Grofsen nannte, und *Lafayetten*, den ſie ſo nennen wird; der dritte führt auf den *Antonius* und *Mirabeau*, und der vierte endlich den jüngern *Cato* und *Sieyes*. Es ſollen keine plutarchiſchen Parallelen geliefert werden: denn es gehört plutarchiſche Kunſt, und ſo viel Aehnlichkeit der Verhältniſſe und Verfaſſungen, als Rom und Griechenland zu gewiſſen Zeiten hatten, dazu, um der Geſchichte dabey nicht Gewalt anzuthun, — wenn anders nicht gar auch jener noch nicht übertroffene griechiſche *Meiſter*, wie es doch zuweilen ſcheint, dieſe Gewalt der Wahrheit angethan haben ſollte! Rec. hat den Vorſatz gut und zweckmäfsig gefunden; das Zurückbleiben der folgenden Theile laſst aber doch vermuthen, dafs das Publicum das Unternehmen nicht hinlänglich unterſtützt habe. Die Geſchichte des thätigſten Mannes, wenn er kein Abentheurer war, enthält nicht ſo viel Mannichfaltigkeit und Abwechſelung, als der gewöhnliche Romanenſchreiber in die Geſchichte des alltäglichſten Helden zu verweben weifs. Dem gröſsten Theile des leſenden Publicums iſt es nicht um Wahrheit, nicht um Belehrung zu thun; er verlangt nur Unterhaltung; und hier wird es ſelbſt dem talentvolleſten Biographen ſchwer werden, dem mittelmäfsigen Romanfabricanten den Rang abzugewinnen. Vielleicht würde unſer Vf. ſeinen Zweck noch eher erreicht haben, wenn er ſeine Lebensbeſchreibungen, beſonders die von Dümouriez, welche 270 S., oder beynahe ¼ des ganzen Bandes einnimmt, mehr zuſammen gezogen hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg, b. Ahl: *Gemeinnützige Aufſätze aus der Oekonomie - Kameral - und Staatswiſſenſchaft, nebſt mehreren dahin einſchlagenden Rechten und Verordnungen*, von *Johann Chriſtoph Cyriaci*; Herzogl. Sachſiſch. Coburg. Saalfeld. Forſt- und Jagdſecretär. Erſter Heft. 1798. 12 Bogen. 8. (18 gr.)

Obgleich die hier angeſtellten Betrachtungen gröſstentheils nur auf das Locale der Gegend anwendbar ſind, wo der Vf. lebt, und obgleich Rec. mit manchen Aeufserungen nicht einverſtanden iſt; wie z. B. mit den Abgaben auf Tauben, u. a. ſo hat doch der Vf. das unverkennbare Verdienſt, dafs er den Regierungen und Kammern mit vieler Freymüthigkeit ſehr empfehlenswerthe Wahrheiten ſagt, und in dieſer Hinſicht iſt die Fortſetzung zu wünſchen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 17. May 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, i. d. Schäferischen Buchhandl.: *Annalen der Arzneymittellehre. Herausgegeben von D. Johann Jacob Römer. Ersten Bandes drittes Stück.* 1798. 194 S. 8. (16 gr.)

Die ersten Hefte dieses periodischen Werkes, mit welchen wir unsere Leser schon ehedem bekannt gemacht haben, zeichneten sich durch mehrere gute Aufsätze, wichtige Beobachtungen, nützliche Nachrichten u. s. w. aus, und dieses neue Stück, welches den ersten Band beschliefst, ist, in Ansehung des Inhalts, seiner Vorgänger nicht im mindesten unwürdig; denn es enthält ebenfalls viel gute, theils eigene, theils aus ausländischen Schriften entlehnte Abhandlungen, die sich durch brauchbare Entdeckungen und Bemerkungen, durch wahrscheinliche Vermuthungen, nachahmungswürdige Vorschläge u. s. w. empfehlen, und es verdient also eben die günstige Aufnahme, welche jenen Stücken zu Theil geworden ist. Wir wollen, um unsere Leser von der Richtigkeit dieses Urtheils zu überzeugen, die Ueberschriften der vorzüglichsten Aufsätze, die der Herausgeber in dieses Stück aufgenommen hat, anführen, und zugleich den Hauptinhalt derselben kürzlich angeben. 1) *Josse vom Opium.* Der Vf. beschreibt das Verfahren, das man befolgen mufs, wenn man aus dieser Drogue ein zum medicinischen Gebrauche vorzüglich taugliches Extract, das in der Dose von einem Grane sehr wirksam ist, sich als ein vortreffliches besänftigendes Mittel verhält, und nicht das mindeste von der betäubenden und reizenden Eigenschaft des Mohnsaftes besitzt, bereiten will, und lehrt zugleich, wie man dasselbe sowohl für sich anwenden, als auch zur Verfertigung des Diacodiensyrops; des flüssigen Laudanums, und anderer Arzneyen benutzen könne. Der Vorschlag des Vf., welcher darin besteht, dafs man das Opium so bearbeite, wie man das Mehl der Getraidearten zu behandeln pflegt, wenn man aus diesem den klebrigen Bestandtheil rein darstellen will, dann das Auswaschewasser, welches allen Extractivstoff in sich hat, einige Male durchseihe und allmalig eindicke, scheint allerdings sehr gut zu seyn, und er verdient daher von den Apothekern befolgt zu werden. Der Kleber des Opiums, welcher sich bey dieser Bearbeitung abscheidet, ist, so wie das Harz desselben, zum innerlichen Gebrauche nicht tauglich, indessen sind diese Bestandtheile nicht ganz unnütz, man kann sie, den hier erzählten Versuchen zufolge, auserlich in der Gestalt von Stuhlzäpfchen, oder auf andere Art wider manche Zufälle mit vielem Vortheile anwenden. 2) *J. H. de Paiva Beschreibung der Jalappe.* Man hat lange gestritten, ob die officinelle Jalapppe die Wurzel des *Convolvulus Jalappa* sey, oder vielmehr von der *Mirabilis dichotoma* abstamme; H. *de P.* entscheidet diesen Streit; er hat Gelegenheit gehabt, die wahre Jalappenpflanze, die auch in den portugiesischen Staaten, besonders in der Gegend von Bahia in Brasilien, häufig wächst, an Ort und Stelle zu untersuchen, und seine Nachforschungen haben ihm gelehrt, dafs die zuerst genannte Pflanze die ächte Jalappenwurzel liefert, dafs die brasilianische Jalappe eben so wirksam ist, als die mexicanische, und dafs die Wurzeln verschiedener Arten der Mirabilis nicht die Heilkräfte jener Drogue besitzen. 3) *Ebendersf. über die Frucht des Dolichos pruriens.* Die Pflanze, welcher *Linné* diesen Namen gegeben hat, gehört eigentlich nicht zu der Gattung *Dolichos*, sie macht, zugleich mit den Arten, die *Dolichos urens, altissimus* und *lignosus* in dem Systeme dieses Naturforschers heifsen, eine eigne Gattung aus, die unser Vf. *Lavradia* nennt, und von der er eine genaue Beschreibung mittheilt. 4) *J. A. Schmidt Praktische Bemerkungen über die Augustuvorrinde, die schwarze Nieswurzel und die salzsaure Schwererde.* Das zuerst genannte Heilmittel hat Hr. *S.* in mehrern Krankheiten eben so wirksam, wie die peruvianische Rinde, gefunden; das wäfserige, mit einem kleinen Zusatze von Weingeist bereitete Extract der schwarzen Nieswurzel empfiehlt er als ein auflösendes Mittel, in der Verbindung mit andern guten Arzneyen, z. B. mit goldfarbenem Spiefsglasschwefel, Schleimharzen u. s. w. im anfangenden grauen Staar, bey Verstopfungen des Thränensacks u. s. w. und die salzsaure Schwererde zählt er unter diejenigen Mittel, die in scrophulosen Krankheiten angewendet zu werden verdienen; er ist kein unbedingter Herold des zuletzt genannten Products, indessen glaubt er doch, einige Male sehr gute Wirkungen von demselben in den erwähnten Krankheiten beobachtet zu haben, und er urtheilt daher, dafs es billig sey, dafs man in einem so schwer zu heilenden Uebel, wie die Skropeln sind, fernere Versuche mit diesem Mittel anstelle, bevor man es in die Classe der unwirksamen oder unnützen Arzneyen verweise. 5) und 6) *Alphons le Roy* und *Christ. Ehr. Weigel über den medicinischen Gebrauch des Phosphors.* Diese Verfasser haben ihren Gegenstand nicht auf eine und dieselbe Art behandelt; der erstere hat sowohl mit dem Phosphor selbst, als auch

mit der Säure deſſelben und mit dem weſentlichen Harnſalze, im bösartigen Faulfieber, bey Entkräftungen u. ſ. w. Verſuche angeſtellt, die ſehr glücklich ausgefallen ſind, und von welchen er ſeinen Leſern Nachricht giebt; der letztere aber theilt faſt bloſs (die Reſultate einiger Erfahrungen, die er bey Hunden gemacht hat, abgerechnet,) Auszüge aus den Schriften der Herren *Menz*, *Barchewitz*, *Weikard* und anderer Aerzte, die den Harnphoſphor innerlich angewendet und die bey dieſer Gelegenheit beobachteten Erſcheinungen beſchrieben haben, mit, und fügt zuweilen ſein Gutachten über dieſe Fälle bey; der Aufſatz des Hn. *le R.* iſt alſo wichtiger, als der des Hn. *W.*; indeſſen wollen wir hiermit der Schrift dieſes Vf. nicht allen Nutzen abſprechen; ſie enthält eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht der kliniſchen Verſuche, die mit Phosphor angeſtellt worden ſind, und ſie kann alſo den Aerzten, die ſich damit bekannt machen wollen und gleichwohl die Schriften ſelbſt, in welchen dieſe Verſuche erzählt ſind, nicht beſitzen, mit Recht empfohlen werden. 7) *P. P. Alyon über den Gebrauch des Sauerſtoffs gegen die Krätze und veneriſche Krankheiten*, 8) *W. Cruikſhank über den Gebrauch verſchiedener Säuren und einiger anderer Subſtanzen gegen die Luſtſeuche*, 9) *Th. Beddoes über die Wirkungen der Salpeterſäure in der Luſtſeuche.* In dieſen Abhandlungen wird die Behauptung vertheidigt, daſs der Sauerſtoff, oder die aus demſelben beſtehenden Säuren und überſauren Mittelſalze die veneriſche Krankheit und die verſchiedenen Zufälle derſelben ſehr gut und beſſer, als das Queckſilber und die aus dieſem Metalle verfertigten Arzneyen, heilen, und daſs dieſe Metallbereitungen eigentlich nur in ſo fern als antiveneriſche Mittel wirken, in wie fern ſie Sauerſtoff enthalten. Die Vff. haben mit Salben, die aus Fett und Salpeterſäure bereitet worden waren, ferner mit übergeſäuertem ſalzſauren Pflanzenalkali, mit Salpeterſäure, oxygeneſirter Salzſäure, Zitronenſäure u. ſ. w. Verſuche gemacht, und durch dieſe Heilmittel ihre Kranken, von welchen mehrere ſehr gefährliche Zufälle hatten, und mit andern Arzneyen, ſelbſt mit Queckſilberbereitungen ohne Nutzen behandelt worden waren, glücklich und ſo vollkommen, als man nur wünſchen konnte, geheilt; ähnliche Erfahrungen haben auch andere Aerzte mit verſchiedenen Säuren angeſtellt, und die Vff. empfehlen daher dieſe neue Heilmethode zur Nachahmung und verſichern zugleich, daſs ſie der bisher gewöhnlichen Behandlungsart auch um deswillen vorgezogen zu werden verdiene, weil ſie eben keine beſondere Diät und kein Hüten der Stube erfodere, auch mit keinen unangenehmen Folgen, während der Wirkung der Arzneyen, vergeſellſchaftet ſey, und man durch dieſelbe zuverläſſiger und ſchneller, als durch die gewöhnliche Methode, zu ſeinem Zwecke gelange u. ſ. w. Die zahlreichen Beobachtungen, mit welchen die Vff. ihre Behauptung zu unterſtützen ſich bemühen, ſind allerdings der Aufmerkſamkeit der Aerzte und Wundärzte in mehr als einem Betrachte werth, und ſie verdienen daher mit Sorgfalt wiederholt und geprüft zu werden. 10) *Briefe von der Tecamezrinde, einer neuen Cinchonaart, und von der braſilianiſchen Fieberrinde.* Die zuerſt genannte Rinde ſtammt, wie es ſcheint, von einer Art der Cinchona, die bey Tecamez, einem Dorfe auf der Küſte von Quito, wächſt und bisher den Reiſenden und Naturforſchern ganz unbekannt geblieben iſt. Hr. *Fr.* hat unlängſt einige Portionen dieſer Rinde aus London erhalten, er theilt daher eine genaue Beſchreibung derſelben mit und wiederholt zugleich das, was *Brown* in einem (London 1797 abgedruckten) Briefe an *Lambert* von den Heilkräften dieſer Drogue geſagt hat. Unſer Vf. hat, wie er ſelbſt geſteht, noch keine Gelegenheit gehabt, die Wirkſamkeit dieſes Mittels in Wechſelfiebern zu prüfen, aber mit der braſilianiſchen Fieberrinde hat er einige Beobachtungen angeſtellt, welche er hier kürzlich erzählt, und aus welchen er den Schluſs macht, daſs dieſes Arzneymittel in nachlaſſenden Fiebern wirklich ſehr heilſam ſey. 11) *J. G. Bremſer über Hoffmann's geſchwefelten Spieſsglaskalk mit einigen Zuſatzen.* Hr. D. *Kauſch*, der Vf. dieſer Zuſatze, beurtheilt die in *Bremſer's* Streitſchrift: *de calce antimonii ſulphurata* (die wir ſchon A. L. Z. 1797. Nr. 182. angezeigt haben,) angegebene Bereitungsart des geſchwefelten Spieſsglaskalkes und macht ſeine Gedanken über die Heilkräfte deſſelben bekannt. Er ſtimmt mit Hn. *Hufeland* darin überein, daſs dieſes chemiſche Product verkalkten Spieſsglaskönig, Schwefel *und andere* wirkſame Beſtandtheile in ſich habe, aber er glaubt, daſs dieſe Theile nicht in ſolcher Menge darin zugegen ſeyen, daſs man vorzüglich ſtarke Wirkungen davon erwarten, und ihm alle die Kräfte beylegen könne, die ihm *Hufeland* zugeſchrieben hat. Hr. K. ſelbſt hat ſich dieſes Mittels bedient, und er verſichert, daſs er, ob er ſchon ſtarke Doſen davon eingenommen hat, doch nur zuweilen Beförderung der Leibesöffnung und des Harnabgangs nach dem Gebrauche deſſelben verſpürt, aber nie eine Vermehrung der unmerklichen Ausdünſtung beobachtet habe; auch zweifelt er, daſs der anhaltende Gebrauch dieſes Mittels, wie doch *Hufeland* wähnt, den Scorbut zu erzeugen im Stande ſey u. ſ. w. Die Erfahrungen, ſo wie die übrigen Beweiſe, mit welchen Hr. K ſeine Meynung über die Wirkſamkeit dieſes neuen Arzneymittels unterſtützt, übergehen wir mit Stillſchweigen, da ſie eine weitläuftigere Zergliederung, als wir hier anſtellen können, erfodern, wenn man ſie gehörig prüfen will. 12) *Queckſilberſeife, ein neues mercurialiſches Präparat.* Dieſe Seife wird durch die Zerſetzung einer mit Waſſer verdünnten ſalpeterſauren Queckſilberauflöſung mittelſt alikaniſcher Seife bereitet. Der ungenannte Vf. dieſes Aufſatzes meynt, das Metall befinde ſich darin in einem ſchwach verkalkten Zuſtande, er vergleicht ſie daher in dieſem Betrachte mit dem auflöslichen Queckſilber des *Hahnemann*, und glaubt, daſs ſie innerlich mit Nutzen gebraucht werden könne. 13) *Vorläufige Nachricht über den*

Hen-

Kurort zu Imnau. Unter dieſer Aufſchrift theilt der Herausgeber einen Auszug aus *Mezler's* Abhandlung über das immauiſche Mineralwaſſer mit, und in dem letzten Abſchnitte, welcher *kurze Nachrichten* überſchrieben iſt, liefert er noch einige Nachträge zu den Aufſatzen der Hn. *Alyon*, *Cruikſhank* und *Beddoes* und macht ſeine Leſer mit einigen neuern Erfahrungen, z. B. *über die Wirkſamkeit des Seebades gegen den Wahnſinn und des Terpentinöls gegen innre Blutungen, über die Heilkräfte des Mahagonyholzes, des gelben Harzes, des Wiſsmuthkalkes, der Erdbeeren* u. ſ. w. *über die Beſtandtheile der Mineralquelle zu Godsberg, des Geſundbrunnens auf der Inſel Rügen* u. ſ. w. bekannt, die der Aufbewahrung in dieſem Archive allerdings nicht unwerth waren. — Hr. *Kühn* in Leipzig hat dieſem Stücke eine Vorrede beygefügt, worin er meldet, daſs ihm Hr. *Römer* die Herausgabe dieſes Werkes überlaſſen habe, und zugleich verſpricht, daſſelbe nach eben dem Plane, der bisher dabey zum Grunde gelegt worden, fortzuſetzen, und ſowohl für die geſchwindere Erſcheinung der folgenden Stücke, als auch für eine mehrere Vervollkommnung derſelben alle mögliche Sorge zu tragen. Die Erfüllung dieſes Verſprechens wird, hoffen wir, den Leſern ſehr angenehm ſeyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Fabeln und Erzählungen* aus verſchiedenen Dichtern geſammelt von *Karl Wilhelm Ramler*. Eine Fortſetzung der Fabelleſe. 1797. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Es kann jetzt den wackern Ramler nicht mehr kränken, wenn man offenherzig geſteht, was ſich doch nicht verhehlen laſst, daſs ſeine Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu corrigiren, etwas kleingeiſtiſches, illiberales und praceptormaſsiges hatte. Bekümmerten ſich die Abgeſchiedenen noch um den Nachruhm und das Schickſal ihrer Producte, ſo mochten die Manen Gesner's und Leſſing's wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beunruhigt worden ſeyn. Hätte der beſcheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritiſcher Untrüglichkeit gehabt, ſo dürften wir es nun nicht beklagen, daſs die ächte und urſprüngliche Geſtalt ſeiner Gedichte unter anmaaſslichen Verbeſſerungen verloren gegangen iſt. Bey dieſer Sammlung von Fabeln findet man weder eine Vorrede, welche über das Geſchäft des Herausgebers dabey Licht gäbe, noch irgend eine Nachweiſung über die Verfaſſer der einzelnen Stücke: dieſe mögen ſich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu ſeyn. Ein Verfahren, das in der That ſo ausſieht, als wenn er das Schulmeiſtern für viel etwas höheres gehalten hätte, als das Dichten. Dem Beurtheiler, der es der Mühe werth fände, Vergleichungen zwiſchen den Originalen und dem hier gelieferten Texte anzuſtellen, iſt dadurch die Arbeit ſehr erſchwert: man muſste mehr Beleſenheit im Fache der Fabeln, und mehr Geſchmack an dieſer Dichtart haben, als Rec. beſitzt, um ohne weitläuftiges Nachſuchen angeben zu können, wo jedes Stück hergenommen iſt. Allein der Werth der Ramlerſchen Verbeſſerungen laſst ſich auch ohne ſo viele Umſtände mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wo endloſe Alexandriner ohne Abſchnitt hinter einander drein ſtolpern, wie S. 65.:

> Und der kryſtallne Kronenleuchter angeſteckt —
> In freyer Luft, im niedern Hüttchen drohten mir —

S. 225. Im Hühnerhofe eines Herrn, den ſeine Renten
Ernährten, ward bey raren Tauben, Hühnern, Enten
Ein Häufchen *Gänſe* mit genährt.

S. 298. Geheimniſsvoll und dunkel finde
Ich alles bey dem Amor: Fackel, Flügel, Binde,
Den Bogen, Köcher und der Pfeile Wunderkraft.
Dies alles ſind Myſterien. In einem Tage
Erſchöpfet niemand dieſe Wiſſenſchaft.

wo Wohlklang und Quantität auf das gröbſte beleidigt werden, wie S. 141.:

> Acemadure war | ſchön, doch von hartem Sinn,

da kann man zehn gegen eins wetten, daſs die ungeſegnete Hand des poetiſchen Chirurgen Verwüſtungen angerichtet hat. Jeder leidliche Fabeldichter weiſs wenigſtens, daſs dieſe Gattung im Sylbenmaaſse die gröſste Leichtigkeit und Zwangloſigkeit fodert; daſs er alſo in freyen Jamben mit verſchlungenen Reimen ſich keine Alexandriner ohne Abſchnitt nach dem dritten Fuſse, (die überhaupt nur in gereimten Oden-Strophen anzurathen ſind) ja kaum fünffüſsige Jamben mit einem andern Abſchnitte als nach dem zweyten Fuſse, erlauben darf. Es iſt wirklich eine eigne Erſcheinung, wenn ein Dichter, der ein ſo groſses Gewicht auf die ſogenannte Correctheit legt, deſſen Gedichte um derſelben willen beſonders angeprieſen werden, bey ſeiner Verbeſſerung fremder unaufhörlich, ſelbſt gegen den Rigorism der äuſsern Form, verſtöſst, ja ihn zerſtört wo er ihn vorfindet; wenn jemand, der einen langen Lebenslauf faſt einzig damit zubrachte, Verſe zu feilen, nicht einmal ſo weit gediehen iſt, nur einen ordentlichen Hexameter zu machen. Von der Ueberſetzung Leſſingiſcher Fabeln, deren hier verſchiedene eingerückt ſind, in Verſe, haben auch anderswo Proben geſtanden. Die Proſa war gedrängt und raſch, die Verſe ſind matt, und zum Theil ſelbſt die Wahl der Sylbenmaaſse ſo beſchaffen, (z. B. reimloſe Alexandriner mit weiblichen Endungen und ohne Abſchnitt) daſs ſie gänzlichen Mangel an Gehör verräth. Und was ſoll man von dem Geſchmacke eines Kunſtrichters halten, der bey der einmal übernommenen geiſtigen Vormundſchaft Stellen wie folgende (in der Erzählung *Bankban* S. 245. u. ff.) ſtehen lieſs:

Digitized by Google

In allen Adern, glaubet Hein,
Rinn' ihm entflammter *Branntewein*,
Im Busen schlag' ein *Hammer*.

O fleuch! und sie dich ja nicht um,
Und siehst du was, so bleibe stumm,
Du Göttin keuscher Leyer!

Es ist nämlich von den Regungen die Rede, welche eine auf der Maskerade tanzende Schöne dem Markgrafen Hein verursacht, und deren eigentliche Art sich sogleich, wie sie sich in eine Nebenkammer zurück zieht, noch handgreiflicher offenbart:

Nicht Scherz mehr, nicht mehr Bruderkuss;
Geil ist des Wollüstlings Genuss,
Und jedes Wort verwegen.

Bald darauf weiss der Erzähler (wenn wir nicht irren, ein bekannter Name) sich noch viel mit seiner Delicatesse, indem er sich bey einer vorkommenden Nothzüchtigung folgendermaafsen aus dem Handel zieht:

Eine andere kleinliche Angewöhnung Ramler's, besonders in seinen späteren Jahren, war die Sucht unnütze Noten zu machen. Die hier beygefügten sind zwar herzlich mager, aber dafür auch nur wenige. Es ist zu wünschen, dass die Besorger seines literarischen Nachlasses seine Gedichte, bey der zu erwartenden neuen Ausgabe, theils von dergleichen störenden Zusatzen, theils von veränderten Lesearten, die, wie das Gerücht geht und einige erschienene Proben beweisen, beträchtlich viel daran verdorben haben sollen, befreyen, und den Dichter, der in der Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Grossen immer noch allein steht, sich selbst wiedergeben mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Klaubarth: *De Henrico I. Misniae et Lusatiae Marchione*, Commentatio I et II. — — scripsit *Frider. Augusti. Guilielmus Heneck.* 1797. und 1798. zusammen 6 Bogen in 4. Der Zweck dieser beiden, mit gründlicher Kenntnifs abgefassten, akademischen Gelegenheitsschriften geht theils dahin, die, zum Theil widersprechenden, Angaben der Geschichtschreiber über die Genealogie Markgraf *Heinrichs* zu berichtigen, theils die, bisher streitig gewesene Frage: ob Markgraf Dedo, Heinrichs Vater, die Markgrafschaft Lausnitz oder Meifsen, oder auch vielleicht beide zugleich, besessen habe? genau zu prüfen und zu entscheiden. In der *ersten* Abhandlung beweiset der Vf. aus guten Quellen, dass Heinrich ein Sohn Dedo's und der Adelheit von Brabant gewesen, und um das J. 1070 gebaren sey. Zwar machen ihn mehrere Schriftsteller zu Dedo's Bruder wegen einer, von *Christ. Beksmann* edirten Urkunde vom J. 1135, worinne Heinrich ausdrücklich ein Bruder desselben genennet wird; allein der Vf. erkläret dieses Diplom aus den nämlichen Gründen, welche *Hüttel* in seiner *meifsnischen Geschichte* S. 113. gegen die Aechtheit desselben vorgebracht hat, für falsch, und fügt aus einer, zu dieser Absicht noch benutzten Urkunde vom J. 1128 (in *Hirsching's* Beytragen Th. 2. p. 344.) einen neuen Grund hinzu, wodurch jener Verdacht ungemein bestärkt, und die Behauptung, dass Heinrich ein Sohn, aber kein Bruder Dedo's gewesen sey, aufser Zweifel gesetzt wird. In der *zweyten* Abhandlung liefert der Vf. einige Nachrichten von dem Kriege, in welchen Dedo mit K. Heinrich IV. verwickelt wurde. Seine herrschsüchtige und ehrgeizige Gemahlin, Adelheid, die alles über ihn vermochte, hatte daran den meisten Antheil. Sie reizte ihn, ihre Ansprüche auf die thüringische Güter ihres ersten Gemals (Graf Otto's von Orlamünda) mit Gewalt durchzusetzen, und in Verbindung mit den misvergnügten Thüringern gegen Heinrich IV. zu Felde zu ziehen. Dedo wurde aber überwunden, seine Schlösser Beichlingen und Scheidingen wurden erobert, er selbst gerieth in Gefangenschaft und starb 1075, nachdem er sich zuvor mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte. Eigentlich hätte ihm nun zwar sein Sohn Heinrich (*cui hereditaria successione Marchia debebatur*, sagt *Lampertus Schafn.* ad a. 1075) in der Markgrafschaft folgen sollen; allein K. Heinrich IV. liefs jetzt der Adelheit die, gegen ihn angesponnene Empörung empfinden, behielt ihren sechsjährigen Sohn, den sie ihm als Geisel zugeschickt hatte, in sicherer Verwahrung, und übertrug die erledigte Markgrafschaft Lausnitz nunmehro dem böhmischen Herzog Wratislaw, zur Belohnung seiner geleisteten Dienste. — Wegen der Frage: ob Dedo die Markgrafschaft Lausnitz oder Meifsen, oder auch beide zugleich im Besitz gehabt habe? geht der Vf. auf die vorherigen Besitzer der *Markgrafschaft* Meifsen zurück, und zeigt aus mehrern Stellen der alten Chronisten, dass selbige von Graf Wilhelmen zu Weimar auf seinen Bruder Otto von Orlamünda, nach dessen kinderlosem Tode auf Graf Ekbert I von Braunschweig und endlich von diesem auf seinen minderjährigen Sohn Ekbert II. übergegangen sey. Letzterer wird theils von *Lamberto Schafn.* ad a. 1076, theils nach andern diplomatischen Nachrichten ausdrücklich im Besitz der Markgrafschaft Meifsen aufgeführt; und obgleich auch Markgraf Dedo zuweilen als *Marchio Misnae* vorkommt, so hat doch derselbe diese Markgrafschaft — wie der Vf. wahrscheinlich zu machen sucht — nicht für sich, sondern nur als Vormund des minderjährigen Ekberts II. verwaltet. — Aufser den Gütern, die dem Markgrafen Dedo (nach S. XXIV.) in dem *pago Sitili* zuständig waren, besafs er auch wohl noch einen Distrikt *in pago Hassega*, der zwischen den Flüssen Saale, Unstrut und Wipper gelegen war, und worinn Dedo das Grafenamt bekleidete. Denn, nach dem Inhalt einer noch ungedruckten Urkunde *de dato Ingelenheim II Kal. Dec.* 1045 übergab König Heinrich III, seiner Gemahlin Agnes sein *praedium Schidingun situm in comitatu palatini comitis dicti in pago Hassega*. Das hier vorkommende Scheidungen gehörte also nicht, wie p. V. N. 4. angeführt wird, zur Allodialverlassenschaft des 1069 ohne Erben verstorbenen Markgraf Otto's, sondern es machte eine königliche Domaine aus, deren sich Dedo in dem Thüringischen Kriege bemächtiget hatte, und die K. Heinrich IV wieder eroberte. Uebrigens enthalten diese dem Umfange nach kleinen Schriften einen Reichthum von Nachrichten, der über diesen, noch ziemlich verwickelten Theil der alten meifsnischen Geschichte, manches Licht verbreiten und dem Geschichtsforscher zu nähern Untersuchungen Anlafs geben. Ueberall sind die Quellen aus den gleichzeitigen Chronisten wörtlich angeführt, und mit kritischem Scharfsinn benutzet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1799.

GESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. König: *Vie de Lazare Hoche*, General des armées de la Republique, par *A. Rousselin*. *Tome Premier*. 480 S. (nebst dem Bildnisse des Generals Hoche.) *Tome Second*. 488 S. (3 Rthlr.)

Mehr von Seiten der Kühnheit seiner Entwürfe, und von der Energie und der Beharrlichkeit in der Ausführung, als von Seiten seiner Kenntnisse und wahren Feldherrn-Talente achtungswerth, scheint *Hoche* uns mit einem Menzel, Trenk und Luckner in *eine* Classe zu gehören, und sonach war kein grofser Gewinnst für die Fortschritte der Kriegskunst von ihm zu erwarten. Sein Geschichtschreiber hat den revolutionären Ton, der zu Robertspierre's Zeiten herrschte, den zumal Barrere so sehr in Gang brachte und erhielt, bis zur Täuschung getroffen. *Dieselbe Abwechselung von Schwulst und Gemeinplätzen*; diese bunte Mischung von Anführungen aus ältern und neuern Schriftstellern; dies philosophisch seyn sollende Gewand, das der wahren Philosophie völlig fremd ist, und die wahre Gestalt nur zur Hälfte verbirgt; jene gesuchte Kürze, wo man unter dem Schein der Verachtung des Feindes und eigener Bescheidenheit, nur das Resultat mit wenigen Worten sagt, das aufs Geradewohl als Wahrheit aufgenommen werden soll, weil der Mangel an Detail die nähere Prüfung erschwert.

Hoche war 1768 in einer Vorstadt von Versailles von sehr armen Aeltern geboren, die ihm keine wissenschaftliche Erziehung geben konnten. Sein grofser Wuchs und seine schöne Gesichtsbildung war Veranlassung, dafs er unter der französischen Garde Kriegsdienste nahm. Er wandte das Wenige, was er von seinem Gehalte, oder von seinem Nebenverdienste erübrigen konnte, zum Ankauf von Büchern an, die er mit grofser Begierde durchlas. Unter diesen beschäftigten ihn vorzüglich die Werke der neuern französischen Philosophen und insbesondere die Rousseauschen. Mit einer zügellosen Einbildungskraft begabt, und ohne Vorkenntnisse zu besitzen, hatten diese Schriften eine aufserordentliche Wirkung auf seine an keine so starke Nahrung gewöhnte Seele, und wahrscheinlich war dies Studium die erste Veranlassung, dafs er nachher einer der eifrigsten Apostel der Revolution ward. Schon frühzeitig äufserte sich in ihm eine Abneigung, sich dem im Militair unumgänglich erfoderlichen Gehorsam zu unterwerfen. Hoche ward mehrmals wegen verübter Gewaltthätigkeiten und Vergehen gegen die Subordination gestraft. Er zeichnete sich durch seine Neigung zum Unruhestiften vor seinen Cameraden aus, welche durch das an ihm gerühmte hohe Gefühl für Gerechtigkeit, das ihn zu mehrern Händeln reizte, allenfalls entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden kann.

In den Zeiten der politischen Gährungen und Unruhen ist derjenige, der Muth und Kraft genug hat, sich an die Spitze zu stellen, immer gewifs, bald grofsen Anhang zu erhalten. Hoche's einnehmendes Wesen, sein Unternehmungsgeist und seine Verachtung aller Hindernisse erwarben ihm bald unter seinen Cameraden eine zahlreiche Partey. Gleich bey den ersten Auftritten der Revolution und insbesondere bey der Stürmung der Bastille, an der die französischen Garden bekanntlich vielen Antheil hatten, spielte er eine bedeutende Rolle. Bey der neuen Organisirung dieses Regiments ward er Adjutant. Er war in diesem Zeitraum la Fayette'n sehr ergeben. Der Kriegsminister Servant versetzte ihn als Lieutenant in das Regiment Rouerge, das zu Thionville in Besatzung lag. Während der Belagerung fand Hoche mehrmals Gelegenheit, Beweise von einem aufserordentlichen Muthe zu geben; nach der Aufhebung derselben ward er zu der Ardennenarmee geschickt, wo er die Bekanntschaft des Generals Leveneur machte, der sich seiner bey mehrern Streifparteyen mit gutem Erfolge bediente. Er verrichtete nachher den Dienst eines Adjutanten bey diesem General, und nahm an den verschiedenen Gefechten, die nach der Niederlage bey Altenhofen bis zu der gänzlichen Verlassung der Niederlande vorfielen, Theil. Leveneur schickte ihn, als Dumouriez die Armee verlassen hatte, nach Paris; allein kaum war er von dieser Reise zurück gekommen, als dieser General in Arrest genommen, und Hoche selbst, der sich seiner mit zu vieler Wärme angenommen hatte, vor das Revolutionsgericht in Douay geführt ward, das ihn aber frey sprach. Er ward nun zum Generaladjutant und Bataillonschef ernannt, und gleich darauf nach Dünkirchen geschickt, gerade in dem Augenblick, als die Armee des Herzogs von York vor dieser Stadt angekommen war. Hier commandirte er die drey heftigen Ausfälle vom 6ten, 7ten und 8ten Sept. 1793. Nachdem die Engländer die Belagerung aufgehoben hatten, erhielt er den Charakter als Chef der Brigade und zugleich das Commando über die Truppen, welche zur Deckung von Dünkirchen zurück blieben, und deren Stellung er

durch eine Art von verschanztem Lager bey Rosendal zu sichern suchte.

Hier entwarf er vermuthlich zuerst den Plan, England selbst anzugreifen. Er hielt 100 Bataillons, 15 Escadrons, 3 Compagnieen reitender Artillerie und 40 Stück schweres Geschütz für mehr als hinreichend zu dieser Eroberung. Das Schicksal schien ihm wenige Wochen nachher eine kleine Warnung zu geben. Er erhielt Befehl, einen Versuch auf Nieuport und Ostende zu machen, der nicht glücklich ausfiel. Der Vf. ist der Meynung, dass Hoche selbst das Corps, das diese Expedition ausführen sollte, in Person angeführt habe; Rec. glaubt aber mit Gewissheit versichern zu können, dass es unter den Befehlen des Generals Vandamme gestanden habe; wenigstens war dieser es, der an den versammelten Magistrat in Fürnes die Anrede hielte: *Je viens l'ous apporter la mort et la famine*, und den ein Mitglied desselben Mr. *de L.* durch die sehr passende Antwort: *Rien que cela, mon General?* aus aller Fassung brachte, wenn er ihn gleich nicht dadurch abhielt, den letzten Theil seiner Drohung in Erfüllung zu bringen. Vandamme war es, der Nieuport auf eine sehr grossprecherische Art auffodern liess, und der dem Wohlfahrtsausschuss jenen pralenden Bericht von Fürnes machte, in welchem er versicherte: der Hafen von Ostende werde in kurzem nicht mehr seyn. Welchen Antheil Hoche aber auch an dieser Unternehmung gehabt haben mag; so bleibt ausgemacht, dass sie eben so schlecht eingeleitet, als übel ausgeführt ward.

Hoche sollte nun auf einem gröfsern Theater wirken; er erhielt das Commando über die Moselarmee, die schon seit geraumer Zeit sich in einer gänzlichen Unthätigkeit befand. Einer seiner ersten Grundsätze war, die Truppen in einer beständigen Bewegung zu erhalten, und sie so viel, als die Jahrszeit nur verstattete, campiren zu lassen, um der Weichlichkeit entgegen zu arbeiten, und sie an die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu gewöhnen. Allein die Moselarmee war nicht allein aus Weichlichkeit unthätig; sie war schlecht organisirt und exercirt, woran vorzüglich das öftere Wechseln ihrer Generale Schuld war. Hoche arbeitete unablässig, die verlorne Disciplin herzustellen, und den Muth wieder zu beleben. Die Organisirung einer Armee ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; man liess ihm keine Zeit seine angefangene Arbeit zu vollenden. Nach dem damals in Paris zur Tagesordnung gehörenden Grundsatz, dass alle Angelegenheiten der Republik, wie im Treibhause, ausgerichtet werden müssten, verlangte der bey der Moselarme anwesende Repräsentant *St. Just*, dass in kurzer Zeit nicht nur kein Preusse im Elsass bliebe, sondern auch keiner von ihnen nach seinem Vaterlande zurückkehren sollte, um die Nachricht von den erlittenen Niederlagen zu überbringen!! Hoche zieht seine Armee zusammen, greift die Preussen bey Kayserslautern mit Heftigkeit an — und wird geschlagen.

Es ist klar, dass Hoche in diesem Zeitraume eine starke Partey in Paris gegen sich hatte; denn es war ihm nicht möglich, den Chef seines Generalstabes *Hedonville*, den man wider seinen Willen in Arrest gezogen, und nach Paris geschleppt hatte, zu retten: es scheint aber, dass man seine Talente kannte, denn er behielt, ungeachtet der erlittenen Niederlage nicht nur das gehabte Commando, (eine bis dahin in den Annalen der Republik unerhörte Sache) sondern er bekam auch von den Repräsentanten und selbst von den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses Briefe des Trostes und der Aufmunterung. Belebt durch dies ihm bewiesene Zutrauen, beschäftigt sich Hoche einzig, den erlittenen Verlust wieder gut zu machen. Bleiben die Feinde unthätig, schreibt er in einem seiner Berichte; so sind sie verloren. Der Erfolg rechtfertigte diese Prophezeihung. Hoche greift von neuem an, siegt in den Ebenen von Weissenburg, zwingt die Verbundenen die Stellung von Hagenau zu verlassen, und trägt dadurch nicht wenig zu dem Entsatz von Landau bey.

Unser Vf. ist so sehr für den Feldherrn, dessen Geschichte er beschreibt, eingenommen, dass er die glücklichen Fortschritte, welche die französischen Waffen am Ende des Feldzugs von 1793 im Elsass und am Rhein machten, einzig und allein ihm zuschreibt, und daher an vielen Stellen gegen Carnot und vorzüglich gegen Pichegrü ungerecht wird. Wir räumen ihm ein, dass der heftige und aufbrausende Charakter Hoche's mehr dem Geiste, der gerade in diesem Zeitraum in dem Wohlfahrtsausschuss und vorzüglich in den französischen Armeen herrschte, angemessen war, als das sanfte und vorsichtige Wesen Pichegrü's. Hoche war, wie Jean de Bry einst sehr richtig von ihm sagte, ein Kind der Revolution, im eigentlichen Sinn dieses Ausdrucks; nur unter solchen stürmischen Verhältnissen konnte er eine Rolle von Bedeutung spielen, in jeder andern Lage würde er nicht empor gekommen seyn. Pichegrü war für ruhigere Zeiten geboren, sein stiller Charakter war mit dem Revolutionsgeist im Widerspruch. Hoche sah die Revolution mit dem Auge eines entzückten Liebhabers an, der selbst die Fehler schön findet; Pichegrü täuschte sich nicht über ihre wahre Beschaffenheit; vielleicht hielt er sie nicht einmal für das, was sie wirklich war. Hoche hatte in Handeln über Pichegrü eine Ueberlegenheit, wie sie der leidenschaftliche Mann über den, der blos den Gründen der kalten Vernunft Gehör giebt, in den Fällen hat, wo die gröfsere oder geringere Energie für den augenblicklichen guten Erfolg entscheidet. Es ist aber falsch, dass, wie hier behauptet wird, Pichegrü die Disciplin verfallen liess; dieser General genofs das seltene Glück, nicht nur von seiner Armee, sondern auch von den Bewohnern der eroberten Länder geliebt zu seyn; der sicherste Beweis, dass er die Disciplin aufrecht erhielt.

Hoche erfuhr indefs bald auch an seinem Theile die Mifshandlungen, denen die Generale der französischen

fischen Republik ausgesetzt sind. Kaum kehrt er als Sieger mit seiner Armee in die vorher gehabten Standquartiere wieder zurück, als die Feindschaft mehrerer Personen von Gewicht, und unter diesen insbesondere des Rep. *St. Just*, ihm statt der Belohnung, die er mit Recht verdiente, einen schimflichen Kerker bereitet. Zu feige, ihn in der Mitte seiner Armee, die ihn als ihren Vater liebte, in Verhaft nehmen zu lassen, trägt man ihm zum Schein das Commando der italienischen Armee auf; allein kaum ist er zu Nizza, wo das Hauptquartier derselben war, angekommen, als man ihn in Arrest nimmt und nach Paris schleppen läfst, wo er, ohne verhört zu werden, nach der Conciergerie gebracht wird. Der Tod würde hier sein unvermeidliches Schicksal gewesen seyn, wenn der berühmte 9te Thermidor auch für ihn nicht die Stunde der Freyheit herbeygerufen hätte.

Hoche erhielt das Commando der kleinen Armee, welche den Namen von der Küste zu Cherbourg führte; und deren eigentliche Bestimmung war, die Aufrührer, welche unter den Namen von Chouans in diesen Gegenden grofse Verheerungen anrichteten, zu bekämpfen, womit nachher die Armee der Brester Küste vereinigt wurde. Rec. hatte gewünscht, über diesen merkwürdigen Theil aus Hoche's Leben hier einige nähere Aufschlüsse zu finden; allein die Darstellung des Vfs. ist hier eben so verworren und mangelhaft, als in den mehrsten Stellen seiner Geschichte. Nach dem, was Rec. aus dem hier angeführten, verglichen mit dem, was ihm glaubwürdige Personen, die Augenzeugen der dortigen Auftritte waren, versichert haben, als zuverlässig ausheben kann, war die Lage, in der Hoche die dortigen Angelegenheiten fand, kürzlich diese: die Chouans waren eine in der ganzen Gegend zerstreuete Räuberbande, die keineswegs den Zweck hatten, die Monarchie wieder herzustellen, obwohl sie unter diesem Vorwande sich oft viele Gewaltthätigkeiten erlaubten, und nicht selten ihre Zahl durch eifrige Royalisten, die sie täuschten, ansehnlich verstärkt wurden. Der Krieg, den die Republik mit ihnen führte, dauerte lange, weil von den französischen Generalen keiner ernstlich zu Werke ging, und die Chouans bey allen Gelegenheiten sich zerstreuten und verbargen, und nicht eher wieder erschienen, bis die Armeen auseinander gegangen waren. Die Aufrührer hatten mehrere Chefs, die Hoche sehr richtig beurtheilte, wenn er gleich nach seiner Ankunft dem Wohlfahrtsausschufs berichtete: „mit 200,000 Livres und 10 „Paar Epaulets, werden wir den grösten Theil dieser Aufrührer für uns gewinnen; der Stork wird das „übrige thun." Hoche entwarf den Plan, durch eine anscheinende Mafsigung und Schonung die Gemüther für sich zu gewinnen, bey der ersten Veranlassung aber mit desto gröfserer Strenge zu verfahren. Diesem Grundsatz gemäfs, behandelte er die Einwohner mit möglichster Schonung und suchte durch eine anscheinende Toleranz, die Geistlichen in sein Interesse zu ziehen. Der Wohlfahrtsausschufs hatte das Abhauen der den Bewohnern dieser Gegend so nützlichen Hecken, mit denen ihre Felder umzogen sind, befohlen, Hoche wagte es diesen Befehl nicht zu vollziehen. Er bestrafte die Soldaten aufs schärfste, die, wie vielfältig geschah, sich Plünderungen und Grausamkeiten zu Schulden kommen liefsen. In Rücksicht der militärischen Operationen aber vertheilte er seine Armee in kleine Corps, die in den verschiedenen Districten beständig herumstreifen mufsten, um alle Zusammenrottirungen zu verhindern. Der gute Erfolg dieser Anordnungen zeigte sich bald. Es schien als wenn sich die unruhigen Gemüther immer mehr zum Ziele legen würden; der Geist der Mäfsigung, der gerade in dieser Zeit zu Paris herrschte, hatte einen wohlthätigen Einfluss auf jene unglücklichen Gegenden. Der Wohlfahrtsausschufs ging aber in dem angenommenen System des Nachgebens weiter, als Hoche für rathsam fand, der gleich anfangs die Aufrichtigkeit der Anführer der Chouans in Verdacht zog. Man hielt Conferenzen mit den Chouans, ohne Hoche dabey zu Rathe zu ziehen. Bey einer Unterredung, die bey Rennes zwischen den Abgeordneten der Republik und den Chouans gehalten wurde, verlangte einer ihrer Chefs, Cormartin, sogar, dafs Hoche nicht zugegen seyn sollte. Selbst der Waffenstillstand, den die Republik mit den Chouans schlofs, scheint nicht sein Werk gewesen zu seyn. So viel sieht man mit Gewifsheit, dafs Hoche in dieser Epoche nicht sehr die Gewogenheit des Wohlfahrtsausschusses besafs; er würde wahrscheinlich bald das Commando dieser Armee verloren haben, wenn nicht die Ereignisse, die gleich nachher eintraten, seine Dienste mehr als jemals unentbehrlich machten.

Die Chouans, statt die Waffen niederzulegen, versammelten sich wieder; sie gingen mit ihren Anwerbungen mit vieler Dreistigkeit zu Werke, und nahmen sogar von Hoche's Armee, und selbst von seinen eigenen Leuten mehrere als Recruten an. Schon hatte Cormatin ein beträchtliches Corps beysammen, als Hoche ihn unvermuthet überfiel und gefangen nahm. Kurze Zeit nachher landeten die Emigranten zu Quiberon. Die nähern Umstände dieser Expedition sind aus mehrern Schriften bekannt; wir bemerken hier nur, dafs der Vf. von einer Capitulation zwischen Sombreuil und Hoche nichts erwähnt. Nach diesem Treffen erhielt Hoche auch das Commando über die Armee in der Vendée, wo aufs neue Unruhen ausgebrochen waren. Diese waren inzwischen so furchtbar nicht mehr, wie ehemals; der geschlossene Waffenstillstand hatte die Folge gehabt, dafs viele Aufrührer nach ihren Dörfern zurückgekehrt waren, und die verschiedenen Chefs viel von ihrem Ansehen verloren hatten. Diese begingen unstreitig dadurch einen grofsen Fehler, dafs sie bey der Abschliefsung des Waffenstillstandes sich nicht gänzlich unterwarfen; eine halbe Unterwerfung und eine halbe Beybehaltung ihrer Unabhängigkeit mufste natürlich ihr Verderben herbeyführen; denn während sie ihre

Macht zum Theil aus den Händen gaben, blieben die republikaniſchen Armeen nicht nur in ihrer vorigen Stärke, ſondern wurden noch vermehrt. Es ſcheint ſogar, als wenn die in ſpätern Zeiten bewieſene gröſsere Theilnahme der Engländer und Emigranten an dieſem Aufſtande den Republikanern eher vortheilhaft als ſchädlich geweſen ſey. Stoſſel und Charette, dieſe einſt ſo furchtbare Anführer, fielen beide in die Hände des Generals Hoche. Wir finden nicht, dafs die verſchiedenen Truppenabtheilungen, mit denen Hoche die ganze Vendée durchſtreifen lieſs, vielen Widerſtand fanden, und er hatte folglich keine Gelegenheit, ſeine Feldherrn-Talente zu zeigen. Deſtomehr wurde aber ſeine Energie und Beharrlichkeit auf die Probe geſetzt; beide Eigenſchaften lieſsen ihn über die unzähligen Hinderniſſe, die ſich einem Frieden in der Vendée entgegenſetzten, den Sieg davon tragen.

Kaum iſt der Friede geſchloſſen, und wir ſehen Hoche mit einer Anſtrengung, die nur eine heftige Leidenſchaft hervorbringen und unterhalten kann, zu ſeinem Lieblingsproject, einer Landung in Irrland, zurückkehren. Hoche war nicht der einzige, der von dem Haſſe gegen die Engländer beſeelt war; wir finden dieſe Leidenſchaft bey allen eifrigen Anhängern der demokratiſchen Verfaſſung in Frankreich. Man haſst gemeiniglich den am mehrſten, deſſen Schläge am empfindlichſten treffen; England war unſtreitig der furchtbarſte Feind; aber nicht dieſe Urſache allein, ſondern insbeſondere der Umſtand, dafs die demokratiſche Verfaſſung gerade die conſtitutionelle, die mit der engliſchen ſo viel Aehnlichkeit hatte, über den Haufen warf, machte, dafs man einen Theil des Haſſes, den man gegen die der Conſtitution ergebenen hegte, auf die Engländer übertrug. Die Freyheit, der die Engländer huldigen, hat eine andere Geſtalt, als die Göttin, der die Franzoſen Altäre bauen. — Die ſchlechte Beſchaffenheit der Marine, und die Abneigung des Admirals *Villaret Joyeuſe*, der die Expedition nach Irrland misbilligte, zu ihrer Wiederherſtellung hülfreiche Hände zu bieten, machte, dafs die Ausrüſtung der Flotte; welche die Truppen nach Irrland führen ſollten, nur ſehr langſam von ſtatten ging. *Villaret Joyeuſe* ward durch ſeine Ernennung zum Repräſentanten von Breſt entfernt, und da der Seeminiſter *Truguet*, die Bemühungen des Generals Hoche unterſtützte; ſo gelang es dieſem endlich, ſich mit 15000 Mann Landungstruppen einzuſchiffen. Ein heftiger Sturm trennte mehrere Schiffe und namentlich die Fregatte, worauf ſich Hoche befand, von der Flotte, wovon der gröſste Theil zwar auf der irrländiſchen Küſte ankam, aber in der Abweſenheit ihres Chefs nicht zu landen wagte, ſondern nach einem drey wöchentlichen Aufenthalt in dieſer Gegend, wieder ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Frankreich zurückkehrte. Hoche ſelbſt landete nach unzähligen Gefahren jeder Art wieder in Rochefort. Das erlittene Unglück hat ſeinen Muth nicht geſchwächt; kaum hat er wieder feſten Fuſs gefaſst, und ſchon dringt er auf die abermalige Ausrüſtung einer Flotte, um die nämliche Unternehmung aufs neue zu verſuchen. Sein Wunſch geht diesmal nicht in Erfüllung, ſondern er erhält das Commando der Sambre- und Maaſsarmee.

Die Armee hatte während ihres Rückzugs aus Franken unter Jourdan ſehr gelitten; ihre Wiederorganiſirung, und die Einrichtung einer beſſern Verpflegung, waren die erſten Gegenſtände, womit Hoche ſich bis zur Eröffnung des Feldzugs vorzüglich beſchäftigte. Er theilte die Armee in mehrere *groſse* Diviſionen, die aber, nicht wie ſonſt gebräuchlich iſt, aus verſchiedenen Armaturen zuſammengeſetzt waren, ſondern nur aus einer einzigen beſtanden. So machten z. B. die Jäger und die Huſaren, jede eine eigene Diviſion, die ganze Infanterie aber war in 6 Diviſionen eingetheilt. Der Vf. hält dieſer Einrichtung eine ſehr groſse Lobrede, die Rec. aber nicht unbedingt unterſchreiben möchte. Die Vertheilung der Artillerie bey den Brigaden hat z. B. groſsen Nutzen; auch ſieht Rec. nicht wohl ein, warum die leichten Truppen, die doch nie an einem Orte zugleich agiren, eine Diviſion ausmachen ſollen.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Stollberg* a. Harz, b. Schulze: *Der Dienſtſpiegel, und zwar erſtlich: Spiegel für Herrſchaften.* 1798. 38 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Der Dienſtſpiegel, und zwar zweytens: Spiegel für Dienſtboten.* 1798. 38 S. 8.

In Nr. 1. iſt das von den ländlichen Dienſtherrſchaften zu beobachtende Verfahren gegen ihr Geſinde in 60 Regeln, und in Nr. 2. die Obliegenheit des letztern gegen die erſtern in eben ſo viel Regeln zuſammengefaſst und in einer populären Schreibart vorgetragen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1799.

GESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. König: *Vie de Lazare Hoche, etc. par A. Rouffelin etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stucke abgebrochenen Recenſion.)

Der Plan des General Hoche bey Eröffnung dieſes Feldzuges war, während er den Theil ſeiner Armee, der ſich am rechten Rheinufer befand, in mehrern Abtheilungen die Sieg paſſiren lieſs, zugleich bey Neuwied über den Rhein zu gehen.

Die Niederlage, die der kaiſerliche General Kray erlitt, iſt noch im friſchen Andenken; auch aus dieſer Geſchichte erhellt ziemlich deutlich, dafs die angefangenen Unterhandlungen wegen der Verlängerung des Waffenſtillſtands an den Vortheilen, die Hoche hier erfochte, einen ſehr groſsen Antheil hatten. In andern Kriegen würde man von Gefechten dieſer Art wenig Aufhebens gemacht haben; denn das Krayſche Corps mochte aufs höchſte 4000 Mann ſtark ſeyn; in der vor uns liegenden Geſchichte hält der Vf. dieſe Affaire aber für einen ſo glänzenden Sieg, dafs er ſich in keiner geringen Verlegenheit befindet zu beſtimmen, welche merkwürdige That aus der Vorzeit würdig genug ſey, mit ihr verglichen zu werden. Wir haben über die verſchiedenen Gefechte, welche bis zu der Ankunft des Couriers von der Italienſchen Armee, der die Friedens-Nachricht brachte, vorfielen, mehrere Druckſchriften ſowohl von Oeſterreichiſcher als Franzöſiſcher Seite, wovon die Antwort auf das Oeſterreichiſche Bülletin von einem angeblichen Officier des Generalſtabes des Generals Hoche von dem letzten ſelbſt iſt. Ein Ungenannter hat beide Schriften in einer kleinen Broſchüre, (ſ. A. L. Z. 1798. Nr. 146.), mit einander verglichen, und mehrere in beiden enthaltene Unrichtigkeiten gerügt. So viel iſt gewifs, dafs die Franzöſiſche Armee der Kaiſerlichen weit überlegen war, und ſich in einer viel günſtigern Lage befand. Der General Wernek würde vielleicht beſſer gethan haben, wenn er in der ſehr mifslichen Lage, in welcher er ſich befand, die erhaltene Diſpoſition dem Buchſtaben nach befolgt hätte, ſtatt eine neue zu entwerfen, die zu nichts beſſerem führten konnte.

Nach dem Frieden ward Hoche durch innere Unruhen zu Paris, die ſich mit Carnot's und Pichegrü's Sturze endigten, und woran er vielen Antheil hatte, ſehr beſchäftigt; es ſcheint auch, dafs er ſein Lieblingsproject England anzugreifen wieder hervor geſucht hatte; allein eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit, wovon er den Keim ſchon lange in ſeinem Buſen trug, endigte zu Wetzlar ſein Leben. Der Vf. ermangelt nicht, um die Scene zu verſchönern, eine Vergiftung mit ins Spiel zu bringen; die Beweiſe, die er anführt, ſind inzwiſchen ſehr unzureichend, und werden durch die von den deutſchen Aerzten bekannt gewordenen Nachrichten über Hoche's Krankheit widerlegt.

Der zweyte Theil iſt in mehrerm Betracht wichtiger als der erſte. Er enthält mehrere Briefe, die Hoche theils an die verſchiedenen Comités, an die Repräſentanten bey der Armee, an die Miniſter u. ſ. f. ſchrieb, nebſt Auszügen aus Ordern an die Unterbefehlshabers und an die Truppen; auch ſind einige freundſchaftliche und Familien-Briefe mit eingerückt. Das Ganze macht ein nicht ſehr zuſammenhängendes Gemiſch von ernſthaften und luſtigen, von ſehr unerheblichen und mit unter auch intereſſanten Gegenſtänden. Rec. hat nicht ohne Vergnügen den verſchiedenen Epochen nachgeſpürt, welche Hoche durchwandelte, ehe ſein Geiſt ſich aus der Rohigkeit bis zu einer verfeinerten Bildung erhob. Seine erſten Briefe und Ordres ſind voll wilder, überſpannter Ideen und Projecte; ſein Stil iſt ungebildet und verräth hin und wieder eine ſtarke Bekanntſchaft mit der Sprache, die in den Wachtſtuben gebräuchlich zu ſeyn pflegt. Die Wörter *Bougre, Foutre, Diable*.... u. ſ. ff. kommen alle Augenblicke vor. Er macht ſich über das Talent ſchön zu ſchreiben, das Pichegrü beſitzt, luſtig; unvermerkt fängt er aber ſelbſt an, mehrere Aufmerkſamkeit auf ſeine Schreibart zu verwenden.

Einige Berichte über die Lage in der Vendée und über die zweckmäſsigſten Mittel, den dortigen Krieg zu endigen, wie nicht weniger die Briefe an Carnot, (für deſſen Kenntniſſe er eine mit Furcht verbundene Achtung gehabt zu haben ſcheint,) enthalten viele reiflich durchdachte Bemerkungen.

Seine Schreibart verſtand Hoche ſehr gut nach der Denkart eines jeden, an den er ſchrieb, zu verändern. Dies zeigt ſich beſonders in den Ordres, die er vor dem Anfange eines Treffens gab. Sie enthalten mehr Auffoderungen zur Tapferkeit und Declamationen, als eigentliche Diſpoſitionen. Aber anders ſchreibt er an die Generäle Morlot und Simon; anders an den klugen und feinen Deſaix. Nach der Beendigung des Krieges in der Vendée, ſcheint ſich eine trübe Stimmung ſeiner bemächtigt zu haben, die gegen das Ende ſeines Lebens immer herrſchender wurde, und vermuthlich in dem zerrütteten Zu-

ſtande ſeiner Geſundheit ihren Grund hatte. Dies Gemiſch von Rohheit und emporſtrebender Cultur, vom Bewufstſeyn ſeiner Energie und Stolz auf ſeine Thaten, mit dem Gefühl der immer mehr und mehr ſinkenden Kräfte des Körpers, geben mehrern freundſchaftlichen Briefen einen Anſtrich von ſanften Empfindungen, die hier urſprünglich nicht zu Hans gehören, obwohl er nicht ohne Sinn für die Freuden der Liebe und der Freundſchaft geweſen zu ſeyn ſcheint. So wie er aber ins thatige Leben übergehet, ſo erſcheint der Geiſt der Strenge, der eben ſo ſehr ein Werk der Grundſätze war, als er zu den Zügen ſeines Charakters gehörte, wieder im vollſten Lichte. Kein Mittel iſt ihm zu theuer, wenn es auf die Erreichung ſeines Endzwecks ankam. Er empfiehlt ſeinen Unterbefehlshabern Tauſchung jeglicher Art.

Dieſe Sammlung von Original-Stücken, die den Inhalt des zweyten Theils ausmachen iſt nach den Armeen, die er nach einander commandirte, eingetheilt. Sie würde ſehr an Vollſtändigkeit und Deutlichkeit gewinnen, wenn man zugleich die Antworten und die Belege, von denen oft die Rede iſt, mit abgedruckt hätte. Es ſcheint aber, dafs man bey der Bekanntmachung dieſer Originalſtücke, nicht mit ſehr vieler Aufrichtigkeit zu Werke gegangen ſey, ſondern alles unterdrückt habe, was in irgend einer Hinſicht den jetzt in Frankreich herrſchenden Meynungen anſtöfsig oder dem Andenken Hoche's nachtheilig ſeyn könnte. Was uns in dieſer Vermuthung noch mehr beſtarkt, iſt die Bemerkung, dafs in beiden Theilen, von dem Projecte eine Republik aus den an beiden Rheinufern eroberten Landern zu bilden, durchaus keine Rede iſt, woran doch, wie man zuverläſſig weifs, Hoche den gröfsten Antheil hatte. Vermuthlich fühlte ſein Biograph, dafs ein Project, das der franzöſiſchen Republik keinen Vortheil bringen würde, und den Bewohnern dieſer Lander ſelbſt durchaus ſehr verhaſst war, ſeinem Urheber zu keinem vorzüglichem Ruhme gereichen konnte.

Die in dieſem Werke befindlichen Generalcharten von den verſchiedenen Kriegestheatern, auf welchen Hoche commandirt hat, haben keinen beſondern Werth.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Schilderung der Franzoſen während der Revolution. Von einem Augenzeugen.* 1797. 342 S. 8.

Des angenommenen Charakters eines Augenzeugen und des hochklingenden Vorberichts der Berichtigungen und Ergänzungen gangbarer Vorſtellungen ungeachtet, kann Rec. nicht umhin, den gröfsten Theil dieſes Gemengſels für oberflächlich ſeicht, ungelautert in der Materie, abgeſchmackt und incorrect in der Form, und den übrigen erträglichen Theil für entlehnt und nachgeſprochen zu erklären. Keine neue Data und Aufſchlüſſe, keine belehrende Beobachtungen. Die behandelten Gegenſtände ſind etwa folgende: eine ſehr verunglückte und auf ſeichte und einſeitige Beobachtungen gegründete Schilderung des Charakters des franzöſ. Volks in einzelnen Zeitpuncten der Revolution und ſeiner Repräſentanten. Ueber Volksgeſellſchaften und Jacobinismus. Widerſpruch des Geſchreyes über franzöſiſche Emiſſarien und Propagandiſten in Deutſchland — wogegen bey aller Uebertreibung dieſes Geſchreyes, ſich doch aus Thatſachen neuerer Zeit manches einwenden liefse. — Ueber gezwungene Anleihen und Requiſitionen. — Plünderungen der Kirchen. —, Revolutionsgerichte, Behandlung der Gefangenen und Beſchreibung der Kerker. — Ueber den Hafs der Franzoſen gegen Fremde, beſonders auch gegen die *Deutſchen!* Hier möchte manches nicht ungegründet ſeyn. — Ueber die verſchiedenen franzöſiſchen Conſtitutionsacten; Aſſignaten; Erziehung etc. zum Theil entlehnt und überhaupt das Alltaglichſte, was darüber noch geſagt iſt. — Die Guillotine (wenig mehr, als die Ueberſchrift.) — Der Abſchnitt über die Emigranten endlich, iſt in der prophetiſchen Bibelſprache (nicht ſehr witzig) abgefafst. — —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MIETAU, b. Stelfenhagen: *Predigten durch das Bedürfniſs und den Geiſt der Zeit veranlaſst*, von *Johann Nicolaus Tilling*. 1796. 176 S. 8. (16 gr.)

Von der lebhaften, oft rauſchenden Sprache, von dem öfters an Ueppigkeit gränzenden Reichthum und der raſchen Lebhaftigkeit der Darſtellung in dieſen Vorträgen mag der Schluſs der zweyten und der Anfang der ſechſten Predigt zur Probe *dienen*. — Pr. 2. S. 36. „Und welches Vertrauen, welches fro„he muthige Vertrauen gebühret dem Gott, der ſo „weit half, dafs er auch weiter helfen werde! Er, „der die Tugend liebt, er, der ſie ſo ernſt gebot „und ſie zu *Bedingung* des *Lebens*(?) machte, er „wird, er kann ihr die freundliche hülfreiche Hand „nicht verſagen. Jeder gemachte Fortſchritt bahnet „und bürget den Folgenden; jede erſtiegene Stufe „zeiget in hellerem reitzendern Lichte die höhere. „Ja! von Kraft zu Kraft, von Würde zu Würde, „von Seligkeit zu Seligkeit drängt ſich der Weiſe, „der Chriſt, durch die Gaukelſpiele der leichtſinni„gen Thorheit, durch die *Sirenen Geſange* der Sinne „und Erdenlüſte, hinan zu jener *Sphare* von *Glorie* „und *Majeſtat*, wo die hohe Ahnung, die hier ſchon „ſeinen Buſen hob, ſich erklart, wo ſich ſein Glau„be in Schauen, ſeine Hoffnung in Genufs verwan„delt, wo er mit ſegnendem Blick auf die durchlau„fene Bahn zurückſchauet, und, durchdrungen von „*ſeligen* Gefühlen, ſpricht: ſie war der Mühe und „des Kampfes, ſie war der Thanen werth, womit „ich ſie bezeichnet habe.“ — Pr. VI. S. 83. zu Anfange: „Der Glaube an den Auferſtandnen, o ewi„ger Herr und Vater unſers Lebens! iſt, Glaube an „deine allmächtige Gotteskraft, an deine Weisheit „an deine unausſpechliche Menſchenliebe. Der Glau„be an den Auferſtandenen iſt die *Grundſaule* der „Tugend und der Ruhe von Millionen *irrender* und „trauernder Menſchen. Der Glaube an den Auferſtandenen, iſt unſer Führer und Beyſtand in den „Dun-

„Dunkelheiten, wo uns das Auge des Leibes und „das Auge des Geiſtes, die *Vernunft, ohnmächtig* „*verlaſst.* (?) Er iſt der heiligſte Bürge, jener gro„ſsen herrlichen Hoffnung, die uns aufrecht erhält, „wenn die Erde unter unſern Füſsen wanket, und „uns Leib und Seele verſchmachten will. O erhal„te ihn uns, ſtärke, belebe ihn, laſs uns ſeiner Kraft „und ſeines Segens immer mehr froh werden. U. „V." Die freye Manier, worinn der Vf. arbeitete und vermöge deren er ſich aller beſondern Ankündigung ſeines jedesmaligen Thema, oder der ſeinem Gedankengange zum Grunde liegenden Diſpoſition überhob, machte es ihm möglich, ſeines redneriſchen Schmuckes ungeachtet, manche bey der gewöhnlichen Form beynahe unvermeidliche Umſchweife und Wiederholungen zu vermeiden, wobey man ihm jedoch einräumen muſs, daſs in ſeinen Abhandlungen noch immer ganz gute Ordnung herrſcht. Indeſſen bleibt es bey der Art, wie er dieſe Manier anwandte, und bey der zuweilen nicht geringen Umſtändlichkeit der eigentlich nur einleitenden Betrachtungen doch zuweilen zweifelhaft, was er eigentlich als Hauptſache habe ſagen wollen, und die mehreſten dieſer Vorträge haben weniger die beſtimmte Form eines planmäſsig articulirten Ganzen, als vielmehr rhapſodiſcher obwohl ganz gut zuſammengereiheter Reflexionen und gelegentlicher Ergüſſe des Gefühls, daher es denn kommt, daſs es ſchwer hält, ſich von ihrem Inhalte und von dem reinen Gewinn, den man daraus für die Praxis zu ziehen hat, eine ſo deutliche Rechenſchaft zu geben, als wenn ihnen eine präciſere Expoſition des Hauptzwecks und der Hauptmomente, wodurch der Redner denſelben zu erreichen gedachte — eine Sache, die man eigentlich an keinem guten Kunſtwerke ſolcher Art ganz vermiſſen darf und die ſich mit einer ungezwungenen und gefälligen den Anſchein des Schul- und Fachwerksmäſsigen vermeidenden Form recht gut verträgt — zum Grunde läge. Rec. macht diese Erinnerung abſichtlich, damit nicht junge und lebhafte aber noch nicht gehörig mit Kritik ausgerüſtete Köpfe durch die Neuheit der Sache geblendet, dieſe Manier unbefugt nachahmen und dadurch in Unordnung, Unbeſtimmtheit und Seichtigkeit verfallen. Selbſt die gegenwärtigen Vorträge ſind nicht durchgängig von einer gewiſſen Oberflächlichkeit frey zu ſprechen, die insbeſondere dem erſten einer Huldigungspredigt und dem letzten mit der Ueberſchrift: *der Probierſtein des Wahren und Guten*, der vor dem Hange zu aufrühreriſchen Geſinnungen in dem gegenwärtigen Zeitalter warnen ſoll, auch einigermaſsen dem neunten *die Tugend allein ſichert uns die Unſterblichkeit* zur Laſt fällt; wie denn überhaupt der Totaleindruck von den meiſten, doch mit gänzlicher Ausnahme der zweyten in der That ſehr vortrefflichen Predigt, *wie viel näher dem Ziele!* am Jahresſchluſſe — mehr ein blendender und je zuweilen exaltirender, als ſittlich erwärmender und ausdauernd belebender ſeyn dürfte. Nicht ſelten hat auch den Vf. ſeine Lebhaftigkeit zu unbeſtimmten und übertriebenen Behauptungen, Widerſprüchen mit ſich ſelbſt, Bombaſt und Verſtöſsen gegen den guten Geſchmack verleitet. Schon die vorhin angeführten Stellen enthalten davon einige Beweiſe — was ſollen *Sirenengeſange* in einer Predigt — was denkt man ſich genau genommen unter einer *Sphäre* voll *Glorie* und *Majeſtät* — wie kann der Glaube an den Auferſtandenen uns zum Führer dienen, wo uns unſere Vernunft ohnmächtig verläſst; da uns alles, was er uns zu leiſten vermag, uns nur durch die Wirkſamkeit der Vernunft zu ſtatten kommen kann. — Sehr wenig edel iſt folgendes Bild S. 49. „der Geiſt der Selbſtheit und Erwerbſucht der alles „— Gute verhindert und die ſonſt ſo guten und viel„vermögenden Menſchen in nichtswürdige Hum„meln verwandelt, die dem ganzen ſchönen Bienen„ſtocke den Untergang bereiten" — unbegreiflich folgende Entgegenſtellung S. 60. „in einem chriſtli„chen Lande entweder ein Chriſt oder ein Atheiſt" — Sehr im Widerſpruche mit ſich ſelbſt iſt der Vf., wenn er in der IVten und Vlten Predigt darüber ſeufzt, daſs jetzt weit weniger Religion als ſonſt unter den Menſchen ſey, in der Vten aber zugiebt, daſs die Menſchen im Durchſchnitte jetzt doch wohl tugendhafter und frömmer ſeyn dürften, als ehedem. Höchſt abentheuerlich und unlauter iſt um mehreres zu übergehen der in der letzten Predigt S. 172. vorkommende Gedanke, daſs wir in dem Falle der Abweichung von irgend einigen (auch blos vor das Forum des Gewiſſens gehörenden) Vorſchriften des Chriſtenthumes unſer chriſtliches Vaterland verlaſſen und auf die nur der Befolgung jener Vorſchriften zugeſtandenen mit Uebertretung derſelben aber nothwendig wegfallenden bürgerlichen Vortheile Verzicht thun müſsten. — Zu welchen ſchändlich despotiſchen Maximen werden hier chriſtliche Regenten gleichſam autoriſirt; wozu überhaupt Religion und Chriſtenthum erniedrigt! Gänzlich mifslungen iſt dem Vf. der Anhang, der überhaupt nicht viel bedeutenden Huldigungspredigt — wir meynen Stellen wie folgende, wo von Catharina II. die Rede iſt S. 14. „deren *himmliſches* Herz in Wonne zerflieſst (?) „wenn der erhabene Endzweck (Menſchen zu be„glücken (?)) erreicht iſt." — S. 16. 17. „Gott! „wir küſſen in Demuth den Staub, aus welchem du „uns haſt werden laſſen (was heiſst das?), und prei„ſen mit Jubel deinen hohen heiligen Namen, daſs „*du* das Herz Catharinas der Gerechten, der Holdſe„ligen, der Gröſseſten und Mildeſten unter deinen „Geſalbten, *geneigt haſt*, den Zepter der *Liebe* und „des Segens, den du in ihre ſtarke Hand gelegt „haſt, auch über unſere Grenzen, über das Heilig„thum deines verlaſſenen und geängſtigten Volks „*auszuſtrecken*"!!! S. 18. *Gelingen* müſse *alles* — was die himmliſche Seele, (noch anderwärts heiſst ſie die *angebetetſte* unter den *Töchtern der Erde*) deine geſegnete Dienerin beſchlieſst, wünſcht und *begehrt* u. dgl. m. Rec. wünſcht, daſs man mit dieſem Tone, die edle und feine Art, wie Hr. Hofpr. Sack in ſeiner letzten Huldigungspredigt Perſönlichkeiten die-

ser Art berührt hat, vergleichen möge. So, wie Hr. T. hier that, zu sprechen, ist wider alle Lehrweisheit, da solche Tiraden aus dem Munde des Predigers, der als solcher keiner Parthey angehören soll, nothwendig die nicht unbedeutende Menge derer, welche über eine neu aufgedrungene Regierung misvergnügt waren, weit eher erbittern als gewinnen konnte. So zu schmeicheln, ist nicht nur der Würde des Religionslehrers, sondern selbst der Würde des Menschen durchaus entgegen. — Die Rubriken sämmtlicher zehen Predigten sind folgende: 1) Huldigungspredigt; 2) wie viel näher dem Ziele, zum Jahresschlusse; 3) am Neujahrstage; 4) der Geburtstag Jesu; 5) der Todestag Jesu; 6) die Auferstehung Jesu; 7) die Vollendung Jesu; 8) der Geist des Christenthums; 9) Tugend allein sichert uns die Unsterblichkeit; 10) der Probierstein des Wahren und Guten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Danzig* b. Wedel: *De fide historica Velleji Paterculi, in primis de adulatione ei affecta*, Commentatio critica lectionum indicandarum caussa scripta a *Carolo Morgenstern*, Philos. Doct. Eloqu. et Poes. in Athenaeo Gedanensi Prof. publ. ord. 1798. 48 S. 4. Der Zweck dieser Schrift geht dahin, den Vellejus Paterculus gegen den Vorwurf einer niedertrachtigen Schmeicheley, den ihm mehrere, besonders Lipsius, gemacht hatten, zu vertheidigen, oder wenigstens zu entschuldigen. Derselbe Gegenstand ist in derselben Absicht schon von Hrn. *Jakobs* in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Vellejus (Leipzig 1795) behandelt worden, welches Hrn. M. aber unbekannt gewesen zu seyn scheint, da er seines Vorgängers nirgends erwähnt. Uebrigens gehen beide Gelehrte ungefähr denselben Gang, und kommen zu denselben Resultaten. — Nachdem der Vf. die Verdienste des Vellejus, als Geschichtschreibers, seine Unparteylichkeit in Ansehung seiner Nation und ihrer Feinde, seinen Scharfsinn in der pragmatischen Darstellung, die Feinheit der hin und wieder eingestreuten Bemerkungen, und die Kunst, die er in seinen Charakterschilderungen darlegt, gezeigt und gerühmt hat, zählt er im zweyten Theile S. 7 die Stellen auf, die ihm jenen Vorwurf zugezogen haben, vergleicht sie mit den Urtheilen anderer Geschichtschreiber, besonders des Tacitus und Sueton, und zieht daraus S. 44. das Resultat, dass zwar das meiste von dem, was Vell. von Tibers Verwaltung erzählt, durch die ähnlichen Erzählungen des Tacitus und Sueton bestätigt werde, und man ihn also keiner offenbaren Unwahrheit zeihen könne; dass er aber das Gute durch rednerischen Schmuck übertreibe, vieles bemäntele, und manche für Tiber und seine Günstlinge nachtheiligen Umstände gänzlich verschweige. Von allen den Schandthaten, Ungerechtigkeiten und Greueln, die Tiber, besonders nach dem Tode des Germanicus beging, sagt Vell. kein Wort; zuweilen scheinen zwar dergleichen in seiner Erzählung durch, diese werden aber so dargestellt, dass Tiber selbst keine Schuld dabey zu haben scheint, oder, wenn sein Antheil daran nicht verhehlt werden konnte, sie sich in keinem ungünstigen Lichte zeigen. Tibers Charakter beschreibt V. gar nicht. Indess müssen wir hiebey nicht ausser Acht lassen, dass V. sein Werk noch vor Sejans Tode, nach welchem der schlechtere Theil von Tibers Regierung erst eigentlich anfängt, geschrieben hat. V. ertheilt zwar dem Sejan die grössten Lobsprüche, allein, da diese nicht den eigentlichen Charakter dieses Günstlings betreffen, so stehen sie mit dem, was Tacitus Ann. IV. 1. von demselben sagt, nicht im Widerspruche; und wenn V. die guten Eigenschaften Sejans herausliebt, und seine Laster mit Stillschweigen übergeht, so that er nicht mehr nicht weniger, als was Tiber, der Senat und Volk selbst thaten. (Dieses ist wohl keine Entschuldigung!) Wie hätte auch V. unterlassen können, diesen damals *so mächtigen* Günstling von der vortheilhaften Seite vorzustellen? — Wegen dieser Fehler und Mängel des Geschichtschreibers sucht der Vf. nun im dritten Theile den V. zu entschuldigen. Diese Entschuldigung besteht in vier Puncten. *Erstlich* war die Freyheit, seine Gedanken freymüthig zu äussern, unter den Kaisern, besonders dem Tiber, gänzlich unterdrückt. Man erinnere sich nur an den Cremutius Cordus; nach Dio Cassius LVII. p. 836 nahm Tiber nichts so übel auf, als wenn jemand seine Plane und Absichten errieth. Aber warum schrieb V. überhaupt unter solchen Umständen? Hierauf hat schon Ruhnkenius geantwortet, dass dann V. in der unthätigsten Ruhe hätte — *verfaulen* müssen, welches für einen grossen und ruhmbegierigen Geist so gut als Tod sey. (Hieraus würde als Grundsatz folgen: wer gern Ruhm erlangen will, und nur durch Schreiben dahin zu kommen hofft, der *muss* schreiben, unbekümmert, ob er durch die Zeitumstände gezwungen, Wahrheit oder Unwahrheit sagen, schmeicheln oder nach seinem Gewissen urtheilen muss!) *Zweytens* liess sich vielleicht V. durch Dankbarkeit gegen August und Tiber, denen er sein Glück grösstentheils zu danken hatte, und durch sein Verhältniss zu Tiber, unter dem er gedient, und den er also von einer vortheilhaften Seite, als General, kennen gelernt hatte, verleiten, ihn für besser zu halten, als er wirklich war. (So entschuldigt den V. auch H. *Jakobs* S. XVIII. besonders XXIII. und in der That scheint dieses, zusammengefasst mit der Bemerkung, dass V. seine Geschichte noch während der guten, oder wenigstens räthselhaften Regierungsjahre Tibers schrieb, die einzige Art zu seyn, wie man des V. Schmeicheley und Partheylichkeit eingestehen und ihn doch von der Seite seines Charakters, obwohl auf Kosten seiner Menschenkenntniss retten kann. Nur reimt sich hiermit wieder die eben S. 3. gerühmte pragmatische Kunst und der Scharfsinn, womit er die Charaktere schildert, und die verborgensten Triebfedern der Menschen aufdeckt, nicht; und noch weniger die S. 32. erwähnte Feinheit, womit er den Tiber entweder ganz aus dem Spiele lässt, oder alles zum Besten deutet). *Drittens* musste V. auch, da er sein Werk dem Consul Vinicius, einem Hofmanne, dedicirte, die vornehmsten Männer an Tibers Hofe *wohl etwas mehr, als er sonst nöthig gehabt hätte, preisen*, und *viertens* endlich erwähnt V. selten oder nie eines merkwürdigen Mannes, auch in den Zeiten der Republik, ohne ihm Lob oder Tadel, besonders aber jenes, zu ertheilen, und konnte also auch in Tibers Geschichte dieselbe Weise beybehalten. Viel auffallender wäre es gewesen, wenn er vom Tiber so spräche, wie er gethan hat, übrigens aber in Ansehung anderer Männer sich alles Urtheils enthielte. (Man könnte noch hinzufügen, dass ein Mann, der die Geschichte seiner Zeit und seines Vaterlandes schreibt, selten oder nie partheylos seyn kann, besonders wenn in der Zeit Partheysucht herrschend ist. Die Begebenheiten müssen für den Geschichtschreiber immer in einer gewissen Entfernung seyn, die, der Deutlichkeit einzelner Thatsachen unbeschadet, den allgemeinen Ueberblick des Ganzen erleichtert und befördert. Indessen, V. mag ein vorzüglicher Schmeichler gewesen, oder durch seinen Charakter, seine Bonhommie, seine Lage und Umstände verleitet worden seyn, die Sachen eher in einem günstigen, als nachtheiligen Lichte zu sehen, so darf doch dieses für uns auf die Beurtheilung seines historischen Werths keinen Einfluss haben. Wir beurtheilen blos den Schriftsteller, ohne den Charakter des Mannes ins Spiel zu mischen, und dann ist klar, dass wir uns auf des V. Geschichte nur bedingterweise, wenn er mit andern Schriftstellern übereinstimmt, oder unläugbare Thatsachen erzählt, verlassen können, im Uebrigen aber gegen ihn auf unserer Hut seyn müssen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Pſalmi annotatione perpetua illuſtrati* ab *Ern. Frid. Car. Roſenmüllero*, Ling. Arab. in Acad. Lipſ. Prof. Volumen primum. Oder auch: *Scholia in Vetus Teſtamentum.* Partis quartae *Pſalmos* continentis volumen primum. 1798. 547 S. Vorr. 1 B. Prolegomena S. LXII. gr. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Der doppelte Titel ſcheint zum Beſten derjenigen gemacht worden zu ſeyn, welche ſich von dieſem Werke entweder nur die Sammlung von Scholien über die Pſalmen, oder alle Theile, die von derſelben ſchon erſchienen ſind und noch erſcheinen werden, anſchaffen wollen. Der erſte Theil iſt ſchon im J. 1788., die verbeſſerte Ausgabe aber 1795., und der zweyte im J. 1790. herausgekommen. In beiden ſind die 5 Bücher Moſis enthalten. *Der dritte Theil* kam in den J. 1791 und 1793. heraus, und umfaſste in zwey Abtheilungen den Propheten Jeſaias. In dieſem vierten Theile macht nunmehr Hr. *R.* den Anfang mit den Scholien über die Pſalmen, und ſcheint das Ganze derſelben, da dieſe erſte Abtheilung nur erſt 20 Pſalmen in ſich begreift, auf 7—8 Bände berechnet zu haben; ſo daſs dieſe künftig die Stelle einer exegetiſchen Bibliothek, die eine wohlgeordnete Auswahl des beſten und vorzüglichſten, was in ſo vielen Ueberſetzungen, Erklärungen und Anmerkungen ſowohl von ältern als neuern Gelehrten über die Pſalmen geſchrieben worden iſt, in ſich faſst, werden vertreten können. Unter den ältern Auslegern der Pſalmen hat Hr. *R.* vorzüglich die Paraphraſen des zu Altdorf im J. 1591. verſtorbenen Esrom Rüdinger, die Ueberſetzungen des Martin Bucer und die Commentarien des Anton Agellius; unter den jüdiſchen Gelehrten aber die Scholien des Kimchi, Aben-Esra und Salomon Jarchi benutzt. *Jene* verdienten allerdings wegen ihres mit Gelehrſamkeit und Gründlichkeit verbundenen geſunden exegetiſchen Urtheils aus ihrer Vergeſſenheit herausgezogen zu werden; und *dieſe* haben uns doch auch als Männer, welche mit der hebräiſchen Sprache ſehr vertraut waren, bey ihren nicht ſelten abgeſchmackten Erklärungen, manche ſchätzbare Auslegungen aus den älteſten Ueberlieferungen erhalten, welche Hr. R. dadurch, daſs er überall ihre eigenen Worte anführt und durch beygefügte Ueberſetzung den Ungeübtern eine Anweiſung, ihre dunkle und kurze Schreibart kennen zu lernen, giebt, noch brauchbarer gemacht hat. Aufſerdem findet man hier das Beſte und Neueſte, was über die Pſalmen geſchrieben worden iſt, mit Rückſicht auf kleine und periodiſche Schriften, die ſich oft verlieren und leicht vergeſſen werden, in zweckmäſsiger Kürze und mit Geſchmack zuſammengeſtellt, ſo daſs junge Leſer mit weniger Mühe die Unterſuchungen und Reſultate der Exegeſe überſehen und daraus lernen können, wie weit man in der Erklärung der Pſalmen bis auf unſre Zeiten gekommen ſey. Hierbey verfährt Hr. *R.* ſo, daſs er jedesmal den Inhalt eines Pſalms bald weitläuftiger, wie bey Pſ. I. II. VII. IX. XIV. XVI. XVIII. bald kürzer, wie bey allen übrigen Pſalmen, die in dieſem Bande enthalten ſind, vorausſchickt und zugleich bey der Frage, von welchem Vf. und zu welcher Zeit der Pſalm verfertigt worden ſeyn möchte, einen Wink giebt, welcher unter mehrern Meynungen er ſelbſt beyzupflichten geneigt ſey. Hierauf folgen erſt Anmerkungen, in welchen eine ausführliche Wort- und Sacherklärung mit etymologiſch-philologiſch-antiquariſch-hiſtoriſchen Erläuterungen enthalten iſt.. Bey dem erſten Pſalm werden verſchiedene Meynungen über den Inhalt und Vf. deſſelben geprüft. Venema behauptete, daſs er mit dem zweyten Pſalm ein Ganzes ausmache und ſich auf die Zeiten beziehe, in welchen David als beſtimmter König den Saul zum Feind gehabt habe und der Verfolgung und Verachtung ausgeſetzt geweſen ſey; in welcher Lage er ſich und ſeinen Anhängern Troſt und Muth in dieſem Gedichte zugeſprochen zu haben ſcheine. Und ein Ungenannter hat in ſeinem *Verſuch einiger Beyträge zur hiſtoriſchen Auslegung der altteſtamentlichen Bibel* die Vermuthung geäuſsert, daſs der Inhalt dieſes mit dem zweyten zu vereinigenden erſten Pſalms deutlich auf das, was von dem Huſai und Ahitophel 2. Sam. XV. erzählt werde, hinziele. Dagegen hat Esrom Rüdinger ſehr wahrſcheinlich zu machen geſucht, daſs der Vf., in ſo fern es David nicht ſeyn könne, in den Zeiten der Maccabäer, in welchen viele von den Juden abtrünnig wurden und ſich zu den Feinden des Vaterlandes ſchlugen, gelebt haben müſſe. Aus dieſer Verſchiedenheit der Meynungen zieht Hr. *R.* die Folge, daſs jeder Verſuch, allgemeine Lehren auf gewiſſe Thatſachen hinzuziehen, ungewiſs ſey; und ſtimmt daher, weil der allgemeine Inhalt des ſich ſchon durch den leichten und planen Stil ſehr von dem zweyten unterſcheidenden erſten Pſalms an gar keine beſtimmten Perſonen denken laſſe, dem Thom. Gatacker bey, welcher in dieſem erſten Hymnus weiter nichts, als das alte Axiom der Stoiker: *Glücklich ſind die Tugendhaften;* un-

glücklich die Laſterhaften: gefunden und geglaubt hat, daſs er von dem Sammler und Ordner der Pſalmen ſtatt einer kurzen Vorrede vorangeſetzt, und vermuthlich deswegen auch in einigen Handſchriften gar nicht zu den Pſalmen gezählt, in andern aber mit dem folgenden verbunden worden ſey. Daſs der Vf. des zweyten Pſalms David ſelbſt ſey, iſt eine alte Meynung, die ſich von den Zeiten der Apoſtel herſchreibt. Auch die ſpätern Ausleger unter den Juden, Salomo Jarchi, Kimchi und Aben-Eſra behaupteten, daſs David dieſen Pſalm damals gedichtet habe, als die Philiſter die Burg der Jebuſiter eingenommen hätten und gegen den David zu Felde gezogen, aber von ihm geſchlagen worden wären. Hr. R. erinnert aber dagegen, daſs der Berg Zion v. 6. der *Heilige* genannt werde, welches erſt nach dem Siege über die Philiſter würde haben geſchehen können; und daſs der in dieſem Geſang geprieſene König auf eben demſelben Berge eingeſetzt, David hingegen erſtlich noch bey Sauls Lebzeiten zu Bethlehem vom Samuel, und hernach, als er die Regierung wirklich antrat, zu Hebron von den Häuptern des Stammes Juda zum König erklärt worden ſey. Ueberdies ſey in dieſem Pſalm von Völkern die Rede, welche ſchon unter der Herrſchaft der Iſraeliten geſtanden, und auf die Nachricht der neuen Königswahl ſich empört hätten, da doch bey dem Regierungsantritt des Davids noch keine auswärtigen Völker den Iſraeliten unterworfen geweſen wären. Wenn nun David nicht Vf. dieſes Pſalms ſeyn könne, ſo falle auch nicht allein die Meynung des Grotius, welchem Eckermann und Möller folgen, weg, daſs David dieſen Pſalm im 12ten Jahre ſeiner Regierung als Sieger der Philiſter und anderer benachbarter Völker gemacht habe; ſondern auch die Vermuthung des Venema, welcher Döderlein beygetreten iſt, daſs unter den erwähnten Völkern die Benjaminiten zu verſtehen ſeyen, welche den Isboſeth nebſt Sauls Familie gegen den David unterſtützt hätten; geſchweige denn, daſs mit Pfannkuche und Kuinohl an Abſaloms Mitverſchworne gedacht werden könne. Hr. R. erklärt ſich daher für die Meynung derjenigen, welche unter dem geprieſenen König den Salomo verſtehen, weil dieſer unter allen iſraelitiſchen Königen allein nach ſeiner Salbung in königlichem Pomp auf die Burg Zion gezogen ſey und auch wegen 2. Sam. VII, 12. den Namen eines *Sohnes Gottes* führen könne; und vermuthet mit groſser Wahrſcheinlichkeit, daſs der Prophet Nathan, als Verfaſſer, den Salomo, bey deſſen Regierungsantritt ohne Zweifel allerley Unruhen entſtanden, aber auch bald wieder gedämpft und deswegen nicht in den Jahrbüchern bemerkt worden waren, in dieſem Geſang als einen vom Jehova geſetzten König den Iſraeliten zu empfehlen, die Abſicht gehabt haben möchte. Im achten Pſalm, deſſen Veranlaſſung von verſchiedenen Auslegern verſchieden angegeben und — weil ſie auf die Erklärung weiter keinen Einfluſs hat — ganz unbeſtimmt gelaſſen wird, führt Hr. R. von dem ſchwierigen עַל־הַגִּתִּית acht Meynungen an und erklärt ſich für die von dem Hn. Storr in deſſen *Obſerv. ad Anal. et ſynt. Hebr.* S. 157. vorgetragene, daſs es der Infinitivus von נָתַן mit dem paragogiſchen ת ſey, und den Sinn habe: *vel ſupra ipſos coelos longe eminet tua gloria et magnificentia, ut illam nemo aſſequi poſſit.* Rec. zweifelt daran, ob dieſe Erklärung vielen einleuchten werde und glaubt, daſs der Sinn des erſten Vs. leichter auf dieſe Art gefaſst werden könne: *quam illuſtre eſt nomen tuum in terra, quemadmodum gloriam tuam dediſti* (i. conſpicuam feciſti) *in coelo.* Den Pſalm XVI. hält Hr. R. für gleichzeitig mit dem 56ten und vermuthet, daſs ihn David damals gemacht habe, als er durch den Jonathan von dem unverſöhnlichen Haſſe des Sauls benachrichtigt worden und zu dem König der Philiſter Achis geflohen, aus deſſen Händen aber blos durch ſeinen verſtellten Wahnſinn entronnen ſey. Daſs der Meſſias in dieſem Pſalm redend eingeführt werde, wird von ihm geleugnet, und zwar darum, weil ſich die Juden von jeher ihren Meſſias nicht als einen Prieſter, oder als einen bedrängten Menſchen, ſondern als einen Helden und mächtigen König gedacht hätten. Bey der Erklärung des Worts וְאַדִּירֵי im 3ten Vs. — welches Hr. R. ſubſtantive nimmt und den ganzen Vers überſetzt: *quod ad ſanctos attinet, qui in terra ſunt, amplitudines* f. *magnitudines omnis meae propenſionis in iis:* vermiſst Rec. die Bemerkung, wozu das כָּל mit dem folgenden ו vor dem אַדִּירֵי *dienen ſoll.*

Die *Prolegomena* beſtehen aus vier Capiteln. Das erſte handelt vom Urſprung der in dieſem vierten Theile der Scholien befindlichen Gedichte. Hr. R. findet ihn in den vom Samuel errichteten Prophetenſchulen, in welchen Redner und Dichter gebildet worden ſeyn, welche religiöſe Aufklärung unter dem noch rohen Volke durch Geſänge zu verbreiten geſucht hätten. Im zweyten Cap. wird unterſucht, zu welcher Zeit und von wem die Pſalmen verfertigt worden ſeyn. Den 90ten Pſalm ſcheint Hr. R. dem Moſes abſprechen zu wollen und verweiſt einſtweilen auf die zu ſeiner Zeit bey der Erklärung dieſes Pſalms vorzutragenden Gründe. Dem David legen die hebräiſchen Ueberſchriften 71. Pſ. bey. In der Alexandriniſchen Ueberſetzung führen noch elf andere ſeinen Namen, wiewohl ohne allen Grund. Hingegen haben andere, ohne daſs es die Ueberſchrift ſagt, den David ohnſtreitig zum Vf., indem Styl und Inhalt für ihn ſpricht. Diejenigen, welche dem Aſaph zugeſchrieben werden, (es ſind deren zwölf) ſollen alle, auſser dem 50ten, in die Zeit des Exils gehören. In eben dieſe Zeit mufs der einem gewiſſen Heman, dem Eſrachiten, beygelegte 88te Pſalm geſetzt werden, ſo wie auch der 89te, der einen gewiſſen Ethan zum Vf. haben ſoll. Vom Samuel und deſſen Schülern ſcheinen auch einige in dieſer Sammlung vorzukommen. Nur zwey Pſalmen, nämlich der 72te und 127te führen den Namen des Salomo, ob ſie gleich, ſo wie auch der 45te mehr auf ihn, als von ihm gemacht zu ſeyn ſcheinen.

Und

Und der 9te, 47te, 132te gehören wenigstens in sein Zeitalter. Aus den Zeiten der Könige scheinen ihm nur wenige, destomehr aber, und zwar vornehmlich diejenigen, welche von den Korachiten abgesungen werden sollten, aus den Zeiten des Exils, so wie auch einige so gar aus der Zeit der Makkabäer aufgenommen worden zu seyn. Das 3te Kap. handelt von der Sammlung, Eintheilung und Anzahl der Psalmen. Da hinter dem 72ten Ps. gesagt wird, dass sich hier die Psalmen Davids endigen; so hält man gewöhnlich diese Anzahl für eine vom David selbst entworfene Sammlung von Gesängen, welche in den heiligen Zusammenkünften hätten gesungen werden sollen. Hr. R. verwirft aber diese Meynung deswegen, weil sich Psalmen unter den 72. befinden, die zum Theil in eine spätere Zeit gehören, zum Theil aber auch blosse Wiederholungen enthalten, z. B. der 14te und 53te, der 70te und 40te, und vermuthet, dass diese erste Sammlung erst unter dem zweyten *Tempel*, und die zweyte um die Zeiten der Makkabäer gemacht worden sey. Die Abtheilung der Psalmen in fünf Bücher war schon zu den Zeiten des Hieronymus gewöhnlich, und gründet sich wohl auf das Schlusswort *Amen*, welches sich bey dem 41ten 72ten 89ten und 106ten findet, so dass also das *erste* Buch die Psalmen vom 1ten bis 41ten, das *zweyte* die vom 42ten bis 72ten; das *dritte* die vom 73ten bis 89ten; das *vierte* die vom 90ten bis 106ten, und das *fünfte die* vom 107ten bis zum 150ten in sich begreift. In Ansehung der Absonderung und Anzahl der einzelnen Psalmen herrschte schon von den ältesten Zeiten her eine grose Verschiedenheit, weil die Abschreiber, und zwar diejenigen, welche die Zahlbuchstaben dazusetzten, die Zwischenräume zwischen den Psalmen nicht genau beobachtet haben. Wo und bey welchen Psalmen dieses geschehen ist, wird angegeben. Das 4te Kap. handelt endlich von den Ueberschriften der Psalmen, die nur bey 25 Psalmen fehlen, sonst aber theils den Verfasser, oder die Sänger, theils auch die Veranlassungen, den Inhalt oder die Melodie angeben, und von einigen für neu, von andern aber für ächt gehalten, oder doch wenigstens dem Esra und Nehemia zugeschrieben werden. Hr. R. hält einige Ueberschriften für ächt und behauptet, dass alle Psalmen anfangs nach der Gewohnheit der arabischen und syrischen Dichter mit dem Namen ihres Verfassers bezeichnet gewesen, aber wegen des mannichfaltigen Gebrauchs, der bey dem Gottesdienst davon gemacht worden sey, mit andern, die Melodie und Instrumente betreffenden, Ueberschriften, welche er in einem besondern Anhang zu erklären gesucht hat, nach und nach versehen worden wären. Ob man gleich über alles, was hier aus den Prolegomenen ausgezogen worden ist, auch schon in des Hn. Hofr. *Eichhorn* Einleitung ins A. T. hinlängliche Auskunft finden kann, so wird man doch dasjenige, was Hr. R. mit gewohntem Fleisse und Scharfsinn über eben dieselben Gegenstände vorgetragen hat, und besonders die sorgfältig angeführten Quellen, woraus er geschöpft hat, zu schätzen Ursache finden, und überhaupt gar leicht bemerken, dass er seinen eigenen Weg gegangen sey. Wenn die Erklärung der Psalmen geendigt seyn wird, so verspricht Hr. R. eine Abhandlung, über Ordnung der Psalmen nach Inhalt und Zeitfolge und eine andere, in welcher er eine Classification derselben nach ihren verschiedenen Gattungen geben und des Hn. Nachtigalos Meynung von dem alten in den Psalmen befindlichen Drama prüfen wird.

Schneeberg, in der Arnoldischen Buchh.: *Abriss der Kursachsischen Kirchen- und Consistorienverfassung*, nach der gegenwärtigen *Eintheilung in Dioceses*, mit den darinn begriffenen Kirchorten in Städten, Flecken, Landparochien, Filialkirchen, Begräbnisskirchen, Hospital- und wüsten Kirchen, und Predigern; auch Bemerkungen, zu welchem Kreise, Amte, und unter wessen Collatur und Herrschaft jedes gehöret, sammt den eingepfarrten Ortschaften, und den in den Städten und Flecken befindlichen Schullehrerstellen u. s. f. Nebst einem Verzeichniss der merkwürdigsten Stifter und Klöster dieses Landes vor und nach der Reformation. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Rechtsgelehrte und Freunde der Sächsischen Staatskunde bearbeitet, von *Christian Gotthelf Fix. Erster Theil.* 1795. 303 S. gr. 8.

Was man in diesem Werke, von dessen Fortsetzung uns nichts weiter zugekommen ist, zu erwarten habe, geht aus dem weitläuftigen Titel zureichend hervor. Ausser *Iccander's* (*J. C. Crell*) *geistliches Ministerium des Kurfürstenthum Sachsen*, Leipz. 1723. 8. und mit Suppl. bis 1735. und *J. S. Göbel's Ursprung, Geschichte und Verfassung der Consistorien in den Kursachsischen Landen*, Freyberg, 1794. sind dem Vf. verschiedene eingesandte Nachrichten zu Statten gekommen. Auch hat er den im J. 1782 zu Dresden gedruckten *summarischen Extract* bey der General-Brandkasse, wo unter der Aufschrift: *Einnahmegeld von Kirchen etc.* die Inspectionen und Kirchorte befindlich sind, benutzt, und nach diesem ziemlich vollständigen Verzeichnisse die Consistorien und zugehörigen Kirchorte, jedoch nach alphabetischer Ordnung, entworfen. Indess sind manche Verbesserungen, z. B. bey den Städten hinzugekommen, auch in Ansehung der eingepfarrten Ortschaften verschiedene nähere Angaben bemerket worden. In dem vorliegenden *ersten* Theil ist zuförderst (bis S. 60.) nach vorausgeschickter kurzen Geschichte der Kursachsischen Consistorien etc. von den Hauptgrundgesetzen und der Ausübung der landesherrlichen Rechte in Kirchensachen überhaupt, und von der Religionsverfassung insbesondere, imgleichen von den beiden höchsten Landescollegien in Kirchensachen, dem geheimen Consilium und dem Kirchenrathe zu Dresden, und von den Consistorien überhaupt, nach den angeführten und anderen bekannten Schriftstellern über die kursächsische Staatskunde, gehandelt. Hiernächst ist, in Ansehung der speciellen Materien, der Anfang mit dem

dem *Oberconſiſtorium zu Dresden*, und den dahin gehörigen geiſtlichen Inſpectionen oder Diöceſen, nebſt den darinn befindlichen Kirchorten etc. gemacht, und die letzten ſind, mit den auf dem Titel angegebenen Bemerkungen, alphabetiſch aufgeführet. Nach dieſem Verzeichniſſe ſind in den Inſpectionen Annaberg, Biſchofswerda, Chemnitz, Colditz, Dobrilugk, Dresden, Freyberg, Groſſenhayn, Leisnig, Meiſſen, Oſchatz, Pirna und Waldheim, zuſammen 613 Kirchorte enthalten. — Als ein Beytrag zur Kirchenſtatiſtik wird dieſe mühſame Sammlung nicht ohne Nutzen ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

GÖTTESGELAHRTHEIT. *Jena*: Das jüngſte Oſterprogramm enthält eine *Commentationem de tempore ſcriptae primae ad Timotheum* atque *ad Philippenſes epiſtolae Paulinae*. Herr D. Paulus, als Verfaſſer dieſer kleinen Schrift von 18 Seiten in 4. laſst nach ſeinem bekannten Scharfſinn und Geſchicklichkeit auch ſchon oft unterſuchte Sachen aus einem neuen Geſichtspunct anzuſehen, auch hier neue Ausſichten erwarten. Bey dem *erſten Brief des Apoſtels an den Timotheus* beſtreitet er zuerſt die zwey gewöhnlichen Meynungen, wovon die eine dieſen Brief nach der angeblichen zweyten römiſchen Gefangenſchaft, und die andere vor dem erſtern römiſchen Verhaft des Apoſtels nach der Apoſtelg. 20, 1. angegebenen Reiſe deſſelben nach Macedonien, ſetzt. Beide gründen ſich auf den aus 1 Timoth. 1, 3. geſchöpften Umſtand, daſs der Apoſtel dieſen Brief damals geſchrieben habe, als er aus Epheſus nach Macedonien gereiſet war. Mehrere Zweifel, die Hr. P. jener letztern Meynung entgegeſetzt, und die Unwahrſcheinlichkeit, die er in der gemeinen Meynung der Ausleger findet, nach der *καθως παρεκαλεσα* etc. ein Vorderſatz ohne Nachſatz ſey — nöthigen ihn, der gedachten Stelle in dem Briefe einen andern Sinn zu geben, wobey er annimmt: *ινα παραγγειλῃς* drücke hier einen Imperativ aus; *προσμειναι* bezeichne zugleich das *Beharren* bey Einſchärfung desjenigen, was Paulus dem Timotheus aufgetragen hatte; und *πορευομενος εις Μακεδονιαν* rede nicht von Pauli, ſondern von Timothei Reiſe dahin, ſo daſs man dieſe Stelle folgendergeſtalt überſetzen müſste: „wie ich „dich ermahnt habe, als du zu Epheſus warſt, beſtändig zu blei„ben (perſeverare, nämlich bey der gedachten Einſcharfung): „ſo ſcharfe auf deiner (jetzigen) Reiſe nach Macedonien einigen Leuten ein, daſs ſie u. ſ. w." Dieſe Reiſe, mithin auch das gedachte Schreiben an den T., ſetzt er, auf Veranlaſſung der Stelle Philipp. 2, 19, der zu folge T. bald nach Philippi kommen ſollte, in einerley Zeit mit der, wo P. den Brief an die Philipper ſchrieb, und dieſen letztern nicht, nach der allgemeinen Meynung, in Pauli erſte römiſche Gefangenſchaft, ſondern in die Zeit, wo P. von dem Procurator Felix zu Cäſarea gefangen gehalten wurde. Recenſent will ſich weder bey Vertheidigung der oben erwähnten Meynung, welche die Zeit des erſten Briefes P. an den T. in die Apoſtg. 20, 1. bemerkte Zeit ſtellt, noch mit Prüfung der letztern Meynung des Vf. über die Zeit des an die Philipper von Paulo geſchriebenen Briefes aufhalten, weil es der Raum dieſer Recenſion nicht verſtattet. Dieſe letztere Vermuthung hat der Vf. recht gut mit den Umſtänden der Cäſareenſiſchen Gefangenſchaft des Apoſtels vereinigt, aber um ſo weniger befriedigend für den Recenſenten das gehoben, was ſich gegen ſie erinnern läſst; und eine nähere Darſtellung dieſer ſeiner Zweifel ſowohl, als der Gründe für obige Meynung über die Zeit, wenn P. den erſten Brief an den T. ſchrieb, und die Beantwortung derjenigen, womit Hr. D. P. dieſelbe beſtreitet, behält ſich Rec. für eine bequemere Gelegenheit vor. Jetzt ſchränkt er ſich bloſs auf einige Erinnerungen über die neue Erklärung der Stelle 1 Tim. 1, 3. ein, weil wenn dieſe wegfällt, auch die ganze neue Meynung über die Zeit des an den Tim. geſchriebenen erſten Briefs wegfallen muſs. 1) Es kann zwar *ινα* mit dem Conjunctiv den Imperativum ausdrücken; aber hier würde es äuſserſt hart ſeyn, es ſo zu nehmen. Anderwärts, wie z. B. Epheſ. 5, 33. verſteht ſich dieſer Gebrauch freylich von ſelbſt, weil man es da nicht anders nehmen kann. Hier aber, wo *παραγγειλλω* vorhergeht, kann man jeden unbefangenen Leſer, der nicht eine andere Erklärung *ſucht*, fragen, ob ſichs ihm nicht von ſelbſt aufdringe, daſs *ινα* von *παραγγειλλω* oder *προσμειναι* abhängig zu machen: „ich ermahnte dich zu Epheſus zu bleiben, *damit* du ſollteſt etc.?" 2) Eben ſo hart iſts, *προσμειναι* hier von der Beſtändigkeit in der Lehre, dem ſteten Dringen auf dieſelbe, zu nehmen. Denn wenn gleich dieſes Wort mit dem Dativo ſo gebraucht wird: ſo kann es doch hier, wo es mit einem *Ort* verbunden wird, *ἐν Ἐφεσῳ*, keine andere als eine phyſiſche oder locale Bedeutung haben; zumal wegen des folgenden *πορευομενος εις Μακεδονιαν*, wo die Abreiſe, man mag ſie von Paulo oder Timotheo verſtehen, ſchlechterdings den Gegenſatz, das Bleiben, manere in loco, erfordert. 3) Nicht anders können wir davon urtheilen, daſs *πορευομενος εις Μακ.* nicht auf Pauli, ſondern Timothei Abreiſe gezogen werden ſoll. Natürlich erwartet man, wenn P. ſagt: *ich* vermahnte *dich zu Epheſus zu bleiben*, und von einem nach Macedonien *reiſenden* redet, daſs er unter dem letztern *ſich* verſtanden habe; beſonders wenn man aus Kap. 3, 14. ſieht, P. habe bald zu dem Timotheus kommen wollen, ſollte er aber länger ausbleiben, ſo möchte Tim. dieſen Brief als einſtweilige Inſtruction annehmen, wie er ſich in der Kirche (beſonders mit Beſetzung der Kirchenämter) verhalten ſolle. Denn daſs dieſes Verhalten das in der Epheſiſchen Gemeine betreffe und Timotheus, *als er dieſen Brief empfieng*, zu *Epheſus* geblieben *und nicht auf* einer Macedoniſchen Reiſe begriffen geweſen *ſey*, *laſs ſchon* die gleich darauf folgende Stelle Kap. 4, 1. von dem *in der* Folge bevorſtehenden Irrthum erwarten, weil P. gerade eben dieſes Apoſtelg. 20, 29. 30. von Lehrern in der Gemeine zu *Epheſus* ſagt. Zwar wendet der Vf. gegen dieſe natürliche, allen Auslegern eingeleuchtete, Erklärung ein: ſo würde der Apoſtel haben die Worte *πορευ. εις Μακ.* müſſen gleich hinter *παρεκαλεσα σε* ſetzen. Aber mit weit mehrern Rechte kann man ja im Gegentheil ſagen: wenn er *πορευ. εις M.* von *Timotheo* gemeynt hätte; ſo würde er dieſe Worte *hinter ινα* oder *παραγγειλῃς* geſetzt haben. Wenn endlich 4) der Hr. D. P. zur Unterſtützung ſeiner Erklärung und um es zu rechtfertigen, daſs er den Vorderſatz in *καθως — Ἐφεσῳ* ſucht und den Nachſatz mit *πορευομενος* anfängt, fragt: ob denn wohl der Apoſtel gleich von Anfang ſeines Briefes, *ubi nondum ita fervet animus, ut verborum conſecutionem facile negligat*, werde den Vorderſatz: *καθως — Ἐφεσῳ* geſetzt haben, ohne einen Auftrag an den Tim. beyzufügen? ſo liegt ja dieſer Auftrag ſchon in den Worten: *ινα παραγγειλῃς τισι μη ἑτεροδιδασκαλειν*, und der Nachſatz kann gar wohl erſt v. 18. nachgeholt ſeyn, wie Epheſ. 3, 14. der Faden wieder aufgehoben wird, den Paulus im erſten Vers hatte fallen laſſen. Eine ſolche Art von abgebrochner und nachher erſt wieder fortgeſetzter Rede rührt auch nicht von einem Affect *(fervore animi)* her, ſondern von Pauli Art die ſich bey einem Satz ihm aufdringenden Gedanken nicht erſt bis zur Endigung der ganzen Periode zu verſchieben, ſondern ſie gleich hinzuſetzen und dann wieder auf den Hauptſatz zu kommen. Röm. 1, 2. folg. unterbricht er ſogar die Folge in der Aufſchrift des Briefs durch ſolche gleich eingeſchobene Gedanken. — Wir müſſen noch manches Leſens- und Prüfungswürdige in dieſem Programm übergehen z. B. über die *γενεαλογιας* 1 Tim. 1, 4.; aber wer wird, wenn er es irgend haben kann, nicht lieber des trefflichen Mannes Bemerkungen und deren Ausführung in dem Programm ſelbſt nachleſen wollen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. May 1799.

PHILOLOGIE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Anweisung alte und neue Sprachen auf eine leichte Art zu erlernen.* Mit einer Vorrede des kurf. Hofr. u. Oberbibliothek. in Dresden, Hn. *Adelung.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen von *Christian Heinrich Reichel.* 1797. 16½ B. 8.

Die Methode des Vfs., fremde Sprachen zu lernen, besteht darin, dafs man die Grammatik übergehe, und auf kürzerm, leichterm und doch auch richtigem Wege den Lehrling zum Zweck führe. Der Sprachlehrer soll vier Elementarbücher zu so viel Stufen seines Unterrichts machen, von welchen hier kleine Proben gegeben werden, in denen hauptsächlich die lateinische Sprache zum Beyspiel gewählt ist. (Auf diese Art mufs freylich der Lehrer dem Schüler statt der Grammatik und des Wörterbuchs dienen; nur begreifen wir nicht ganz, wie ein jeder, besonders von denen, die nur um des Geldes willen lehren, Fähigkeit und guten Willen genug zu einem so mühsamen Geschäfte zeigen werde.) Der Vf. erlaubt jedoch, wenn es zum Reden und zum Schreiben einer fremden Sprache kommt, in jenem Fall einen Lehrer aus deren Lande, und in diesem eine Sprachlehre zur Beyhülfe.

Neu ist diese Meynung von der Entbehrlichkeit einer Grammatik bey Sprachenerlernung nicht, wie selbst in einer Note dieses Buchs S. 184. mit Gefsner's Worten bewiesen wird. Hr. Hofr. *Adelung* äufsert hierüber in der Vorrede zu dieser übersetzten Schrift ungefähr folgendes, „dafs ein so beschaffener grammatischer Unterricht, wie er bisher meist im Schwange ging, den schulgerechten Sprachlehrling freylich nicht über den Empiriker erhebe, und doch ihm eine Menge Zeit raube, die der letzte erspart hat: man solle also eine Sprache praktisch lehren, aber mit unter immer dem Schüler die Gesetze bekannt machen, die die Schöpfer der Sprache bey deren Bildung beobachtet haben," wo zum Belege die deutschen Adjective mit und ohne Artikel von ihm angeführt werden, die einem Ausländer unmöglich durch blofse mechanische Uebungen ohne vorher gefafste Regeln bekannt werden können.

Rec. ist ganz der nämlichen Mittelmeynung, und glaubt, so wie die Sprache erst da war und die Grammatik nachfolgte, man erst einige praktische Sprachkenntnifs ihr vorangehen lassen müsse.

Der Vf. zeigt übrigens nicht wenig Einsicht und Geschmack für die Erfoderniffe der Rede; man bemerke z. B. was er S. 130. von der Poesie, S. 142. von den Figuren, S. 140. von den Kennzeichen schlechter Scribenten, und gleich Eingangs von der Natursprache u. s. w. sagt. Der Uebersetzer (jetzt Lehrer der französischen Sprache am Gymnasio zu Zittau) hat geleistet, was von ihm zu erwarten war, und die Gedanken des Franzosen sehr gut übertragen. Nur wäre zu wünschen gewesen, er hätte ihn allein reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, und blofs dann und wann das Abweichende in Hinsicht der deutschen Sprache in den Noten bemerkt. Durch das Gegentheil hat er den einfachen Gesichtspunct des Ausländers verrückt und uns dennoch nicht ganz in den unsrigen versetzt. Er hat sich auch auf diese Weise einiger Fehler des Vfs. mitschuldig gemacht, deren einer S. 152. uns besonders auffiel. Die Stelle aus Virgils Aen. II. *Cavae plangoribus aedes Foemineis ululant* — übersetzt der Franzose so: „*La maison concave heurle par le bruit des coups que se donnent les femmes*, und nimmt das *plangoribus*, das hier lautes *Wehklagen* bedeutet, für *Schläge*": — der Deutsche macht es aber noch besser: „das Gewölbe heult von *dem Geräusche der Schläge*, welche die Weiber *einander* geben." — Bey dem Franzosen konnte man doch die *coups* zur Noth noch so verstehn, dafs sich die Weiber vor Angst an die Brust schlagen; aber der Uebersetzer muthet uns zu zu glauben, dafs die armen Weiber einander vor lauter Angst geprügelt hätten.

Ein anderer Uebersetzungsfehler ist schon verzeihlicher. Am Ende dieser Schrift, wo der Vf. einen Versuch mit mehrern fremden Sprachen macht, heifst es im 1ten §. des spanischen Don Quixot: der Ritter hatte keinen Reichthum als eine Lanze, einen altväterischen Schild, und *rocin flaco y galgo corredor.* — Der Vf. übersetzt dies im Französischen: *cheval maigre et un peu coureur.* Der Deutsche folgt ihm: „einem magern ein wenig zum Laufen zugestutzten Rosse." — Das spanische Wort *galgo* heifst nicht *ein wenig*, sondern ein *Windhund.* Der alte französische Uebersetzer des D. Q. *Oudin*, von 1625. sagt: *un roussin maigre et un levrier bon coureur.* Ein neuerer von 1722: *un roussin maigre et quelque chien de chasse* — und der deutsche Leipziger von 1734: „einen magern Klepper und *ein paar ausgehungerte Windhunde.*" — (Nämlich der Spanier lafst uns in Ungewifsheit, ob der Hund*e* einer oder mehrere gewesen; auch ein Italiener würde den Plural hier nur durch einen Singular andeuten: *qualche veltro.*) —

Digitized by Google

1) Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Anfangsgründe der hebräiſchen Sprache, nebſt Tabellen und einer Chreſtomathie.* Zum Gebrauch bey Vorleſungen, von *Joh. Melchior Hartmann*, Doct. u. Prof. der Philoſophie und orientaliſchen Sprachen zu Marburg. 1798. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Hebräiſche Chreſtomathie*, eine Beylage zur hebräiſchen Grammatik, herausgegeben von *Joh. Melch. Hartmann*. 1797. 8.

Das hebräiſche Sprachſtudium iſt in den neuern Zeiten mit mehrern hebräiſchen Grammatiken bereichert worden, daſs man von demjenigen, welcher eine neue ſchreiben will, mit Recht verlangen kann, er müſſe entweder neue grammatikaliſche Aufſchlüſſe geben, oder doch die Methode verbeſſern. In beiden hat Hr. *H.* Verſuche, und wie uns dünkt, glückliche Verſuche gemacht. Er hat ſchon in einer Abhandlung, welche dem zweyten Stück des achten Bandes der *Eichhorniſchen* Bibliothek einverleibt iſt, zu erweiſen geſucht, daſs die Urheber des Punctationsſyſtems nicht einig waren, und daſs man bey jedem Abſchnitt auf Parteyen ſtoſse, wovon die eine zu thun befiehlt, was die andere zu unterlaſſen anräth. Hierauf hat nun Hr. *H.* vorzüglich aufmerkſam zu machen geſucht, und hat beſonders alle Zeitwörter durchgegangen, und die Perſonen, die von ihnen in der Bibel vorkommen, ausgezeichnet und in Ordnung gebracht. Hierdurch erhält man eine völlige Ueberſicht ſowohl der regulären als irregulären Punctation. Wir wollen, um einen deutlichen Begriff davon zu erwecken, ein Beyſpiel herſetzen. Anmerkung zu Kal Tab. I — VII. über das Particip. קִיטֵל, ſo בּוֹגֵד, 35, das iſt, dieſe reguläre Punctation wird in 35 Participiis angetroffen. Nur תָּמִיךְ aber auch תָּמֵךְ. — Nur מְשֻׁלָּח und ſo שְׁגֻעָה. Nur בּוֹגֶדֶת, (dieſes iſt nicht richtig, denn Hoſ. 13, 13. kommt auch יוֹלֶדֶת vor). Wie קְטֻלֹת eben ſo מְלֻכֹת, 4. Nur שְׁקֻטָה.

Um die Abweichungen des Punctationsſyſtems kurz zu überſehen, war allerdings eine ſolche Zuſammenſtellung nützlich. Kein gründlicher Grammatiker wird daher künftig dieſe Grammatik entbehren können. Ob aber Uneinigkeit der Maſorethen und Parteyſucht, oder vielmehr das Schwankende ihres Syſtems, Nachläſsigkeit und andere Urſachen zu den vielen Unregelmäſsigkeiten beygetragen haben, getrauen wir uns noch nicht zu entſcheiden. Wenigſtens laſſen ſich gegen die Hypotheſe des Vfs. manche nicht unwichtige Zweifel erheben. Haben die uneinigen Punctatoren zu gleicher Zeit gelebt und gearbeitet: wie kommt es, daſs man das Unregelmäſsige in allen Büchern vermiſcht antrifft? Haben ſpäter Lebende, die anders dachten, die frühern corrigirt: warum haben ſie nicht alles ihrem Syſtem conform gemacht?

Was die Methode anbelangt, ſo hat der Vf. in einer Einleitung die Geſchichte der hebräiſchen Sprache in kurzen Paragraphen aus den bekannten beſſern Quellen zur weitern Erläuterung in Vorleſungen vorgetragen. Die Grammatik ſelbſt iſt mit Ausſchlieſsung des Syntax in zwey Theile getheilt, von welchen der erſte vom Leſen handelt: I. Von den Conſonanten; II. Vocalen, Leſe- und andern Zeichen; III. Sylben; IV. Ton- und Tonzeichen. Der zweyte handelt von den Redetheilen: I. Praefixis; II. Pronominibus; III. Verbo; IV. Nomine; V. Partikeln. Angehangt ſind 9 Tabellen, welche die Paradigmata, Nomina, Verba, Suffixa enthalten.

Wir können es nicht billigen, was auch der Vf. dafür anführt, daſs er eine Geſchichte der hebräiſchen Sprache vorausgeſchickt, und von den Conſonanten, Vocalen und Accenten alles das beygebracht hat, was in einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung ins alte Teſtament gelehrt wird. Wir ſollten doch einmal anfangen, die Grenzlinien der Wiſſenſchaften genauer zu ziehen, und nicht immer wieder, was zu der einen gerechnet wird, in die andere aufnehmen. Wir zweifeln ſehr, ob man es billigen würde, wenn vor eine griechiſche oder lateiniſche Grammatik für die ſtudierende Jugend eine Geſchichte der Sprache und ihrer Grammatiken, und der Entſtehung und Bildung ihres Alphabets etc. geſetzt würde.

In dieſer Einleitung ſind faſt alle die ältern rabbiniſchen und chriſtlichen Gelehrten, welche *Grammatiken der hebräiſchen Sprache geſchrieben haben*, §. 15 u. 16. angezeigt, die meiſten neuern aber, unter welchen ſehr verdiente Männer ſind, findet man nicht angeführt. Und hat Hr. *H.* nicht dem ſel. *Michaelis* zu viel zugeeignet, wenn er S. 23. behauptet, daſs der einzig richtige Weg, welchen *Albert Schultens* zeigte, die hebräiſche Sprache zu lehren, durch *Michaelis* in Deutſchland in Umlauf kam, und durch ihn noch mehr begründet und erweitert wurde? Unſere beſten Grammatiker haben wohl, was die hebräiſche Grammatik anbetrifft, am wenigſten von ihm gelernt. Dem wahrhaft groſsen Manne bleibt Verdienſt genug übrig, daſs er keiner Vergroſserung bedarf.

Wenn der Vf. S. 29. ſagt, daſs die Hebräer zu der Zeit, da ſie ſchreiben lernten, ſich der phöniciſchen Charaktere bedienten, ſo wie ſie auf den unbequem ſogenannten ſamaritaniſchen Münzen ausſehen: ſo wird er bey einem ſo groſsen Zwiſchenraum der Zeit ſelbſt wohl ſchwerlich eine gänzliche Aehnlichkeit gedacht haben. Bey ſeiner Ausführlichkeit über den Urſprung und die Geſchichte der Conſonanten hätten wir erwartet, daſs er auch die Benennungen der Buchſtaben Aleph, Beth etc. erklärt hätte, zumal wir darüber von Hn. *Paulus* in ſeinen Memorabilien einen ſo ſchätzbaren Verſuch haben.

Die angehangte Chreſtomathie beſtimmte der Vf. dazu, um ſeine Zuhörer daraus unpunctirte hebräiſche Stücke leſen zu lehren. Sie beſteht nur aus

drey

drey Abſchnitten. Der erſte enthält 60 Sprichwörter, die aus *Buxtorfs* hebräiſchen Blumenleſe genommen ſind, welche 1648 zu Baſel erſchienen. Der zweyte Abſchnitt iſt ein kurzer Auszug aus der römiſchen Geſchichte im Chronikenton von R. Abraham Ben Dior, einem Zeitgenoſſen des Abenefra. Der dritte iſt ein Excerpt aus Benjamin's Reiſebeſchreibung Italien betreffend. Wir finden weder an dem Gebrauch noch an der Auswahl dieſer Stücke etwas zu tadeln.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. der Exped. d. preuſs. Volksfreunds: *Sonntagsunterhaltungen für gebildete Religionsfreunde*, von D. *Thieſs*. Erſtes Heft. 1798. 204 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. klagt nicht mit Unrecht, obgleich auch nicht ohne einige Uebertreibung über die mannichfaltigen Mängel unſerer ſogenannten öffentlichen Gottesverehrungen, beſonders über den Geiſt des Alterthums und der Einförmigkeit, der in unſern kirchlichen Zuſammenkünften herrſcht. Er meynt, daſs dies zwar den Freund der Religion, der auch andern, zumal weniger gebildeten, Menſchen gern ein gutes Exempel gebe, von dieſen Verſammlungen nicht ganz zu entfernen vermöge; der wirklich Aufgeklärte nehme daran keinen Anſtoſs, aber er müſſe ihn doch für *Andere* beſorgen, und auch er ſelbſt würde den kirchlichen Verſammlungen vom Anfange bis zu Ende, wo nicht *öfterer*, doch mit mehr Theilnahme und Heiterkeit beywohnen, wenn er darin das ſchon für misbräuchlich Erkannte, ruhig abgeſtellt, und *Alles (?) ſeinen* Begriffen und Erwartungen von dem hohen Intereſſe eines kirchlichen Vereins angemeſſener fände. Was nun aber ſeinen Wünſchen hier noch abgehe, das ſollte ihm vornehmlich durch die Predigt erſetzt werden. Aber dazu würde erfodert, daſs der Prediger ganz der Mann ſey, der gebildete Religionsfreunde, *wie ungleich dieſe übrigens nach ihren Einſichten und nach ihren äuſſerlichen Verhältniſſen ſeyn möchten*, würdig zu beſchäftigen wiſſe; ein Mann, der wahre Beredſamkeit, mit anerkannter Rechtſchaffenheit, bewährter Frömmigkeit, feiner Welt- und tiefer Herzenskenntniſs vereinigte — wie er dann freylich nur ſelten gefunden werde. Und auch ſelbſt der würdige Prediger könne nicht immer leiſten, was von ihm erwartet werden dürfte; weil er nicht immer ganz *auf der Kanzel gegenwärtig*, oder *auf ihr nicht ganz in der Gemeine zu Hauſe wäre*. Und endlich läge in der Predigt ſelbſt ein nicht genug bedachtes Hinderniſs der gehofften Wirkſamkeit von Seiten des Redners, und der gewünſchten Theilnahme von Seiten des gebildeten Zuhörers. Sie ſey doch nur eine Rede, die *gehört* werde. Wie manches werde dann *überhört*, ſelbſt von dem Nachdenkenden, eben weil er dem Geſagten nachdenke. Und hätte auch die Rede an ſich Zuſammenhang, ſo ſey es doch oft nicht leicht *den* Zuſammenhang zu merken, in welchem ſie *mit der erſt am letzten Sonntage gehaltenen Predigt ſtehe*. — Um nun unter dieſen Umſtänden ein edles Bedürfniſs gebildeter Religionsfreunde vollkommner, als es in den kirchlichen Verſammlungen der Chriſten möglich ſeyn möchte, zu ſtillen, ſchrieb Hr. T. ſeine Sonntagsunterhaltungen; über deren nähere Beſtimmung und Anwendung er ſich ſo erklärt: „Sie ſind nicht der bloſsen Unterhaltung in müſsigen Augenblicken gewidmet, ſondern ſie ſind für Leſer von geſetzter Denkungsart beſtimmt. In einer heitern Morgenſtunde, welche dieſe zur Privatandacht verwenden, ſollen ſie ihnen eine würdige Beſchäftigung gewähren. Für den *Sonntag* wird dieſe vorzüglich geeignet, aber auch zu jeder andern Zeit, in welcher ſie zum ernſten Nachdenken über wichtige Gegenſtände ſich aufgelegt finden, wird ſie ſchicklich ſeyn. Um von einer ſolchen Zeit zur andern dies Nachdenken zu *unterhalten*, ſollen dieſe Blätter in mehr als zufälliger Verbindung mit einander ſtehen; eine jede Betrachtung, wenn ſie gleich für ſich angeſtellt werden kann, ſoll auf die vorhergehende und nachfolgende Unterſuchung Beziehung haben, ſie ſoll *dieſe vorbereiten* und an *jene ſich anſchlieſſen*. Iſt dann dieſes Werkchen einſt, auch nur zu einem Theil, vollendet: ſo wird es nicht das Anſehn einer bloſsen Zeitſchrift haben, wiewohl es ihm zum Verdienſt gereichen wird, den Geiſt und die Bedürfniſſe des Zeitalters in Abſicht auf Moral und Religion im Auge behalten, und darnach getrachtet zu haben, *dieſen* abzuhelfen, ohne *jenem* zu huldigen.“ Dies war der anfängliche Plan des Vfs. bey dieſer periodiſchen Schrift, der aber jetzt bereits dahin abgeändert worden, daſs an die Stelle der Sonntagsunterhaltungen *Vorleſungen über die Moral, die Religion und das Chriſtenthum* treten ſollen. Zur Ausführung jenes erſten Plans giebt der Vf. hier, nach einer kurzen Einleitung über Verbindung der Religion mit der Tugend, ſehr ſyſtematiſch zuſammenhängende — nur durch die Aufſchrift des jedesmaligen Wochenſtücks von einander getrennte — moraliſche Betrachtungen nach Grundſatzen der kritiſchen Philoſophie; und iſt in dieſem Hefte bis zur Unterſuchung über die erſte Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt, als ein thieriſches und zugleich moraliſches Weſen, der Erhaltung ſeiner ſelbſt in ſeiner animaliſchen Natur, gekommen. — Laſſen wir den Titel des Buchs in ſeinen Würden. Das Buch an ſich verdient nachdenkenden Leſern empfohlen zu werden. Der Vf. iſt kein nachbetender Schüler derer Weiſen, die er als Lehrer verehrt, ſondern prüfet ſelbſt, und weiſs zuweilen dem Bekannten durch die Art ſeines Vortrags den Reiz der Neuheit zu geben. Und wenn auch dieſer Reiz manchmal zu ſehr geſucht und der Ausdruck (beſonders bey einigen Antitheſen) erkünſtelt und verfehlt ſcheint; und wenn man auch manche Meynungen des Vfs. nicht unterſchreiben kann: doch wird man ihm philoſophiſchen Geiſt und Scharfſinn nicht abſprechen, doch wird man überall Stoff zum Nachdenken, und nicht ſelten Belehrung finden.

Rostock, gedr. in der Müllerschen Officin: *Heinr. Valent. Becker's*, Prof. der Philos. und Pastors an St. Jacob in Rostock, *Sammlung einiger Predigten*, nach dessen Tode herausgegeben von M. *Joh. Georg Becker*, Prediger zu Jordendorf. 1799. XXVII u. 267 S. 8.

Betrachtet man diese Predigten aus dem, von dem Herausgeber angegebenen Gesichtspuncte, nämlich als Denkmal für die Jacobitische Gemeine in Rostock, deren Lehrer der Vf. beynahe vierzig Jahr hindurch war; so darf auch die Kritik von ihren sonstigen strengen Foderungen etwas nachlassen. Bey dieser Voraussetzung können wir ihnen das Zeugniss geben, dass aus denselben zwar nicht die heilsten und dem höchsten Grade der religiösen Cultur unsers Zeitalters angemessensten, aber doch im Ganzen genommen ziemlich gesunde und geläuterte Religionsbegriffe hervorleuchten. Scheint auch einigen Dispositionen logische Schärfe zu fehlen, so sind sie doch nicht offenbar unrichtig. Dass der Vf. von *blinder* Anhänglichkeit an das kirchlich-dogmatische System frey war, sieht man sowohl aus der Wahl der Hauptsatze, welche durchgehends praktischen Inhalts sind, als auch aus der Kürze, mit welcher eine oder die andere Vorstellung des Lehrbegriffs, da wo der Vf. dieselbe nicht ganz umgehen zu können glaubte, berührt wird. Dies muss nothwendig für seine bessern Einsichten ein günstiges Vorurtheil erwecken. Wir zeichnen von den 12 Hauptsätzen nur einige aus: *Von der Gewohnheit, bey Tische zu beten.* Hier klingt es allerdings etwas sonderbar, wenn S. 45. der Ursprung des Tischgebets von Adam selbst hergeleitet wird. *Von dem Werthe der Thränen bey Handlungen der Religion* (bey religiösen Feyerlichkeiten) recht praktisch. *Der Anblick einer Kinderleiche ist sehr lehrreich.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Kopenhagen*, b. Holm: *Dissertatio inauguralis physico-medica de carbone, ejusdemque praecipuis connubiis, de actiologia phthiseos beddoesiana et de remediis alcalinis contonicis*, quam Praeside *A. N. Aasheim*, M. D. Prof. Phys. P. Reg. cet. pro summis in medicina honoribus publico examini eruditorum submittit Auctor *Claus Hieronymus Mynster*, Havniensis. 1797. 88 S. 8. — Der Vf. trägt in dieser Schrift die Meynungen einiger neuern Aerzte und Naturforscher über die auf dem Titel angegebenen Gegenstände, so wie über das Athmen der Thiere, über den Ursprung der Nieren- und Blasensteine, über den medicinischen Gebrauch der Kohle u. s. w. vor, und fügt zugleich sein Gutachten über dieselben bey. Er hält, mit *Lavoisier*, die Kohle für eine Zusammensetzung aus Kohlenstoff, etwas Erde und Laugensalz, und stimmt auch darin mit dem genannten Scheidekünstler überein, dass der erstere von diesen Bestandtheilen die wahre Basis der Luftsäure sey, und sich immer in diese Säure verwandle, wenn man ihm die Gelegenheit, sich mit Sauerstoff und Wärmematerie verbinden zu können, verschafft. Die Meynung, die *Gren*, in Rücksicht auf die Mischung der Kohle und die Bildung der Luftsäure aus derselben, vertheidigt hat, hält er für sehr sinnreich und trägt Bedenken, ihr geradezu zu widersprechen, indessen äussert er doch, dass man, nach dieser Hypothese, manche Erscheinungen, z. B. die Entstehung eines milden Laugensalzes bey der Verpuffung des Salpeters mit Kohlen u. s. w. nicht gut erklären könne. Die Luft- oder Kohlensäure, fährt er fort, sey allerdings ein fäulnisswidriges Mittel, dass sie aber auch in Körpern, die schon wirklich faulen, die Fäulniss rückgängig machen und diese Körper wieder in ihren ehemaligen guten Zustand versetzen könne, sey nicht wahrscheinlich und selbst nicht einmal möglich; übrigens habe die Wirkung, die diese Gasart hervorbringt, wenn man sie als ein fäulnisswidriges Mittel braucht, ihren Grund nicht blos in der sauren Natur der Luft, sie hange vielmehr zum Theil auch davon ab, dass eine wahre Fäulniss nur in einer Luft, die wenigstens etwas Sauerstoffgas in sich hat, erfolgen könne. — Das Wasser, das einen Bestandtheil der ausgeathmeten Luft ausmacht, werde wohl nur zum Theil bey dem Processe des Athmens, auf die von *Lavoisier* angegebene Art, hervorgebracht, zum Theil werde es blos abgesondert; die Verrichtung der Haut habe mit dem Athmen gewissermassen Aehnlichkeit, und es gehe durch die Oberfläche des lebenden thierischen Körpers ebenfalls eine nicht kleine Menge Kohlenstoff in die Atmosphäre über. — Die Erscheinungen, welche statt finden, wenn verschiedene Körper, z. B. Lackmusbrühe, Kochenillabkochung, schleimige und ölige Salzlaugen, faules Fleisch u. s. w. mit Kohlen behandelt werden, könne man nicht auf eine und dieselbe Art erklären; manchmal äussere sich bey solchen Versuchen eine chemische Verwandschaft, und diese sey die Ursache der erfolgenden Entfärbung oder Veränderung, manchmal aber habe nur eine mechanische Wirkung statt, und in einigen Fällen müsse man alle beide Ursachen als wirksam annehmen. Die Theorie des *Beddoes* von der Entstehung der Schwindsucht sey allerdings sehr scharfsinnig, auch scheine sie manche Gründe für sich zu haben, dennoch sey sie weder von ihrem Urheber, noch von andern Aerzten, die ihr Beyfall gegeben haben, wider die Einwendungen und Zweifel, die sich dagegen machen lassen, auf eine solche Art vertheidigt worden, dass man ihr uneingeschränkt beypflichten könne u. s. w. Diese wenigen Aeusserungen, die wir aus dem vor uns liegenden Werkchen ausgehoben haben, beweisen, dass Hr. *M.* bey Abfassung desselben nicht blos andere Schriftsteller abgeschrieben, sondern auch die Meynungen und Urtheile derselben geprüft habe, und der Fleiss, den er auf diese Arbeit gewendet hat, ist eben so lobenswürdig, als die Bescheidenheit, mit der er seine Erinnerungen wider einige Theorien der genannten und anderer Naturforscher den Lesern mittheilt. Aber mit seiner Schreibart können wir nicht zufrieden seyn; er hat sich zwar deswegen entschuldigt, allein *non verbo* anstatt *non item*, *dissentiemus* anstatt *dissentimus*, ferner *haec pilulae*, *haec conditiones* u. s. w. sind Fehler, die schlechterdings keine Entschuldigung zulassen, und *rabrior* und einige andere Worte und Redensarten, die er gebraucht hat, haben zu wenig gute Autorität, als dass man sie nachahmen dürfte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1799.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Dykſch. Buchh.: *Hiſtoriſche Ueberſicht der Politik Englands und Frankreichs von der Zeit der Conferenz zu Pillnitz bis zur Kriegserklärung gegen England*, durchaus aus authentiſchen Actenſtücken begründet, von *Herbert Marſh*. 1799. 602 S. 8.

Dieſe treffliche Schrift kann unbedingt den gewiſſen Beyfall des unpartheyiſchen Publicums hoffen, weil ſie eine merkwürdige Periode der neuern Revolutionsgeſchichte ruhig, unbefangen, und nach den ſtrengſten Foderungen der Zuverläſſigkeit unterſucht, ſo häufig auch die Veranlaſſung des Krieges zwiſchen England und Frankreich von erklärten Widerſachern der alten Ordnung, unberufenen Freyheitsapoſteln, oder unwiſſenden Aufklärern verſtellt, verunſtaltet und nicht ſelten verfälſcht iſt. Der Vf., ein durch ſeine theologiſchen Schriften bekannter engliſcher, aber ſeit längerer Zeit in Deutſchland verweilender Gelehrter, erweiſt mit unwiderleglichen Argumenten, daſs Groſsbritannien ſeit 1789. ſich eifrigſt beſtrebte, mit Frankreich in Eintracht zu leben, daſs von dieſer Neigung zum Frieden die abwechſelnden Pariſer Machthaber überzeugt waren, und daſs die brittiſche Regierung nach der franzöſiſchen Kriegserklärung kein Mittel unverſucht lieſs, den Frieden wieder herzuſtellen. Anſtatt daſs die Vertheidiger auch der ungereimteſten Maaſsregeln der groſsen Republik das Betragen jener ſo oft gereizten Regierung ohne den mindeſten Beweis im nachtheiligſten Lichte dargeſtellt, und manche von ihnen unbezweifelte Thatſachen verdreht oder verſtümmelt haben, gründet Hr. *M.* ſeine Geſchichtserzählung auf ſchriftliche Verhandlungen zwiſchen beiden Mächten, die Tagebücher der Nationalverſammlung und andere authentiſche Schriften. Damit der Leſer ſelbſt den Werth der hier geordneten und mit groſser Beleſenheit zuſammengeſtellten Thatſachen prüfen könne, ſind die Beweiſe, auf welche Hr. *M.* ſeine Angaben ſtützt, ganz oder ſtellenweiſe in den Noten mitgetheilt. Dieſe Anmerkungen beweiſen zugleich die Vorzüge, welche die Behandlungsart unſers Vfs. vor den Sophiſtereyen, grundloſen Behauptungen und Verdrehungen ſeiner Vorgänger und ihrer Nachbeter hat, unter welchen er vorzüglich Hn. *v. Archenholz* häufig berichtigt. Mit kritiſcher Aufmerkſamkeit hat er aus den Widerſprüchen und Uebertreibungen jener Schriftſteller die Nachrichten geſchieden, welche zur wahren Aufklärung ſeines Gegenſtandes dienen, auch längſtverdrängte Flugſchriften ſind ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen, und da er vorzüglich bey ſeiner Arbeit aus zuverläſſigen, unverwerflichen Quellen ſchöpfte; ſo ward es ihm leicht, die Fehlſchlüſſe, Declamationen und erdichteten Anklagen ſeiner Gegner aufzudecken, und ihre von vielen bewunderten Räſonnements in ihrer Blöſse darzuſtellen.

In vierzehn Abſchnitten behandelt Hr. *M.* in einer fremden Sprache, die er bis auf einen oder andern Idiotism ſehr rein und richtig ſchreibt, Groſsbritanniens Verhältniſſe gegen Frankreich bis 1793, die Maaſsregeln, welche bis dahin die brittiſche Regierung zur Erhaltung des Friedens nahm, bis Frankreich zuletzt den Krieg ohne alle Veranlaſſung erklärte, der früher ſchon durch Appellationen an das Volk von England, durch Anerkennung und Unterhandlungen mit den engliſchen revolutionären Geſellſchaften eingeleitet war. Die wiederholten, aber vergeblichen Bemühungen der engliſchen Regierung mit Aufopferungen aller Eroberungen den Frieden zu erlangen, beſchreibt ein beſonderer Anhang, und ſchwerlich wird ein Unbefangener nach genauerer Prüfung und Erwägung deſſelben ferner wiederholen, daſs England bey dieſen Unterhandlungen nicht ernſtlich verfahren wäre. Der hier beſchriebene Zeitraum umfaſst zwar blos die Jahre von 1791 bis Anfang 1793, ohne ſich in frühere Zeiten zu verlieren; da Hr. *M.* aber keinen Schluſs zieht, ohne ihn auf Thatſachen zu gründen, und keine Thatſache ohne die ſtrengſte Gewährleiſtung anführt; er auch um den Abſtand des gegenſeitigen Betragens beider Mächte zu zeigen, oft die einſeitigen Vorſtellungen franzöſiſcher und anderer Schriftſteller berichtigen und rügen muſste; ſo iſt das Werk ausführlicher gerathen, als der Vf. vielleicht beym erſten Entwurfe willens war.

Wir können zwar mit Recht vorausſetzen, daſs ein Werk, welches merkwürdige Vorfälle unſerer Zeit ſo gründlich darſtellt, und von allen Verunſtaltungen ſäubert, längſt in den Händen derer ſeyn wird, welche ſich nicht in ihren Urtheilen über Weltbegebenheiten täuſchen, ſondern unterrichten wollen. Allein damit eine groſse Claſſe von Leſern eine Schrift, welche ſo viele Aufklärung verkannter Wahrheiten enthält, nicht für eine Streitſchrift halten möge, die zu Gunſten Groſsbritanniens die Schaar ſeiner Widerſacher im ſchwerfälligen Deductionsſtil beſtreite, oder vielleicht glauben möge, die hier erwieſenen Thatſachen aus einem Schwall von Citaten, Vergleichungen oder Zurecht-

weisungen, aufsuchen zu müssen, halten wir es für Pflicht, diese Uebersicht ausführlicher anzuzeigen, ob wir gleich doch immer, wegen Reichhaltigkeit des Inhalts, kaum die wichtigsten Gegenstände berühren können.

Zuerst wird die gewöhnliche Beschuldigung geprüft, dass England entweder die Triebfeder der Conferenzen in Pillnitz gewesen, oder gleich daran Theil genommen habe, und unumstöfslich erwiesen, dass England dem Beytritt zur Allianz gegen Frankreich förmlich entsagte. Vielmehr verminderte England damals seine Landmacht, erneuerte den Subsidientractat mit Hessen-Cassel nicht; die Seemacht war geringer, als gewöhnlich in Friedenszeiten, und der Nationalconvent war von den friedlichen Gesinnungen seines alten Nebenbuhlers völlig überzeugt. Nichts destoweniger versäumte derselbe keine Gelegenheit, die englische Regierung zu beleidigen. Wie der Negeraufstand in Domingo die weifsen Einwohner in die traurigste Lage versetzte, suchten sie gegen ihre empörten Sklaven Hülfe bey dem Gouverneur von Jamaica; da Frankreich ihnen beyzustehen zu entfernt war. Sie erhielten auch zwey Fregatten nebst den benöthigten Lebensmitteln, die ihnen ein französisches Schiff versagte, weil sie aufser Stande waren, baar zu bezahlen. Der König von Grofsbritannien liefs jenen Vorfall der französischen Regierung förmlich notificiren, und dass Lord Effinghams Betragen seinen vollkommnen Beyfall habe. Ueber die Anzeige ward nun hin und her in der Nationalversammlung debattirt, und zuletzt eine Danksagung *nicht* an die *englische Regierung*, sondern an das *englische Volk* decretirt; obgleich nur der Gouverneur von Jamaica, nebst einigen der vornehmsten Einwohner, die unglücklichen Plantagenbesitzer, welche der Wuth der Neger entronnen waren, vom Hungertode rettete. Spätere französische Geschichtschreiber ermangeln nicht, diesen Vorfall ganz zu verstellen, und sie behaupten sogar, England habe die Neger in Domingo aufgehetzt, und sie mit Waffen versehen. Zu derselben Zeit, da eben dieses Reich seine Seemacht verminderte, vermehrte Frankreich seine Flotte, so dafs sie beym wirklichen Ausbruch des Krieges der brittischen ansehnlich überlegen war. Da in England eine Gesellschaft an dem Umsturz der Landesverfassung arbeitete, mit dem Jacobinerclubb in Paris in der genauesten Verbindung stand, und die niedern Volksclassen durch überall vertheilte aufrührerische Schriften gegen die Regierung aufzuhetzen suchte; so ward im May 1792. der Druck, die Verbreitung solcher Schriften und alle unruhige Bewegungen durch eine Proclamation verboten. Ob dieses gleich eine blofse Polizeysache war, und in der Verordnung kein Wort von Frankreich oder Franzosen stand; so übergab der französische Gesandte doch dagegen eine Note, und verlangte, sie dem Parlamente vorzulegen. Die Zurückberufung des englischen Gesandten nach der Absetzung Ludwigs XVI., wird mit überzeugenden Gründen gerechtfertigt. Fast alle Gesandten verliefsen um diese Zeit Paris, und bey wem sollte der Gesandte accreditirt werden, da die ganze Regierung damals nur provisorisch war, und eine Parthey die andere vom Staatsruder verdrängte? Doch blieb der erste Gesandtschaftssecretär, und wäre dort länger geblieben, hätten nicht die Greuelthaten vom 2ten Septemb. und die Ermordung zweyer Engländer, weil sie Aristokraten seyn sollten, Besorgnisse für seine persönliche Sicherheit erregt. In den Reden der Nationalversammlung ward häufig auf eine Revolution in England, der französischen ähnlich, gedeutet; den 19ten Novemb. 1792. verkündigte der Convent in einem Decret, welches in alle europäische Sprachen übersetzt ward, oder übersetzt werden sollte, allen Völkern Unterstützung, die sich gegen ihre Landesregierung empören würden. Eben dieser Convent nahm die Deputirten brittischer Unruhestifter feyerlich auf, und versicherte ihnen durch seinen Präsidenten, das Königthum wäre in Europa entweder vernichtet oder läge in letzten Zügen. England wimmelte damals von Freyheitsaposteln, die durch Geld und Ueberredungen die Gemüther zu bestürmen suchten, das brittische Ministerium liefs sich in keine Beschwerden über diese wiederholten Beleidigungen ein, traf aber Maafsregeln, alle Entwürfe der Empörer zu vereiteln. Ein Theil der Landmiliz ward zusammengezogen, und London gegen einen geheimen Anfall hinlänglich gedeckt. Zugleich ward im Anfang 1793. die Fremdenbill publicirt, nach welcher sich alle Fremden, die nach England *reiseten*, über ihren vorigen Aufenthalt, ihre Geschäfte und andere Fragen vor der Obrigkeit legitimiren mufsten. Weil dadurch dem Hin- und Herreisen der heimlichen Emissarien und den Verbindungen mit gewissen Gesellschaften in England Hindernisse in den Weg gelegt wurden, führte der Convent über die getroffene Verfügung bittere Klagen. Die wahre Ursache der Unzufriedenheit durfte er freylich nicht angeben; er glaubte daher in der Fremdenacte eine Uebertretung des 1786 geschlossenen Handelstractats zu finden, obgleich die Behandlung aller Fremden in Paris weit strenger war. Um eben die Zeit ward der Cours der französischen Assignaten verboten. Der Vf. zeigt zwar, dafs England damals mit diesen Papieren überschwemmt war, und, wie Brissot versicherte, an 25 Millionen Livres nach diesem neutralen Lande versandt waren; allein er scheint nicht erfahren zu haben, dafs man durch die Assignaten das baare Geld aus England zu ziehen suchte. Die Assignatenmäkler gaben für klingende Münze den drey- und vierfachen Werth des Papiergeldes. Hr. *Chalmers* hat dies in der zweyten Ausgabe des *Estimate of the comparative Strength of Greatbritain* überzeugend erwiesen. Er zeigt unter andern, dafs in dem einzigen Jahre 1792 nach Frankreich 2 909.000 Unzen Silber übermacht wären, da England in frühern Jahren höchstens 600 000 Unzen dahin auszuführen pflegte. Weil der Convent auch, um durch eine Korntheurung das Volk aufzuwiegeln, in England den Weizen zu den höchsten Preisen auf-

aufkaufen liefs; so ward ebenfalls die Getreideausfuhr verboten. Alle diese Anstalten waren von Seiten der brittischen Regierung blos Klugheits- oder Vorsichtsmaafsregeln. Frankreich hatte lange vorher ähnliche Verfügungen getroffen.

Allein die damaligen Machthaber in Frankreich wollten durchaus Krieg mit England haben. Sie waren zu sehr durch ihre Emissarien und die Deputirten der brittischen Volksgesellschaften überzeugt, die Menge der Mifsvergnügten würde sich dem Kriege mit der französischen Republik widersetzen, und ihre Absicht durch einen lange vorbereiteten Aufstand unterstützen. Drohete doch der Gesandte *Chauvelin* dem brittischen Ministerium, wegen einiger Kriegsrüstungen, mit einer Appellation an das brittische Volk, dem man in Frankreich oft genug vordeclamirt hatte: Ludwigs Kopf mufs fallen, und dann mögen Georg III. und Pitt fühlen, ob die ihrigen noch fest auf ihren Schultern sitzen. Bey aller Gelegenheit suchten die französischen Machthaber England zu erbittern, oder wenigstens zu necken. Lange vor der Kriegserklärung liefs der Seeminister *Monge* ein Circular an alle Seehäfen Frankreichs ergehen, um die Einwohner zum Krieg gegen England zu ermuntern. Er schrieb darin: Die freyen Britten zeigen sich mifsvergnügt darüber, dafs sie die Waffen gegen ihre Brüder, die Franzosen, führen sollen. Wir wollen ihnen zu Hülfe eilen; wir wollen eine Landung auf dieser Insel wagen; wir wollen 50,000 Freyheitsmützen dahin verpflanzen.

Die Verhältnisse zwischen England und Frankreich in den letzten Zeiten und die Verhandlungen zwischen beiden Mächten, bis zum 11ten Febr. 1793. schildert der dreyzehnte Abschnitt darstellend und überzeugend. Wir sind aber gezwungen, unsere Leser darüber auf das Werk selbst zu verweisen, weil die reichhaltigen darin aufgestellten Thatsachen nur im Zusammenhange den Gang der Begebenheiten entwickeln, und einzeln ausgehobene Fragmente, die meisterhafte Behandlung eines absichtlich verdunkelten Gegenstandes nur unvollkommen darstellen. Der Minister *Le Brün* vereitelte alle Unterhandlungen, so geneigt auch das brittische Ministerium war, die abgebrochenen wieder anzufangen, und sich sogar mit Emissarien einliefs, welche mit keiner Instruction versehen waren. Die von beiden Seiten zuletzt gewechselten Schriften sind hier ganz abgedruckt, und mit den zweckmäfsigsten Anmerkungen versehen. Diese zeigen deutlich, dafs das französische Ministerium durch seine Antworten das brittische zu täuschen suchte; auf gegründete Beschwerden bey allen Friedensversicherungen keine Rücksicht nahm, und nur bemüht war, die zu sichtbare Schuld des Friedensbruchs auf England zu wälzen. Wie verächtlich wurden die Tractaten behandelt, worauf England die Sperre der Schelde gründete? Die ganze Antwort war: der Vertrag sey ohne Theilnahme der Belgier geschlossen worden. Wer diese und andere hier gegebene Aufschlüsse über die wahren Ursachen des Kriegs mit Grofsbritannien unbefangen erwägt, mufs aus Ueberzeugung Frankreich für den angreifenden Theil erklären, wüfste er auch nicht, dafs die Führer der abwechselnden Partheyen in Paris bald die Anarchisten, bald die Girondisten als Urheber des Krieges, und nicht das brittische Ministerium anklagen. Beyläufig wird in diesem Abschnitt gezeigt, warum der Minister der auswärtigen Affairen *Le Brün* so eifrig die Kriegserklärung und die Vereitelung aller Unterhandlungen betrieb. *Le Brün*, unter der königlichen Regierung seiner Vergehungen halber aus Frankreich vertrieben, schrieb 1788 in *Herve* das bekannte *Journal politique et general de l'Europe*. Nachdem er durch Lobpreisung des französischen Ministeriums, und übertriebenen Tadel des brittischen, seine Rückkehr nach Frankreich nicht bewirken konnte, veränderte er auf einmal seine Stimme, erhob die englische Regierung, und hoffte dadurch eine Pension von funfzig Pfund Sterl. zu erlangen. Er wandte sich zu dem Ende an Hn. Pitt, als aber dieser es unedel fand, sein Lob zu bezahlen, wiederholte *Le Brün* abermals die vorigen Schmähungen gegen Grofsbritannien, und schob seine ernstliche Rache bis auf gelegene Zeit auf, die er in seiner damaligen Lage nicht abwarten konnte. Auch das französische Kriegsmanifest stellt der Vf. in sein wahres Licht, und prüft die angeblichen, ungegründeten Bewegungsgründe, wodurch die Stellvertreter ihre abgenöthigte Kriegserklärung zu beschönigen suchen. Unter den angeführten Ursachen wird auch folgende gerügt, dafs Revolutionsfreunde in England mifshandelt waren, oder dafs England im Januar 1793. eine Verbindung mit dem Hause Oesterreich geschlossen habe, ungeachtet seit der bekannten Convention von 1790. erst den 30ten Octob. dieses Jahrs der neue Allianztractat zu Stande kam. Da die französische Regierung selber sich diese und andere unwahre Behauptungen erlaubt; so darf man sich nicht wundern, wenn ihre Vertheidiger oder Lobredner ausgemachte Wahrheiten verdrehen, oder in einem Nebel ungereimter Muthmafsungen zu verhüllen wissen. Der Anhang enthält, wie oben bereits bemerkt worden, die Geschichte der seit 1796 verunglückten Friedensunterhandlungen, die Grofsbritannien dreymal anfing. Auch hier mufs der erklärteste Feind Grofsbritanniens gestehen, dafs die französischen Machthaber selbst die billigsten Bedingungen keiner Aufmerksamkeit würdigten, und ihren so oft geäufserten Grundsatzen getreu blieben: *il faut incendier les quatre coins de l'Europe, notre salut est là.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Die Schule der Erfahrung für alle, denen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit werth sind.* — Warnende Thatsachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. — *Erster Theil.* 1798. 251 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Becker* (in Gotha) hat sich durch seine gemeinnützigen Schriften überhaupt, und besonders auch

durch seine *deutsche Zeitung* ein grofses, bey weitem nicht genug erkanntes Verdienst um die grofse Classe derer Menschen erworben, die man gewöhnlich unter dem Namen *Volk* begreift. Ueberdies haben ihm aber auch, manche Schriftsteller viel zu verdanken, welche seine Schriften, vorzüglich die genannte Zeitung auf mannichfaltige Art benutzt, und freylich wohl den Dank dafür oft — wahrscheinlich blos deswegen nicht laut geäufsert haben, weil sie die Bescheidenheit eines Mannes, von dem sie wufsten, dafs er gern im Stillen Gutes thut, schonen wollten. Auch der Herausg. obiger Schrift hat aus jener reichen Quelle fleifsig geschöpft, ohne sie zu nennen. Manchen auf diese Art erhaltenen Beytrag hat er in einer etwas umgeänderten Form geliefert, aber auch manches so flüchtig abgeschrieben, dafs ihm auch die leichtesten Bemerkungen des Schicklichen dabey entgangen sind. So schreibt er z. B. (S. 242.) der *Beckerschen Zeitung* (Jahrgang 1793. S. 298.) nach: „Zu Hebenshausen — hat eine Frau Doctorin ihre Arzneybude aufgeschlagen, und zieht da ruhig und ungestört jährlich 200 bis 300 Rthl. etc." „Dies war 1793 so; aber auch noch im Jahre 1798? — In derselben Erzählung sagt der Herausg. dieser Schule der Erfahrung: „ich weifs Beyspiele, wo Leute 4 bis 8 Stunden weit herkamen, um Arzneymittel bey ihr zu holen;" weil es Hr. *Becker* oder *Becker's* Correspondent so sagt, der dies unstreitig mit Fug und Recht, nach selbstgemachter Erfahrung, sagen konnte; was der Nacherzähler doch wahrscheinlich nicht kann. — S. 17. giebt dem Herausg. sein guter Genius ein, das in einer andern, aus der Beckerischen Zeitung genommenen Erzählung befindliche, und dort richtige *ich* in der Nacherzählung zweckmafsig abzuändern; vergifst aber gleich auf der folgenden Seite, dafs er einen Dritten erzählen lafse, und fährt nun zwiefach unschicklich fort: „die Frau geht zu einem Quackfalber — der sich gewöhnlich mit Viehkrankheiten abgiebt, *wie ich* nachher *erfuhr*, aber seine Arcana auch unwissenden Menschen mittheilt etc." wo es nun schlechterdings nicht zu errathen ist, *wer* die Erfahrung gemacht habe.

Rec. hat aber auch in diesem Buche manches gefunden, was er weder in den Beckerschen noch in andern Volksschriften gelesen hat, was wahrscheinlich der Herausg. aus seiner eigenen Erfahrung gab, und was, im Ganzen genommen, besser, fafslicher und belehrender geschrieben ist, als viele unberufene Volksschriftsteller neuerer Zeit zu schreiben pflegen. Soll aber seine Schule der Erfahrung künftig Nutzen stiften; so wird er sich dennoch sorgfältig bemühen müssen, verschiedene Fehler, an denen der erste Theil seines Werks leidet, in der Fortsetzung zu vermeiden. Er wird die Quellen, aus welchen er schöpfte, künftig ehrlich angeben, und dadurch sich mehr Glauben zu verschaffen suchen; er wird nach einem festern Plane und mit gehöriger Rücksicht auf ein bestimmtes Publicum arbeiten. Soll seine Schule der Erfahrung *für* den gemeinen Bürger und Landmann belehrend werden, so sind Stellen, wie S. 4. „Die Natur bahnt sich einen Weg, auf welchem sie das ganze Empfindungs- und Bewegungssystem, Nerven und Blutgefafse wieder in Gleichgewicht und Einklang setzen kann;" oder S. 16. „er weifs sein Gaukelspiel so zu *fixiren* (?) dafs jedermann staunt, der in seine Kurstube tritt;" durchaus zweckwidrig. Er wird schicklichere Aufschriften, und für das zum Nachschlagen *nöthige* Inhaltsverzeichnifs mehr bezeichnende Hauptwörter wählen, als einige im ersten Theile sind; z. B. „*Verhebung* tödtet urplötzlich einen Knecht; *Unverantwortlichkeit* der Polizey zu Halle; *Kippeln* mit Kähnen, vorwitziges; *Brautwäfte* bringen an den Galgen; *Mifshandlung* eines Scheintodten; Urindoctor wird *Herrlich* (!) angeführt u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Maurer: *Vergleichungen der in den königl. preufsischen Staaten eingeführten Maafse und Gewichte.* Von *J. A. Eytelwein*, königl. geheimen Oberbaurath und Mitglied versch. gel. Gesellsch. 1798. 6 Bog. gr. 8. (8 gr.) In den preufs. Staaten wurde schon 1704 zum Längenmaafs das *Rheinische* verordnet. Aber ob man gleich dahin gröfstentheils übereinstimmt, dafs man sich dabey an den ursprünglich *Leydener* Schuh halten müsse; so bleiben doch die Angaben für den Rheinischen Schuh so verschieden, dafs er nach Snellius nur = 137,50, nach Celsius dagegen = 141,49 in Pariser Linien (14gteln des *pied du roi*) hält, und viele andere beachtungswerthe Angaben verschiedentlich dazwischen fallen. Daher denn im Jahre 1771 das Oberbaudepartement vorschlug, denjenigen rheinischen Schuh, welcher nach *Eisenschmid's* eignen Untersuchungen = 139,13 paris. Linien hält, als *Normalschuh* vorzuschlagen; und Hr. *E.* will nun diesen noch lieber den *brandenburgischen* Schuh genannt wissen. — Für Ellenwaaren gilt die berliner Elle; und die Probeelle auf der Kämmereystube etc. hält 296 par. Lin.; anders als bisher angegeben wurde: und eben so wird man die bisherigen gültigsten Angaben für Berliner Quart und Scheffel, nach hiesigen Untersuchungen um ein ziemliches abzuändern haben. Um die Gröfse des jetzt vorhandenen berliner Normalscheffels genau bestimmen zu können, war dessen Abwägung durch Wasser nothwendig; und zu diesem Behufe wurde mit vieler Genauigkeit und mit Zuziehung des Hn. Oberbergr. *Karsten* erforscht, dafs ein aus Meffing verfertigter rhein. Kubikzoll in destillirten Wasser und bey 14 Grad Reaumür, gerade 288 Gran Medicinalgewicht = 5011⅓ Richtpfenn. Cöln. Markg. verliert, und demnach von solchem Wasser der rhein. Kubikschuh = 86593536 Richtpf., beynahe = 66¹⁄₁₆ Pfund Cöln. Markg. wiegt. — Hr. *E.* schlägt vor, die Scheffelmaafse künftig lieber viereckig parallelepipedalisch zu formen: für Getreide und andere klein gestückelte Waare würden die Ecken nicht verursachen, dafs solche Scheffel weniger fafsen möchten, als die runden; zu welchen das erfoderliche Holz fehlen werde etc. — Das berlin. Probequart findet Hr. *E.* sehr genau = 59 par. Kubikzoll. — Auch die landesüblichen Gewichte sind genau untersucht; alles so, dafs es auch für Ausländer lehrreich wird, und diese Schrift für die Maafs- und Gewichtkunde classisch macht. Die ganze Behandlung zeigt den gründlichen und gewissenhaften Kenner, wie man Hn. *E.* schon aus mehrern Schriften kennt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bresslau, Hirschberg und Lissa in Südpreufsen, b. Korn d. a.: *Das Zeichnen und die damit verwandten Künfte* aus dem Französischen des Hn. *Neveu* übersetzt von *J. M. Mihes*. 1798. 1ster Th. 78 S. 4. nebst einer Tabelle und zwey Kupfertafeln. (20 gr.)

„Die vereinigten Comités hatten in dem Organisationsplan der Centralschule (zu Paris) beschlossen, dafs jeder Lehrer denjenigen Theil des Unterrichts, welcher ihm anvertrauet war, mit einer mündlichen Uebersicht eröffnen sollte, welche das Ganze der Materie auf eine vollständige, obgleich abgekürzte, Art darstellte." Der Bürger *Neveu*, Lehrer der Zeichenkunst, entledigte sich dieses Auftrags in neun Vorlesungen, deren Plan und Inhaltsanzeige, er seinen Schülern, Zuhörern und Lesern, in der analytischen Tabelle, vorlegt. Wir erhalten hier durch des Hn. *Mihes* Bemühung die vier ersten von diesen Vorlesungen übersetzt, welche zufolge der Vorerinnerung aus dem *Journal Polytechnique ou Bulletin du travail fait à l'ecole centrale des travaux publics à Paris. An. III. de la Republique* genommen sind. Ihr Inhalt ist folgender. *Erste Vorlesung.* Von der Malerey überhaupt, ihre Wirkung, Zweck, Nutzbarkeit etc. *Zweyte Vorlesung.* Vergleichung der Künste unter sich. *Dritte Vorlesung.* Von der Composition, Erfindung, Anordnung, Einheit, Contrast, Ordnung, Abwechslung und Reichthum in der Malerey, Symmetrie, Geschmack. *Vierte Vorlesung* von dem äufsern Schein der Körper, Form, Correctheit der Zeichnung, Schönheit. — Rec. gesteht offenherzig, dafs er diese Schrift eben nicht mit der günstigsten Erwartung zu lesen angefangen, weil ihm sogleich die beiden Kupferstiche mit allerley Caricaturen vom Affen an bis hinauf zum griechischen Ideal Profil als ein verdachtiges Zeichen in die Augen fielen. Auch fand er viele Stellen in der Schrift, welche diese Erwartung rechtfertigten. So meldet gleich die Vorrede, dafs alles zum Unterricht für junge Ingenieurs entworfen sey, und hernach fängt die erste Vorlesung mit fast unerträglich leerem Geschwätz an. Der Vf. meynt nämlich, die Künste hätten sonst einen verderblichen Einfluss auf die Sitten gehabt, der gröfste Theil der Künstler sey ohne Unterricht, ohne Grundsatze, ohne Erhebung der Seele, geldgierig und aller Laster empfänglich gewesen. — Sie waren es, sagt er, welche mit jenen Lügen der Kunst, die Mauern der Kirchen und Paläste deckten, den doppelten Despotismus des Thrones und Altars heiligten, das Volk in der Sclaverey erhielten, u. s. w. — aber nun im Jahrhunderte der Freyheit, werden sie richtigen Gebrauch von der Kunst machen, das erhabene Amt wieder erkennen, welches ihnen obliegt, werden ihren tugendhaftern, besser unterrichteten (?) Zeitgenossen Vaterlandsliebe und Abscheu vor Sclaverey einhauchen, die öffentlichen Sitten neu erschaffen helfen, und die Menschen zur Tugend führen. Wer dächte nun dafs unter dergleichen Spreu noch edle Körner zu finden sind? Und gleichwohl trifft man auf Stellen, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann. Wir heben hier nur ein Beyspiel aus der zweyten Vorlesung aus, wo S. 19. und 20. sehr bündig mit den besten Gründen dargethan wird, die Malerey sey nicht im Stande eine Geschichte deutlich darzustellen, wie die vom C. Popilius, welcher um den Carthaginensischen Feldherrn, der mit ihm unterhandelte, einen Kreis in den Sand zog, und Antwort über Frieden oder Krieg foderte, ehe er diesen Kreis überschreite. Eben so wenig sey die Bedeutung zu errathen, wenn Jeremias gebildet wird, der zum Jüdischen Volk redet und den Topf zerschlägt. — Aber warum will der Vf. gleich hernach mit unhaltbaren Scheingründen doch den bettelnden Belisarius, Andronikus, der seinen Löwen am Bande führt, und den Sokrates, welcher den Giftbecher trinkt, empfehlen?

Auf ähnliche Weise ist nun das ganze Werk beschaffen, Wahres und Falsches wechseln immer mit einander ab: doch ist des letzten freylich viel mehr als des ersten, und wenn wir nicht sehr irren, so ist der Bürger *Neveu* eben kein grofser Kunstverständiger, sondern hat Gutes und Schlechtes, was er gehört und gelesen, ohne Unterschied zusammengetragen, und daraus Vorlesungen fabricirt. Der Stoff will sich ihm nicht fügen: daher schweift er so oft ab, und verirrt sich von dem, was er abhandeln will. S. 63. hat er uns durch einige derbe Anachronismen eine sehr kleine Meynung von seinem historischen Wissen beygebracht.

Auch Hr. *Mihes*, der Uebersetzer, scheint in Sachen der Kunst kein Eingeweyhter zu seyn. Wir glauben wenigstens, der Irrthum S. 46. komme auf

Digitized by Google

seine Rechnung, wo bey Anlass der Regel von der Anordnung, von Weinstöcken und Weinstockspflanzung gesprochen wird. Es sollte aber ohne Zweifel heissen, Weintraube, denn Tizian hatte sich einst dieser als ein Gleichniss von guter Gruppirung und eines wohl zusammenhängenden Ganzen bedient, und weil es äusserst passend ist, so hat man dasselbe seit der Zeit in der Kunstsprache beybehalten. Da wir das *Journal-Polytechnique* nicht bey der Hand haben, so wissen wir nicht, ob der Vf. oder der Uebersetzer anzuklagen ist, dass S. 41. steht „*wider diese Regel* (die Einheit) *hat Rafael in seinem Gemälde Heliodor gesündiget, wo er den Pabst Julius II. in dem Tempel zu Jerusalem darzwischen kommen lasst, auf seinen Schultern eine Processionsfahne tragend.*" Es wäre in der That merkwürdig, wenn der bestellte Lehrer der Zeichenkunst an der Centralschule zu Paris, welcher Vorlesungen über die Malerey halten muss, noch nie die Kupferstiche von Rafael's Bildern im Vatikan gesehen hätte; aber eben so sonderbar ist es, dass ein Deutscher sich vermisst, Schriften zu übersetzen, die von der Kunst handeln, wenn er so wenig unterrichtet ist, dass er dergleichen Fehler begehen oder übersehen kann.

Bremen, b. Wilmans: *Die Nacht.* 1797. Erstes Bändchen. 226 S. Zweytes Bändchen. 206 S. 8. (Mit Titelkupfer.) (1 Rthlr. 16 gr.)

Seit jener Zeit, da Young's Nachtgedanken unter uns so ungemessene Bewunderung und eifrige Nachfolge fanden, dass das Helldunkel der Poesie mehr als Rembrändisch werden zu wollen schien, und man besorgen musste, die bunten Schmetterlinge der Phantasie würden sich alle in schwirrende Nachtvögel verwandeln, ist die *Nacht* vielleicht durch kein so weitläuftiges Gedicht verklart worden, als das vorliegende. Doch ist dies keine von den düstern Youngschen Nächten, sondern eine transparente Mondscheinlandschaft, durch deren gemilderten Schatten nicht blos der Mond sondern alle Sterne hindurchflimmern; und in der That so transparent, dass über den dahinter angebrachten Lichtern das Gemählde selbst einem unter den Augen verschwindet. Anstatt mit geistigem Gehalt und dichterischer Schönheit zahlt der Vf. die Foderungen der Leser in Himmelskörpern aller Art, Sonnensystemen und Milchstrasen: einer Münze, die so verschleudert wird, seit einige Männer von Ruf die Erweiterungen der Astronomie in poetischen Cours setzten, dass man darauf bedacht seyn sollte, ihrem Credit durch eine Luxus-Verordnung wieder aufzuhelfen. Zum Glück beschäftigen sich nicht alle die *zwanzig Lieder*, worein der Vf. seine *Nacht* eintheilt, (die, wie er selbst gesteht, „der äussern Gestalt nach eigentlich nach gar keinen Mustern zugeschnitten," unsers Bedünkens aber völlig gestaltlos, und also von dieser Seite einer natürlichen Nacht recht ähnlich ist) mit dem gestirnten Himmel, mit Aussichten in die Zukunft und physikotheologischen Erstaunungen über beides; die letzten handeln von der Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Religion, und vom Heil des Menschengeschlechts überhaupt. Alles dies ist herzlich gut gemeynt: aber, die „reinen Absichten" des Vfs. in allen Ehren gehalten, können wir doch nicht umhin, sie von Ansprüchen anderer Art zu sondern, die er deutlich genug zu erkennen giebt, wenn er versichert, er werde sich „wegen der Geissel unbilliger Kunstrichter mit dem Beyfall einiger der ersten Dichter Deutschlands zu trösten wissen," oder gar hofft, man werde sein Werk „für ächt deutsche Poesie erklaren." Es wäre wirklich sehr traurig für unsere Nation und Sprache, wenn dies mit Recht geschehen könnte. Ganz gemeine Empfindungen und tausendmal wiederholte Gedanken, in einen Vortrage, der nur eben über lahmer und aufgedunsener Prosa ohne allen metrischen Wohllklang hinschleicht, verdienen gewiss bey allen Völkern, und nach der Stufe, worauf unsere Literatur steht, bey den Deutschen ganz vorzüglich Unpoesie zu heissen. „Melodie war mein einziges Sylbenmaass," *sagt* der Vf.; aber welche Begriffe muss er von Melodie und Sylbenmaass haben, um sie hier anwendbar zu finden! Wo ist nur etwas rhythmisches in Stellen wie folgende hörbar: „denn alles war ganz mit unsern „ersten Ideen verwebt, durch alles fühlte die junge „Seele sich glücklich; darum bleibt dies Erinnern „in reiferen Jahren noch heilig." Und *doch soll* es im Text, wie uns die abgesetzten Zeilen *bedeuten*, Verse vorstellen. Dafür hat Gesner die Prosa in seinen Idyllen nie ausgegeben, obgleich ihr Wohllaut wohl ein wenig mehr dazu berechtigt hätte. Nur bey kurzen dithyrambischen Ergiessungen sind Rhythmen ohne gesetzliche metrische Wiederkehr angemessen, und die Befugniss zu dieser Form möchte doch von manchen unserer Dichter überschritten seyn. Der Vf. giebt ein gefährliches Beyspiel: wehe dem Papier, wenn die Romanenfertiger und alle, denen es blos um Anschwellen ihrer Producte zu thun ist, auf den Einfall kommen, ihre oft nur allzu kostbare Prosa wie Verse abzusetzen. S. 7. und 8. im 2ten B. kommt sehr schnell nach einander das Wort *Umsonst* dreymal als ein vollständiger Vers (*versus* heisst Zeile) vor, und erregt die Betrachtung, wie ganz umsonst diese Einrichtung gewählt ist. Man sollte denken, die Vertraulichkeit mit den unermesslichen Raumen des Himmels habe diese Verschwendung des irdischen Raums verursacht. Wäre alles schlicht in einem fort gedruckt, so erwartete man wenigstens nichts anders als poetische Prosa, und die Seiten würden äuserlich weniger leer erscheinen. Dem gänzlichen Mangel an Kraft und Schwung ist zwar auf keine Weise aufzuhelfen. Bey Stellen, die einigen poetischen Schein haben, bieten sich auch sogleich die Reminiscenzen, besonders aus Klopstock dar. Ein Seraph, mit dem sich der Vf. in seiner Vision unterhalt, theilt ihm Ermahnungen für die Fürsten mit:

— Dass

— Dafs fürchterliche Revolutionen
Nicht mehr die Erde verwüsten;
O Bruder!
So verkündige ihnen
Den Willen der Gottheit;
Denn so spricht der Herr:
„Ich hab' euch zu Fürsten gemacht u. s. w."

Wir verschonen die Leser mit dem übrigen: denn wie der Autor immer aus dem beabsichteten Pathos in das verwandte *Bathos* geräth, so hat er hier auch die höheren Personen, die er bemüht, in das gleiche Unglück verwickelt.

Am Schlusse der *Nacht* ist eine Declamation über *Aufklärung* und Freyheit angehängt, nicht in Versen, doch in einer Schreibart, die eben so wenig wahre Prosa ist, als jene ächte Poesie. Aber aufrichtig und gut gemeynt ist das hier gesagte wie alles: ungeachtet der Nächtlichkeit seiner Muse ist der Vf. ein grofser Gegner der Verfinsterer, und wir müssen in Bezug auf alles vorher gehende in Erinnerung bringen, dafs man ein sehr achtungswürdiger Mann seyn und doch schlechte Verse machen kann. Besser aber gar keine!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schleswig, b. Röhss: *Auguste und Hieronymus, oder Briefe über die moralische Bildung des Menschen, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Von einem Frauenzimmer.* Mit einem (höchst elenden) Titelkupfer. 1796 u. 1797. *Erster Theil.* 463 S. *Zweyter Theil.* 541 S. *Dritter Theil.* 639 S. 8.

Die Verfasserin versichert in der Vorrede, dafs ihr einziger Zweck bey Verfertigung dieses Werkes sey, auf die Bildung der Menschen in allen Ständen zu wirken und durch Beyspiele zu zeigen, dafs der Charakter durch die Erziehung eine unverkennbare Richtung bekommt, und dafs diese sehr oft das glückliche oder unglückliche Schicksal einzelner Menschen, vieler Familien und ganzer Nationen bestimmt. Man sieht, dafs die Grenzen, welche sich die Vfn. bey diesem Plane gesteckt hat, nicht eng sind, und dafs sie in einer Gegend wandelt, der es in diesem Jahrhunderte wenigstens nicht an Anbauern gefehlt hat. Aber in der That sind diese Gegenstände so wichtig, dafs man wünschen mufs, sie recht oft von den einsichtsvollsten und geistreichsten Köpfen behandelt zu sehn. Sie müssen in jedem Lichte, unter allen Gestalten gezeigt werden, um auch die trägern Gemüther zu erwecken; man mufs sie auf alle Weise beleben, und ihnen überall und unter allen Ständen Theilnehmer und Freunde zu machen suchen. Unsere Vfn. hat die Form des Romans gewählt, um die Vortheile und Nachtheile der Erziehung zu zeigen; ein oft gebrauchtes Mittel, das aber seiner Natur nach, eine unendliche Menge von Formen erlaubt und in der That sehr geschickt ist, eine lebendige Ueberzeugung von den wichtigsten Grundsätzen der Erziehungskunst hervorzubringen... Aber um diese Absicht zu erreichen, bedarf es, aufser der richtigen Einsicht, einer schöpferischen beseelenden Kraft in dem Gemüthe des Schriftstellers; und diese haben wir, so leid es uns thut dieses Urtheil zu fällen, in dem ganzen weitschweifigen Werke nicht entdecken können. Die in demselben enthaltenen Lehren sind besser, als die Beyspiele, der raisonnirende Theil lesbarer, als der poetische, ob wir gleich auch an jenem weder Neuheit der Gedanken, noch neue Ansichten, noch eine hervorstechende Energie und Wärme des Ausdrucks rühmen können. Eine gewisse Leichtigkeit und Fertigkeit zu schreiben, welche oft nur aus der Unkenntnifs der Gefahr entspringt, ist noch nicht schriftstellerisches Talent; so wenig als grofse, der Tugend ertheilte Lobsprüche für einen Beweifs wahrer und inniger Achtung gegen sie gelten können. Wenn die Begebenheiten dieses Romans — der Absicht der Vfn. gemäfs — zu Beyspielen und Belegen des Grundsatzes von der Wichtigkeit der Erziehung taugen sollten; so mufsten sie wenigstens wahrscheinlich: wenn sie wirksam seyn sollten; so mufsten sie anziehend und eingreifend seyn. Aber in dem ganzen Laufe der Geschichte sind beide Foderungen auch nicht einmal auf eine erträgliche Weise befriedigt. Ein Gewebe unnatürlicher, schlecht geordneter Begebenheiten, die kaum die Aufmerksamkeit des Lesers reizen; eine unwahrscheinliche, unauslöschliche Rachsucht, welche die vornehmste Triebfeder der Handlung ist; Klöster, schwache und wollüstige Fürsten, boshafte und verschmitzte Mönche, Banditen und Maitressen, von denen die höchste und reinste Tugend auf die erbarmungswürdigste Weise gequält wird, machen den Inhalt des Werkes aus. Glücklicherweise vereinigen die boshaften Ungeheuer, welche hier auftreten, mit ihrem bösen Willen einen so reichlichen Antheil von Unbesonnenheit und selbst von Dummheit, dafs hierdurch die Geschichte noch ziemlich abgekürzt, und die unschuldiger Weise gepeinigte Tugend noch zeitig genug zu dem erwünschten Ziele häuslicher Glückseligkeit gebracht wird. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Romans, dafs die Hauptpersonen am wenigsten darinne beschäftigt sind. Zwar scheint es, als ob *Auguste* genug zu thun haben müfste, um einem geliebten Prinzen, aus reiner Liebe zur Pflicht, den Abschied zu geben; mit einem andern Bräutigam, aus Abscheu gegen seine blutdürstigen Gesinnungen, zu brechen; einen dritten Verlobten, der vor der Hochzeit stirbt, anständig zu betrauern; die *Schaar* von Männern (III. S. 501.) welche um sie freyt, von sich abzuhalten; und endlich den ihr von der Vfn. bestimmten *Hieronymus* zu heyrathen; aber dieses treffliche Mädchen ist so gut erzogen, dafs ihr dies alles in der That nur wenige Mühe kostet. Dafür aber wird sie auch am Ende mit der Hand des schönsten Man-

nes in dem ganzen Buche belohnt. Uebrigens ist es zu loben, dafs jedermann nach Gebühr versorgt wird; die edeln Manner und Madchen glücklich verheyrathet werden; die Schurken und Böfewichter ihren verdienten Lohn erhalten, und überhaupt die poetische Gerechtigkeit auf eine exemplarische Weise gehandhabt wird. Die Richtigkeit der Haltung, das Geistreiche der Darstellung und den Schönheitssinn, der in diesem Werke herrscht, mögen folgende wenige Stellen beurkunden. Eine schlaue Maitresse, das Triebrad der Intrigue, schreibt an einen Höfling, der zwar ihre Kreatur, aber Günstling des Fürsten ist, indem sie ihm zum erstenmal die Geheimnisse ihres Herzens enthüllt (I. S. 72.) „Wissen sie denn nicht, *dafs*, wenn ihnen meine Freundschaft Befehle giebt, *so* bin ich unumschränkter, als ihr Fürst, bin es mehr, als ihr kranker Fürst: denn was verliehren sie und ich, wenn dieses Phantom von Herrscher stirbt? Ich habe seine Schwächen benutzt; ich bin reicher als die Fürstin und ich habe selbst durch die dritte Hand dem Fürsten grofse Summen geborgt. — Diesem blödsinnigen Weichling ahnete es auf die entfernteste Weise nicht, dafs er das blofse Werkzeug meiner glühenden Rache und meiner weit aussehenden Plane war." Die Wirkung ist hier, wie man denken kann; der Günstling zeigt dem Fürsten den Brief, und wenn dem nun die Augen nicht aufgehen sollten! — Th. III. S. 593. schreibt ein Prinz, welcher Augusten um ihrer Einfachheit, Tugend und Liebenswürdigkeit willen, zur Braut gewählt hat, aus dem Lager an sie: „Wenn wir die Stadt erobern, *so* springt Mann und Maus über die Klinge; und das ist billig. Denn dafür ist es Krieg. Die Söhne des Mars kennen kein anderes Gesetz als Würgen; ewiger Krieg denen, die ihren Nacken nicht unter das Joch beugen." Diese Aeufserungen sind indefs dazu gut, dafs sie Augusten von diesem Manne befreyen und dem bestimmten Geliebten den Weg bahnen. Wie soll man aber im I. Th. S. 109. ff. die Beschreibung eines bis zur Stupidität albernen Konsistorialpräsidenten und seines eben so blödsinnigen ahnenstolzen Weibes rechtfertigen, da sie noch oben drein einem Mädchen in den Mund gelegt ist, dessen Lob von allen Seiten des Buches ertönt? „Das dreyfache Kinn — heifst es hier unter andern — der noch von Bratwurst und Butter glänzende und reichlich umflofsene Mund, die kupfrigte, zwischen zwey ungeheuern Backen tief versteckte Nase etc. — Der aus mancherley dämpfenden Gerüchen bestehende Nimbus der seinen fafsmäfsigen Körper umflofs u. s. w." Mit dieser würdigen Person, die eine ganz episodische Rolle spielt, beschäftigt sich die geistreiche Sophie Hochberg auf mehr als zwanzig Seiten, indem sie einen übrigens recht braven Mann in die Versuchung setzt, seine platten Soldatenstreiche in einer eben so platten Sprache lang und breit zu rühmen. Es ist nicht fein, die Schwachen eines braven, wenn auch schon rohen Mannes, und noch dazu des künftigen Ehegenossen, so vor dem Publicum aufzudecken. Aber das gute Kind weifs nicht was es thut, indem es durch einen *unglücklichen* Misgriff, Plattheit mit Humor und Witz verwechselt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Ohne Druckort: *Des Lucius Annaeus Seneca Vergötterung des Kaisers Claudius* nebst einer hingehörenden Stelle aus den Sprichwörtern des Erasmus, übersetzt von *Adolf Grüninger*. 1798. 36 S. 4. (6 gr.) Dieses Büchlein ist einzig wegen der Uebersetzung des Erasmischen Commentars über das in Seneca's Satyre vorkommende Sprichwort: *Aut regem aut fatuum nasci oportere*, der an Schönheit, Kräftigkeit und Freymüthigkeit den Aufsätzen im Fürstenspiegel an die Seite gesetzt zu werden verdient, beachtenswerth. Die Uebersetzung der Spottschrift auf den Claudius ist, wie dieser Kaiser selbst, *invitis diis* erzeugt. Wufste der Vf. nicht, dafs man schon eine wohlgerathene Uebersetzung von *Sonntag* im zweyten Heft der Schrift: *Zur Unterhaltung für Freunde der alten Literatur* hat? (Vergl. A. L. Z. Jahrg. 1791. Nr. 33. S. 264.) Nicht allein ist der Sinn des Seneca oft in der neuen Uebersetzung verfehlt, sondern sie ist auch steif und oft undeutsch. S. 9. heifst es: Hercules, *der auch keins der Ungeheuer fürchtete*, ward hier verwirrt beym ersten Anblick." *Hercules primo adfpectu (Claudii) fane perturbatus eft, ut qui etiam non omnia monftra timuerit*, d. h. *da fo noch nicht alle Ungeheuer fürchtete*. Die Prose des Vfs. mag noch einigermafsen hingehen, aber seine metrische Uebersetzung der Dichterstellen ist so schwerfällig, holpricht, lahm und so voller Inversionen, dafs man Mühe hat zu verstehen, was man liest. Die Urschrift mufs der Uebersetzung zur Erklärung dienen. Das: *Illuc unde negant redire quemquam* heifst hier: „Dort, von dannen man nie zurückkehrt, sagt man." Der Sonnengott, welcher am Morgen den Wagen aus seinen Schranken (*e carcere*) oder aus den Thoren des Sonnenpallastes (Ovid Met. 2. 155.) hervorgehen läfst, treibt, nach dem Uebersetzer, die Rader zuerst *aus dem Kerker* hervor. *Niveum vellus* heifst hier *schneegeweifsete Wolle*. Der Vf. mag wohl bey seiner Arbeit, die er sich so leicht machte, empfunden haben, was er die Parcen in ein paar hinkenden Hexametern empfinden läfst. Sie

Freuen sich, wenns die Finger erfüllt: es ist liebliche Arbeit.
Eilend von selbst ist das Werk und ohne die geringste Bemühung. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. May 1799.

OEKONOMIE.

Leipzig, in d. Pottiſchen Buchh.: *Neues Taſchenbuch für Pferdefreunde, Pferdeärzte und Beſchlagſchmiede.* Oder gründliche Anweiſung zur richtigen Kenntniſs, Behandlung und Beſchlagung der Pferde, nebſt Anleitung die gewöhnlichſten, ſchwerſten Krankheiten und Unfälle der Pferde bald und ſicher zu heilen, aus den neueſten und bewährteſten Schriftſtellern in der Roſswiſſenſchaft, namentlich einem Bel, Robertſon, La Foſſe, Mogalla, Röder, Chabert, Osmer, Klarke und aus eigenen Erfahrungen zuſammengetragen von *K. F. B.* Mit Kupfern. 1797. 347 S. 8. (18 gr.)

Hr. *Lawrenze* in England verfertigte zum Beſten der Huf- und Curſchmiede einen wohlfeilen Auszug aus dem koſtbaren lehrreichen Werke des *Prof. Bel*, der um die Vieharzneywiſſenſchaft ſich ſo ſehr verdient gemacht hat. In England ward dieſer Auszug mit Beyfall aufgenommen, und das jetzt hier vor uns liegende Taſchenbuch ſoll nun davon, eine berichtigte und concentrirte Ueberſetzung ſeyn, die zugleich der Ueberſetzer mit verſchiedenen Abhandlungen anderer Schriftſteller, ſo wie auch mit ſeinen eigenen Erfahrungen bereichert und verwebt hat. Die Urſchrift haben wir nicht zur Hand, um ſie mit der Ueberſetzung vergleichen zu können; dieſe ſcheint aber mit vielem Fleiſs gearbeitet und ihr Vf. mit der Roſsarzneywiſſenſchaft bekannt zu ſeyn. Doch hätten wir ſtatt derſelben in gegenwärtiger Form lieber eine vollſtändige reine getreue Ueberſetzung und die Erfahrungen des Ueberſetzers, als Anmerkungen beygefügt gewünſcht, denn oft weiſs der Leſer nicht, was der Urſchrift, was dem Ueberſetzer, oder was den andern Schriftſtellern, die bey dem Taſchenbuche benutzt ſind, vom Inhalte zugehört. — Voran geht Prof. *Bel's* Biographie, die wir mit Vergnügen geleſen haben. Alsdann folgen: I. *Beſchreibung aller äuſsern Theile des Pferdes, mit Bemerkungen über ihre rechte Geſtalt.* Hierzu gehört die erſte Kupfertafel, die ein wohlgebauetes Pferd vorſtellt, an welchem die äuſsern Theile des Körpers durch Numern angezeigt werden. Zeichnung und Stich ſind nicht beſonders, auch enthält dieſer Aufſatz nichts, was ihm beſondern Werth geben könnte. II. *Beſchreibung vom Knochenbau des Pferdes*, nebſt Kupfer, ein Pferdeſkelett vorſtellend. Sowohl Beſchreibung als Kupfer ſind aus dem Werke des Hn. Prof. Mogalla (über Krankheiten der Pferde, I. Band. S. 192—245.), entlehnt. III. *Beſchreibung des Knochenbaues und der Knochendimenſionen eines der geſchwindeſten Rennpferde, der berühmten Eklipſe.* Dies windſchnelle Pferd brauchte zu einer deutſchen Meile 7 Minuten, 46 Secunden, 18 Tertien. Es ſtarb im 26ſten Jahre den 27ſten Februar 1789, an einer Colik, nachdem es den Ruhm aller andern berühmten Wettläufer verdunkelt hatte. Bel wurde aufgefodert, dieſes bewundernswürdige Thier zu zergliedern. Seine Beſchreibung, die wir von dem Knochenbau und den Knochendimenſionen deſſelben hier vor uns haben, enthält zugleich nicht allein allgemeine Ideen über den Mechanism der Fortſchreitungsorgane, ſondern auch eine Erklarung und Darlegung der Urſachen, welche ſämmtlich zur Vermehrung der Geſchwindigkeit des Galopps beywirken. Das Ganze giebt eine Weiſung zur höhern Kenntniſs und tiefern Prüfung der Rennpferde. Diejenigen, die ſich mit Pferdekenntniſs und Geſtütewiſſenſchaft beſchäftigen, werden dieſen Aufſatz nicht überſchlagen, auch ſelbſt Maler und Bildhauer dürften ihn mit Nutzen leſen. — IV. *Etwas über die Auswahl der Trag- und Zugpferde.* Auch dieſer Aufſatz iſt leſenswerth; er enthält für die, welche zu verſchiedenem Gebrauch Pferde zu wählen haben, nützliche Lehren. V. *Vom Beſchlage.* Eine kleine, aber für Hufſchmiede ſehr nützliche Abhandlung. Es gehören dazu 3 Kupfertafeln, welche Abbildungen von guten und fehlerhaften Hüfen und Hufeiſen für geſunde und fehlerhafte Hüfe enthalten. VI. *Von den natürlichen und zufälligen Krankheiten und Verletzungen der Füſse.* Unter dieſer Rubrik findet der Leſer abgehandelt: die Heilung der Steingallen, Hornkluft, Feigwarzen, Horndurchfäule, Rehe, Verrenkung und Zerreiſsung der Fuſsſehne, Brüche des Kronenbeins, des Nufsbeins und Hufbeins, und zuletzt der Nagelverwundung, wo aber bey einigen dieſer Uebel in Rückſicht der Heilungsart manches zu erinnern ſeyn dürfte. VII. *Allgemeine Bemerkungen über die Thierarzneykunde.* Ein zwar kurzer, aber wohl überdachter und leſenswürdiger Aufſatz, welchen wir beſonders denen empfehlen, die nicht wiſſen was für Kenntniſſe zur Heilung der Thierkrankheiten erfoderlich ſind. VIII. *Verſuch über die Flufsgalle.* Iſt ein überſetzter Auszug aus *Huzard's Eſſais ſur les Eaux aux jambes des Chevaux.* Paris 1784. 8. Die Flufsgalle wird hier überhaupt als eine chroniſche Hautkrankheit beſchrieben, die zuweilen mit Entzündung verbunden, zuweilen anſteckend und ſeuchenartig ſey, und nur die Füſse der Pferde, Eſel und Mauleſel, ſelten aber die

die Füfse der wiederkäuenden Thiere angreife. Man hat fchon eine deutfche Ueberfetzung diefer Schrift, welche in das dritte Stück der auserlefenen Beyträge zur Thierarzneykunft, Leipz. 1788. 8. eingerückt ift. Sie ift aber höchft fehlerhaft, manchem Lefer würde aus diefem Grunde eine vollftändige getreue Ueberfetzung hier angenehmer gewefen feyn, als diefer Auszug. IX. *Verfuche und Bemerkungen über rotzige Pferde.* Für den Pferdearzt ein wichtiger und befonders lefenswürdiger Aufiatz. Er enthält *Bel's* Meynung vom Rotze und die Verfuche, die er bey den Veterinarfchulen zu Lion und London über die Heilung und Inoculation diefer Krankheit angeftellt hat. — X. *Etwas über die Colik.* Nicht alle Arten der Coliken, fondern nur die gewöhnlichften, und befonders die, welchen Rennpferde unterworfen find, findet der Lefer hier abgehandelt.

BERLIN, b. Pauli: *Neueftes Magazin für Oekonomen und Cameraliften.* Herausgegeben von *J. C. C. Löwe*, H. S. W. Landkammerrath und H. W. Hof- und Oekonomierath etc. *Zweyter Band. Zweyte Lieferung.* 1798. 119 S. 8.

Noch immer behalt diefer nützliche Beytrag für die ökonomifche Literatur in feiner Fortfetzung gleiche Einrichtung und gleichen Werth. Auch diesmal empfangen die Lefer zuerft vier Abhandlungen, hierauf drey patriotifche Vorfchläge, fodann zehn kurze Aufiätze voll nützlicher Beobachtungen, Erfahrungen und Winke, und zuletzt eine Anzeige und Prüfung acht neuer ökonomifcher und cameraliftifcher Schriften.

Von den Abhandlungen betrifft die erfte den erhöhten Werth der Landgüter. Die Urfachen der grofsen Steigerung diefes Werths feit den nächftverfloffenen 20 Jahren findet der Vf. in Bezug auf Schlefien, in der Einführung des Pfandbrieffyftems, wodurch Credit und Induftrie bewirkt wurde; in der dafigen aufserordentlich vermehrten Bevölkerung; in den beträchtlich erhöheten Preifen aller Landsproducte, deren Herabfinken auf ihren ehemaligen Betrag, wegen der gröfsern Zahl der Confumenten, als der Producenten, befonders in Rückficht auf die Bedürfniffe an ländlichen Producten für die fo fehr vermehrten Fabriken und ihre Arbeiter, nicht zu erwarten fey; in den vergröfserten Vorräthen an Gelde, deffen dadurch vermindertem Werthe und verändertem Verhältniffe gegen Waaren und Arbeiten; und in den vielfaltigen neuen Anlagen und vortheilhaften Verbefferungen bey den Landgütern und deren dadurch bewirkten zwey- bis dreymal hohern Ertrage. Die bisherigen Handelsfpeculationen mit Landgütern find, nach des Vfs. richtigen Bemerkung, nicht Urfache, fondern Folge von der Erhöhung ihres Werths, und diefe, die fich auch in vielen andern deutfchen Staaten neuerlich ereignet, und gröfstentheils ebenfalls in jenen Urfachen ihren Grund hat, ein wirklicher Gewinn für das Staatsvermögen: denn von deffen Zu- und Abnahme ift das Steigen und Fallen des Preifes der Grundftücke immer ein zuverläfsiges Kennzeichen. Die zweyte Abhandlung enthält eine Erzählung von den wirthfchaftlichen Verbefferungen bey einer Herrfchaft in Oberfchlefien und deren Erfolge. Durch die hier befchriebenen, feit 6 Jahren angewendeten Mittel, ift bey dem Ackerbaue die vorherige jährliche Ausfaat um 496 Scheffel (Breslauer Maafs) vermindert, und dennoch der Ertrag der Aernte im 6ten Jahre um 6867 Scheffel erhöhet, die Schaferey mit 600 Stück, der Hornviehbeftand mit 64 Stück vermehrt, der Ertrag der Brauerey und Branntweinsbrennerey um 3300 Thaler vergröfsert, auch bey dem dafigen Eifenwerke bewirkt worden, dafs nunmehr aus dem hohen Ofen jährlich 5000 Centner Roheifen mehr als vorhin, und noch aufserdem aus den alten Schlacken 400 Centner Pocheifen erfolgen. Von der fich aus der Erhöhung des Zinsfufses und des Agio gegen Gold und aus dem Steigen des Wuchers ergebenden jetzigen Verminderung des baaren Geldes in Schlefien handelt die dritte Abhandlung. Es werden hier Gründe angegeben, weshalb zu hoffen fey, dafs diefe Abnahme an Baarfchaft nur temporell, nicht fortdauernd feyn werde. Sie beftehen in der herannahenden Endfchaft des jetzigen Kriegs, in den gefchloffenen Contracten über grofse Lieferungen fchlefifchen rohen und gefchmiedeten Eifens nach England, in der wahrfcheinlichen Hemmung des bisherigen ftarken Ausfluffes des baaren Geldes nach Südpreufsen durch die vorhabende *Einführung* des Pfandbrieffyftems daffelbft, in der verbotenen Ausführung der preufsifchen Goldmünze und in der nahen Wahrfcheinlichkeit, dafs durch den neuen grofsen preufsifchen Landererwerb dem Handel und der Baarfchaft immer mehr Zuflüffe werden verfchafft werden. In der vierten Abhandlung befindet fich ein Beyfpiel von der Befchaffenheit der jetzigen Befchwerden der Bauern gegen ihre Dominien (Gutsherrfchaften). Hier werden die von gewiffen Bauern angebrachten neun Klagepuncte über vermeyntliche neuerliche Erfchwerungen der von ihnen im Winter wöchentlich 4 Tage, im Sommer aber 5 Tage zu leiftenden Roboten (Frohn- oder Herrendienfte) angeführt, zugleich der völlige Ungrund derfelben erwiefen.

Unter den folgenden patriotifchen Vorfchlägen zweckt der erfte dahin ab, dafs durch die Kreisphyfiker das Hebammenwefen verbeffert, und die Sterblichkeit der Menfchen durch die Blattern, auch des Viehes durch Seuchen vermindert werden möge. Sie follen daher nicht allein felbft in der Entbindungskunft gefchickt, fondern auch zum Unterrichte der Hebammen in dem in jeder Kreisftadt deshalb zu errichtenden Inftitute verpflichtet feyn, die Ausbreitung der Blatterneinimpfung durch ihre Kenntnifs in diefer Curart und in der beften Behandlung der Blatterpatienten, auch durch ihre Vorftellungen und Empfehlungen befördern, desgleichen in der Thierarzneykunde Kenntniffe befitzen, und fich damit befchäftigen, und für folche ihre vermehrte

Dienft-

Dienstleistungen mit Vergrösserung ihrer Gehalte entweder von der Landesregierung, oder aus dem landschaftlichen Fond jedes Kreises, oder aus den Fonds der Viehassecuranzsocietäten, oder durch Beytrage von den Kreiseinwohnern belohnt werden. Der zweyte Vorschlag enthält nichts weiter, als kurze Bemerkungen über die Möglichkeit der Entbehrung des Rigaischen Leinsaamens und der Gewinnung guten Leinsaamens durch eigene Cultur. Diese wird daher, wegen der dadurch zu gewinnenden Vortheile, zwar empfohlen, aber nicht gezeigt, wie sie bewirkt werden kann. In dem dritten Aufsatze befindet sich blofs eine Rüge des Mangels an tüchtigen Ziegelstreichern und Zimmerleuten (in Schlesien) und der dem ländlichen Bauwesen hieraus erwachsenden grofsen Nachtheile, mit dem allgemeinen Wunsche, dafs die Staatspolizey auf deren Wegschaffung bedacht seyn möge.

Die in den fernern kurzen Aufsätzen enthaltenen Gegenstände sind: ein Verzeichnifs verschiedener vorgeschlagener Zuckersurrogate, nämlich aus dem Safte der Schwertschen, des Gerstenmalzes, des Ahornbaums, des türkschen Weizens, der Carotten, ingleichen durch Läuterung und Crystallisation des Honigs; eine Erfahrung, dafs der Genufs des Wasserviehgrases (*Poa aquatica* Linn.) dem daran von Jugend an gewöhnten Viehe unschädlich sey; die Empfehlung anzustellender Versuche mit dem Anbaue nordamerikanischen Leinsaamens; ingleichen des *äufsern sowohl* als innern Gebrauchs der fetten Oele in *Viehseuchen*; die nöthige Verdünnung und Abkühlung des Bluts bey den Schweinen durch hinlängliches Getränke zur Verhütung der Bräune; die deutliche Beschreibung einer besondern, in einem von der Raude verschiedenen grindigen Ausschlage bestehenden Schafkrankheit, der dagegen angewendeten Heilmittel, und deren zur völligen und dauerhaften Wegschaffung dieses Uebels nicht hinlänglich gewesenen Wirkung, nebst Anfrage wegen einer zweckmäfsigen Radicalcur; eine Anfrage über die physische Ursache, warum bey manchen Landhaushaltungen in manchen Jahren weit mehr Ochsen- als Kuhkälber erzeugt werden; die Zubereitung und Nutzbarkeit des Buchöls; die nützliche Erfindung, aus gemeinen Lehme Steine nach allerley Formen, zu Portalen, Gesimsen und Säulen, und zwar zu 4 bis 6 Cubikfufs grofs, zu verfertigen; und die Zubereitung der grofsen Nessel (*Urtica dioica* Linn.) zum Garne, und dessen Benutzung zur Verfertigung einiger Zeuge.

Den Beschlufs machen Inhaltsanzeigen und Recensionen von *Sickler's* deutschem Obstgärtner, *Becker's* Taschenbuche für Gartenfreunde, einer anonymischen Schrift unter dem Titel: die wichtigsten Lehren des nützlichen Gartenbaues, *Höck's* Magazine der Staatswirthschaft und Statistik, *Hoffmann's* ökonomischen Heften, über eine Schrift unter dem Titel: über die Beförderung des Zutrauens zwischen Regenten und Unterthanen, von *Gilly's* Beschreibung der Feuer abhaltenden Lehmschindeldächer, und von dem ersten Stücke der Nationalmonatsschrift für den preufsischen Staat mit dem Titel: königl. privilegirter preufsischer Volksfreund.

Leipzig, b. Rein: *Aufsätze aus der höhern Oekonomie* für Gartenfreunde, Thierärzte und Manufacturisten. Von dem Verfasser der Beyträge des Aberglaubens. 1797. 360 S. 8. (20 gr.)

Durch diesen Titel ist der Inhalt des Buchs nicht richtig bestimmt. Unter der Benennung *höhere* Oekonomie kann doch wohl nichts anders, als die politische Oekonomie, Staatswirthschaftslehre, verstanden, dahin aber nimmehr eine blofse Sammlung allerley, selbst zum Theil kleinliche *wirthschaftliche Privatgeschäfte* betreffender Belehrungen und Rathschläge gerechnet werden, z. B. über die Vertilgung einiger schädlicher Pflanzen und Insecten, über die Behandlung der Hühner beym Eyerlegen, über die Verbesserung gefrorner Würste, über den Anbau des Porres und der Steckrübe, über die Benutzung der Kürbisse und reifen Gurken etc.

Bey der starken Anzahl von einigen sechzig, ohne Ordnung und Auswahl zusammengehäuften Aufsätzen, können wir uns hier blofs darauf einschränken, einige besonders nützliche und bemerkungswerthe Nachrichten und Anweisungen auszuzeichnen, und zugleich einige bekantlich zu machen, die theils unzuverläfsig, theils aus andern Schriften schon hinlänglich bekannt sind.

Zu den Aufsätzen der ersten Art gehören z. B. die Nachrichten von dem Anbaue und der Benutzung des Mays, oder türkischen Weizens; die Belehrungen über die Wahl und Erziehung der Zugochsen; über die Vertilgung des Hederichs (*Raphanus Raphanistrum*); über die Anwendung des Kalks beym Ackerbaue; über die Obstbaumzucht; über den Anbau des Klees und der Esparcette, die neuen Erfahrungen von dem Durchwintern des Schweiger-Mangolds (*Beta maxima*) und die Belehrung von dessen Nutzen; die zur Zubereitung wohlschmeckender Butter angegebenen Mittel; besonders die Bemerkungen über die Auferziehung des jungen Rindviehs nach einer solchen Methode, wodurch dasselbe wahrscheinlich gegen die Viehpest gesichert werden könne.

Bey andern Aufsätzen hingegen entstehen Zweifel gegen die Zuverläfsigkeit der angepriesenen Hülfsmittel. Dahin gehören einige von den angezeigten Mitteln zur Aufbewahrung der Citronen; die ganz unglaubliche Nachricht, dafs ein thüringer Hauswirth sich durch die Fütterung seiner Hühner im Sommer mit Weizen und im Winter mit erwärmten Hafer, und durch ihre übrige Behandlung im Stalle, von jedem zwey oder dreyjährigen Huhne jährlich 200 Stück Eyer verschafft, und dafs ihm, nach Vergleichung dieses Einkommens gegen jene Fütterung, jedes verspeifte Huhn nicht mehr als 1½ Pfennig gekostet habe; die angerathene Vertilgung der Binsen durch Pferde- und Schafmist; die Empfehlung der sogenannten Drillwirthschaft (Tullischen Ackerme-

thode) besonders zum Behufe des Weizenbaues, deren Mängel man schon längst in England, dem Lande ihrer Erfindung, anerkannt hat, und die auch in den Beyträgen zur Oekonomie, Cameral- und Polizeywissenschaft (Dessau, auf Kosten der Verlagscasse 1782. 8.) S. 106. Anmerk. 27 hinlänglich erwiesen sind etc.

Unter den bereits genugsam bekannten Recepten und Anweisungen befinden sich z. B. die Methode der Vermengung des Düngers mit dem Ackerlande; die Mittel, gefrorne Würste durch das Einlegen in kaltes Wasser zu verbessern, durch Wegnahme eines Theils der Wurzeln der Obstbäume ihren allzu starken Holzwuchs zu vermindern, und ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, ingleichen zur Verwahrung der Butter gegen übeln Geschmack und Ranzigkeit, durch ihre Vermischung mit grobem Seesalze, Salpeter und Zucker, die beschriebene Salbe wider die Räude der Schafe etc.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Pauli: *Gemeinverständliches Rechenbuch, worin sowohl nach Thalern, Groschen und Pfennigen, als auch nach Gulden, Kreuzern u. s. w. überhaupt nach den Münz-, Maafs- und Gewichtssorten gerechnet ist, welche in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth und den benachbarten Ländern gangbar sind.* 1798. 538 S. 8. (20 gr.)

Dieses Rechenbuch ist eine Umarbeitung von *J. W. Schäffer's* Anweisung zur Rechenkunst, Anspach 1766, deren man sich sonst in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth zum Leitfaden beym Unterricht im Rechnen bedient hat. Da in diesem Buche bloss nach den dasigen Münz-, Maafs- und Gewichtssorten gerechnet ist; so ward nach der Vereinigung jener Länder mit der preussischen Monarchie eine solche Einrichtung des Buchs verlangt, wodurch es für beide Länder brauchbar würde. Der Vf. des umgearbeiteten Buchs hat sich nicht genannt. Er versichert, die besten arithmetischen Lehrbücher, welche er zum Theil namhaft macht, benutzt zu haben. Dieses Rechenbuch ist nach seiner Bestimmung recht gut gerathen. Es enthält ausser den vier Speciebus in ganzen und gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen, und der Regel de Tri auch die Kettenrechnung, die Rechnung mit zusammengesetzten Verhältnissen nach der Basedowschen Regel (der verbesserten Reeischen), die Zinsrechnung, Rabattrechnung, Wechselrechnung (Verwandlung des Werths einer Summe), Gewinn- und Verlustrechnung, Gesellschaftsrechnung, Vermischungsrechnung, Tararechnung. Die Gründe der Rechnung sind zugleich auf eine fassliche Art beygebracht, selbst von dem Kettensatze und von der Basedowschen Regel. Es ist zur Uebung ausser den Exempeln, worin das Rechnungsverfahren gezeigt wird, auch eine Anzahl von Aufgaben beygefügt, die zum Theil aus dem gemeinen Leben, aus der Statistik, Geographie und Geschichte genommen sind. Die Antworten sind erst am Ende des Buchs angezeigt. Das Buch ist zum Selbstunterricht denen, die im Rechnen versäumt sind, zu empfehlen. Der Vf. wünscht sehr bescheiden, von den Mängeln seines Buchs *unterrichtet* zu werden. Diese müsste man aus dem *Gebrauch* finden. Eine Bemerkung inzwischen. Beym Dividiren ist es zur Ersparung des Raums dienlich, die Producte zur Seite zu setzen. Für arme Schüler wäre es gut einen Auszug zu veranstalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Lingen*, b. Jülicher: *Ueber die Natur und Wirkung der Düngungsmittel von Hn. Parmentier.* 1797. 27 S. 8. (2 gr.) Dies kleine Werkchen ist eine Uebersetzung des längst bekannten Aufsatzes: *Memoire sur la nature et la manière d'agir des engrais par Mr. Parmentier.* Der Uebersetzer ist Hr. M. *A. Hamp.* Er hat den gelehrten Landwirthen dadurch einen grofsen Gefallen erwiesen, indem die Verdienste des Hn. P. schon lange erkannt sind. S. 4—7. heifst es, dass die Neutral- und alkalischen Salze dem Boden in *grofser Menge* nachtheilig sind, allerdings eine sehr wahre Bemerkung. So sind die vorgeblichen *Dungsalze*, die mehrentheils nur in unreinem Kochsalze bestehen, dem Boden wo nicht schädlich, doch wenigstens nicht von grofsem Nutzen. Ferner heifst es S. 10. dass Stoffe, die zur Fäulniss übergehen, das mehrste zur Vegetation beytragen; dies ist eine ausgemachte Wahrheit, denn es düngen alle thierische Substanzen als Klauen, Knochen, Hörner etc. nicht eher, ehe sie zur Fäulniss übergegangen sind, und ihre Wirkung geht nach vollendeter Fäulniss verloren. Dass die Pflanzen aber ihren Kohlenstoff ganz *allein* aus der Athmosphäre hernehmen, wie es S. 13. heifst, ist wohl nicht ganz richtig, sondern die Dammerde selbst liefert, wie *Hassenfratz* richtig zeigte, den Pflanzen den mehrsten Kohlenstoff. Dass aber der Kohlenstoff den ponderablen Antheil der Pflanze ausmache, ist sehr wahr, und es ist eine sehr schöne Bemerkung S. 13. dass Pflanzen und Früchte, denen dieser ponderable Antheil fehlt, und die dagegen einen grösern Bestandtheil an Wasserstoff und Sauerstoff haben, geruchlos, und nur aufgedunsen sind. Ueberhaupt nimmt Hr. P. wie es auch ganz mit der Natur der Sache übereinkommt, die Dammerde, das Wasser, das Licht und die Athmosphäre mit einander verbunden, als die Mittel an, welche den Pflanzen den erfoderlichen Nahrungsstoff hergeben. Als Bestandtheil der Pflanzen nimmt er Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff an, die auch alle von den eben genannten Mitteln den Pflanzen dargereicht werden; allein es ist der Stickstoff (Azote) ganz übersehen, der doch allerdings einen wichtigen Bestandtheil der mehrsten Pflanzen ausmacht. Sehr richtig wird S. 18. ein Unterschied zwischen *eigentlichen Dungmitteln* und *Verbesserungsmitteln* des Bodens gemacht. Die letzten machen den Boden zur Annahme der ersten empfänglich; dahin sind Mergel, Kalk, Kreide, Gyps und Asche gerechnet, es hätte aber noch Thon und Lehm mit dazu gezogen werden können. Sehr wahr heifst es S. 25., dass man noch aus andern Körpern einen Dünger bereiten könne, wenn man mehrere Körper, — die für sich allein genommen der Fruchtbarkeit des Bodens hinderlich wären — mit einander verbände.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchh.: *Der Fortsetzungen der Pflanzenthiere neunte Lieferung.* 1798. 3 Bogen Text und 10 ill. Kupfer. in Quart. (2 Rthlr. 8 gr.)

Mit dieser Lieferung fängt der zweyte Theil dieses schätzbaren Werkes an, und Hr. Esper theilt uns darin vorzüglich bis dahin ganz unbekannte, oder doch wenigstens noch nicht hinlänglich untersuchte Arten der Pflanzenthiere mit; von denen er die mehrsten (alle bey denen hier nicht das Gegentheil bemerkt ist) durch den um die Naturgeschichte so sehr verdienten Missionär, Hn. *John* aus Tranquebar erhielt. Beschrieben sind hier aus der Gattung *Isis*; *J. aurantia stirpe articulata intus pulposa, extus lapidea, cortice papillosa calcarea, aurantia*, welche schon Pallas kannte, und für eine Abänderung der *J. ochracea* ansah, mit der sie auch *in der That sehr* nahe verwandt ist, und von der sie sich vorzüglich dadurch unterscheidet, dass da bey jener die Stämme aus einer rothen, steinartigen, sehr porosen Substanz bestehen, sie hier bis an die äussersten Zweige mit einer korkartigen sehr weichen Substanz ausgefüllt, und nur in einer dünnen steinartigen Schaale eingeschlossen sind. — *J. coccinea*, welche schon im Anhange des ersten Theils nach dem Ellis-Solondrischen Werke abgebildet und beschrieben war, und von welcher der Vf. hernach durch Hn. John ein Exemplar, nebst einer Abänderung von gelber Farbe erhielt. Das erhaltene Exemplar überzeugte Hn. Esper, dass Pallas irre, wenn er dieselbe gleichfalls als eine Abart der *J. ochracea* ansieht, und dass sie eine eigne Art sey, die sich vorzüglich durch ihre in einen Fächer ausgebreiteten und gitterförmig verwachsenen Aeste unterscheidet. — Diese beiden Isis-Arten waren schon vorher abgebildet, bey den folgenden ist aber auch in dieser Lieferung die Abbildung enthalten. Nämlich von einer feuerrothen Abänderung der *J. ochracea* mit gelben Poren, und einem Stücke der *J. dichotoma*, auf welchem sich die Rinde noch erhalten hat. — Von der Gattung *Antipathes* ist nur eine einzige und zwar bis jetzt ganz unbekannte Art *A. virgata ramis dichotomis, ramulis strictis, virgatis, aculeatis*, welche über anderthalb Fuss hoch wird, hier abgebildet und beschrieben. — Von den *Madreporis* finden wir hier eine angeblich neue Art. *M. phrygiana ramosa compresso-lobata, superficie granulosa, areolis contiguis, immixtis stellis maioribus*, welche der *M. contigua* sehr nahe kommt, und dem Vf. von Hn. Spengler mitgetheilt ist. Der Aufenthalt ist noch unbekannt. — *M. polygama Linn.* Diese Madrepore, welche sich durch die zwischen den kleinen befindlichen grosen Sterne, die unter sich eine walzenförmige sie durchbohrende Höhle haben, so sonderbar vor allen andern auszeichnet, gab Hn. Pallas zu der Vermuthung Anlass, dass die grosen Löcher durch Seeeicheln entstanden seyen, wogegen Linné, der Besitzer des einzigen Exemplars derselben, welches bis dahin bekannt war, sich mit richtigen Gründen vertheidigt. Gleichwohl bewog der eigne Bau dieser Koralle andere Naturforscher diese Höhlen andern Thieren, wenn gleich keinen Seeeicheln zuzuschreiben, und Hr. *E.* selbst war dieser Meynung. Durch Hn. John war er nun so glücklich, ein Exemplar dieser zweifelhaften Madrepore zu erhalten, welches ihn denn belehrte, dass die grosen Oeffnungen und Höhlen in seinem Exemplare, welches eine *M. favites* war, von der *Patella perforata Linn.* herrühren, um welche herum, und über welche die Madrepore gewachsen war; das Linneische Exemplar war unstreitig auf dieselbe Art entstanden, nur war bey demselben die *M. Astroites* die Grundlage. — Von *M. Crates* ist hier ein jüngeres Exemplar, als das schon ehemals gelieferte, so wie von *M. peltata* eine Abänderung mit ausgehöhltem Stamme auf der scheibenförmigen Fläche abgebildet und beschrieben; so wie von noch einer Abänderung derselben Nachricht ertheilt wird, bey welcher der Rand ungleich ausgeschweift, die Fläche wenig vertieft und in der Mitte ausgefressen ist, und nochmals überwachsen zu seyn scheint. Hr. *E.* bemerkt, dass es überhaupt sehr viele Abänderungen bey dieser Madrepore gäbe. — Von *Spongiis* finden wir hier das sogenannte Fischbrod, *S. fluviatilis*, welches Hr. v. Schreber dem Vf., der sich lange vergebens bemüht hatte ein Exemplar desselben zu erhalten, besorgte. Hr. *E.* möchte es mit S. lacustris und fluviatilis wegen seiner von den übrigen Spongien so sehr abweichenden Eigenschaften von diesen trennen und ins Pflanzenreich verweisen. Er hält es, ob man es gleich in den Magen von Fischen gefunden hat, doch nur für ein zufälliges Nahrungsmittel derselben, und glaubt sogar, dass blosses Wasser zur Ernährung der Fische hinreiche, da sich ein ungefähr einpfündiger Karpfe, mit ganz zugewachsenem Munde in der Erlanger Universitätssammlung befindet. Das Fischbrod trifft man im Bodensee, und im Rhein bis über (unter?) Strasburg an. Aus dem letztern erhielt Hr. *E.* eine ähnliche Art, die aber eine wirkliche Conferve ist, und welche gleichfalls

den Fischen zur Nahrung dient. Der thierische Geruch, den diese Spongie so wohl im Leben als noch mehr bey der Fäulniss zeigt, sey mehrern unstrittigen (unbestrittenen) Pflanzen eigen. Dies möchte Rec. doch bezweifeln, und vielmehr glauben, dass noch Thiere im Pflanzensystem stehen. — *S. damicornis frondosa, tenax, fubreticulata, ramis compressis dilatatis, ramulis terminalibus flexuosis, teretibus, dichotomis;* eine neue Art, die sich von der *S. linteiformis*, mit der sie einige Aehnlichkeit hat durch ihr Gewebe, und dem Mangel eines gemeinschaftlichen Stammes unterscheidet. — *S. cartilaginea lobato-ramosa, fibris cartilagineis compressis, denticulatis, albis; poris tubulosis.* Eine durch ihre Substanz von allen andern abweichende bis jetzt noch unbekannte Art, die aus sehr groben breiten Haaren besteht, welche sich in Spitzen endigen, die an den Seitenflächen der Aeste in einander gekrümmt sind, an den Enden aber gerade ausstehen. Trocken ist sie ungewöhnlich hart, daher brüchig, und vorzüglich schwer, im Wasser eingeweicht dehnt sie sich über die Hälfte ihrer vorigen Grösse aus, bleibt aber dabey sehr dicht; und giebt gedruckt einigen Schleim wie eingeweichter Tang von sich, dem sie in dem Gewebe ähnlich ist.

Ausserdem sind hier noch abgebildet, aber noch nicht beschrieben *Tubulosa cochleaeformis*, und *Sertularia Lichenastrum Linn.*

Mit Vergnügen bemerken wir, dass dieses treffliche Werk immer mehr zur Vervollkommnung der Kenntnis der Pflanzenthiere beytrage.

Nürnberg, in d. Raspesch. Buchh.: *Der Vogelfang* nach seinen verschiedenen Arten praktisch (praktisch) nach der Erfahrung beschrieben nebst Anleitung zur Jagd des Federwildprets von *Johann Christoph Heppe.* Mit (11) Kupfern. 1797. 508 S. 8.

Das ärgste Plagiat, welches sich denken lässt! Kaum dass einzelne Wörter oder Sätze darinn dem Hn. *H.* gehören. Alles ist fast Wort für Wort aus Hn. Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, und einiges andere aus Naumann, Pennant, u. a. abgeschrieben; selbst das wesentliche in den übrigens hübsch gezeichneten und gestochnen Kupfern, was sich auf den Vogelfang bezieht, von andern entlehnt; nur die mit vielem Fleiss ausgemalten Abbildungen der Drosseln sind Eigenthum des Vf. aber nicht ganz der Natur getreu.

Nach einer *Einleitung*, in welcher alles, ausser was von der Geschichte des Vogelfangs gesagt ist, und dem Naumannschen Systeme, Hn. Bechstein gehört, und in welcher die Systeme eines Klein, Brisson, Linné, Leske, Blumenbach, Götze, Batsch, und etwas von den Federn, Füssen, der Stimme und dem Aufenthalt der Vögel erwähnt ist, kommt der Vf. zu *den verschiednen Arten die Vögel zu fangen.* Die eigentliche Jagd, deren doch der Titel erwähnt ist, als nicht hieher gehörig, übergangen. Auch hier ist alles, was vom Strauchheerd und der Schneuss beygebracht ist, aus Bechstein. Den grössten Raum in diesem Buche von Seite 80. bis zu Ende nimmt nun die *Abhandlung von den Vögeln selbst, und der Art sie zu fangen* ein; in welcher die Drosselarten, Seidenschwanz, Pirol, Staare, Spechte, Eisvögel, Bienenfresser, Wiedehopf, Blauspecht, Wendehals, Baumlaufer, Krähen, Staker, Kuckuck, Würger, Kernbeisser, Ammern, Lerchen, Finken, Sänger und Meisen, vollkommen wie in Bechstein's Naturgeschichte beschrieben werden; nur dass hin und wieder Celli, Donndorf, u. a. benutzt sind. — Die Raubvögel und das Federwildpret sollen einen zweyten Band ausmachen. Doch das deutsche Publicum wird hoffentlich diesen unverschämten Diebstal nicht begünstigen, und lieber Bechstein's Werke selbst lesen.

Hof, b. Grau: *Geschichte der vorzüglichsten Mineralien des Fürstenthums Bayreuth*, vom Doct. *J. G. Schneider*, ausübenden Arzte zu Hof u. s. w. *Erster Theil*, mit einer Kupfertafel. 1798. 151 S. 8. (12 gr.)

Der Hr. D. *Schneider* hat die Absicht, nach und nach die vorzüglichsten Mineralien seines Vaterlandes zu beschreiben, und widmet diesen ersten Theil allein dem Kieselschiefer, der bey Hof *in so grosser* Menge zwischen den Thonschiefer mit *einbricht, dass* nicht nur die Chausseen, sondern auch viele Mauerarbeiten daraus verfertigt werden können. Wir überschlagen das, was auf den ersten zwey und dreyssig Seiten über die geographische Beschaffenheit des Fürstenthums Bayreuth angeführt wird, so wie das raisonnirende Verzeichniss der fünf und funfzig Bücher, welche Bezug auf die Mineralien des Landes haben, und wenden uns sogleich zu dem Hauptgegenstande, dem Kieselschiefer um Hof, der nach seinen äussern Kennzeichen sowohl, als nach seinem geognostischen Verhalten genau und richtig beschrieben wird. In Rücksicht seiner Entstehung tritt der Vf. den Mineralogen bey, die ihn als einen Thonschiefer betrachten, dem ungemein viel Kieselerde beygemischt ist, wo dieselbe die thonigen Bestandtheile nicht ganz verdrängt hat. Er wird partien- und nesterweis im Thonschiefer angetroffen, der um Hof die herrschende Gebirgsart ausmacht, doch vorzüglich nur an solchen Stellen, wo der Thonschiefer eine dunklere Farbe annimmt. So genau und pünctlich der Vf. in allen Stücken zu Werke gegangen ist; so hat er doch bey Angabe des geognostischen Verhaltens des Thonschiefers unterlassen, das Streichen und Fallen der Lager und Blätter dieser Gebirgsart mit anzugeben, welches allerdings für viele seiner Leser Interesse gehabt haben würde. Besonders würde Rec. sich gern haben unterrichten lassen, ob auch bey Hof die Blätter des Thonschiefers mit dem Fallen seiner Gebirgslager fast im rechten Winkel stehen, wie er es in einigen andern Gegenden angetroffen

troffen hat. Es wäre dies sehr leicht gewesen, da Kalksteinlager zwischen denselben mit einschiefsen, welche das Fallen der Thonschieferlager genau bestimmen werden, gesetzt auch, dafs diese etwas verworren wären. Der Kalkstein, der zwischen dem Schiefer mit einschiefst, ist der sogenannte Bayreuthische Marmor, der theils für die Fabrik zu Georgen am See, theils für das Bedürfnifs der Baue und Kalkbrennereyen gebrochen wird. Der Thonschiefer sowohl als der Kieselschiefer kommen bey Hof von verschiedenen Farben vor, wovon die dunkelschwarze nicht die gemeinste seyn dürfte, denn auch der dunkelste Schiefer sticht noch merklich ab, wenn man ihn mit schwarzem Stangenschörl, Steinkohle, und einigen andern dunkelschwarzen Fossilien zusammenhält. Am schwarzen Falslein fand sich der Kieselschiefer von besondern äufsern Gestalten, als: säulen- und keilförmig, pyramidal, rhomboidal u. s. w. Mit Recht hält der Vf. diese Stücke nicht für Crystallisationen, sondern für Zerklüftungen, die in mehrern Fällen dergleichen Körper bilden. Uebrigens ist der Kieselschiefer bey Hof eben so häufig wie anderwärts, mit Quarztrümmern durchzogen, die, je nachdem es der Raum verstattete, gröfsere oder kleinere Quarzcrystallen bemerken lassen. Ein kurzer Anhang zu der Geschichte des Kieselschiefers um Hof enthält Kritiken über den Kieselschiefer anderer.

Die zweyte und gröfsere Hälfte dieser Schrift enthält eine Geschichte des Kieselschiefers überhaupt, die der Vf. mit vieler Bescheidenheit nur einen Versuch nennt. Sie ist mit ungemeinem Fleifs bearbeitet, und man kann wohl behaupten, dafs sie alles in sich fafst, was von dieser Steinart bekannt worden ist. Den Vf. scheint zu dergleichen mühsamen Arbeiten ein eigenes Talent zu besitzen, daher auch jeder Sachverständige den folgenden Theilen dieser Schrift mit Verlangen entgegen sehen wird. In der Vorrede erfährt man, dafs der Polarstein des Hn. v. Humboldt vom Haideberge bey Zell ist. Das Kupfer stellt einen Kieselschieferfels vor.

Freyberg, in der Crazischen Buchh.: *Versuch einer Anleitung zur Strecken- und Schacht-Mauerung*, von *L. J. F. Erler*, gewerkschaftl. Schichtmstr. und Lehrer an der Bergschule zu Freyberg. Mit 6 Kupfertafeln. 1796. 89 S. 4.

Gegenwärtiges Buch trägt in einer ganz guten Ordnung gröfstentheils Erfahrungen über die Grubenmauerung vor, die der Vf. in der Freyberger Bergamtsrevier zu machen Gelegenheit gehabt hat; überdies theilt er auch noch mit, was er über diesen Gegenstand brauchbares in Schriften aufgefunden hat. Da Hr. E. Lehrer an der Freyberger Bergschule, (nicht Bergakademie), ist, wo er jungen Bergleuten im Rechnen, Bergbau und Zeichnen so viel Unterricht zu geben hat als zu einem guten Steiger erfoderlich ist, — wie Rec. aus dem bergmännischen Calender von 1793, ersehen hat; so ist schon zu erwarten, dafs die oft gestellten Erfahrungen sicher zu gebrauchen sind, um so mehr, da aus dem ganzen Buche die Mühsamkeit und das Bestreben neu angehenden Gruben-Vorstehern nützlich zu seyn, hervorleuchtet. Diesen Zweck hat der Vf. bis auf einige Kleinigkeiten, völlig erreicht; und wir haben nur nöthig die Leser auf den Inhalt aufmerksam zu machen. Das ganze Buch zerfällt in vier Abschnitte: der erste handelt von der Grubenmauer im allgemeinen — hier hat der Vf. viel brauchbares über das Mauermaterial, besonders über den Mörtel zusammengestellt. — Der zweyte Abschnitt trägt den Nutzen der Grubenmauerung in Vergleich gegen die Zimmerung, vor. — Freyberg soll jährlich 10000 Stämme Holz, von verschiedener Stärke in seine Gruben verwenden müssen, welche zu Feuerholz genutzt 1500 Klafter ausmachen sollen. Diese Consumtion würde aber noch stärker seyn, wenn nicht jährlich im Durchschnitt 1000 Ruthen Steine zum Ausbau der Gruben vermauert würden. — Dritter Abschnitt: von den verschiedenen Arten der Grubenmauerung nebst den damit verbundenen technischen Verrichtungen. — Hier wäre es gut gewesen, wenn sich der Vf. mit den mathematischen Theorien der Gewölber näher bekannt gemacht hätte. Er würde manches gefunden haben, das für die Grubenmauerung nutzbar ist. Wenn er nun dieses gemeinfaslich vorgetragen hätte; so würde er seinem Buche noch einen bedeutendern Werth gegeben haben. Die Aufgabe §. 93. ist nicht so wichtig, dafs der Vf. nöthig gehabt hätte, sich dabey so lange aufzuhalten, zumal da jeder Anfänger der Geometrie sie leicht auflösen kann. — Der vierte Abschnitt enthält: Kosten-Anschläge für die Strecken- und Schachtmauerung nebst den Preisen der hierzu erfoderlichen Materialien und den Löhnen der Maurer auch anderer dabey benöthigten Personen; Vergleichung der Kosten bey der trocknen Mauerung gegen die Kosten bey der nassen Mauerung. — Obgleich in diesem Abschnitte vieles local ist, (welches auch nicht anders seyn kann); so wird man doch Hn. E. für die Mittheilung dieser Anschläge vielen Dank wissen. — Von S. 81. bis Ende stehen noch einige Zusätze, worunter besonders die Nachrichten schätzbar sind, die die Behandlung und den Gebrauch des Gipses bey dem Thüringer Canalbau enthalten.

ERDBESCHREIBUNG.

Halberstadt, b. d. Gros'schen Erben: *Samuel Gottlieb Bürde's Reise durch einen Theil der Schweiz und des obern Italiens. Nebst Auszügen aus Briefen über einige Gemälde. Mit (2) Kupfern.* 1795. 324 S. 8. (18 gr.)

Die Reise und ihre vorliegende Beschreibung ward sechzehn Jahre vor dem Druck gemacht. Um so mehr ist es zu verwundern, dafs der Vf. sich jetzt noch entschliefsen konnte, diese Jugendübungen auf Reisen, wo, wie er selbst gesteht, es ihm an Fond von Kennt-

niſſen fehlte, dem Publicum mitzutheilen, oder, was doch wenigſtens von einem weiſen Mann zu erwarten war, daſs er, wenn er auch das Ganze nicht umſchmelzen wollte, es doch um viele, mit höchſt kleinlichen und alltäglichen Bemerkungen, unerheblichen Reiſebegebenheiten und längſt veralteten Nachrichten angefüllte Bogen abkürzte und den alsdann übrigbleibenden geringen Reſt, concentrirt, allenfalls zu einem Journalartikel beſtimmte. Oder ſollte es wohl noch viele Leſer, als etwa die Freunde, denen er dieſe Bogen überliefert, geben, die in der Anſpruchloſigkeit des Vfs. etwas von Bedeutung liefern zu können, in ſeinem für Naturſchönheit nicht unempfänglichen Gefühl, in einiger Darſtellungsgabe und flieſsenden Vortrag, Erſatz für die auf ganzen Bogen herrſchende unerträgliche Leere an Sachen fänden? Sehr naiv geſteht Hr. B., daſs ihn ſeine jugendliche Unreife bey Beſuchen von Menſchen, auf Bibliotheken u. dergl. in nicht geringe Verlegenheit geſetzt habe. — Dafür konnte er ſich tröſten, denn er war damals noch in den Probe- und Schweige-Jahren des weiſen Platon — ferner „daſs er wie ein Kind nach allen ſeltſamen Gegenſtänden gaffte“ — auch das war nicht übel, und dabey recht brav, daſs der Hoffnungsvolle Jüngling ſich das alles fleiſsig aufſchrieb: — aber daſs der Mann dieſes alles noch ſechzehen Jahre nachher drucken laſſen mag! das iſt zu viel. — — Seine Reiſe ging im J. 1779 in die Schweiz. Bey Zürch findet man ein Weniges über Lavater's einfaches Hausweſen und Charakter, mit frömmelnder Anhänglichkeit an *L.* geſchildert. Dann ſpaziert und fährt der Vf. fleiſsig an den und auf die ſchönen Schweizerſeen und Alpen, wovon einige Anſichten ganz artig dargeſtellt ſind, freut ſich der Sittenein-falt der braven Alpenbewohner, ſieht und hört vieles ihm Neue und berichtet es treuherzig ſeinen Leſern; reiſet dann durch einen Theil des ſo intereſſanten Graubüntens und der italieniſchen Schweiz, ohne intereſſante Bemerkungen zu machen und kommt, über mehrere groſse Städte der Lombardie, nach Venedig, wo er am längſten verweilt, und recht viele längſt bekannte Sachen geſehen zu haben erzählt. Um nicht, wie er ſagt, mit ſeinen Bemerkungen ins Triviale zu fallen (!) erzählt er, mit kurzen Worten die Geſchichte eines intendirten Brudermords, welche mit vollſtändigern Umſtänden und pſychologiſchen Entwicklungen vorgetragen, eine recht intereſſante Erzählung gegeben haben würde. — Nun geht es über Bologna, Florenz, Genua, Turin — nach Deutſchland, bis Hamburg, eben ſo eilig und mit bloſser Berührung der Oberfläche. — Auf die angehängten Briefe mit ſogenannten artiſtiſchen Reflexionen, hätten weder Titel noch Vorrede aufmerkſam machen ſollen: denn es ſind nichtsſagende Declamationen über den Ausdruck in mehrern italieniſchen Chriſtus- und Heiligengemälden, voll Lavater'ſcher Salbung und pietiſtiſcher Schwärmerey.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Gorlitz*, b. Anton: *Anzeige der nothwendigſten Verhaltungsregeln bey nahen Gewittern und der zweckmäſsigſten Mittel ſich ſelbſt gegen die ſchädlichen Wirkungen des Blitzes zu ſichern. Für Unkundige.* 1798. 30 S. 8. Dieſe zwar kleine aber ſehr gemeinnützige Schrift iſt von der Oberlauſitziſchen Geſ. d. Wiſſ. herausgegeben worden, und hat die Hn. *von Gersdorf* und *D. Knebel* zu Verfaſſern, und zwar iſt vom erſten dasjenige, was der Titel ſagt, vom letzten aber eine kurze Anzeige der Rettungsmittel durch den Blitz getroffener Perſonen, in ſo weit ſie bis zur Ankunft des unentbehrlichen Arztes, von Jedermann angeordnet werden können. Es ſind hier die bekannten Schriften von *Tetzus*, *Lichtenberg* in Gotha, *Guden*, *Reimarus*, *Hemmer*, *Scherf* und *Zarda* benutzt und mit eignen Erfahrungen verbunden worden. Die reichſte Quelle waren beſonders Hn. Leg. R. Lichtenberg's Verhaltungsregeln bey nahen Donnerwettern, Gotha 1778, aus welchen der Vf. wie er ſelbſt ſagt, abſichtlich ein paar Seiten faſt wörtlich beybehalten hat. Zuerſt wird manches bemerkt, was zur Beruhigung ſolcher Perſonen dienen kann, die eine allzugroſse Aengſtlichkeit bey einem herannahenden Gewitter zu befallen pflegt, und die gerade erſt das Gewitter für ſie gefährlich machen kann, wenn etwa eine zu ſehr vermehrte Ausdünſtung des Körpers damit verbunden ſeyn ſollte; alsdann folgen 1) Regeln zur Beurtheilung der Groſse der Gefahr bey Donnerwettern. Die Methode, nach Pulsſchlägen den Zeitraum zwiſchen Blitz und Donner und daraus den Raumabſtand der Gewitterwolke zu beſtimmen, wird mit Recht für unzuverläſſig erklärt, und es iſt wirklich die empfohlne Schätzung der Sekunden durch bloſses tacktmäſsiges Zählen derſelben vorzuziehen. 2) Allgemeine Regeln zur eignen Sicherung. Mit Recht wird hier bemerkt, daſs Menſchen in Gefahr ſind, wenn ſie ſich im freyen Felde als die einzigen hervorragenden Gegenſtände befinden und es hätte die in dieſem Falle ſehr nützliche Regel gegeben werden können, daſs ſie alsdann wohl thaten, wenn ſie ſich an einem etwas vertieften Orte die Länge lang niederlegten, wobey indeſſen die Vorſicht zu gebrauchen wäre, daſs ihrem vielleicht erhitzten Körper durch Naſſe und Kälte kein anderer Nachtheil erwachſe. 3) Beſondere Regeln zur eignen Sicherung; wo wieder die Fälle unterſchieden werden, ob man ſich in- oder auſserhalb eines Gebäudes; in einem durch Blitzableiter geſicherten, oder nicht geſicherten, befindet. Hier wird unter andern die Oeffnung eines Fenſters, oder einer Thüre empfohlen, um nicht beym Einſchlagen vielleicht vom erſtickenden Dampfe zu leiden, wenn man auch vom Blitze ſelbſt verſchont worden wäre, indem durch eine Zugluft der Blitz gewiſs nicht angelockt werde; — hier wäre doch noch zu bemerken geweſen, daſs man bey der Zugluft ſicher ſeyn muſs, daſs nicht dadurch eine Dunſtſäule aus dem Zimmer in die Luftgegend, wo das Gewitter herzieht, geleitet werde, als an welcher der Blitz leicht herabfahren könnte, denn in dieſer Rückſicht hat man auch die Ventilatoren zur Zeit des Gewitters gefährlich befunden. Die vorläufigen Rettungsmittel hat der Hr. D. *Knebel* ſehr zweckmäſsig angegeben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Beyträge zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in proteſtantiſchen Ländern.* Herausgegeben von D. *Boyſen* und *J. Boyſen*, Predigern zu Garding und Witzwort in der Landſchaft Eiderſtädt. Erſter Band. I—IVter Heft. 1797. 671 S. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Ungeachtet dieſe *neue* Zeitſchrift zunächſt für die deutſchen däniſchen Länder berechnet iſt; ſo iſt ſie doch dabey allgemein nützlich, und verdient deshalb auch allgemein, zumal in den von Predigern, Candidaten und Schullehrern unterhaltenen Literaturgeſellſchaften geleſen zu werden. Die *Seitenzahlen*, ſo wie die *Nummern* der Aufſätze, laufen durch die vier Hefte des Bandes durch. Alle Stücke ſind freylich nicht von gleicher Güte, doch verdienten die mehrſten die Aufnahme, mit welcher indeſſen die HH. Herausg. nicht zu nachſichtig ſeyn müſſen, wenn das Ganze Beyfall und Fortdauer erhalten und behalten ſoll. Uebrigens enthält dieſe periodiſche Schrift theils *Abhandlungen* und *Aufſätze* über *Gegenſtände aus dem ganzen Gebiete des Predigt-, Kirchen- und Schulweſens*, theils *Anzeigen und Nachrichten*, ſowohl von den in proteſtantiſchen Ländern, und beſonders in dem Vaterlande der Herausg. in dieſen Fächern erſchienenen *Schriften*, als auch von den in Abſicht auf das Kirchen- und Schulweſen getroffenen *Veränderungen* und *Verbeſſerungen*. Jährlich ſollen vier broſchirte Hefte, die zuſammen einen Band von ungefähr 40 Bogen ausmachen, und, ſo viel es die Umſtände erlauben werden, regelmäſsig *vierteljährig* herauskommen. Beyträge, welche an einen der Herausg. oder an den Verleger, unter dem Namen des Vfs. eingeſandt werden und dem Plane der Schrift angemeſſen ſind, ſollen mit Vergnügen angenommen und auf Verlangen verhältniſsmäſsig vergütet werden. — Der Geiſt einer vernünftigen Aufklärung und der kritiſchen Philoſophie herrſchen in dieſer Zeitſchrift, deren Tendenz dahin geht, *Moralität als das nothwendigſte, wünſchenswertheſte und ſegenreichſte Gut der Menſchheit darzuſtellen, und ſie durch Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens vorzüglich zu befördern.* Wir wollen den Inhalt angeben, und einige Anmerkungen nöthigenfalls hinzufügen. *Erſter Heft. Erſte Abtheilung. Abhandlungen.* I. Einleitung zu dieſer Zeitſchrift. II. S. 17. Arbeiten Religionslehrer glücklicher an der Vervollkommnung ihrer Zuhörer, wenn ſie ihnen den Menſchen, als ein von der Geburt an durchaus verdorbenes Geſchöpf — oder wenn ſie ihn als ein mit angebornen Richtungen und Kräften zum Guten begabtes Weſen vorſtellen? — Eine Kalands- (Convents- von den Paſtoren) Vorleſung von dem Hn. A. H. *Strotmann*, Probſten der Landſchaft Eiderſtädt und Prediger zu St. Peter. — Mag für Perſonen einer gewiſſen Cultur noch nöthig und ganz nützlich ſeyn. Warum ſpricht der Vf. aber von *wenigen Augenblicken*, die er zu reden habe? Faſt ſollte man nach der S. 17. befindlichen Anmerkung glauben, dafs der Küchenmeiſter bey ſolchen Conventen zu treiben pflege. III. S. 33. Welche Texte ſoll der Prediger bey ſeinem Religionsunterrichte zum Grunde legen? Von dem Herausg. in Garding. — Mag auch für ein gewiſſes Publicum nicht ohne Nutzen ſeyn. Dieſe Abhandlung ſoll übrigens ein Commentar ſeyn über gewiſſe Worte in des Vfs. kleiner Schrift: *Verſuch über die zweckmäſsigſte Methode, liturgiſche Verbeſſerungen einzuführen* u. ſ. w. IV. S. 53. Einige Bemerkungen, Vorſchläge und Wünſche in Abſicht auf die Bildung der Volksſchullehrer, von dem Herausg. in Witzwort. Wenn der Vf. S. 66. in der Anmerkung ſchreibt: „Es iſt mir nicht bekannt, dafs eine ſolche Eintheilung der Schulſtellen in gewiſſe Claſſen zur Erleichterung und Sicherung der Beförderung der Seminariſten (und Schullehrer) nach ihrer Würdigkeit bis jetzt noch anderwärts als im *Altenburgiſchen* angeordnet und ausgeführet worden ſey;" — ſo kann Rec. ihm verſichern, dafs ſolches weit früher und als Vorbild wahrſcheinlich, im *Gothaiſchen* wie ſo vieles andere, und mit dem beſten Erfolge geſchehen, auch wüſsten wir nicht, woran der Vf. zu zweifeln ſcheinet, warum eine gleiche Einrichtung nicht auch in den gröſsten Ländern zu treffen wäre. Ueberhaupt findet ſich in dieſem Aufſatze ſehr viel flaches, unzuhinlängliches und allgemein bekanntes, auch ſolches, das anderwärts ſchon längſt und beſſer in Ausführung gebracht worden. Wenn Seminarien recht angelegt werden; ſo dürfen ſie gar nicht hoch für das Land und die Schüler zu ſtehen kommen. Und ſtatt aller Convente und Schulcommiſſionen, bey welchen ſelten etwas herauskommt, müſste vielmehr der erſte Lehrer des Seminars als Inſpector über die Schulen der Provinz geſetzt und dem Conſiſtorio derſelben unterworfen werden, ſo wie ein General-Schulinſpector, der unter dem Oberconſiſtorio des ganzen Landes ſtände, und über daſſelbe ſeine Aufſicht erſtreckte. Dadurch nur würde möglichſte Einförmigkeit im Plane und in der Ausführung bewirkt werden können, ohne welche nichts Gedeibliches zu erwarten ſteht. *Zweyte*

Abtheilung: Hiſtoriſche Nachrichten und Anzeigen. I. Nachrichten von Gegenſtänden des Kirchen- und Schulweſens in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein. S. 93. 1) Ueberſicht der wichtigſten landesherrlichen Anordnungen und Veranſtaltungen, welche in dem letzten Viertel dieſes Jahrhunderts zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein getroffen worden ſind. Unter dieſen Veranſtaltungen kommen vor: eine *Examenordnung der Candidaten*, die zwar gut iſt, aber auch faſt zu viel verlangt; die Einführung eines neuen *Geſangbuchs*, das von dem ſel. *Cramer* veranſtaltet wurde, und über welches hier eine gute Kritik vorkömmt; die Einführung eines neuen *Landeskatechismus*, der auch von *Cramer* veranſtaltet wurde. Wenn aber S. 103. es als ein Verdienſt deſſelben angeführt wird, daſs in der Erklärung des hinten angefügten lutheriſchen kleinen Katechismus geradezu geſagt werde: daſs unter der *Hölle* das *Grab* zu verſtehen, und daſs die Redensart *zur Hölle fahren* mit dem Ausdruck *begraben werden völlig ſynonym* ſey; ſo können wir darin nicht beyſtimmen. Wenigſtens läſst ſich, wie bekanntlich ſchon *Semler* bemerkt hat, dieſe Erklärung mit den geſchichtlichen Zeugniſſen der Kirchenſcribenten nicht vereinigen. Eine Nachricht vom *Schulmeiſterſeminar zu Kiel* und dem zu *Tondern*. Das S. 109. angeführte Geſetz: da die Zöglinge ſelbſt erſt lernen ſollen; ſo ſoll es auch *Keinem* erlaubt ſeyn, in der Stadt Unterricht zu geben, — können wir unmöglich billigen. Wie wenn nun einige dazu fähig ſind? und wer erinnert ſich nicht dabey des *Docendo diſcimus*? Ja, wird nicht eben dieſer Unterricht der Seminariſten eine reichhaltige Quelle ihres Unterhalts? In Rec. Wohnorte verdienen ſie wenigſtens viel Geld damit, und werden häufig, ſelbſt in vornehmen Häuſern geſucht. Uebrigens wäre daſelbſt die Anlegung einer Normalſchule gar ſehr zu empfehlen; Befehle zur *Beförderung* der Seminariſten; Verordnungen den *Volksſchulunterricht*, das *Schulgehen* u. ſ. w. betreffend. S. 121. „Es iſt nur zu bedauern, daſs man faſt allgemein, ſelbſt an ſolchen Orten, wo Induſtrieſchulen durchaus nöthig und leicht einzurichten wären, gegen dieſe Neuerung mit Vorurtheilen eingenommen iſt, und eine ſolche Wohlthat ſogar, als wäre es ein groſses Uebel, mit Händen und Füſsen von ſich ſtöſst;" Sorgfalt für Verbeſſerung der *Liturgie* und der *gottesdienſtlichen Einrichtungen* überhaupt; *Beförderung notoriſch aufgeklärter, freymüthiger und für ächte Wahrheit und Moralität vorzüglich thätiger Männer zu den höchſten Lehrſtellen im Staate*, zu Generalſuperintendenten, Profeſſoren, Hofpredigern, Pröpſten, Hauptpredigern in Städten u. ſ. w.; von der *Aufrechthaltung* endlich der *Preſs*- und *Lehrfreyheit*. 2) S. 126. Nachricht von den *Landſchulen* in der Propſtey *Huſum* und von der Verbeſſerung derſelben, von dem Hn. Propſt *Wolfrath* in Huſum. 3) S. 134. Vermiſchte Nachrichten. II. S. Anzeigen und Nachrichten von *auswärtigen Schriften und Gegenſtänden*, als von der *Euſebia* 1—3 St., von den liturgiſchen Verbeſſerungen im Herzogthum *Oldenburg*, vom Jahre 1791—1795; von den neuern Verbeſſerungen im Kirchen- und Schulweſen des Markgrafthums *Baden*, nebſt noch einigen vermiſchten Nachrichten. — *Zweyter Heft. Erſte Abtheilung. Abhandlungen.* V. Ueber die auffallendſten Mängel und Singularitäten des Predigerſtandes, als Urſachen ſeiner geringen Achtung und Wirkſamkeit; iſt von einem holſteiniſchen Prediger anonymiſch eingeſandt worden, und ſoll in Anſehung einzelner in derſelben geäuſserten Behauptungen und Vorſchläge von den Herausg. gelegentlich näher geprüft und beleuchtet werden, das wir unſern Theils auch hie und da zu thun verſuchen wollen. Allerdings, behaupten wir gegen die S. 194. befindliche Aeuſserung, ſollten Geiſtliche *heiliger* ſeyn, als Andere, leuchtender und öfterer ein gutes Beyſpiel geben u. ſ. w. Rührungen können wohl durch öftere Wiederkehrungen ihre Wirkſamkeit verlieren, aber nicht *Einſichten* durch öfteres Nachdenken, indem *ſie ja* durch dieſes immer heller, überzeugender *und ſo* wirkſamer werden müſſen. Auch möchten wir nicht der jetzt ſo gewöhnlich werdenden Argumentation beypflichten, S. 247. „Jede Privatcommunion iſt nach meiner feſten Ueberzeugung gar keine Communion; ſie iſt der evidenteſte Widerſpruch in Begriff und Ausdruck; ſie iſt keine *κοινωνία* mehr, keine gemeinſchaftliche Mahlzeit u. ſ. f.," indem die *κοινωνία* hauptſächlich auf die *Beziehung* der äuſserlichen Symbolen im Abendmahl *auf Jeſum* und der von ihm gelehrten Gottesverehrung geht, und mithin der nicht weniger der Gemeinſchaft der Chriſten ſich zugeſellet, der allein communicirt. Deutlich leuchtet ſolches aus den alten Krankencommunionen hervor, wo den Abweſenden *ein* Theil des gemeinſchaftlichen Brods zugeſchickt wurde. Die heutigen Oſtien machen darin keinen Unterſchied. Doch wir müſſen abbrechen, und fügen nur noch hinzu, daſs ſonſt in dieſer Abhandlung ſehr viel Gutes zu finden, und daſs in der Seitenzahl die von 233 bis 240, doch ohne weitern Nachtheil, überſprungen ſey. VI. Fodert der chriſtliche Religionslehrer nicht zu viel, wenn er ſeinen Zuhörern reine uneigennützige Tugend zur Pflicht macht. Hr. *Boyſen* in *Witzwort* ſucht zu beweiſen, daſs Jeſus Lehre nicht Glückſeligkeits- ſondern Tugendlehre ſey, ſchlieſst jedoch den Aufſatz mit der ſehr heilſamen Erinnerung. „Aber freylich werden Religionslehrer auch darin dem Beyſpiel ihres groſsen Vorgängers nachahmen, daſs ſie, bekannt mit den Schwächen, der mangelhaften Jugendbildung, dem verſchiedenen moraliſchen Zuſtande und den verſchiedenen Bedürfniſſen des ſo ſehr gemiſchten Haufens ihrer Zuhörer, auch ſinnliche Bewegungsgründe zum Rechtverhalten, in der verſchiedenſten Modification dargeſtellt, in ihren Vorträgen brauchen und anwenden, um auf dieſe Art, ſo viel möglich, Allen Alles zu werden, und ihre Zuhörer, durch die verſchiedenen Stufen der moraliſchen

Cul-

Cultur, ihrem grofsen Ziele ächter Sittlichkeit und reiner Tugend immer näher zu bringen." — Die weitere Ausführung dieſer Gedanken ſoll künftig einmal zum Gegenſtand eines Aufſatzes für dieſe Zeitſchrift gemacht werden. VII. Bemerkungen und Vorfragen die *moraliſche Auslegung der Bibel* betreffend, veranlaſst durch eine Recenſion in den *philoſophiſchen Annalen*, (Jahrg. 1796. 2tes St. S. 268. über des Hn. D. *Noſſelt's* Weihnachtsprogramm: *Animadverſiones in ſenſum librorum ſacrorum moralem.*) Des Vfs. Abſicht geht nicht dahin, dieſe Schrift des D. Nöſſelt zu vertheidigen, indem er ſie noch nicht einmal zu Geſicht bekommen hat, ſondern ſeine Bedenklichkeiten gegen die Kantiſche Auslegungsart zu Tage zu fördern, weshalb er die Recenſion Schritt vor Schritt mit ſeinen Anmerkungen begleitet. — Wir enthaken uns, die nöthigen Berichtigungen zu dieſer Abhandlung hinzuzufügen, da ſolches ſchon gröſstentheils von den Herausg. geſchehen, und äufsern nur dieſes, dafs die von Kant für nöthig erachtete Nachhülfe der Bibel durch ſeine moraliſche Auslegung, uns bey einer richtigen Exegeſe und der Lage der Sache gar nicht nöthig erſcheine. Will der Vf. der Lehrmethode Jeſu nachfolgen; ſo braucht man ihn in Anſehung der S. 275. geäufserten Bedenklichkeiten nur auf Matth. 13, 29. zu verweiſen. Wahrheit zu ſagen iſt Pflicht, das *wann* und *wie* aber gehört in das Gebiet der Klugheit. In der Stelle S. 284. „Wenn unſere Zeitgenoſſen bisher das religiöſe Vorurtheil geheget hatten: dafs Homers Odyſſee, oder Muhammeds Alkoran oder *Confucius Zenda Veſta* oder irgend ein Buch aus dem Alterthum eine göttliche Offenbarung enthielten u. ſ. f. iſt wohl als ein Schreib- oder Druckfehler anzunehmen. VIII. Ueber die Nothwendigkeit eigener Volksſchulcollegien und deren zweckmäſsigſte Einrichtung. Aufser dem ſchon oben in dieſer Rückſicht Angeführten, fügen wir noch dieſes hinzu, dafs zu ſolchen Verbeſſerungen ein groſser Enthuſiasmus nöthig, deſſelben aber zwar eine Perſon, aber nicht ein ganzes Collegium, auf lange Zeit wenigſtens nicht, fähig ſey. Hätten wohl ganze Akademieen das zu leiſten vermocht, was ein einziger Mann nicht ſelten geleiſtet hat? Auch iſt es durchaus unrichtig, was man gewöhnlich zu glauben und vorzugeben pflegt, dafs das Oertliche ſo groſse und öftere Ausnahmen von den allgemeinen Vorſchriften nöthig mache; man verſtehe nur ſpecielle Regeln in allgemeine Geſetze auszudehnen. IX. Wie iſt die Widerſetzlichkeit der Aeltern gegen zweckmäſsige Schulverbeſſerungen am beſten zu heben? S. 315. „Kinder haben als Menſchen *ihre eignen Zwecke, und ſie gehören auch dem Staate an.* Wenn daher Aeltern ſo unvernünftig ſind, eine beſſere Bildung ihrer Kinder verhindern zu wollen; wenn ſie dadurch auch nachtheilig auf die künftige Brauchbarkeit derſelben für die menſchliche Geſellſchaft wirken; wenn ſie ſich von dieſem Beſtreben nicht durch vernünftige Vorſtellungen der Prediger und Schullehrer abhalten laſſen (und ſonſt alle Arten nöthiger Behutſamkeit angewendet worden ſind); ſo iſt offenbar die *Obrigkeit*, als *Obervormünderin* der Kinder, berechtiget und verpflichtet, ſich der *unterdrückten und gekrankten Menſchheit in ihren künftigen Bürgern anzunehmen*, und — wenn gütliche Belehrungen und Vorſtellungen (von Seiten der Obrigkeit) dazu nicht hinlänglich wirken ſollten, — *ihre obrigkeitliche Macht* zur Einführung einer zweckmäſsigen Schuleinrichtung und zur ſtrengen Aufrechthaltung derſelben gegen *Widerſetzliche anzuwenden.*" *Zweyte Abtheilung. Hiſtoriſche Nachrichten und Anzeigen.* Nachrichten von Gegenſtänden des Kirchen- und Schulweſens in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein. 1) Neue Kirchenagende. Eine umſtändliche Anzeige dieſer ganz vortrefflichen Agende, welche durchaus Nachahmung verdient, und zumal in ſolchen Ländern, die weit vor jenen nördlichen an Aufklärung voraus zu ſeyn glauben, und in ſolchen weſentlichen Stücken es doch nicht ſind. 2) Fortſetzung von den Landſchulen in der Propſtey Huſum. Eine ſehr treffende Stelle für ſolche, welche die Aufklärung des gemeinen Mannes ohne Urſache ſcheuen oder ohne Behutſamkeit befördern, möchten wir gern abſchreiben, wenn es der Raum geſtattete. Uebrigens hat der Hr. Propſt viel geleiſtet nach der Lage, in welcher er die Schulen antraf. 3) Sonntagsſchule in Kiel. 4) Plan zur Penſionsanſtalt für die Witwen der Küſter, Kirchſpielsſchulmeiſter und beſtallten feſten Neben- oder Diſtrictsſchulmeiſter in den Propſteyen Tondern, Apenrade und Sonderburg.

(Der Beſchluſs folgt.)

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Religion für Menſchen, oder der Werth der Lehre Jeſu aus ſeinem bildlichen Vortrage.* Von *Johann Chriſtian Friedrich Eck*, Conſiſtorialaſſeſſor und Archidiakonus zu Lübben, im Markgrafthum Niederlauſitz. 1797. 252 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Eck* hat im Ganzen genommen, ſein Thema ſehr gut bearbeitet. Ordnung, Licht, Wärme, ein reiner, gebildeter und dabey kräftiger Ausdruck ſind durch die ganze Schrift herrſchend, und machen ſie, zumal für den Prediger, dem der Vf. die Lehrart Jeſu zum Muſter darſtellt, zur anziehenden Lectüre. Nach unſerer Meynung nämlich iſt es irrig, dafs der Vf. den bildlichen Vortrag Jeſu als eine Sache *abſichtlicher Wahl* und *vorbedachter Einrichtung* anſieht, und behauptet, er habe dadurch nicht nur am beſten für die Bedürfniſſe ſeiner Zeitgenoſſen zu ſorgen, ſondern auch ſeinen Jüngern *ein Beyſpiel von einer guten Lehrmethode* aufzuſtellen, im Sinne gehabt. Der Gebrauch der Bilder und Vergleichungen im Vortrage überſinnlicher Lehren iſt bey den Morgenländern allgemein, wie man ſich ja aus der Anſicht aller ſchriftlichen Denkmäler des Orients, wie man ſich insbeſondere aus den Ueberreſten gleichzeitiger jüdiſcher Lehrer, ja ſchon zur Gnüge aus

den Schriften des A. T. belehren kann. Das Eigenthümliche Jesu bestand, wie es bey dem richtigen Verhältnifs aller seiner erhabenen Geistesfähigkeiten zu erwarten war, in der Schicklichkeit, Würde und Angemessenheit seiner Bilder. — Wie mifslich es sey, einem grofsen Manne bey allem was er thut, Absichten unterzuschieben, zeigt sich auch da sehr deutlich, wo Hr. *E.* ausführlicher zeigen will, dafs Jesus seinen bildlichen Vortrag gewählt habe, *um den Aposteln das Beyspiel einer guten Lehrmethode zu geben.* Bey den Beyspielen, woraus man sehen soll, wieviel der Unterricht Jesu bey seinen Jüngern gefruchtet habe, vergifst er ganz, dafs sich Paulus durchaus gar nicht in der Schule Jesu gebildet hatte, und ein Theil der angeführten Bilder auch gar nicht die Schule Jesu verrathen; und bey dem einen Bilde, das er aus dem Briefe Jac. und Petri anführt, hat er nicht bedacht, dafs dieses aus dem A. T. entlehnt ist. Der schlimme Einfluss des Fehlgriffes, überall den bildlichen Vortrag Jesu als absichtlich gewählt, darzustellen, und das Vergessen des wichtigen Umstandes, dafs im A. T. kein sehr verschiedener Stil herrscht, zeigt sich schon da, wo die einzelnen Bilder, unter welchen Jesus Glaubenslehren vorträgt, durchgegangen werden. S. 7. Erstes Bild, Matth. 6, 9. *Gott ist der Vater im Himmel.* Hat denn Jesus wirklich zuerst „den Unsichtbaren und Unbegreiflichen durch diese Vergleichung in ein Licht zu setzen gewufst, dafs wir ihn gleichsam mit Augen sehen, und mit unserm schwachen Verstande seine göttlichen Vollkommenheiten ermessen können?" (Solche bombastische Stellen kommen, im Vorbeygehen gesagt, äufserst selten vor.) Wie kann doch ein Asket dieses dem andern nachschreiben; und so viele herrliche Stellen der Psalmen und Propheten vergessen, wo Gott auf die rührendste Weise unter dem Bilde eines Vaters vorgestellt wird? — Das Schwächste, und was der sonst richtigen Exegese des Vfs. am wenigsten würdig ist, enthält §. 3. *Jesus in sofern er sich selbst als den sichtbaren Gottmenschen betrachten lehrte.* Niemand, der den gröfsten Theil dieser Schrift gelesen, würde folgende Stelle erwarten: „Wir erblicken in Jesu den *Allwissenden*," denn er bedurfte nicht, dafs Jemand Zeugnifs gäbe von einem Menschen, denn er wufste wohl, was in den Menschen war. Er kannte sie alle Joh. 2, 24. 25. Er durchschauete das Herz derer, die ihn einst stillschweigend der Gotteslästerung beschuldigten, und überführte sie von seiner *Scharfsichtigkeit* (also nicht von seiner Allwissenheit) durch die Anrede: warum denket ihr so Arges in euern Herzen. Matth. 9, 4. Seinen Verräther kannte er voraus u. s. w. So soll nach S. 19. aus den Thaten Jesu zu Wasser und zu Lande seine *Allmacht* folgen. Folgt denn aus Wundern, *wenn man es auch aufgegeben hat, sie aus natürlichen Ursachen erklären zu wollen,* dafs der Wunderthäter *allmächtig* ist? So war es doch wohl Moses auch? — Damit man übrigens sehe, was man in dieser sonst beyfallswerthen Schrift zu suchen habe, zeigen wir noch mit ein Paar Worten den Inhalt an. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte, von denen der erste, in Beyspielen, Jesu bildlichen Vortrag der Lehren von Gottes Daseyn und Wesen; von seiner Fürsorge für das Beste der Menschen; von Unsterblichkeit und ewigen Leben; von der Nothwendigkeit eines religiösen Lebens — zeiget. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Werthe des bildlichen Vortrags Jesu in *Beziehung auf* seine Religionslehre, und dieser Werth soll aus der Absicht Jesu bey dem bildlichen Vortrage, und aus der Zweckmäfsigkeit desselben, für das jüdische Volk überhaupt, für die Jünger, für die Nachwelt dargethan werden. Zuletzt wird recht gut gezeigt, dafs der bildliche Vortrag Jesu *mutatis mutandis* noch heut zu Tage für Religionslehrer als Muster betrachtet werden könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Leipzig*, im Magazin für Literatur: *Zoologische Abbildungen genau nach der Natur colorirt*, nebst einer *kurzen Beschreibung derselben. Erstes Heft.* Ohne Jahrzahl. Ein Bogen Text und 6 Kupfer in Queerquart. (18 gr.) Kein Wort wird uns von dem Zweck dieses neuen Bilderbuchs gesagt, dessen Vf. wahrscheinlich der Verfertiger der Platten *Gangloff* ist. Die Kupfer sind blofse radirte Umrisse, mit Tusch schattirt, und dann illuminirt; sie sind zum Theil wenigstens entlehnt, und gehören nicht zu den schlechtesten, ob sie gleich weit entfernt davon sind schön oder auch gut zu seyn; welches auch bey dieser Art Arbeit und diesem Preise fast unmöglich seyn würde; hätte aber Hr. *G.* mit mehrerem Fleifse gearbeitet und nicht manchmal so offenbar aus Eilfertigkeit gefudelt; so würde er etwas Besseres haben liefern können. Der Text ist von derselben Beschaffenheit wie die Kupfer, und enthält eine kurze Beschreibung und Geschichte der abgebildeten Thiere, das letzte ausgenommen, dessen Beschreibung im nächsten Hefte folgen soll. Hier sind abgebildet: die wilde Katze, der Dachs, der Fuchs, der Biber, der Eichenmaus und der kastanienhalsige Taucher nach Jacquin.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Beyträge zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in proteſtantiſchen Ländern.* Herausgegeben von *D. Boyſen* und *J. Boyſen*, Predigern zu Garding und Witzwort in der Landſchaft Eiderſtädt etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Dritter Heft. Erſte Abtheilung. Abhandlungen. X. Ueber die Taufhandlung in unſerer Kirche, zur Vorbereitung auf eine zweckmäſsigere Einrichtung derſelben. Der Vf. ſagt viel Wahres und Gutgemeyntes, beypflichten können wir ihm aber ſo ganz nicht, wenn er S. 371. ſchreibt: „Selbſt die glaubwilligſten Theologen älterer Zeit, ſo ſehr ſie auch ihre Vernunft gefangen hielten, konnten ſie dennoch nicht ſo weit verleugnen, dafs ſie die Wiedergeburt für eine Wirkung des Taufwaſſers an ſich gehalten, oder behauptet hätten, Gott theile durch ſeine Allmacht dem Taufwaſſer ſelbſt, auſser ſeinen natürlichen Eigenſchaften, auch noch die übernatürliche Kraft mit, die Seelen der Täuflinge übernatürlich zu verändern und den ſeligmachenden Glauben darin hervorzubringen; vielmehr begnügten ſie ſich damit, anzunehmen, dafs Gott mit dieſem von Chriſto befohlnen Gebrauche jedesmal ſeine allmächtige Kraft ſo verbinde, dafs nur durch das Waſſer, als eine *cauſa inſtrumentalis* eine ſolche heilſame Veränderung in dem Täuflinge entſtehen könne.“ — Denn wer weifs nicht, dafs ſelbſt Luther nach Auguſtins Vorgang eine gewiſſe Veränderung des Taufwaſſers annahm, dem Gott ſich ſelbſt beygemiſcht habe, und es deshalb *durchgottet* genannt werden könne, wie aus ſeiner bekannten Taufpredigt zu erſehen iſt. Von der *Kindertaufe* wird S. 401. alſo geurtheilt: „Ihr läfst ſich, vermittelſt der künftigen möglichen Erinnerung daran, wohl nur eine äuſserſt geringe moraliſche Wirkſamkeit beylegen; dahingegen darf man mit allem Rechte behaupten, dafs der Glaube an ihren Werth und ihre Nothwendigkeit unzählichen andern moraliſch ſchädlichen religiöſen Vorurtheilen Urſprung oder doch Nahrung gegeben habe.“ Doch will der Vf., welcher ſich *M. S.* unterſchreibt, die Taufe ſelbſt nicht abgeſchafft, ſondern nur beſſer eingerichtet haben. XI. Ein Wort über Aufklärung, Gleichheit der Menſchen u. ſ. w. nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, in Beziehung auf Urians Nachricht davon. Der gute *Claudius*, als der Vf. des bekannten Gedichts: *Urians Nachricht von der neuen Aufklärung*, whd von jeder unedeln Abſicht bey der Verfertigung deſſelben freygeſprochen, und das Ganze als ein in einer Stunde jovialiſcher Laune, mit gutem Vorbedacht im burlesken Stil entworfenes Carrikaturgemälde angeſehen. XII. Ueber die zweckmäſsigſte Einrichtung der Claſſen in den ſogenannten lateiniſchen Schulen. In das Detail dieſer inhaltsreichen Abhandlung können wir uns hier nicht einlaſſen, fügen nur die Bemerkung hinzu, dafs, ſo vortheilhaft es iſt, wenn in lateiniſchen Schulen jedes Fach einen beſondern Lehrer hat, es im Gegentheil eben ſo nachtheilig ſich erweiſet, wenn in den niedern Schulen mehrere Lehrer in einer und eben derſelben Claſſe Unterricht ertheilen. Die Gründe dazu laſſen ſich vom Sachkundigen gar leicht auffinden. XIII. Ueber die Vertauſchung mancher überflüſſigen und unzweckmäſsigen Schulbücher mit zweckmäſsigern, in den niedern Stadt- und Landſchulen. Von dem Hn. Probſt *Wolfrath* in Huſum. Wer ſollte dem S. 462. aufgeſtellten Reſultate nicht beypflichten: „Dafs kein Vater, keine Mutter über irgend etwas, die Lehrmethode oder Lehrbücher und Schuldiſciplin betreffendes, eine entſcheidende Stimme habe.“ — *Zweyte Abtheilung: Schriften, Anzeigen und Nachrichten.* I. *Einheimiſche Schriften*, als *Schloſſer's* Schreiben an einen jungen Mann, der die kritiſche Philoſophie ſtudiren wollte. „Wir glauben genug geſagt zu haben, um unſere Leſer zu überzeugen, wie hämiſch entſtellt, wie partheyiſch beurtheilt und ungerecht verurtheilt hier eine Philoſophie dargeſtellt ſey, die ihres innern Werths wegen gewifs Epoche machen, und nach Jahrhunderten noch von denkenden Köpfen geachtet und bewundert werden wird, wenn die Wahrſcheinlichkeitslehre des Hn. *S.* ſammt allen ſeinen Einfällen und Witzeleyen längſt vergeſſen ſind.“ — Ferner *Voſs* Belehrungen über die Bücher der Bibel u. ſ. f. Urtheil: „das Buch würde zweckmäſsiger, kürzer und wohlfeiler geworden ſeyn, wenn der Vf. ſich blos Schullehrer und andere gebildete Lehrer zum Gegenſtand ſeiner Belehrungen gemacht hätte.“ — Zuſprach an die Einwohner Schleswigs und Holſteins, die Kirchenagende betreffend, und, über die neue ſchleswig-holſteiniſche Kirchenagende u. ſ. w. von *Olshauſen*, welche beide Bücher die Abſicht haben, die Einwohner dieſer Herzogthümer in Anſehung der neuen einzuführenden Kirchenagende zu *belehren* und zu *beruhigen*. Endlich *Möller's* Materialien zu unmittelbaren Verſtandsübungen. „Die (angebrachten) Bemerkungen hindern uns keinesweges dem Vf. zu verſichern, dafs er ſich durch dieſe Arbeit um ſeine Amtsgenoſſen

sehr verdient gemacht habe, und wir können daher auch nicht umhin, diese Schrift allen Schullehrern zum zweckmäfsigen Gebrauch recht sehr zu empfehlen." II. *Auswartige Schriften.* Museum für Prediger, von Beyer; Teller's neues Magazin für Prediger; Eusebia, von Henke, und Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, zu deren Herausgabe sich mehrere Gelehrte (besonders im Westphälischen) unter welchen der Hr. D. *Rullmann* zu Rinteln sich unter der Einleitung nennt, vereiniget haben, und ein Hülfsmittel abgeben sollen für den Prediger, der gern in philosophischen und Religionskenntnissen mit der Cultur seines Zeitalters gleichen Schritt halten möchte. III. *Einheimische und auswartige Nachrichten*, als: Neue danische Liedersammlung für die dänischen Kirchen im Herzogthum Schleswig, wo es deren wenigstens 65 giebt; und Neuere Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen des Markgrafthums Baden. IV. *Vermischte Nachrichten*, aus welchen wir die *Altenburgische Verpflichtungsformel für angehende Prediger* abschreiben, wie sie aus dem Lateinischen wörtlich übersetzt S. 541. befindlich ist. „Ich N. N. geboren — — zum Prediger N. N. ernannt, bezeuge mit Herz und Mund, dafs ich der evangelisch-lutherischen Kirche aufrichtig zugethan sey, und demnach unsern symbolischen Büchern redlich beypflichte, und sie dergestalt unterschreibe, dafs ich alle darin enthaltenen bejahenden Sätze unsers christlichen Glaubens und unsers Bekenntnisses bejahe, die verneinenden aber verneine, nicht nur *insofern* sie mit der heil. Schrift übereinstimmen, sondern auch, *weil* ich sie mit derselben übereinstimmend gefunden habe. Ueberdies verspreche ich, dafs ich, was dieser in unsern symbolischen Büchern ausgedrückten reinen (*sanae*, vernünftigen? dem gesunden Menschenverstande sich anpreisenden?) Lehre zuwider seyn möchte, niemals und nirgends, weder heimlich noch öffentlich, weder mündlich noch in Schriften vortragen, sondern nach der Form und Norm derselben meine Vorträge einrichten, — so, dafs ich nicht nur mit der Kirche denkend (glaubend) sondern auch als mit ihr redend erfunden werde, — und dafs ich vor allen in dieser seligmachenden Wahrheit mit Gottes Hülfe (*cum Deo*, so der Herr will?) bis ans Ende meines Lebens verbleiben will. Amen!" — *Vierter Heft. Erste Abtheilung. Abhandlungen.* XIV. Ueber das Recht protestantischer Landesregierungen in Ansehung der Liturgie." S. 563. Ich glaube, durch das bisher Gesagte hinreichend erwiesen zu haben, nicht nur, dafs das Recht protestantischer Landesregierungen in Ansehung der Liturgie ihrer mit ihnen sich zu einer Kirche bekennenden Unterthanen kein usurpirtes, sondern in stillschweigender Uebertragung gegründetes sey, sondern auch, dafs es der Vortheil der Protestanten erfodere, ihre Landesregierungen im Besitz dieses Rechts zu lassen. S. 565. Doch sind sie auch befugt, ihren Regierungen — versteht sich auf eine gebührende Art — Vorstellungen zu machen, sobald es scheint, dafs sie die Grenzen ihrer Gerechtsame in Religionssachen überschreiten, oder insbesondere das Recht der Liturgie nicht auf eine zweckmäfsige Art verwalten." XV. Einige Bemerkungen über Hn. *G. S. Ritter's* Abhandlung: Kritik der Urtheile über Kirchenbusse u. s. w. in *Henke's* Eusebia. In den Streit selbst können wir uns hier unmöglich einlassen, bezeugen nur unsere Freude darüber, dafs hiedurch mehrere neue nützliche Vorstellungen in allgemeinern Umlauf kommen, und zwar in Ansehung der Ehe selbst, der Anticipation, der temporären Ehe und der Auflösbarkeit derselben. XVI. Auf welche Weise ist die Schulversäumnifs der gröfsern Schulkinder während der Sommerzeit einigermafsen zu ersetzen? Von dem Herausg. in Witzwort. Das Ganze läuft auf Sonntagsschulen, durch deren Besorgung aber den Lehrern und Pfarrern zu viel aufgebürdet wird, und darauf hinaus, dafs den Kindern etwas aufgegeben werde, das sie zu Hause besorgen, und dann mit zur Prüfung in die Schule bringen. Ueber die S. 600. befindliche Voraussetzung und die vermöge derselben vorgeschlagenen Bücher, liefse sich gar vieles erinnern, darauf wir uns hier aber nicht einlassen können, das jedem Sachkundigen aber von selbst schon einleuchten wird. XVII. Anzeige einiger Abhandlungen und einiger noch zu bearbeitenden Materialien für die Folge dieser Beyträge. *Zweyte Abtheilung. Schriftenanzeigen und Nachrichten.* 1) Eckermann's theol. Beyträge. 2) Bastholm's kurze Gedanken zu weitern Nachdenken über den geistlichen Stand. Den grofsen Unterschied, welchen der Vf. unter den Stadt- und Landpredigern und unter der Bildung derselben zu ihrem Amte macht, können wir aus mancherley Rücksichten nicht billigen. Uebrigens heben wir nur noch den Vorschlag aus, dafs künftig auch *Doctoren der Landwirthschaft* creirt werden, und dadurch manche Prediger einen Rang zu erwerben Gelegenheit haben möchten, und den S. 639. befindlichen Vorschlag wegen der Ordination. „Soll aber noch beides (das *Knieen der Ordinanden* und das *Handeauflegen des Ordinans* und seiner Gehülfen) bey der Ordination beybehalten werden; so wünscht Rec., dafs es dem Volke recht deutlich und einleuchtend werde, dafs der Ordinans blos und lediglich im Namen und unter der Auctorität des Königs handle, wie Rec. neulich eine Ordination verrichten sah, da der Ordinans unter Auflegung der Hand dem knieenden Ordinanden Namens Sr. Königl. Majestät zu Dänemark u. s. w. das Recht und die Befugnifs zu den Verrichtungen des Predigtamts conferirte, und ihm dazu den Segen des Höchsten anwünschte, darauf den Ordinirten aufstehen liefs, und die feyerliche Handlung mit einem kurzen Gebete beschlofs." 3) Boysen's Abrifs der christlichen Sitten- und Glaubenslehren. 4) Harz zwey Predigten. 5) Ein Wort über Kirchenagende und das Recht des Landesherrn dabey. 6) Nothiger Unterricht über die schlesw.-holstein. Kirchenagende. 7) D. M. Luther's Urtheile und Gutachten über Verbesserungen im Kirchenwesen. 8) Was hat man für Gründe, zu wünschen,

Digitized by Google

ſchen, daſs das alte Taufformular abgeſchafft werde? II. *Einheimiſche Nachrichten.* 1) Neue Einrichtung der lateiniſchen Schule in der Stadt Flensburg. 2) Vermiſchte Nachrichten. Aus dieſen heben wir zum Schluſſe nachſtehende S. 669. befindliche Nachricht aus: „der Vf. des däniſchen Repertoriums, welcher ſich durch ſeine *vielleicht* gar zu offenherzige und gar zu raſche Freymüthigkeit in Abſicht auf verſchiedene Puncte des kirchlichen Lehrbegriffs die Verketzerung und Verfolgung eines Theils der däniſchen Geiſtlichkeit zugezogen hatte, hat ſich dagegen nun durch eine däniſche Ueberſetzung der beiden bekannten *Löfflerſchen Abhandlungen über die kirchliche Genugthuungslehre*, zu vertheidigen geſucht, und dieſe zugleich mit einer Zuſchrift an den Chef des geiſtlichen Departements und mit einem Vorbericht an die Theologen ſeines Vaterlandes begleitet." — Da wir das däniſche Repertorium nicht geleſen haben, und alſo nicht wiſſen, inwiefern obiges *vielleicht* ſtatt finde; ſo fügen wir nur das bekannte Sprüchwort hinzu: *ſi duo faciunt idem, non eſt idem*, und freuen uns übrigens, daſs bey dieſer Gelegenheit die Löfflerſche Schrift in Dänemark mehr bekannt geworden, und ohne Zweifel eine nähere Unterſuchung der Genugthuungslehre auch daſelbſt veranlaſſen wird.

PHYSIK.

Nürnberg, in der Raſpeſchen Buchh.: *G. Gregory's Haushaltung der Natur, dargeſtellt nach den neuern Entdeckungen und Verſuchen.* Aus dem Engliſchen mit Anmerkungen des Hn. D. K. G. *Kühn*, Prof. zu Leipzig. Herausgegeben von D. *Ch. Fr. Michaelis*, Arzt daſelbſt. Erſter Band. 1798. XXXII. u. 528 S. gr. 8. 20 Kupfert. (1 Rthl. 16 gr.)

Dieſes Werk iſt zu London im Jahre 1796. in drey Octavbänden unter dem Titel: *The Oeconomy of Nature explained and illuſtrated on the principles of modern Philoſophy*, mit 46 Kupfertafeln, erſchienen. Es iſt eine Naturlehre im weiteſten Sinne, die als Einleitung in die Naturgeſchichte dienen, die allgemeinen Geſetze und Wirkungen der Natur faſslich erklären, und eine Ueberſicht der neuern Entdeckungen in dieſem Fache gewähren ſoll. Nebſt der eigentlichen Naturlehre enthält es auch die Beſchreibung der Einrichtungen in dem Pflanzen- und Thierreiche, und verbindet damit einen Grundriſs der Natur des menſchlichen Geiſtes. Auf die Aſtronomie hat der Vf. ſich nicht eingelaſſen.

In dem gegenwärtigen erſten Bande iſt die Naturlehre abgehandelt; die damit in nächſter Verbindung ſtehende phyſiſche Geographie und Mineralogie ſind für den folgenden Band verſpart. Die Einrichtung der Abhandlung wird man aus folgender allgemeinen Inhaltsanzeige einſehen. I. Allgemeine Eigenſchaften der Materie, zugleich auch vom Magnetismus. II. Von der Natur des Feuers. III. Vom Licht und von den Farben. IV. Von der Elektricität. V. Von der Luft, oder vielmehr von den luftförmigen Stoffen, zugleich vom Schalle, von den Winden, den Meteoren, den Wetterprophezeihungen (Witterungsvermuthungen) und der Aeroſtatik (Aeronautik).

Die Ausführung iſt nach dem Zwecke des Buchs ſehr gut gerathen. Der Vf. hat die Schriften ſeiner Landsleute mit Fleiſs und guter Auswahl benutzt, auch einige der neueſten franzöſiſchen Schriftſteller in dem phyſikaliſchen Fache zu Rathe gezogen. Der Vortrag iſt faſslich und zuſammenhängend. Der auf dem Titel angezeigten Anmerkungen von Hn. Prof. *Kühn*. werden ſehr wenige ſeyn. Es iſt keine derſelben von den Anmerkungen des Vfs. durch ein Zeichen unterſchieden. Mit der Ueberſetzung hat man Urſache zufrieden zu ſeyn, wenn auch hin und wieder unbequeme Wendungen und nicht gutgewählte Ausdrücke vorkommen ſollten. Ein dünneres Mittel, wodurch das Licht geht, nennt der Ueberſetzer ein *lockereres*. Einmal ſagt er, die Strahlen erregen in *dem Auge* des Zuſchauers die *Idee* von Farbe. Die Anmerkung des Vfs. S. 257. worin die mathematiſche Theorie des Regenbogens vorgetragen wird, hätte weggelaſſen werden können. Sie iſt weitſchweifig und undeutlich. Der Ueberſetzer hat die Fluxion des Engländers und ſeine unbequeme Bezeichnung der Differentiale beybehalten. Die dazu gehörige Figur iſt unvollſtändig, und die Beziehung darauf wird noch durch einen Druckfehler erſchwert. Den Sinus und die Tangente eines Winkels bezeichnet der Vf. oder der Ueberſetzer bald auf die gewöhnliche Art, bald durch S. und T., welches Ungeübten Verlegenheit macht. Das Wurzelzeichen haben Setzer und Corrector für ein V angeſehen. So kommt in einer einzigen Anmerkung vieles zuſammen, was ſie unleſerlich macht. Dem Vf. iſt das Mathematiſche der Phyſik nicht bekannt genug. Die Erklärung des Regenbogens iſt mangelhaft und undeutlich. Seine Beweiſe zu einigen optiſchen Sätzen über die Brechung durch ſphäriſche Flächen, ſind nicht verſtändlich. In populären Schriften über die Phyſik, wenn ihre Vf. nicht recht der Mathematik kundig ſind, iſt es am beſten, die Beweiſe aus dieſer Wiſſenſchaft ganz wegzulaſſen, und nur dafür zu ſorgen, daſs die mathematiſchen Lehren genau und beſtimmt vorgetragen werden.

Hamburg, b. Hoffmann: *Grundriſs der Phyſik für Vorleſungen*, von *Heinr. Friedr. Link*, Prof. zu Roſtock. 1798. 284 S. 8. mit 1 Kupf.

Dieſer Grundriſs ſoll für Lehrlinge und Liebhaber der Phyſik ein Handbuch ſeyn, welches in der gröſsten Kürze nur die Materien nach einer ſtrengen Ordnung enthält, die, genau genommen, zur Phyſik zu rechnen ſind. Ferner wollte der Vf. die Leſer deſſelben auch auf die Verbeſſerungen der Naturwiſſenſchaft aufmerkſam machen, welche durch die neueſten Veränderungen in der Philoſophie hervorgebracht

sind. In dieser Absicht ist von S. 1 — 35. ein Grundriss der allgemeinen Naturwissenschaft vorangesetzt, worin Kant's Vorstellungen von Materie und ihren Bewegungskräften vorgetragen werden. Man sieht aber doch nicht, dass davon in der Folge Gebrauch zu weitern Aufklärungen gemacht wäre, so wie auch in andern neuen physikalischen Lehrbüchern das darin aufgestellte dynamische System unfruchtbar geblieben ist. Vor allem hätte erklärt werden müssen, wie Materie zugleich eine zurückstossende und eine anziehende Kraft haben könne. Beide Kräfte können durchaus nicht einerley Art seyn, die blos durch die Richtung der Bewegung verschieden wären. Setzt man statt der soliden Atomen Kräfte, deren Natur zwar unbekannt ist, und die wir blos durch ihre vermengten Wirkungen sinnlich erkennen, so setze man zugleich, dass diese Kräfte nicht auf einen bestimmten Raum eingeschränkt sind, und dass sie sich mit einander innerhalb desselben Raums oder auch eines veränderten verbinden können. Diese Vorstellung kann man sehr gut zur Erklärung mancher Erscheinungen benutzen, und die lästige Impenetrabilität der Urstoffe dadurch wegschaffen. Allein Hr. *L.* macht von der Metaphysik so wenig Gebrauch, dass er selbst (S. 39.) sagt; anziehende und zurückstossende Kraft müssen als ursprüngliche Kräfte aus der Physik durchaus verbannt seyn, da diese nur gegebene Erscheinungen abhandeln soll.

Der Umfang, der in diesem Lehrbuche der Physik gegeben ist, begreift nur das, was im engsten Sinne zu derselben gerechnet wird. Alles ist in drey Abschnitte gebracht, 1) von der Schwere. 2) von dem Zusammenhang und der Form der Körper, 3) von dem Verhalten der Körper gegen einander. In dem letzten derselben werden die Wirkungen der Körper unter folgende Rubriken vertheilt: feste und starre Körper; flüssige und tropfbare; luftförmige; ätherische. Die ätherischen sind: Licht, Wärmestoff, elektrische und magnetische Materie. Die Vorstellungen, welche sich der Vf. von der Beschaffenheit dieser verschiedenen Gattungen macht, anzuführen, würde zu weitläuftig fallen. Er trägt sie auch nur als Muthmassungen vor. Selbst die Behandlung des Wärmestoffs als einer Materie, will er nur für einen kurzen Ausdruck gelten lassen. Ueber die Natur der beiden magnetischen Materien, die man nach Analogie der elektrischen annehme, lasse sich nichts wahrscheinliches sagen, welches sehr wahr ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Rostock*, b. Stiller: *Von dem wohlthätigen Einflusse des Christenthums auf die Moralität seiner Bekenner, vorzüglich in den ersten drey Jahrhunderten.* Ein Versuch von *J. G. Hermes.* 1798. 42 S. 8. Da es jetzt immer mehr Mode wird, nur die dunkeln Farben aus der Geschichte des Christenthums heraus zu heben, und die helle Seite entweder zu verstecken, oder auch ganz zu übersehen; so erfodert es die Billigkeit, historisch zu zeigen, dass man gar nicht Ursach habe, das Gesicht ganz davon wegzuwenden, sondern dass man das Gute, welches die Geschichte des Christenthums darbeut, eben sowohl zu beherzigen habe, als man das Schlechte, welches sie liefert, längst verabscheuet hat. Die christliche Religion hat als die einzige öffentliche *moralische* Volksreligion unstreitig den entschiedensten Einfluss auf die Sittlichkeit der Welt gehabt, und wenn gleich nicht alle Perioden ihrer Geschichte gleich stark dafür sprechen; so giebt es doch eine Periode, aus der sich der Beweis so klar führen lässt, dass auch der entschiedenste historische Skeptiker nichts Bedeutendes dawider einwenden kann. Dies ist die Periode, welche der Vf. (ein Schüler von D. *Ziegler*) zum Grunde gelegt, und daraus im Ganzen sehr glücklich für seinen Satz argumentirt hat, so viel es in einer kurzen Uebersicht geschehen konnte. Die christliche Religion war ihrem Geiste nach eine Religion der Humanität oder Menschenliebe, und zeigte sich auch als eine solche in aller Kraft in ihren Wirkungen an ihren frühern Bekennern. Daher die Wohlthätigkeit nicht blos unter sich, sondern auch gegen Jedermann; daher die Verabscheuung der grausamen heidnischen Schauspiele, welche den Charakter der Rohheit, Barbarey, Grausamkeit und Blutbegierde in ihren Bewunderern unterhielten; daher die Verabscheuung der schändlichen Sitte, die Kinder auszusetzen, und die Humanität, womit sie von den Christen aufgenommen und erzogen wurden. Daher ferner das bessere Loos des zweyten Geschlechts unter dem Volke und die bessere Erziehung der Kinder. Aber die christliche Religion war auch ihren Grundprincipien nach eine Religion von strenger Moralität. Daher die Verabscheuung alles Bösen, die Heiligkeit der Ehen und das continuirliche Streben zur Tugend. Dass dieses Zweck der Christen war, sieht man aus der strengen Censur, womit sie nichtswürdige Mitglieder aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, aus dem Bericht des *Plinius* über die Christen seiner Zeit, und aus den frühern Apologien. *Justin* sagt geradezu in seiner ersten Apologie: dass wer nicht den Lehren der Moral Jesu gemäss lebe, kein Christ sey, wenn er auch den Namen eines Christen führe, und bittet zugleich, dass man von Obrigkeitswegen solche Christen bestrafen möge, die sich ein Vergehen zu Schulden kommen liessen Apol. I. c. 22. Daher ferner die Treue gegen den Staat, und das Glück im häuslichen Leben, so dass die Christen brave Bürger des Staats, und tugendhafte Hausleute waren. Endlich zeigten sie auch wahre heroische Tugenden sowohl in den Verfolgungen, als unter den Armeen. Kein Wunder also, dass sich Constantin für ihre Parthey erklärte, da sie die besten Soldaten unter den Weichlingen der Zeit waren, mit denen sich etwas ausrichten liess. — Dies sind die Hauptpuncte, die der Vf. mit vielem Glücke so kurz als möglich verfolgt hat. Erschöpft ist die Sache dadurch noch nicht; sondern ein anhaltendes Studium der Apologien, und eine vielseitigere Umsicht in der Geschichte der Zeit, verbunden mit einer pragmatischen Reflexion, muss noch mehrere Data und Ansichten liefern. Allein die Hauptsache findet man doch hier, und dies war hinreichend zu einem überzeugenden Documente, dass Hr. *H.* seine akademischen Jahre wohl angewandt habe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. May 1799.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN

LEIPZIG u. GERA, b. Heinsius: *Andachtsbuch für aufgeklärte Christen*, von D. *Johann Otto Thiess.* 1797. I. Th. mit dem (von Lips) schön gestochenen Bildniss des Vfs. IV S. Ded. u. Vorr. 364 S. Text u. 16 S. die weitläuftige Inhaltsanzeige. II. Th. XIV S. Vorrede u. Rubrikenverzeichniss u. 366 S. Text. 8.

Ungeachtet es manchem, der dieses Buch in der Erwartung daran das zu haben, was er sich bisher unter einem Andachtsbuche gedacht hatte, zur Hand nimmt, begegnen dürfte, dass er darin verschiedenes fände, was er nicht sucht, manches aber suchte, was er nicht findet; und ungeachtet es hier und da allerdings das Ansehen hat, als ob der Vf. dabey nicht immer einen ganz bestimmten deutlich gedachten Zweck vor Augen gehabt hätte: so ist es doch als Product des angestrengten Selbstdenkens, als unverkennbarer Beweis von deutlichen und richtigen Einsichten in diejenigen philosophischen Principien, welche zur Aufklärung über die Wahrheiten der Sitten- und Religionslehre das meiste beygetragen haben, und welche sich hier grösstentheils mit eben so viel Klarheit, als Zweckmäfsigkeit dargestellt finden, als ein Inbegriff mit sehr ehrlicher Freymüthigkeit abgelegter, nichts gefliffentlich verkleisternder, und mit sehr fruchtbaren Winken begleiteter, das Christenthum betreffender Geständnisse, endlich als die Frucht eines ächt religiösen und moralischen Sinnes, von der man hinwiederum für Beförderung ächter Moralität und Religiosität, da, wo der Vf. *sein Publicum* findet, keine unbedeutenden Wirkungen erwarten darf, eine ungemein schätzbare, grofser Aufmerksamkeit würdige Arbeit. Indem Hr. *T.* in seiner Darstellung von Jesu Person, Geschichte und Lehre alle *formulas solennes*, wobey man so häufig gewohnt ist, nichts zu denken, mit nicht gemeiner Kenntniss humanisirt und auf deutliche, dem gegenwärtigen Zeitalter geläufige Begriffe zurückführt, ist es ihm gelungen, den Charakter Jesu mit seltener Treue und Genauigkeit darzulegen, und aus so vielen kleinen Zügen, die gerade von demjenigen, welcher hier alles in den Nimbus der Göttlichkeit hüllt, am seltensten nach ihrem wahren Werthe beachtet zu werden pflegen, und die Rec. in diesem Buche mit einer Sorgfalt und Feinheit, wovon ihm noch wenig Beyspiele vorgekommen sind, aufgegriffen gefunden hat, das sittlich Gute, Edle und Grofse jenes Charakters ungemein fruchtbar zu entwickeln, wie nicht minder den Geist der eigentlichen Lehre Jesu, von der ihn hier und da umgebenden temporären Hülle zu scheiden, und insbesondere die subjective Denkens- und Sinnesart, die uns zu würdigen Nachfolgern des Unvergesslichen bildet, und ihm unsere ungeheuchelte Anhänglichkeit zusichern muss, kenntlich zu machen. Wahrhaft erbaulich ist in der letzten Rücksicht gewiss folgende Stelle: Th. I. S. 277. „Möchte denn „Jesu Lehre auch uns so wahr seyn, als sie es ihm „war! — Aber um zu dieser Festigkeit der Ueber„zeugung, zu diesem reinen Glauben an Gott, zu „diesem unwandelbaren Vertrauen zu dem (auf den) „Vater im Himmel zu gelangen, giebt es keinen an„dern Weg, als den er selbst betreten und auch uns „vorgezeichnet hat. Das *Vertrauen auf Gott* ent„springt nur aus dem *Wandel vor Gott*, der *reine* „*Glaube* ist nur das Erzeugniss eines *reinen Herzens*; „die *Festigkeit der Ueberzeugung* von der unendli„chen *sittlichen Bestimmung des Menschen* fliesst lediglich aus der *Festigkeit* des *Entschlusses* her, überall „gut zu seyn, und den *Foderungen des Sittengesetzes*, „in Absicht auf Gesinnungen und Handlungen immer „mehr ein Genüge zu thun. Nur wer auf die Art „den Willen des himmlischen Vaters thut, ist Jesu „Freund und Bekenner (Matth. 7, 21. Joh. 15, 14.) „und nur der wird inne werden, ob seine Lehre von „Gott sey." (Joh. 7, 17.) — So ist denn auch die Uebersicht von der Bergpredigt, wo freylich von *Kant* vorgearbeitet war, und von so manchen andern mehr oder weniger zusammenhängenden Aussprüchen und Belehrungen Jesu Th. I. S. 81 u. ff. ingleichen die Darlegung und zuweilen Rechtfertigung vieler Ereignisse seines öffentlichen und Privatlebens (wo wir unter andern die Aeufserungen Jesu gegen die für ihre Tochter bittende Cananiterin Matth. 15, 23—28. die S. 88. als eine nachdrückliche und gefliffentliche Bekämpfung des jüdischen Nationalstolzes ausgelegt wird, auszeichnen,) sehr wohl gerathen, auch über den Unterschied von Jesu Lehre und Lehrart, über das Eigenthümliche der Lehre und Lehrart der Apostel über die allmälige Läuterung und Verbesserung der letztern viel Richtiges und zum Theil originell gedachtes beygebracht; wie denn auch das, was zur Widerlegung einiger ungerechten Vorwürfe gegen die Sittenlehre Jesu vorgetragen wird, allen Beyfall verdient. Nicht weniger interessant ist der zweyte, eigentlich ascetische Theil, welcher Privat-, Familien, Kranken- und Kirchenandachten und einen Anhang von Liedern enthält. Die hier und da in den ersten vor-

kommenden Selbſtprüfungen und Selbſtunterhaltungen treffen nach Rec. Gefühl das Herz in einem Grade, welcher für ihren pſychologiſchen Reichthum und moraliſchen Werth das gültigſte Zeugniſs abgiebt. Schön iſt in den Familienandachten die erſte über die eheliche Verbindung, voll richtiger und intereſſant vorgetragener Gedanken die zweyte über den älterlichen Beruf, ganz beſonders reich aber an guten von Uebertreibung freyen Gedanken die dritte über das Verhältniſs zwiſchen Herrſchaften und Geſinde; und ſo läſst ſich auch den Morgen-, Abend-, Neujahrs- und Krankenandachten ein bedeutender Werth nicht abſprechen, welchen wir gern in mehrern ausgehobenen Stellen näher kenntlich machten, wenn nicht die Wahl ſchwer und des Auszeichnungswürdigen zu viel wäre.

Je mehr indeſſen Rec. überzeugt iſt, daſs gegenwärtiges Andachtsbuch wegen ſo vieles darin enthaltenen und meiſtens in einem ungemein anziehenden, nur ſelten in Empfindeley und Bombaſt ausartenden, Tone geſagten Guten ganz vorzüglich verdient, von aufgeklärten Chriſten und Religionsfreunden überhaupt zum Leitfaden ihrer moraliſchen und religiöſen Selbſtunterhaltungen gebraucht zu werden, ja daſs es auch insbeſondere geeignet ſey, denjenigen, die dafür empfänglich ſind, zu einem höhern Maaſse von Aufklärung über die wichtigſten Gegenſtände behülflich zu ſeyn: deſto weniger kann er ſich des Wunſches erwehren, daſs nicht ſo manches darin vorkommen möchte, was die Brauchbarkeit davon merklich einſchränkt, was, wenn auch gerade ſo wenig problematiſch, als es Hn. *T.* ſcheint, und tauſend andern mit nicht geringerm Rechte auf den Namen aufgeklärter Chriſten Anſpruch machenden Leuten vielleicht nicht ſcheinen wird, doch gewiſs hier nicht an ſeiner Stelle ſteht. Möchte z. B. immer mit allem Nachdrucke der humane Geſichtspunkt bey Würdigung der Handlungen Jeſu, auch der von ihm meiſtens ſo ganz ohne phyſiſche Vorbereitung und Veranſtaltung verrichteten Heilungen und Wiederbelebungen herausgehoben, und feſt zu halten empfohlen ſeyn: ſo war doch gewiſs das durchgängige Polemiſiren, daſs bey dem Allen an kein Wunder, auch nicht an irgend einige aufsergewöhnliche Menſchenkraft zu denken, vielmehr alles auf gemeine Art hergegangen ſey, und von den Geſchichtſchreibern ſelbſt nicht anders dargeſtellt werde, in einem Andachtsbuche, wenn man darunter nicht nach einer flachen Etymologie ein Buch auf Anlaſs deſſen ſich an und über mancherley *denken* läſst, ſondern ein Erbauungsbuch, welches vielen Leſern, deren religiöſe Ideen und Geſinnungen mit gewiſſen hiſtoriſchen, und auf den erſten Anſchein aus den vorhandenen geſchichtlichen Documenten am natürlichſten ſich ergebenden Vorſtellungen, in einer faſt unzertrennlichen Verbindung ſtehen, in die Hände kommen kann und zu Gute kommen ſoll, verſteht, ſicher nicht an ſeinem Platze? Es taugt da wohl ſchwerlich, und kann wohl ſchwerlich ganz unanſtöſsig heiſsen, wenn von den allerdings fragmentariſchen, und nicht in allen Puncten übereinſtimmenden Nachrichten des Matthäus und Lucas über die Geburt und Kindheit Jeſu, von denen auch das ganz wahr ſeyn mag, daſs ſie für uns kein groſses Intereſſe haben, Th. I. S. 28. geſagt wird: „der Weg eines jeden von beiden konnte nichts anders ſeyn, als — ein Irrweg" — ferner daſs die Evangeliſten die von Jeſu verrichteten Heilungen nur als Curen erzählen, und ſie aus ihren Nachrichten als bloſse *Scheinwunder* hervorgehen — was ſich von vielen ehrlicher Weiſe ſchwerlich behaupten läſst — S. 60. daſs Jeſus dem Moſ. Geſetze allen Werth abgeſprochen habe — S. 62. daſs es „nie ſein „Gedanke geweſen ſey, ſich für den Meſſias auszugeben," daſs Schwärmerey, obgleich von der edelſten Art, an ſeinem freywilligen Tode Antheil gehabt habe — daſs er, der nach einer Todten-Ohnmacht unvermerkt aus ſeinem Grabe hervorgegangen ſey, ſich ſeinen Freunden zuletzt freywillig entzogen habe, und bald nachher in der Einſamkeit geſtorben ſey — S. 261. daſs die moſaiſche Conſtitution ſich nur mit Fluchpſalmen vertragen habe — und viel dgl. m. Mögen alle dieſe Behauptungen, die bey einer hiſtoriſchen Erklärung des Textes immer problematiſch bleiben werden, immerhin Gegenſtand einer freyen eſoteriſchen Unterſuchung ſeyn: in einem Buche für den gemeinen Gebrauch, obgleich aufgeklärter Chriſten — wie unbeſtimmt iſt aber nicht dieſer Begriff, wenn von der Art jene Dinge zu beurtheilen die Rede iſt! — — hätte der Vf. die Rückſichten, der beym Volksunterrichte nöthigen Behutſamkeit, um nicht das, was für viele noch Fundament moraliſcher und religiöſer Geſinnung iſt, zum Nachtheil der letzten zu untergraben, die er S. 354. ſelbſt bemerklich macht, in Beziehung auf ſein eigenes Buch, das man darum Anfängern in religiöſen Unterſuchungen ſchwerlich empfehlen kann, ſondern bloſs ſolchen, die im Nachforſchen, ja ſelbſt im Zweifeln ſchon geübt ſind, zum Gebrauche überlaſſen muſs, mehr im Auge behalten ſollen, ohne daſs ihm darum die Gelegenheit benommen geweſen wäre, den rein moraliſchen Geiſt in Jeſu Leben, Lehre, Entwürfen und deren Ausführung auf das bündigſte ins Licht zu ſetzen; ja indem er ſogar dadurch ſolche Reflexionen mehr zu individualiſiren und auf beſondere Fälle der Pflichtbeobachtung auf eine eigentlich aſceriſche Art anzuwenden, beträchtlich an Raume gewonnen haben würde. An reichlicher Nahrung zum Zweifeln und Hn. *T.* zum Theil etwas impoſant entſcheidende Behauptungen einzuſchränken, dürfte es übrigens auch ſolchen Leſern, die an dem Reſultate ſeiner Behauptungen keinen Anſtoſs nehmen, (wohin Rec. ſich ſelbſt rechnen zu dürfen glaubt) nicht fehlen. Sie dürften bey der Frage S. 28.: Wer war bey Mariens Verlobung, wer — bey der himmliſchen Muſik auf dem Felde zugegen? etc. fragen, ob ſich nicht viele dieſer Nachrichten auf Mariens mündliche Erzählung gründen konnten. — Sie dürften ſich bey der Behauptung S. 54. daſs Jeſus, der Arzt, ſeine Jünger gleichfalls in dieſer Kunſt unterrich-

Digitized by Google

richtet habe, wundern beym Matthäus und Johannes, als Jesu persönlichen Schülern und Begleitern so ganz alle offenherzig dargelegte Auskunft hierüber zu vermissen. Sie dürften es bey S. 55. noch problematisch finden, ob die Wundersucht der Juden Jesu Thaten zu Wundern gestempelt, oder ob nicht die letzten ihrer auffallenden, zum Theil unerhörten Beschaffenheit wegen die Wundersucht der Juden veranlasst habe; da doch unstreitig vor Jesu auch Kranke, ähnliche Kranke, wie er sie heilte (Luc. 11, 19.), werden geheilt worden seyn, und doch bis dahin eben von keinen Wundern die Rede war. — Sie werden, um mehreres zu übergehen, fragen, wie denn S. 61. Marc. 12, 33. 34. als eine Abweichung vom Gesetz und besonders von der nachfolgenden Lehre jüdischer Weisen (Pf. 51.) zu betrachten, oder S. 262. gerade Joh. 5, 39. als Beweis, dass sich aus dem A. T. für die Lehre Jesu nichts darthun lasse, anzuführen, ob nicht Matth. 15. offenbar von der παραδόσει πρεσβυτέρων, der die ἐντολὴ Θεοῦ ausdrücklich entgegengesetzt wird, die Rede sey. Sie werden sich versucht finden S. 73. die Auslegung, dass Jesus Matth. 26, 63—65. mit den Worten σὺ εἶπας dem Hohenpriester einen unbefugt aufgedrungenen Eid zurückschiebe, aber nicht zugebe, dass er der υἱὸς Θεοῦ sey, für eine leere Deuteley zu halten und überhaupt alles, was davon vorkommt, dass Jesus nicht für den Messias und ὑ. Θ. als jenem Begriffe gleich bedeutend habe gelten wollen, als eitles Schattengefecht, woraus nur hervorgeht, was jedermann weiss, dass er sich nicht im jüdischen Sinne diesen Namen zugeeignet habe, keinesweges aber, dass er von seiner Person und aufserordentlichen göttlichen Beglaubigung — (an göttliche oder übermenschliche Natur braucht hierbey nicht gedacht zu werden) — nicht selbst höhere und eigenthümliche Begriffe, ohne welche in seinem Betragen vieles moralisch unerklärlich bleibt, gehabt habe, anzusehen. Sie werden bey S. 103. schwerlich umhin können, das Betragen Jesu Matth. 21—23., mancher sehr feinen Bemerkungen ungeachtet, als geflissentlich und einer Lieblingshypothese wegen zu leidenschaftlich und mit seinem vorherigen Betragen zu auffallend contrastirend dargestellt, und in der Fiction S. 107. „dass Jesus in seinem Tode den Messias habe wollen absterben lassen" — richtig wenn vom jüdischen Messias die Rede ist — „und als solcher" — wirklich im Charakter des jüdischen Messias? — „aufgetreten sey, um auf immer zu verschwinden, eine viel zu theatralische, Jesu unwürdige Maschinerie zu finden — und endlich wird — mehreres andere bey Seite liegen zu lassen — wenn von exegetischer Ehrlichkeit die Rede ist, es sie befremden über Jesu Präscienz in Betreff seiner Auferstehung Hn. T. so sehr leise weggehen zu sehen. Ueber alle diese Puncte, wie gesagt, mag Rec. für seine Person gar nicht entscheiden; aber das Angegebene sammt und sonders ist ihm ein unläugbarer Beweis mehr, dass Discussionen solcher fast blos theoretischen Art einem Andachtsbuche gröfstentheils fremd sind, dass sie fürwahr die *Andacht* mehr *zerstreuen* als *beschäftigen*.

Was den zweyten eigentlichen ascetischen Theil anlangt; so scheinen hier doch die individuellen eigentlich blos persönlichen Reflexionen in den Privatandachten, wo sich fast Alles, auch das Generellere an allerdings sehr interessanten Schilderungen von des Vfs. eignem Leben, Schicksalen und eigenthümlichen Verhältnissen anschliefst, zu gehäuft, um nicht das Interesse an vielem, was hier vorkommt, zu schwächen und eine beträchtliche Menge Leser, die zwischen sich und dem Subjecte jener Selbstgespräche weniger Aehnlichkeit als unter andern Rec. finden dürften, bey ihrer Andacht unbeschäftigt zu lassen. War es Hn. *Th.* mit der Behauptung Th. II. S. 97. Ernst: er begreife kaum, wie man ein Andachtsbuch für Andere schreiben könne; — so hätte er freylich das seinige ungeschrieben lassen müssen. — Aber das, was Spalding, Zollikofer u. a. ja selbst der Vf. an vielen Stellen geleistet hat, beweist doch, dass man ohne seine ganz eigenthümlichen Individualitäten so häufig einzuflechten, viel Erwecklicheres und religiöse Gesinnung Beförderndes, eine gröfsere Mannichfaltigkeit von moralischen Beschaffenheiten, Gemüthszuständen und Verhältnissen Berührendes sagen könne. So befremdet es, um nur eine dergleichen Auslassung zu erwähnen, unter den Krankenandachten keine auf den Fall der Wiedergenesung zu finden — und weil doch der Vf. diesen Gegenstand einmal berührt hat, ist es Schade, dass die an sich so fruchtbare Betrachtung über den geflirnten Himmel S. 152. in ein blos trocknes Schema von Astrognosie ausgeartet ist. Der Raum ist übrigens zu verengt, um alle einzelnen Gedanken und Ausdrücke, bey denen Rec. Bedenklichkeiten hat, namhaft zu machen. — Dergleichen wären unter andern Th. I. S. 264. „Jesu Lehre würde sich in der Welt erhalten haben, auch ohne Schrift," was zwar möglich, aber doch nicht so absprechend zu behaupten ist. — 279. „Laute Religionszweifel sind nichts anders, als geheime Anklagen des Gewissens." Th. II. S. 235. verdient die Stelle: „Höher mein Sohn, dass „ich mit den Worten eines Sterbenden (1 Kön. 2, 2. 3. „1 Chron. 29, 9.) der *für* einen *König* noch immer „ein *ganz guter Mensch* war, dich segne" — nebst mehrern andern die, wenn auch nur beyher wie S. 275. in wirklich ungerechten Tone von Fürsten als einer für sich gehässigen und nichtswürdigen Menschenclasse sprechen, wie auch solche, die wie S. 114. den Handelsstand unbedingt herabwürdigen, vornehmlich in einem Buche dieser Art eine ernstliche Rüge. — In den Foderungen an das, was Kirche und Schule und Prediger und Schullehrer seyn und leisten sollen, giebt es mancherley Phantastisches und Unausführbares — und kaum wird man sich bey Stellen wie diese S. 292. „Es fehlt des Predigers Vortrage nicht an *Ordnung*, weil er mit *Empfindung* spricht" — der Befremdung, noch weniger aber bey der ganz erfahrungswidrigen Behauptung S. 287. — „denn er ist eben darum, weil er einen guten

Kanzelvortrag hat, auch ein guter *Sänger*" — des Lächelns enthalten können. — Endlich ist es bey des Vfs. sehr billigem Verlangen S. 297. dafs geistliche Lieder einen ächt poetischen Werth haben sollen, zu verwundern, dafs unter der kleinen Anzahl derjenigen, welche sich im Anhange befinden, manche zum Theil, auch wohl s. S. 364. durchaus matt und unpoetisch sind.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamts*, von M. *Traugott Leberecht Kämpfe*, Katecheten an der St. Salvators-Kirche zu Gera im Voigtlande etc. *Ersten Bandes dritter Theil, Dritter Heft. Vierter Heft*, in fortlaufenden Seitenzahlen. 1797. S. 443—856. 8. (1 Rthlr.)

In diesen beiden Heften sind enthalten die evangelischen und epistolischen Abschnitte vom vierten Sonntage nach Epiphanias bis zum Sonntage Septuagesima. Vor dem dritten Hefte steht eine Abhandlung *über den rechten Gebrauch homiletischer Hülfsmittel, und insonderheit über den zweckmäfsigen Gebrauch des homiletischen Handbuchs* etc. Ob Hr. K. selbst, oder ein Anderer der Vf. dieser Abhandlung sey, ist nicht bemerkt. Aus verschiedenen Stellen ist das Letzte zu vermuthen. Dem sey nun wie ihm wolle, die Regeln, welche der Vf. ertheilt, sind gut, und wenn sie beym Gebrauche dieses Handbuchs befolgt werden, so wird die Trägheit nicht befördert; angehende, und auch schon geübte Prediger werden vielmehr reichen Stoff zum eigenen Nachdenken finden. Da die Einrichtung dieses mit Beyfall aufgenommenen Werks aus den vorhergehenden Heften bekannt ist, so wird es genug seyn zu bemerken, dafs sich der Vf. auch in diesen Fortsetzungen gleich bleibt. Aber die Geschichte der festlichen Zeiten ist sehr nachläfsig bearbeitet, und durch viele historische Unrichtigkeiten entstellt. Um aus mehrern Beyspielen nur ein einziges anzuführen, so heifst es in der Geschichte der Fastenzeit S. 733. „die Erhöhungen der Fastenzeit geschahen entweder im *sechsten* Jahrhunderte unter *Gregor II*, oder im *achten* Jahrhunderte *unter Gregor dem Grofsen*, welches unter den Gelehrten noch nicht ausgemacht ist." Auch im folgenden ist alles durcheinander geworfen, und überall fehlt es an chronologischer Genauigkeit. Man lese nur die S. 733 f. gleich darauf folgende Stelle: „So stand es mit dem Fasten, bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts, wo es, besonders zu Rom drey Wochen dauerte. Zu der Zeit aber, da Cornelius und Novatian um die geistliche Würde stritten, fingen die Novatianer (wie verschiedene glauben) zuerst an, es auf 6 Wochen auszudehnen, doch war das nicht allgemein, bis zu Gregor's des Grofsen Zeit die Fasten förmlich 4 Tage zugesetzt bekam, wo diese Gewohnheit durch Kirchenordnungen bestätigt wurde. Z. B. auf dem IVten *Concilio Aurelianensi*, *im Jahr* 541 gehalten, wurde can. 2. verordnet etc." Das fehlerhafte in dieser Zusammenstellung würde Hr. K. gewifs selbst entdeckt haben, wenn er diese ganze Abhandlung vor dem Abdrucke *noch einmal* mit Aufmerksamkeit gelesen hätte. Wie kann *eine* von dem Pabst Gregor dem Grofsen eingeführte Gewohnheit auf einem im J. 541 gehaltenen Concilio bestätigt worden seyn, da dieser Mann erst im J. 590 zur päbstlichen Würde gelangte?

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Brünn*, mit Siedlerschen Schriften: *Einiges zur Geschichte der protestantischen Gemeinde in Brunn*, v. M. *Victor Heinr. Riecke*, Senior der evangelischen Gemeinden in Mähren und Prediger des hiesigen Bethauses. Bey Gelegenheit der halbjährigen öffentlichen Prüfung der Schule am 8. Oct. 1798. 39 S. 8. — Keine Gemeine war bey ihrem Entstehen so klein, als die Brünnische, welche seit 1782 existirt, und damals kaum aus einer anfafsigen Familie bestand. Allein durch die Bemühungen des Hn. *Seitter's*, welcher von einigen Freunden, und selbst von einem edlen Katholiken, *Leop. von Köffiller* unterstützt ward, welcher letzte sogar die Erlaubnifs zur Errichtung eines Bethauses auswirkte, und inzwischen einige Zimmer in seiner Fabrik zu den Gottesverehrungen einrichten liefs, so wie durch die ansehnliche Summen, welche die zu diesem Zweck in Deutschland veranstaltete Collecte lieferte, kam nicht nur der Bau des Bethauses zu Stande, sondern es blieb auch noch eine Summe zum künftigen Bau einer Schule übrig, welche endlich auch errichtet ward. Anfangs besorgte der verdienstvolle Vf. das wichtige Geschäft des Jugendunterrichts allein, seit 1794 aber mit Zuziehung einiger Lehrer, und im vorigen Jahre ward Hr. Rath *André* als Director der Schule hieher berufen. Die in dieser kleinen Schrift eingestreuten Winke über Gegenstände, Stufengang und Methode des Jugendunterrichts verrathen den helfenden, erfahrnen Jugendlehrer. Aber auch die Einrichtung der religiösen Versammlungen, von welchen S. 13 u. 14. Nachricht gegeben wird, ist musterhaft. Den Kanzelvorträgen liegen bald willkürliche, bald auch gar keine Bibelstellen zum Grunde; aller Unterricht wird durch passende Zwischengesänge unterbrochen; das Vater Unser wird nur bey feyerlichen Gelegenheiten in einer Umschreibung ganz oder nur theilweise gebraucht; das Bild des Gekreuzigten steht nur in der Charwoche und wenn Abendmahl gehalten wird, wobey kein Leuchter, keine Consecration, keine Beichte üblich ist, und woran auch Reformirte Antheil nehmen, auf dem Altartische. Bey der Taufe wird kein apostolisches Glaubensbekenntnifs gebraucht. Die Kleidung des Religionslehrers ist ein einfacher schwarzer Rock, ohne Kragen und Umschlag, und nur Leichen veranlafsen einen Trauermantel. Möchte doch diese treffliche, ganz dem Geiste der einfachen christlichen Religionslehre angemessene Einrichtung bald überall die verdiente Nachahmung finden!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. May 1799.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Faulder, Cadell, Davies etc. *The History of the Reign of Shah Aulum the present Emperor of Hindoſtan*, containing the Transactions of the Court of Delhi and the neighbouring States during a Period of 36 Years, by *W. Franklin*. 1798. 294 S. 4. nebſt einer Karte und vier Abbildungen berühmter Perſonen.

Der Vf. ſtand bis 1795 als Hauptmann unter den bengaliſchen Truppen, war zum Theil Zeuge vieler hier beſchriebenen Begebenheiten, und konnte bey andern handſchriftliche Quellen benutzen, welche ſchwerlich über die Grenzen von Hindoſtan gelangen, und auch dort nur Kennern der perſiſchen Sprache offen ſtehen. Aufser mehrern ungedruckten Werken benutzte Hr. *F.* bey dieſer Geſchichte des unglücklichen, ſo viel wir wiſſen, noch lebenden Kaiſers *Shah Allum* drey Lebensbeſchreibungen deſſelben, die entweder ſeine ganze kummervolle Regierung, theils einzelne Jahre derſelben behandeln. Aufserdem erhielt er von andern brittiſchen Officieren, die ihren Aufenthalt in Hindoſtan zur Aufklärung der Landesgeſchichte und Geographie benutzten, ſchätzbare Beyträge. Unter uns iſt Hr. *F.* ſchon durch eine 1787 von Bengalen nach Perſien unternommene Reiſe bekannt, welche der ſel. *Forſter* im erſten Bande ſeines Magazins überſetzt hat.

Die hier beſchriebenen Revolutionen, welche ſeit vierzig Jahren Hindoſtan verheert haben, ſind freylich ſchon aus andern Nachrichten nicht unbekannt, auch hat Hr. *Jonathan Scott* im zweyten Theil von *Ferishtas Geſchichte von Decan*, gerade Shah Allums Regierung ausführlich beſchrieben. Sein ebenfalls aus indiſchen Quellen gezogener Bericht ſtimmt daher im Ganzen mit unſern Vf. überein; aber demungeachtet unterſcheidet ſich Hr. *F.* ſowohl in der Darſtellung als Auswahl der Begebenheiten von ihm ſehr vortheilhaft; auch hat er eine Menge unbekannter Nachrichten erhalten, die ſein Vorgänger nicht erfuhr, oder nicht aufnahm, weil er Shah Allums Regierung nicht ausſchlieſslich, ſondern nur unter den Nachkommen Aurungzebes behandelte. So wichtige Aufklärungen indeſſen das hier anzuzeigende Werk für die neuere ſo ſehr verwickelte Geſchichte von Hindoſtan enthält, und ſo belehrend auch darin die Landesgeographie bey vielen dunkeln Gegenden behandelt iſt; ſo erfodert daſſelbe doch Leſer, die mit den neueſten Revolutionen, welche den Thron der weiland ſo gefürchteten Kaiſer von Delhi umſtürzten, eben ſo vertraut ſind, als brittiſche Befehlshaber und Handelsleute, in deren Nachbarſchaft ſich jene Mord- und Greuelſcenen ereigneten. Die Menge der abwechſelnd auftretenden, und kurze Zeit glänzenden Glücksritter, ſind ſelten ſo anſchaulich dargeſtellt, um ſie nicht wegen der Unbekanntſchaft, oder Aehnlichkeit ihrer langen Namen und Amtstitel mit ihren Helfershelfern zu verwechſeln. Die handelnden Perſonen betreten auf einmal den Schauplatz, und der gewöhnliche Leſer iſt auf ihre Erſcheinung und Mitwirkung nicht vorbereitet genug, ſo bekannt ihre frühern Thaten und Verbrechen auch den Officianten der oſtindiſchen Geſellſchaft ſeyn mögen. Raub, Meuchelmord, Hinterliſt und Verrätherey, wechſeln unaufhörlich mit andern kleinern und gröbern Verbrechen ab, und ſelten erſcheint jemand, wie die Begum Sumro, (die Wittwe eines deutſchen Abentheurers, der eigentlich *Walter Reinhard* hieſs, und ſich vom gemeinen Soldaten zum kaiſerlichen Feldherrn aufſchwang,) welche nach ihres Mannes Tode ſeine Truppen commandirte, die ſich durch wahre Anhänglichkeit an die Regenten und Erfüllung ihrer Pflicht vor den übrigen Ungeheuern auszeichnete. Dazu kommt noch, dafs über die Intriguen im Innern des kaiſerlichen Pallaſts, die Freygebigkeit des ſchwachen Shah Allums gegen verrätheriſche Günſtlinge, und die feyerlichen Aufnahmen der Vermittler und Unterhändler bey den unaufhörlichen Hofcabalen, wichtigere Auftritte bey den Heeren und aufserhalb den Mauern von Delhi übergangen, oder nicht gehörig herausgehoben ſind, ſo dafs der Zuſammenhang oft beym Leſen verloren geht. Vorzüglich bedauern wir, dafs Hr. *F.* nicht allemal nach ſeiner Vorgänger Weiſe, die häufig gebrauchten indiſchen oder perſiſchen Redensarten in einem eigenen Anhange, oder in den untergeſetzten Noten, ausführlich erklärt hat. Auch würde jeder Leſer gewonnen haben, wenn in der Einleitung, oder in einem alphabetiſchen Namensverzeichniſs, die vornehmſten hier in Menge auftretenden Perſonen kurz charakteriſirt wären, um ihre Theilnahme an der Erhaltung oder Zerſtörung der mogoliſchen Oberherrſchaft in Hindoſtan deutlicher überſehen zu können. Bey dem allen müſſen wir dieſe Geſchichte des vielleicht letzten indiſchen Kaiſers, als das beſte vollſtändigſte Handbuch über die neueſten Revolutionen in Delhi empfehlen, und obgleich der Vf. dabey ſchon Orme, Rennel und Scott zu Vorgängern hatte; ſo iſt ihm doch eine reichliche Nachleſe ſpecieller Erläuterungen über die

Geſchichte und Geographie der freylich ſehr zerſtückelten Reichsprovinzen übrig geblieben.

Hr. *F.* fängt ſeine Geſchichte mit dem J. 1758. oder dem Zeitraum an, in welchem Shah Allum als Prinz an der Landesregierung Theil nahm. Seine Flucht aus der kaiſerlichen Reſidenz, um dem Dolch des Veziers zu entgehen, der bald darauf ſeinem Vater (Allum Gir II) das Leben raubte. Seine Züge nach Bengalen, um bald den dortigen Nabob, bald ſeine Beſchützer, die Engländer, zu vertreiben; die Annahme des kaiſerlichen Titels, ohne den Beſitz des Throns, nebſt ſeinen übrigen Schickſalen vor dem Vergleich mit den Engländern 1765 werden nur kurz angezeigt, weil andere eben dieſe Vorfälle ſchon ausführlich beſchrieben haben. Weil die Engländer es damals nicht wagten, den Kaiſer Shah Allum nach Delhi zu begleiten, überliefsen ſie ihm die Provinzen Elhadabat und Korah, verſprachen ihm auch aus den bengaliſchen Einkünften einen jährlichen Tribut von 26 Lac Rupien, für welche Gefälligkeit er ihnen die Herrſchaft über Bengalen, Bahar und Orixa, nebſt andern Diſtricten auf der Küſte Coromandel abtrat.

Fünf Jahre reſidirte der neue Kaiſer im Schloſſe von Elhadabat, und konnte mit ſeinen Einkünften reichlich alle Ausgaben beſtreiten. Glücklich für ihn, wenn er damals mit einer Lage zufrieden geweſen wäre, die er nie auf dem wankenden Thron von Delhi hoffen konnte, und wenn er dieſe zerſtörte Stadt nebſt den verheerten Diſtricten ſeines zerſtückelten Reichs jedem andern überlaſſen hätte. Allein er warf ſich 1770 den Maratten in die Arme, die nur im Namen eines Schatten-Kaiſers das nördliche Hindoſtan, eben ſo, wie das ſüdliche, das ihnen längſtens gehörte, zu beherrſchen wünſchten. Hier ſchaltet der Vf. eine kurze, aber ſehr zweckmäſsige, Epiſode über die Entſtehung des Marattenſtaats, deſſen Ausbreitung und nachherige Zertheilung in mehrere Fürſtenthümer ein. So ſehr des Kaiſers Beſchützer, die Engländer, ihn vom Zuge nach Delhi abriethen; ſo verband er ſich doch mit den Maratten auf die läſtigſten Bedingungen. Er verſprach ihnen für die Thronerhebung in Delhi die Rückſtände des Tributs, den ſie ſeit 1747 aus den Ueberbleibſeln des Kaiſerthums zu fodern hatten, die Abtretung von Korah und Elhadabat, die Hälfte aller Beute, die ſie in dieſem Kriege machen würden, und beſtätigte ſie im Beſitz aller frühern Eroberungen, die damals der Fluſs Chumbul, welcher in den Jumna fällt, gegen Norden begrenzte. Gegen Ende des J. 1771 gelangte Shah Allum zum Beſitz von Delhi. Nun ward Nudjuf Khan, ein tapferer Krieger, des Kaiſers Feldherr und vornehmſter Rathgeber. Er hatte ihm ſchon vorher in Korah gedient, und erhielt, ſo lange er lebte, Shah Allums Anſehen in Hindoſtan. Dieſer ſuchte nun nebſt den Maratten für den Kaiſer die Provinzen in der Nachbarſchaft von Delhi zu erobern, deren Statthalter und Lehnsbeſitzer während der vorhergehenden Verwirrungen unabhängig geworden waren. Unter dieſen ward ein Rohillafürſt nordwärts von Delhi, der Nabob Nigib ul Dowla zuerſt bezwungen, deſſen Enkel Golaum Kadir den Kaiſer 1788 ſo grauſam behandelte. In dieſem Kriege erfuhr er bald die Treuloſigkeit ſeiner vermeynten Beſchützer; die Maratten behielten die ganze Beute, welche über eine Million Rupien ausmachte, ſie verbanden ſich gar mit dem bis auf eine Feſtung bezwungenen Rohillafürſten, und wuſsten den Kaiſer dahin zu bringen, dafs er dieſem verzieh, und ihm ſein verlornes Land wieder einräumte. Hierauf ſollten die Dſchaten zu Paaren getrieben werden; aber bey dieſem Kriege gewann der Kaiſer eben ſo wenig, weil die Maratten durch Geld von den Dſchaten gewonnen wurden, dagegen über den Ganges zogen, um die Länder anderer Rohillafürſten auszuplündern, und da ſie hier zurückgejagt würden, auch der Kaiſer dieſen Einfall misbilligte, mit aller gemachten Beute Hindoſtan verliefsen und in ihr eigenes Gebiet zurückeilten.

Unterdeſſen erhoben ſich in Delhi allerhand Cabalen gegen Nudjuf Khan, des Kaiſers einzige Stütze; er erhielt ſich jedoch in ſeinem Poſten, erneuerte 1773. den Krieg gegen die Dſchaten, nahm ihnen Agra wieder ab, und ihr Fürſt muſste ſeine Zuflucht in eine Bergfeſtung nehmen. Auch von dieſem in der neuern indiſchen Geſchichte berüchtigten Rauberſchwarm ertheilt Hr. *F.* einige Nachrichten. Nach ihm wanderten die Vorfahren der Dſchaten aus den niedern Gegenden von *Multon* in die Provinz Agra ein. Auch an der durch *Haſtings* Proceſs ſo bekannt gewordenen *Unterjochung der* Rohillas an den Grenzen von Auhd nahm der Kaiſer Theil. Nach dem Vergleich mit dem Nabob von Auhd, ſollte er die Hälfte der Beute und des eroberten Landes haben. Allein der Nabob behielt alles für ſich, und der Kaiſer war zu ohnmächtig, ſein Recht gegen den von England unterſtützten Fürſten auszuführen, der ſich noch dazu Shah Allums Vezier nannte. Dieſer Krieg veranlaſst Hn. *F.*, eine ſehr inſtructive Beſchreibung des Landes Rohilcund, welches ſonſt Cuttais hiefs, voranzuſchicken, deſſen Grenzen genau zu beſtimmen, und von den vornehmſten Städten Nachricht zu geben, auch den vormals blühenden Handel derſelben zu rühmen. Aber wir erfahren dabey aus den oben angeführten Urſachen nicht, was Seſſoo und Saul für Ausfuhrartikel ſind. Sonſt zog der Kaiſer aus dem Lande der Rohillas fünf Millionen Pfund Sterl. Einkünfte. Jetzt, da das Land verheert, und die Einwohner gröſstentheils durch den Krieg aufgerieben, oder ausgewandert ſind, trägt es dem Nabob von Auhd etwa 400.000 Pfund Sterl. Auch die Familiengeſchichte der jetzt regierenden Nabobs von Auhd wird bey dieſer Gelegenheit aus handſchriftlichen Nachrichten aufgeklärt. Im Ganzen ſtimmen ſie mit der Geſchichte dieſer Fürſten überein, die *Forſter* in ſeiner Reiſe aus Bengalen eingeſchaltet hat; nur iſt der Bericht unſers Vfs. ausführlicher; er weifs auch von ihrem Einfluſs in Delhi, und dem Antheil, welchen ſie an indiſchen Staatsveränderungen nahmen, mehr zu erzählen.

Digitized by Google

Nud-

Nudjuf Khan, der die Trüppen des Kaisers gegen die Rohillas angeführt hatte, ward wegen des nicht erfüllten Vertrags mit dem Nabob von Aubd sehr kalt aufgenommen; und Nebenbuhler und Neider, der es am Hofe des schwachen Kaisers in Menge gab, arbeiteten an seinem Fall; aber er war zu mächtig. Er zog hierauf 1776 wieder gegen die Dschaten, eroberte ihre Hauptfestung Deig, und bezwang ihr ganzes Land. Doch der Dschatenfürst rettete sich mit seinen Schätzen. Unterdessen hatte sich der Sohn des vorhererwähnten, und in seine Staaten wieder eingesetzten Nigib ul Dowlahn Scharungpore, gegen den Kaiser empört, die gegen ihn ausgesandten Truppen geschlagen, und drohete der Kaiserstadt mit einer Belagerung, nachdem er sein Heer durch viele Seiks verstärkt hatte. Dieser Nabob hiefs Zabrita Khan. Da die Geschichte der Seiks, welche den westlichen Theil von Hindostan beherrschen, noch in ein undurchdringliches Dunkel verhüllt ist; so liefert Hr. *F.* hier, was ihm ein Anführer der Seiks über den Ursprung seines Volks mündlich berichtete. Das meiste ist freylich schon aus andern Nachrichten bekannt; allein desto schätzbarer sind die hier mitgetheilten Angaben von ihren vornehmsten Fürsten, deren Wohnsitzen und Kriegsmacht. Aufser vielen kleinen Anführern herrschen *gegenwärtig* zwölf Fürsten über die Seiks, die 12 bis 70,000 Mann stellen können. Doch haben die meisten nur ein Heer von 12—24000 Mann auf den Beinen.

Nudjuf Khan ward daher bey diesem Aufstande nach der Hauptstadt zurückberufen, und mit ihm zog der Kaiser dem Rebellen entgegen. Doch durch Unterhandlungen ward der Krieg bald geendigt. Zabita Khan versprach Gehorsam und Tribut, und behielt seine Länder. Doch bald nach diesem 1777 geschlossenen Frieden ward Shah Allums Thron durch einen neuen Aufstand in der westlichen Provinz Agimere erschüttert. Hier behaupten seit den ältesten Zeiten mehrere Rasbuttenfürsten in den Gebirgen und Sandwüsten dieser Provinz ihre Unabhängigkeit. Ihre Bergfesten sind freylich zuweilen von den indischen Kaisern erobert worden; sie haben dem Grofsmogul in seinen Kriegen Hülfe geleistet, an dessen Hofe ansehnliche Staatsämter bekleidet, auch häufig wegen ihrer Besitzungen Tribut nach Delhi bezahlen müssen. Einer von diesen Fürsten war seit einiger Zeit damit im Rückstande. Diesen Umstand benutzten Nudjuf Khans Gegner, vorzüglich der Oberste unter den Höflingen, den Kaiser zu einem persönlichen Feldzug gegen die Rasbutten zu vermögen, und dieser ward ohne Nudjuf Khans Wissen unternommen. Der Rasbuttenfürst unterwarf sich zwar; aber ehe der völlige Vergleich geschlossen ward, fand dieser Feldherr sich bey der Armee ein, brachte 1779 den Frieden zu Stande, und Shah Allum ging wieder nach Delhi zurück. Hier war er wie bisher Werkzeug desjenigen, der mit seinen Truppen den kaiserlichen Pallast besetzt hatte, und mufste ins Feld ziehen, Festungen belagern, und von seinem kleinen Gebiete Districte verschenken oder verleihen, wie es seine Wächter haben wollten. Doch so lange Nudjuf Khan lebte, dauerte der Einfluss solcher Höflinge nur kurze Zeit, und ihr gewöhnliches Schicksal war, von ihm gestürzt und ihrer zusammengerafften Schätze beraubt zu werden. Doch von diesen Confiscationen flossen gewöhnlich nur geringe Summen in die kaiserliche Casse. Nudjuf Khan starb endlich 1782, und nach dessen Tode kämpften die Generale um die Herrschaft über den Kaiser. Einige wurden in diesem Streit von ihren Gegnern ermordet, der Kaiser mufste jeden zum Minister annehmen, der sich ihm nach Entfernung seiner Nebenbuhler aufdrang, und Delhi war zwey Jahre der Schauplatz abwechselnder Verrätherey en, Ermordungen und anderer Missethaten. Wir können hier nicht alle die Personen nennen, die der alte von falschen Freunden verrathene Kaiser zu Rathgebern und Führern wählen mufste, und durch welche Mittel sie die ersten Minister und Anführerstellen erlangten. Genug, der Kaiser ward zuletzt gezwungen, die Maratten abermals zu Hülfe zu rufen, und einen ihrer mächtigsten Fürsten, den Madaji Scindia, zu seinem ersten Minister zu ernennen. Scindia stellte des Kaisers Ansehen bald wieder her, und vertrieb die Aufrührer oder Anhänger der vorigen Minister aus ihren festen Plätzen und Districten, so dafs er des Kaisers Gebiet nach allen Seiten vermehrte, oder das wieder zusammenbrachte, was seit Nudjuf Khans Tode in andere Hände gekommen war. Doch diese Zeit der Ruhe und Ordnung war von kurzer Dauer. Der Marattenfürst, der sich mit den Schätzen seiner Feinde schon sehr bereichert hatte, suchte durch Erpressungen und Veränderungen in des Kaisers Finanzeinrichtungen noch gröfsere Reichthümer zu erlangen. Er zog alle Güter und Ländereyen ein, die bisher Civil und Militärbeamten statt des Gehalts angewiesen waren, und versprach ihnen monatliche Zahlungen aus dem kaiserlichen Schatz, wodurch er viele Grofsen, vorzüglich die Befehlshaber der Truppen, aufbrachte. Ihr Hafs gegen den Minister zeigte sich in dem Kriege, den er 1787 abermals gegen die Rasbutten führen mufste. Alle mogolische Anführer gingen mit ihren Truppen zu den Feinden über, und Scindia erlitt durch ihre Verrätherey eine solche Niederlage, dafs er sich mit den Trümmern seines Heers nicht wieder nach Delhi wagte, sondern nach der Festung Gwalin flüchten mufste. Seine Abwesenheit ward von den Misvergnügten benutzt, die Maratten aus allen Posten zu vertreiben; nur Delhi hatten sie noch besetzt. Aber hier erwartete den unglücklichen Monarchen das härteste Loos. Ein Ungeheuer, Namens Golam Khadir, ein Sohn des vorgenannten Zabita Khan, drang aus den nördlichen Gebirgen hervor und vertrieb die Maratten aus Delhi. Nun ward der so oft beraubte kaiserliche Pallast ganz ausgeplündert, die kaiserliche Familie durch Hunger, Schläge und andere Mishandlungen gequält, ihre Schätze anzuzeigen, die der Barbar längst verschlungen hatte, und endlich dem alten Kaiser die Augen ausgestochen. Des Kaisers Ober-

hofmeiſter, den er von Jugend an mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft hatte, rief jenen Wüterich nach Delhi, und bewirkte durch ſeine Intriguen und falſchen Rathſchläge, daſs es dem blutdürſtigen Rohillafürſten gelang, ſolche Frevelthaten gegen ſeinen Oberherrn auszuüben. Dieſe Greuelſcenen ſind bereits aus andern Nachrichten bekannt, und unter andern hat Hr. *Scott* in ſeiner vorhergenannten Geſchichte ein vollſtändiges Tagebuch von dem, was während dieſer Zeit in dem kaiſerlichen Pallaſt vorging, eingeſchaltet, das man nicht ohne die mitleidigſte Theilnahme aus der Hand legen kann, und das den grauſamen Behandlungen, die Ludwig XVI und ſeine Familie im Tempel erdulden muſste, zum Gegenbilde dient. Doch die tauſendfach verdiente Strafe folgten dem Verbrecher auf dem Fuſse nach. Die Maratten eilten endlich Delhi zu Hülfe, und erreichten den Gulam Kadir auf der Flucht nach ſeinen Schlupfwinkeln in den Gebirgen. Bey ſeiner Ankunft im Lager der Maratten ward er in einem eiſernen Käficht dem Geſpött aller Soldaten bloſsgeſtellt. Ihm wurden hierauf Naſe und Ohren abgeſchnitten, auch Hände und Füſse abgehackt, und in dieſem verſtümmelten Zuſtand ſollte er nach Delhi zurück gebracht werden. Er ſtarb aber unterwegs. Shah Allum ward, ungeachtet ſeiner Blindheit, wieder auf dem Thron von Hindoſtan erhoben, von dem ihn der grauſame Rohilla auf kurze Zeit verdrängt hatte. Aber alt, ſchwach und blind kämpft er auf demſelben mit Mangel und Elend, und als der Vf. ſchrieb, hatte der Tod ſeinen mannichfaltigen Leiden noch kein Ende gemacht. Madaji Scindia wieſs ihm zwar für ſeinen Hofſtaat jährlich neun Lack Rupien an, davon er aber in ſehr unregelmäſsigen Zahlungen, für ſich, ſeine 30 Kinder und was ſonſt zum Hofe gehört, nur 50,000 Rupien erhält, und daher bey wirklichem Mangel der nöthigſten Bedürfniſſe von ſeinen ehemaligen Vaſallen mit kleinen Summen unterſtützt wird, wie ihm denn während des Vfs. Anweſenheit in Delhi der Nabob von Auhd monatlich 2000 Rupien zu überſenden pflegte.

Vier Anhänge folgen noch am Schluſs der Geſchichte. Sie enthalten: 1) eine Beſchreibung des heutigen Delhi, unter deſſen Ruinen ſich noch herrliche Monumente der mohriſchen Baukunſt erheben. Hier beſchreibt der Vf. auch die Audienz, wozu er und einige andere brittiſche Officiere bey dem alten Kaiſer im März 1794 gelaſſen wurden. Sie erhielten doch von ihm goldgeſtickte Turbans und Staatskleider von Baumwolle, welche ihr Geſchenk, das bloſs aus weiſsen Schnupftüchern beſtand, reichlich erwiederten. — 2) Eine kurze Erzählung der Revolution in Rampore im J. 1794, wodurch der letzte Rohillaſtaat ſeine Endſchaft erreicht, und der Herrſchaft von Auhd, wie die übrigen, unterworfen ward. 3) Ein perſiſcher Brief, den der älteſte kaiſerliche Prinz 1787 auf ſeiner Flucht an den König von England ſchrieb, um ſeinen Vater gegen die Maratten und Rohillas zu ſchützen. 4) Eine perſiſche Elegie, worin der von ſo vielen Leiden gebeugte Shah Allum den Verluſt des Geſichts betrauert, mit einer engliſchen Ueberſetzung in gereimten Verſen. Sie iſt dadurch freylich ſehr europäiſirt; aber der Vf. verſichert, der alte Kaiſer habe perſiſch mit der gröſsten Vollkommenheit geſchrieben, und ſeine noch häufig vorhandenen eigenen Aufſätze würden als Meiſterſtücke des Ausdrucks geſchätzt.

Die vier Kupfer ſind Copien von Originalgemälden, welche den Kaiſer in ſeinem Staatskleide, den Nudjuf Khan, den Marattenfürſten Madaji Scindia, und einen weiland mächtigen kaiſerlichen Staatsofficianten Mujud ul Dowlah vorſtellen. Die Karte umfaſst das eigentliche Hindoſtan nordwärts des Nerbuddefluſſes, dabey liegt vorzüglich Rennel's Karte in der III. Section ſeines neuvermehrten Memoire zum Grunde.

KINDERSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. den Gebrüdern Hahn: *Exempelbuch zum hannöveriſchen Landeskatechismus, mit Fragen, kurzen Anreden und Liederverſen begleitet, für Kinder und Kinderlehrer.* Zweytes Heft, herausgegeben von *D. L. D.* 1798. 203 S. 8.

Da Rec. bereits bey der Anzeige des erſten Hefts ſeine Meynung über dieſes, im Ganzen brauchbare Exempelbuch geſagt hat; ſo wird es genug ſeyn zu bemerken, daſs ſich der Vf. auch in dieſem Hefte ziemlich gleich geblieben iſt. Die hier aufgenommenen Erzählungen aus der alten Geſchichte, z. B. von *Euklides, Diogenes, Ariſtipp, Epaminondas* ſcheinen in einem ſolchen Buche, wegen der für Kinder ſchwer zu merkenden Namen von Perſonen und Ländern, nicht zweckmäſsig zu ſeyn, und es hätten leicht andere Beyſpiele dafür gewählt werden können. S. 16. heiſst die letzte Frage: Welche Kinder werden wohl mehr durch die Erzählung von *Perikles* beſchämt? In der ganzen vorhergehenden Erzählung war aber die Rede bloſs von dem *Euklides*. Perikles hat ſich alſo wohl nur durch einen Schreibfehler hieher verirrt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Kongl. Vetenſkaps Academiens nya Handlingar.* (Neue Abhandlungen der Königl. Akad. der Wiſſenſchaften.) *Tom.* XIX. für das Jahr 1798. *Erſtes Quartal.* Januar, Februar und März. *Zweytes Quartal.* April, May und Junius. (Mit 2 Kupfertafeln.) *Drittes Quartal.* Julius, Auguſt, September. (Mit 2 Kupfertafeln.)

Dies erſte Quartal hat folgende Abhandlungen. I. Hn. Weſtrings fortgeſetzte Verſuche aus den meiſten Flechtenarten Färbeſtoffe zu bereiten, die auf Wolle und Seide hohe und ſchöne Farben geben, und zwar hier mit folgenden 1) *Lichen pubeſcens, filamentoſus, ramoſiſſimus, decumbens ſimplex, nitidus;* giebt doch nur wenig höchſtens eine ſchwache Fleiſchfarbe und Umbrafarbe. 2) *L. barbatus, filament. pendulus, ſubarticulatus ramis patentiſſimis,* dieſen findet man weit häufiger als den vorigen in allen ſchwediſchen Waldungen, und man könnte davon jährlich einige 100 Schiffpfunde ſammeln. Er giebt der Seide eine ſchöne glänzende Orangefarbe. 3) *L. plicatus; filament. pendulus ramis implexis, ſcutellis radiatis,* war wegen ſeines medic. Nutzens in ältern Zeiten unter dem Namen: *Muſcus arboreus* in der *Materia medica* mit aufgenommen, und wächſt häufig. Er kann, tüchtig getrocknet und geklopft, ſtatt Haare zum Ausſtopfen gebraucht werden, dergleichen Schweden auswärts kommen läſst, und wovon das Schiffpf. 7 bis 8 Rthlr. 16 gr. koſtet; hat vielen Farbeſtoff, der grüne, Orange-Carmelit und Iſabellfarbe giebt. 4) *L. hirtus, filament. ramoſiſſimus, erectus, tuberculis farinaceis ſparſis;* wächſt auf Bäumen, Zäunen und Steinen, und giebt Orange, Carmelit, Iſabell, hellgelbe Nankings und nuſsbraune Farben. 5) *L. floridus, filament. ramoſus, erectus ſcutellis radiatis;* giebt beſonders auf Seide ins grünliche fallende Farben. 6) *L. compreſſus; longiſſimus ex fuſco nigricans, glaber, radiciformis:* vielleicht keine Flechte ſondern ein Gewächs von einer eigenen Gattung, wächſt unter der Rinde auf alten verfaulten Stämmen; hat nicht viele Farbematerie, giebt auch keine beſtändige Farbe auf Wolle; auf Seide hell Carmelit und Ventre de Biche. 7) *L. vulpinus, filament. ramoſiſſimus, erectus faſtigiatus, inaequali anguloſus;* wird in Smoland und Weſtgothland auf hohen Dächern von Bretern und Spänen gefunden, aber nicht in Menge, giebt ſonſt ſchöne hohe und ächte Farben, als citrongelb, piſtaziengrün, hellgelb, auch auf Leinwand. Damit gemachte Proben, die der Vf. ein halb Jahr an der Sonne liegen laſſen, waren wenig verändert. 8) *L. ochroleucus,* wächſt bey Torneä; iſt ſehr klein und fein, und dem Anſchein nach eben nicht von ſonderlichem Nutzen zur Färberey. Eigentliche Verſuche hat der Vf. doch noch nicht damit anſtellen können. II. Hr. Oberamtmann Schröter zu Lilienthal Bericht von einem merkwürdigen ſehr entfernten Lichtphänomen, das er den 28 Jun. 1795 im Serpentarius obſervirt hat; iſt eingeſandt und aus dem Deutſchen ins Schwediſche überſetzt. Er beſtätiget aufs neue die Unendlichkeit der Schöpfung in Anſehung des Raums, und erweitert die Kenntniſs von den Atmoſphären der Weltkörper und der feinen ätheriſchen Materie, welche die ganze Schöpfung anfüllet, und durch welche die Himmelskörper auf einander wechſelsweiſe wirken. Der Vf. beobachtete das Phänomen, das wahrſcheinlich ſehr weit entfernt ſeyn muſste, und das von der Art war, was man einen Sternſchuſs nennt, mit einem 27 füſsigen Teleſkop. Es hatte keinen ſtärkern Schein als die Schimmer der Sterne in der Milchſtraſse. So wohl dieſer ſchwache Schein, als der kleine Bogen, welcher dieſes Lichtphänomen binnen einer Secunde zu durchlaufen ſchien, beſtätigen die Meynung des Vf. von deſſen weiten Entfernung von wenigſtens einige 1000 Meilen, von der Erdfläche. III. Hn. B. *Melanderhjelms* Anmerkungen über die Atmoſphären der Erde, der Sonne und der übrigen Planeten, wozu die vorhergehende Schröterſche Abhandlung Anlaſs gegeben hat. Hr. M. nimmt noch einen andern Grund für die Höhe der Atmoſphäre der Erde aus dem Condenſationsgeſetz her, nämlich daſs ſich die Dichtigkeit derſelben in verſchiedener Höhe über der Erdfläche verhalten, wie die Schwere der über ſie liegenden Atmoſphäre. Vermöge dieſes Geſetzes muſs die Dichtigkeit der Atmoſphäre in der Entfernung von vier Meilen von der Erde 16, von 8½ Meilen 256, von 19 Meilen 65, 536, von 39 Meilen 4300000000 mal dünner ſeyn, als auf der Oberfläche der Erde. Auf eine ähnliche Weiſe muſs es auch mit der immer abnehmenden Dichtigkeit der Atmoſphären der Sonne und der übrigen Planeten beſchaffen ſeyn, indem man annehmen kann, daſs die ganze Atmoſphärenmaſſe unſers Planetenſyſtem von einerley Beſchaffenheit ſey. Da ſich die Atmoſphäre der Erde zugleich mit ihr ſelbſt um ihre Achſe bewegt; ſo iſt ſolche, wie Hr. *M.* in ſeiner Aſtronomie gezeigt hat, in einer Sphäroide eingeſchloſſen, deren gröſserer Halbmeſſer 3952 Meilen iſt, welches ziemlich mit dem, was Schröter aus dem beobachteten Phä-

nomen schliefst, übereinkommt. Dies führt den Vf. auf die Betrachtung des zwischen so vielen Millionen Planetsystemen ausgebreiteten und den Raum zwischen solchen einnehmenden Aethers, einer so feinen Materie, die zwar von der Luft verschieden ist, aber doch solche selbst durchdringt, viel flüssiger und elastischer wie die Luft ist, und woraus der unsterbliche Newton den Druck der Körper auf einander herleitet. Freylich bleibt hier noch manches Vermuthung, doch glaubt der Vf., man könne mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs sich die Atmosphären der himmlischen Körper viel weiter erstrecken, als innerhalb den Raum, welchen sie in Ansehung ihrer Bewegung um ihre Achsen einnehmen, und dafs die Räume des Himmels zwischen den Atmosphären der Planeten eine sehr feine und dünne flüssige Materie enthalten, die mit solchen von einerley Art und Beschaffenheit ist. IV. Hn. Prof. Retzius Bericht von den Versuchen, die er mit verschiedenen auslandischen Arten von Bäumen und Gesträuchen in dem botanischen Garten zu Lund, und in dortigen angelegten Plantagen angestellt hat. Der Vf. beschreibt zuerst die Lage und den Boden derselben, und dann die Versuche mit an 160 verschiedenen Holzarten, von *Acer* an bis *Zanthoriza Apiifolia*. Von den Rofskastanien hat er eine Art Mehl erhalten, das zum Händewaschen eben so gut ja besser ist als Mandelkleien. Die ächte Kastanie kommt in Schonen fort, und trägt Frucht, wenn sie nur vor starken und kalten Winden in Schutz steht. *Ilex aquifolium* wächst anfangs gut, und vertrocknet bald. *Juglans nigra* und *cinerea* will nicht recht fort. Schwarze Maulbeerbäume sind vormals in Schonen nicht selten gewesen; jetzt aber kann man sie schwer fortbringen. Auch *Pinus Strobus* will nicht recht fort, wohl aber *Pinus Larix*, nur wächst er langsam. *Populus monilifera* kommt vorzüglich geschwind und gut fort. Graue und gelbe Renetten kommen zwar fort und tragen Frucht, doch erhält sie nicht die gehörige Reife. Die Versuche die der Vf. mit der unächten Acacia angestellt hat, lassen ihn glauben, dafs gewisse Autoren, sie zu sehr gerühmt und empfohlen haben; sie bricht beym geringem Winde leicht ab. u. dergl. m. V. Hr. Apotheker *Nyström* von Bereitung des Bernsteinfirnisses, und wie man ihn beym Beizen schwedischer Holzarten gebrauchen könne. Der Vf. hat, da Meublen von ausländischem Holz sehr theuer sind, Versuche gemacht, dem Ulmen, Eichen- Roth- und Weifsbuchen: Ahorn- Birnen- Sperberbaum- Mehlbaum Aeschen- Erlen- Birken- und Tannen-Holz durch verschiedene Arten von Beizen die Farbe von Mahagony zu geben, worunter Ahorn- Birken- Erlen- und Buchen-Holz mit einer Eisenauflösung gebeizt, dem Mahagony am ähnlichsten werden. Er beschreibt so wohl die dabey genutzte Composition und Bereitung eines Bernsteinfirnisses, (der aus ½ Pf. geschmolzenen Bernstein, 1½ Pf. Leinölfirnifs und 2 Pf. Terpentinöl bereitet wird. Zum Leinölfirnifs aber nimmt er 1 Pf. gestofsene und durchgesiebte Silberglätte, 2 Loth fein geriebenen weifsen Vitriol und eine Kanne Leinöl), als auch eine Eisenbeize aus 4 Loth Eisenfeilspäne; und eine Blauholzbeize, aus 4 Loth ächtem Blauholz, 2 Loth Alaun und 2 Loth fein geriebenem Rothstein. Er zeigt endlich, wie man sich dieser Beizen sowohl als des Firnisses zum Beizen und Ueberstreichen von Meublen zu bedienen habe. Der Bernsteinfirnifs dient auch ächt vergoldete Meublen damit zu überstreichen, da sie alsdann mit Weingeist und Seifenschaum ohne Schaden der Vergoldung können gereiniget und abgewaschen werden: sollen dergleichen Meublen als z. E. Tischblätter u. d. gl. sehr glatt und eben seyn; so müssen sie vorher mit Pimstein abgerieben werden, ehe man sie mit Firnifs überzieht.

Den Anfang des *zweyten* Quartals macht eine für die Artillerie wichtige Abhandlung des Hn. Viceadmiral von Chapman, welche die Kanonen betrifft, deren Pulverkammer nicht allenthalben gleich weit ist, sondern die nach hinten enger und abgestumpft zugeht. Es werden in Schweden seit vielen Jahren 2 und 3 pfündige Niethaken mit dergleichen Pulverkammern gebraucht, von der man glaubt, dafs sie sehr scharf schiefsen und der Kugel mit wenigen Pulver eine grösere Geschwindigkeit geben. Auch hat man seit einiger Zeit Kanonen mit dergleichen Kammern, die mit weniger Pulver eben so scharf schiefsen, als die deren Pulverkammer gleich weit gebohrt ist. Allein da man beym Probeschiefsen mit solchen Kanonen nicht die rechte Methode gewählt hat; so ist auch das Resultat davon noch nicht so recht sicher gewesen. Da indessen dadurch viel Pulver erspart werden dürfte; so verdient die Sache die genauelte Untersuchung. Dies kann aber ohne eine richtige Theorie über den Unterschied der Wirkung solcher und der gleichgebohrten Kammer nicht geschehen, und dieses sowohl als alles, was bey den anzustellenden Versuchen, um zu ganz sichern Resultaten zu kommen, in Acht genommen werden müsse, hat der Vf. hier ausführlich auseinander gesetzt. Er beweiset mathematisch, dafs sich die Menge des Pulvers in einer Kanone mit einer zugespitzten Kammer, zu der Menge des Pulvers einer gleichgebohrten, wenn beide gleich scharf schiefsen, d. i. den Kugeln gleiche Geschwindigkeit geben sollen, verhalten wie 3. 34 zu 5, oder 2 zu 3. Zuletzt bemerkt der Vf. noch, dafs eine cylinderformige Pulverkammer von kleinerm Diameter als des Kugellaufs, dergleichen man bey Mörsern gebraucht, zwar vortheilhafter seyn würde, indem die Kraft auf die Kugel dann immer mit der Quantität des Pulvers in gleicher Proportion ist, wenn die Pulverkammer eine gewisse Länge nicht überschreitet; allein dergleichen Pulverkammern würden beym Laden der Kanonen so grofse Hindernisse verursachen, dafs sie daher nicht anwendbar sind. 2) Hn. Modeer giebt eine Beschreibung der Gattung von Gewürmen, *Nais, das Wasserschlangelchen*. Der Vf. beschreibt sie genauer als bisher von den Naturforschern geschehen ist also: *corpus pellucidum, lineare, depressum, articulis* strin-

utrinque saepius setis longis, simplicibus, fasciculatisve: abdomine fasciculis pilarum brevissimorum per paria longitudinaliter digestis. Caput tentaculis nullis; oculi 2 aut nulli. Die mit Haaren besetzten Bauchwarzen dienen ihnen statt der Füfse, sich an das, woran sie sich hängen, in die Höhe zu schlängeln. Ihr Körper enthält in seinen Adern eine silberweifse Feuchtigkeit, die sie am Hintertheil herauslassen, und die dort einen Ableger formirt, wodurch sie sich in grofser Menge fortpflanzen. Die Ableger, die schon wieder Ableger haben, fallen endlich von dem Leibe der Mutter ab, die oft vier bis fünf solcher Ableger hinter einander herschleppt, bis sie nach einander zur Vollkommenheit kommen. Wenn man sie zerschneidet oder zerreifst, haben sie die Kraft sich ganz wieder herzustellen; ein Phänomen, woraus Götze die Auferstehung und Wiederherstellung unsers Körpers erklären wollte. Hr. *M.* theilt diese ganze Gattung ein. 1) in die ohne alle Seitenborsten; dahin rechnet er: *Nais vermicularis, capite subtus barbato, oculis nullis. N. Serpentina, vertice macula elongata, lunulisque supra collum tribus serie longitudinali nigris.* 2) in diejenigen, die einzelne Seitenborsten haben, als: *N. proboscides; capite apice forficato, cujus medio in tubulum subulatum longe protracto. N. Marina, supra convexa, subtus plana. Capite antice tubulo exserendo. N. elinguis; proboscide nulla. N. digitata; cauda laciniata.* Und 3) in die *cum setis lateralibus fasciculatis*, als *N. furcata, cauda cirrhis duobus articulatis. N. barbata; capite oculato, infra barbato.* Und, *N. quadricuspida, verrucis lateralibus bifidis setosis, abdomine cirrato caudaque quadrifida.* 3) Hn. Paykull's Anmerkungen über die Gattung Coccinella. Hr. P. ist mit der Eintheilung derselben, die Herbst und Schneider machen, nicht zufrieden; und glaubt solche sey besser darauf zu machen, ob solche mit kurzen feinen Haaren bestreuet, oder ganz glatt, oder fast rund oder oval gestaltet sind. Nur auf die erstern mit ganz feinen oft nur durch das Microskop bemerkbaren Haaren, die sich in Schweden finden, wendet der Vf. hier seine Aufmerksamkeit, und beschreibt folgende Arten: 1) *Coccinella bisbipustulata, oblongo ovata nigra, thoracis angulis flavescentibus, elytris punctis discoidalibus quatuor.* 2) *C. analis, oblongo-ovata nigra, capite, thoracis margine, elytrorum apicibus, ano, pedibusque rufis.* 3) *C. flavilabris, oblongo-ovata nigra, ore pedibusque rufescentibus, elytris puncto antico discoidali rubris.* 4) *C. Discoidea, oblongo-ovata, nigra elytris disco posticeque rufescentibus.* 5) *C. minima, ovato globosa, nigra, antennis palpis, tibiis tarsisque rufescentibus.* 6) *C. Morio, subovata, nigra, immaculata tarsis piceis.* 7) *C. parvula, ovata, nigra capite, thoracis margine, pedibusque flavo rubescentibus.* 8) *C. marginalis, ovata elytris nigris, macula magna subtriangulari marginali baseos, rubra.* 9) *C. affinis, ovata nigra, tibiis tarsisque rufescentibus, elytris puncto pone medium rubro.* 10) *C. Abietis, ovata, rufo-testacea, immaculata.* Man findet sie in Upland auf Tannenbäumen gegen Ende des Septembers. 11) *C. Aptera, subrotundo-globosa, aptera, capite thoracisque medio fuscis, elytris livide rubris immaculatis*, und 12) *C. globosa, subrotundo-globosa, alata, capite pedibusque rubris thorace brevissimo disco fusco.* Man sieht hieraus, dafs der Vf. bey Bestimmung der Arten auf die Gestalt des Thorax und die mehr und mindere Convexität des Körpers sieht. Auch ein paar Abarten sind angeführt. 4) Hn. Acharius Beschreibung eines Mannes, der ohne Arme, Hände, Hüften, und andere gewöhnliche Glieder gebohren worden, und mit den beiden brauchbaren Zehen des rechten Fufses schreiben, kloppeln und allerhand Handwerkerarbeit verfertigen kann, mit einer Abzeichnung desselben. Ein neuer Beweis von der grofsen Kraft der Seele solcher Krüppel, alle körperliche Hindernisse zu überwinden. Der, von dem hier Nachricht ertheilt wird, und der noch lebt, ist 1700 in Ostgothland von armen Bauersleuten gebohren; der Vater war verwachsen, sonst aber ein bescheidener Mann, die Mutter taugte nicht viel, und zog mit ihm als Kind herum, um sich etwas zu verdienen, bis er zu Soderköping ins Hospital kam. Er zeigte von Jugend auf eine lebhafte Seele, aber auch vielen Muthwillen, und war zu starken Getränken als Kind gewöhnt. Ein wirklicher Monorchis schwängerte er vor zehn Jahren eine liederliche Weibesperson, die ihm im Hospital beym Ankleiden und sonst behülflich seyn mufste, und wollte sie auch heyrathen, welches doch nicht zugegeben ward. Sein Kopf macht beynahe $\frac{1}{4}$ seines ganzen Körpers aus. Die Höhe des letztern ist von dem plano, worauf er ruht, kaum $\frac{1}{4}$ Elle. Mit seinen beiden beweglichen Zehen des linken Fufses schreibt er sehr gut, malt Figuren, kloppelt, schneidert und nahet, wobey er die Nadel im Munde hält, rasirt sich, spielt auf der Violin, kann sich selbst von einem Orte zum andern bewegen, fährt einen kleinen, von einem Hunde gezogenen Karren, macht allerhand holzernes Geräthe, wobey er sich des Messers und Hobels, der Säge und Axt auf eine bewundernswürdige Art zu bedienen weifs. Er hat eine ziemlich gute Gesundheit, und klagt selten. Seine Tochter, die er mit der obengedachten Weibsperson, die selbst einen Buckel hat, gezeuget, ist ein ganz frisches und gesundes Kind.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, b. Heinsius: *Erste wissenschaftliche Nahrung. Allen edeln jungen Freunden geweiht.* 1798. drey Abschnitte. 56; 84; 170 S. 1 Bog. Register. 8. (mit 7 Kupfert.) (22 gr.)

In dem ersten Abschnitte ist eine kurze, ganz gute Anweisung zur Rechenkunst enthalten; in dem zweyten ein Unterricht von den geometrischen Figuren, Anweisung sie zu zeichnen, und etwas von der Feldmefskunst, welches zur Vorbereitung auf das genauere Studium dieser Wissenschaft dienlich seyn mag. Der dritte Abschnitt soll eine kurze Ueber-

ficht der Natur und ihrer Geschichte geben, ist aber ganz misrathen. Unrichtiges, halbwahres, unnützes, trifft man fast auf allen Blättern an. Manches ist abgeschmackt. Es verlohnt nicht der Mühe davon Beweise zu geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Oschatz*, b. Oldecop: *Kleine Konkordanz, oder sechsfachst Register über das neue Dresdnische Gesangbuch.* 1798. 64 S. 8.

2) *Leipzig*, b. Martini: *Warum findet die Einführung der neuen Gesangbücher jetzt so viele Schwierigkeiten und Widerstand?* In Briefen. 1798. 104 S. 8.

3) *Leipzig*, b. Kramer; *Beherzigungen über das alte und neue Dresdnische Gesangbuch*, oder Volksblätter für den gemeinen Mann, der aus neuen Gesangbüchern singen soll und nicht mag, von *C. C. Schirlitz*, Prediger in Benndorf.) 1798. 99 S. 8.

4) Unter dem angebl. Verlagsort: *Strasburg*, b. v. Guttenberg: *Kritik des neuen Dresdnischen Gesangbuchs*, nebst einem Prognosticon über den öffentlichen Kultus in Sachsen. 1799. 87 S. 8.

Sämmtliche vier Schriften, deren Anzeige wir hier zusammenfassen, beziehen sich vornehmlich auf das (A. L. Z. 1798. Nr. 250.) von einem anderen Rec. weitläuftig beurtheilte Dresdener Gesangbuch. Nr. 1. deren Vf., laut der Vorrede, der durch seine *biblische Geographie* und andere Schriften bekannte Pfarrer *Frege* in Laas bey Oschatz ist, will eine grösere Bekanntschaft mit dem neuen Dr. Gesangbuch befördern und seine Brauchbarkeit erhöhen. Das erste Register weiset diejenigen Gesänge nach, welche sich auf die vorzüglichsten Gegenstände der christlichen Lehre, die nach alphabetischer Ordnung angegeben sind, beziehen. Wir haben hier einige Gegenstände vermisst, als: Bewegungsgründe zum Guten, Festigkeit, Wankelmuth u. a. worüber gewis im Dr. G. B. passende Verse vorhanden sind. Das zweyte und dritte Register enthält ein Verzeichniss der auf alle Sonn- und Festtage und auf besondere Ereignisse passenden, und der aus dem alten Gesangbuch beybehaltenen Lieder. Das vierte giebt die den neuen Liedern zum Grunde liegenden Bibelstellen an, das fünfte die Namen der Vff. der in dem Delitzscher, Freyberger, Eisenberger, Dresdener, beiden Leipziger, Niederlausitzschen und Wittenbergschen Gesangbuch befindlichen Gesänge. Auch dieses Verzeichniss ist etwas dürftig ausgefallen und muss aus *Heerwagen's* Literatur der geistl. Liederdichter ergänzt werden. Von Nr. 4. des Dr. G. B. ist, so viel wir wissen, *Schubart*, von 5. und 28. *Dietrich*, von 27 *Heeren* und von 12. b) *Teller* Vf. Das sechste Register enthält ein Verzeichniss und eine Vergleichung der vorkommenden Hauptmelodien. Die Unrichtigkeit, mit welcher dieses Register abgefasst ist, veranlasste Hn. *Hiller* in Leipzig, *Erinnerungen* dazu auf 2 Octavblättern herauszugeben. Nachdem Hr. H. mehrere Fehler nahmhaft gemacht hat, urtheilt er, als Musikverständiger so darüber: „dass dieses Melodieenregister dem Dr. n. G. B. nicht den geringsten Vortheil gewährt, sondern — die Cantoren u. s. w. bey jedem Schritt irre führt, wird Jeder finden, der sich auf Untersuchung desselben einlassen will."

Nr. 2. verräth einen Vf. von genauer Denkungsart, der manche richtige Bemerkung vorträgt. Er findet die Schwierigkeiten in dem Geist des Zeitalters, nach welchem die Niedern misstrauisch gegen Höhere, diese dagegen furchtsam sind; in der gesunkenen Achtung des Predigerstandes, wozu nach S. 34. auch das Ablegen der Perücken beygetragen haben soll; in dem innern Gehalte des Dr. G. B. selbst, der nicht ganz auf dem gemeinen Mann berechnet seyn soll. Nach der Meynung des Vfs. hätten die im alten G. B. gewöhnlichen Rubriken beybehalten, die Wechselgesänge, die für Dorfkirchen unanwendbar wären, weggelassen, die Lehre von den Höllenstrafen nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Auch tadelt er die Aufnahme des 422 Liedes: Beglücket, beglückt ist wer auf Erden etc., weil dieser Anfang an das *Holtysche*: Beglückt, beglückt wer die Geliebte etc. erinnere, so wie die Weglassung der Namen der Vff. und die vorgenommenen Veränderungen im Ausdruck, Alles aber aus unstatthaften Gründen. Denn, wenn man sich bey Veranstaltung eines neuen G. B. nach den Vorurtheilen der Unwissenden richten soll; so wird dadurch kein Schritt vorwärts gethan. Was in Dorfkirchen nicht ausführbar ist, kann doch in Stadtkirchen ausgeführt werden, und selbst in Dorfkirchen können, wenn nur die Jugend in Schulen Anleitung zum zweckmäsigen Gesange erhält, Wechselgesänge gesungen werden. Was weis der Bauer vom Holty'schen Beglückt? Gebildete Religionsfreunde werden aber durch diese Aehnlichkeit des Anfangs eines Kirchen- und eines Freudenliedes gewis nicht in ihrer Andacht gestört werden, wenn nur im Religionsgesange selbst nichts Anstösiges vorkommt. So ängstlich war Luther nicht, wie unser Vf. Denn er nahm Melodieen von den bekanntesten Volksliedern und legte ihnen religiöse Texte unter, wie den von der Melodie des alten Liedes: *Gelobet seyst du Jesu Chr.* bekannt genug ist. Ohne genugthuende Gründe giebt der Vf. dem Freyberger Gesangbuch von 1780 den Vorzug vor allen neuern. Dem neuen Leipziger, das, wie jedes andere, seine Mängel hat, würde er aber gewis nicht Uebereilung in der Ausführung vorwerfen, wenn nur die Acten, *welche die Geschichte dieses G. B.* enthalten, dem Publicum vorgelegt würden. Daraus würde sich, wie Rec. aus sicherer Hand weiss, ergeben, dass die meisten Rubriken mehreremale umgearbeitet werden mussten, um die sich einander widersprechenden Foderungen der theologischen Facultät zu erfüllen.

Der Vf. von Nr. 3. beginnt von Bonaparte und dem Rastadter Congress, um auf das Dr. G. B. zu kommen, und zieht Dinge herbey, die für den gemeinen Mann durchaus unverständlich und ohne alles Interesse sind. Dahin gehören Ausfälle auf kantische Predigten, dergleichen doch Hr. Sch. selbst geschrieben und sich dabey noch mit fremden Federn geschmückt hat, Ausfälle auf die Kraftgenie's, wofür er die *windigten Gecken* erklärt, die alle Posttage von den grösten Fabrikstädten gelehrter Zeitungen, Briefe erhalten, und bey denen immer unbeantwortete Briefe von Königsberg und Jena liegen. Zur Empfehlung des Dr. G. B. liessen sich gewis haltbarere Gründe, als S. 38.: es ist auf Befehl des Kurfürsten selbst herausgegeben worden etc. anführen. Durch solches seichte Geschwätz (wie auch S. 79. vorkommt) wird der guten Sache mehr geschadet, als genutzt.

Nr. 4. enthält mehrere gegründete und freymüthige Bemerkungen über die Unvollständigkeit des Dr. G. B. und über die Beybehaltung solcher Ausdrücke, welche falsche Vorstellungen begünstigen. Aber, um ein durchaus vollkommenes Gesangbuch zu liefern, das in Ansehung seines Inhalts nur rein moralische Begriffe enthielte, in Absicht auf die Form aber Allgemeinverständlichkeit und Würde, verbunden mit wahrhaft dichterischem Geiste in sich vereinigte, dazu sind wirklich noch zu wenig Vorarbeiten vorhanden. Denn Gellert's, Münter's, Cramer's, Klopstock's u. a. Lieder haben, bey allen ihren Vorzügen, dennoch bedeutende Fehler. Beyläufig nimmt auch der Vf. das neue Leipziger Gesangbuch gegen mehrere Vorwürfe, die diesem Buche in der darüber erschienenen Kritik gemacht wurden, in Schutz. Sein Tadel der Rubrikenordnung des Dresdner Gesangbuchs ist am wenigsten bedeutend. Auch das angehängte Prognosticon befriedigt die Erwartungen nicht ganz.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Konigl. Vetenſkaps Academiens nya Handlingar. etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Die in dem *dritten* Quartal befindlichen Abhandlungen ſind: 1) Erfahrungen über die Fortpflanzung des *Polytrichum commune* durch Pferde, von *P. Osbäck.* Nicht alle Mooſe und Flechtenarten ſind den Wieſen ſchädlich. Die, welche oben auf der Erde liegen, können den Graswurzeln zum Schutz dienen; die auf Steinen wachſen, thun keinen Schaden, ſondern können zum Ausſtopfen der hölzernen Wände gebraucht werden. *Sphagnum paluſtre* dagegen, ob es gleich auch zum Ausſtopfen gebraucht werden kann, und ſich die Lappen deſſen bedienen, ihre Kinder darein zu legen, und es um geſchwollene Füſse zu wickeln, iſt für die Wieſen äuſserſt ſchädlich. Eben dies iſt der Fall mit *Polytrichum commune*, wenn es gleich zu Ofenwiſchen, in den Bettſtellen der Lappen, und an einigen Orten, als in Bohus zu Häxel für Pferde gebraucht wird. Denn da es ſehr tiefe Wurzeln ſchlägt; ſo drängt es andere nützliche Gewächſe aus. Die Erfahrung hat gelehrt, daſs manche Arten von Pflanzen durch Thiere und Vögel nach Orten, wo ſie ſonſt nicht gefunden wurden, gebracht ſind. Der Vf. hat bemerkt, daſs ſo gar die Mooſe, deren Saame ſo fein und ſchwer zu pflanzen iſt, auf die Art fortgepflanzt werden. Er hatte eine Wieſe, um den Dünger vom Rindvieh für den tragbaren Acker zu erſparen, angefangen mit Pferdemiſt zu düngen. Nie war da vorher eine Spur jenes Unkrauts zu ſehen geweſen, allein nun zeigte es ſich allenthalben, an den Stellen, wo die Pferde ihren Miſt fallen lieſsen. Und er räth daher, ja keine Pferde auf den Acker gehen zu laſſen, die wenn ſie jenes Moos mit den Samen freſſen, letzten in ihrem Miſt wieder fallen laſſen. 2) Nachricht von einigen Schwediſchen Vögeln, von *C. P. Thunberg.* Man hat in neuern Zeiten, da man ſich mehr auf die Naturkunde des Landes gelegt, und darin geſammelt hat, verſchiedene Arten von Vögeln in Schweden entdeckt, die man vorher nicht darin gefunden hat, als z. E. *Anas alandica, fraenata, diſpar; Tetrao canus; Falco dubius; Parus Saebienſis; Emberiza Maelbienſis; Sterna caſpica; Columbus ſeptentrionalis; Stria arctica*, die ein Lindroth, Calmodin, Carlſon, und Oedman zuerſt bemerkt haben. Hr. Th. vermehrt dieſe Anzahl mit folgenden: 1) *Corvus lapponicus; ſordide albus, capite collo pectore alisque baſi cinereo-fuſcis.* 2) *Tetrac eremita; totus fuſcus, cauda alarumque apicibus caeruleis.* 3) *Falco lithofalco; cera lutea, corpore ſupra cinereo, ſubtus rufo lineolis fuſcis, cauda cinerea verſus apicem nigricante apice albo.* 4) *Tantalus falcinellus; facie nigra, pedibus caeruleis, ala caudaque violaceis, corpore caſtaneo.* 5) *Rallus porzana; rectricibus binis intermediis albomarginatis, roſtro pedibusque ſubolivaceis.* 6—8) *Larus cinerarius, rudibundus* und *minutus.* 9) *Falco Lagopus; cera pedumque lanatorum digitis nudis luteis, rectricibus albis verſus apicem nigris.* 10) *Strix lapponica, inauriculata corpore albido nigro fuſciato maculatoque.* 11) *Strix nivea; inauriculata tota nivea immaculata.* 12) *Stria ſiberica; inauriculata corpore albido nigro maculato; genis arcu nigro.* 13) *Tringa puſilla; roſtro pedibusque fuſcis corpore ſubtus ruſeſcente rectricibus extimis ſcapo albo, uropygio variegato.* 14) *Tringa arenaria; roſtro pedibusque nigris corpore griſeo ſubtus toto facieque albis, loris griſeis.* 15) *Scolopax paludoſa; roſtro pedibusque fuſcis, loris et ſuperciliis nigris corpore nigro-vario ſupra rufo, ſubtus exalbido.* 16) *Scolopax gallinula; roſtro recto tuberculato, pedibus vireſcentibus, loris fuſcis, uropygio violaceo vario.* 17) *Anas albifrons; cinerea macula frontali alarumque faſcia albis.* 18) *Colymbus gularis, pedibus lobatis, capite nigro criſtato, gula alba, collo ferrugineo.* Einige von dieſen findet man in Gmelin's Syſt. avium. Es ſind faſt alle Zugvögel; auch ihre Oekonomie iſt beſchrieben. 3) Geographiſche Lage verſchiedener Oerter in Finland durch aſtronomiſche Obſervationen im Jahr 1787 und 1788 beſtimmt, von *N. G. Sohulten.* Bey dieſen Obſervationen bediente ſich der Vf. einer Stunden-Pendeluhr von Ernſt, eines 20 füſsigen aſtronomiſchen Tubus, und eines ſehr guten aſtronomiſchen Quadranten von 18 engliſchen Zoll von Siſſon. Hiedurch ward die Länge und Breite von St. Michaels, Ramdaſalme, Pjelisjärvi, Kides-Kirche und Hangö Landſpitze genau beſtimmt. 4) Von coniſchen Pferdegöpeln und dem Gebrauch derſelben zur Ausförderung in Gruben, von G. A. von Lindblom. Schon im zweyten Quartal dieſer Abhandlungen vom J. 1796 hat der Vf. eine Beſchreibung eines ſolchen coniſchen Pferdegöpels bey der Grube zu Persberg, mit den dabey angebrachten eiſernen Ketten, beſchrieben. Dabey hat er jetzt noch einige Verbeſſerungen angebracht, und Anmerkungen über ſolche Art coniſche

Winden überhaupt mitgetheilt, und besonders die Kraft derselben mathematisch berechnet, auch eine Tabelle darüber beygefügt. 5) Die Seifensiederey zu Regensburg, beschrieben von Hn. Schörbing. Der Vf., der sich als Königl. Schwed. Legat. Sekretär in Regensburg aufhielt, beschreibt das ganze Verfahren beym dortigen Seifensieden, und erläutert solches durch Mittheilung des in Kupfer gestochenen Plans der ganzen dortigen Einrichtung. Er zeiget auch, wie sowohl die Lauge bereitet, als die Seife selbst gesotten wird. Die Regensburgische Seife ist, besonders während des Krieges, durch die Schweiz häufig nach Frankreich verführt worden, und ist nach aller Aussage zum Walken des Tuchs und Kochen der Seide eben so gut als die weisse Französische. Zu einem Sud Seife gehören;

4 Centr. Talg zu 23 Gul. der Centr. — —	92 Gul.
Asche für — — — — — —	12 —
Kalk — — — — — — —	5 —
Salz — — — — — — —	4 —
Ein halbes Maas Holz — — —	2 — 30 kr.
kostet also	115 Gul. 30 kr.

Hiervon erhält man 7 Centner Seife, zu 29 Gul. der Centner macht 203 Gul. Hier zeigt sich also ein Gewinnst von 87 Gul. 30 kr. wovon doch etwas für Arbeitslohn und Abnutzung der Gefässe abgerechnet werden muss. 6) Beschreibung des schwarzen Adlers, *Falco fulvus canadensis*, von *S. J. Cjungh. Linné* und die von ihm angeführten Autoren haben diesen Adler sehr kurz und unzureichlich beschrieben, der Vf., der ihn selbst vor sich gehabt, giebt uns davon eine ausführliche Beschreibung in schwedischer und lateinischer Sprache, die doch für unsere Blätter zu weitläuftig ist. 7) Erfahrungen einen besondern Schein des Wassers in der Ostsee in den Scheeren bey Vermdö betreffend, von O. Wasström. Man bemerkt diesen bleichen und an Farbe dem hellblauen elektrischen Funken sehr ähnlichen Schein des Nachts zu Herbstzeit und gegen Winter beym Rudern, beym Ziehen des Zugnetzes, und Segeln, besonders bey stillem Wetter. Die Einwohner halten dies von ihren sogenannten Mareld für einen Vorboten von Nord und Nordostwind mit Regen und Ungewitter. Man bemerkt ihn besonders in den langen Herbst- und Winternächten, wo sowohl auf der Erdfläche als in der Luft manche Veränderungen vorfallen, vermuthlich also auch im Wasser. Beide Luft und Wasser gehen dann allmälig aus dem Zustand der Wärme in die Kälte über. Und da dieser Schein sich nur bey einigen Graden Kalte, besonders bey trübem Himmel, zeigt; so vermuthet der Vf., er komme von den unzähligen feinen noch auflösslichen Eisentalg her, die wenn sie gerührt werden, sich wälzen und in Stücken gehen, ihre eigene Luftpartikeln an einander brechen, und daher bald einen stärkern bald schwächern Schein verursachen. Doch glaubt der Vf., dass auch elektrische Ursachen mit dazu beytragen, wozu er den Grund in dem feinen starken und leimartigen Sediment, welches durch die ganze Masse des Wassers als ein besonderer Bestandtheil verbreitet ist, suchet.

MATHEMATIK.

Hamburg, b. Hoffmann: *Johann Ge. Büsch, Prof. in Hamburg, Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens.* 1 Th. 1ter Band, welcher das *Nutzbare aus der reinen Mathematik* enthält. Mit 10 Kupfern. 376 S. 2ter Band, welcher eine *praktische Mechanik* enthält. Vierte sehr verm. u. verb. Ausg. mit 9 Kupfern. 1798. 470 S. 8.

Die mehreren Auflagen, die seit 1773 von diesem Werke gemacht worden sind, würden seine Gemeinnützigkeit schon beweisen, wenn auch nicht der Name des Vf. schon dafür bürgte. Die zweyte Auflage erschien schon 1776 und die dritte 1792. Auch in der gegenwartigen hat der Vf. seine anfängliche Methode des Vortrags beybehalten, nach welcher er die Strenge der Beweise nicht so weit getrieben hat, als er sie sonst in seinem Lehrvortrage der reinen Mathematik sich empfohlen seyn lässt. In dieser vierten Auflage erscheint insonderheit die Arithmetik sehr vermehrt, und der Vf. hat jede Gelegenheit wahrgenommen, um diejenigen arithmetischen *Wahrheiten* durch neue Vorstellungsarten aufzuklären, von welchen er bemerkte, dass sie von den vielen Verfassern arithmetischer Lehrbücher nicht lichtvoll genug behandelt wurden. Indessen demonstrirt er selbst in der Arithmetik bey weitem nicht so scharf, als in der Geometrie, sondern wendet lieber Vorstellungsarten an, die man Inductionen nennt; nimmt die Rechnungsart so vor, als ob sie eben erst erfunden werden sollte, und leitet denn weiter eins aus dem andern her, auf solche Art hat wirklich diese Arithmetik eine eigene Originalität, übrigens giebt ihr der Vf. selbst nicht die Bestimmung zu einem eigentlichen Lehrbuche. Auch in der Geometrie ist vieles verbessert und zugesetzt worden, in der Mechanik weniger, um sie nicht unverhaltnissmässig zu machen. Hr. *B.* hatte die Absicht die ganze angewandte Mathematik auf ähnliche Art abzuhandeln; so haben wir auch wirklich von ihm die Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik in einem, die bürgerliche und Wasserbaukunst, jede in zwey Banden. Die optischen Wissenschaften hatte er auch bereits vor mehrern Jahren schon so weit ausgearbeitet, dass sie nur der letzten Revision noch bedürfen, auch eine populäre Astronomie ist zur Hälfte bis auf die Revision fertig geworden, — dabey wird es aber leider sein Bewenden haben, da das herannahende Alter, und besonders der Gesichtsmangel den würdigen Mann bestimmt hat, jenen Gedanken der Vollendung dieses Cursus ganz aufzugeben. Er ist mit seinem Freunde Klügel wegen Vollendung der Astronomie dahin

über-

übereingekommen, dafs er zwar den Entwurf der theoriſchen und phyſiſchen Aſtronomie ihm mittheilen, auch ſich die Bearbeitung einzelner Abſchnitte vorbehalten wird, aber die Reviſion des von ihm ſchon vollendeten Theils, ſo wie die Ausführung des übrigen, demſelben ganz überlaſſen will.

Leipzig, b. Becker: *Verſuch einer Anleitung zum Kopf- und Tafelrechnen für das früheſte Kindesalter.* Von *Friedrich Herrmann.* 1798. 302 S. 8. (12 gr.)

Hr. *H.* hält viel auf die Methode, den Schulunterricht in Curſus abzutheilen, und darin mag er Recht haben, dafs er aber hinzuſetzt: er habe unter dem ganzen Heere von beſſern oder ſchlechtern Rechenbüchern, welche Deutſchland überſchwemmt hatten, noch keins gefunden, worin die Rechenkunſt auf eine für das früheſte Kindesalter genieſsbare Art vorgetragen wäre, beweiſet nicht dafs dergleichen nicht vorhanden wären. Ja, es dürfte auch noch die Frage ſeyn, ob des Vfs. Methode vielen Kindern genieſsbar wäre, denn z. B. ſolche, wie ſein Carl und Mienchen, die er im Buche aufſtellt und die einen ſehr muntern Geiſt und ſchnelle Faſſungskraft zu haben ſcheinen, werden ſchwerlich Geduld genug haben, das was auf den erſten 83 Seiten ſteht, durchzunehmen, ehe ſie „von Eins bis Tauſend zählen, und auch die *Zahlen* alle ſchreiben lernen." Von hier bis zum *Ende des Buchs* iſt der Vf. nicht weiter gekommen, als dafs er die Grundbegriffe der vier Rechnungsarten entwickelt, und einige kleine Exempel zur Uebung beygebracht hat. Er theilt auch hier zwey *Tafeln* vom *Einmal eins* und *Ein in Eins* mit, die von ſeiner Erfindung ſind z. B. 1 mal 1 iſt 1; 2 mal 1 iſt 2; 3 mal 1 iſt 3 u. ſ. w. Die übermafsige Weitläuftigkeit im Vortrage rührt freylich zum Theil mit von der gewählten Geſprächsform her, wo immer, um zu groſse Trockenheit zu vermeiden, völlig fremde Nebendinge mit eingemiſcht werden. Bey Beſtimmung des Begriffs von *Zahl* und *Zahlen*, ſagt der Vf. S. 15. „u. s. ſo iſt jede Zahl im Grunde eine Sammlung von mehrern oder von vielen Einheiten. Wenn man zu dieſen vorhandenen Einheiten noch eine Einheit legt, was thut man da? — Karl, Mienchen, (zugleich): — Man zählt. — Vater: alſo Heben Kinder, heifst zählen ſo viel, als neue Einheiten zu ſchon vorhandenen Einheiten ſo hinzulegen, dafs man eine auf die andern folgen läſst" — u. ſ. w. Wir bemerken hiebey, dafs eine Sammlung von Einheiten nicht anders zur Zahl wird, als in wiefern ſich ſolche der Verſtand unter einem gewiſſen Zeichen vorſtellt, und dafs zählen eigentlich heifst, ſich die Folge ſolcher Zahlen, bey welchen die folgende von der vorhergehenden um eine Einheit unterſchieden iſt, vorſtellen. Für Lehrer, die noch nicht wiſſen, wie man ſich zu Kindern herablaſſen ſolle, kann dieſer Verſuch, die übermafsige Weitſchweifigkeit abgerechnet, nützlich ſeyn, aber dafs der Vf. auch die übrigen Gegenſtände der Rechenkunſt auf ähnliche Art abhandeln möchte, wollten wir ihm kaum rathen.

Frankfurt u. Leipzig, in der neuen akad. Buchhandl.: *Bewährte Anweiſung Schornſteine feuerfeſt zu bauen, zu fegen und das Rauchen zu verhindern; wie auch Stubenöfen nach ruſſiſcher Art zu verbeſſern.* Mit fünf Kupfertafeln. 1797. VIII. u. 136 S. 8. (12 gr.)

„Ich habe ſchon in meinen Grundlehren der bürgerlichen Baukunſt, ſagt der durch viele ökonomiſche und Bauſchriften ſehr bekannte Vf. Hr. *von Cancrin*, die Theorie von dem Bau nicht rauchender und feuerfeſter Schornſteine vorgetragen, aber freylich ſehr kurz, weil man in einem Lehrbuche nur das Weſentliche der Wiſſenſchaft, die man ſich zu ſeinem Augenmerk gemacht hat, abhandeln kann. Weil ich nun ſchon damals willens war, eine ganz vollſtändige Abhandlung über den Bau vollkommen eingerichteter Schornſteine herauszugeben, und ihre gute Einrichtung ein in jedem Betrachte höchſt wichtiger, ja wohl der erſte, Vorwurf eines Baumeiſters iſt, wenn er nicht den erſten Grund von ſo manchen Feuersbrünſten in ſich faſſen will, die übel eingerichtete Schornſteine verurſachen; ſo gebe ich dann hiemit jetzt auch dieſe mehr vollſtändige Abhandlung von dem Bau der Schornſteine in den Druck."

Man mufs geſtehen, dafs die Ausführung der guten Abſicht, die der thätige Vf. bey dieſer Abhandlung gehabt hat, ihm im Ganzen wohl gelungen iſt. Mit der ihm eigenen groſsen Umſtändlichkeit belehrt er uns, worauf bey dem Bau guter Schornſteine und guter Stubenöfen zu ſehen ſey. In dem erſten Kapitel handelt er von dem Bau der Schornſteine und ihrer Fegung, giebt den Begriff von Schornſteinen, zeigt, dafs die innere Figur der Grundfläche der Schornſteine willkürlich und keine Urſache ſey, wenn ein Schornſtein rauche; wie groſs die Schornſteine in ihrer Grundfläche gemacht werden, und dafs und wie die Schornſteine geſchleift werden müſſen, damit ſie nicht rauchen. (Hier macht ſich aber der Vf. von dem Aufſteigen des Rauches in einem geſchleiften Schornſteine eben ſo unrichtige Begriffe, als alle die, welche in dem Wahne ſtehen, das Schleifen der Schornſteine ſey ein Univerſalmittel, ſie von dem Rauchen zu befreyen. Wenn bisweilen dadurch, dafs ein vorher lothrechter Schornſtein geſchleift worden, dem Rauchen abgeholfen wurde; ſo lag gewifs die Urſache davon nicht in dem Schleifen, ſondern in andern dadurch bewirkten Umſtänden. Hierbey übereilet ſich aber ſo mancher Praktiker im Schliefsen.) Der Vf. bemüht ſich ferner zu beweiſen, dafs es nützlich ſey, den Schornſtein von unten nach oben zu erweitern; dafs die Schornſteine nicht hie und da verengt werden dürfen, wenn ſie nicht rauchen ſollen; dafs jedes Feuer in einem Hauſe ſeinen eigenen Schornſtein haben müſſe, wenn man den Rauch in dem

Digitized by Google

Hauſe vermeiden will; daſs mehrere Schornſteine in dem Dache zuſammengeführt, aber damit ſie nicht rauchen, durch Zungen von einander abgeſondert bleiben müſſen; daſs, wenn die Schornſteine gut ziehen und nicht rauchen ſollen, man für die Erhaltung der Wärme des Rauches in ihnen zu ſorgen habe; daſs nahe an dem Ausgange der Schornſteine keine ihnen entgegenſtehende ſenkrechte oder ſchiefe Fläche ſtehen müſſe; daſs über einem Schornſteine keine ſtärkere Bewegung ſeyn dürfe, als die iſt, welche der Rauch in ſeinem Steigen beſitzt; daſs der Rauchfang über einem Küchenheerde über den Heerd hervorragen, daſs dieſer Rauchfang in einem ſehr ſtumpfen Winkel an die Schornſteine anſtoſsen müſſe; daſs derſelbe nicht von innen nach auſsen zu gewölbt ſeyn dürfe, ſondern eine ebene Fläche haben müſſe; auch nicht über Mannshöhe über dem Küchenheerde ſtehen dürfe; (dieſes ſoll wohl heiſsen, nicht über Mannshöhe über den Fuſsboden der Küche anfangen dürfe); daſs der Küchenſchornſtein ſenkrecht gerade über dem Feuer des Küchenheerdes ſtehen müſſe. (Dieſes iſt auch ſo nothwendig nicht, wenn der Rauchfang geräumig, niedrig und ſteil genug iſt, und überdem es der Küche nicht an Luftzug von auſsen her fehlt); daſs die Küchenſchornſteine nach der Gröſse der Feuer eingerichtet werden müſſen. Ferner lehrt der Vf. die Schornſteine über dem Küchenheerde etwas trichterförmig einzurichten, nämlich unten weit und oben enge; wie, um das Rauchen zu vermeiden, bisweilen die Küchenheerde ſich einrichten laſſen; Mittel, durch die man dem Rauchen der Oefen, Kamine und Küchenſchornſteine, und beſondere Mittel, durch die man dem Rauchen der Ofenſchornſteine abhelfen kann. (Hier wird aber unrichtig behauptet, daſs das Rauchen eines Ofenſchornſteines allemal an dem Bau des Schornſteines liege. Oefters iſt Mangel an Zugluft, oder der Wind, der vermöge des Locale ſeinen Zug von oben in den Schornſtein hinein und unten heraus durch den Hausflur nimmt, oder ein zu niedrig angebrachtes Rauchloch des Ofens u. ſ. w. Schuld); beſondere Mittel dem Rauchen der Kamine durch einen Windfang abzuhelfen; beſonderes Mittel, dem Rauchen der Kamine durch einen Vorhang abzuhelfen; beſonderes Mittel dem Rauchen der Kamine durch einen Roſt abzuhelfen; beſonderes Mittel, dem Rauchen der Kamine durch eine Vorſtellthüre abzuhelfen; beſonderes Mittel, dem Rauchen der Küchenſchornſteine abzuhelfen, wenn die Urſache an dem Rauchfange liegt; die Baumaterialien, aus denen die Schornſteine erbauet werden, ſollen feuerfeſt ſeyn; die Schornſteine müſſen, wenn ſie feuerfeſt ſeyn ſollen, mit Mörtel gemauert und in- und auswendig wohl getüncht werden; ſie müſſen zu eben dem Zwecke von allem Holzwerk entfernt gehalten werden; da, wo ſie durch eine Decke gehen, muſs das Holzwerk wohl verblendet werden; wenn ein Schornſtein feuerfeſt ſeyn ſoll, ſo muſs er über dem Wechſel auf den Decken eine Ruhe haben (die Maurer nennen dieſes *abgeſattelt* ſeyn, es taugt aber nichts, die Schornſteine, wo man es vermeiden kann, dem Gebälke aufzubürden, beſſer und feuerfeſter iſt es immer, wenn ein Schornſtein durchaus nur unten auf ſeinem wohl gegründeten Fundamente ruhet); die Schornſteine ſollen da, wo ſie geſchleift werden, um feuerfeſt zu ſeyn, eine Roſt bekommen (ein gutes feuerſicheres Schlepplager); die Schornſteine müſſen, um feſt zu ſtehen und feuerfeſt zu ſeyn, über dem oberſten Gebälke zwiſchen den Sparren zum Dache hinaus geführt werden; ſie müſſen auch einige Fuſse über die Firſte des Daches hinausgehen; das Auskratzen iſt gleich nach ihrer Aufmauerung nöthig; in dem Rauchfange der Küchen dürfen keine hölzernen Stangen zum Räuchern des Fleiſches ſeyn; was zur Schönheit eines Schornſteines gehöre; und was zur Zierlichkeit derſelben; von der Fegung der Schornſteine, die mit Ruſs angefüllt ſind, durch das Beſteigen; von der Fegung der mit Ruſs angefüllten Schornſteine mit einem an ein Seil gebundenen Beſen,

In dem zweyten Kapitel wird von der *beſtmöglichſten* Einrichtung der ruſſiſchen *Stubenöfen* gehandelt. Erſtlich allgemeine Grundſätze, nach denen ein Stubenofen eingerichtet ſeyn muſs, wenn er Wärme genug geben, und doch wenig Holz koſten ſoll. (Hier iſt es eine unrichtige Behauptung, daſs eine ſchwerere und dichtere Materie die Wärme länger anhielte, als eine leichtere. Es kommt hiebey auf Wärmeleitende Eigenſchaft an, aber nicht auf Schwere und Dichte); dann beſondere Eigenſchaft der ruſſiſchen Stubenöfen. (Dieſe ſind faſt einerley mit den ſogenannten ſchwediſchen, wovon *Sachtleben* zu viel Rühmens gemacht hat); Erklärung eines in Kupfer abgebildeten gewöhnlichen ruſſiſchen Stubenofens; Vortheile der ruſſiſchen Stubenöfen; Erklärung eines verbeſſerten in Kupfer vorgeſtellten viereckigen ruſſiſchen Stubenofens; Vortheile dieſes verbeſſerten ruſſiſchen Stubenofens. Das viele Auf- und Niederziehen des Rauches in dieſen Oefen hat als eine unnatürliche Leitung des Rauches nicht des Rec. Beyfall, und er würde nach Durchleſung der Cancriniſchen vortheilhaften Beſchreibung doch noch nicht Luſt haben, ſeine wohl eingerichteten deutſchen Kachelöfen mit dieſen verbeſſerten ruſſiſchen Oefen zu vertauſchen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dietrich: *Marbodi liber Lapidum* seu *de Gemmis* varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a *Joanne Beckmanno*. Additis Observationibus *Pictorii, Alardi, Cornarii*, subjectis sub finem *annotationibus ad Aristotelis Auscultationes mirabiles* et *ad Antigoni Carystii historias mirabiles*. 1799. 192 S. 8.

Der Vf. des Buchs habe zwar, sagt Hr. B. in der Vorrede, weder von Seiten des Genies noch des Ausdrucks etwas empfehlendes; auch hänge der ganze Werth des Inhalts von den Originalen des Plinius und Solinus ab: dennoch habe er sich zu einer neuen Ausgabe des Buchs aus folgenden Gründen entschlossen. Es enthalte allerdings manches, das bey den Untersuchungen über die von den Alten genannten Steine und Metalle dienen könne. Auch könne man die Schriften der hier genannten Kritiker und die Bemerkungen eines Lessing und Veltheim über die Steinarten der Alten nicht verstehen oder schätzen, ohne den Marbodus gelesen zu haben. Endlich habe ihn auch das Verlangen etwas zur Aufklärung der Naturgeschichte der Alten in diesem Fache beyzutragen, vermocht. Keine von den bisherigen Ausgaben könne man vollständig nennen; er habe daher alle verglichen, und aus allen ein Ganzes zusammengesetzt, doch so, dass er die ihm richtig scheinenden Lesearten in den Text aufnahm, die andern unter dem Texte anmerkte, aus den Ausgaben des Pictorius, Alardus und Cornarius die brauchbarsten Anmerkungen auszog, und die alte gleichzeitige, gereimte französische Uebersetzung als ein seltenes Denkmal der alten sich bildenden französischen Sprache aus der Ausgabe von Beaugendre wieder abdrucken liess, so wie dessen Vorrede über das Leben und Vaterland von Marbodus. Die erste Ausgabe von 1511., so wie die Wiener Handschrift, hat Hr. *Ribini* für Hn. B. verglichen. Durch Beaug. Untersuchungen ist das Todesjahr 1123 von Marbodus ausgemittelt.

Den Eingang eröffnet der Brief des König *Euax* an Tiberius, und eine ziemlich weitläuftige Untersuchung des Hn. B. über diesen Namen, welche aber kein befriedigendes Resultat giebt. Darüber wundert Rec. sich um so weniger, weil Hr. B. sich nicht um die Quellen bekümmert hatte, aus welchen Marbodus geschöpft hat. Dies sind keinesweges Plinius oder Solinus, sondern spätere Schriften, welche aus jenen ihre Nachrichten übergetragen hatten, und oft durch falsche Lesarten sich hatten täuschen lassen. Dahin gehört der französische Vf. des Buchs: *de rerum natura*, welches *Vincentius* von Beauvais und *Albertus Magnus* fast ganz ausgezogen haben, ferner *Arnoldus de Saxonia de virtutibus lapidum*, welchen Vincentius oft anführt, ein gewisser *Dyoscorides*, ein *Aristoteles de lapidibus*, ein *Philosophus* ohne Namen der Schrift, aus welchem 9, 51 der Name Rubin und Alvred angeführt werden, auch Philologus, wovon es 1, 14. heisst: *Liber qui dicitur Philologus, Ambrosii nomine signatus, sed ab haereticis conscriptus.* Einen *Egidius magister hospitalis, qui extraxit librum de CXXV lapidibus*, nennt Vincentius 8, 87. Des *Euax Liber de sigillis lapidum*, welches nach Hn. B. des *Lumen animae* von Fatinator im Prologus erwähnt, ist vielleicht dasselbe, woraus Vincentius 9, 35. eine Stelle anführt unter dem Namen *Liber de sigillis lapidum*. Ein ähnliches Werk führt der Vf. des Buchs: *de rerum natura* bey Vinc. 9, 60. an, wo es heisst: *Dicit autem Tethel philosophus Judaeorum in libro de sculpturis lapidum, quod quum invenitur in chrisolito femina habens in una manu avem et in alia piscem, valed ad negociandum.* Aus diesem Buche nun ist ohne Zweifel genommen, was derselbe Vf. Kap. 58. von den geschnittenen Karneolen der Kinder Israel anführt. Im Kap. 76. nennt er ihn *Thethel* und K. 77. werden eine Menge von Figuren im Jaspis geschnitten aus ihm angeführt. Von diesem abergläubischen Gebrauche der geschnittenen Steine finden sich schon bey Plinius und Aelianus Spuren; aber Marbodus ist davon frey; auch findet sich in den *Orphischen Gedichten von Edelsteinen und in dem Buche des Psellus keine Spur davon.*

Ueber alle diese Schriftsteller, so wie über die andern, welche Albertus M. und der Prologus zum *Lumen animae* nennt, mussten erst genaue Nachforschungen unternommen werden, aus welchen sich das Zeitalter eines jeden, so wie die Folge aller in Ansehung des Inhalts und Werths ihrer Schriften ermessen liesse. So aber hat Hr. B. nur hier und da eine Stelle erläutert, nur einzelne Stellen bald aus dem Albertus, bald aus Arnoldus, bald aus Dioscorides und andere verglichen, ohne das Ganze zu umfassen, welches man doch aus der auf dem Titel versprochenen *perpetua annotatio* erwarten sollte, und überhaupt über die Rangordnung und Zeitfolge der vorhergehenden oder gleichzeitigen Schriftsteller keine einzige Bemerkung beygebracht. Nur allein solche Untersuchungen konnten einer neuen Ausgabe des M. einen Werth geben; und ohne diese bleibt es immer nichts als eine elende Rhapsodie von aber-

gläubiſchen Mitteln aus Steinen hergeleitet in elende Verſe gebracht, deren Beziehung auf die Erklärung und Verbeſſerung von Plinius oder Solinus ſo lange höchſt zweifelhaft bleiben wird, als nicht erwieſen werden kann, daſs M. unmittelbar aus Plinius und Solinus ſchöpfte, ſondern vielmehr ſich Stellen auffinden laſſen, welche oft wörtlich mit den Verſen des M. übereinſtimmen, und ſo den Namen von Originalen eher verdienen, als die von Hn. *B.* beygebrachten Stellen des Plinius, welcher höchſt ſelten die vermeynten medicinifchen Kräfte der Edelſteine mit berührt hat. Ueber die Gattung und Natur der von Marb. genannten Steine ſelbſt hat Hr. *B.* nur ſelten neue Bemerkungen beygebracht, ſondern meiſt nur auf ſeine bereits gedruckten übrigen Schriften ſich berufen, unter andern auch auf *Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenſtände*, wozu er ſich alſo hiermit als Vf. bekennt. Das Buch ſelbſt iſt ziemlich fehlerhaft gedruckt, die Interpunction ſehr oft unrichtig, und auf die Stellung oder Ordnung der Verſe konnte und ſollte Hr. *B.* mehr Kritik wenden, wenn er einmal den Marbodus wie einen alten claſſiſchen Schriftſteller behandeln wollte. Zum Beweiſe des bisher Geſagten will Rec. ins einzelne gehen und Beyſpiele aus den verſchiedenen §§., worin die Verſe unter beſondern Rubriken vertheilt ſind, als Belege zu ſeinem Urtheile anführen, und hier und da eigne Bemerkungen beybringen.

Gleich beym *Prologus* fanden wir in der aus Vincentius angemerkten Variantenſammlung ein Paar Abweichungen, welche Hn. *B.* überzeugen können, wie nöthig es ſey, ſeine Gewährsmänner und Ausgaben genau anzugeben und zu bezeichnen. V. 16. *egregium quoddam volumus rarumque videri.* Hierbey wird aus den Ausgaben *quiddam* angeführt, des Vincentius *quidem* aber nicht erwähnt, welches doch eben dahin führt. V. 21. wird aus Vincent. (*nec dubium cuiquam debet falſumque videri*) die Lesart *cuivis* angemerkt, welche die Nürnberger Ausgabe nicht hat, ſondern dafür *falſumve videri*. §. 1. heiſst es vom *Adamas* v. 47. *inſanos curat durosque reverberat hoſtes. Clauſus in argento lapis hic, auro referatur, cingat et hinc laevum fulgens armilla lacertum.* Dabey findet ſich keine Anmerkung. Rec. vermuthet aber aus Vergleichung der Stelle des *Arnoldus de Saxonia de virtutibus Lapidum* bey Vincentius, welche ſo lautet: *et contra morbos et contra hoſtes indomitos geſtatus in lacerto ſiniſtro*, daſs die Stelle heiſsen ſollte *Inſanos — hoſtes, clauſus ſi lapis hic argento aurove feratur* u. ſ. w. Daſs die Alten unſern Diamant gekannt haben, aber auch unter demſelben Namen Kryſtalle und ſchöne Quarze mit begriffen haben, bemerkt Hr. *B.* S. 8 und 12; nur findet er bey dem Beweiſe noch Bedenken, welchen *Delisle* aus der von Plinius angegebenen Kryſtalliſation hernimmt. Die Stelle heiſst: *Laterum ſexangulo laevore turbinatus in mucronem, aut duabus contrariis partibus, niſi duo turbines latiſſimis ſuis partibus jungantur.* 37 K. 4. Ob hier Pl. die achteckigte Geſtalt gemeynt habe, wie Delisle behauptete, laſst ſich mit Hr. *B.* nicht allein bezweifeln, ſondern geradezu leugnen. Denn Pl. ſagt vorher: *Indici non in auro naſcentis ſed quadam cryſtalli cognatione: ſiquidem et colore translucido non differt, et laterum ſexangulo* u. ſ. w. Alſo ſind die ſechs Ecken des Adamas ganz offenbar wie am Kryſtall, und Plinius giebt zwey Arten an, eine ſechseckige einfache Pyramide, und die andere aus zwey ſechseckigten Pyramiden zuſammengeſetzt, wo die breite Baſis von beiden zuſammenſtoſst. Dieſe letzte Geſtalt findet ſich, wie Hr. *B.* bemerkt, nie an den Diamanten, wohl aber bey den Bergkryſtallen. Die Worte *ferruginei coloris* erklärt er aus Pl. für *translucidi* und *aerei*, von der klaren Waſſerfarbe. Dahin zieht er *palliatum ferrugineum, nam is eſt color thalaſſicus* Plauti Milit. 4, 4, 43. wobey Nonius ſagt: *vere autem ferrugineus color coeruleus eſt*, und noch *ferrugineos hyacinthos* aus Virgils Georg. 4, 183. darzu anführt, welche einige für die Schwerdtlilien erklärten. Bey Virgil Aeneid. 9, 582. iſt *ferrugo ibus* dunkle Purpurfarbe, wie *peregrina ferrugine dama et oſtro* 11, 772. Dies alles paſst nicht zu der Stelle des Marb. Eher würde paſſen, was hier ſo angeführt wird: *Sic Donatus auctor eſt, ferrugineum aeris coloris eſſe.* Aber warum die Stelle nicht beſtimmter angegeben? vorzüglich bey einer nicht gemeinen Sache. Bey §. 4. S. 19. wird bemerkt, daſs der Name Jaspis auſser unſerm Jaspis mehrere durchſichtige Edelſteine, vielleicht auch Marmorarten, begriff. Bey v. 97. finden wir keine Variante aus *Vincentius* angemerkt, und doch ſagt dieſer 8. c. 71. *Helinandus libro X. Jaspis optimus eſt viridi — colore. caſte geſtatus fugat febres et hydropem. appoſitusque — parturientem: vis autem eius fortior dicitur eſſe in argento.* Dies ſind gerade die Verſe des Marb. unter dem Namen von Helinandus angeführt. Der S. 21. angeführte Dioſcorides, den Hr. *B.* nicht kennt, ſo wenig als H. wird von *Bartholomaeus Anglicus de rerum proprietate* nicht allein angeführt, ſondern vielmehr hat dieſer die Stelle aus dem Vincentius ausgeſchrieben, welcher dieſen Schriftſteller überall, ſo wie auch hier beym Sapphir, anführt. Bey §. 6. *de Calcedonio* wird bemerkt, daſs der Alten Edelſtein von unſerm Chalcedonier ganz verſchieden ſey; dieſer ſey vielleicht ehemals mit zu den Achaten gezählt worden; jenen könne er nicht errathen. Die Worte *atque haud ſcio, an noſter Marbodus primus de chalcedonio ſcripſerit* bedürfen noch einer weitern Unterſuchung. Wenigſtens hat der franzöſiſche Vf. *de natura rerum*, welchen Vincentius und Albertus ſo oft anführen, ganz dieſelben Data in Proſa angeführt bey Vincent. 8. B., welche Marb. nur in Verſe gebracht hat. Bey §. 7. *de Smaragdo* hat Hr. *B.* die Verſe von 145 an, wenig erläutert, und ſelbſt die Erklärung S. 27 gethan *liceat et mihi hominculi in libro vili, quod ſemper licuit ſummis viris Burmannis, Graeviis, Gronoviis aliisque in libris excellentiſſimis et praeſtantiſſimis, relinquere intactos verſus, quos prorſus intelligere mihi ipſe non videor.* Wir wollen ſehen, wie weit aus Vergleichung der gleichzeitigen

Schrift-

Schriftsteller sich Rath schaffen läfst. Zuerst bemerken wir, dafs wahrscheinlich die ganze Stelle aus mehrern Theilen von verschiedenen Vffn. zusammengesetzt ist; welche man vielleicht so unterscheiden könnte. Die Verse 134 — 145. so wie hernach 152 und 153. enthalten den Sinn, welchen die Stelle von Arnoldus bey Vincentius also ausdrückt: *Smaragdus lapis est viridissimi coloris, cuius species sunt XII. Schitici, britannici, iulaici, et qui nascuntur in venis aeris, et maculosi et calcidonii: melioresque sunt schitici qui de griphibus eripiuntur, et quos visus penetrat: eorumque luce aer tingitur, et quos nec lux nec umbra obscurat, et quorum forma est plana et concava. Hic opes auget et in causis verba persuasoria praebet.* Hingegen die Verse 146. 147 — 149. scheinen von einer andern Hand zu seyn. *More jacentis aquae vultum spectantis adumbrat. His usum speculis testatur fama Neronem, cum gladiatorum pugnas spectare liberet. Optimus hic situs est, quorum sunt corpora plana.* Dieser letzte Vers mufs aber voran stehen; und alsdann drückt die Stelle den Sinn aus, welchen das Buch *de rerum natura* so giebt: *forma smaragdi optima est plana, quia dum strata est, adumbratur.* Auch mufs es heifsen: *optimus his situs est, quorum sunt corpora plana: more jacentis aquae vultum spectantis adumbrat;* verstanden *hic situs.* Hingegen haben die Worte: *More jacentis — adumbrat* nach dem Verse *strata — vel concava forma* durchaus keinen Sinn. Zu dem Inhalte der Verse 150. 151. weifs Rec. kein Original anzugeben, wohl aber der folgenden bis zum 160ten. Denn das Buch *de rerum natura* sagt: *Smaragdus si reverenter portetur, morbum caducum fugat et morbum, qui hemitricheus vocatur: visum etiam refocillat et oculos purgat: qui vino ablutus vel oleo perunctus hominem gratum etiam verbis facit: libidinis quoque motus compescit, fertur etiam divitias augere, persuasionem in omni negotio facere, et facundiam parare.* Bestimmter sagt Dioscorides: *smaragdus collo suspensus hemitricheum et morbum caducum curat:* und setzt am Ende hinzu: *ac tempestatem avertit.* So weit läfst der Sinn von allen Versen sich gar wohl ausfinden; nur mufs er aus den Varianten in den Text im V. 154 *in illo* V. 155 *dirum* und V. 156 *simili ratione* aufnehmen. Die beiden letzten *perficit in viridem magis exactumque colorem ablutus vino, viridique perunctus olivo* haben sogar keinen Sinn, aber wohl in der Lesart: *perficit in viridem magis accenditque colorem.* Man sieht, dafs der Vf. die Worte des Plinius: *qui non omnino virides nascuntur, vino et oleo meliores fiunt;* oder des Solinus: *mero et viridi proficiunt oleo, quamvis natura imbuantur,* habe ausdrücken wollen. Aber der ganze Inhalt, so wie die Stelle der beiden Verse, zeigen hinlänglich, dafs sie von fremder Hand hinzugefügt sind, oder doch wenigstens an einen schicklichern Platz gehören. Bey §. 12. *de Beryllo* wird zuerst bemerkt, dafs die Alten wahrscheinlich unsern Beryll und Aquamarin so genannt haben; hernach wird S. 34. die Vermuthung geäufsert, dafs das Wort *Brille* von *Baryll*, wie die Alten sagten, und dieses von *beryllus* herkäme; weil man vielleicht die ersten Augengläser aus grünem dem Beryll ähnlichem Glase gemacht habe. Im 205. *dicitur et sese stringentis adurere dextram* zieht Hr. B. diese Lesart der andern *gestantis* aus folgendem Grunde vor: *Nam Vincentius Bellov.* p. 518. *ex Helinandi mortui anno 1227 chronicorum libro 10. haec servavit verba de beryllo: dexteram stringentis adurit, aqua, in qua jacet pota, valet infirmis oculis, caet.* Was soll der Sprachgebrauch oder das Ansehen vom Geschichtschreiber Helinandus hier entscheiden? Nach den bey den classischen Schriftstellern angenommenen Regeln der Kritik kann allein der eigne Sprachgebrauch des M. entscheiden. Und dieser ist allerdings für *stringentis.* Aber bey der Gelegenheit will R. doch die Stelle des Vinc. aus der Nürnberger Ausgabe hersetzen: *Helinandus in cronicis libro X. berillus est coloris violacei vel aquae marinae. Juba scripsit quod conjugii dat amorem et portantem se magnificat, dextramque stringentis adurit. aqua — oculis, tollit ructus et suspiria et cunctis epaticis fertur curare dolores,* welches, wie man bey der Vergleichung sogleich bemerkt, die Worte des Marb. nur etwas versetzt, sind. Aufserdem sieht man auch aus dieser Citation, dafs die Lesart: *Hic et coniugii praestare refertur amorem,* welche aus Aldrovandi von Hn. B. angemerkt ist, die einzige wahre seyn müsse, nicht: *gestare.* Bey §. 17. *de Chelidonio v.* 254. wird bemerkt, dafs Beaugendre in der einen Handschrift von einer neuern Hand noch folgende Verse geschrieben fand. *Hicque facit vigiles tollitque malos cogitatus. Hic intellectum confertque bonum lapidifiae:* Rec. findet bey Vinc. die Worte des Arnoldus: *facitque hominem vigilem malamque cogitationem repellit, et intellectum bonum tribuit:* woraus die beiden Verse zusammengesetzt worden sind. Bey §. 18. v. 287. vom *gagates* wo es heifst: *vincit praestigias et carmina dira resolvit: et solet, ut perhibent, deprendere virginitatem:* führt Hr. B. die Worte von Albertus M. an, welche zwar die Stelle erläutern: aber die Originalstelle ist vielleicht eher die von Arnoldus bey Vincentius: *aqua in qua triduo jacuerit, cito partum liberat: ipsa quoque aqua si a puella potetur, an virgo sit, deprehenditur.* Und nach beider Stellen Inhalte mufs der Vers *et dilutus aqua dentes firmat labefactos* vor dem andern *et solet* u. s. w. gesetzt werden, damit *dilutus aqua* auf beiderley Wirkungen passe. Bey §. 19. vom Magnet S. 43. wird ἡ μαγνῆτις des Theophrast, welche sich drechseln läfst, von einer Talkart erklärt: und bey v. 300. angemerkt, dafs schon in den orphischen Lithicis X, 10. der Aberglaube von der mit dem Magnet angestellten Probe der Frauentreue vorkomme. Bey der Stelle v. 306. *Si fur claustra domus spoliis gazisque refertae ingrediens, prunas ardentes per loca ponat, et superaspergat magnetis fragmina prunis: mox in ea quicunque domo manserc, fugantur, ut per tetragonum funi vapor alta vaporet, mentibus eversis, velut impendente ruina diffugient omnes, in ea quicunque manebant,* merkt Pictorius zu *tetragonum* an: *hoc est per quatuor*

angulos. Hr. *B.* meldet, dafs ihm ehemals eingefallen fey, ob nicht *tetragonum* ein Schornſtein ſeyn möchte; aber nachher ſey ihm die Vermuthung unwahrſcheinlich geworden, weil in dem Zeitalter von Marb. noch keine Schornſteine üblich geweſen ſeyen. Und wenn ſie es auch geweſen wären, ſo wiſſen wir dennoch nicht, worzu Hr. *B.* ſie hier hätte brauchen mögen. Pictorius erklärt die Stelle richtig, wie die Stelle von dem lateiniſchen *Dioſcorides* bey Vincent. zeigt, *intra quatuor angulos domus carbones ardentes ponunt, et lapidem minute perciſum ſupermittunt, ſicque mentes et oculos eorum, qui aſſunt, avertunt, ut timore fugiant, putantes ſuper ſe ruere domum.* Aus dieſem Original erhellet erſtlich, dafs der Vers *ut per tetragonum* ſogleich nach dem *et ſuperaſpergit* ſtehn, und zweytens, dafs es *mentibus averſis* für *everſis* heifsen müſſe. Bey v. 529—535. von dem Nutzen des Korallenmehls in Wein und Oelberggärten ſo wie mit dem Getreide ausgeſäet hat Hr. *B.* richtig die Orphiſche Stelle 15. 85. angemerkt, aber die Frage, woher Marb. in dem Verſe *grandinis avertit calamis contraria tela* den Ausdruck *grandinis tela* genommen habe, da er wahrſcheinlich das orphiſche *βέλεμνα χαλάζης* nicht gekannt habe, konnte Hr. *B.* ſich aus der Stelle des Buchs *de rerum natura* bey Vincentius beantworten, welche noch aufserdem einen Aufſchlufs giebt, und daher verdiente angemerkt zu werden. Sie heifst: *hic fulminibus et tempeſtatibus reſiſtit: unde antiqui lapidem hujusmodi contractum cum ſeminibus in agro jactabant, aut in arboribus ſuſpendebant, ut grandinum ſpicula non ſentirent. Daemonibus quoque terribilis eſt, et hoc forte, quia frequenter ramorum ejus extenſio modum crucis habet.* Bey §. 30. *de geranite* wird die Variante *gerachites* und *Hieracites* angeführt, auch die Stelle aus Albertus M. vom *gerachides* und bemerkt, dafs Vincentius daſſelbe von dem *hieracites* aus Ariſtoteles und Arnoldus anführt. Die Stelle des Albertus iſt aber aus Arnoldus genommen; und dieſe verdiente daher als das Original den Vorzug. In der Nürnberger Ausgabe des Vincentius finden wir *hieratites* geſchrieben, ſo wie anderswo *gerarchia* ſtatt *hierarchia.* Bey §. 31. *de hephaeſtite* wird bemerkt, dafs Marb. in Plinius 37 K. 10. *Corintho* ſtatt *Coryco* geleſen habe. Aber ſo laſen ſchon Iſidorus und Dioſcorides bey Vincentius 8 K. 71 und 66. wo derſelbe Stein *Epiſtitis* und *Efeſtis* heifst. V. 471. *accenſus idem compeſcit ſeditiones* hat Vinc. die rechte Leſeart *accenſas.* Bey §. 41. v. 568. *quod lapis hic* (es iſt vom Bergkryſtall die Rede) *ſolt ſubjectus concipit ignem, amotosque ſibi ſolet hinc accendere fungos* werden ähnliche Erzählungen von Brennglaſern aus Orpheus, Suidas, dem Scholiaſten über Ariſtophanes und andern angeführt; aber die merkwürdige Stelle des Suidas und des Scholiaſten wird weder erklärt noch verbeſſert, und am Ende ſagt Hr. B. S. 72. *Quae huc attulimus, etſi ad Marbodi ſententiam exponendam ſupervacanea ſunt, tamen queunt inſervire eis, qui prima rudimenta et incunabula optices velint inveſtigare.* Darzu nun iſt die älteſte Stelle hinlänglich, wenn ſie anders deutlich oder ſonſt zu erklären iſt. Hier aber werden mehrere aus andern ausgeſchriebene Stellen von derſelben Sache wiederhohlt, und die ſchwierigen nicht erklärt. Ueber dem allem hat Hr. *B.* die falſche Leſeart *amotos* ganz überſehn; bey Vincentius ſteht richtig *admotos.* Den *Orites* §. 43 ſoll nach Hr. *B.* Plinius unter den ältern Schriftſtellern allein nennen; aber in der Orphiſchen Schrift XI, 18. u. 113. iſt der *ὀρείτης* derſelbe.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Verlagsorts: *An das ungariſche beſonders proteſtantiſche Publicum detaillirte Erklärung der Urſachen des Entſtehens und des Einſchlafens des erſten praktiſch-ökonomiſchen Induſtrialinſtituts zu Szarwaſch.* Von ſeinem Stifter *Samuel Teſchedik.* 1798. 63 S. 8. Hier ſtattet der würdige *Teſchedik* ſelbſt einen für jeden Freund der Menſchheit äuſserſt intereſſanten Bericht ab von dem Entſtehen und den Wirkungen einer Kulturanſtalt in Ungarn, von welcher ſchon vor einiger Zeit in dem deutſchen Merkur eine kurze Nachricht gegeben ward. Als Decan und Viſitator in vierzehn Landſchulen lernte der Vf. die traurige Beſchaffenheit derſelben kennen; ſein Plan eines praktiſch-ökonomiſchen Inſtitute ward von allen Seiten gebilligt, ſein Privatinſtitut dieſer Art veranlafste nach vier Jahre langen glücklichen Verſuchen, nicht nur ein kaiſerliches Aufmunterungsdecret, ſondern erzeugte auch bey den Szarwaſcher Einwohnern den Wunſch, ihre Kinder nach dieſer Lehrmethode in öffentlichen Schulen unterrichten zu laſſen, und ſo entſchlofs ſich Hr. *T.* zur Errichtung dieſes öffentlichen Inſtituts. Unbenutzte Menſchenhände und Kräfte, unbekannte und unbenutzte vaterländiſche Producte und Verwendung des ganzen anſehnlichen Vermögens des Hn. *T.*, (welches er S. 23. auf 17,000 Gulden angiebt) machten den Fond einer Anſtalt aus, deren Zweck kein andrer war, als die verfallene Induſtrie, Land- Haus- und Staatswirthſchaft durch frühe Bildung guter Bürger und Landwirthe, fleifsiger Handwerksleute, Manufacturiſten etc., durch praktiſchen Unterricht, frühe Uebung in nützlichen Geſchäften, Wegraumung ſchädlicher Vorurtheile, unleugbare Verſuche in der verbeſſerten Landwirthſchaft, praktiſche Religionsübungen in allen chriſtlich-bürgerlichen Tugenden ſtatt des leeren religiöſen Geſchwätzes, emporzubringen und dadurch zugleich die beſſere Bildung der Volkslehrer einzuleiten. Aber durch Neid, Chicane, Religions- und Bauernfanatismus ward dieſe wohlthätige Kulturanſtalt geſtürzt, ehe ſie noch ihre gehörige Conſiſtenz erhalten hatte, und dauert nur noch als ein von den öffentlichen Landſchulen getrenntes Privatinſtitut fort. Bedeutend ſind die bisher gelieferten Früchte dieſes Inſtituts im literäriſchen Fache, als: Einführung beſſerer Schulbücher, Volkslieder und Kinderſpiele etc. im Fache der Oekonomie, Urbarmachung mehrerer öden Felder, zweckmäſsige Beſchäftigung vieler Menſchen, Anziehung neuer Obſtſorten, Anbau des Klees und anderer Gewächſe, Bewahrung des Viehes bey einer allgemeinen Seuche, Benutzung unbekannter Producte u. ſ. w. Eben ſo wichtig ſind auch die dadurch bewirkten Verbeſſerungen im Fache der Technologie, des Commerzes und in anderer Rückſicht, ſo dafs das Urtheil, welches Hr. Rath *Becker* ſchon 1790. über dieſes Inſtitut fällte, Hr. *T.* am Ende von Ungarn das aus, worüber wir Deutſche ſchreiben, vollkommen beſtätigt wird. Den Leſern unſrer Blätter kann daher die Nachricht, welche Rec. ſo eben aus Ungarn erhält, dafs dieſes Inſtitut jetzt zur kaiſerl. königl. Anſtalt erhoben worden ſey, dafs der Kaiſer den verdienſtvollen Hn. *T.*, als Director und aufserdem noch drey Lehrer beſolde, jährlich ſechs Studirenden Stipendien gebe, und dafs die Reformirten und Lutheraner in Ungarn zwey Lehrer unterhalten, nicht anders als erfreulich ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Marbodi liber Lapidum seu de Gemmis* varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a *Joanne Beckmanno* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey §. 45. *de liparaea. Partibus in Scythicis lapis est liparaea vocatus*, wird blos des Plinius 37, 10. *lipares* angemerkt nebst Isidorus 16, 14. ohne irgend eine Erläuterung. Unter den Varianten steht *Lybicis* für *Scythicis*, und einige Ausgaben haben *lipares* oder *laparis*. Wenn man bey Vincentius 8, 80. die Stelle aus dem Buche *de natura rerum* vergleicht: *Lyparaea lapis est in Lybia*, so möchte die Lesart *Lybicis* wohl den Vorzug erhalten. Im Orphischen Gedichte 18, 51. wird Λιπαρῆς blos unter andern Steinen genennt. Zu §. 46. *de enhydro* wird das Original von Plinius 37, 10. angeführt *enhydros semper rotunditatis absolutae, in candore est laevis, sed ad motum fluctuat intus in ea velut in ovis liquor* und dagegen die Stelle des Solinus 37 gestellt: *enhydros exsudat, ut clausam in eo putes fontaneam scaturiginem*: aber der Schluss ist sehr übereilt, welchen Hr. *B.* aus der anscheinenden Verschiedenheit der Nachricht macht: *Ergo Solini aetate ita vocabatur lapis continenter aquam exsudans; de quo sequens tempus fabulam ad incredibile miraculum perduxit.* Denn im Solinus war die alte Lesart *exundat*, wie die Stelle von Isidorus bey Vincentius 8, 70. zeigt, wo es heisst *exundat enim aquam ita ut clausam putes in eo fontaneam scaturiginem.* Aus Plinii *fluctuat* machte Solinus *exundat*, die Abschreiber aber *exudat*, *exsudat*, und dieser Schreibfehler diente der Fabel zur Grundlage, welche Marb. vorgetragen hat. Die *Iris* §. 47. v. 621. erklärt Hr. *B.* für einen Bergkrystall, und den *androdamas* §. 48. für *spathum speculare Linnaei.* Nur die Lesart *androdamanta lapis formae quasi tessara quadrae* musste verbessert werden *tessera quadra*, wie der Nürnberger Vinc. hat, obgleich hier diese Abweichung nicht angemerkt ist; doch haben auch zwey gute Ausgaben des Marb. *quadra*, und Plinius sagt; *quadrata, semperque tessellis similis.* V. 643 und 644. hat der Nürnberger Vincentius: *conchae — referantur hiantes — patulum rores haurire supinos:* doch würde Rec. die alte Lesart vorziehen, *hausta* für *hausti* V. 655. und *praedum* für *praedam*, v. 657. sind wohl nur Druckfehler. Bey §. 57. *de diadocho* wird aus Plinius 37, 10. angeführt *Diadochos beryllo similis est:* weiter aber aus den mit Marb. gleichzeitigen Schriftstellern nichts bemerkt, und zwar aus dem Grunde: *sed quae actas Alberti M. addidit, ea libens praetermitto.* Nun dann hätte Hr. *B.* das ganze Buch von M. unberührt lassen sollen, welches ganz aus den Fabeln seines Zeitalters zusammengesetzt, nicht aber aus Plinius ausgezogen ist. Und warum ward denn Hr. *B.* hier auf einmal so schwierig oder eckel, da er so manche andere Fabeln mit Stellen aus Arnoldus, Vincentius und Albertus belegt hatte? In der Nürnberger Ausgabe des Vinc. findet Rec. *diacodos* so wie im Buche *de natura rerum*, welche Stelle das Original zum Marb. zu seyn scheint, und in der Stelle des Arnoldus bey Vincentius. Im letzten Kapitel *de chrysopasio* hat der Nürnberger Vincentius, dessen Lesarten hier gar nicht angemerkt sind, *crisopraſion*, so wie auch die Stellen von Isidorus und Arnoldus bey Vinc. 8, 61. In dem Anhange von Versen hätte Nr. 2. *magna salus oculis ophthalmius esse probatur* Hr. *B.* noch zum Beweise dienen können, dass der Opal gemeynt sey, wie er bey V. 633. aus mehrern Umständen erweislich zu machen sucht. Der Nürnberger Vinc. hat daselbst *optallius* wie noch zwey Ausgaben von Marb. und was hier von ihm gerühmt wird: *nam se gestanti visus conservat acutos*, rühmt auch das orphische Gedicht 9, 3. καὶ ἐ καὶ ὀφθαλμοῖσιν ἀστεμφέα τετύχθαι von dem *Opallius.* Der *Exebenus* Nr. 6. heisst bey Dioscorides im Vincentius 8, 66. *Ebenus*, wo dieselben Wirkungen angegeben stehn. Von S. 97 bis 135 folgt die alte gleichzeitige französische Uebersetzung in Versen, für deren Mittheilung aus der seltenen Ausgabe des Beaugendre Hr. *B.* Dank verdient. Von 148 — 168 gehn die Zusätze und neuen Bemerkungen über *Aristoteles de mirabilibus auscult.* und *Antigonus Carystius* nach Hn. *B.* Ausgabe; worunter sehr vieles höchst überflüssig und entbehrlich ist. Doch wollen wir von einigen vorzüglichen Bemerkungen die Leser noch unterhalten. Ueber den Antigonus K. 15. wird die Verbesserung des Baron *Locella* προξενιῶν für προξένων keinen Widerspruch leiden, aber wozu so weitläuftig hier von einer Sache gesprochen, welche der Mann schon in den Anmerkungen zu Xenophon von Ephesus abgemacht hatte? Von dem Hauptinhalte des Kapitels dem Wahrzeichen der Stadt Kranon, den beiden auf einem Wagen stehenden Raben, wird nichts bemerkt, da doch schon *Heyne* in der Recension die noch übrigen Münzen der Stadt als Belege angeführt hatte. Nur ganz beyläufig sagt der Hr. Baron von *Locella: et ad hanc superstitionem referri debere puto urceum currui impositum in numis Cranonis.* Er meynt die von Antigonus erwähnte Sitte bey eintretender Dürre den kupfernen Wagen

im Tempel zu rütteln, um dadurch und das damit verknüpfte Gebet Regen zu erlangen. S. 156 wird die Camperische Meynung, des Plutarchus γαλεὰ sey die Beutelratze, erwähnt mit dem Zusatze *me dissentiente*. Reicht dies hin? Ist nicht schon von andern bereits erwiesen, dafs Camper sich von der lateinischen Uebersetzung, wo *felis* für γαλεὰς stand, täuschen liefs? Ueber K. 45. macht Hr. Baron von *Locella* eine lange Anmerkung um zu beweisen, dafs es ἔπληττος im Antigonus und Aristoteles für ἐπίληπτος heifsen müsse, weil ἐπιλ. zwar für *deprehensus, apprehensus, correptus* und daher auch für einen von der Epilepsie befallenen Menschen, gebraucht würden. *Sed hoc nimirum ab Salmasio et Scaligero docendum fuisset, ἐπὶ in compositione aliquando facilitatem notare, quod sane non sit e. c. in ἐπίγυρος, ἐπικάρτιος, ἐπικαλῶ, ἐπίκωπος, ἐπιστρόγγυλος, ἐπίπικρος, ἐπὶ πέλας et multis similibus, neque etiam, ceu forte alicui videri possit, in ἐπίχαυος, in quibus omnibus ἐπὶ, (nisi malis in quibusdam aut plane redundare, aut leviter saltem significationem intendere;) valet ad vel sub non* etc. Wir müssen aber dagegen bemerken, dafs die Bedeutung, welche der Hr. Baron verwirft, nicht von dem Vorwort ἐπὶ abhängt, sondern von der Form des Zeitworts; so wie Hr B. selbst hernach aus Plutarch περίληπτος für *quod mente potest comprehendi* anführt; aber sogleich damit sehr falsch περιληπτικωτάτη Φύσις aus Antoninus, und ἐκπερίληπτος aus dem Ernestischen Hederich (wohin es aus Polybius getragen worden ist) vergleicht. Wozu verweist uns Hr. B. bey K. 74. von der gröfsern Anzahl der Zähne im männlichen Geschlechte des Menschen und der Thiere an Riolanus und sogar an Melchior Sebizius und dergleichen Leute jetzt noch zurück? da wir von mehrern Thierarten ungezweifelte Beyspiele für den Aristotelischen Satz haben. Aus mehrern Anmerkungen des Baron *Locella* vermuthen wir, dafs sie schon vor einigen Jahren dem Hn. B. mitgetheilt worden waren; daher sie jetzt in mancher Rücksicht zu spat kommen. Dahin rechnen wir S. 161. die zwey Anmerkungen über μικκὸς, μικκὸν und μικκὸν, wobey noch das gefallige Anerbieten hier ausgezogen zu werden verdient: *In Lexicorum supplementum bene multa vocabula in schedis meis adnotata habeo, quae ut alia omnia mea huius generis, libentissime cum viris doctis, qui ea in usum publicum aliquando evulgare volent, communicarem.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Walther'sch. Hofbuchh.: *Beschreibung der Kurfürstl. Antiken-Gallerie in Dresden*, zum Theil nach hinterlassenen Papieren Hn. *Joh. Friedr. Wacker's*, ehemaligen Inspectors dieser Gallerie, bearbeitet von *Joh. Gottfr. Lipsius*. 1798. 526 S. 4. mit einer Abbildung der sogenannten Agrippina und 10 Grundrissen der Zimmer dieser Gallerie.

Die Freunde der Kunst und der Alterthümer mögen sich freuen, dafs sie mit diesem Werke ein vollständiges Verzeichnifs von den reichen Schätzen einer Sammlung erhalten, welche allerdings verdient, dem Publicum bekannter zu werden, als sie es bisher gewesen ist. Hoffentlich werden dadurch viele Künstler und Kunstliebhaber gereizt werden, nach Dresden zu kommen und sich an den Meisterstücken zu ergötzen, die daselbst aufbewahrt sind. Mancher von denen, die sich so laut über den Verlust betrüben, den Italien kürzlich erlitten, mufs beschamt verstummen, dafs ein solcher Vorrath von Kunstwerken mitten unter uns, bisher nach Verhältnifs seines Werths wenig geachtet, und leider auch noch jetzt grofsentheils unerkannt sich befindet. Wir streuen dem verstorbenen Inspector *Wacker* hiemit noch eine Blume auf sein Grab, weil er durch hinterlassene Papiere Anlafs zu diesem Verzeichnifs gegeben. Die von ihm herrührenden Notizen sollen sich über den gröfsten Theil der Statuen in den sieben ersten Zimmern und über einige aus dem achten Zimmer erstrecken; alles andere sind wir dem Fleifs des Herausg. des Werks, Hn. *Lipsius*, schuldig. Indessen müssen wir zum Besten der Kunst und des Geschmacks wünschen, dafs die Arbeit einem gründlichern Kenner zugefallen seyn mochte. Denn weil sie zunachst für den Unterricht junger Künstler und Kunstliebhaber bestimmt, und darum auch manches weitlauftiger gerathen ist, als es sonst nothig gewesen wäre; so sollte das Ganze billig von groben Fehlern durchaus rein und mit bewährter Kenntnifs abgefafst seyn. Wir sehen uns deswegen *gezwungen*, um zur Beförderung der Absicht des Werks mitzuwirken, von einer nicht kleinen Zahl Irrthümer, die uns in demselben aufgestofsen sind, die erheblichsten zu bemerken. — Eine Abhandlung, über das *Costume der Aegyptier, Etrusker, Griechen und Romer grofsentheils in Bezug auf die Antiken Galerie in Dresden*, geht der Beschreibung voran. Wir wollen über den Gehalt dieser Abhandlung weiter nicht streiten: er ist überhaupt nicht grofs; aber das überflüfsigste ist doch wohl der Theil, welcher die Etrusker betrifft, denn die Sammlung besitzt keine Etruskische Monumente, und indem der Vf. den dreyseitigen Altar und einen uralten Sturz der Minerva dafür ausgeben will, hat er diesen Werken eben so wenig, als sich selbst, Ehre gemacht. Einige Gefäfse in gebrannter Erde rechnet er uns ebenfalls für Etrurisch an, verwahrt sich aber doch und sagt: „wenn diese nicht campanische sind;" ist denn hierüber wohl noch ein Zweifel? — Bey Gelegenheit einer kleinen modernen Copie des Borghesischen Fechters vernehmen wir von ihm mit überschwenglicher Freygebigkeit in Noten und Text, was Winkelmann und Lessing von der Originalfigur gesagt und vermuthet haben. Bey einer andern kleinen Copie des *Schleifers* zu Florenz ist S. 121. ein recht abgeschmackter Aufsatz von Hn. C. L. *Junker* aus *Meusel's* neuem Museum für Kunstler und Kunstliebhaber 1tes Stück abgedruckt, worin vermeynt wird, diese Statue, (welche gewifs eine der schönsten Zierden der Florentinischen Sammlung ist) sey moderne Arbeit und

zur

zur Zeit des Herzog Cosmus de Medicis verfertigt worden. In der That man hat Urſache, ſich darüber zu verwundern, wie weit es gewiſſe Leute im Abſchreiben gebracht haben. — Unrichtig wird S. 138. angemerkt, daſs ſich der Farneſiſche Herkules im Muſeo Clementino befinde; alle Welt weiſs ja, daſs er erſt im Hofe des Farneſiſchen Pallaſts geſtanden, und nachher nach Neapel gebracht worden, wo er noch iſt. Wir ſehen mit Unwillen eine ſchiefe Meynung des verſtorbenen Wacker's, welcher die Büſte einer Bachantin im dritten Zimmer (im Plan mit *m* bezeichnet) für eine Amazone angeſehen, S. 183. eingeſchaltet, wodurch ſelbſt das Andenken dieſes Mannes bey kundigen Lefern und Beſchauern lächerlich werden muſs. Es bedurfte doch wahrlich keiner groſsen Kenntniſſe, um die Unſtatthaftigkeit eines ſolchen Angebens einzuſehen, und wir glaubten wenigſtens, Hn. *Lipſius* ſehr Unrecht zu thun, wenn wir ihm nicht ſo viel zutrauen ſollten. Uebrigens iſt dieſe Büſte von vortrefflicher Arbeit und eine der ſchönſten in ihrer Art. Lit. *q.* in eben dieſem Zimmer iſt ein zwar ſehr beſchädigter Kopf eines Amor, aber die erhaltenen Theile deſſelben ſind unvergleichlich ſchön. Die Statue Nr. 2. im vierten Zimmer S. 202. ſcheint ein zuſammengeſetztes Werk zu ſeyn; den Kopf oder eigentlich nur den obern Theil deſſelben, der ſehr ſchön iſt, möchten wir für den Reſt einer Venus Urania halten. Der Vf. meynt zwar, es ſey eine Juno; man muſs ſich aber nicht durch das *Diadem* irre machen laſſen, ſondern auf die *Augen* Acht geben, welche nicht der Juno, ſondern der Venus angehören. — Die Minerva *B.* über Lebensgröſse können wir nicht für ſo ganz vortrefflich halten, als S. 219. angedeutet wird: ſie iſt aber merkwürdig als antike Copie von einer andern Nr. 6., die im folgenden Zimmer ſteht, ein treffliches Werk des hohen Stils iſt, und ein Hauptſtück der Sammlung ſeyn würde, wenn ſie nicht ſo ſehr gelitten hätte. Ein ſchöner nackender Jüngling *D.* im vierten Zimmer wurde ſonſt für einen Antinous, und dann für einen Diſcobolus gehalten. Weil aber dieſe beiden Benennungen nicht paſſend ſind; ſo vermuthet der Vf., es ſey der *jüngere Brutus oder vielleicht der Gott des guten Ausganges.* Wir glauben unmaſsgeblich, es ſey das Bild eines griechiſchen Jünglings, der in den Spielen geſiegt hatte. Das Werk verdient in Rückſicht der Kunſt alle mögliche Achtung; und daher iſt es unſern Lefern vielleicht nicht unangenehm, wenn wir ſie etwas näher mit demſelben bekannt machen. Die Figur iſt ganz wohl erhalten bis auf die Naſe und beide Vorderarme, welche neu ſind; ſie ſcheint der ſpätern Zeit des hohen Stils anzugehören, oder, wenn man lieber will, aus der Zeit zu ſeyn, da der ſtrenge hohe Stil ſich kaum anfängt zum Zarten und Gefalligen hinüber zu neigen. Die kurz geſchnittenen glatt an den Kopf gekämmten Haare ſind noch auf die alte Weiſe, d. i. drahtartig gearbeitet. An dem Nackenden iſt zwar nicht mehr ganz das Strenge etwas Steife und Harte, welches man an Figuren des hohen Stils gewöhnlich wahrnimmt; aber er iſt doch noch weiter von dem Weichen und Zärtlichen entfernt, wie ſich ſolches z. B. am Apollino und andern Figuren dieſer Art äuſsert. Die Augenlieder, welche etwas ſchweres haben, der ſcharfe Schnitt derſelben ſo wie der Augenknochen, ſcheinen ebenfalls ſeine nähere Verwandſchaft mit den ältern Werken deutlich anzuzeigen. Es iſt merkwürdig, daſs dieſe Figur, welche den ſo eben angegebenen Kennzeichen zufolge, aus Zeiten herſtammt, da das Ideaſiſche in der Kunſt am gewöhnlichſten war, doch treu der Natur nachgebildet iſt, und der Künſtler aus Achtung gegen dieſelbe nicht verſchmähet hat, auch das zufällig Eigenthümliche ſeines Modells auf den Marmor überzutragen. Daher ſcheint es zu kommen, daſs an den Beinen, in Verhältniſs zum Körper, der von ungemein zierlicher Form und Wohlgeſtalt iſt, Muskeln und Sehnen etwas zu ſichtbar ſind, welches vermuthlich von einer frühen und vielfältigen Anſtrengung im Ringen und Laufen herrühren mochte. Aus eben dem Grunde ſehen auch die Füſse zu ſtark und ausgebildet aus. Am rechten Fuſse, der nicht in Bewegung iſt, weil die Figur darauf ruhet, iſt ſogar die Sehne, welche von der kleinen Zehe herauf läuft, ſichtbar angegeben. Was im Geſicht idealiſch ſcheinen möchte, kann gar wohl griechiſche Nationalbildung ſeyn; der etwas zu groſse Mund und ein eigener Zug in den Augen laſſen keinen Zweifel übrig, daſs es ein ähnliches Bildniſs war.

Von der Minerva Nr. 4. im fünften Zimmer ſcheint der Vf. nicht ganz ſo eingenommen, als wir es ſind: er ſagt blos, *daſs der Helm für Künſtler nachahmenswerth ſey*, welches uns unverſtändlich iſt, und hält den aufgeſetzten Kopf für vorzüglich ſchön, aber nicht zur Statue gehörig; wir hingegen zweifeln an dem Werth des Ganzen nicht, und ſchätzen dieſe Figur ungemein hoch. Nur iſt zu bemerken, daſs ſie in Zeiten verfertigt zu ſeyn ſcheint, als die Kunſt ihre höchſte Würde ſchon abgelegt hatte und die Grazie ſuchte. Der Künſtler vertauſchte das Groſse, Ernſte und Charakteriſtiſche mit der Anmuth; er wollte ſie nicht als Göttin, mächtig und erhaben, ſondern in möglichſt lieblicher Geſtalt darſtellen, und hat ſeinen Zweck nicht verfehlt. Wie leicht, wie zierlich ſie daher geht oder vielmehr ſchwebt! Von der ſchnellen Bewegung flattern die Falten ihres Gewandes um die Füſse zurück, welche überaus zierlich geſtellt ſind; ſelbſt in der Bewegung der Zehen treibt die Grazie ihr Spiel. Das Gewand iſt artig über den Hüften gebunden und die Aegide ſteht ihr ſo gut; ſie hat weniger breite Schultern als die meiſten Minerven zu haben pflegen; ihre jungfräuliche Bruſt fängt nur erſt zu ſchwellen an, der niedliche Aufſatz von Haaren und Helm ziert und umfaſst das ſchöne Geſicht; unter dem kriegriſchen Schmuck der Waffen kann ſie das ſanfte Gemüth nicht verläugnen oder verbergen; der Ernſt auf dem Geſichte, im offenen Auge, ſcheint blos

Digitized by Google

angenommen; das Drohen will ihr nicht gelingen, und indem sie zu schrecken gedenkt, wird sie noch reizender und gewinnt die Herzen. Einem Herkules Nr. 8. geschieht, wie wir glauben, etwas zu viel, dadurch, dafs er mittelmäfsig genannt wird; er zeichnet sich wohl als vorzüglich aus; sein Kopf darf unter die guten gerechnet werden, und es würde überhaupt viel zum Lobe dieses Werks zu sagen seyn, wenn dasselbe nicht bey der Restauration wahrscheinlich durch unvorsichtiges Waschen mit Scheidewasser von der ursprünglichen Kraft und Bestimmtheit seiner Formen etwas eingebüfst hätte.

Die Gruppe von Amor und Psyche in diesem Zimmer, soll derjenigen, welche ehedem im Capitol gestanden, nach Hn. Casanova's Meynung „*nicht im mindesten weichen.*" Auch hier möchten wir für unsere Gruppe etwas mehr Gewicht in die Schaale legen; denn die ehemals Capitolinische ist an sich selbst kein grofses Meisterstück; hingegen kann die Dresdner für eine schöne Arbeit gelten; aber jene ist gut erhalten, und daher ein überaus gefalliges übereinstimmendes Ganze; diese aber hat der Ergänzer schlecht ausgestattet, besonders wird ihm niemand für die Köpfe danken. — In dem Verzeichnifs der Alterthümer im 6ten, 7ten und 8ten Zimmer sind uns keine erheblichen Irrthümer aufgefallen: wir folgen also dem Vf. ins neunte, wo wir einige Anmerkungen zu machen haben. Nr. 2. ist eine Figur, welche zum Alexander restaurirt worden: der antike Sturz ist von vortrefflicher Arbeit. Der Kopf *m.* wird für eine Ariadne gegeben, ist aber wahrscheinlicher das Bruchstück einer schönen Statue des Bacchus. Es wird S. 371. bemerkt, dafs Hr. Casanova die berühmte ehemals Capitolinische Ariadne (auch ein Bacchus) bey weitem nicht von so delicatem Stile gefunden habe, wie diese hier. Wir können seiner Meynung nicht beypflichten, sondern lassen jenem berühmten Werke den verdienten Vorzug. — Ueber die sogenannte *Agrippine* werden Lessings, Winkelmanns und Casanova's Urtheile weitläuftig angeführt; endlich hält Hr. *L.* dieselbe mit *Wacker* für eine *Niobe*. Die erste Benennung sowohl, als die letzte, hat grofse Schwierigkeit; wir sehen auch überhaupt nicht ein, warum man sichs so viele Mühe kosten läfst, dieser Figur einen Namen anzupassen. Wenn uns unsere Beobachtungen nicht trügen, so hat der stark beschädigte und restaurirte Kopf Aehnlichkeit mit den Töchtern der Niobe; aber die Arbeit an demselben ist viel weicher, vorzüglich an den Haaren, den Augen und Augenknochen; er gehört indessen nicht zur Figur, gegen welche er verhältnifsmäfsig zu klein ist, und die Sehnen des Halses zeigen, dafs der ursprünglich ächte Kopf eine ganz andere Stellung gehabt haben mufs. Wer über diesen Punct noch zweifelt, sehe nur die Statue von der Rückseite an, wo der Nacken nicht pafst, und das Haupt ganz verschoben auf der Seite zu sitzen scheint. Der Rumpf ist zwar auch sehr gut gearbeitet, weich und natürlich; allein wir möchten ihn doch nicht für so ganz unvergleichlich halten wie Hr. Casanova gethan hat; am wenigsten Lob scheinen uns die Falten zu verdienen. — Mit Vergnügen bezeugen auch wir, dafs die Venus *B.* eins der schönsten Bilder dieser Göttin sey; nur dem Wunsch des Hn. *Lipsius* die fehlenden Beine, durch ein Paar andere antike zu ersetzen, welche in eben diesem Zimmer den modernen Rumpf einer Venus tragen, können wir nicht Beyfall geben; denn ungleichartige Theile in ein Ganzes zusammen verbunden, thun nie eine gute Wirkung und durch die Operation des Zusammenfügens würden höchst wahrscheinlich beide Fragmente nur noch mehr verletzt werden. Der bekannte Sturz des Ringers *C.* steht, als Kunstwerk betrachtet, unter allen Antiken zu Dresden oben an, und gehört wohl unstreitig mit zu den allerbesten Denkmälern der alten Kunst: es ist schwer, ihn mit irgend einer der vorhandenen Hauptstatuen zu vergleichen; zarter als der Borghesische Fechter und edler als der Sterbende, (ehemals im Capitol) von gröfserm Stil und Formen als der Discobolus, (ehemals im Clement. Museum) unterscheidet er sich von denselben und steht gleichsam mitten zwischen ihnen. Dafs er im Alterthum *eine sehr geschätzte* Figur war, erweist sich daraus, *dafs im Pallast Pitti* zu Florenz zwey schöne antike Copien davon vorhanden sind; desgleichen hat man einen geschnittenen Stein mit dem Namen des Meisters, welcher ihn ebenfalls vorstellt.

Wessen Bild die Colossalfigur, die man gewöhnlich für Alexander den Grofsen ausgiebt, eigentlich sey, wird ohne Zweifel noch lange unentschieden bleiben. Den Kunstfreunden mag es indessen genügen, dafs sie schön und ihrer Aufmerksamkeit vollkommen werth ist. Ob Hr. *L.* gute Gründe dafür habe, diese Statue für eine Arbeit des *Pyrgoteles* zu halten, welcher, so viel wir wissen, ein Steinschneider zu Alexanders Zeiten war, lassen wir dahin gestellt seyn: eben so auch seine Bemerkung S. 406., dafs *Moses* der Erfinder von der Mosaik gewesen und das Brustbild *Aarons* verfertigt haben soll.

Ein Kopf über Lebensgröfse von rothem Marmor im Zimmer der Mumien *F.*, der für eine *Isis* oder Sphinx ausgegeben wird, scheint uns, was Casanova auch darüber gesagt und sich verwundert haben mag, doch nichts anders als ein Antinous zu seyn. Er ist gut gearbeitet und in so fern ein schätzbares Denkmahl, aber nicht von ägyptischer Kunst, sondern aus Hadrians Zeit. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1799.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, im Verlage d. königl. akadem. Kunst- u. Buchh.: *Neue Beyträge zur kritischen Philosophie und insbesondere zur Geschichte der Philosophie. Erster Band.* Herausgegeben von *Joh. Christ. Aug. Grohmann* u. *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1798. XXVIII u. 279 S. 8. (22 gr.)

Dieses ist der Anfang einer Zeitschrift, welche besonders Beyträge zur Geschichte der Philosophie nach dem Begriffe, welchen sich Hr. G. von der Behandlung und Bearbeitung derselben gebildet hat, liefern, und wovon alle Jahr ein Band wie der vor uns liegende erscheinen soll. Er bittet in der Vorrede die Leser, welchen er seine Bemühungen zur billigen Beurtheilung übergiebt, ihn nach seiner *Denkart* und seinem *eigenthümlichen Gesichtspunct* zu richten, und er zeichnet, um die erste kenntlich zu machen, eine kurze Geschichte seines Nachdenkens. Eigentlich aber beschreibt der Vf. nicht seine Denkart, sondern nur die *Art seines Meditirens*, welche darin besteht, dass er vor der Lectüre eines Buchs selbst über den Gegenstand desselben nachdenkt, und ihn nach seinen Ansichten gleichsam im Geiste bearbeitet; dass er, ehe er selbst eine Schrift ausarbeitet, über die Idee, die er bearbeiten will, lange Zeit brütet, und sich ausschliessend mit derselben beschäftigt. „Die Idee von dem Gegenstande, auf welche ich fiel, und welche mir mehr oder weniger eine bisher unbekannte Ansicht der Dinge zeigte, war bey ihrem Kommen mit einer solchen Erschütterung meiner Aufmerksamkeit verbunden, dass es nur die Idee war, die mich mehrere Tage lang begleitete. Ich fürchtete mich gleichsam, sie zu analysiren; ich musste einen Punct abwarten, wo sich die Idee vor meiner Seele fixirt hatte. Ein eigenes Gefühl aber ist es, das ich selbst nicht bestimmen kann, welches mir sagt, dass ich den Gegenstand weit genug verfolgt, dass ich ihn durch Nachdenken erschöpft habe. Ein Buch von zwanzig und mehrern Bogen kann ich dann ohne Aufenthalt innerhalb vierzehn Tagen niederschreiben, nachdem ich freylich vorher vielleicht ein halb Jahr den Gegenstand desselben mit mir herumgetragen, und jede Seite des Buchs fast in meiner Seele abcopirt habe." Diese Art zu studiren, sagt er, sey in der That ein Kennzeichen der Einseitigkeit, eine Art der Beschränktheit, und könne zur Einseitigkeit, zur Beschränktheit führen; indessen sichere sie die Originalität, und müsse mehr auf besondere unbekannte Ansichten der Dinge, als bisher im Umlauf gewesen, führen. Wenn der Vf. die Nachtheile dieser Methode eben so glücklich vermeidete, als er sie richtig kennt; so würde er in der That bey seinen Talenten in der Folge noch brauchbare Beyträge für die Wissenschaften liefern. Er fodert also, wer ihn beurtheilen will, soll sich in seinen Gesichtspunct versetzen, seinen Standpunct wählen, aus welchem sich ihm die Ansicht der Dinge zeigt, eine billige Foderung, so weit sie möglich ist, denn um ganz denselben Standpunct zu gewinnen, müsste man auch die ganze Reihe von Meditationen vornehmen, die ihn zu der Ansicht geführt hat, welches wegen der verschiedenen Individualität nicht ganz möglich ist. — Noch bitten beide Herausgeber um Humanität in Beurtheilung ihrer Beyträge. Ich glaube, sagt Hr. G. in der Vorrede, „diese Bitte werde *zugestanden* werden," denn es scheine in der gelehrten und besonders leider in der philosophischen Welt dahin gekommen zu seyn, „dass man eine Humanität contrahiren und Verträge schliessen kann." (Rec. setzt hinzu, dass man aus Parteylichkeit manchem grossen Manne öffentlich das Privilegium zusichert, mit der Humanität es halten zu können, wie es ihm beliebe, wie Hn. G. wohl bekannt seyn wird.)

Dieser Band enthält folgende Aufsätze: 1) *Was heisst Geschichte der Philosophie?* Von Hn. *Grohmann.* Diese Abhandlung ist auch unter dem Titel: „Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie — Wittenberg 1797 besonders abgedruckt und in A. L. Z. 1798. Nr. 118. angezeigt worden. Einige kleine Veränderungen abgerechnet, finden wir hier nur einige Zusätze, unter andern von einer doppelten Behandlungsart der Geschichte der Philosophie. Man kann entweder, heisst es S. 71. *synthetisch* selbst handeln und die Synthesen durchführen, die einzelnen Systeme oder die einzelnen Gründe, auf welche die Systeme sich stützen, bis zu einem höchsten Puncte, zu einer höchsten Einheit, welche nun das System der Wissenschaftslehre schliesst, durchführen; oder man kann *analytisch* von den einzelnen objectiv gleichsam hingestellten Gründen (Kategorien) die Systeme ableiten, oder sie darauf zurückführen. Es müsste daher auch einen doppelten Begriff von der Geschichte der Philosophie geben; der eine gebe die synthetische, der andere die analytische Methode derselben an, sie stimmten aber übrigens vollkommen mit einander überein. Daher nimmt der Vf. die Erinnerungen zurück, welche er gegen den im Nietham-

merſchen philoſophiſchen Journal aufgeſtellten Begriff gemacht hätte; wir zweifeln aber, dafs der Vf. jener Ueberſicht, die hier gegebene Expoſition des Begriffs als die ſeinige anerkennen wird. Was den eigenen Begriff des Vfs. betrifft, ſo mufs Rec. auf die obige Recenſion verweiſen; denn neue Gründe zur Rechtfertigung deſſelben kommen hier nicht vor. Die zweyte Abhandlung von Hn. *G. Verſuch einer philoſophiſchen Geſchichte der Beurtheilungsprincipien über Offenbarung* S. 79. hat zum Theil den Zweck, des Vfs. Ideal von der Geſchichte der Philoſophie, welches in der erſten Abhandlung aufgeſtellt iſt, zu rechtfertigen. Dieſe Abſicht kann auf dieſem Wege aber nicht erreicht werden. Zur Erläuterung der Begriffe und der Behandlungsart kann ein ſolches Beyſpiel der Ausführung dienen, aber nicht zur Rechtfertigung des Begriffs. Zudem kann ein einzelner Gegenſtad auf mehrere Arten behandelt werden, ohne dafs man daraus auf die Behandlung der ganzen Geſchichte im Zuſammenhange Anwendung machen könnte. Endlich iſt auch das, was der Vf. hier geliefert hat, keine Geſchichte, ſondern philoſophiſches Räſonnement. Zuerſt claſſificirt er die verſchiedenen Parteyen in Rückſicht auf Offenbarung (Offenbarungsleugner und Orthodoxen, Heterodoxen und Moderatiſten, wo die Eintheilung nicht logiſch ſcharf iſt, denn die Offenbarungsleugner ſind auch Heterodoxen); dann unterſucht er die Quelle des Begriffs von Offenbarung im Vorſtellungsvermögen, um auszumachen, nach welchen Grundſätzen, nach theoretiſchen oder praktiſchen, die Offenbarung zu beurtheilen ſey. Das Reſultat iſt, dafs des Begriff nicht durch Erfahrung, nicht durch den Gegenſtand, der offenbart iſt, oder Offenbarung ſelbſt gegeben, dafs er eben ſo wenig pſychologiſch oder aus der innern Erfahrung, noch aus der reinen Sinnlichkeit, der dichtenden Phantaſie, dem Verſtande, der Urtheilskraft, der beſtimmenden und reflectirenden Vernunft abzuleiten ſey. (Demnach müſste der Begriff unmöglich ſeyn.) Ungeachtet dieſe Unterſuchung in Anſehung des Begriffs fruchtlos geweſen; ſo dient ſie doch zur Beſtimmung der möglichen Principien zur Beurtheilung der Offenbarung. Dieſe können entweder theoretiſche ſeyn, und zwar entweder der beſtimmenden oder reflectirenden Urtheilskraft, oder empiriſche, zweytens praktiſche, der beſtimmenden oder reflectirenden praktiſchen Vernunft. Der Vf. zeigt von jedem dieſer möglichen Principien, dafs es wirklich angewendet worden ſey, hebt aus den neueſten Schriften das hieher gehörige Räſonnement aus, und begleitet es mit ſeinen Reflexionen. Er ſelbſt tritt für ſeine Perſon der Deduction der Offenbarung bey, welche der Vf. der Kritik der chriſtlichen Offenbarung (Leipzig 1798) gegeben hat, nach welcher ſie ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft iſt, durch welches der Glaube an Gott und Unſterblichkeit ſeine Befeſtigung erhält. Es iſt aber befremdend, dafs der Vf. keine Ahnung von der Unhaltbarkeit dieſer Deduction hat. Ueberhaupt iſt bey allen ſcharfſinnigen Bemerkungen, welche dieſer Aufſatz enthält, doch weder den Foderungen einer hiſtoriſchen noch philoſophiſchen Behandlung des Gegenſtandes Genüge geſchehen; man vermiſst Ordnung, lichtvollen Zuſammenhang; die Principien hätten beſſer geordnet werden können, und vor allen hätten die Fragen über die Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Offenbarung unterſchieden werden ſollen. — Der Vf. ſchlieſst dieſen Aufſatz mit einigen Beobachtungen und Reſultaten, die uns am beſten gefallen haben. 3) *Verſuch einer Angabe der vorzüglichſten unterſcheidenden Hauptpuncte der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie.* In dieſem Aufſatze des Hn. G. iſt eine gewiſſe Einſeitigkeit unverkennbar, indem das Eigenthümliche der Kantiſchen Philoſophie aus einem ganz falſchen Geſichtspunct dargeſtellt wird, in der Abſicht, um die Wiſſenſchaftslehre auf eine höhere Stufe zu ſtellen. Nach einigen Betrachtungen über die Schickſale der letzten, deren Urſachen theils aus den Eigenthümlichkeiten derſelben, theils aus der nach Erſcheinung der Kantiſchen Schriften herrſchend gewordenen Denkart hergeleitet werden, ſucht er den Scheidepunct in beiden Syſtemen auf, und führt einen Denker redend ein, den der Widerſtreit und die Unhaltbarkeit aller Speculationen dahin bringt, ſich ſelbſt die Frage vorzulegen, ob die Vernunft vielleicht nicht dahin reiche, wohin die Speculation ſtrebt. Er kommt auf den Unterſchied zwiſchen dem Nothwendigen und Zufälligen in den Erkenntniſſen. „Unter dieſen nothwendigen Kenntniſſen entdecke ich nun auch ſehr leicht, dafs die Formen des Denkens, ſelbſt die Formen des Anſchauens dahin gehören, alſo ſie müſſen auch a priori ſeyn, *es ſind mir a priori gegebene Formen des Denkens und Anſchauens, es ſind meine Geſetze des Anſchauens und des Denkens.*“ Es ſey aber ein Sprung, heifst es darauf S. 168. von dem a priori zu folgern, dafs es *mein* ſey. „Aus dem a priori Daſeyn oder Gegebenſeyn kann weder das *Meinige* noch das *Deinige* gefolgert werden: alſo um dieſes zu erhalten, mufs man zu dem Bewufstſeyn zurückkehren, dafs ich geurtheilt habe. Nun aber ſoll doch kein Philoſoph das, was er annimmt, blofs der guten Willkür anheimſtellen; ſondern er mufs alles mit ſtrenger Nothwendigkeit zeigen, er mufs nothwendig machen, dafs man dieſes „*Mein*“ unmittelbar durch das Philoſophiren ſelbſt finde, nicht aber überlaſſen, dafs man es durchs Bewufstſeyn als Factum poſtulire.“ Wer vermiſst hier nicht das Eigenthümliche, von welchem Kant ausging, und das eigentliche Object ſeiner Kritik des Erkenntniſsvermögens. Nicht das Mein und Dein auszumachen, ſondern das Allgemeingültige zu entdecken, war die Abſicht, und wenn durch die Analyſe der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft das Formelle gefunden war; ſo war ein Beweis, dafs die Formen des Anſchauens und Denkens auch meine Formen ſind, eine ſehr überflüſsige Arbeit. Die Unterſcheidungspuncte zwiſchen beiden Philoſophien ſind nach dem Vf. folgende: 1) In Kants Kritik zeigen ſich die Formen des

Digitized by Google

Denkens und Anschauens als ruhende, feste, dem menschlichen Gemüthe gegebene Formen; in der Wissenschaftslehre sind es thätige, lebendige Handlungsweisen des Denkens. 2) In der Kritik sind die Formen, wie die Vermögen, denen sie inhäriren, *getrennte* Einheiten und die Vermögen selbst gewisse bleibende feststehende Behältnisse. 3) In dem Kantischen System ist alles *rhapsodisch*, ohne systematische Verbindung; in dem Fichtischen aber in der grösten wissenschaftlichen Einheit deducirt. 4) In der Kritik sind nur die letzten äussersten Grenzen des Kriticismus, die Resultate dargestellt; in der Wissenschaftslehre aber begründet, dass sich die Resultate als Erfolge mit ihren Gründen zeigen. — Es ist hier weder der Ort, noch überhaupt nothwendig, diese Unterscheidungsmerkmale näher zu beurtheilen. — Den Beschluss machen zwey Abhandlungen von Hn. *Pölitz*. 4) *Ueber den Streit zwischen dem formellen und dem gemischten Princip in der Moral* S. 186. 5) *Das Naturrecht als Ideal aller Rechtswissenschaften* S. 223. Beide Aufsätze stehen im Zusammenhange mit einander, und sind mehr wohlgemeynt, als befriedigend. Man findet weder gründliche strenge Untersuchung für Denker, noch eine populäre Darstellung des Wissenschaftlichen; das Räsonnement ist an keinen festen Punct angeknüpft, beruht auf keiner vollständigen Erörterung der Begriffe. Hr. P. glaubt, dass ein formelles Princip der menschlichen *Natur nicht* angemessen sey, weil diese aus sinnlichen und übersinnlichen Anlagen und Zwecken bestehe, worauf das Moralprincip Rücksicht nehmen müsse. Grenzenloser idealischer Fortschritt (in Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit) ist der Grundtrieb der übersinnlichen, und grenzenlose Glückseligkeit der Grundtrieb der sinnlichen Natur des Menschen. Die Verbindung des sinnlich-übersinnlichen Zwecks, Harmonie zwischen Fortschritt und Glückseligkeit ist die Aufgabe an den Menschen, die seine Bestimmung zu lösen hat. Wie diese Aufgabe zu lösen sey? darüber sind die Meynungen getheilt. Möglich sind nur drey Verhältnisse dieser beiden Zwecke gegen einander. Entweder der Mensch unterdrückt die Foderung der sinnlichen Natur, und opfert sie der übersinnlichen auf (dies Subordinationssystem stellt *Kant* (?), und mit einigen Modificationen im Ganzen auch *Reinhard* (?) auf); oder der Mensch befolgt die Foderungen der sinnlichen Natur auf Kosten der übersinnlichen, er strebt nach Glückseligkeit auf Kosten der Zwecke seines Gemüths (das materialistische und eudämonistische System); oder er bringt beide ins Gleichgewicht (ein Coordinationssystem) wo er die Triebe und Zwecke beider vereinigt und dadurch einig wird mit sich selbst. — Dieses Räsonnement, welches auf seichten Gründen und Missverständnissen der kritischen Philosophie beruht (man sehe S. 205.), klärt sich auf, wenn man weiss, dass der Vf. die Moral auf die theoretische Philosophie gründet, kein Gesetz auch selbst den kategorischen Imperativ nicht für ursprünglich und selbstständig, sondern blos als Mittel zu Erreichung eines Zwecks (S. 206.) betrachtet. In der zweyten Abhandlung geht Hr. P. von dem Gedanken aus, dass das Naturrecht, Staatsrecht, Völkerrecht u. s. w. nur isolirte Theile sind, die noch kein wissenschaftliches Band zu einem Ganzen vereinigt. Zu diesem Ende müsse das Naturrecht das Ideal aller Rechtswissenschaften werden; es müsse das Ideal der Vollendung für den äusern freyen Wirkungskreis des Menschen aufstellen, nicht für das entstehende oder kämpfende Individuum, sondern für das, was es werden soll: mithin muss dieses *Ideal allen Zwang* von sich ausschliessen, „nicht als ob nicht ein vernünftig sinnliches Wesen das andere zwingen dürfe, seinen äusern freyen Wirkungskreis nicht zu verletzen, sondern weil das moralische Wesen, im Ideale alles Rechts gedacht, schon so weit vollendet ist, dass es gar keines Zwanges bedarf, um seinem Ideale sich zu nähern. Es ist dann unter den Individuen eine solche Einigkeit hervorgebracht worden, wo alle das Ideal erkennen, darnach streben und in der Realisirung desselben einander nicht beunruhigen; es ist dies die Zeit des ewigen Friedens, den die Vernunft gebietet, so sehr auch die Geschichte den Eintritt desselben als unmöglich darstellt. Der Staat ist die Vereinigung freyer Wesen, um gemeinschaftlich dem Ideale des Naturrechts sich zu nähern. Das Staatsrecht hat die Aufgabe, das Ideal des Naturrechts, so weit es im Leben im Staate möglich ist, zu realisiren; daher ist das Zwangsrecht ein wesentlicher Bestandtheil des Staatsrechts. Das Völkerrecht ist eben so für alle existirende Staaten das Ideal, wie das Naturrecht das Ideal für alle in einem Staate existirende Individuen; das Staatenrecht beschäftigt sich mit der Realisirung dieses Ideals. Was die Hauptidee betrifft, so liegt sie jedem wissenschaftlichen Versuche eines Naturrechts zum Grunde, in sofern sie die Bedingungen untersucht, unter welchen die äussere Freyheit mit der Freyheit eines jeden zusammenstimmt. Von dem Naturrechte aber allen Zwang ausschliessen, ist so viel als den Rechtsbegriff vernichten. Und welcher Gewinn ist dadurch für die Wissenschaft zu erwarten? An dem Entwurf eines nach dieser Idee bearbeiteten Naturrechts, welchen der Vf. beygefügt hat, ist zum wenigsten nichts davon zu ersehen. Sein Naturrecht gründet sich auf das von ihm angenommene gemischte Princip, das ist auf theoretische Sätze, aus welchen keine absolute Verbindlichkeit, dergleichen in dem Tugend und Rechtsgesetze enthalten ist, entspringet. Die höchste Foderung an den Menschen ist nach dem Vf. Einigkeit der sinnlichen und übersinnlichen Zwecke. Diese Foderung entspringt aber nach §. 5. S. 241. aus der theoretischen Vernunft als dem Vermögen Einheit hervorzubringen. Daher hat das ganze Gebäude des Vfs. keinen festen Grund, wenn er nicht wieder einen Naturtrieb zur Selbsteinigkeit annimmt, aus welchem das Streben darnach als Naturwirkung nothwendig erfolgte. Dann ist es aber kein Gegenstand des Sollens.

Digitized by Google

GESCHICHTE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Fragmente zur Kunde der Staatsverfaſſungsgeſchichte des deutſchen Reichs.* 1797. 134 S. 8. (9 gr.)

In einer rauhen Sprache ſind hier Zeiten und Begebenheiten, Urſachen und Wirkungen ſo in einander vermengt, daſs es unmöglich iſt, einen deutlichen Zuſammenhang herauszufinden. Auſser ein paar abgenutzten Stellen des *Cäſars* und *Tacitus* nimmt der Vf. unbedenklich alle ſeine Belege aus ganz neuen Schriftſtellern. Nirgends verräth er ein eigenes Studium der Quellen. Alles, was er ſagt, haben vor ihm ſchon *Möſer* und *Kindlinger*, aber weit klärer und richtiger, entwickelt. Der Vf. nimmt zuerſt an ein *Freyſaſſereyſyſtem*, und unter dieſem ein *Dominicalſyſtem* der deutſchen, celtiſchen und ſlaviſchen Völkerſtämme, ein *Grundherrlichkeitsſyſtem*, ein *Hinterſaſſereyſyſtem*, eine *Nationalgenoſſenſchafts-Heermannie*, ein *Gefolgeſyſtem*, ein *Reichsſaſſereyſyſtem*, ein *Reichsterritorialſyſtem*, ein *Reichsbeneficialſyſtem*, ein *Reichs-* und *Landſchaftsſyſtem*, ein *Reichsjuſtizpflegeſyſtem*, ein *Reichsheerbannsſyſtem*, ein *Staatslehenſyſtem*, ein *Reichslehenſyſtem*, ein *Landeshoheitsſyſtem*, ein neues *Reichs-* und *Landſtandſchaftsſyſtem*, ein *Territorialjuſtizpflegeſyſtem*, ein *Reichsſtaatsſyſtem*, und was dergleichen Syſteme mehr ſind, die ſich wohl richtiger alle auf ein einziges, nämlich auf das *Militärſyſtem*, reduciren laſſen. Das *ſchönſte Syſtem* allumfaſſender, alle öffentlichen und Privatverhältniſſe aufs treffendſte nutzender Politik iſt dem Vf. das Lehenſyſtem, das er ſogar eine Lehens- und Herzensverbindung nennt. Das jetzige geſetzliche deutſche Staatsſyſtem ſteht, ſeiner Meynung nach, in einer *prachtvollen politiſchen Gröſse da!* Ja wohl! wir ſehen es. — Die reichhaltigſten Materialien, die vortrefflichſten Ideen und ſinnreichſten Aufſchlüſſe über die Regierungsverfaſſung der ältern deutſchen Völker finden ſich in einem Buch, wo man ſie vielleicht zunächſt nicht ſucht, nämlich in *Mably's Obſervations ſur l'hiſtoire de France.* Wer, vorbereitet durch dieſe vortreffliche Entwickelung, in Verbindung mit *Möſer's* Osnabrückſchen und *Kindlinger's* Beyträgen zur Münſterſchen Geſchichte, zum Studium der alten Geſetze, Capitularien, Urkunden und der Geſchichtſchreiber des Mittelalters überginge, der würde allenthalben auf die intereſſanteſten Entdeckungen ſtoſsen, und über die Geſchichte der deutſchen Regierungsverfaſſung ein claſſiſches Werk zu liefern im Stande ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Nürnberg u. Altdorf*, b. Monath u. Kuſsler: D. *Ben. Chriſtian Vogels*, vorderſten öffentlichen Lehrers d. A., *Sichere und leichte Methode, den Ileus von eingeklemmten Darmbrüchen zu heilen*, ſammt drey merkwürdigen Fällen die ſelbige (ſie) beſtätigen (beſtätigen). 1797. 50 S. gr. 8. Der innere Gebrauch des Mohnſaftes bey einigen Arten von eingeklemmten Darmbrüchen war allerdings, wie auch der Vf. anführt, ſelbſt in Verbindung mit abführenden Mitteln ſchon von Mehrern vor ihm angerathen worden. Die herzhafte Anwendung dieſer Methode aber, ſelbſt bey dem rein entzündlichen Ileus und die gleichzeitige Auflegung mohnſafthaltiger Umſchläge auf den leidenden Theil, ſcheint dem Vf. allerdings eigenthümlich zu ſeyn, und er macht ſich durch die Bekanntmachung dieſer kleinen Schrift mit den angehängten drey geheilten Fällen verdient.

Wenn die Taxis nicht möglich iſt, und ſchon Aderlaſs (in inflammatoriſchen Fällen) auch wohl Blutigel an dem leidenden Theile, vorhergegangen ſind, und die Zeichen des Ileus eintreten, läſst er die äuſsern ſchmerzhaften Theile mit einem Bleywaſſer feucht erhalten, worin Mohnſaft aufgelöſt worden, und giebt zugleich innerlich in kurzen Zwiſchenzeiten ein flüſsiges Abführungsmittel mit Laudanum verſetzt. Er verſichert, es habe ihm in den ſchwierigſten Fällen nicht fehlgeſchlagen, daſs nicht bald Blähungen darauf, dann Leibesöffnung und Zurücktretung des eingeklemmten Bruches von freyen Stücken erfolgt ſeyen, wie auch die drey erzählten Fälle beſtätigen. Wenn auch beym Einnehmen anfänglich Erbrechen erfolge; ſo höre es doch bey fernern Gebrauche auf. Die äuſserliche Anwendung des Mohnſafts mag auch das ihrige zur Minderung des Erbrechens thun.

Indeſſen wünſchte Rec., daſs die Verordnungen einfacher eingerichtet geweſen wären, etwa eine Auflöſung eines einzigen Laxierſalzes mit Mohnſafttinctur innerlich und kalte Waſſerumſchläge mit Mohnſafttinctur verſetzt äuſserlich. So aber ſetzt der Vf. zu dem Umſchlage noch Kampher, welcher doch die Wirkungen des Mohnſaftes gröſstentheils aufhebt. Ein Glück daſs die zugeſetzte geiſtige Kampherauflöſung in dem waſſerigen Umſchlage immer praecipitirt werden muſste, und daher wohl nicht ſeine ganze Mohnſaft hindernde Kraft ausüben konnte. Wozu aber die Umſtände? Auch innerlich ſetzte er Kampher zuweilen bey, nebſt einer Menge anderer Zuſätze (welches Rec. gar nicht billigen kann), von denen ſich gar nicht errathen läſst, wie ſehr ſie den zuweilen zögernden Erfolg hintertrieben, oder was wieder andere Zuſätze zur Bewerkſtelligung des guten Ausgangs möchten beygetragen haben. Reine Erfahrungen in der Arzneykunde erfodern durchaus völlig einfache Mittel, eins, höchſtens zwey Ingredienzen auf einmal.

Oft wurden drey verſchiedene Arzneyen (denn aus kräftigen Subſtanzen bereitete Thee und Einnehmvehikel ſind doch wahrlich auch nicht gleichgültige Arzneyen!) zugleich gebraucht, und die Recepte ſelbſt beſtunden aus vier, ſechs, acht und mehr Ingredienzen. Es iſt Schade!

Der Praktiker irrt ſich, wenn er glaubt, daſs eine einfache Auflöſung ſelbſt des widrigſten Salzes, z. B. des Bitterſalzes (hier mit Mohnſafttinctur verſetzt) im Ileus oder auch ſonſt, eher würde ausgebrochen oder ſchwieriger genommen werden, wenn er nicht Melliſſenwaſſer, Kaſſienmark, Sirupe, Manna, Oelzucker, Sternanis, verſüſste Salpeterſäure, und Gott weiſs, was noch ſonſt zuſetze. Er irrt ſich! Ein einfacher, auch noch ſo widriger Geſchmack, wird dem Kranken beym fernern Einnehmen immer erträglicher, ein vielgemiſchter immer widriger.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1799.

MATHEMATIK.

FRANKFURT am Mayn, b. Varrentrapp u. Wenner: *Anfangsgründe der Mathematik.* Zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten herausgegeben von *G. G. Schmidt*, Prof. der Mathem. zu Giessen. *Erster Theil. Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechnung.* 382 S. gr. 8. mit 6 Kupf. *Zweyten Theils erste Abth. Statik, Hydrostatik, Aerostatik und Mechanik fester Körper.* 348 S. mit 7 Kupf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Veranlassung zu diesem Lehrbuche gab dem Vf. ein Vorsteher einer Lehranstalt, der einen kurzen und faslichen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften nach Art des zu seiner Zeit so allgemein beliebten Wolfischen Lehrbuchs wünschte. Die Stelle des Wolfischen Auszuges kann das gegenwärtige Lehrbuch nicht vertreten, da es einen viel grösern Umfang hat. Von Wolfs Anfangsgründen unterscheidet es sich in Absicht auf die Einrichtung, theils durch die Art des Vortrags, theils dadurch, dafs es in dem zweyten Theile häufig ziemlich weit in das Gebiet der Physik übergeht. Was den Wolfischen Lehrbüchern einen so daurendem Beyfall, selbst lange nach dem Tode ihres Verfassers, verschafft hat, ist der einförmige deutliche Vortrag, und die gute Auswahl, die den Bedürfnissen und den Fähigkeiten derer, welchen sie zum Unterricht bestimmt waren, angemessen ist. Sie verdienen daher noch immer, dafs Verfasser neuer mathematischen Lehrbücher sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Das Lehrbuch, welches Hr. Schmidt jetzt liefert, ist für den Unterricht auf Schulen zu reichhaltig, und in manchen Stellen zu schwer und gelehrt. Den eigentlichen Schulkenntnissen würde es, besonders bey der jetzt gewöhnlichen Verkürzung des Aufenthalts auf Schulen, zu viel Eintrag thun, wenn man die Schüler so weit in die Mathematik und Physik hineinführen wollte, als es in diesem Lehrbuche geschieht. Selbst für den gewöhnlichen Vortrag auf Universitäten möchte es zu ausführlich seyn. Ein Lehrbuch müfste überhaupt nur ein kurzer Abriss seyn, damit die Zuhörer desto leichter den Zusammenhang des Ganzen übersehen können, und damit ihnen die Erläuterungen und Zusätze des Lehrers mehr interessant werden. Unsere neuen Lehrbücher in allen Fächern pflegen viel zu weitläufig zu gerathen. Uebrigens ist das angezeigte Lehrbuch der Empfehlung sehr werth, vornehmlich zum Gebrauch derjenigen, die durch eigenen Fleifs sich unterrichten wollen, besonders wenn sie einige vorläufige Kenntnifs der Mathematik und Physik schon erhalten haben.

Der erste Theil kommt in Absicht auf die Anordnung fast ganz mit *Klügel's* Anfangsgründen der Mathematik in desselben Encyklopädie überein. Der Vf. zeigt in der Vorrede an, dafs er dieselben vorzüglich benutzt habe. Hin und wieder ist einiges zugesetzt, oder weggelassen. Die Anwendungen auf das Feldmessen sind in der Geometrie selbst eingeschaltet. Am Ende ist die Buchstabenrechnung mit Anwendungen auf Arithmetik und Trigonometrie beygefügt. Einige Berichtigungen wären noch zu machen. Bey der Aufgabe (S. 64.), wie lange braucht ein Körper auf dem Monde durch 256 Ruthen zu fallen, wenn er dort in einer Minute so weit als auf der Erde in einer Secunde fällt? scheint ein Mifsverstand versteckt zu seyn. Die Zeit des Falles auf dem Mondkörper durch eine gewisse Höhe ist von der Zeit des Falles eines Körpers in der Gegend des Mondes gegen die Erde hin sehr verschieden. Die letztere verhält sich ungefähr so wie es hier angegeben ist. — Die Erklärung des Verhältnisses, dafs es die Art sey, wie eine Gröfse aus der andern entstehe, ist zu weit. Dies ist allgemein Relation. — Der Satz: in jeder geometrischen Proportion sind auch die vorhergehenden und nachfolgenden Glieder von beiden Verhältnissen in geometrischer Proportion, würde deutlicher heifsen, ist das Verhältnifs der vorhergehenden Glieder gleich dem Verhältnifs der nachfolgenden. — In dem Exempel §. 117. ist der Werth von 5 Conventions Thaler. zu 12 Gul. rheinisch und der Werth von 1 Louisd'or zu 9 Gul. rheinisch angegeben. — In der Erklärung der geraden Linie kommt der Begriff von *Richtung* vor, welche aber nichts anders ist als eine der Lage nach gegebene gerade Linie. Gegen die Behandlung der Lehre von den Parallellinien ist verschiedenes einzuwenden, welches Rec. um den Raum zu sparen, nicht anführen will. — *Ludolph von Collu*, unrichtig, statt L. von Ceulen oder L. van Collen. Er war aus Hildesheim gebürtig. — Die Buchstabenrechnung, so wie sie hier vorgetragen ist, möchte doch Anfangern nicht deutlich seyn. Es mufste gezeigt werden, zu welchem Zweck man sich der allgemeinen Rechnung bedient; auch mufste mit einigen schicklichen Aufgaben der Anfang gemacht werden, ihren Gebrauch zu erklären. Die Multiplication und Division entgegengesetzter Gröfsen könnte leichter als aus dem davon gegebenen Begriffe, der in der That unbrauchbar ist, hergeleitet

Digitized by Google

werden. Die Rechnung mit den Potenzen eintheiliger Gröfsen konnte hier ohne Schaden wegbleiben. Die Demonstrationen der trigonometrischen Formeln hätten können kürzer gefafst werden. Der Beweis der Formel für die Reduction eines Winkels auf einen horizontalen ist sehr weitläufig, weil die sphärische Trigonometrie hier nicht angewandt werden konnte. Die Formel hätte zum praktischen Gebrauch auch ohne Beweis mitgetheilt werden mögen.

In dem zweyten Theile ist, wie schon oben erwähnt ward, vieles aus der eigentlichen Physik hineingebracht, als eine Tafel der specifischen Gewichte vieler Körper auf acht Seiten; von *Richter's* Versuchen und Rechnungen über die Verdichtung bey Mischungen, von S. 155—162; *Gilpin's* Tabelle über die Dichte von Mischungen, Wassers und Weingeists; über die Ausdehnung der Körper und insbesondere der Luft durch die Wärme; vom Metallthermometer; von den Dämpfen, besonders den wässerigen, und ihrem Einfluss auf die Atmosphäre. S. 237—259. Hr. Schmidt ist als ein geschickter praktischer Physiker aus seinen Aufsätzen in Gren's Journal der Physik bekannt; er hat also über die von ihm bearbeiteten Gegenstände hier sich auch ausführlicher verbreitet, als es die Absicht und das Ebenmaafs des Buchs erforderte. Inzwischen, da darüber in andern Lehrbüchern nur wenig vorzukommen pflegt, so mögen manche Leser mit dieser Abschweifung nicht unzufrieden seyn. Ueber einige Stellen findet Rec. Erinnerungen nöthig. In §. 10. wird gesagt, dafs alle Theile der Materie gleich schwer seyn, das ist, sich selbst überlassen, mit gleicher Geschwindigkeit zur Erde fallen, und dafs daher der ungleich grofse Druck verschiedener Körper (von gleicher Gröfse) gegen ihre Unterstützungen von der ungleichen Menge der schweren Theile in ihnen herrühren. Allein der Fall der Körper wird so wohl durch die Wirkung der ganzen Erde auf den Körper als durch die Wirkung (oder Anziehung) dieses auf jene verursacht. Die letzte ist freylich so gut als unendlich klein. Allein das Verhältnifs der Wirkungen auf die Erde wird durch das Aufhängen an einer Wage bemerkbar. Die Verschiedenheit der specifischen Gewichte kann daher sowohl von einer verschiedenen Anziehungskraft gegen die Erde als von der verschiedenen Dichtigkeit herrühren. — Von einer gleicharmigen Wage wird §. 41. erfordert, dafs der Unterstützungspunct etwas über die Linie der Aufhängepuncte der Schalen falle. Allein das macht die Wage träg. Die Wage kommt bey einem Ausschlage durch das Gewicht des Wagebalkens in Ruhe, wenn der Schwerpunct einen gewissen Abstand von der Verticallinie durch den Unterstützungspunct erreicht hat. Nur bey sehr leichten Wagen möchte die von dem Vf. angegebene Lage des Unterstützungspunctes nöthig seyn. — Die Einrichtung der gedoppelten Schnellwage, welche nach der Angabe des Hn. Obristlieut. *Müller* beschrieben wird, findet sich im wesentlichen, und einfacher in Musschenbroeck's Physik. Die Berechnung der Lage, in welcher bey einem Ausschlage diese Wage zur Ruhe kommt, gehörte nicht für dies Buch. Die Wage nimmt fünf Seiten ein. — Vom Reiben wird zwar sehr gut, aber für ein Elementarbuch zu umständlich, auf 15 Seiten gehandelt. — *Woltmann's* Theorie des Drucks der Erde gegen Wände und Mauern, auch ziemlich ausführlich. Die Versuche gaben ungefähr die Halfte dessen, was die Theorie gab. Hr. *S.* trägt eine Formel vor, welche bey langen Wänden, wie er vermuthet, besser mit der Erfahrung stimmen möchte. — Ueber die Umstände bey der Wiederherstellung der natürlichen Lage eines schwimmenden Körpers, aus welcher er durch eine äufsere Kraft gebracht ist, deutlich genug. Nur ist unrichtig der Schwerpunct des eingenommenen Wasserraumes der *Mittelpunct der Gröfse* genannt. Ein Mittelpunct der Gröfse kommt ja nicht allen Körpern zu. Auch ist bey der Bestimmung des *Metacentrum* beyzufügen, dafs dabey die Drehung des schwimmenden Körpers unendlich klein gesetzt werden mufs. Sonst ist es kein bestimmter Punct. — Die Schwimmblasen der Fische sind nicht in allen gedoppelt, wie S. 127. gesagt wird. Als Mittel zum Steigen und Sinken kann die Schwimmblase den Fischen wenig oder gar nichts helfen, weil der Raum derselben nur sehr wenig verändert werden kann; auch haben manche Fische keine Blase. Die Zusammenziehung und Ausdehnung des Bauches mufs dazu behülflich seyn. — Die Rechnung über die Bestimmung der in einer Mischung enthaltenen Materien von zweyerley Art ist zu weitläufig. — Vom Wasserwägen ist sehr gut gehandelt, aber auch fast zu umständlich. *Sisson's* Wasserwage wird beschrieben. Doch wird nicht bemerkt, dafs *Brander's* Wasserwage im Grunde dieselbe ist, und noch ein Mikrometer dazu hat. Das Wasserwägen gehört eigentlich in die praktische Geometrie, nicht in die Hydrostatik. — Von *Smeaton's* Birnprobe sagt der Vf. (S. 211.), dafs der Erfinder sie auf den Satz gegründet habe, dafs die Dämpfe, wenn sie durch eine äufsere Gewalt plötzlich zusammengedrückt werden, ihre Elasticität verlieren, und wieder in den vorigen tropfbar flüssigen Zustand zurückkehren. Dieses ist irrig. Aus Sm. Aufsatz über seine Luftpumpe in den Transactionen Vol. XLVII. sieht man, dafs er an Dämpfe, die sich bey dem Auspumpen entbinden mögen, gar nicht gedacht hat. Erst im Jahr 1776 ward *Nairne* durch *Cavendish* darauf geleitet, dafs durch die Verdünnung der Luft aus den Feuchtigkeiten innerhalb der Maschine sich Dämpfe entbinden, die bey der Zulassung der Luft in Wasser verwandelt werden. Nairne hat merkwürdige Versuche zur Vergleichung der Barometerprobe und der Birnprobe angestellt, die in den Transactionen, Vol. LXVII. beschrieben sind. Hr. Schmidt hat diese Versuche nicht gekannt, da er sie in seiner Abhandlung über die Birnprobe in Gren's neuem Journ. d. Physik, 3ter Bd. nicht erwähnt. — Der Vf. sagt S. 220. nach Gehler, dafs Fahrenheit den Raum des Quecksilbers bey der Tem-

peratur o in 11124 Theile getheilt, und gefunden habe, dafs es fich bis zur Kochhitze um 600 folcher Theile ausdehne, und daher diefe Temperatur durch 600 bezeichnet habe. Diefes ift fchwerlich richtig. Fahrenheit verfertigte zuerft Weingeift-Thermometer, und bezeichnete daran drey fixe Puncte durch 0; 32; 96. Man fieht leicht, warum diefe Zahlen gewählt find. Als er das Queckfilber anwandte, trug er jene Zahlen darauf über, und fand für den Siedpunct des Waffers den Grad 212, und den Siedpunct des Queckfilbers 600. Die Verhältnifszahl 11124 fcheint Boerhave gefunden zu haben *Elem. Chem.* p. 174. womit ebendaf. p. 165. zu vergleichen ift, auch Meifters Abhandlung über die Graduirung der Fahrenheitifchen Thermometer in den neuen Götting. Comm. Vol. III. — Das Mariottifche Gefetz fcheint auf die Vergleichung des Raums der Luft und der darin enthaltenen Dämpfe nicht anwendbar zu feyn, wie S. 245. gefchieht. — Der Vf. bemerkt fehr richtig, dafs der Coefficient der Formel für die barometrifche Höhenmeffung nach dem Grade der Feuchtigkeit der Luft veränderlich fey, da verfchiedentlich feuchte Luft durch diefelbe Erhöhung der Temperatur verfchiedentlich ausgedehnt wird. Diefer Umftand fcheint ihm bey der Höhenmeffung durchs Barometer bisher vernachläffigt zu feyn. Doch hat der Oberfte Roy zufolge feiner Verfuche über die Elafticität feuchter Luft fchon in den Transact. Vol. LXVII. erinnert, dafs der grofse Unterfchied der Elafticität trockner und feuchter Luft auf die Beftimmung der Höhen mittelft des Barometers Einfluss haben müffe. Die daferbft befchriebenen Verfuche hat Hr. *Sch.* mit den feinigen (Gren's Journ. IV.) nicht verglichen. — In dem letzten Abfchnitte von der Bewegung der Körper als Puncte betrachtet, und der foliden Körper, wäre hin und wieder einiges zu verbeffern, welches anzuzeigen aber nicht mehr Raum ift.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Vaterländifches Lefebuch für Land- und Soldatenfchulen.* 1799. 260 S. 8.

Die Gefchichte des Vaterlandes für die Jugend bearbeiten, ift in jedem Staat ein heilfames Beginnen, deffen Wirkungen aber um fo eingreifender werden, je mehr es dem Staate Bedürfnifs ift, dafs feine Bürger einen beftimmten Geift bekommen, und nicht ohne Einficht in dasjenige bleiben, was ihm Noth thue. Es ift ausgemacht, dafs der preufsifche fich in diefem Fall befinde. Durch feinen Genius hat er einen Rang erhalten, zu welchem er nicht durch die Maffe feiner Länder berechtigt war; diefer Genius ift militärifch. Daher mufs früh beym Unterricht in der vaterländifchen Gefchichte auf militarifche Bildung, vorzüglich bey dem Stande Rückficht genommen werden, aus welchem die Heere gröfstentheils entftehen. Für Land- und Soldaten-Schulen kann darin nur ein Gefichtspunct herrfchen.

Wenn fo beftimmt ift, welche Materialien vorzüglich aus der Gefchichte des Vaterlandes ausgehoben werden follen, hängt die Wahl der Methode in Benutzung derfelben von individuellen praktifchen Rückfichten ab, da hier von eigentlicher hiftorifcher Darftellung, von einem Werke, das feine Regel in fich felbft trägt, nicht die Rede feyn kann. Will man der Jugend fogleich einen Abrifs der ganzen vaterländifchen Gefchichte geben; fo konnte bey der Ausführung der Gefchichte des preufsifchen Staates die Methode kaum zweckmäfsiger feyn, als im gegenwärtigen Buche. Von den älteften Zeiten der Mark-Brandenburg, des Stammlandes, beginnt die Erzählung; dann aber wendet fie fich vornehmlich zu dem regierenden Haufe; und wenn gleich die vorzüglichften Regierungsanftalten, die es traf, und die anfchwellende Macht des Staates, unfern Augen nicht entzogen werden; fo find doch die kriegerifchen Thaten der Regenten, ihre wachfenden Heere und felbft einzelnes tapferes Vollbringen einzelner Regimenter und Krieger der Hauptgegenftand, dem angegebenen Gefichtspunct zufolge.

Dem Gerüchte nach will der König von Preufsen, welchem nichts fo fehr am Herzen liegt, als die Bildung der untern Volksclaffen, diefes Buch in die Schulen eingeführt wiffen. Diefer Umftand und das bishergefagte mag den Werth deffelben beftimmen. Durch einige Proben wollen wir aufserdem noch es fich felbft charakterifiren laffen. S. 83. über die Schlacht bey Fehrbellin: „Vorher liefs der Kurfürft eine öffentliche Betftunde halten, denn der grofse Mann verfäumte nie, was er dem lieben Gotte fchuldig war, dem er ftets zuerft die Ehre gab, wenn er etwas Grofses ausgeführt hatte. Dann hielt er eine Anrede an feine tapfern Soldaten. Er ftellte ihnen die Gefahr vor, worinn das Vaterland war, und fchlofs mit diefen Worten: Fechtet daher, wie brave Soldaten und bedenkt dafs ihr *Brandenburger* feyd. Folgt mir getroft! Frohen Muthes will ich euch mit Gott anführen!“ S. 135. „Vom Könige Friedrich Wilhelm dem Erften ftammen ebenfalls viele Einrichtungen her, die noch jetzt in der Armee find; unter andern die *Kantoneinrichtung*, welche er 1737 einführte. Die Befchaffenheit derfelben liegt einem jeden vor Augen. Einige Refidenzftädte haben Kantonfreyheit, und das nicht etwa darum, dafs es als ein grofses Glück anzufehen wäre, wenn man nicht nöthig hat, Soldat zu werden, fondern vielmehr, weil in diefen Refidenzftädten alle Aemter, Landescollegien und Fabriken find, die den Wohlftand des Landes befördern. Wenn nun aber von diefen Aemtern, Collegien und Fabriken die Männer und Söhne zu Soldaten genommen würden, könnten fie beftehen? Wo wären gleich ausgelernte Menfchen da, die an ihre Stelle treten und arbeiten könnten? Ein anderes ift es mit dem Pfluge den ein jeder treiben kann, ohne es Jahre lang gelernt zu haben. u. f. w.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Altona* u. *Hamburg*: *Freymüthige Gedanken eines deutschen Staatsbürgers über die Secularisirung der geistlichen Wahlstaaten Deutschlands, in rechtlicher und politischer Hinsicht.* 1798. 116 S. 8. Der Vf. unterwirft die bekannte jetzt vorgeschlagene Secularisation geistlicher Staaten in Hinsicht der Rechtmäfsigkeit und Politik, einer genauen Prüfung. Er gehet dabey von den Grundsätzen aus, dafs die Rechte der deutschen Bischöfe auf ihre Länder eben so heilig und unverletzbar sind, als die Rechte der Erbfürsten auf ihre weltliche Staaten. So wenig nun die weltlichen Fürsten verbunden seyn, einen Theil ihrer Erbstaaten zur Ausgleichung aufzuopfern, eben so wenig seyen es auch die geistlichen Regenten. Der Vertrag, vermöge dessen die Stände des Reichs sich zur Ergreifung der Waffen gegen einen gemeinschaftlichen Feind mit einander vereiniget haben, binde zwar alle zu einer gemeinschaftlichen Theilnahme und Mitwirkung; er enthalte aber keineswegs eine Verbindlichkeit zum Ersatz der Kriegsschaden, die der eine oder der andere Mitstand erlitten habe. Auch in dem Fall, wo einzelne deutsche Reichsstände, die gerade an der Grenze der feindlichen Macht liegen, einen Theil ihrer Länder in dem künftigen Friedensschlusse den Franzosen überlassen müssen, finde keine Entschädigung statt, weil sie diese Gefahr, bey ihrer Einwilligung zum Kriege (stillschweigend) auf sich genommen hätten. Wenn aber auch in diesem Fall eine Verbindlichkeit zur Schadloshaltung denkbar sey, so könne doch solche nie einzelne Staatsmitglieder treffen; sondern müsse, nach dem Grundsatze: „der für *alle* gelitten hat, mufs von *allen* schadlos gehalten werden" auf alle und jede Reichsstände übergehen. Es sey daher eine schreyende Ungerechtigkeit, den geistlichen Ständen allein jene Verbindlichkeit aufzubürden, und sie allein zum Opfer für andere zu machen. Man glaube zwar, im gegenwärtigen Fall, wo der so sehr gewünschte Friede eine Aufopferung an Landen und Leuten für die französische Republik nothwendig mache, sey es doch besser, dafs einige deutsche Bischöfe, als gewesene Domherren, von ihren geistlichen Fürstenthronen, zu welchen sie ohnehin zufällig erhoben worden, wieder herabsteigen und zu ihrem ehemaligen Privatleben zurückkehren, als dafs ein uralles erlauchtes Erbfürstenhaus von seiner, seit Jahrhunderten erworbenen Fürstenwürde verdrängt werde. Allein dieser Grund verdiene keine Rücksicht, weil der, durch das Loos der Wahl zum geistlichen Fürstenthum gekommene, Bischof dasselbe unverletzbare Recht auf seine Lande habe, als der Erstgeborne einer Fürstenfamilie auf seine Landeshoheit und Reichsstandschaft immer haben mag. Der Vf. preist hierauf die Unterthanen der geistlichen Staaten vorzüglich glücklich, und erklärt es für eine widerrechtliche Härte, sie, wider ihren Willen, einem fremden Scepter zu unterwerfen; sie zu Anerkennung anderer Gesetze, anderer Abgaben und Steuern, eines drückenden Militärsystems zu zwingen, und ihnen die Huldigung eines Landesherrn, der einer andern Religion zugethan sey, aufzudringen.

Zu Begründung des bekannten Sprichworts: *dafs unter dem Krummstab gut wohnen seyn*; werden die Vorzüge angeführet, wodurch sich die Regierung der geistlichen, minder mächtigen, Fürsten vor der Regierung der Weltlichen auszeichnet. „Ihr reiferes Alter, heifst es S. 51. ff. schützt die Unterthanen vor den Ausbrüchen wilder Leidenschaften; Sie haben keine Macht *Böses* zu thun, wohl aber des *Gute* im vollen Masse zu wirken; das Ansehen der Reichsgerichte wird von den geistlichen Wahlfürsten in seiner ganzen Vollkommenheit anerkannt; ihre Regierung wird durch Landstände oder durch die Rechte der Domkapitel eingeschränket; es stehet nicht in ihrer Gewalt, ihre Länder durch willkürliche Auflagen zu drücken, Grundstücke zu veräufsern, Bündnisse mit auswärtigen Mächten auf Kosten der Unterthanen zu schliefsen; das Blut ihrer Unterthanen zu verkaufen, und den Säugling in der Wiege zum Soldaten einzuweihen." Etwas zu dreist scheint uns auch die Behauptung S. 56., „dafs die Aufklärung und Bildung des eigentlichen Volks in den geistlichen Wahlstaaten weit gröfsere Fortschritte gemacht habe, als in vielen andern weltlichen Staaten." Wenn anders die Grundlage der Aufklärung in der Ausrottung der Vorurtheile und des Aberglaubens besteht; so dürfte doch wohl das Landvolk der geistlichen Staaten, welches z. B. noch jetzt in sitten- und zeitverderblichen Wallfahrten und in andern zweckwidrigen und abergläubischen Handlungen seine Glückseligkeit sucht, in der *wahren* Aufklärung noch weit zurückstehen. Eben so wenig gehören auch die, zum Besten des Landmannes angelegten, Wildzäune und die Verminderung des Wildprets zu den ausschliefslichen Vorzügen der geistlichen Fürsten; sie sind, wie aus öffentlichen Schriften bekannt ist, schon weit früher in weltlichen Staaten getroffen worden. In der Folge geht der Vf. zu den politischen Gründen gegen das Secularisationsproject über. Nach seiner Meynung würden die Secularisationen eine Vernichtung der kaiserlichen constitutionellen Gewalt und mithin den Untergang der ganzen bisherigen Verfassung des deutschen Reichs nach sich ziehen; sie würden in eine fürchterliche Aristokratie der Machthaber der gröfsern Reichskreise ausarten. Die geistlichen Wahlfürsten, sagt der Vf. sind, durch die Anhänglichkeit an den kaiserlichen Hof, zu jeder die Schutzwehre (?) desselben gegen die Eifersucht und Verbindungen der demselben gefährlichsten und mächtigsten Erbfürsten gewesen. Hebt man die Hochstifter auf, und schafft sie in weltliche Staaten um; so fällt gewifs der bey weitem gröfsere Theil den *protestantischen* Erbfürsten zu. Diese bekommen alsdann das Uebergewicht im Reiche, welches sie nicht anders als mittelst Herabsetzung der kaiserlichen Gewalt benutzen würden. Die nöthigen Bemerkungen hierüber werden sich jedem unbefangenen Leser von selbst aufdringen. Nicht weniger auffallend sind die politischen Weissagungen von der Vernichtung der übrigen weltlichen Erbstaaten, als Folgen der Secularisation etc. „Wenn die Titel nicht mehr ehrwürdig und „heilig sind (heifst es S. 81.) auf welchen die Rechte der Wahlfürsten beruhen, glaubt Ihr, Ihr Erbfürsten, dafs eure Für„stenhüte unerschüttert auf euern Häuptern bleiben werden? — „Der nämliche Ehrgeitz und die Habsucht, deren Opfer die „geistlichen Wahlfürsten werden sollen, ist auch die Quelle des „Untergangs für die weltlichen Erbfürsten. Wo *einmal* Ge„walt für Recht gilt, wo das verschlingende Princip der Ueber„macht, nur einmal öffentlich anerkannt und befolget worden, „da müfste eine Art von politischem Wunder eintreten, wenn „nicht mehreremale dieses Princip geltend gemacht werden „sollte. — So wird sich dann früher oder später das Unrecht „selbst rächen an denjenigen, welche es an den geistlichen „Staaten zuerst ausübten. Aus der Beute, welche man an den „deutschen Wahlstaaten gemacht hat, werden neue Kriege sich „entspinnen, und die erste Theilung Deutschlands, wird, nach „wiederholten Greuel-Scenen, die zweyte nach sich ziehen" etc. Er sucht ferner begreiflich zu machen, dafs von der Ausführbarkeit der Secularisationen des Westphälischen Friedens auf die gegenwärtigen Zeiten platterdings kein Schlufs gemacht werden könne. Bey jener habe die Reichsverfassung erhalten werden können; bey der gegenwärtigen würde sie aber nothwendig zu Grunde gehen müssen. Zuletzt werden über die politischen Verhältnisse Oesterreichs, Englands, Preufsens, Rufslands, der protestantischen deutschen Höfe und Frankreichs, kurze Betrachtungen angestellt, und daraus das Resultat gezogen, dafs das wahre Interesse derselben nicht die Zerstöhrung der geistlichen Wahlstaaten und mit ihr der gesammten Reichsverfassung, sondern die Erhaltung derselben seyn könne. — Wir enthalten uns alles Urtheils über eine so vielseitige Sache, von der hier offenbar wenigstens nicht alle Seiten in Betrachtung gezogen sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akad. Buchh.: *Bemerkungen über das Nervenfieber und seine Complicationen in den Jahren 1796, 1797 und 1798*, von D. *Christ. Wilh. Hufeland*, Prof. der Medic. in Jena. 1799. 199 S. 8.

Der verdienstvolle Vf. will in diesen Bogen die Geschäfte und den Geist des klinischen Instituts zu Jena bey der Behandlung dieses Nervenfiebers darstellen; angehenden Aerzten richtige Ansichten und Grundsätze der Behandlung dieser jetzt so allgemeinen Krankheit oder vielmehr herrschenden Krankheitscharakters mittheilen und endlich die so wichtige Lehre von den Complicationen derselben, die durch den Brownianism so ganz entstellt ist, mehr ins Licht stellen. Diese dreyfache Absicht hat er, nach des Rec. Urtheil, vollkommen erreicht, wie der Leser aus dieser gedrängten Anzeige selbst sehen wird.

Der stehende Krankheitscharakter läßt sich schlechterdings nur aus der Atmosphäre und einem ihn unterhaltenden fehlerhaften Zustand derselben ableiten: ja es ist sehr möglich, dass die Krankheit der organischen Natur und die Krankheit der Atmosphäre Coeffecte ein und der nämlichen Ursache oder Influenz sind. (*Schäffer* sagte vor 18 Jahren schon über diesen Gegenstand dasselbe mit folgenden Worten: „In Absicht derjenigen Ursache, welche „allgemeine Krankheiten und Constitutionen bewirkt, „ist zu vermuthen, dass es ausser dem Körper eine „gewisse Kraft giebt, welche die Luft schwerer und „leichter, das Quecksilber steigen und fallen macht, „welche ununterbrochen auf Pflanzen und Thiere „wirkt, das Wachsthum und die Fruchtbarkeit jener „und die Gesundheit dieser bald beschleuniget und „begünstiget, bald verhindert und untergräbt, wel„che Constitutionen zu Krankheiten und Epidemieen „verursachet, plötzliche Todesfälle ohne Entdeckung „einer körperlichen Ursache u. s. w. bewirket;" s. dessen *Versuche aus der theor. Arzneyk. Vers.* 1. S. 126. und *Vers.* 2. S. 65.) Hierauf gründe sich auch die wichtige praktische Folge, dass es eben so gut herrschende Heilmethoden geben müsse: bald eine Reihe von Jahren hindurch eine antiphlogistische, bald eine reizende und stärkende, ein andersmal eine gastrische. In der Gegend von Jena und fast in ganz Deutschland sey seit zwey Jahren der *nervöse* Charakter der stehende oder herrschende. Dieses Nervenfieber charakterisirten folgende drey Hauptmomente: 1) Affection des Sensoriums und Nervensystems; 2) Widersprechende Symptome; 3) Veränderlichkeit der Hauptsymptome des Pulses, Urins, der Respiration. *Erregte und verminderte Empfindlichkeit* zeichneten sich deutlich aus, und hatten einen wichtigen Einfluss auf die Behandlung. Catarrhalisch-rheumatische Schmerzen begleiteten gewöhnlich diese Epidemie. Die Dauer war lange, oft sechs bis acht Wochen; die Prognose äusserst zweifelhaft. Die Cur erfoderte drey Rücksichten: *Behandlung des Nervenfiebers an und für sich; Behandlung der Symptome; Behandlung der Complicationen.* Die Grundursache bestand in *Schwäche*, welche mit erhöheter oder verminderter Reizfähigkeit verbunden war. Im ersten Fall mussten die sanftesten Reizmittel als Spirit. Minder. rad. Valerian. Seneg. Vin. Huxh. etc., im zweyten hingegen die kräftigsten und flüchtigsten, als die Schlangenwurzel, *Castor. Varill.* Wein, *Liq.* C. C. per saturationem par. Camphor. Ol. Cajep. Moschus, Opium, Naphth. Phosphorus etc. anhaltend und in steigenden Gaben angewandt werden. Folgende Vorschrift rettete einen schon beynahe aufgegebenen Kranken: ℞ *Pulv. rad. Serpentar. Virg.* ʒβ. *Cort. Chinae* ʒj. *Infund. Vin. rhenan. opt.* ℔jβ. *add. Camphor.* Jj. *in Liq. anod. H. f. q. Solut. Moschi or. gr.* xv. *Laud. liq. Syd.* ʒβ. *Syr. C. Aurant.* ʒj. *MS.* Alle zwey Stunden eine halbe bis ganze Tasse. — Bey erhöheter Reizfähigkeit bewirkte folgendes Mittel oft allein die ganze Cur. ℞ *Pulv. rad. Valerian. sylv.* ʒij. *Seneg.* ʒj. *ebull. c. font. aq.* ʒvj. *Coll. add. Spirit. Minder.* ʒβ. (Rec. giebt ihn in ähnlichen Fällen immer zu anderthalb bis zwey Unzen) *Vini Huxh. gtt.* lx. *Syr. C. Aurant.* ʒj. MS. Alle zwey Stunden zwey Eslöffel. Das Waschen mit Wein und Kampfer-Spiritus, Senfdecoct, Fuss- oder ganze Bäder von lauem Wasser und Milch oder etwas Wein mit aromatischen Kräutern, Sinapismen, Vesicatorien, passende Klystiere aus China, Valerian. Angelica etc. waren von vorzüglichem Erfolg. Unreinigkeiten in den ersten Wegen müssen, ehe man stärkt, vorzüglich durch Brechmittel ausgeleert werden: nur entscheidet die belegte Zunge hier nicht allein. Die besten Nahrungsmittel waren leichte, nicht fette Fleischbrühen mit einem Eydotter, Wurzelgemüse, Reis, Sago etc. — Die zweyte Rücksicht bey der Cur war auf die *Symptome* als Delirien, Krämpfe zu nehmen, besonders wo der Grad der Heftigkeit als bey profusen Blutausleerungen, Urinen, Schweissen, Diarrhöen, Brechen

chen etc. ſolches erheiſchte. Wir übergehen hier die angezeigten paſſenden Mittel gegen jede dieſer nicht kritiſchen zu ſtarken Ausleerungen und kommen nun auf die Behandlung der *Complicationen*, welche meiſterhaft auseinander geſetzt iſt und 1) *rheumatiſch-katharrhaliſch*, 2) *gaſtriſch*, 3) *entzündlich* und 4) *faulicht* war. In der *rheumatiſchen* liege immer ein ſeröſer und reizender Krankheitsſtoff zum Grunde, der vorzüglich durch *rad. Seneg. Stip. dulcam.*, Schwefel, Antimonialia, Extract. Hyoſcyam. Aconit. Camphor. Opium, Spirit. Minder. Guajac., laue Bäder, beſonders durch Blaſenpflaſter nach und nach beſeitiget werden müſſe. Bey der *gaſtriſchen* Complication ſoll man ungeſcheuet paſſende Brech- und abführende Mittel reichen, wenn ſolche angezeigt ſind. Ipecacuanh. mit ein Paar Gran Caſtor. wirke als ein gutes Brechmittel, ſo wie Chinatrank mit Salmiak und Tamarinden, Rhabarber etc. ohne zu ſchwächen durch den Stuhl ausleeren. Einige intereſſante hier erzählte Krankengeſchichten erörtern das Geſagte anſchaulich. Die *entzündliche* Complication war die ſeltenſte und erheiſchte örtliche oder allgemeine Aderlaſſe, antiphlogiſtiſche mit Stärkungsmittel zu verbinden und die erhitzenden Reizmittel einzuſchränken. Die *krampfhafte* oder *ſchmerzhafte Entzündung* muſste anders als die *wahre active* (erhöhete Lebensthätigkeit der Gefäſse) und dieſe wieder anders als die *paſſive Localentzündung* (Mangel an Lebensthätigkeit der Gefäſse) behandelt werden. In der erſten oder krampfhaften Entzündung half Opium, Valeriana, Hyoſcyam. Moſchus, oft Brechmittel, Klyſtiere, Veſicator. etc. in der zweyten nützen örtliche Blutausleerungen durch Blutigel, Schröpfköpfe, ja ſelbſt ein Aderlaſs am Arm, ehe man zum Gebrauch der Valerian. Fl. Arnic. Seneg. Einreibungen mit Salmiak, Inhalationen, Blaſenpflaſtern etc. ſchreiten konnte. In dritten Fall der *paſſiven* Entzündung nämlich ſchadet alles, was ſchwächt und erhitzende Excitantia und Roborantia, die ſtärkſten Gaben von Wein, Kampfer, Moſchus, Serpent. mit China, Veſicat. Sinapium etc. halfen. (Dieſe deutlich auseinander geſetzten und in der Natur gegründete Diſtinctionen der Entzündungen gefielen Rec. vorzüglich wohl.) 4) Die *faulichte* Complication beſtand in der Annäherung zur Entmiſchung und Auflöſung der organiſchen Materie oder zur chemiſchen Fäulniſs, in ſo weit dieſelbe im Lebenden möglich iſt. Hier war auſser den Excitant. und Roborant. die Anwendung der Kälte, der Mineralſauern, Terr. Japonic. Cort. Querc. Rad. Torment. Biſtort. innerlich und äuſserlich angezeigt. Das Ganze wird durch belehrende Krankengeſchichten erläutert und beſtätigt. Rec. kann dieſe intereſſante und beynahe vollendete Abhandlung über dieſen Gegenſtand nicht nur angehenden, ſondern auch geübtern Praktikern um ſo nachdrücklicher empfehlen, da er während ſeiner 25jährigen Praxis unzähligemal dieſe Krankheit beobachtete, vieles darüber nachlas, ſelbſt davon ſchrieb und ſie dennoch mit groſsem Nutzen und Frommen für die Zukunft aus der Hand legte.

LEIPZIG, b. Liebeskind: *Der Hausarzt*, oder *Anzeige der bewährteſten Hausmittel und Anweiſung ſie zur Verhütung oder Heilung der Krankheiten gehörig zu gebrauchen.* Ein Handbuch für Landgeiſtliche, Hausväter und andere Perſonen, die an Orten leben, wo kein Arzt iſt. Herausgegeben von *Immanuel Stange.* 1797. 186 S. 8.

Es iſt ſchon ſo viel über den Schaden, welchen Arzneyvolksbücher gewöhnlicher Art ſtiften können und auch wirklich ſtiften, ſowohl in Büchern als in Recenſionen geſagt und bewieſen worden, daſs Rec. ſeine Klage darüber: daſs auch dieſer *Stangiſche Hausarzt* die Zahl dieſer gefährlichen Bücher vermehrt, für überflüſſig hält; er glaubt es ſey nun Sache der Landespolizeyen, dem gefährlichen Einfluſs, den ſolche Volksbücher auf das Leben und die Geſundheit der unwiſſenden, ſehr zahlreichen und nützlichen Menſchenclaſſe, die Rath und Zuflucht bey ihnen ſucht, eben ſo willig und thätig entgegen zu arbeiten, als ſie den Nachtheil zu hemmen ſuchen, welchen das Leſen der jetzt ſogenannten Revolutionsſchriften auf den Glauben, die Treue und den Gehorſam dieſer Claſſe haben kann. Die Zahl der ſchädlichen Volksarzneybücher vermehrt ſich mit jeder Meſſe, und dieſer Beweis, daſs ſie gebraucht werden, ſollte allerdings gültig und mächtig genug ſeyn, die Polizeyen dahin zu vermögen, daſs ſie die Strenge der Cenſuren auch auf *dieſe* gefährlichen Volksſchriften ausdehnen. Um zu beweiſen, daſs dieſer *Stangiſche* Hausarzt von einem Cenſor, der das Volk und die Arzneykunde *gehörig* kennt und dem das Weſen und die Grenzen der Volksarzneykunde genau bekannt ſind, das Imprimatur nicht erhalten haben würde, werden folgende Stellen daraus ſchon hinreichen: S. 50. „Die Alant-„wurzel ſchmeckt bitter, ſchleimig und gewürzhaft „und iſt ebenfalls ein ſehr gutes Mittel bey ſtarkem „Huſten und beym Ausbleiben der Monatszeit von „Verſchleimung der Säfte, weil ſie den Schleim gut „auflöſt. Sie wird im Frühjahr und Herbſt geſam-„melt. Man ſchneidet ſie klar, nimmt davon ohn-„gefähr ein Loth auf ein Maaſs Waſſer, oder wenn „der Kranke matt und der Huſten nicht ſtark iſt, „Bier, laſst ſie eine Zeitlang kochen, ſeihet die Brühe „durch, miſcht etwas Honig darunter, und trinkt „Taſſenweiſe davon. Man kocht friſche Wurzel zu „Brey, vermiſcht ſie mit ungeſalzener Butter und „braucht ſie äuſserlich und innerlich gegen die Krätze." S. 65. „Die Knoſpen der Fichte enthalten ein balſa-„miſches Harz, das ſich in vielen hartnäckigen „Krankheiten ſehr wirkſam gezeigt hat. Dahin ge-„hört beſonders der Scharbock, alter eingewurzelter „Huſten, Schleimſchwindſucht, Schlaffheit des Kör-„pers, Waſſerſucht, zurückgehaltene Monats-Rei-„gung aus Verſchleimung der Säfte u. ſ. w. Man „ſammelt dieſe Knoſpen, nimmt ohngefähr eine Hand „voll, übergieſst ſie mit einer Kanne heiſsen Waſſer „und trinkt dieſe Portion des Morgens nach und „nach, wenn der Trank kühl geworden iſt." S. 76. „Kindern gebe man nie Rhabarber, die beſten Ab-„führ-

Digitized by Google

„führungsmittel für Kinder sind: Manna mit einem „Loth Weinsteinrahm oder Pflaumenbrühe mit einem „Loth Bittersalz." S. 117. „Nur wenig von einem „starken Durchfall dem Ansehn nach verschieden ist „die Ruhr. Sie wird aber dadurch kenntlich, dass „sie gewöhnlich gegen das Ende des Sommers kömmt „und viele Menschen zugleich befallt. — — Die „Rhabarber ist bey dieser Krankheit eins der besten „Abführungsmittel, man nimmt daher sobald als „möglich ein halb Quentchen geröstete Rhabarber. — „— — Nach dem Gebrauch vorhergehender abführenden Mittel kann eins oder das andere von nachstehenden Mitteln gebraucht werden. Rother Steinbrech gepülvert, zwey Quentchen in einem weichen „Ey oder Wein. — Wegebreitsaft, Natterwurz in „Wein gekocht, Schaafgarbe und Wegebreit in Wein „gekocht. Oder: Man nimmt den Schwamm, den „man an der äussern Rinde der Eibischbeerbäume „oft findet, reibt ihn zu Pulver und mischt einen „Esslöffel voll davon mit so viel reinem Honig und „ungesalzener Butter, dass das ganze Gemische nur „einen gehäuften Esslöffel voll macht, und nimmt „es gewärmt täglich ein- oder zweymal!!!"

Leiden, b. Meerburg: *J. van Heekeren* M. D. *de osteogenesi praeternaturali.* Cum Tabula aenea. 1797. 125 S. 4. (2 Rthl. 6 gr.)

Diese wohlgerathene Schrift bezieht sich nicht, wie man vielleicht aus dem Titel schliessen könnte, auf *einen Fall* einer widernatürlichen Knochenerzeugung allein; *sondern es wird* darin von solchen Erzeugungen an den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers überhaupt gehandelt. Die Bemerkung, dass die zu Leiden herauskommenden Dissertationen meistens einen vorzüglichen Werth behaupten, findet Rec. auch durch diese vorliegende Schrift bestätiget. Ein Auszug derselben würde um so weniger hier passlich seyn, da sie auch in Deutschland allgemein in den Buchhandel gekommen ist, so dass jeder Wissbegierige sie selbst leicht erhalten kann. Rec. begnügt sich daher, den allgemeinen Plan der Schrift nebst einigen wichtigeren Bemerkungen des Vfs. kurz anzuzeigen. Nachdem der Vf. nämlich eine gedrängte Darstellung der Physiologie der Knochen gegeben hat, wobey er vorzüglich auf die Organisation und Lebenskraft dieser anscheinend so wenig oder gar nicht belebten Theile aufmerksam zu machen sucht, und zumal die Absonderung und Ernährung derselben etwas näher beleuchtet, geht er zur widernatürlich vermehrten Knochenerzeugung über. Die Verschiedenheit sowohl der Natur als Stärke des widernatürlichen Reizes bewirke, dass oft die Knochen nur schwerer werden, ohne am Umfange zuzunehmen, oft aber auch beides zugleich statt finde. Eben daher lasse sich die verschiedene Beschaffenheit der Knochen bey gleichen Krankheiten erklären. Es komme nämlich dabey sehr auf die Krankheitsperiode an, in welcher der Mensch gestorben war, von dem das Knochenpräparat herrührt. Ganz im Anfange werde bey entzündlichem Zustande der Knochen leichter, weil dann die Saugadern vorzüglich gereizt seyen; nachher werden die Zwischenräume durch die ernährenden Gefässe mehr als gewöhnlich gefüllt u. s. w. An dem schwammigen Ende der Knochen entstehen eher Ulcerationen als Verhärtungen; wegen der grösern Menge von Saugadern. Der Vf. geht die verschiedenen Arten widernatürlicher Knochenerzeugungen an den Knochen selbst durch. Viel Gutes und Brauchbares sagt er vom Callus und den verschiedenen Ursachen, welche die Erzeugung desselben in zu grosser Menge bewirken; vorzüglich kommt hier Muskelwirkung in Betracht; daher komme es auch, dass aller Unförmlichkeit ungeachtet, sich doch bey geheilten Knochenbrüchen derselben Glieder eine gewisse Uebereinstimmung in der Gestalt des luxurirenden Callus finden lasse. An den platten Knochen fehle es gewöhnlich an Knochenmasse zur Heilung der Wunden; dies komme von der geringeren Menge der Gefässe und dem abweichenden innern Bau derselben her. Die verschiedenen Ursachen sowohl der vermehrten als verminderten Knochenerzeugung werden einzeln durchgegangen. Hierauf handelt der Vf. von widernatürlichen Verknocherungen knorpeliger und ligamentoser Theile, und geht dieselben am Kehlkopfe, an dem Brustbein, an den Rippenknorpeln, an den Knorpelscheiben zwischen den Rückgrathwirbeln und am Becken einzeln durch. Er zeigt jedesmal zuerst das Historische, dann die Art, wie die Verknöcherung geschieht und endlich den daraus auf mancherley Weise entspringenden Nachtheil an. Von den Knorpeln geht der Vf. zu den häutigen Theilen über, und zeigt wie an der *dura* und *pia mater*, ja selbst in der Hirnmasse Verknöcherungen entstehen können; wobey er, wie überhaupt, auf manche Beyspiele aus Schriftstellern hinweist. Auch die Verknöcherungen in den Arterienhäuten geht er durch; er fand dass sie zwischen der Zell- und Muskelhaut ihren Platz hatten, an der letzten aber fester ansassen. Ausser den Beyspielen aus Schriftstellern und aus den zu Leiden vorhandenen rühmlichst bekannten pathologischen Sammlungen, führt er auch hie und da eigene Fälle von Leichenöffnungen an. Noch am Ende der Schrift wird von der Leichenöffnung einer Frau gesprochen, woran sich beträchtliche Verknöcherungen des Herzens und der grosen Arterien fanden, wovon einige inwendig noch weiche breiartigerdige Masse enthielten. Eine von den Verknöcherungen eben dieser Frau prüfte der Vf. in Rücksicht des Verhaltens gegen andere Knochensubstanz von einem natürlichen Knochen, und fand das Verhalten ganz analog. Die beygefügte Kupfertafel enthält verschiedene Ansichten eines Präparates aus des verdienten Brugman's Sammlung: es ist nämlich ein durch viele ausgetretene, sonderbar gebildete Knochensubstanz wieder vereinigter Bruch des Halses am Oberschenkel, an dem durch das Zusammenziehen der Muskeln verschiedene Leisten, Höcker und Spitzen entstanden sind, welche der Vf. alle auf ihre verursachenden Muskeln zurückführt.

Digitized by Google

Die Kupfer sind ziemlich kräftig und belehrend; es würde aber besser gewesen seyn, die Figuren anstatt einer grosen Foliotafel auf mehrere Tafeln zu vertheilen, um das vielfache Einschlagen der Abdrücke beym Einbinden zu verhüten, welches denselben so leicht nachtheilig wird.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Sammlung von Beurtheilungen einiger bayerschen politischen Druckschriften.* Von einem Zuschauer auf dem Lande. 1797. 202 S. 8.

Unter diesem nicht bestimmt genug ausgedrückten Titel, (denn die hier abgehandelten Gegenstände betreffen nicht die *Politik*, sondern die innere Staatswirthschaft, oder auch die Landespolizey,) findet man: 1) eine Abhandlung über den Ungrund der 1794. zu München bey Lentner erschienenen Druckschrift des Lt. A. H. über die anwendbarsten Grundsätze bey Cultursprozessen und Theilungen der Gemeinheiten, vom Lt. H. A. — 2) Ein Paar Worte über die Druckschrift: über das Bierbraurecht in Bayern, von Franz Xav. von Moshamm etc. von einem Akademiker. 3) Freundschaftliche Erinnerung an die Herren Fleischhacker in München über ihre Druckschrift: Ursachen der gegenwärtigen Fleischtheurung etc. 1796., von einem Landmetzger. In eine nähere Erörterung dieser meist localen Controversen, wozu die angeführte Sammlung manche scharfsinnige Urtheile enthält, können wir uns hier nicht einlassen. —

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Pavia*, b. Galeazzi's Erben: *Riflessioni medico-pratiche sull' uso interno del Fosforo, particolarmente nell' Emiplegia.* Anno IV. repubblicano (1795.) 46 S. 8. Die Beobachtung, welche den Hauptinhalt dieses, von Hn. *Brera* abgefassten Aufsatzes ausmacht, ist zwar nicht so glücklich ausgefallen, dass sie andere Aerzte veranlassen könnte, klinische Versuche mit dem Mittel, dessen sich der Vf. bedient hat, anzustellen; aber dennoch ist sie in manchem Betrachte lehrreich, und sie verdient daher hier kürzlich wiederholt zu werden. Die Patientin, eine 26jährige, seit mehrern Jahren verheyrathete Frau, bekam im November 1797. (im dritten Monate nach der glücklichen Entbindung von einem, wie es scheint, gesunden Kinde,) ein anhaltendes Fieber, und als dieses nachgelassen hatte, einige andere Zufalle, zu welchen sich im December eine Lähmung des linken Arms gesellte, die sich, einiger angewendeten Mittel ungeachtet, nach und nach verschlimmerte und weiter auf der linken Seite ausbreitete, so dass die Patientin auch den linken Fuss nicht mehr zu bewegen im Stande war. Hr. *B.* der sie jetzt erst (im Januar 1798.) unter seine Aufsicht bekam, verordnete ihr den Gebrauch verschiedener wirksamer Arzneyen, und behandelte sie späterhin, da einige Umstände anzeigten, dass sie vor nicht gar langer Zeit venerisch gewesen war, zugleich auch mit Calomel und andern Quecksilbermitteln; allein diese Heilmethoden schlugen so wenig an, dass man nach einiger Zeit, zumal in Rücksicht auf die Lähmung, gar keine Besserung bemerkte, und der Vf. genöthigt war, einige andere Arzneyen zu versuchen. Er entschloss sich daher, den Harnphosphor, dessen innerlichen Gebrauch in Fällen dieser Art mehrere, besonders deutsche Aerzte, sehr empfohlen haben, anzuwenden; er verschrieb seiner Patientin folgende Mischung:

℞ Phosphori, grana duo, extingue exacte in s. q. Mucilag. g. arabici, olei olivarum et vitelli ovorum; hanc divide in quatuor portes aequales, et unicuique dosi adde Aquae Cinnamomi, uncias tres,

und liess davon alle zwey Stunden eine halbe Dose einnehmen, so dass folglich auf einmal nur ¼ Gran Phosphor in den Körper der Kranken kam. Sie hatte kaum die Hälfte dieser Mischung zu sich genommen, als sich die Umstände so zu verändern anfingen, dass man berechtigt war, einen glücklichen Erfolg zu erwarten: denn die Lähmung verlor sich, besonders im linken Fusse, nach und nach immer mehr, die Patientin konnte, ohne einer Stütze zu bedürfen, ziemlich lange in der Stube herumgehen, und im linken Arme spürte sie eine gewisse Empfindung, die sonst in ähnlichen Fällen fast immer von guter Vorbedeutung zu seyn pflegt. Hr. *B.* glaubte also das rechte Mittel zur Hebung dieser hartnäckigen Krankheit getroffen zu haben, und er war entschlossen, noch einige Dosen davon zubereiten zu lassen; aber die Patientin sagte ihm, dass ihr dieses Trankchen gar nicht wohl bekame, dass sie eine höchst unangenehme Schwere im Magen fühle, und dass ihr überhaupt dasselbe so zuwider sey, dass sie sich nicht entschliessen könnte, den Gebrauch desselben länger fortzusetzen; er sah sich also genöthigt, diesen Vorstellungen nachzugeben, und er nahm wieder zu den vorher gebrauchten *Mitteln*, besonders zur flüchtigen Salbe, die mit etwas *Kampfer* und Canthariden*tinktur* versetzt worden war, *und womit er die* gelähmten Theile öfters zu reiben verordnete, seine Zuflucht und liess endlich noch zwey Gran Phosphor in einigen Klystieren beybringen. Allein die Patientin ward, ungeachtet der vortheilhaften Veränderung, die die ersten Dosen des Phosphors bewirkt hatten, dennoch von Tage zu Tage schwächer, sie klagte über schmerzhafte Empfindungen im ganzen Körper, über Schlaflosigkeit und über starke Neigung zum Brechen, sie kam zuletzt ganz von Kräften und starb am 21ten März, nachdem sie vorher sich mehreremale stark gebrochen und heftige, gleichsam brennende Schmerzen an der ganzen innern Fläche des Körpers, besonders im Unterleibe, empfunden hatte. — Dies ist die kurze Geschichte des Uebels dieser Patientin, deren Tod Hr. *B.* dem innerlichen Gebrauche des Phosphors zuschreibt; er meynt, die einzelnen Theilchen dieses Mittels hätten sich, ungeachtet sie in der verschriebenen Mischung ungemein zertrennt und mit andern Dingen aufs innigste verbunden gewesen wären, dennoch im Körper der Kranken nach und nach wieder zusammen begeben, sie seyen dann langsam verbrannt und hätten so die höchst schmerzhaften Empfindungen im Magen und Darmkanale und zuletzt den Tod selbst verursacht; er bemüht sich, dieses Urtheil durch die Beobachtungen, die bey der Oeffnung des Leichnams dieser Person gemacht worden sind, und durch andere Gründe wider die Einwendungen, die vielleicht dagegen vorgebracht werden könnten, zu rechtfertigen und erzählt am Schlusse noch einige mit Hunden, welchen Phosphor eingegeben worden war, angestellte Versuche, die, wie er versichert, unglücklich abgelaufen sind und seine Meynung, über die tödlichen Wirkungen des Phosphors bey jener Patientin, aufs vollkommste bestätigen. Die Anmerkungen, die der Vf. über diese und andere ähnliche Fälle an verschiedenen Stellen seiner Schrift macht, übergehen wir mit Stillschweigen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. Junius 1799.

GESCHICHTE.

1) Berlin, b. Unger: *Charakteriſtik Friedrich's des Zweyten, Königs von Preuſsen.* 1798. *Erſter Theil.* 475 S. *Zweyter Th.* 369 S. *Dritter Th.* 327 S. 8.

2) Breslau, b. Korn: *Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, Charakters und der Regierung Friedrich's des Zweyten,* von *Chriſtian Garve.* 1798. *Erſter Theil.* 345 S. *Zweyter Theil.* 306 S. 8.

Einen Reichthum von Anekdoten über einen groſsen Mann, wie dieſe Charakteriſtik Friedrich's des Zweyten enthält, zu einer Zeit ſammeln, wo es noch möglich iſt, den Quellen derſelben nachzuforſchen, und ſie einer vielſeitigen Kritik zu unterwerfen, iſt ein Geſchäft, wofür die Nachwelt eben ſo dankbar ſeyn wird, als es einem Bedürfniſſe des Herzens und Geiſtes bey der Mitwelt entgegenkommt. Aber dagegen kann man die Foderungen an den Fleiſs und den Scharfſinn des Sammlers nicht hoch genug treiben. Mit Sinn für die Merkwürdigkeit einzelner Züge, mit Anſpruchsloſigkeit in der Aufzeichnung und Zuſammenſtellung derſelben hat der Herausgeber dieſer Charakteriſtik (Dr. *Stein*, Verfaſſer eines Handbuchs der Geſchichte des preuſsiſchen Staats) ohne Zweifel ſeine Arbeit vollführt; aber deſto mehr wünſcht man auch, daſs er dem erſten Erfoderniſſe genug gethan, nämlich ſeine Quellen für jeden Zug, jede Erzählung ſorgfältig angegeben hatte. Durch einen Nachtrag könnte dieſer Foderung noch jetzt Genüge geleiſtet werden. Es wird um ſo nothwendiger ſeyn, da gegen die völlige Aechtheit mancher Anekdote ſich Zweifel wiederholt aufdrängen, vorzüglich wenn lange Unterredungen aufgezeichnet ſind, die zwiſchen einzelnen Menſchen, bisweilen an einſamen Oertern, vorfielen. Eine falſche Scham wäre es, wenn der Herausgeber nicht geſtehen wollte, wo er mitunter die Quelle nicht hinlänglich gewürdigt hat.

Der ganze Reichthum der einzelnen Züge von Friedrich dem Zweyten iſt unter zwey Hauptabtheilungen gebracht, wovon die erſte körperlicher Charakter, die zweyte Gemüthscharakter des Königs überſchrieben iſt. Das Kapitel von den Vergnügungen Friedrich's hätte aber, gröſstentheils wenigſtens, nicht zu jener gerechnet werden ſollen. Was hat z. B. ſeine zärtliche Liebe zu ſeinen Windſpielen mit ſeinem körperlichen Charakter zu ſchaffen? Auch andern Kapiteln der erſten Abtheilung könnte man denſelben Vorwurf machen.

Da dieſes Werk und die Fragmente des vortrefflichen *Garve* über Friedrich den Zweyten zu gleicher Zeit erſchienen ſind; ſo hat man zugleich Materialien und das Reſultat derſelben über den Charakter des groſsen Königs erhalten. Die Reſultate des Philoſophen mit einzelnen Abſchnitten der Materialienſammlung zuſammen zu halten, möchte daher ein Geſchäft ſeyn, welches dem Zwecke dieſer Blatter entſpräche.

In ſeinen Betrachtungen über den ſittlichen Charakter Friedrich's des Zweyten wirft *Garve* zuerſt einen Blick auf die Neigung deſſelben zu den Vergnügungen der Tafel. „Er war lecker und gewählt, wenn ruhige Zeiten ihm erlaubten, in ſeinem Pallaſte unter ſeinen Freunden zu leben; aber er aſs ſchlecht, und war zufrieden, ſobald es die Noth oder ſeine Pflicht erfoderte.“ S. 294. Th. I. eine Behauptung, welche durch Thatſachen hinlänglich belegt iſt; aber weder ſie, noch die folgende, daſs Feinheit der Zunge und Feinheit des Gefühls in Gegenſtänden der Einbildungskraft und der Sittlichkeit mit einander in Verbindung ſtehen, wogegen doch mehrere Erfahrungen ſtreiten, verſöhnen uns ganz mit dem Zuge, daſs der König den Küchenzettel für den folgenden Tag, wenn er Speiſen enthielt, die er vorzüglich gern aſs, nicht nur mehrmals mit Vergnügen anſah, ſondern dann auch die Mittagsſtunde kaum erwarten konnte. *ſ. Charakt. I,* 11. Ganz wird man dagegen mit den Weltweiſen darin übereinkommen, daſs ſogenannte Jugendſtreiche nie der vornehmſte Zeitvertreib der Jugend Friedrich's waren, ſondern vielmehr die Neigung zum Wiſſen und der Geſchmack an Geiſtesarbeiten mit ihm geboren ſcheint. Sehr anziehend ſind die Gedanken über Friedrich's Anhänglichkeit an ſeine Familie; ſo wie überhaupt *Garve* nie belehrender und liebenswürdiger iſt, als wenn er die Empfindungen betrachtet, welche das geſellige Leben beſeelen. „Ein ausgezeichnet guter Kopf, ein hervorragendes Genie wird immer aus dem Kreiſe ſeiner Familie, mit der er nicht mehr gleich denkt, und ähnlich empfindet, herauszuſpringen ſuchen. Eben deswegen aber wird ihm der Genuſs dieſer ſtillern Freuden unbekannter; und dieſe Saiten des Herzens, weil ſie ſeltener berührt werden, verlieren zuletzt ihren Ton.“ S. 310. Th. I. Wie wenig der Kreis, welchen er bey ſeinem Vater fand, für Friedrich anziehend war, iſt allgemein bekannt; aber wiewohl auch ſpäterhin

mancherley Urſachen ihn vom Genuſſe der Familienfreuden entfernten; ſo vernachläſsigte er dennoch nie die Pflichten, welche die Familienverbindungen auflegen, ſondern er fand auch innerhalb ſeines Hauſes die Gegenſtände ſeiner innigſten Verehrung und Zärtlichkeit. Der Weltweiſe verweilt hier, wie ſich vermuthen lieſs, vorzüglich bey der Freundſchaft des Königs für ſeine Schweſter, die Markgräfin von Bayreuth. S. 316. „Dieſe Schweſter beſaſs ſein ganzes Herz, wenn es ſich irgend einem Menſchen überliefert hat. Aehnliche Talente, Neigung zu Dichtkunſt und Wiſſenſchaften, ähnlicher Zwang in dem väterlichen Hauſe, fortgeſetzte Mittheilung und wechſelſeitige Theilnahme aller Empfindungen, ſo wie aller Schickſale, alles hatte das in der frühen Jugend geknüpfte Band durch die ſtärkſten Motive der Freundſchaft befeſtigt. Es war eines ſeiner ſchwerſten Schickſale, daſs der Verluſt dieſer Schweſter ihn mitten unter Unglücksfällen des Kriegs treffen muſste. Mit ihr ſtarb wirklich, wie mir es ſcheint, die Zärtlichkeit des Herzens im Könige ab. Er fand nie wieder eine Perſon, mit der er ſich innig verband. Und wie war es möglich, da das Alter und ſelbſt ſeine wachſende Gröſse ihn immermehr von andern Menſchen entfernte?“ — Am Tage des Ueberfalls bey Hochkirchen erhielt er die Nachricht vom Tode der Markgräfin, und er ſagte auch ſpäterhin zu d'Alembert: dieſer Augenblick iſt der ſchrecklichſte meines Lebens geweſen, und ich begreife immer noch nicht, wo ich die Stärke hergenommen habe, zwey ſo harten Schlägen, womit mich das Schickſal zugleich beugte, widerſtehen zu können. *Charakter.* Th. I. S. 204. Mit Vergnügen findet man in dieſem Werke auch die ſchönſten Züge über die Freundſchaft geſammelt, welche Friedrich auſserhalb ſeiner Familie verſchenkte. *Garve* hat über ſie kein Fragment geliefert, ſo ſehr auch dieſe dazu dient, den König in einem ſchönen Lichte zu zeigen, da er nur durchaus rechtſchaffene und weiſe Männer mit ihr beehrte, welche er ſtets von ſolchen Lieblingen unterſchied, die ihm bloſs wegen ihres Witzes und ihrer Kenntniſſe gefielen. Mylord Marſchall behauptet unter jenen einen der erſten Plätze. Bey ſeiner Rückkehr nach ſeinem Vaterlande, ſagte ihm der König mit Thränen: erinnern Sie ſich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen ſollte, daſs Sie hier einen Freund haben, dem Sie ſtets fehlen werden, und deſſen Klagen ſie enden können, ſo bald Sie nur wollen! . . Gegen ſolche Freunde übte Friedrich gewiſs nie den Deſpotiſm aus, mit welchem er die ſchönen Geiſter oft mitten unter den gröſsten Vertraulichkeiten niederdrückte, und wodurch ſeine Freundſchaft ſo verdächtig geworden iſt. Dieſes Schloſs, ſchreibt Mylord Marſchall von ſeinem Aufenthalt in Sansſouci, iſt für mich eine Art von Kloſter, in welchem ich mich recht glücklich fühle; unſer Pater Abt iſt ein Mann, mit dem ſich ſehr gut leben läſst. Indeſs wenn ich in Spanien wäre, würde ich mich doch gewiſſenshalber verbunden achten, ihn der heiligen Inquiſition, als der Zauberey verdächtig anzuzeigen. Denn hätte er mich nicht bezaubert, würde ich wohl hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne ſehe, indeſs ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valenzia leben und ſterben könnte?“ — Trotz ähnlicher Aeuſserungen von andern Freunden Friedrich's, trotz der regen Empfindſamkeit, die er häufig für ſie verrieth, ſtimmen wir gern mit dem philoſophiſchen Schriftſteller darin überein, daſs die Anlagen ſeines Herzens nicht zur vollen Ausbildung gelangten. Auch ſcheint er nie im Stande geweſen zu ſeyn, bey ſeinen Freunden den Eindruck, daſs er unumſchränkter König ſey, und die nachtheiligen Folgen, welche derſelbe für die Freundſchaft hatte, ganz zu vertilgen.

Mit Wohlgefallen verweilt ſich der Philoſoph bey Friedrich's Hang zur Fröhlichkeit. Mutter Natur gab ihm, neben dem Verſtande groſse Dinge zu bedenken, den Witz, kleine zu belachen. *Des* glückliche Einfluſs, welchen die Gabe ſeines Geiſtes, allem die roſenfarbene Seite abzugewinnen, *auf ſeine* Unternehmungen im Felde und im Cabinett hatte, iſt hier von verſchiedenen Seiten beleuchtet. „Die Natur hat den groſsen Mann, indem ſie ihn zur Ausführung ſchwerer Unternehmungen ausrüſten muſste, zugleich mit ſolchen Gemüthsanlagen verſehen, die in den Augenblicken der Ruhe, ihn der Freude und des Genuſſes des Lebens am meiſten fähig machen, und auf dieſe Weiſe, *ſchon bey ſeiner erſten Bildung, dem Verdienſte eine Belohnung* zugeſellt.“ S. 336. 37. Doch geſteht der Vf. auch, daſs der König durch ſein Talent, ſeine Neigung zum Spott, in ſeinem Privatleben oft denen fürchterlich wurde, die als ſeine Unterthanen ihm ergeben, und als Geſellſchafter mit ihm in Verbindung waren. Ein ſolcher Spott geziemte ihm um ſo weniger, da der Angegriffene ſich mit gleichen Waffen muſs wehren können, wenn man mit Ehre angreifen will. „Aber einem Könige iſt in einem Kampfe des Witzes kein Gegner gleich; er iſt immer unverwundbar, und doch im Stande, tödtliche Wunden beyzubringen.“ . . Der unwürdigſten Art des Königs zu ſpotten und witzig zu ſeyn, hat der Vf. hier nicht erwähnt. Sie beſtand darin, daſs er ſelbſt in Staatsbefehlen witzig, und deshalb oft ſchief und beleidigend war, daſs in Antworten, welche er als König gab, die unſchuldigſten Individuen verſpottet wurden, wenn etwa ihr Stand, z. B. der geiſtliche, oder ihr Name, wenn derſelbe z. B. eine lateiniſche Endigung hatte, ihm nicht gefielen. Die *Charakteriſtik* enthält in mehrern Abſchnitten Belege für dieſe Art ſeines Spottes.

Beſonders reichhaltig an verſtändigen Bemerkungen ſind die Fragmente über den Regierungscharakter Friedrich's des Zweyten. Der König beharrte in den meiſten Fällen hartnäckig bey Entſcheidungen und Befehlen, ſelbſt wenn er belehrt wurde, daſs er nach unrichtigen Vorausſetzungen ſeinen Willen beſtimmt habe. Es giebt zwey Fälle, wo herrſchenden Perſonen es nothwendig werden kann, auch wahr-

wahrgenommene Ungerechtigkeiten und Irrthümer nicht sogleich zu verbessern, nämlich, wenn durch die Umänderung der Maafsregeln die Meynung der Untergebenen von der Fähigkeit des Oberhauptes zu regieren zerstört würde, und zweytens bey solchen Geschäften, wo Abänderung selbst Verbesserung der ersten Entschlüsse unausbleiblich Zögerung und Verwirrung nach sich zieht. Der Feldherr findet sich vorzüglich in dem ersten Falle. Bey dem Könige waren die Züge des grofsen Feldherrn auch in seinem Regentencharakter herrschend. Weil die kriegerischen Geschäfte einen grofsen Theil seines Lebens angefüllt haben; so liegt darin die Entschuldigung seiner Beharrlichkeit bey einmal gefafsten Entschlüssen gegen die bessere Einsicht ganzer Collegien und der ersten Staatsdiener, oft gegen seine eigene bessere Ueberzeugung. Gern wird man mit dem Weltweisen übereinstimmen, dafs Friedrich, wenn er bey augenscheinlichen Unrichtigkeiten wider die Vorstellungen seiner Minister beharrte, entweder dieselben für so eingeschränkt ansah, dafs sie durch die Festigkeit seines Urtheils in ihrem eigenen sich irre machen liefsen, oder sich für so weit über sie erhaben glaubte, dafs er eben so wenig ihre Urtheile achten, als ihre Einsichten benutzen durfte. Viele Züge aus seinem Leben sprechen dafür, dafs dies letzte gewöhnlich der Fall seyn mochte.

Die Betrachtungen des Weltweisen über die Regierung aus dem Cabinette, welche Friedrich wählte, geben das Resultat, dafs die Concentrirung aller Geschäfte auf seine einsame Untersuchung und alleinige Entscheidung unter einem so grofsen König, als Friedrich, zwar mehr Gutes, als Uebles stifte, unter einem schwächern und weniger planmäfsig fleifsigen Fürsten aber durchaus Verwirrung mit sich bringe, und den besondern Nachtheil habe, dafs die Macht aus den Händen der Ersten und Vornehmsten des Staats, denen sie gewissermafsen gebührte, in die Hände Geringerer, weniger bey dem Wohl der öffentlichen Sache interessirter, weniger durch die öffentliche Meynung in Schranken gehaltener Personen falle. Gegen dieses Resultat könnte man einwenden, dafs in Monarchien, wo der Adel noch immer bedeutender Vorrechte geniefst, und der Regel nach, wider welche einzelne Ausnahmen nichts beweisen, allein Ansprüche auf die ersten Staatsämter hat, leichter ein Mann, für welchen mehr der Glanz seiner Familie, als Verdienst des Charakters und Geistes spricht, zum Range der Minister gelangen wird, als dafs die Stellen der Cabinetsräthe an Männer vergeben würden, die sich an Denkart, Kenntnissen und Geist nicht auszeichnen. Wenn die Monarchie nur wohlgeordnet ist; so wird man selbst unter weniger grofsen Königen als Friedrich II war, ausgezeichnete Charaktere und Geister unter den Cabinetsräthen finden.

Scharfsinnig sind die Ursachen entwickelt, warum Friedrich bey der Aufführung fast aller grofsen Monumente seines Reichs und seiner Regierung die Personen, welchen sie anvertraut war, so sehr drängte, dafs er ihnen oft nicht die zur dauerhaften Verfertigung nöthige Zeit liefs; ein Verfahren, welches um so fehlerhafter war, je mehr ein Regent für die Ewigkeit arbeiten soll, weil er zum Besten einer moralischen Person, die er für unsterblich ansehen mufs, des Staats arbeitet. Die Betrachtungen über des Königs Meynung vom Werthe des Adels (Th. I. S. 184 bis 197.) stützen sich auf folgende Gedanken. Als erblicher Monarch mufste er die Vorzüge der Geburt auch an andern hochachten; aber er hatte über dieselben sich auch als denkender Mann Begriffe gebildet. Darum sind seine Aeufserungen über den Werth des Adels sehr verschieden. Das einemal sprach er über denselben blofs als erblicher König, als erster Officier seiner Armee, als erster Adlicher seines Staats, das anderemal als Philosoph und Mensch. In einigen Fällen trieb er seine Unparteylichkeit so weit, dafs er dem Adel Anlafs zum Mifsvergnügen gab: in andern, und besonders bey der Armee, ging seine Vorliebe gegen die Geburt selbst bis zur Ungerechtigkeit gegen alte und treue Diener. Es ergab sich deutlich, dafs seine Begriffe über Vorzüge der Geburt nicht völlig entwickelt, und eben deswegen nicht völlig übereinstimmend waren. In der Verwaltung der Geschäfte handelte er nach folgender dunkeln Maxime. Das frühe Bewufstseyn eines unverlierbaren Vorzuges vor andern Menschen verleiht ein gewisses Zutrauen zu sich selbst, und mit ihm eine gewisse Gabe zu regieren, zu befehlen und ungezwungen im Umgange zu seyn. Daher ist es nicht ein blofses Vorurtheil, wenn man bey der Armee, bey den ersten Stellen aller Regierungsdepartements, bey den Gesellschaftern der Souverains, die den Hof ausmachen, der Geburt einen Vorzug einräumt. — Dafs Friedrich wirklich nach dieser dunkel empfundenen Maxime handelte, wird man gern einräumen; aber nicht so leicht billigen, dafs *Gerve* derselben seinen Beyfall schenkt. Wenn das Bewufstseyn eines angebornen Vorzugs eine oft nothwendige und heilsame Gabe zu repräsentiren verleiht; so würde daraus sich nichts weiter ergeben, als dafs der Monarch hoffen dürfe, unter dem Adel am schnellsten Männer zu finden, die zu Stellen fähig sind, wo die Manier des Herrschers glücklich wirken kann; aber keineswegs kann daraus folgen, dafs der Bürgerliche, der ein offenbares Talent zu repräsentiren neben allen übrigen nothwendigern Eigenschaften für die Bekleidung wichtiger Stellen sowohl im Militär als im Civil verräth, zu denselben nicht eben so leicht als der Edelmann gelangen dürfe, und noch weniger, dafs er Edelleuten nachstehn müsse, die sichtbar die Gabe zu befehlen gar nicht besitzen. Wie wahr übrigens die Behauptung sey, dafs Friedrich seine Begriffe über Vorzüge der Geburt nicht ganz entwickelt hatte, beweisen viele Züge, welche in der *Charakteristik* gesammelt sind, besonders Th. 2. S. 1—15. Aus ihr sehen wir zugleich, dafs der König den Anregungen augenblicklicher Stimmung, welchen er öfters wider die Würde eines Herrschers folgte, sich

in Hinsicht auf Vorzüge der Geburt und die damit zusammenhängenden Maximen am häufigsten überliefs, eben weil er nicht zu entschiedenen Begriffen über diesen Punct gelangt war.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Etwas für Politiker und Physiologen.* 1795. 176 S. 8. (14 gr.)

Dieses Etwas besteht in vier Abhandlungen: 1) *Ueber den Adel.* (Eigentlich über die Rechtmäfsigkeit der Erblichkeit zweyer vorgeblichen Prärogativen des Adels: „des Rechts auf eine vorzügliche „Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft, und des „Vorrechts zur Verwaltung der vornehmsten Staats„ämter.") 2) *Aesthetische Bemerkungen über einige Ideen des Horazischen Briefes an die Pisonen.* 3) *Von dem Einflusse der Mode auf die Urtheile über das Schöne.* Der Vf. macht einen Unterschied zwischen der Geschmacklosigkeit, die sich wirklich von der Mode das Urtheil über das Schöne vorschreiben läfst, und zwischen der Nachgiebigkeit, womit man in der Wahl der Gegenstände, von denen man seinen Geschmack belustigen (?) läfst, der herrschenden Mode folgt, und behauptet nicht ohne Grund, dafs die letzte zwar verzeihlicher sey, aber zur ersten hinführe. 4) *Ueber edle und grofse Handlungen.* Hier stellt uns der Vf. das ungeheure und unerhörte Ideal eines sittlich grofsen Menschen auf, und meynt „dafs der Adel einer Handlung dadurch erhöht werde, dafs die Vernunft, um sie hervorzubringen, erst einen Kampf mit sinnlichen Trieben zu bestehen hat." Ist der Kampf schwer, so giebt dies grofse Handlungen. Edle Handlungen, (wenn man sich des Ausdrucks durchaus bedienen will,) sind aber nur Ausflüsse einer edlen Denkungsart, und diese fodert im Gegentheil eine Einigkeit des menschlichen Wesens, bey der der Kampf mit sinnlichen Trieben nicht mehr vorkommen, nicht einmal Narben hinterlassen haben darf. Nur der ist edel, der andern gut und grofs zugleich zu handeln scheint, ohne es selbst zu ahnden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Göttingen*, b. Dietrich: *Grundrifs akademischer Vorlesungen über die Aesthetik*, von *Friedr. Bouterwek*, Prof. der Philosophie. 1797. 23 S. 8. (2 gr.)

Ebend.: *Abrifs akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in deutscher Prose*, von *Friedr. Bouterwek.* 1797. 16 S. 8. (1 gr.)

Diese Bogen sollen, nach der Aeufserung des Vfs., seinen Zuhörern zum Leitfaden dienen: andere Leser möchten zu dem Leitfaden erst wieder einen Leitfaden nöthig haben. Die Rubriken sind nicht zur Uebersicht methodisch geordnet, sondern hingeworfen, oft in blofsen Fragen; und zwischen insularisch dastehenden Andeutungen und Namen sind Brücken von Gedankenstrichen geschlagen. Wo diese Aesthetik hinaus will, läfst sich nur ungefähr aus den gröfsern Abschnitten errathen. Sie ist eingetheilt in *Philosophie der ästhetischen Darstellung*, *Philosophie des ästhetischen Ausdrucks*, und *Philosophie der Kunstformen.* In der ersten findet man eine *Philosophie des Schönen*, *des Erhabenen und des Lächerlichen.* Der Abrifs giebt nach einer philosophischen und historischen Einleitung eine *Philosophie der deutschen Sprache*, und eine *Philosophie des deutschen Stils.* Man sieht, es wimmelt von kleinen Philosophieen; sie schiefsen dem Vf. wie Pilze unter den Händen auf: er ist glücklich zu schätzen, wenn ihm die Eine und untheilbare Philosophie dabey nicht verloren geht. Wenn sich der Sprachgebrauch, eine philosophische Theorie eine Philosophie zu nennen, auch rechtfertigen liefse; so ist doch eine Philosophie des *deutschen* Stils gerade wie eine Philosophie des Schumachens. Die Philosophie kann nur unbedingte Zwecke des Menschen ausführen lehren: Die Grammatik könnte also allerdings eine philosophische Wissenschaft seyn, weil sie es mit dem nothwendigen Werkzeuge der Gedanken zu thun hat; die Anwendung ihrer Grundsätze auf *eine bestimmte* Sprache ist offenbar philologisch. „Die schöne Kunst ist," nach S. 10. „nicht Einem, sondern zwey höchsten Gesetzen unterworfen." Zwey unumschränkte Monarchen in Einem Staat! Sie werden also hoffentlich höflich gegen einander seyn. „Sie heifsen: *„Gesetz der Darstellung.* Sein Princip ist Einheit „und Eurythmie, bestimmt durch die besondere Natur jeder „Kunst. *Gesetz des Ausdrucks.* Sein Princip ist asthetische „Wahrheit oder getreue, selbst in der Verschönerung fragmen„tarisch getreue Nachahmung der Natur." Da diese höchsten Gesetze wieder ihre Principien haben; so möchte man nun wohl wissen, aus welchen Gesetzen die Principien herfliefsen. „Das Lächerliche ist," S. 9. „das *ästhetisch - Unvernünftige.* Wenn die Definition nur nicht zugleich Beyspiel ist, welches um so schlimmer wäre, wenn das Beywort *ästhetisch*, als eine *qualitas occulta* bezeichnend, nicht sonderlich beachtet würde. Ein Beyspiel der vielen Fragen mag folgende seyn: „Darf die Poesie *fluchen?*" Darf die Theorie so wunderlich fragen? Wenn der Vf. erst deutlicher macht, was er unter *Kunstformen* versteht; so wird sich erklaren, oder wahrscheinlicher, leugnen lassen, dafs die zeichnenden und plastischen Künste keine haben, wie er behauptet. Bey allem Streben nach Neuheit verräth sich Anhänglichkeit an alte Autoritäten, wenn die Heroide unter den *didaktischen Formen* aufgeführt wird. Am Schlusse der Aesthetik ein Anhang *von einigen Dichtungen, die keine Gedichte sind*, wohin auch der Roman gehören soll. Leider giebt es eine Menge Romane, die weder Gedichte noch Dichtungen sind: was sie aber seyn sollten, ist eine ganz andere Frage.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1799.

GESCHICHTE.

1) BERLIN, b. Unger: *Charakteriſtik Friedrich's des Zweyten, Königs von Preuſsen* etc.

2) BRESLAU, b. Korn: *Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, Charakters und der Regierung Friedrich's des Zweyten*, von *Chriſtian Garve* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

So wird man auch zu den übrigen Betrachtungen des Philoſophen über den Regierungscharakter Friedrichs II, S. 196—291. hinlänglich Belege in der *Charakteriſtik* finden. Die Reſultate von jenen beſtehen in folgenden Meynungen und Gedanken. Das Volk und den gemeinen Soldaten ſah Friedrich, als Regent und Feldherr, als die letzte Stütze ſeiner Macht an, und glaubte ſie gewinnen zu müſſen; auch hielt er es für eine nothwendige Pflicht, ſich der Bauern als der hülfloſeſten Claſſe doppelt anzunehmen. Die Nachſicht und die mitleidige Fürſorge, die er für den Bauer hatte, und der Vorzug, den er dem Adel einräumte, ſtanden beide mit einander im Verhältniſſe, und floſſen aus einer Quelle. Der Bauer war nur als Stand, der Edelmann als Individuum bey ihm angeſehen. Jener Stand gab ihm ſeine Soldaten, dieſer ſeine Officiere. Beide ſah er zugleich als Werkzeuge und als Gegenſtände ſeiner Regierung an; den Bürger rechnete er nur zu den letzten. Seine Thätigkeit in der Regierung war ununterbrochen, und konnte es ſeyn, da er Herr über ſeine Talente und ſeinen Willen war, eben ſo Herr über ſeine Zeit, und von einem glücklichen Gedächtniſſe, das alle Verwirrung eines Zerſtreuten entfernte. In der Wahl ſeiner Diener beſaſs er eine Divinationsgabe, welche die feinſte Blume der Urtheilskraft iſt; aber zu groſse Kühnheit, oft nur von einem einzigen Zuge auf den ganzen Menſchen zu ſchlieſsen, verleitete ſie mitunter zu Fehlgriffen. Sein Volk war zu unumſchränkten Gehorſam gewöhnt, Friedrich hatte keine Reizung, ſeine Macht zu erweitern, indem er Formen verletzte. Was er von landſtändiſchen Rechten in ſeinen ererbten Staaten vorfand, ward von ihm heilig geachtet. Er bezweckte eine Reformation des ganzen Juſtizweſens; in einzelnen Fällen durchbrach er die Schranken deſſelben nicht. Herrſchende Meynungen ſeiner Unterthanen hatte er nirgends, ſelbſt nicht einmal in der Religion, zu beſiegen. „Nur einmal lieſs er ſich, bey der Streitigkeit über die Einführung des Berliner Geſangbuchs, verleiten, Duldſamkeit mit Spott zu verbinden; eine Miſchung von Seiten des Regenten, welche dem Volke weher thut, als ſelbſt die gegen ſeine Meynungen gerichtete Autorität." S. 234. So heilig Friedrich die Formen achtete, welche er noch vorfand, ſo gern zerbrach er die Feſſeln der Formalitäten. Dem Hofceremoniel ſuchte er ſich am ſchnellſten zu entziehen, als dem ſchädlichſten für einen thätigen Fürſten, wiewohl er bey Gelegenheiten, wo es durchaus nothwendig war, mit aller Würde zu repräſentiren wuſste. Auch den Formalitäten, welche bey Verhandlungen mit fremden Mächten herrſchen, wuſste er viel von ihrer drückenden Weitläuftigkeit zu nehmen, indem er die beiden Hauptveranlaſſungen derſelben, wenn auch nicht gänzlich aufhob, doch ſehr ſchwächte. Er legte nämlich das Mifstrauen gegen andere Höfe bis zu einem gewiſſen Grade ab, und ſuchte es zugleich bey ihnen zu vermindern: er führte ſeine Unterhandlungen in der Hauptſache ſelbſt, und hielt ſeine Miniſter und Geſandten durch ſeine Aufſicht im Zaume. Nicht durch deſpotiſche Eingriffe in einzelnen Fällen, ſondern durch die Wirkung des Beyſpiels eines ſelbſtdenkenden Fürſten auf die Richter, durch allgemeine Reformen befreyte er das Recht von den überflüſſigen Formalitäten der Gerichtshöfe. Den Betrachtungen über Friedrich's Gleichgültigkeit gegen Satyren und Pasquille, deren Gegenſtand ſeine Perſon und Regierung waren, dient zur Einleitung die Bemerkung, daſs kein gefährlicherer Act des Deſpotismus, kein ſchlüpfrigerer Punct für jede Regierung, in Deſpotismus auszuarten, je geweſen, als die Beſtrafung derjenigen Beleidigungen, welche die Ehre des Regenten angreifen, weil hier die ſtrafbaren Verbrechen auf keine Weiſe genau definirt werden können. „Daher ſtellt Tacitus die Ausdehnung oder die Einſchränkung der Liſte der Vergehungen, die von den erſten römiſchen Kaiſern unter die Majeſtätsverbrechen gerechnet wurden, als das Barometer von dem Grade der Freyheit oder der Knechtſchaft vor, welche jeder Regierung eigen war." S. 281.

Im erſten Abſchnitte des zweyten Theils der *Fragmente*, welcher den religioſen Charakter des Königs betrifft, finden wir das ſehr wahre Reſultat, daſs dieſer mit ſeinem eigenen Syſtem in der Religion nicht völlig ins Reine gekommen war, wie auch mit ſeinen Maximen über Duldung und Verbeſſerung des Fehlerhaften in den Religionen. Der Grundſatz aber ſtand immer bey ihm feſt, daſs der Staat niemanden wegen ſeiner Religion verfolgen und in der Ausübung derſelben einſchränken dürfe. Eben ſo frey

frey von Tadelſucht und Parteylichkeit iſt das Urtheil über Friedrich den Krieger und Feldherrn. Von den Eigenſchaften, deren der Heerführer bedarf, hatte er viele von Natur, mehrere durch ſeinen frühen Fleiſs, den er auf die Wiſſenſchaften wandte; einige erlangte er erſt nach und nach durch ſeine Feldzüge ſelbſt. Die Tapferkeit des groſsen Feldherrn, daſs man mitten in der Gefahr die Ruhe des Geiſtes ſich erhält, welche zum Ueberlegen und Beſchlieſsen nothwendig iſt, bildete ſich bey ihm nur nach und nach zur Vollkommenheit. Uebrigens iſt in der *Charakteriſtik* ein Zug aufgezeichnet, welcher beweiſet, daſs er als Prinz ſchon im Felde die kälteſte Ruhe bey Todesgefahr behalten konnte. Was ihn als Feldherrn ſo ſehr über ſeine Feinde erhob, war die Vereinigung eben derjenigen Geiſtesfähigkeiten mit wiſſenſchaftlicher Aufklärung, und mit Tugenden des Charakters, wodurch er der gute Verwalter ſeiner Finanzen und der gute Regent wurde. Unter den Fragmenten vermiſchten Inhalts zur Charakterſchilderung Friedrich's II ſind einige reich an feinen Bemerkungen. Der eigenthümliche und allgemein durchſcheinende Charakter des Verſtandes des Königs iſt geſunde Vernunft: nicht Tiefſinn, nicht ausharrende Meditation war ſeine Sache. S. 167. Th. 2. In der Maxime Friedrich's, daſs die Dümmſten die Ehrlichſten wären, ſprach wahre Menſchenverachtung, welcher er doch gewöhnlich nur bey einzelnen Menſchen, in einzelnen Geſchäften unterlag; bey ſeinen allgemeinen Anordnungen ſprang der Gedanke hervor, daſs eine gewiſſe Dummheit mit der Liſt wohl beſtehen könne, und bey einem natürlich hellen Kopfe einiges ſittliches Gefühl faſt unausbleiblich ſey. S. 185—88. In dem Abſchnitt über des Königs Geſchmack an der Natur und der Anmuth des Landlebens hat der Vf. eben ſowohl ſeinem eigenen Herzen, als dem Herzen Friedrich's ein ſchönes Denkmal geſetzt. Ein König, der jenen Geſchmack hegt, indem er mit Geſchäften des Ehrgeizes und berauſchenden Vergnügen ſeine Zeit ausfüllen könnte, verräth gewiſs Anlage zu Menſchenliebe und Tugend, und eben ſo gewiſs ſich ſelbſt genugthuende Gröſse. S. 228 u. ſ. w. In der Vertheilung von Belohnungen, Gnadengeſchenken und Ehrenzeichen für geleiſtete Dienſte, oder für ihm bekannt gewordene Verdienſte, ſchien der König bisweilen das zu ſeyn, was die Engländer *whimſical* nennen, und es ſich vorzunehmen, Erwartungen zu täuſchen u. ſ. w. S. 256. Wir können dieſe Winke über den Werth der Fragmente vermiſchten Inhalts nicht beſſer als mit folgender Stelle beſchlieſsen, welche der Erörterung des Gedankens Friedrich's angehört, daſs es unmöglich ſey, einer ganzen Nation oder ihrem groſsen Haufen eine vernünftige Religion zu geben, und ſie bey ihnen lange zu erhalten. S. 270. „Der König ſetzt zwiſchen den Einſichten der Führer, Geſetzgeber und Religionsſtifter eines Volks, und den Einſichten des Volks einen Unterſchied voraus, der in der Natur nicht vorhanden iſt. Jeder Weiſer wird erſt durch ſein Jahrhundert gebildet, ehe er daſſelbe bildet. Er kann durch die Stärke ſeines Geiſtes, oder durch glückliche Lage, die Alten glaubten, durch eine höhere Erleuchtung, begünſtigt, einige neue Wahrheiten finden, und einige angebetete Irrthümer verbannen. Aber gemeiniglich drückt er nur die Geſinnungen und Meynungen, die in dem vernünftigſten Theile der Nation ſchon herrſchen, kühner und deutlicher aus. So war es wenigſtens mit der Reformation, die uns am nächſten iſt, und die wir am beſten kennen.“

Die Betrachtungen über den literariſchen Charakter Friedrich's ſind reich an Nebenunterſuchungen, z. B. über das zweckmäſsigſte Studium der Geſchichte. Wir ſtimmen mit jenen ſowohl, als mit dieſen zu wenig überein, als daſs es uns hier der Raum erlaubte, ihnen zu begegnen. Ueber den Geſchmack des Königs möchten gleichfalls nicht alle ſo urtheilen, wie S. 124. „Das, was er in dem Werke des Geiſtes irgend einer Nation ſchon fand, war *gewiſs* ſchon: aber nicht alles war ſchlecht, was er verwarf.“ Ein Geiſt, auf deſſen Urtheil Ideenverbindungen und Erinnerungen ſo gewaltſam wirken, wie auf den König, hat ſelten ein reines Urtheil über äſthetiſchen Werth.

Einen groſsen Theil der Fragmente von *Garve* machen Vergleichungen Friedrich's II mit den römiſchen Kaiſern Hadrian und Marc-Aurel aus. Daſs Parallelen leicht von der Wahrheit abführen, iſt freylich keine ungegründete Behauptung; *bey einem* ſo milden und unbefangenen Schriftſteller *verſchwindet* dieſe Beſorgniſs. Aber es ſcheint, daſs der Witz, welcher Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten zwiſchen berühmten Menſchen aufſucht, mehr in Blitzen beleuchten muſs, als durch emſige Unterſuchungen aufklären. Der charakteriſtiſchen Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten giebt es doch nur eine geringe Zahl, und kräftig und ſchön geſagt, ſpringen ſie ſogleich in die Augen. Hier tritt noch die Unbequemlichkeit ein, daſs in den nachfolgenden Fragmenten die Erörterungen dieſer Vergleichung zum Theil wiederholt werden.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt a. M., in der Gebhard- u. Körberſchen Buchh.: *Beſchreibung einer Sammlung von meiſt vulkaniſchen Foſſilien, die Deodat Dolomieu im Jahre 1791 von Malta aus nach Augsburg und Berlin verſandte, mit verſchiedenen dadurch veranlaſsten Aufſätzen*, herausgegeben von *Karl Wilhelm Noſe*. 1797. 82 S. Fol.

Bey dem noch immer gährenden Streite der Neptuniſten und Vulkaniſten in der Mineralogie, iſt wohl nichts ſo ſehr geeignet, die wahren Geſichtspuncte, aus welchen vulkaniſche und nicht vulkaniſche Gegenſtände betrachtet werden müſſen, zu beſtimmen, die Vorſtellungen von der Entſtehungs- und Veränderungsart der in Zweifel gezogenenen Foſſilien allmälich

mälich zu berichtigen, und so endlich einem festen Ziele näher zu kommen, als fleifsige Beobachtung und Untersuchung derer Fossilien, welche in Gegenden vorkommen, wo noch jetzt vulkanisches Feuer wirksam ist, oder wo wenigstens die Spuren solcher Feuerwirkungen ganz unverkennbar sind. Unser Vf., welchem das mineralogische Publicum schon mehrere lehrreiche Schriften über diesen Gegenstand verdankt, nimmt in der vorliegenden Schrift, deren Veranlassung der Titel zu erkennen giebt, Gelegenheit, manches zu berichtigen und Winke zu neuen Ansichten zu geben. Wenn man nun auch nicht durchaus in allen Stücken dem Vf. beytreten kann; so ist doch nicht zu leugnen, dafs er seinen Gegenstand mit grofser Kenntnifs und von der rechten Seite angreife; denn Studium der Natur selbst im Grofsen und Kleinen mufs immer der einzige Leitfaden unserer Ideen und Theorien bleiben, wenn wir nicht, wie es leider in unsern Tagen nur zu häufig der Fall ist, blofs mit unstatthaften Hypothesen prunken wollen, denen der wahre Beobachter auf den ersten Blick den seichten Grund ansieht, auf welchem sie sich erheben. Der vom Vf. selbst näher bestimmten Beschreibung dieser Fossilien geht ein aus *Dolomieu's* französischer Handschrift übersetztes kurzes Verzeichnifs, und dann eine Einleitung in die Classification der zu beschreibenden Gebirgsarten voran. Hier bestimmt der Vf. zuerst den allgemeinen Charakter des Thongeschlechts, und schlägt dann den allgemeinen Namen *Thonstein* für alle die Steinarten vor, welche die angeführten Eigenschaften besitzen und nicht Feldspath oder Olivin eingemengt enthalten; denn die mit Feldspath gemengten Steine sind Porphyre, und die mit Olivin gemengten, Basalte. Basalt könne nämlich gar nicht bey oder unter den Thonstein geordnet werden, weil er zuweilen auch kieselartig, ja wohl gar, wie es schon Vermuthungen gebe, talkartig gefunden werde. Die thonsteinigen, hornsteinartigen oder kieselschieferigen Massen der Basalte gleichen wesentlich allen übrigen Fossilien, die denselben Namen führen, und müssen es auch, wenn die Prädicate gültig seyn sollen. Nach dieser Voraussetzung müfste also der Basalt nothwendig zu den gemengten Stein- oder Gebirgsarten gezählt werden, welches doch Rec. nicht statthaft findet, zumal da der Vf. selbst anführt, dafs Olivin, obgleich weit seltener, auch in andern Steinarten vorkomme, und da der Olivin in den Basalten oft in so geringer Menge vorhanden ist, dafs man in beträchtlichen Massen derselben gar keine Spur von Olivin antrifft. Ein Hauptunterscheidungszeichen einer Steinart mufs sich auch an jedem Handstücke derselben immer auffinden lassen; wie soll sonst derjenige, welcher nicht Gelegenheit hat, dasselbe an Ort und Stelle weitläuftiger und genauer zu untersuchen, wissen, was für eine Steinart es sey! Das Wort Basalt bezeichnet eine eigene ungemengte, von andern durch Bruch, Farbe, Härte u. s. w. verschiedene Steinart, welche freylich durch mehrere Abstufungen sich bald dem Thon, bald dem Kieselgeschlechte mehr nähern kann; aber doch nie in das letzte, und noch weniger in den Kieselschiefer selbst ganz übergeht, sondern immer in das Thongeschlecht gehört, was auch der Vf. in der Folge für seine Meynung sagen mag; wo er doch selbst anerkennt, dafs bey weitem die meisten Basalte ihrer Grundmasse nach zum Thongeschlechte gehören. Was Basalt genannt worden ist, und nach allen Kennzeichen — zum Kieselgeschlechte gehört, trug den Namen mit Unrecht. In der gleich folgenden tabellarischen Uebersicht findet man Basalte und Porphyre sowohl unter vulkanisirten und nicht vulkanisirten Fossilien aufgeführt. Auf diese Tabelle folgt die nähere Beschreibung der einzelnen Fossilien, mit gleich unter den einzelnen Numern angefügten Bemerkungen. *Trapp-Porphyr* heifst hier eine Basaltmasse mit Feldspath ohne Olivin. *Obsidian-Porphyr*, ein Obsidian mit Feldspathkörnern, welcher sich hier wieder durch Nr. 35. 88 u. 89. bestätigt. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Vf. auch des unbezweifelt eingesprengten Schwefelkieses in einem grofsen Stücke des isländischen Obsidians. An den vulkanisirten Basalten ist Porosität immer das Hauptkennzeichen. *Basaltporphyre*, welche Dolomieu *Porphyrlaven* nennt, kommen in ziemlicher Menge vor. Auf diese Beschreibungen folgen Betrachtungen und Folgerungen, welche vorzüglich aus der Frage fliefsen, was durch jene Beschreibungen für die Wissenschaft gewonnen sey: 1) *Die ausländische Nomenclatur betreffend;* hier zeigt der Vf., dafs *roche de corne* der Ausländer eigentlich das sey, was der Deutsche unter dem Ausdrucke basaltische Masse verstehe. Auch Wallerius verstehe unter seinem Corneus solche Fossilien, welche zu hart sind, um zu den Thonarten, und zu weich, erdig und matt, um zu den Hornsteinen gezählt werden zu können (bekanntlich darf jetzt nach Klaproth's Analyse des Demantspathes und Saphirs grofse Harte gar nicht mehr als ein ausschliefsliches Eigenthum der kiefelartigen Steine angesehen werden). Mit dem Worte *Petrosilex* bezeichne Dolomieu allermeistens Porphyre, jedoch von verschiedener Art: als Thon-, Dolomian-, Horn und Pechsteinporphyr; hiebey liege der Hauptbegriff des Hornsteins, als einer Mittelart zwischen Thon- und Kieselgeschlecht, zum Grunde. 2) *Die oryktognostische Bestimmung des Basaltes beziehend:* hier spielt, wie schon oben bemerkt, der Olivin als Gemengtheil eine zu grofse Rolle. Der Vf. hat nach der angenommenen Charakteristik *Thon-*, *Thonstein-*, *Kieselschiefer-*, *Obsidian-*, ja sogar *Feldspath-Basalt:* letzter nämlich mit sehr vielem derben Feldspathe; *Obsidian-Basaltporphyr*, wenn dem so bestimmten Basalte noch krystallinischer Feldspath beygemengt ist. 3) *Die geognostischen und ursachlichen Verhältnisse einiger Fossilien betreffend:* das Stück Nr. 89. der Sammlung: schwärzlichgrauer, ziemlich stark verschlackter Obsidianporphyr, mit weifsem, sehr kleinen Feldspathe, gar einzelnen gelben und grünen Olivin, nebst eingemengten Basaltbrocken von der Insel Vulkano, zeige das jüngere Alter einiges Obsidians in Bezug auf einigen Basalt. Der Vf. giebt

bey dieſer Gelegenheit einige ſehr gute Winke, wie man bey Erforſchung des relativen Alters mehrerer Foſſilien zu verfahren habe; und Rec. ſtimmt ihm in der Behauptung des ſehr verſchiedenen Alters der Baſalte vollkommen bey. 4) Vom *Dolomian-Porphyr.* Dolomian nennt der Vf. alles, was durch Einwirkung eines natürlichen oder künſtlichen Feuers zu Bimſtein werden kann; unter die generiſche Benennung ordnet er als Arten ganz verſchiedene Foſſilien, und daher entſteht *Pechſtein-Dolomian*, *Prehnit-Dolomian* u. ſ. w. Rec. befürchtet, daſs dieſe vielen neuen zuſammengeſetzten Namen in der Folge zu mancher Verwirrung Anlaſs geben werden. Den Namen Dolomian giebt der Vf. jetzt den meiſten ſeiner ehemaligen Deodatite (S. Niederrhein. Reiſe). Wer ſteht uns dafür, daſs in der Folge nicht der Vf. oder ein anderer auch den Namen Dolomian wieder mit einem andern vertauſcht? — Die Trennung mancher bis jetzt für gleich gehaltener Arten kann allerdings nützlich ſeyn; aber wozu die ewig neuen Namen? — Sehr nöthig iſt die Unterſcheidung der von manchen unter dem Namen Pechſtein begriffenen verſchiedenen Foſſilien, wenn ſie nämlich nicht vor dem Löthrohre leichtflüſsig ſind; denn dieſe Eigenſchaft iſt für die eigentlichen Pechſteine bezeichnend. 5) *Ueber die Kenntniſs des Pyrotyps an vulkaniſirten Foſſilien:* hier zeigt der Vf. manche Vortheile ausführlicher, welche die Beobachtung der Sammlung veranlaſste. Gute Winke über die Unterſcheidung des Pyro- und Hygrotyps, welche in manchen Fällen freylich ſehr ſchwierig iſt. 6) *Vergleichung des Zuſtandes der hephaſtologiſchen Mineralogie bey einigen Nationen:* Italiener, Franzoſen und Deutſche kommen hier vorzüglich in Betracht; doch dürfen die Leſer keine ausführliche Geſchichte dieſes Theils der Wiſſenſchaft erwarten. Der Vf. ſucht vorzüglich zu beſtimmen, was der Deutſche thut, oder wenigſtens thun ſollte. 7) *Von der mineralogiſchen Hephaſtologie überhaupt:* Der Vf. ſtellt hier nach Principien der kritiſchen Philoſophie den genauen Begriff der ächt wiſſenſchaftlichen Lehre von den vulkaniſirten Foſſilien auf. Im Beſchluſſe erfahrt der Leſer noch, daſs der Vf. auf einer Reiſe nach Augsburg bey ſeinem Freunde Hr. v. *Cobres*, die dieſem von Dolomieu geſchickten Foſſilien ſah, und ſich dieſelben nachher auf eine Zeitlang zum nähern Studium ausbat, wo ſie von dem den Wiſſenſchaften und ſeinem Freunde gern dienenden Hn. v. C. nach Elberfeld, dem Wohnorte des Vfs., geſandt wurden. Den Beſchluſs machen *literariſche Beredungen*, wo der Vf. Stellen aus Dolomieu's, Spallanzanis, Reuſs, Sauſſüre's, Kirwan's, Senebier's und Crell's theils commentirt, theils nur darauf hinweiſt, ferner *chemiſche Aufſchlüſſe*, wo das Miſchungsverhältniſs von Halbopal, Obſidian, Pechſtein, Bimſtein, Puzzolane und Eiſenſchlacke angegeben und verglichen, auch wahrſcheinlich gemacht wird, daſs der blaſige Bimſtein meiſtens aus Pechſtein, der faſerige aus Obſidian entſtehe, und endlich ein *Nachtrag zu den chemiſchen Ausſagen über die Miſchungsverhältniſſe der Bimſteine*, wo mehrere Bimſteine den Beſtandtheilen nach verglichen werden. Klaproth's neue Analyſen des Bimſteins, welche auch auf des Vfs. Veranlaſſung von *Stucke* nach derſelben Manier und mit gleichem Erfolge wiederholt wurden, verändern in Rückſicht der aufgefundenen Aehnlichkeiten der Beſtandtheile der mit dem Bimſteine verwandten Steinarten im weſentlichen nichts, denn bey gleicher Zerlegungsmanier werden auch dieſe ähnliche Beſtandtheile liefern. Ganz offenbar beſtätigt ſich dies durch die Analyſe des Halbopals (Klaproth's Beytr. 2. Th.), welcher nur ungleich weniger Alaunerde, übrigens aber eben die Beſtandtheile als der Bimſtein enthält. Dieſe Analyſe konnte dem Vf. damals noch nicht bekannt ſeyn. Mit lobenswürdiger Freymüthigkeit ſagt der Vf. noch, daſs der von ihm ehemals ſogenannte Deodatit nichts anders als gemeiner Pechſtein ſey.

Halle, b. Dreyſsig: *Abbildungen einiger ſchönen Vögel nebſt Beſchreibung ihrer Lebensart.* Siebentes Geſchenk für die Jugend. *Ohne Jahrszahl.* 71 S. Text, 11 Blätter mit illuminirten Holzſchnitten und 1 illuminirten Kupfer in Octav. (12 gr.)

Die von dem Verleger gelieferten Zinnfiguren, zu deren ſiebenten Lieferung wahrſcheinlich dieſer Text gehört, waren, wenigſtens was die erſten Lieferungen betrifft, die Rec. geſehn hat, bey weitem beſſer, als die hier mitgetheilten elenden Abbildungen, und das wird auch wohl mit der ſiebenten Lieferung der Zinnfiguren der Fall ſeyn. Der Text, bey welchem, wie es auch die Vorrede angiebt, vorzüglich Göze und Bechſtein benutzt ſind, wird den Kindern, für welche er beſtimmt iſt, eine nützliche und angenehme Unterhaltung gewähren. Er beſchäftigt ſich nicht nur bald kürzer, bald ausführlicher mit den hier abgebildeten Vögeln, ſondern liefert auch einige allgemeine Betrachtungen über die ganze Claſſe derſelben. Statt des Condors iſt die Abbildung des Haſengeyers geliefert, welches doch nicht gut iſt, da es die Kinder zu unrichtigen Begriffen veranlaſst.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyer'schen Buchhandl.: *Versuch einer moralischen Einleitung in das neue Testament für Religionslehrer und denkende Christen.* Von *Immanuel Berger.* Dritter Theil. 1798. XVI. u. 494 S. 8.

In der Vorrede zu diesem dritten und letzten Theil erklärt sich der Vf. deutlicher über den Titel, welchen manche Recensenten nicht ganz angemessen gefunden haben, und über den Zweck seines Werkes. Er unterscheidet seine Einleitung von einer allgemeinen, und nennt sie moralisch, weil er eine Anweisung zu geben versucht, das N. T. in Rücksicht auf Moral richtig zu verstehen, zu beurtheilen und anzuwenden, da hingegen eine allgemeine Einleitung aus allen Wissenschaften schöpft, die damit in Verdung stehen, und sich auf alle Zwecke desselben bezieht. Er hat sein Buch zunächst für Religionslehrer und denkende Christen bestimmt, wie der Titel zeigt. Jenen *soll eine so viel* als möglich vollständige Uebersicht aller moralischen Lehren des N. T. gegeben werden, nebst Anleitungen, sie für unser Zeitalter richtig anzuwenden. Er hat sich daher besonders Mühe gegeben, den eigenthümlichen Sinn jeder moralischen Stelle deutlich zu entwickeln, so dass es dem Prediger leicht werden muss, das analytische Thema, welches in ihr liegt, zu finden, und bey einigem Nachdenken auch synthetische Themata nach einer richtigen Ideenverbindung damit zu verknüpfen. Für denkende Christen soll diese Schrift die Stelle eines Erbauungsbuches vertreten. Hiemit entschuldiget er manche Wiederholungen der nämlichen Sachen, welche doch vielleicht hätten vermieden werden können, wenn der Plan etwas anders angelegt worden wäre. Indessen wollen wir mit dem Vf. um so weniger hierüber streiten, da doch auch für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt ist. Dieser Theil, womit dieses nützliche Werk beschlossen wird, enthält die Briefe Pauli, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Paulinische Moral. Nach unserer Einsicht hat der Vf. den Sinn des Apostels meistentheils richtig getroffen; aber auf manche Erklärungen dürfte doch sein System Einfluss gehabt haben. Dahin gehört die Uebersetzung der Stelle Röm. 3, 21—28. nach welcher der grosse moralische Werth des Glaubens an Jesum, welchen Paulus empfiehlt, *blos* darin bestehen soll, dass er den Menschen tugendhaft macht, weil Jesus den Menschen die reinste Tugendlehre mitgetheilt hatte. Die vieldeutigen Ausdrücke δικαιοσυνη, δικαιος, δικαιειν sollen in allen diesen Stellen durch *Tugend, tugendhaft, tugendhaft machen* übersetzt werden. Er bekennet zwar selbst, dass diese Bedeutung Kap. 4. nicht ohne Schwierigkeit angenommen werden könne, weil λογιζεσθαι, welches oft damit verbunden wird, nicht recht dazu zu passen scheint; meynt aber die Schwierigkeit könne leicht gehoben werden, wenn man statt λογιζεσθαι jedesmal γινεσθαι setze, welches Paulus Kap. 2, 25. 26. damit verwechsele. — Dies scheint aber der Zusammenhang, in welchem jene Ausdrücke vorkommen, schlechterdings nicht zu erlauben, wie der Vf. vielleicht selbst einsehen wird, wenn er das 3te und 4te Kap. nochmals im Zusammenhange liefet. Die Lehre Pauli von der Vergebung der Sünden, und von der Begnadigung der Menschen durch Christum ist der Moralität nicht nachtheilig, wenn sie richtig verstanden wird. Man darf nur nicht vergessen, dass seine Briefe zunächst an solche Christen gerichtet sind, die erst vor Kurzem aus dem Judenthum oder Heydenthum zur christlichen Religion übergegangen waren. Diese hatten bisher allesammt geglaubt, ohne Opfer und Cerimonien könne Gott nicht versöhnt werden. Der Apostel erklärt sie für entbehrlich, und fodert von den neubekehrten Christen vor allen Dingen ein zuversichtliches Zutrauen zu Gott, dass er den Sündern, die ihre Vergehungen bereuen, und sich zu bessern gedenken, ohne Opfer und andere dergleichen Anstalten, folglich auch ohne Beobachtung des Mosaischen Ceremonialgesetzes verzeihen werde. Aus diesem Glauben entspringt dann, nach der Lehre des Apostels, die kindliche Gesinnung gegen Gott, nach welcher der begnadigte Christ seine Pflichten nicht mit ängstlicher Furcht, sondern aus Liebe, und aus reinen, edlen Absichten zu erfüllen strebt. Kap. 5, 1. 2. Wenn das seine Meynung nicht gewesen wäre; so hätte er nicht nöthig gehabt Kap. 6. gegen den Missbrauch zu protestiren, den man von seiner Lehre von Begnadigung und Vergebung der Sünden machen konnte. — Was der Vf. bey Gelegenheit der Stelle 1 Kor. I, 17. — II. *Ueber das Verhältniss des Christenthums zu menschlicher Weisheit und über den Stolz auf die letztere sagt*, verdient beherziget zu werden. Den sogenannten Brief an die Hebräer hält er für eine Rede, welche von irgend einem der ersten christlichen Lehrer, vielleicht, wie die gewöhnlichste Meynung ist, von Paulus, in einer christlichen gottesdienstlichen Versammlung zur Erbauung gehalten worden ist. Da diese Meynung vielen Einfluss auf die richtige Beurtheilung dieser Schrift selbst hat; so wiederholt er die Gründe für die-

dieſelbe, die er zuerſt in einer Abhandlung in der *Göttingiſchen Bibliothek der neueſten theologiſchen Literatur* Bd. III. St. 3. vorgetragen hat. — Dieſer Meynung ſcheint nichts in dem ganzen Schreiben zu widerſprechen, als der Schluſs Kap. 13, 22. wo es heifst: „*Ich ermahne euch, meine Brüder, nehmt die Erbauungsrede wohl auf; denn ich habe euch einen kurzen Brief geſchrieben.*“ Dieſe Schwierigkeit kann aber, wie er bemerkt, gehoben werden, wenn man annimmt, dafs ſich dieſe Worte auf einen kurzen Brief beziehen, welcher der Rede beygefügt wurde, und welcher die Nachricht enthielt, wo, wann, von wem, und bey welcher Gelegenheit ſie gehalten worden ſey. Dieſer Brief gieng frühzeitig verlohren, und daraus lafst es ſich erklären, wie es zugieng, dafs uns alle weitere Nachrichten von dieſer Schrift fehlen. Die Unterſchrift kann keine Einwendung gegen dieſe Behauptung ſeyn, da dieſe Unterſchriften bekanntlich unächt ſind. — In den angehängten *allgemeinen Bemerkungen über die Pauliniſche Moral* wird über die Geſchichte Pauli in Rückſicht auf ſeine Moral, und über den Charakter dieſes Apoſtels, als Lehrers der Moral, viel Gutes geſagt, wobey ſich der Vf. den Herrn *C. R. Niemeyer* (in ſeiner Charakteriſtik der Bibel) zum Führer gewählt, jedoch vorzüglich auf ſolche Puncte aufmerkſam gemacht hat, die dieſer unberührt lies. — Es ſind übrigens einige Druckfehler ſtehen geblieben, welche wohl hätten angezeigt werden ſollen, wegen angehenden Theologen, die das Buch leſen, und mit der neueſten theologiſchen Literatur nicht hinlänglich bekannt ſind. S. 116. *) werden *Peleys horae Paulinae*, und *Thilemann's diſſ. de eruditione Pauli* etc. angeführt. Es ſoll heifsen: *Paleys* und *Thalemanns*. S. 481. *) ſteht *Paleg* an ſtatt *Paley*. S. 163. heifst es: in unſern Moralen ſucht man zu demonſtriren, dafs die *Bigamie* die einzig rechtmäfsige Art der Ehe ſey. Es ſoll wohl heifsen: *Monogamie*.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Marie Müller.* 1799. 388 S. 8.

Marie Müller, die einzige Tochter eines alten Bürgers, wohlhabend genug, um die Entwicklung ihrer Schönheit, ihres talentreichen und gefühlvollen Sinnes nicht durch Dürftigkeit beſchränkt zu ſehen, zeigte in ihrem ganzen Weſen jene reine Innigkeit der unverdorbenen und doch gebildeten Natur, die unwiderſtehlich zum Herzen dringt. Sie verſprach ihre Hand ihrem Vetter Ludewig, einem offenen, redlichen Jüngling, welcher mit ihr aufgewachſen war. Achtung zog ſie zu ihm hin, und die Unwiſſenheit ihres unbefangenen Herzens, das die Liebe noch nicht kannte. Wie wenig ſie Leidenſchaft für ihn fühlte, verrieth ſie ſchon, indem ſie ſelbſt ihn vor ihrer Verbindung noch in die Welt hinausdrängte. „O ich weifs wohl, ſagte ſie, wie Dir zu Muthe war, wenn wir ſo Sonntags hinaus an den Fluſs gingen, und die Gegend breitete ſich weit und fruchtbar vor uns aus; wie Du dann hinſtarrteſt, mit unbeweglichen Augen, und mich oft fragtſt, ſehon als wir noch Kinder waren, ob ich mich nicht auch hinüber ſehnte über die blauen Berge, wie Du? Oder wenn wir in der Ferne ein Poſthorn blaſen hörten, wie Dich das ergriff! Oder wenn ein leichter Reiſewagen an uns vorüberrollte; — da ward Dirs ſo eng um die Bruſt, und Thränen ſtanden Dir oft in den Augen, dafs mir's nur ſelten gelang, mit aller meiner Liebe Deinen finſtern Unmuth zu zerſtreuen? Geh, ſieh Dich noch ein paar Jahre um, und dann — Ihre Worte verloren ſich in einen leiſen Seufzer, und eine leichte Röthe flog über ihr Geſicht.“ S. 7. 8. Ein Ideal hatte ſich ihre Einbildungskraft in einſamen Stunden gebildet, und demſelben war ihre ſtille Liebe geweiht: ſie duldete nur die Zärtlichkeit Ludwigs. Ihre Gedanken über die Zukunft unterbricht der Vater, indem er ſie hinabſehen heifst, wer der Herr ſeyn möge, der vorüber reitet. Sie ſah einen jungen ſchönen Mann, der einem Armen mit einer Leutſeeligkeit im Ton und Blick, die *ſein* Geſchenk noch übertraf, ein Goldſtück vom *Pferde* zuwarf... „Er ſchien ſechs oder ſieben und zwanzig Jahr alt zu ſeyn, hatte eine ſchöne Figur voll Anſtand und Würde, Augen, in denen eine ſanfte Schwärmerey mit jugendlichem Feuer ſich ſtritt, Lippen, auf denen der mildeſte Ernſt mit dem frohen Lächeln der Jugend ſich paarte, eine Stirn, ſtolz und leicht empört, und regelmäfsige Züge, durch eine ſanfte Melancholie verſchönert. *Mit wilder* Anmuth flogen die feidnen Locken *um ihn her*, und kühn und gebieteriſch wölbten ſich die dunkeln Augenbraunen über den ernſthaft lächelnden Blick.“ S. 11. Marie hatte ihr Ideal jetzt in der Wirklichkeit geſehen, und die engliſche Dogge des Jünglings, die ſich verlaufen hat und von ihr aufgenommen wird, giebt Gelegenheit zur unſeeligen Bekanntſchaft zwiſchen der Jungfrau und dem ſchönen Ritter, einem Grafen Wodmar. Er kam geſpannt durch das Lob, welches ſein Kammerdiener, der den Hund aus Müller's Hauſe geholt hatte, der Schönheit und Anmuth Marien's zollte. Vergebens kämpfte ſie wider die Leidenſchaft. Sie fühlte jetzt erſt den Werth des Lebens, da die Liebe es in den ſchönen Schatten ihrer Myrthen nahm. Aber ihre Tugend widerſtand dem Plane des Grafen, der ſchon verſprochen mit einer Gräfin, die er nicht kannte, und hingeriſſen von Liebe zu Müller's Tochter, der Gemahl von jener, in der ſüſseſten Verborgenheit der Geliebte von dieſer ſeyn wollte. Sobald Marie eines ſolchen Planes kundig war, beſchlofs ſie, den Geliebten nie wieder zu ſehen, aber auch zugleich ihren Ludwig nicht zu betrügen. Er verdient, ſagte ſie zum Vater, ein freyes, ganzes Herz, ein Herz, noch nicht von Gram zerriſſen, noch nicht von fremder Liebe erfüllt. Unterdeſs hatte Wodmar Nachricht von ſeinem Vater bekommen, dafs er binnen zwey Monaten mit ſeiner Braut vermählt werden ſolle... Er reiſete ab mit dem feſten Vorſatze, Mariens Andenken in ewige Vergeſſenheit zu begraben.

Als

Als sein Wagen durch die Vorstadt an ihrem Hause dahin flog, und an der Gartenmauer vorbey, über welche die dunkeln Linden flüsternd sich beugten, die in jener glücklichen Nacht ihn und seine Marie in ihren vertraulichen Schatten nahmen; da ward ihm das volle Herz so gepresst, und noch einmal empörte sich laut sein Unmuth gegen ihre strenge Tugend." S. 70. 71.

Gräfin Josephine, welche ihm zur Gemahlin bestimmt war, hatte ihre Jugend in der Kostschule einer edlen Wittwe verlebt, an welche sie sich mit Innigkeit anschloss. Der Sohn derselben, August Wilmuth, ein Officier in der ersten Blüthe der Jugend, von angenehmer Gestalt, ohne schön zu seyn, denn sie trug den Stempel der Güte und des Edelmuths, war Josephinens Lehrmeister im Zeichnen. Sie fühlte ruhiges Wohlwollen gegen einander bis zu der Stunde, da die Gräfin dem Jüngling gegenüber sass, welcher ihr Bild malen wollte. Mit zarten Zügen ist hier beschrieben, wie sich ihre Leidenschaft offenbart, und Josephine, von Liebe in ihrem ganzen Wesen durchdrungen, tritt mit ihrer schönen Festigkeit bestimmt vor unsere Augen, wenn wir sie mit thränendem Blicke sagen hören: „So lange der Segen meiner Aeltern den Bund nicht heiligte, den mein Herz geschlossen hätte; so lange würde mich selbst die zärtlichste Liebe nicht zurückhalten, ihn wieder zu brechen." August hatte sein Urtheil vernommen; aber wie oft wehte zwischen den beiden Geliebten noch der Sturm der Leidenschaft, ehe die Gräfin durch einen Brief der Mutter zum Tage der Hochzeit gerufen wurde.

Wodmar kam ihr entgegen. Beide so schön und geistreich und gefühlvoll, und unglücklich durch ihre Verbindung mit einander! Sie nahten dem Schlosse der Aeltern Josephinens... „Die Sonne loderte eben im Abendroth hinter dem waldigten Gipfel der westlichen Anhöhe, als sie ankamen. Noch spiegelte sich die sterbende Gluth in den grossen Bogenfenstern, die wie brennende Spiegel aussahen, und eine sanfte Rührung ergriff Josephinen beym Anblick der stolzen Gebäude, die im milden Abendlicht vor ihr lagen. Eine grosse Anzahl von Bedienten empfing sie mit einer so schüchternen Ehrfucht, dass sie daraus sehr leicht auf die Art ihrer Aeltern, mit ihnen umzugehen, schliessen konnte. Wodmar leitete ihre wankenden Schritte zu einem Saal, wo die ganze Familie beysammen war." S. 170. 171. Josephine kniete vor ihrer Mutter und benetzte die Hand derselben mit den Thränen des Wiedersehens. Die Blicke ihres Vaters waren finster. Sie hörte nachher von ihrer Mutter, dass er mit ihrer Art sich vorzustellen nicht zufrieden gewesen, die auch etwas Romaneskes durch die bürgerliche Erziehung bekommen habe, deren Rost sich bald abreiben werde. Josephinens Schmerz war unendlich; das Geständniss ihrer Liebe entfuhr ihr, und ward mit Staunen und Verachtung von der Mutter aufgenommen. Ihr Gram und die Ursache desselben entgingen nicht ganz Wodmars Blicken; aber die Gewalt der Convenienz und die Schönheit seiner Braut betäubten dennoch die Liebe, die in seinem eignen Innern sprach. Nach der Verheyrathung beschloss Josephine auf den Gütern zu leben; ihrem Gemahl klopfete das Herz vor Sehnsucht nach der Stadt, wo Marie lebte. Der Vater dieser letzten war gestorben; sie wohnte mit einer Muhme, einer Stickerin, zusammen. Der Anblick des Geliebten weckte in ihr wiederum die volle Flamme der Leidenschaft. Voll Reue beschwor er sie, nun in eine rechtmässige Verbindung mit ihm zu treten, weil er nicht ohne sie leben möge; eine heimliche Heyrath, ein verborgnes Leben auf einem abgelegnen Gute wären aber nothwendig bis zum Tode seines Vaters. Auf einem prächtigen Landgute geschah durch einen Betrüger die Trauung; dann fuhren sie nach Nesselfeld, dem Orte, wo Marie leben sollte... „Es lag nur sechs Meilen von jenem Gute, aber immer einsamer wurde der Weg, der über unfruchtbare Haiden und steinigte Felder führte. Endlich, als die öde Gegend immer flacher und flacher wurde, sahen sie es schon weit aus der Ferne liegen; denn es war das einzige Haus, welches das Auge auf der ganzen, leeren, mit Getreide sparsam bebauten Ebene erblickte. Einige wilde Kastanienbäume, deren Grün noch nicht erwacht war, warfen den Schatten ihrer unbekleideten Aeste auf den Hofraum, und an der grauen, halbbemoosten Steinwand schlängelte sich der gesellige Epheu empor. Sie stiegen ab, der Kastellan des Schlosses empfing sie, und öffnete ihnen die Zimmer, die für sie bereitet waren. Ausser ihm und dem Schlossgesinde gab es meilenweit kein lebendiges Wesen in der Gegend." S. 228. 229.

Mit den lieblichsten Farben ist das Leben der Liebenden an dieser einsamen Stätte geschildert, über welches nur Wodmars Gefühl seines Verbrechens bisweilen eine Wolke führte. Er schied endlich... „Selbst auf der Staubwolke, hinter der sein Wagen verschwand, verweilte noch lange, ihr Blick..." Er kam zu Josephinen. Der Ernst, die Trauer in seinem Wesen und seinen Zügen, die Aussicht, bald Mutter zu werden, der Nebel, welcher sich, allmälig über ihre Leidenschaft gezogen, alles trug dazu bey, ihn ihr werther zu machen. Sie schenkte ihm einen lieblichen Knaben. Zwischen zwey holden weiblichen Wesen stand er mit schwarzem Bewusstseyn. Im Herbst bereifste er seine Güter in Gesellschaft Josephinens. Zu Wodmershausen, auf dem Gute, wo Marie betrogen war, liess er sie, um allein zu dieser zu reiten, die er in vier Monaten nicht gesehn hatte... „Er traf sie am Klavier an; aber sie spielte nicht mehr, sondern schlug nur mit der einen Hand zuweilen einen schwermüthigen Ton an, indess ihr Auge mit dem reinsten Ausdruck des Verlangens auf dem Bilde ihres Karls verweilte, das ihr gegen über hing. Ein einziges Licht erhellte sparsam das Zimmer; sie hatte es so gestellt, dass nur

die Züge ihres Wodmars von seinem matten Schimmer beschienen wurden, und alle übrigen Gegenstände in einer holden Dämmerung schwammen. Leise hatte er die Thür geöffnet, leise sich unter dem heftigen Klopfen seiner Brust ihr nahe geschlichen, und nun, da er sie so tief mit sich beschäftigt sah, konnte er sich nicht länger halten, und schloss sie mit dem Ausruf: Liebste, beste Marie! fest in seine bebenden Arme." S. 258. 259.

Spät im Herbste, da Josephine ihren Gemahl aus der Stadt zurück erwartet, beschliesst sie ihm entgegenzureisen. Eben dadurch, dass sie die Unbequemlichkeiten, welche nach seiner Schilderung mit einem Aufenthalt zu Nesselfeld verbunden waren, nicht achtet, nur um ihm so viel näher zu seyn, will sie ihm ein Zeichen ihrer wachsenden Neigung geben. Die schreckliche Entdeckung wurde gemacht. In der Scene derselben sind die Charaktere Josephinens und Mariens besonders fein gehalten. Diese letzte beschloss, sich plötzlich, und ganz von dem Verführer loszureisen, und von einer Geldsumme, ihrem väterlichen Vermögen, zu leben. Die Briefe des Grafen hinterliess sie der Gräfin, als eine Rechtfertigung ihres ehemaligen glücklichen Wahnes... „Unbemerkt schlich sie in dunkler Nacht die Treppe hinunter, und zum Hause hinaus. Noch einmal blickte sie zurück, nach den düster erleuchteten Fenstern ihres lieben unvergesslichen Zimmerchens. Ach ein matter Schein stahl sich durch den dunklen Epheu, der es mit treuer Anhänglichkeit umgab, und zitterte herab auf den bereiften herbstlichen Boden. Unwillkürlich musste sie an alle die seeligen Stunden denken, die sie innerhalb seiner traulichen Mauern an der Seite ihres Wodmars verlebt hatte, und vor dem Wonnegefühl der Erinnerung verstummten noch einmal ihre Schmerzen, um dann desto heftiger zu toben. Ein paar Thränen stiegen in ihr Auge, und rasch wandte sie sich um. Fort, fort, sagte sie zu sich selbst, und die ganze Grösse ihres Unglücks überfiel sie jetzt; — o dass sich meine Vernunft mit meinem Glücke verloren hätte." S. 290. 291.

Erschöpft sank sie endlich nieder. „Ihre Gedanken fingen an sich dunkel in einander zu mischen, und sie glaubte den Abendwind ihres Lebens wehen zu hören." Sie ward am Morgen von einem Kärner gefunden, welcher sie mit sich nahm; einige Tagereisen machte sie in seinem Fuhrwerke. Der Kärner, sein häusliches Leben, die Art, wie Marie in dasselbe aufgenommen wurde, haben eine schöne idyllenartige Wahrheit. In der Nähe dieser Heimath lebte ein junger Förster, kein anderer als Ludwig. Er war mit einem Prinzen auf eine Reise gegangen, und hatte nach kurzer Zeit von demselben seine gegenwärtige Stelle erhalten, damit er glücklich mit seinem jungen Weibe leben könne. Welche Veränderung, als er in Mariens Arme eilen wollte! Durch einen zurückgelassnen Brief derselben bekam er Aufschluss über alles; aber die Kunde, welche er von Wodmars Verheyrathung mit Josephinen erhielt, liess ihn ahnden, wie ungeheuer die arme Marie betrogen seyn müsse. Er wollte hinfliegen und den Betrug entdecken. Aber dann sagte er zu sich selbst: Warum soll ich die goldene Täuschung vernichten, in der sie so selig schwärmt? Ach, sie würde doch an meinem Herzen keinen Ersatz finden, für den süssen Traum, aus dem ich sie weckte. Jetzt fand er sie, von Gram verblüht, und zwang sie, noch die Seinige zu werden, damit sie an seinem Herzen sterben könne. S. 358. „Schweigend und voll sanfter Wehmuth folgte Marie den grünen Spuren des Weges an seinem Arm, die sie gestern noch einsam betrat. Das volle, glühende Abendroth goss selbst auf die östlichen Wolken seinen reizenden Purpur aus; die Abendglocke tönte melodisch durch die stille Luft, die sie umgab, und schien ihr in dieser rosenfarbenen Minute der Nachhall ihrer ersten Jugend zu seyn, in der sie einst mit ähnlichen Aussichten, nur nicht so traurig, vor Ludwig stand."

Sie starb bald an Ludwigs Herzen; *in einen* Brief an Wodmar strömte sie kurz vor *ihrem Tode* noch einmal ihre Liebe aus. Schwer hingen Schicksal und Reue über dem Grafen. Josephine schied sich auf ewig von ihm, und fand ihr Glück in ihrem Sohn und im Zusammenleben mit der Wittwe Wilmuth, ihrem Freunde, dem einst geliebten August und der Gattin desselben, die seine Tugenden belohnte.

Ohne Zweifel verdanken wir einer weiblichen Hand dies Werk voll zarter Innigkeit und schöner Wahrheit. Es herrscht in demselben freylich keine genialische Erfindung; aber die einfache Geschichte entwickelt sich so leise, die Charaktere sind so ächt menschlich und lebendig gegriffen, durch so kaum bemerkbare Schattirung sind die Figuren doch in ihrer ewigen Natur so sehr von einander verschieden, und die Sprache ist so durchsichtig, so rosenfarben, dass der Genuss, welchen man hier gewinnt, durchaus lieblich seyn würde, wenn man nicht hin und wieder durch kleine Unbesonnenheiten im Ausdruck eine Störung empfande.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Müller: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek*, oder *Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften italienischer Aerzte und Wundärzte.* Herausgegeben von D. *C. Weigel.* Dritten Bandes. Erstes Stück. 1796. 254 S. Zweytes Stück. 245 S. nebst Register gr. 8.

Brugnone, über die Eyerstöcke und die gelben Körper. Auf einige Leichenöffnungen an Menschen und vielen an Thieren gestützt, behauptet er die Gegenwart der gelben Körper auch in unbefruchteten Weibchen. Auch in Mauleselinnen fand er sie. So sucht er ebenfalls die Meynung zu widerlegen, man könne aus der Zahl der gelben Körper des Eyerstocks wissen, wie viel Embryonen im Uterus seyen. *Palletta, über einige Krankheiten des Mastdarms.* — Gegen *Schrunden:* Erweichende äussere Mittel, Abschneiden des Zackensacks u. s. w., welches aber gegen bösartige Schrunden, die man nicht berühren darf, *nicht half.* — *Jücken am After;* es quält besonders des Nachts die wenig oder nicht menstruirten Frauenzimmer. Kömmt es bey Verheiratheten vor; so hält er sie für unfruchtbar und mit Krätzmaterie behaftet. Aeusserlich sieht man nichts. Er braucht im allgemeinen Blutigel an die Schaamtheile gesetzt, ganze Bäder und Schwefelsalbe in die Scheide gebracht; auch Eis. Das von Askariden verursachte wird, wie der Uebersetzer erinnert, zuweilen durch eingenommene Zinnfeile gehoben. — *Polypen* heilt der Vf. durch Abschneiden, so tief als möglich. — *Vorfall;* allerley Mittel, darunter kalte Klystiere, und Alaun mit Eyweiss geschlagen. (*Sempervivum minimum* hätte nicht durch *Hauslaub*, sondern durch *Mauerpfeffer* übersetzt werden sollen.) — *Proctalgie* (hier, vermuthlich als Druckfehler, *Protalgie.*) Ein merkwürdiger Fall. Der Schmerz verschwand beym Zutritt eines Wechselfiebers, kam aber nach dessen Heilung zurück. — *Skirrhen;* gewöhnlich unheilbar. *Brera, über den Weichselzopf;* pathologisch gut. *Marsili über die Fiebervertreibende Kraft der Datisca cannabina.* Dies grosse, in Candien einheimische, sehr bittere Kraut zeigte sich gegen Wechselfieber vorzüglich mit schwankendem Typus schon bey der ersten oder zweyten Gabe hülfreich (der Absud von vier Blättern oder zwölf Gran der Saamen.) Grünes Erbrechen, Purgiren und starker Harnabgang waren die sichtlichen Wirkungen. *Pennada über dieselbe Pflanze.* Er führt zwölf Fälle an, in deren sechsen sie half, und andern sechsen nicht. Im ersten Falle ward der Kranke gelbsüchtig und ödematös. Im vierten Falle hatte der Kranke zu viel genommen und bekam schreckliche Angst, Erbrechen einer zähen gelben Materie, zweytägige heftige Schmerzen in den Därmen und ungemein viel wässerige Stühle; das Fieber war weg, aber der Kranke blieb noch einige Zeit matt. Im sechsten; der Kranke ward wassersüchtig. Was diese Pflanze gegen Wechselfieber ausrichtet, scheint sie Rec. da zu thun, wo die Heilung durch Ausleerungen von oben und unten zu erwarten ist. *Spallanzani, künstliche Befruchtung einer Hündin*, die sehr vorsichtig von *Rossi* und *Branchi* angestellt ward und glücklich von statten ging. *Sografi, vorzüglichste Methode, die durch äussere Gewalt entblössten Schädelknochen zu behandeln.* Durch Anbohrung mehrerer kleinen Löcher mit dem Perforativtrepane. Sehr lehrreich. *Zusatz des Herausgebers, über die verschiedenen Knochenbohrer der Alten. Pennada, ein im Herzen gefundenes Geschwür.* (Ein Mann ward in die Brust geschossen, die Wunde heilte und er starb ein Jahr hernach an einer andern Krankheit. Bey der Oeffnung fand man die plattgedruckte Kugel in der vordern Herzkammer und die Wunde zugeheilt.) — Ein Frauenzimmer, welches lange an Herzklopfen, Engbrüstigkeit und Ohnmacht gelitten hatte, starb, und wie die Leichenöffnung zeigte, an einem grossen Geschwüre der linken Herzkammer. *Fiorati, anatomische Beobachtung.* Ein zwiefaches Loch in der Aorta. *Angeli, Heilkräfte der Arnika:* in einer Paraplegie von einem Falle; bey allgemeiner Schwäche und Zittern in den Gliedern von geistigen Getränken; in Schwäche der Nerven und Lähmung der untern Gliedmassen von gleicher Ursache; in Hemiplegie der Folge einer Apoplexie; in einer Paraplegie; in einer Paralysis der Folge eines Falles (wo aber auch Baldrian gebraucht ward); in der Hemiplegie einer Schwangern (wo doch auch Kamillenwasser und Vitriolspiritus zugesetzt ward); bey zurückgetretenen Blattern mit Convulsionen; in einem krampfigen Zusammenziehen der rechten Hand; in unvollkommner Amaurosis; in einem drohenden Brande am Arme (wo aber auch China gebraucht ward;) in einer Hydrosarkocele die in Brand überging; bey Ischurie und Abscess im Unterleibe (wo aber auch Mohnsaft zugleich angewendet ward.) *Angeli, eine steinige Zirbel.* Den vor dem Tode hergehenden heftigen Kopfschmerz, das Brechen, Irrereden, das rothe Gesicht, den sehr harten Puls und zuletzt den Lethargus hält er für Symptomen. *Angeli, von einer hartnäckigen convulsivischen Krankheit.*

Sein Verfahren ist gerade das Gegentheil von dem, wie man bey einer ähnlichen Krankheit (es waren Entwickelungsmolimina der Monatsreinigung) zu Werke gehen soll. Statt der grofsen Menge empirischer gemischter Mittel würden blos Fufsbäder von lauem Wasser das ganze Unglück abgewendet haben. *Zacchiroli, ein Blutspeyen.* Nach körperlicher Anstrengung entstanden, durch gelinden Druck auf das Brustbein erregbar und mit tonischen Krämpfen und Ekstasis begleitet. Doch ist noch viel anscheinend Fabelhaftes in der Erzählung. *Angeli, Husten und Anlage zur Lungensucht.* Er heilte dergleichen, aber mit zusammengesetzten Mitteln, da man dann nicht weifs, was eigentlich geholfen hat — ein Verfahren, welches auch in Deutschland als Seuche unter den niedern Aerzten grassirt. Doch ist die Aufmerksamkeit, die er auf die Krankheiten der Luftröhrendrüse erregt, auszuzeichnen. *Simonetti, Folgen von verschlucktem rothen Präcipitate.* Es war Ein Gran, der Brennen und Geschwulst im Schlunde, Geschwulst am Zahnfleische, Spannen im Magen, Erbrechen, Diarrhöe und endlich Speichelfluss verursachte, weil aufser Oel nichts Zweckmäfsiges angewendet worden war. *Zacchiroli, über die schwarze Krankheit des Hippokrates.* Hitzige Getränke und Gram (Rec. setzt hinzu; Zorn, Schreck) die anleitenden Ursachen, und remittirendes Fieber, stechender Schmerz in der Herzgrube, drückendes Kopfweh, Ohnmachten, kalter Schweifs, Sinnlosigkeit u. s. w. begleitende Symptomen. Er verwirft (ohne Ursachen anzugeben) die von *Arandiga* angerühmte versüfste Salpetersäure, und giebt doch selbst Hoffmannischen Geist, aufser Tamarindenmolken, erweichenden Klystieren und vegetabilischer, karger Kost. Doch hat er noch viel Nebenmittel. *Angeli, Gallensteine.* Das Dürandische Mittel hülfreich; in welcher Flüssigkeit er auch aufser dem Körper solche Steine zergehen sah. *Simonetti, eine Wassersucht;* mit Leichenöffnung. *Angeli, eine Dysurie*, deren Tödlichkeit von einem Gewächs in der Blase und einer Vereiterung der Nieren abhing. Die Harngänge und der Kopf wurden nicht untersucht!! *Foschini, ein Harnblasenstein.* Er wog 19¼ Unzen. *Brasanti, Operation eines eingesperrten Leistenbruchs.* Er schnitt 1½ Zoll des brandigen Darmes hinweg, vereinigte die beiden gesunden Enden mit der Kürschnernath, schob den Darm ein, verband trocken und die Kranke ward völlig hergestellt. Wahrhaftig alles Mögliche, wenn das Factum richtig ist! *Monti, Gebrauch der Erde gegen Flechtenausschlag und Vipernbifs.* Es war nicht gemeine Erde, sondern zertretener Estrich (also Gyps?) welcher mit Essig aufgelegt einen Ausschlag an der Stirne hob. Oefters aufgelegte Gartenerde heilte einen (scarificirten) Vipernbifs am Arme. *Palletta, Einfache Heilmethode des künstlichen Afters.* Ein Bauer hatte seinen künstlichen After mit einem Kissen einige Zeit hindurch verbunden; der heraushangende Darm hatte sich dadurch zurückgezogen und die Oeffnung war allmählich verheilt. Seitdem öffnet der Vf. bey der Operation der Brüche den Darm, schiebt ihn dergestalt ein, dafs die Oeffnung hinter der Bauchwunde zu liegen kömmt und verbindet einfach mit Scharpie in Wein getaucht. Oft ist die Genesung erfolgt, wovon er zwey Fälle erzählt. Bey dem einen erfolgte die Heilung in 80, bey dem andern in 20 Tagen; eine Bestätigung dessen, was wir Deutsche schon wissen. *Palletta, zwey von selbst erfolgte Einrenkungen des Oberarms. Genuardo, eine neue Art die Paracentesis zu machen.* Durch die Mutterscheide (von ihm zweymal glücklich angewendet) und durch den After (vorschlagsweise.) *Fabris, eine Hodengeschwulst.* Der 33 Jahre verhärtete Hode wog 1 Pfund und 7 Unzen. *Palletta, über die Articulation des Schenkelbeins.* In Absicht der Verrenkungen lehrreich.

Zweites Stück. Porati, Geschichte eines Nachtwandlers. Merkwürdig. Laue Bäder, Aderlafs, Abführungen schadeten auffallend. Anfänglich stellten ihn China und kalte Bäder her. Bey einem Rückfalle that China weniger als Eisen, und, als er wieder zurückfiel, auch dieses nichts und er mufste zu Laudanum und endlich zu Mohnsaft in Substanz (ein Quentchen auf die Gabe) seine Zuflucht nehmen. *Palletta, Behandlungsart vier von einem tollen Hunde gebissener Personen.* Durch Aetzmittel auf die Wunden und den innern Gebrauch der Tollkirschwurzel. Sie genafsen; aber ohne dafs man wissen konnte, ob sie ohnedies die Wasserscheu bekommen haben würden. Ein fünfter Fall, eben so, nur dafs er noch mehrere Mittel zu Hülfe nahm. *Alle solche* Vorbauungsfälle beweisen nichts. *Mescati, eine epidemische Kriebelkrankheit.* Die gute, kräftige Kost schien das Uebel zu mäfsigen; geheilt war aber damals noch keiner, auch nicht gestorben. *Vorschlag eines Arztes, die Kriebelkrankheit zu heilen.* Durch Einspritzung der zweckmäfsigen Mittel in eine Vene. So ward ein vom Vipernbisse schon asphyktischer Bauer durch Einspritzung von 16 Tropfen Hirschhorngeist schnell durch *Guazzi* gerettet. Etwas ähnliches sahe *Bastiani* und *Valisneri. Prinetti, Heilung einer Kothfistel.* Durch einfachen Verband binnen vier Monaten. *Moriggia, eine Nachtblindheit.* Die Pupillen mehr als gewöhnlich erweitert und bey mäfsigem Lichte unbeweglich. Der Dunst des kaustischen Salmiakgeistes half. *Marabelli, Untersuchung einiger durch Krankheit veränderter thierischer, besonders milchähnlicher Flüssigkeiten.* Das Extravasat einer am Kindbettfieber Verstorbenen verhielt sich chemisch gar nicht als Frauenmilch, und war vielmehr mit dem aus der Brust zweyer an Lungenentzündung verstorbenen Männer übereinstimmend. Mehr der Milch ähnlich fand er die eiterartige Flüssigkeit, die aus dem Nabel einer Wassersüchtigen flofs. *Pennada, Wasserscheu vom Stiche eines Insekts* (einer Wespe ähnlich.) Am vierten Tage nach dem Stiche (in die Gegend der Schilddrüse) brach die Wasserscheu aus und tödtete am neunten. Leichenöffnung. *Pennada, eine durch Zufall geheilte unheure Wassersucht.* Die Kranke, deren Unterleib 75 Zoll im Umfange hatte, fiel aus dem Bette, worauf sie

ſie öfteres Drängen auf den Harn bekam, wodurch in vier Tagen 384 Pfund weiſslichte, dickliche Flüſſigkeit (wie bey Abzapfungen) von ihr ging. *Pennada, eine neunjährige convulſiviſche Krankheit.* Merkwürdig! Acht Jahre lang waren täglich zwey Paroxismen, einer fünf Stunden vor, und einer ſechs Stunden nach Sonnenuntergang. Bäder von 16° bis 19° *Reaum.* Wärme brachten endlich die Heilung unter ſtinkenden Nachtſchweiſsen. *Buzzi, Leichenöffnung zweyer Gelbſüchtigen;* in Rückſicht der Farbe der Augenhäute angeſtellt. *Buzzi, eine Amauroſis durch Elektricität geheilt. Camera, ein Mädchen vom Bandwurme geheilt.* Eine *taenia lata* (15 Ellen lang) die durch Farnkrautwurzel und Purganzen abging. *Flajani, Nutzen des Kampfers bey Wunden.* In ſchlaffen groſsen Wunden mit Verluſt von Subſtanz ſtreut er mit Glück ein Pulver von Kampfer mit einer doppelten Menge Zucker abgerieben. *Flajani, Behandlung alter Fuſsgeſchwüre.* Wagerechte Lage der Füſse im Bette, Bahungen der Geſchwulſt mit Chinaabſud, Skariſiciren der Ränder, Verband erſt mit Semmelbrey, dann mit Queckſilberſalbe und die austreibende Binde hintennach. *Flajani, drey Beobachtungen.* Mangelnde Harnblaſe und Zeugungstheile. Eine in der Harnblaſe gefundene (verſchluckte) Haarnadel. Ein Stück Nagel, 1½ Zoll lang, in den Ballen der groſsen Zähe eingeſtochen und nach 23monatlichen, nicht ſehr beſchwerlichem Aufenthalte darin, ohne Eiterung wieder hervorgekommen. Ein durch die Harnröhre eingeglitſchter Ohrlöffel. *Pennada, epidemiſche Conſtitution in Padua von 1786 und 1787.* Unter andern ein herumgehender brandiger Rothlauf, wobey aber die Menge der Aderläſſe dem Kenner miſsfällt. *Palletta, über die Verengerung des Maſtdarms.* Oft entſtehe ſie bey einer Maſtdarmfiſtel, deren Operation auch die Verengerung zu heben pflegt, zuweilen ohne, zuweilen mit Anwendung der Erweiterungswieken. Eine, wie es ſcheint, ſpaſtiſche Strictur des Maſtdarms, durch genoſſene kleine Portionen Gefrornes und äuſserliche Auflegung des Eiſes auf den Unterleib gehoben. Eine Verengerung der Mutterſcheide. *Palletta, über die Skirrhen in den Brüſten und den Bruſtkrebs.* Durch viele erzählte Fälle ſucht er zu beweiſen, daſs in den meiſten Fällen, wo beſonders keine Localurſache ſtatt findet, der Krebs auch keine örtliche, ſondern eine Krankheit des ganzen Körpers ſey. Ihm ſcheinen weniger die Milchgefäſse, als die einſaugenden Gefäſse und das fette Zellgewebe zu leiden. Er nimmt gewöhnlich die Bruſtwarze bey der Operation mit hinweg.

Der Herausg. hat hier eine noch ſtrengere Wahl als in den erſten Bänden getroffen. (Nur einige Stücke von *Angeli* dünken Rec. der Aufnahme nicht ganz werth.) Auch dieſer Band hat ſehr viel theils durch die beygefügten praktiſchen, theils aber und vorzüglich durch die literariſchen Notizen gewonnen.

BERLIN, auf Koſten des Vfs. und gedr. b. Petſch: *Compendium ſyndesmo-oſteologicum* (beſſer *oſteo-ſyndesmolog.*) *für angehende Wundärzte*, zum Gebrauch und Nutzen ſeiner Vorleſungen entworfen, von *Ernſt Gotthilf Sonnenburg*, Dr. Leibmed. des reg. Herz. v. Braunſchw. Lüneb. Oels, und Medicus practicus zu Berlin, wie auch beſtallter(m) Med. des Hoſp. der Parochialkirche. 1797. 318 S. 8. (1 Rthl.)

Beynahe thut es Rec. leid, von vorliegender Schrift ein ſo ungünſtiges Urtheil fällen zu müſſen; da der Vf. hin und wieder in der Vorrede Beſcheidenheit und guten Willen genug zeigt; aber es iſt in der That doch kaum zu begreifen, wie heutiges Tages ſelbſt in einer ſo trockenen Wiſſenſchaft als Oſteologie gröſstentheils iſt, etwas ſo unerträglich pedantiſches und ſo über die Maſsen lächerliches, als dieſes Handbuch iſt, dem Drucke übergeben werden könne. Rec. bedauert den Schüler, welcher in eines ſolchen Lehrers Hände fällt; denn nach dieſem Handbuche iſt es leicht einzuſehen, daſs auch ſeine Vorleſungen unter aller Kritik ſeyn müſſen. Dunkelheit und Weitſchweifigkeit hat der Vf. dadurch einzig zu vermeiden geſucht, daſs er, wie er ſelbſt ſagt, keinen *tropus*, keine *Synonyma*, keinen *Pleonasmus* noch irgend einen *terminus technicus* deutſch überſetzt hat, wobey er ſo gewiſſenhaft zu Werke gegangen iſt, daſs er ſelbſt die längſt von uns Deutſchen aufgenommenen Wörter: Oſteologie, Phyſiologie, beſtändig mit ihrer lateiniſchen Endigung a honorirt; daher §. 1. die *Oſteologia* lehret den Namen, (die) Anzahl, Figur, Lage, Gröſse, Verbindung und Vereinigung (was für ein Unterſchied zwiſchen beiden letzteren?), wie auch *ſubſtantiam* der *Oſſium* des menſchlichen Körpers; den Nutzen davon lehrt die *Phyſiologia*. §. 3. Damit man einen deutlichen Begriff von der Kraft der Gelenke bekommen möge, ſo verbinde ich die *Oſteologiam* mit der *Syndesmologia* in eins, (!!) der Nutzen davon iſt leicht einzuſehen; wie einige es verſucht haben. (??) §. 6. Aus der *prima materia hominis* (woraus nach dem vorigen § die Knochen ihren Urſprung nehmen) bildet die *anima humana* vermöge ihres Bildungstriebes einen Knorpel. — Die *Medulla* leimt die *lamellas* zuſammen!! Als ein Beyſpiel der Faſslichkeit des Vortrages mag folgende Stelle dienen: §. 175. *Nutwen* (des Schambeines nämlich). Das *os pubis* bildet den innern Theil des *Acetabuli*, und den vordern Theil des *Pelvis* und deſſen *Aperturae ſuperioris* vorn. (;) beſonders bildet es mit dem *oſſe Iſchio* das gröſste *foramen* des Menſchen, und *foramen ovale oſſis innominati* heiſst, welches von einer *Membrana* verſchloſſen iſt (.) vom äuſserlichen rauhen Umfang des *foraminis* u. ſ. w. Aber nicht allein die Art des Vortrages verdient Tadel oder vielmehr Mitleid; ſondern auch die offenbaren falſchen Behauptungen, welche man hin und wieder findet; ſo z. B. §. 13. Alle *Periofta* haben ihren Urſprung von der *dura matre*, denn die *dura mater* beſteht aus zwey *laminis*, die *externa* dienet den *oſſibus cranii* zum *Periofteo interno*,

und ſitzt an den *Suturis* am feſteſten. §. 136. ſoll der *proceſſus baſilaris* des Hinterhauptbeins die hintere Wand der *faucium* bilden!! Vorzüglich herzbrechend ſind auch die den Zuhörern zu Nutz und Frommen manchen Paragraphen angehängten chirurgiſchen Bemerkungen: z. B. §. 80. Alle *Oſſa cuboiformia* haben faſt alle ebene *ſuperficies articulares*, das ganze *Genus* nenne ich bequem *Diarthroſin ſtrictiſſimam*. *Anmerkung*: Aus dieſer ganz kurzen und neuen *Theoria* kann ganz leicht ein neues richtiges *Syſtema* von *luxationibus* gebildet werden, welches vorher unmöglich war, weil hier alles zuſammen im *Nexu* ſtehet, was zuſammen gehöret!!! — §. 477. Oft brechen die Zähne leicht, öfter mit heftigen Schmerzen heraus, wegen der Dickigkeit und Härte der *Gingivae;* davon viel von dieſen unſchuldigen Geſchöpfen maſſacriret werden. *Anmerk.* Man nehme für 6 Pf. Quittenkörner und 3 Pf. Roſen- oder Brunnenwaſſer, thue beides zuſammen in einen Theetopf, und thue noch hinzu für 6 Pf. Jungfernhonig, beſtreiche mit dieſem Schleime das Zahnfleiſch, es wird davon weich und dünne; wo dann die Zähne leicht hervorbrechen, und alle Zufälle hören auf und das Kind wird gerettet. Aus Pflicht und Mitleiden nenne ich hier dieſes Mittel, um die (der) Maſſacre Einhalt zu thun. Die Beſchreibung der untern Muſchel iſt wie der Vf. ſagt, neu. §. 418. Das *Präparatum* iſt vor mir, davon den ganzen Abriſs des neuen Gebäudes der *Conchae inferioris* aufgeführt, und das alte abgeriſſen, weil es mir im Ideengang unbequem zu demonſtriren war, und einige mir nützlich ſcheinende Materialien vom alten Gebäude zum neuen auswählte. *Anmerk.* Sollte das *Signum* dem *Signato* nicht *proximum* ſeyn, ſo kommt es hier nicht aufs *Signum*, ſondern *Signatum* an, weil ich bey Abreiſsung des alten Gebäudes zu viel Staub in die Augen bekam, und konnte keine Mitarbeiter finden, die mir zu Hülfe kamen, mithin man hierauf Nachſicht brauche. Die Decoration läſst ſich leicht an dieſem neuen Gebäude machen. Schon in der Vorrede ſagt der Vf., daſs er vorzüglich die Schriften eines *Bartholini* zu Rathe gezogen habe, aus welchen (namentlich *Thom. Barthol. Anatome*) auch beynahe auf jeder Seite die Belege in lateiniſcher Sprache den Paragraphen des Vfs. untergedruckt ſind. Was dies für angehende Wundärzte, welche leider ſo ſelten auch nur die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache kennen, für Nutzen ſchaffen könne, ſieht Rec. nicht ein. Merkwürdig iſt noch, was der Vf. von ſeiner Anhänglichkeit an Bartholin ſagt, da er ihn S. 125. eines Fehlers zeihet; nachdem er die Stelle angeführt hat: *Os enim jugale — non eſt peculiare os etc.* Es iſt und bleibt ein Κρινομενον, und ſind wir hierin *paulo ſubtilius, excoliret* in unſerm *Seculo;* obgleich dieſes groſsen Mannes *Sagacitaet* mir fehlt. Mein Führer iſt im *Syſtemate*, welches ich zum *objecto* gewählet, und nach ihm mich bilde. Der letzte §. des Buchs mag auch dieſe Anzeige deſſelben beſchlieſsen, denn er iſt ganz im Geiſte des Vfs. Es iſt die Rede vom Nutzen der Nagelglieder an den Zehen. Sie beſchlieſsen das Ende des Fuſses, als die Baſis worauf der Menſch, als die Gedächtniſsſäule des Schöpfers, ruhet, — und dann der Vers aus Gellert: Der Menſch, ein Leib, den deine Hand u. ſ. w. Uebrigens wimmelt auch das Buch von Druckfehlern, vorzüglich in den lateiniſchen Wörtern. Von dieſen Druckfehlern iſt ein Verzeichniſs angehängt.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Klaubarth: *Euſtathii Anteceſſoris olim Conſtantinop. de intervallis et praeſcriptionibus ſ. de varia temporum in iure civili obſervatione libellus. Graece et Latine cum ſcholiis et notis emendatius edidit Lud. Henr. Teucherus.* 1791. 158 S. 8.

Die Abhandlung des Euſtathius περι χρονων διαστηματων iſt von den Gelehrten, wegen der Zuſammenſtellung der mancherley in den römiſchen Rechtsbüchern und den Baſiliken vorkommenden Zeitbeſtimmungen von einem Moment an bis zu 100 Jahren, inſonderheit bey der Lehre von der Verjährung immer geſchätzt worden, und es iſt in mehr als einer Rückſicht zu wünſchen, daſs eine neue Ausgabe dieſer griechiſchen Schrift auch jetzt noch Manchem nicht unwillkommen geweſen ſey. *Der Text* iſt hier nach Freher in *Leuncl. Ius Gr. Rom. T. II.* abgedruckt: jedoch ſind nicht ſelten andere Lesearten aufgenommen. Die allegirten Geſetzſtellen ſind genauer beſtimmt und ergänzt worden. Vorzüglich aber ſind in den Anmerkungen noch mehrere von E. übergangene Zeitangaben beygefügt, wodurch Hr. *T.* ſich unſtreitig ein Verdienſt erworben hat, woraus jedoch zugleich erhellet, daſs das ſeinem Autor von Seiten der Vollſtändigkeit beyzulegende Lob nicht anders, als gemäſsigt ſeyn dürfe, obgleich die Arbeit ſonſt, auch für die Rechtsgeſchichte, nicht ohne Nutzen iſt. Eine Unterſuchung über die Quellen, aus denen E. ſchöpfte, eine Würdigung des wahren Gehalts ſeiner Arbeit, und einige Nachrichten von den Handſchriften und Ausgaben derſelben, haben wir in der Vorrede ungern vermiſst. Dagegen würden wir dem Herausg. die nochmalige ausführlichere Anempfehlung des Pſellus, von deſſen Συνοψις των νομων er zwey Jahre vorher ebenfalls einen Abdruck beſorgt hat, gern erlaſſen haben, und wir müſſen geſtehen, daſs wir durch die von ihm angeführten Gründe von dem Werth und der Brauchbarkeit dieſes Büchleins, worin das ganze Recht gleichſam in einer Nuſs abgehandelt iſt, wogegen unſer E. ſich beſcheiden nur auf einen gewiſſen Geſichtspunct beſchränkt, und denſelben weit feſter hält, nicht überzeugt worden ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. Junius 1799.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: Fortsetzung der *Allgemeinen Welthistorie*, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. *Neun und vierzigster Theil.* Verfasset von *Johann Christian von Engel.* 1797. 2 Alph. 17 Bog. in Quart.

Eben dasselbe Buch unter der Aufschrift:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. *Erster Theil;* ingleichen unter der dritten: Geschichte des alten Pannoniens und der Bulgarey, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Ungrische und Illyrische Geschichte.

— — — Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie u. s. w. *Neun und vierzigsten Theils zweyter Band.* 1798. 3 Alph. 9½ Bogen.

Auch unter der Aufschrift:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. *Zweyter Theil.*

Hier tritt ein Geschichtschreiber von Ungarn, seinem Vaterlande, auf, dem es weder an Kenntnifs und Gebrauch aller (bisher wenigstens geöffneten) Quellen und Hülfsmittel, noch an glücklichem Forschungsgeiste fehlt; der aber auch eben so viel Patriotismus als Freymüthigkeit mit einander zu verbinden scheint. Leute, sagt er in der Vorrede, S. 6. welche auf unsere Zeiten und unsere Regierungen nicht genug Bitterkeit aufbringen können, haben ihn ermahnt, jetzt lieber nichts zu schreiben, *um nicht verketzert zu werden.* Er gesteht auch, (Einleitung S. 1.) „unter dem Toben und Brausen mehrerer einander nicht verstehender, desto hitziger aber verfolgender, Parteyen die Feder ergriffen zu haben. Allein, da er in der vaterländischen Geschichte, für welche noch so unendlich viel zu thun sey, und über welche er schon seit mehr als fünf Jahren Untersuchungen angestellt habe, nicht unthätig bleiben könne; überdies ohne Leidenschaften, wie die alten Denkmäler, zu sprechen gesonnen sey; so hätten ihn jene und andere Warnungen nicht abschrecken können. Ein Hauptthema seiner Geschichte ist ihm, (Einl. S. 3.) zu zeigen, *„wie sehr wir Ursache haben,* uns als Unterthanen österreichischer Regenten vom 18ten Jahrhunderte, im Zusammenhalten mit den Leiden und Thaten der Vorwelt glücklich zu schätzen; man dürfe über der Wahrheit, dafs so vieles in so manchen Stücken besser und vollkommener in Ungarn beschaffen seyn könnte und sollte, nicht vergessen, dafs es einmal noch ärger war; dieser Satz beruhe auf einer getreuen Schilderung des Elends von Ungarn unter einem *Wladislav II.* und unter *Ludwig II, welche er vor allem andern seiner Geschichte von Ungarn vorausschicken wolle;* indem hiemit auch das Lehrreiche und Nützliche derselben, nämlich die historische Entwickelung der innern Staatsverfassung, innigst verbunden sey." (Wir verkennen das Edle und Gemeinnützliche in der Hauptabsicht des Vfs. nicht; besorgen aber, dafs sie von ihm zu einseitig gefafst sey. Er nimmt für sich und seine Leser Ungarn nicht blofs zum Standorte, sondern auch zum Vaterlande an; es war aber genug, sie dasjenige am Ende seiner Geschichte als ein Resultat daraus ziehen zu lassen, was er als Patriot gleich anfänglich zum vornehmsten Augenmerke macht. Und wenn er mit der Schilderung von Ungarns Zustande gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts den Anfang seiner Geschichte machen will; so gewinnt sie dadurch noch mehr das Ansehen einer blofs für Ungarn entworfenen, nicht sowohl Geschichte, als Anwendung derselben. Wie kann auch diese Methode, die an sich nicht genau historisch ist, den Vorwurf einer absichtlich parteyischen Darstellung ganz vermeiden? gesetzt, dafs auch diese, wie wir gar nicht zweifeln, wahr und treu seyn sollte. Wir zweifeln sogar, ob der Vf. auf diesem Wege seine Absicht erreichen werde: denn wie leicht kann ein Ungar dagegen sagen: unter *Wlad. II* und *Ludw. II* war freylich mein Vaterland sehr zerrüttet; aber jetzt, dreyhundert Jahre später, bin ich, nach so vielen vorhergegangenen Hülfsmitteln und Beyspielen, zu einem weit höhern Wohlstande berechtigt, als ich wirklich geniefse.) Uebrigens hat der Vf. in der Einleitung zuerst aus einem ungedruckten Werke des Hn. Prof. *Schwartner* zu Pesth ein statistisches Miniaturgemälde von Ungarn mitgetheilt, (S. 5—14.) welches sehr lesenswerth ist. Da aber dieses Werk seitdem unter der Aufschrift: *Mart. Schwartner's* Statistik des Königreichs Ungarn, Pesth, 1798. 8. im Druck erschienen ist; so beziehen wir uns auf die Recension in der A. L. Z. 1798. Nr. 272. Nur das Einzige mag hier noch stehen, dafs das schriftstellerische Publicum in einem Reiche von mehr als sieben Millionen Menschen, (Croatien, Dalmatien, Slavonien und Siebenbürgen mit eingeschlossen,) jetzt kaum an 50 Köpfe reicht; die Uebersetzer und Verfasser kleiner Flugschriften mit eingerechnet. Doch der gröfste Theil der Einleitung besteht aus zwey zum Theil urkundlichen Belegen über den elenden Zustand Ungarns unter *Wlad. II* und *Ludw. II;* sie zeigen, wie pol-

Digitized by Google

polnisch und barbarisch, sagt unser Vf., derselbe gewesen sey. Das eine, aus einer Handschrift der kaiserl. Bibliothek genommen, ist des Bischofs von Fünfkirchen, Johann Ernst, königl. Schatzmeisters, Rechnung über die Staatseinkünfte; oder *Registrum proventuum Regni Hungariae*, von den Jahren 1494 und 1495; (S. 17—181.) und das andere bisher auch ungedruckte, enthält *Hansen Thurnschwamb's*, Fuggerisch-Thurzoischen Factors zu Neusohl, zwar vom Jahr 1563 bis 1580 aufgesetzte, aber nicht viel über des unglücklichen *Ludwig's* Regierung (1526) hinausreichende Nachricht von Ungarns Zustande. (S. 190—209.) Zwey allerdings schätzbare Aufsätze, besonders der erste, die aber nicht hieher gehören. Der Vf. hat fruchtbare Anmerkungen darüber, und zuletzt ein Epiphonema an die Ungarn hinzugefügt.

Nunmehr folgt S. 211. *die Geschichte und kurze Geographie des alten Pannoniens*, seit der Epoche der alten Griechen, bis zur Einwanderung der Ungarn im J. C. 890 fg. Pannonien unter den Hunnen nimmt nur eine Seite ein, S. 244 fg. „Es ist Zeit, sagt Hr. v. E., einmal das Gedächtnifs unserer Jugend von *dem Hunnisch-Avarischen Unsinn*, womit es gleich Anfangs beym Eintritte in die ungarische Geschichte überladen, und von dem wahren und eigentlichen Hauptstudium abgeschreckt worden ist, zu befreyen. Es ist nun einmal erwiesen, dafs unsere gutgebildeten, heiter und offensehenden, schlanken, grofsen, ihre eigene Sprache redenden Ungarn nichts mit den Mongolisch-Kalmykischen hohlaugichten, aufgedunsenen, und an Sitten und Sprache *orientalisch wilden Hunnen* gemein haben. Eben so wenig hat Pannonien als Land mit ihnen zu schaffen; sie sind blofs als Gäste zu betrachten" etc. (Aber können denn in einer ungarischen, zumal so ausführlichen Geschichte, die nicht für die Jugend geschrieben wird, die merkwürdigen Hunnisch-Avarischen Auftritte nicht anders beschrieben werden, als dafs man *Unsinn* vorträgt? Und was ist denn *orientalische Wildheit?* An Wildheit überhaupt gaben die Ungarn in ihren ersten Zeiten den Hunnen nicht viel nach. Noch bemerken wir bey dem Citatum S. 243. Anm. n.) *Olympiodorus in Bibliotheca*, dafs *Olymp.* kein solches Werk geschrieben hat; es mufs heifsen: *Olymp. in dem Auszuge seines verlornen Werks in Photii Bibliotheca.*) Unterdessen, wenn gleich der Vf. sich im *Historischen* dieser Periode sehr einschränkt; so ist er doch auf andern Seiten desto weitläuftiger geworden; selbst über die *Avaren*, über *Bulgaren*, *Chazaren* und andere Nationen, die doch auch für Ungarn, nach seinem Ausdrucke, nur als Gäste zu betrachten sind; nämlich in Ansehung ihrer *Abstammung* und Verwandschaft. Er hat eine ganz neue Hypothese, wie er sie selbst nennt, (S. 282.) aufgestellt: dafs vor den *Ungarn* nur *sieverley Volkerstamme* in der Wanderung durch jenes Land begriffen vorkommen: der *Deutsche*, der *Mogolisch-Hunnische*, der *Slavische* und der *Türkisch-Tatarische*, zu welchem *Avaren*, *Bulgaren* und viele andere Nationen gerechnet werden. Den Beweis für diese letzte Ableitung hat er theils aus *Nestor* genommen, (S. 252.) theils aus allerhand Aehnlichkeiten von Namen, körperlichen Eigenschaften u. dgl. m. Im Grunde ist es aber doch nur ein Beweis geblieben, wie die meisten etymologischen, die ohne eigentliche Zeugen, Hypothesen durch Hypothesen, durch wirkliche oder erkünstelte Uebereinstimmungen u. dgl. m. unterstützen. Ueberhaupt hat wohl der Vf. bisweilen aus manchen Quellen, Namen, Spuren u. dgl. m. zu viel geschlossen oder bewiesen. Wir wissen besonders aus den Nachrichten eines Gelehrten, der mit der russischen Geschichte, und ihren ältesten Annalisten, genau bekannt ist; dafs *Scherer* den *Nestor* höchst unzuverlässig übersetzt hat; er bediente sich des russischen Abdrucks vom sogenannten *Nestor*, oder vom Radzivilischen Codex; welcher Abdruck aber auf allen Seiten verändert, interpolirt und castrirt ist; ja selbst der Radzivilische Codex ist nichts weniger, als der ächte *Nestor*, und hat eben so grofse Schreibfehler, wie jeder andere. Gleichwohl hat der Vf. auf jene Uebersetzung viel gebauet. So findet er auch den Namen *Uz* in *Chozar*, und in den *Polovzern*, *Feldzen*; er lafst (S. 382.) 600,000 Uzen über die Donau gehen u. dgl. m. *Verum ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.*

Mit S. 283. geht *die Geschichte der Nebenländer des ungarischen Reichs* an. Sollte aber wohl dieses die einer allgemeinen ungarischen Geschichte recht angemessene Ordnung seyn, eher die Geschichte der Nebenländer dieses Reichs zu beschreiben, *als dessen* Ursprung und Fortgang, in dem es sie nach und nach erworben hat? Ohne indessen darauf Rücksicht zu nehmen, finden wir, was hier geleistet worden ist, an sich recht schätzbar. In der Bestimmung, welche Länder als ungarische Nebenländer anzusehen sind, hält sich der Vf. an den Titel der ungarischen Könige: *Dalmatiae, Croatiae, Slavoniae, Ramae, Serviae, Galiciae, Lodomeriae, Cumaniae et Bulgariae Reges.* Die Geschichte von *Galizien* und *Lodomerien*, hat er im 48sten Theil dieser allgemeinen Weltgeschichte beschrieben. *Rama* steht für *Bosnien*, und *Cumanien* kann im ersten und politischen gewöhnlichen Sinne gleichsam für die *Walachey* und *Moldau* angenommen werden, die beide ehemals bald dem ungarischen, bald dem polnischen Könige als Vasallenländer gehorchten. Ueber die Geschichte dieser Länder verspricht der Vf. manches ganz Neue; aber auch richtiger und ordentlicher, als es bisher geschehen ist, vorzutragen. Er giebt daher eine Nachricht von den Quellen, deren er sich bedient hat; besonders von der wichtigsten, von *Johann Raitsch*, Archimandriten eines Klosters zu Kovila im Batscher Comitat, illyrisch gedruckten illyrischen Geschichte in vier Octavbänden, zu Wien in den Jahren 1794 und 1795. *Catharina II* schickte demselben eine goldene Denkmünze an einer goldenen Kette, und liefs dem Verleger des Werks hundert Ducaten auszahlen; dieser litt aber dadurch nicht geringen Schaden, dafs man es zu St. Petersburg nachdruckte. Doch wirft Hr. v. E. auch demselben Man-

Digitized by Google

gel an Kritik, besonders in Rücksicht älterer Begebenheiten; übermäfsige Vorliebe gegen die slavische Nation, und einen theologisch-unhistorischen Eifer für die morgenländische Kirche vor. Eben dieser Hr. *Raitsch* hat auch des Hn. *Gebhardi* Geschichte von Servien und Bosnien in die sogenannte illyrische, d. h. servische und rascische Sprache übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, zu Wien 1793 drucken lassen. Der Vf. hat also hier zuerst (S. 293 fg.) *die Geschichte der Bulgaren in Mösien*, nebst einer kritischen Erläuterung, Berichtigung und Bestätigung der Thunmannischen Völkergenealogie und ältesten Geschichte der Bulgaren, Türken, Chazaren, Ungarn, Petscheneger, Uzen, oder Cumanen und Walachen, mitgetheilt. Sie geht bis auf die neuesten Jahre, und endigt sich mit der Geographie und Eintheilung der heutigen Bulgarey. Zwar gesteht der Vf. selbst (S. 474.), das Studium dieser Geschichte sey sehr trocken; nur Liebhaber der Völkergenealogie und der Geschichte von Ungarn, überhaupt der höhern Geschichtskunde, könnten demselben wahren leidenschaftlichen Geschmack abgewinnen. Desto mehr behält die gegenwärtige Untersuchung ihren eigenen Werth, da sie mit einer ausgebreiteten Sprachkenntnifs, und unter Hülfsmitteln, die Ausländern nicht leicht in die Hände gerathen, angestellt worden ist.

Für diese ungarische Geschichte sind sechs Bände des 49sten Theils bestimmt. Bis in den dritten werden die ungarischen Nebenländer; im Reste desselben, ingleichen im vierten und fünften, Ungarn selbst, im sechsten aber wird Siebenbürgen vorkommen. (Ob diese Ausführlichkeit zu den übrigen Verhältnissen des grofsen Werks der allgemeinen Welthistorie, und zu dem Grade von Wichtigkeit, den die ungarische nebst der mit ihr verwandten Geschichte hat, passen werde, wird sich zeigen, wenn sie vollendet seyn wird.) Jedem Bande sollen Abbildungen verdienstvoller Männer aus den gedachten Ländern beygefügt werden. In dem gegenwärtigen findet man die Bilder des Hofkanzlers und geheimen Raths, Grafen *Teleki de Szek*, dessen Sohn sich auch durch eine einheimische Reisebeschreibung bekannt gemacht hat; ingleichen des erstgenannten Gelehrten *Johann Raitsch*; endlich einen Abrifs des illyrischen Hafens *Porto Re*. Mit Vergnügen sieht man übrigens aus der Vorrede, wie thätig jetzt von ungarischen Gelehrten an der Erweiterung ihrer Vaterlandskunde gearbeitet werde. Von dem um dieselbe schon so verdienten Canonicus *Pray* hat man eine pragmatische Geschichte von Ungarn, und von dem Hn. Statthaltereyrathe *von Lakics*, ein Staatsrecht dieses Reichs zu erwarten; beiden ist diese Arbeit auf Anrathen eines Ministers schon vor mehrern Jahren vom Hofe aufgetragen worden: und die erste ist bereits fertig. Der unermüdete Hr. *von Kovachich*, dessen *Supplementa ad vestigia Comitiorum* über zwey Jahre lang von der Ofner Censur aufgehalten wurden, bringt allerhand *Subsidia Juris Publici, municipalis et privati* ans Licht. Hr. Prof. *Kovy* zu Patak hat ein Handbuch des ungarischen Privatrechts angekündigt. Die Herren *Görög* und *Kerkes* sorgen für gute ungarische Landkarten, auch für eine brauchbare Geographie, und Hr. Prof. *Schedius* beschäftigt sich mit einer Geschichte der ungarischen Literatur.

Der zweyte Band dieser Geschichte hat aufser den schon gedachten Aufschriften, auch noch die besondere *Staatskunde und Geschichte von Dalmatien, Croatien und Slavonien, nebst einigen ungedruckten Denkmälern ungarischer Geschichte.* Zuerst steht auch hier eine Reihe, zum Theil wichtiger, ungedruckter Urkunden, (S. 5—145.) meist unter der Aufschrift: *Fortsetzung der Voracten zur ungarischen Geschichte.* Nach einer italienisch abgefafsten Beschreibung der Bulgarey durch *Georg Martin Ragusi* vom Jahr 1598 (S. 5. 6.) folgt eines päbstlichen Nuncius in Ungarn, vermuthlich *Ascalanus*, wie Hr. *v. E.* bemerkt, Bericht an den Pabst vom Zustande Ungarns, von den königlichen Einkünften, und von den Thaten des K. *Matthias Corvinus*, vom J. 1480; ein sehr merkwürdiger Aufsatz in italienischer Sprache, bestimmt dem Pabste höhere Begriffe von dem grofsen Könige und seiner Macht beyzubringen, auch jenen zu warnen, dafs er ihn in der Ausübung des Patronatrechts nicht ohne Noth stören, vielmehr wider die Türken nachdrücklich unterstützen möchte. Die Instruction, welche K. Ferdinand seinen Commissarien in Siebenbürgen im J. 1552 ertheilte, und der Bericht, welchen sie darauf an den König über seine Einkünfte in diesem Lande erstatteten, (wiewohl dieser noch nicht ganz eingerückt ist,) verdienen auch ihren Platz. Aus der gleichzeitigen deutschen ganz treuherzigen Erzählung von dem Reichstage zu Hatwan im J. 1525 und aus einem lateinischen Tagebuche des zu Pesth in eben dem Jahre gehaltenen, sieht man, wie ungestüm und für die Könige gefahrlich damals diese Versammlungen gewesen sind. Endlich ist S. 63 fg. *Centuria Diplomatum et Epistolarum Turzonianarum*, zur Hälfte mitgetheilt worden; wozu Hr. *Mart. Lautsek*, evangelischer Prediger, erläuternde Anmerkungen beygefügt hat. Sie gehen vom J. 1531 bis 1613, und geben der ungarischen Kirchen-, besonders Reformations- und Gelehrtengeschichte, manches angenehme Licht. Darauf werden S. 145 fg. die Ergänzungen und Vermehrungen der historischen und statistischen Literatur der Nebenländer des ungarischen Reichs, unter mancherley nützlichen Auszügen fortgesetzt. Als die erste Annäherung zur eigentlichen Geschichte dieses Bandes, kann man *die geographische und statistische Uebersicht vom* (ehemaligen) *venetianischen Dalmatien* (S. 200—241.) betrachten, durch welche nicht allein *Büsching's* Beschreibung sehr verbessert und ergänzt, sondern auch überhaupt die bisher vorhandenen übertroffen worden. Eben dieses gilt von *der statistischen Einleitung zur Geschichte von Croatien, Dalmatien und Slavonien*, S. 241—339. die zum Theil aus Handschriften gezogen ist, noch weit mehr; so wie auch *die geographisch-statistische Uebersicht vom*

ungarischen Litorale oder Uferlande, S. 340—392. alles besser aufklärt, als es bisher bekannt war. Einzelne Beyspiele aus allen diesen Aufsätzen würden für unsere Leser weder deutlich noch lehrreich genug seyn. Die noch S. 392—412. hinzugefügten *staatsrechtlichen Untersuchungen über Dalmatien, Croatien und Slavonien* betreffen das Verhältnifs dieser Reiche gegen das ungarische; worüber sonst viel gestritten worden ist. Das Resultat aus beiderseitigen Gründen ist S. 396. folgendes: Slavonien und Croatien sind wahre Bestandtheile des einen und untheilbaren ungarischen Reichs; doch mit der im ungarischen alten System gewöhnlichen Respectirung alter Sitten und Gebräuche durch die ungarische Nation ihrer Herrschaft unterworfen; beide sind sogleich in Comitate organisirt, und diese den übrigen ungarischen Comitaten völlig gleich gemacht worden; das Municipale aber und Eigene in ihrer Verfassung entstand blofs durch den Umstand, dafs ihre Bane öfters Prinzen von Geblüte mit herzoglicher Gewalt, und daher öfters widerspenstig wider den ungarischen König selbst waren. Ob nun gleich nach der genauern historischen Methode alle diese vorangeschickten Urkunden und statistischen Erörterungen ihre Stelle füglicher theils als Belege, theils als historisch erwiesene Folgerungen, bey jedem Theil der Geschichte, zu dem sie gehören, gefunden haben würden, nur die geographischen ausgenommen, welche mit Recht vor jeder ausführlichen Geschichte eines Landes hergehen; so übersieht man doch dieses gern wegen der Reichhaltigkeit und des Neuen, das darin ausgestreuet ist. Nunmehr wird *die Geschichte von Dalmatien* (S. 413—576.) in sechs Perioden vorgetragen. Nach der Meynung des Vfs. hat man bisher auf dieselbe viel zu viel Wichtigkeit gesetzt, weil man das Land nicht so genau kannte, und Wunder welche Schätze und Vortheile in demselben suchte. Allein es handelt sich hier, sagt er, nur um 250000 Menschen, und um die Frage: nicht, wie sind diese Menschen zu einer so blühenden, geschickten, reichen, wohlhabenden; sondern, wie sind sie, die Seestädte und die Patricier ausgenommen, zu einer so rohen, barbarischen, gemischten, an Geschmack und Sitten verwahrlosten Nation geworden? Wie haben sich die 20 Reggimenti nach und nach unter venetianischer Herrschaft zusammengesetzt? wie viel ist davon den Ungarn abgezwackt, wie viel in neuern Zeiten den Türken entrissen worden? Weit kürzer mufste *die Geschichte von Slavonien* (S. 576—580.) und *von Croatien* (S. 581—596.) gerathen. Das letzte macht eigentlich die Comitate Zagrab, Kreutz und Warasdin aus. Alles ist aus den besten Quellen geschöpft. Die Bilder des k. k. geheimen Raths *Jos. Izdenczy de Monoftor*, auch der um die ungarische Geschichte so verdienten Männer, *Adam Franz Kollár* und *Martin Georg von Kovachich*, sind eine Zierde dieses Bandes.

In der Vorrede zu demselben versichert Hr. v. E. (und der Augenschein bestätigt es,) dafs er sich darin vorzüglich bestrebt habe, solche Kenntnisse zu verbreiten, welche die Eröffnung mehrerer Ausfuhr, und also die Belebung mehrerer Industrie (Betriebsamkeit), das Fortschreiten des ungarischen Seehandels, die patriotische Vereinigung zur Grabung nützlicher Canäle, die Schliefsung eines engern und nützlichen Bandes zwischen Ungarn und seinen gegen die See hinliegenden Nebenländern, zum Endzwecke haben. Er beruft sich überhaupt auf seine guten Absichten, beklagt sich, dafs sie von einigen wenigen verkannt werden, und meldet zuletzt, „der Ausgang einer den ersten Band dieses Werks betreffenden Verhandlung werde es entscheiden, ob und wie bald ein dritter Band mit der Geschichte von Bosnien und Servien erscheinen dürfe."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wismar u. Schwerin, b. Bödner: *Wismarsche privilegirte wöchentliche Anzeigen und Nachrichten, welche aufser den gewöhnlichen Intelligenz-Nachrichten auch ökonomische und gemeinnützige Aufsätze, Hausmittel und historische Abhandlungen enthalt.* 1796. 1797. 1798. 4. *(Jeder Jahrgang 1 Rthlr.)*

Rec. freut sich, das er das schon einmal gefällte Urtheil über die gute Auswahl der aufgenommenen Aufsätze bestätigen kann. Wenn Hr. D. *Gröning* so fortfahrt, so darf er gewifs auf den fernern Beyfall seiner Gegend rechnen.

Leipzig, b. Feind: *Oekonomisches moralisches und gemeinnütziges Journal für Frauenzimmer.* Von der Verfasserin des Unterrichts für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, und der Verfasserin der Gartenökonomie für Frauenzimmer. Erster Heft. Mit Julianens Bildnifs. 1794. 123 S. 8. (8 gr.)

Einige Recepte, Beschreibungen von Pflanzen und Zeugen, Anweisung zu Anlegung und Benutzung der Fischteiche, und ein paar Anekdoten, auch ein schönes Lied, werden hier in einer schleppenden Schreibart aufgetischt, welcher weder Dialog noch Briefstil, noch Reim, aufzuhelfen vermag. Die Auswahl der in 25 Aufsätze gestreuten Materialien könnte leicht gemeinnütziger seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Urkunden des Jerusalemschen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und Politik aus dem Hebräischen mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen* von *Karl David Ilgen*, Prof. d. Philos. und d. Orient. Literat. in Jena. *Erster Theil.* 1798. XX. und 510 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Die Urkunden des ersten Buchs von Moses in ihrer Urgestalt zum bessern Verstandniss und richtigern Gebrauch derselben in ihrer gegenwärtigen Form aus dem Hebraischen mit kritischen Anmerkungen und Nachweisungen, auch einer Abhandlung über die Trennung der Urkunden von K. D. Ilgen.

Schon die erste Ankündigung im Meßcatalog machte den Rec. äußerst begierig, dieses Buch selbst zu lesen. Er kannte den Vf. aus seinen andern Schriften als einen feinen Beobachter und sorgfältigen Bibelforscher, und erwartete deswegen auch in dieser Schrift wichtige Entdeckungen und neue Aufklärungen über eines der wichtigsten und schwierigsten Bücher des A. Testaments. Nachdem er nun das Buch gelesen hat, findet er seine Erwartung auch in so weit bestätigt, dass er wirklich sehr viel Neues und Scharfsinniges darin gefunden hat; aber er ist beyweitem nicht von allem überzeugt worden, was hier mit sichtbaren Fleiss des Vfs. aufgestellt ist. Der Vf. versucht es, durch Hülfe der höheren Kritik, die Urkunden, welche in der Genesis benutzt sind, genauer als seine Vorgänger zu sondern, und alles, was einem Verfasser gehört, mit dem möglichsten Fleisse zusammen zu stellen. Diese Bemühung verdienet allerdings Lob, und kann zu neuen richtigen Aufschlüssen führen, wenn sie mit der nöthigen Vorsicht unternommen wird, und dabey keine Dinge unterstellt werden, die mit den Zeugnissen der Geschichte nicht wohl zu vereinigen sind, oder doch nicht ordentlich erwiesen werden können. Da die höhere Kritik hauptsächlich auf dem individuellen Gefühl des Auslegers beruhet, und dieses, wenn man sich ihm überlässt, leicht auf Abwege und willkürliche Hypothesen hinleitet; so kann man bey dem Gebrauch der höheren Kritik nicht vorsichtig genug seyn. Ist einmal ein gewisser Gesichtspunct festgesetzt oder angenommen; so schliesst sich diesem sehr leicht eine gewisse Vorliebe an, und nun kann es dem Scharfsinn nicht schwer fallen, neue Gründe aufzufinden, die für sich betrachtet, ein gewisses Gewicht haben, und den einmal angenommenen Gesichtspunct sehr wahrscheinlich machen können. Bey einem sehr alten Buch ist dieses um so viel leichter, da manches ganz natürlich in einem entfernten Dunkel liegt und selbst die Eigenheiten und Schwierigkeiten des Buchs dazu benutzt werden können. Aber nun läuft man auch Gefahr, die Sache nur einseitig zu beurtheilen, andere wichtige Gründe, die einen andern Standpunct schon rechtfertigen, entweder zu übersehen oder nicht nach ihrem wahren Gewicht abzuwägen, und die Eigenheiten und das Auffallende eines solchen alten Buchs nach seinem Gefühl zu modificiren. Es ist deswegen wohl das sicherste, dem Gefühl bey solchen Forschungen ein gewisses Ziel zu setzen, und bey einem Buche, das unläugbare Zeugnisse und Spuren des hohen Alterthums für sich hat, lieber offenherzig zu gestehen, dass sich nicht alle Umstände bey seiner ursprünglichen Entstehung ergründen und herausbringen lassen, als sich einem gewissen unbestimmten Gefühl und der Willkür der Hypothesen zu überlassen, und die Entstehung jeder einzelnen Urkunde und die Art der Zusammenstellung derselben bis auf einzelne Worte und nach allen Umständen erklären und bestimmen zu wollen.

Inzwischen wollen wir durch diese Bemerkung, keinesweges den Gebrauch der höheren Kritik ganz verwerfen, und noch weniger dem vorliegenden Buche seinen Werth und Nutzen absprechen. Es enthält immer sehr viele neue Ansichten, die aufs neue verdienen erwogen und mit eben dem Fleiss und eben der Genauigkeit untersucht zu werden, die der Vf. bey seiner Bearbeitung gezeigt hat. Geschiehet dieses mit unparteyischem Forschungsgeist und mit steter Hinsicht auf die Winke und Zeugnisse der Geschichte, die uns bey aller Kürze und Sparsamkeit immer wichtig bleiben müssen; so wird sicherlich die wahre Auslegung dadurch gewinnen, und es ist unstreitiges Verdienst, dieses befördert zu haben. Rec. kann sich hier nur darauf einschränken, dass er die Leser mit dem Inhalt dieses Buchs näher bekannt macht, und nur hin und wieder einige Bemerkungen einstreut.

Hr. *I.* sagt in der Vorrede, dass die Geschichte der Israelitischen Nation noch in ein undurchdringliches Dunkel eingehüllt sey. Er sagt ferner: „Es

ſind zwar in den Büchern, die in der letzten Epoche ihrer Exiſtenz im Nationaltempel zu Jeruſalem aufbewahrt wurden, und das heilige Archiv, ſo wie zugleich das Nationalarchiv, ausmachten, und die ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben, Materialien dazu vorhanden; aber dieſe Materialien ſind ſchwer daraus zu ſchöpfen, das Archiv iſt in Unordnung gerathen, die Urkunden ſind zerriſſen, zerſtückelt, in einander gefloſſen; man weiſs weder Verfaſſer noch Zeitalter genau anzugeben, es herrſcht allenthalben die gröſste Verwirrung, ſie mag nun durch die Nachläſſigkeit, oder durch Einfalt und Aberglauben, oder durch abſichtliche Bemühung derer, die die Aufſicht darüber hatten, entſtanden ſeyn; kurz die Sammlung derſelben, ſo wie ſie gegenwärtig beſtehet, iſt ſo gut wie ein verſchloſſenes Buch und ein unter ſieben Siegeln verwahrtes Document. — Die Erfahrung lehrt, daſs, ſo viel auch geſchehen, für das Ganze im Grunde noch ſehr wenig geſchehen iſt." Dieſes iſt doch wohl übertrieben; die Arbeiten der Vorgänger, ſelbſt in neueren Zeiten, werden dadurch zu ſehr herabgewürdigt. Mit Recht fragt man auch hier nach dem eigentlichen Beweis, daſs das Archiv in eine ſolche Unordnung und Verwirrung gerathen ſey. Billig müſste dieſes doch auch hiſtoriſch begründet werden können. Wie kommt es aber, daſs man nicht den geringſten Wink von dieſer Unordnung, die doch in ſpäteren Zeiten entſtanden ſeyn ſoll, aufweiſen kann? Wie kommt es, daſs man vor 1800 Jahren und noch weiter rückwärts nicht einmal ſo etwas ahndet, da man doch den Zeiten jenes angenommenen Factums um ſo viel näher war? Wie iſt die entſtandene Verwirrung und Zerſtückelung, es ſey nun, daſs Nachläſſigkeit oder abſichtliche Bemühung daran Schuld ſey, mit der durch die Geſchichte beſtätigten wirklich übertriebenen Sorgfalt und Hochachtung gegen dieſe Schriften zu vereinigen? Wenn der Vf. auf Aſtruc zu reden kommt, und von *Eichhorn* ſagt, daſs er der Meynung, daſs die Geneſis aus mehrern Stücken zuſammengeſetzt ſey, das Gewicht aufgedrückt habe: ſo ſetzt er noch hinzu. „Nach *Eichhorn* hat man für das Ganze wenig Schritte vorwärts gethan; auſser daſs durch die Gründe eines *Fulda* und *Nachtigall* der Meynung des Spinoza, daſs die hiſtoriſchen Schriften weit ſpäter ihre gegenwärtige Geſtalt erhalten, mehr Eingang verſchafft worden iſt." Es fragt ſich aber, ob auch ein hinreichender Grund dazu vorhanden war? Rec. hat ſich wenigſtens von dem Entſcheidenden jener Gründe nicht überzeugen können. Es ſind theils neue Hypotheſen aufgeſtellt, die keine eigentliche Haltbarkeit haben; theils gründet man ſich auf Dinge, die, wenn man auf die Data der Geſchichte achtet, ſich aus einer ſpäteren Abſchrift oder Recenſion ſehr leicht und natürlich erklären laſſen. Und bey allem dieſem hat man nicht auf das, was gegen die Behauptung des Spinoza ſchon lange vorher mit Grund war erinnert worden, geantwortet. Auch kann Rec. mit dem Vf. nicht einſtimmen, wenn er S. XIII. behauptet: dadurch, daſs man den Moſes den ganzen Civil- und Prieſter-Codex nach einem feſtgeſetzten Plan niederſchreiben laſſe, verwandele man alle groſse Männer nach ihm in Automate, die nichts nach den Bedürfniſſen ihres Zeitalters dazu oder davon zu thun vermochten, obgleich ſo viele Verordnungen ihr ſpäteres Zeitalter ſo deutlich an der Stirne tragen. So lange wir die Juden in der Geſchichte kennen, ſo lange finden wir bey ihnen auch die religioſe und politiſche Conſtitution, die ſie auch dem Moſes zuſchreiben; und es iſt zugleich eine bekannte Sache, daſs viele alte Völker ihre Conſtitution, beſonders die religioſe, als etwas ſehr heiliges betrachtet, und ſich darin keine eigentliche Abänderungen erlaubt haben. Nach der Geſchichte lieſs man auch die alte Conſtitution unverändert ſtehen, wenn auch die politiſche Verfaſſung einige Veränderungen erlitte, die der urſprünglichen Einrichtung nicht ganz gemäſs waren. Man verknüpfte immer die neuen Einrichtungen mit der alten Conſtitution, entwickelte jene aus dieſer, ſuchte ihren Miſsbräuchen vorzubeugen und auf den ganzen Geiſt der alten Geſetze aufmerkſam zu machen. Selbſt der ſpätere Unterſchied zwiſchen dem geſchriebenen und mündlichen Geſetz, der doch wirklich ſchon alt iſt, zeugt von der ſorgfältigen Achtung gegen die alten Geſetze, und daſs man ſie ſtehen lieſs, wie ſie waren, wenn man gleich neuere Beſtimmungen nöthig fand. Daſs viele Verordnungen in Moſes ihr ſpäteres Zeitalter deutlich an der Stirne tragen, möchte wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn; im Gegentheil ſind offenbar manche darin, die gewiſs nur damals können gemacht ſeyn, als das Volk urſprünglich zu einem beſondern Staat eingerichtet wurde. Doch über dieſes alles wird ſich alsdenn am beſten urtheilen laſſen, wenn der Vf. ſelbſt das Reſultat aus ſeinen Unterſuchungen gezogen, und bey der Fortſetzung dieſes Werks jedem einzelnen Stück ſein Zeitalter angewieſen haben wird.

Die Abhandlung über die Trennung der Urkunden in dem 1. Buch Moſes rechtfertiget das Verfahren des Vf., welches er bey der Bearbeitung dieſes Buchs beobachtet hat; und deswegen müſſen wir zuerſt davon reden. Der Vf. handelt von der Trennung überhaupt, und bemerkt gleich anfangs, daſs die Trennung und Abſonderung der Urkunden in der Geneſis ein ſo ganz eigenes und einziges Geſchäfte ſey, daſs keine andere Beſchäftigung der höheren Kritik damit verglichen werden könne, indem keins der bekannten Denkmale des Alterthums von ähnlicher Beſchaffenheit ſey, und ſeine gegenwärtige Form auf eine ähnliche Weiſe erhalten habe. Die Geneſis ſey nicht dem Inhalt nach aus älteren Denkmalen geſchöpft, ſo daſs wenigſtens die Form dem Vf. gehöre, ſondern die alten Denkmale ſeyen darin ſelbſt in ihrer Urform in Stücken zuſammengeſtellt und ſo an einander gereihet, daſs man nicht ſagen könne, daſs das Werk einen Verfaſſer, ſondern nur, daſs es einen Zuſammenſetzer, einen Zuſammenordner, einen Sammler habe. Daraus wird alsdenn gefol-

folgert, dafs die einzelnen zerriſſenen und zerſtückelten Theile nach gewiſſen Merkmalen, die ſie kennbar machen, wieder müſſen zuſammengeſetzt werden. Der Vf. zeigt darauf, dafs die Beſchaffenheit der Geneſis dieſe Trennung möglich mache. Der Beweis, dafs das Buch ein auf dieſe Weiſe zuſammengeſetztes Werk ſey, wird geführt 1) aus den am unrechten Ort ſtehenden Ueberſchriften. Hr. *I.* führt die Ueberſchrift K. 2, 4. als Beyſpiel an. Er glaubt ſie habe urſprünglich zu Anfang des erſten Schöpfungsgemäldes K. 1, 1. geſtanden und ſucht es zu erklären, wie der Sammler dazu gekommen ſey, dafs er dieſer Ueberſchrift gerade die jetzige Stellung gegeben habe. Rec. findet in dieſer Erklärung etwas geſuchtes, und es bleibt ihm immer wahrſcheinlicher, dafs die Ueberſchrift eigentlich zum folgenden Stück oder Fragment gehöre. Hr. *I.* führt zwar an, dafs in der Ueberſchrift השמים והארץ ſtehe, aber gleich nachher in dem Verfolg ארץ ושמים, welches ihm wichtig ſcheine. „Ich erſehe, ſagt er, ſo viel daraus, dafs in der Ueberſchrift und in dem 1 V. des 1 Kap. die herrlichſte Uebereinſtimmung iſt, und dafs die Ueberſchrift nothwendig zu dem erſten Stück gehört; wer dieſes nicht mit mir fühlen kann, für den ſchreibe ich ſo etwas nicht.“ Aber iſt denn dieſes Gefühl gegründet? Verſchwindet nicht jene Wichtigkeit, wenn man bemerkt, dafs der Samaritaner, die 70, der Syrer und Hieronymus auch am Ende des Verſes שמים וארץ geleſen haben? Die gewöhnliche *Verſetzung* iſt alſo wohl ohne Zweifel durch die ſpäteren Abſchreiber entſtanden. Iſt dieſes aber; ſo iſt auch in der Ueberſchrift die herrlichſte Uebereinſtimmung mit dem Verfolg. Wollte man dieſes aber auch nicht annehmen; ſo könnte man doch immer ſagen, die Worte, *dieſes iſt die Entſtehungsgeſchichte Himmels und der Erde*, rührten vom Verfaſſer oder Sammler her. Dafs dieſer ganz und gar nichts hinzugefügt und überall blofs Zuſammenſetzer geweſen ſey, iſt angenommen, aber nicht eigentlich erwieſen. 2) Aus den Wiederholungen, wobey Wiederholung in der Einkleidung und in der Materie mit Recht unterſchieden werden. Von der letzten iſt hier nur die Rede. Es möchte aber wohl nicht alles, was Hr. *I.* als Belege anführt, gerade einen andern Vf. ankündigen. Z. B. die Namensveränderung Jacobs in Iſrael, deren Kap. 32, 28. 29. und wieder 35, 10. gedacht wird. In der letzten Stelle iſt wohl blofs eine Hinweiſung auf jene frühere Geſchichte und ויאמר mufs im Plusquamperfect überſetzt werden. Die neue Verheifsung zu Bethel fangt erſt V. 11. an. Die Verkaufung Joſephs nach Aegypten wird zwar K. 37, 36. und 39, 1. zweymal erzählt; aber die Erzählung war durch die Zwiſchengeſchichte K. 38. unterbrochen worden, und daher wird die Verkaufung Joſephs noch einmal bemerkt, weil nun dieſe Geſchichte fortgeführt wird. Eben ſo wenig findet auch Rec. in andern Stellen Wiederholungen, woraus man mit Grund auf einen andern Vf. ſchliefsen kann. K. 41, 35. ſoll Joſeph zweymal rathen, Getreide aufzuſchütten; K. 41, 38—40 und 41. ſoll Joſeph zweymal über ganz Aegypten geſetzt ſeyn, V. 45. 46. ſoll er zweymal ſich entfernt haben, um ſein Amt anzutreten, V. 48. 49. ſoll er zweymal Getreide aufgeſchüttet haben K. 45, 3 und 4. ſoll er ſich zweymal ſeinen Brüdern zu erkennen gegeben habe. Wer bey dieſem allem auf die alte Manier zu erzählen achtet, der wird ſchwerlich hierin deutliche Spuren von Zuſammenſtellung verſchiedener Urkunden entdecken können. 3) Aus der Verſchiedenheit des Stils. Hr. *I.* macht darauf aufmerkſam, dafs in einigen Stücken Gott אלהים, in andern יהוה oder יהוה אלהים genennt werde, dafs ſo wie der Name יהוה und אלהים wechſelt; auch der Name des Vaterlandes des Labans wechſele, welches bald ארם bald ארם נהרין heifse, und dafs in einigen Stücken der Name Jacob in andern aber der Name Iſrael vorkomme. Zugleich wird bemerkt, dafs die Abſchnitte, welche אלהים haben, ſich durch den Gebrauch verſchiedener Wörter und ganzer Redensarten von den Abſchnitten, in welchen Gott יהוה genennt wird, unterſcheiden; dafs der eine Verfaſſer oder der Elohiſt ſich von dem andern oder dem Jehoviſten auch in Anſehung des ganzen Stils der Einkleidung und Verbindung der Gedanken merklich auszeichne; dafs der Elohiſt insbeſondere die Wiederholung des Hauptworts liebe, welches bey dem Jehoviſten ſo wenig der Fall ſey, dafs durch die Weglaſſung deſſelben bisweilen Dunkelheit entſtehe; dafs der erſtere eine ängſtliche Genauigkeit und detaillirte Ausführungen beobachte, der andere aber nicht; dafs jener oft ſchleppend ſey und Periſſologien liebe, dieſer hingegen Präciſion u. ſ. w. Hr. *I.* bemerkt ferner, dafs ſich auch in den Stücken, die ſich durch den Gebrauch des Namens Jacob und Iſrael unterſcheiden, ein groſser Unterſchied in der Schreibart zeige, die eben ſo auffallend ſey als zwiſchen dem Elohiſten und Jehoviſten. Er unterſcheidet daher auch hier zwey verſchiedene Verfaſſer und nennt, weil beide den Namen Elohim gebrauchen, den mit dem Namen Jacob den erſten Elohiſt und den mit dem Namen Iſrael den zweyten Elohiſt. Um den Unterſchied zwiſchen beiden auffallend zu machen, werden verſchiedene Beyſpiele von einzelnen Ausdrücken und ganzen Redensarten, wodurch ſich beide unterſcheiden, angeführt. Manches iſt aber auch hier, wie bey dem Vorhergehenden, blofs auf den erſten Anblick auffallend und ſcheinbar. Z. B. K. 37, 20. 25. 26. ſoll dem zweyten Elohiſten gehören, weil hier der Ausdruck הרג gebraucht wird, im Gegentheil wird V. 18. 21. 22. dem erſten Elohiſten zugeſchrieben, weil hier נכות נפש המית und שפך דם gebraucht werden. Aber iſt hierin wohl etwas charakteriſtiſches? Es iſt doch etwas gewöhnliches, dafs der Erzähler, beſonders wenn er verſchiedene Perſonen redend einführt, auch dieſe ſich verſchieden ausdrücken läfst. Wenn immer ein und daſſelbe Wort gebraucht werden mufs, warum gebraucht

denn der so genannte erste Elohist selbst verschiedene Worte von ein und derselben Sache? ist etwa הרג ein seltenes Wort? Wollte man so scharf unterscheiden, so konnte man auch in dem Ausdruck כסיון רמון V. 26. eine Uebereinkunft mit שקר רם V. 22. finden. Eben so wird auch die erste Hälfte des 35 V. K. 41. dem zweyten Elohisten und das folgende dem ersten Elohisten beygelegt, weil im Anfang des Verses ארץ und nachher אר vorkommt, da doch das letztere eine nähere Bestimmung des ersteren ist, welches im allgemeinen Vorrath, Proviant, bezeichnet. Mehreres anzuführen verbietet der Raum. 4) Aus der Verschiedenheit des Charakters, wodurch sich manche Stücke von andern auszeichnen, und wodurch sie nicht nur verschiedene Verfasser, sondern auch verschiedene Absichten derselben ankündigen. Hr. *I.* sagt, so wie der zweyte Elohist sich in der Schreibart zu dem Jehovisten hinneigt, eben so entfernt er sich wenig von ihm in Ansehung seines Charakters; und wie die Sprache des ersten Elohisten von der des zweyten und des Jehovisten abgehet, so zeigt sich auch bey ihm ein ganz abweichender Charakter. Der erste Elohist verfolgt nur einige Hauptbegebenheiten, die er mit den simpelsten Worten ohne Schmuck, ganz im Tone der alten Welt aufstellt. Seine Hauptsorge ist, getreue historische Nachrichten von den Stammvätern des Israelitischen Volks zu liefern. Er hält daher streng auf Chronologie. — Bey dem zweyten Elohisten siehet man wenig von eigentlicher Geschichte; nichts als Chronologie; alle Facta, die er aufstellt, haben eine andere Beziehung, und müssen mehr für Mythen, als für wirkliche Begebenheiten gehalten werden. Er richtet ganz sein Augenmerk darauf, den Abraham und seine Nachfolger als treue und sorgfältige Verehrer ihres Gottes aufzustellen. — Der Jehovist hat vieles mit dem zweyten Elohisten gemein. Doch bauet er nicht alle aufgestellte Facta so auf Etymologie, wie jener, und giebt ihnen kein so mythisches Gepräge, sondern weiss sie so vorzutragen, dass sie das Ansehen einer documentirten Geschichte bekommen. Seine Hauptabsicht ist die Besitznehmung des Landes Kanaan durch die Israeliten, die theokratische Staatsverfassung, das levitische Priesterthum als einen sehr frühzeitig entworfenen Plan der Gottheit darzustellen. Alles dieses sucht Hr. *I.* durch einzelne Beyspiele näher zu zeigen und recht auffallend zu machen; aber auch hier kommt manches vor, welches blos auf dem einseitig angenommenen Standpunct beruhet, welches aber Rec. hier nicht weiter ausführen kann.

(Der Beschluss folgt.)

ARNSTADT, b. Trommsdorfs Wittwe und Erben: *Die Denksprüche Jesus, des Sohnes Sirach. Ein Lehr- und Lesebuch für Leser aus allen Ständen, besonders für Schulen.* Aufs neue übersetzt und mit erklarenden Anmerkungen versehen von *Friedrich Christian Zange*, des Predigtamts Candidat. 1797. VIII. u. 148 S. 8. (8 gr.)

Die Sammlung von Denksprüchen Jesus, des Sohnes Sirach ist von jeher mit Recht für ein brauchbares Sittenbuch für den gemeinen Mann gehalten worden. Sie ist auch bekanntermafsen in vielen Bürger- und Landschulen als ein Lesebuch eingeführt. Hier liefert nun Hr. Zange eine neue Uebersetzung zu diesem Gebrauch mit kurzen Erklarungen undeutlicher Stellen. Er hat die gewöhnliche Ordnung der Kapitel verlassen, und das Ganze in 97 Abschnitte getheilt, unter welche er die hie und da zerstreuten Erfahrungen, Ueberzeugungen und Lebensregeln (wie Hr. Prediger *Linde* den Inhalt angiebt,) geordnet hat. Er bekennet dankbar, dafs er vornehmlich durch Benutzung der griechischen und deutschen Ausgabe dieses Gelehrten auf den richtigen Sinn mancher Stellen geleitet worden ist. Die hinzugefügten Anmerkungen sollen theils Erläuterungen, theils Winke zum weitern Nachdenken für den Leser, besonders für Lehrer Anleitungen seyn, mit ihren Schülern über diese und jene Materie weiter zu reden. — Die Uebersetzung ist fliefsend, auch gröfstentheils richtig, und verdient empfohlen zu werden. Wer sie mit der Lutherischen *Uebersetzung* vergleichen will, dem wird das Suchen durch die zuletzt angehangte Vergleichung der Abschnitte mit den Kapiteln in der Lutherischen Uebersetzung erleichtert.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, b. Hendel: *Allgemeine Einleitung in das Studium der alten Kunstdenkmaler* aus dem Französischen des Herrn *A. L. Millin* Oberaufsehers des Museums der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris u. s. w. *mit einigen Zusatzen des Uebersetzers.* 1798. 112 S. 8. (6 gr.)

Bürger *Millin's* Schrift wurde schon A. L. Z. 1797. Nr. 29. von einem andern Recensenten mit Einsicht beurtheilt: wir verweisen also, was ihren innern Gehalt betrifft, den Leser ganz auf jene Recension. Von den Zusatzen des Uebersetzers, die auf dem Titel angezeigt sind, möchte man sich leicht eine zu grofse Vorstellung machen; sie bestehen aus ein paar ganz unbedeutenden Noten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Urkunden des Jerusalemschen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und Politik aus dem Hebräischen mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen* von *Karl David Ilgen, etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Hierauf gründet nun der Vf. die Nothwendigkeit der Trennung, und sucht zu zeigen, dass die Genesis einzig und allein durch die Trennung wirklich verständlich werde. Allerdings muss man bey der Erklärung der Genesis darauf achten, dass sie aus verschiedenen Fragmenten bestehe, und dass gewisse alte Documente und Familiennachrichten darin benutzt sind; aber ob die Urkunden allenthalben so in einander geschoben, zerrissen und wieder verbunden seyen, wie hier angenommen wird, und ob gerade diese Trennung und Zusammenstellung der einzige Weg sey, die Genesis richtig zu verstehen, ist eine andere Frage, die Rec. bis jetzo noch bezweifeln muss. Der Vf. beruft sich auf die Widersprüche, die sich in der Genesis finden, und die keine wahre und gesunde Exegese zu heben vermag, die aber augenblicklich verschwinden, so bald man die Urkunden abgesondert vor sich liegen hat, und als Werke verschiedener Verfasser betrachtet, die zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Absichten schrieben, und die verschiedene Traditionen befolgten. Freylich wird dadurch die Erklarung erleichtert; aber Rec. glaubt doch, dass man bey solchen anscheinenden Widersprüchen billig zuerst den Weg der ordentlichen Interpretation versuchen müsse, weil schon die Zusammenstellung des Sammlers oder des Verfassers etwas für sich hat und man wenigstens erwarten darf, dass er sich die Nachrichten und Sachen in einer Verbindung mit einander gedacht habe, wir aber dieses in einer alten fragmentarischen Geschichte aus mancherley Gründen nicht gleich übersehen können. Unter den hier angeführten Widersprüchen ist manches, welches in Erwägung zu ziehen ist, aber bey manchen Stellen ist doch die Schwierigkeit vergrösert. Z. B. K. 11, 14. soll dem ersten Elohisten widersprechen, weil nach diesem Ismael bereits 17 Jahre alt war, und hier erzählt werde, Hagar habe den siebzehnjährigen Ismael nebst dem Wasserschlauch auf ihren Schultern forttragen müssen. Offenbar beziehet sich aber שם על שכמה nach der Absicht des Erzählers blos auf den Wasserschlauch. Sollte es sich auf ואתהילד mit beziehen; so würde dieses vorhergesetzt seyn. Hr. *I.* giebt dieses auch gewissermasen zu, fragt aber ferner: „was will man machen, wenn Hagar das siebzehnjährige Kind unter einen Busch legt, wenn das Kind weint, wenn Hagar das Kind aufheben soll, wenn sie es tränkt? Lässt sich da auch noch ein Ismaelchen von siebzehn Jahren denken?“ Nach dem Sprachgebrauch und der ganzen Lage der Umstände lässt sich dieses allerdings gedenken ילד wird doch auch von Erwachsenen gebraucht 1 Mos. 4, 22. und Dan. 1, 4. wo die 70 es richtig durch νεανισκος ausdrücken, desgleichen Ruth 1, 5. und 2 Kön. 2, 24. Dass תשלך V. 15. auch heisen könne, *sie liess ihn liegen, verliess ihn;* bedarf keines Beweises. Bedenkt man dabey, dass Ismael nach der Erzählung dem Verschmachten nahe und also ganz entkräftet war; so wird man auch den Ausdruck שאי und החזקי V. 18. sehr zweckmäsig finden, ohne daraus zu folgern, die Hagar habe ihn auf ihre Arme nehmen und nicht fallen lassen sollen. Aus der ganzen Erzählung siehet man auch, dass Ismael selbst nach der Idee des Erzählers kein kleines Kind mehr gewesen ist. Vergl. V. 9. Eben so verschwinden auch andere Schwierigkeiten, die hier zusammengestellt sind, wenn man sie nach dem Sprachgebrauch und der Erzählungsart der alten Welt betrachtet, und dabey auf das Fragmentarische der Nachrichten achtet.

Hr. *I.* sucht nun auch die Art, wie er die Urkunden trennt, zu rechtfertigen. Er glaubt, wie schon aus dem angeführten erhellet, dass die in der Genesis benutzten Urkunden drey verschiedenen Verfassern angehören, davon zwey von Gott den Namen Elohim und der dritte den Namen Jehova gebrauchen. Diejenige, die den Namen Elohim gebrauchen, oder die Elohisten, nennt er *Sopher Eliel* (Gott ist mein Gott) um zu bemerken, dass sie sich durch den Gebrauch des Namens Elohim charakterisiren; den dritten oder den Jehovisten, nennt er *Sopher Elijah* (mein Gott ist Jah oder Jehova) weil die ihm angehörigen Stücke sich durch Jehova auszeichnen. Um sie aber wieder von einander selbst zu unterscheiden, so giebt er dem einen *Eliel* noch den Beynamen *Harischon* (der erste) und dem andern den Namen *Haschscheni* (der zweyte). Auch *Elijah* erhält den Beynamen *Harischon*, weil in der Folge noch ein anderer *Elijah* auftreten könnte, wovon er unter-

unterſchieden werden müſste. Die ſämmtlich zerlegten Theile dieſes Verfaſſer werden von Hr. *I.* zu 17. für ſich beſtehenden Urkunden verbunden, davon 10. dem Eliel Hariſchon, 5. dem Eliel Haſchſcheni und 2. dem Elijah Hariſchon beygelegt werden. Rec. kann ſich hier nicht in eine nähere Prüfung dieſer Rechtfertigung und Verbindung einlaſſen, ſondern wird dieſe bey einer andern Gelegenheit anſtellen. Er glaubt, daſs man weit mehrere abgeſonderte Stücke oder Fragmente mehrerer Verfaſſer annehmen müſſe, die der Vf. der Geneſis benutzt habe. Der Gebrauch des Namens Elohim und Jehova iſt ihm kein ſicheres Kennzeichen, daſs die Stücke zwey oder höchſtens drey Verfaſſern gehören. Offenbar ſind dieſe Namen in den Abſchriften oft vertauſcht worden, und warum konnten nicht auch verſchiedene Verfaſſer einzelner Familiennachrichten den Namen Elohim und wieder mehrere andere den Namen Jehova oder einen andern gebraucht haben? Warum muſs gerade alles, was den einen oder andern Namen hat, einem angehören? Die Aehnlichkeit mehrerer Stücke in der Manier zu erzählen oder im Ausdruck iſt doch auch kein ſicheres Kennzeichen, um alles einem Verfaſſer zuzuſchreiben. Aber freylich iſt es ſehr mifslich, alles auf das genaueſte beſtimmen zu wollen.

Was die Ueberſetzung der einzelnen getrennten und wieder zuſammengeſtellten Urkunden betrifft, ſo hat Hr. *I.* folgende Abſchnitte gemacht. I. Zur Urgeſchichte der Welt. 1) Ausbildung des Weltalls von Sopher Eliel Hariſchoni. 2) Heiligung des ſiebenden Tages von Eliel Haſchſcheni (die ſechs Schöpfungstage und die Beſtimmung des ſiebenden Tages zur Feyer und Ruhe ſollen aus dieſen Urkunden eingeſchaltet ſeyn). II. Zur Urgeſchichte des Menſchen. 3) Nachrichten von Adam und Noach und ihren Nachkommen von S. E. Haſchſcheni. 4) Nachrichten von dem Geſchlecht Adams von S. E. Hariſchon. 5) Nachrichten von Noach und der Fluth von S. E. Hariſchon. 6) Nachrichten von Schems Nachkommen von S. E. Hariſchon. III. Zur Urgeſchichte der Völker. 7) Stammtafel der Nachkommen Noachs von S. E. Hariſch. IV. Zur Geſchichte der Urväter des Iſraelitiſchen Volks. 8) Nachrichten von Therach und Abraham von S. E. Hariſch. 9) Nachrichten von Abraham von S. E. Haſchſcheni. 10) Nachrichten von Abraham von S. Elijah. 11) Nachrichten von Jiſchmael von S. E. Hariſch. 12) Nachrichten von Jizchak von S. E. Hariſch. 13) Nachrichten von Jizchak von S. E. Haſchſcheni. 14) Nachrichten von Jizchak von S. Elijah. 15) Nachrichten von Jacob von S. E. Hariſch. 16) Nachrichten von Jacob und Joſeph von S. E. Haſchſcheni. 17) Nachrichten von Eſau von S. E. Hariſchon. Jedem Stück iſt eine genaue Inhaltsanzeige vorgeſetzt und zuletzt ſtehet ein Regiſter, nach welchem man die einzelnen Stellen der Geneſis nach der gewöhnlichen Folge und Abtheilung der Kapitel in den hier zuſammengeſtellten Urkunden wieder aufſuchen kann. Die Ueberſetzung iſt wörtlich und hält ſich ſehr genau an das Original, welches Rec. ſehr billigt. In dem Text ſind die Zuſätze, die Hr. *I.* aus den Verſionen oder nach einer Conjectur zu ergänzen nöthig fand, die ſpäteren Randanmerkungen und die neueren Zuſätze, durch verſchiedene Zeichen angedeutet. Die unter dem Text ſtehenden Anmerkungen ſind kritiſch, und beziehen ſich meiſtentheils auf die Urkunden in ihrer Urgeſtalt, wovon der Text des Sammlers unterſchieden wird. Manche Stelle hat der Vf. auf eine eigene Art überſetzt und erklärt. K. IV. 1. wird die gewöhnliche Lesart in קָנִיתִי תְּאִישׁ geändert und überſetzt, *mein Klaggeſchrey erzeichte Gott.* Der Vf. vergleicht das Arab. يَئِسَ vergl. mit لَيِسَ *mollis fuit*, in Hiphil *mollem reddidit.* Allein يَئِسَ iſt nicht in dieſer Bedeutung gebräuchlich, ſondern heifst im Arabiſchen wie im Hebräiſchen *deſperavit* und die Vergleichung mit לַיִשׁ iſt geſucht und weit hergeholt. Daſs, wenn man אִישׁ von einem *männlichen Erben* verſtehet, hier Verdoß wider das Coſtume ſey, ſiehet Rec. nicht ein. Die Ueberſetzung V. 7. *Weifst du nicht, wenn du mir redlich Geſchenke bringſt? Bringſt du eine geringe Gab, liegſt du nicht an des Verbrechens Pforte?* wird ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen, wenn man den Worten keine fremde Bedeutung geben will. Die Aenderung der Leſeart iſt auch unnöthig. V. 8. Wird überſetzt, *Kains Zorn wandte ſich nun gegen ſeinen Bruder.* Hr. *I.* punctirt וַיִּנָּכֵר das Fut. Niph. von נכר gleichbedeutend mit מור *ſich verändern*, anders ſeyn, ſo daſs hier ein Archaismus der Orthographie an ſtatt וַיִּנָּכֵר wäre. Aber auch dieſes ſcheint dem Rec. geſucht, und die Conſtruction mit בְּ iſt ſchwerlich zu erweiſen. Wollte man die Bedeutung *zürnen* hier annehmen, ſo würde man dieſe leichter aus dem Gebrauch des Arab. أَنِفَ ableiten. V. 22. wird die urſprüngliche Leſeart des Textes alſo beſtimmt יוֹאֵב אֲבִי כָל תֹּפֵשׂ וְחֹרֵשׁ. Das Wort אֲבִי ſoll dem ſpäteren Ueberarbeiter der Urkunde gehören, um dieſen Tubal von dem Japhetiten K. 10, 2. zu unterſcheiden. K. 9, 22. iſt überſetzt: *Cham zeigt die Blöfse ſeines Vaters dem Kanaan.* וַיַּרְא ſoll das Fut. Hiph. und כְּנַעַן der Accuſat. ſeyn, das Wort אֲבִי aber nicht in den Text gehören. Allein müſste alsdenn nicht eine Partikel vor כְּנַעַן ſtehen, dieſes würde doch die Conſtruction, wenn hier das Fut. Hiph. ſtatt haben ſollte, erfodern. Man vergl. 2 Kön. 11, 4. Auch ſiehet Rec. nicht ein, wie die Erklärung dadurch erleichtert werde. Durch dieſe Aenderung wird Cham nur ſtrafwürdiger, und es fällt um ſo mehr auf, daſs nachher Canaan verflucht wird. K. 20, 16. leſet der Vf. כְּסוּת und ziehet הוּא auf das vorhergehende אִתָּךְ, daſs ein Imperat. der dritten Perf. herauskommt; נִכְסֹת oder נוֹכַחַת nimmt er aber als die zweyte Perf. foem. ſing. in Niphal

von יכח. Er überſetzt: *Ich habe deinem Bruder tauſend Sekel Silbers gegeben; er mag nun dafür ſorgen, daſs du vor jedermann, wer um dich iſt, verſchleyert gehſt; alsdenn wirſt du gewiſs von niemand verkannt werden.* Rec. zweifelt, daſs die Aenderung in dieſem Sinn dem Sprachgebrauch völlig gemäſs ſey, und nimmt am liebſten כסות עינים mit Berg animadv. philol. S. 5. tropiſch: נכחת würde er aber mit dem Arab. ﻧﻜﺤﺖ *maritata* vergleichen. V. 17. wird וירפאן punctirt *Gott machte ſeine Kinder wieder geſund.* Der folgende Vers ſoll ein Zuſatz des Gloſſators ſeyn, der וירפאן laſs. Daſs nach dieſer Erzählung folgen würde, daſs Sara ſo lange in dem Harem geweſen ſey, daſs man ſchon einen Abgang der Fruchtbarkeit bemerken konnte, dazu iſt doch wohl kein hinreichender Grund vorhanden.

Wie ſehr genau der Vf. die einzelnen Urkunden zu unterſcheiden ſucht, davon mag folgendes zur Probe dienen. K. 47. wird folgendes dem zweyten Elohiſten beygelegt. V. 7. *und volle.* V. 8. *alle Weiſe Aegyptens* V. 14. *und liefs ihn eilig aus dem Gefängniſs kommen. Dieſer beſchor ſich, legte andere Kleider an, und erſchien vor dem Pharoh.* V. 18. *von Geſtalt.* V. 19. *dürre und von Geſtalt ſehr* — V. 22. *volle* V. 23. *leere.* V. 26. *Es iſt ein Traum.* Alles übrige in dieſen Verſen ſoll zu der Urkunde des erſten Elohiſten gehören.

Rec. zweifelt nicht, daſs dieſe Schrift des würdigen Vfs. zu vielen neuen Unterſuchungen Anlaſs geben wird, und iſt begierig, wie die aufgeſtellte Idee wird weiter durchgeführt werden.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine auserleſene liturgiſche Bibliothek für Prediger. Sechſtes und letztes Bandchen, nebſt einem Regiſter über alle ſechs Bandchen.* 1797. 200 S. 8. (16 gr.)

Die in dieſem Bändchen enthaltenen Abhandlungen, Betrachtungen und Gebete ſind zwar nicht alle von gleichem Werth, aber doch meiſtentheils gut und brauchbar. Da ſie aus andern, gröſstentheils bekannten Schriften genommen ſind; ſo können wir es bey einer bloſsen Anzeige des Inhalts bewenden laſſen. Man findet hier: *Nachricht von der Zerſtörung Jeruſalems.* Aus dem Journal für Prediger. Der Schluſs iſt verändert. *Warnungen vor dem Meineid.* 1) Aus dem Züllichauer Magazin für Prediger. Nur etwas zu weitſchweifig. 2) Aus *Hufnagel's* liturgiſchen Blättern; vor dem akademiſchen Gerichte zu Erlangen gehalten am 2ten Jul. 1764 (ſoll wohl heiſsen 1794) von D. *Chriſtoph Friedr. Ammon. Probe eines neuen Taufformulars bey der Taufe eines Knaben.* Aus den homiletiſch kritiſchen Blattern; vom Hn. Prediger *Schulteſs* zu Drakendorf. Dieſes Formular iſt vor gebildeten Zuhörern gebraucht worden. *Rede über Joh. 16, 21. bey einer Taufe gehalten, anſtatt des gewöhnlichen Formulars.* Von Hn. Prediger *Hudtwatter* zu Neukirchen im Hochſtifte Lübeck. *Rede über Jeſ. 49, 15. bey einer Taufe gehalten.* Von eben demſelben. Ein Tauformular, *in Fällen zu gebrauchen, wo weniger gebildete Zuhörer zugegen ſind.* Aus *Schlez* Beyträgen zur Verbeſſerung der Liturgie. *Probe einer Confirmationshandlung.* Aus Henke's Euſebia. Eine andere aus Muck's homiletiſchen und liturgiſchen Verſuchen. *Probe einer Trauungsrede.* Aus Henke's Euſebia. Eine andere Trauungsrede, aus Schlegels kleinem liturgiſchen Handbuche. Eine dritte, *beſonders bey Landleuten zu gebrauchen.* Aus *Schlez* Beyträgen. *Anreden an Beichtende:* 1) von dem Herausgeber. 2) Von demſelben. *Abendmahlsformular*, aus Schlez Beyträgen etc. *Feyer des heiligen Abendmals bey Kranken und Materialien zu Unterhaltungen mit ihnen. Formular bey Krankencommunionen zu gebrauchen*, aus Schlez Beyträgen etc. *Betrachtungen eines Kranken.* Aus Dopps (*Dapp's*) Gebetbuch für Landleute. *Gebet in Krankheiten.* Von eben demſelben. *In gefährlichen Krankheiten.* Aus Zollikofer's Andachtsübungen. *Gegen die Schrecken des Todes.* — *Gebet bey dem Regierungswechſel des Stadtraths*, 1793. Von dem Herrn Generalſup. D. *Löffler.* Aus deſſen Predigten mit Rückſicht auf die Begebenheiten und den Geiſt des gegenwärtigen Zeitalters. *Gebete am Aerntefeſt.* Aus Muck's liturgiſchen Verſuchen. *Gebet, welches bey der Feyer des Friedens 1795 in den Preuſsiſchen Landen von den Kanzeln abzuleſen verordnet wurde.* Aus dem Journal für Prediger. — Ein brauchbares Regiſter beſchlieſst dieſes ſechſte Bändchen und das ganze Werk.

HANNOVER, in der Helwing'ſchen Hofbuchhandl.: *Verſuch einer Confirmanden-Prüfung über den Hannöverſchen Katechismus, beſonders über die Lehre von der Taufe*, von *A. L. Eckard*, Prediger zu Bevenſen. 1798. XVI. und 111 S. 8. (7 gr.)

Der Vf., welcher ſich bereits durch einige kleine katechetiſche Schriften bekannt gemacht hat, trägt in der Vorrede einige Regeln über die zweckmäſsige Einrichtung einer Confirmanden-Prüfung vor, gegen welche nichts erhebliches einzuwenden ſeyn dürfte. Die hier angezeigte ziemlich ausführliche Prüfung iſt nicht ſo ganz, wie ſie hier gedruckt erſcheint, mündlich von ihm gehalten worden. Sie iſt eine ausführlichere Ausarbeitung eines kürzern Entwurfs. Da indeſſen dieſe Abhandlung angehenden Predigern zu einer Probe dienen ſoll, wie dergleichen Prüfungen, die nach der eignen Meynung des Vf's. nicht länger als drey Viertelſtunden dauern ſollten, einzurichten ſeyen; ſo wäre es vielleicht beſſer geweſen, wenn er dieſe Katechiſation, wenn man ſie ſo nennen will, ſo hätte drucken laſſen, wie er ſie mündlich gehalten hat. Denn in manchen Fällen iſt es weit ſchwerer, ſich kurz zu faſſen, und dennoch zu ſagen, was zur Sache gehört, als weitläuftig zu ſeyn. Der Vf. unterredet ſich mit ſeinen

Digitized by Google

Katechumenen über folgende zwey wichtige Fragen: Was bin ich 1) nach meinem Wesen, oder nach meiner Natur? 2) Nach meiner Religion? Das ist an sich ganz gut. Aber über die erste Frage ist zu wenig, und über die zweyte zu viel gesagt worden. Denn nach der ersten Frage hätte der Mensch nicht nur als ein vernünftig freyes, sondern auch als ein sinnliches Geschöpf betrachtet werden sollen; welches aber hier übergangen wird. Hingegen wird schon S. 12. gefragt: „Was glauben wir von uns, wenn wir uns in Rücksicht auf die Religion mit andern Völkern vergleichen, und nun folgen die Lehren von Christo, besonders von seiner Gottheit und Menschwerdung, (von S. 14. bis 20. wo die Stelle Joh. 1. weitläufig erklärt wird,) von der Erlösung, mehrentheils nach dem alten System, von seinen Wundern etc. Dies alles hätte eigentlich zur Beantwortung der zweyten Frage gehört, welche S. 46. wieder aufgenommen wird, als die zweyte Abtheilung der ganzen Abhandlung. Hier hat sich nun der Vf. mehrentheils an die Fragen von der Taufe in dem Hanneverschen Katechismus gehalten. Als Katechisation über diese Fragen betrachtet, ist die Abhandlung nicht übel gerathen. Aber in dem Katechismus selbst ist noch zu viel aus dem alten, aus biblischen Stellen, wenn sie richtig erklärt werden, nicht erweislichen kirchlichen System beybehalten, und zu wenig Rücksicht auf den Umstand genommen worden, dass die Apostel in den Stellen, wo die Rede von der Taufe ist, erwachsene Menschen im Sinne hatten, die kurz vorher Juden oder Heyden gewesen waren, und nach empfangenen Unterricht in der christlichen Lehre, deren Wichtigkeit und Wohlthätigkeit sie erkennt hatten, sich hatten taufen lassen. Von dem allen kann nur sehr wenig auf unsere Kindertaufe angewendet werden, die übrigens als Einweyhungs-Cerimonie zum Christenthum ihren Nutzen haben kann. Ueberhaupt scheint uns das Ganze dieser Confirmanden-Prüfung nicht interessant genug zu seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Vofs und Comp.: *Gemälde von Gärten im neuern Geschmack*, dargestellt von *C. L. Stieglitz*. 1798. 138 S. in kl. 4. mit XXVIII. Kupfern gezeichnet von *Siegel*, gestochen von *Darnstedt* und *Schumann*. (4 Rthlr.)

Der Endzweck der neuern Gartenkunst geht dahin, eine Menge malerischer Ansichten von verschiedenem Charakter auf einem verhältnifsmäfsig kleinen Raum hervorzubringen: oft wagt sie es gar, mit Hülfe fremder Pflanzen und Gebäude den Spatziergänger illusorisch aus einem Welttheil in den andern, ja gar in vergangene Zeiten zurück zu versetzen. Hr. *St.* hat uns in seinem Werk nicht blofs eine Beschreibung wirklich vorhandener Garten-Anlagen geben, oder wenn man sich des Worts hier bedienen darf — Portraite malen wollen, sondern sich seinen eigenen Ideen von der Gartenkunst frey überlassen und in diesem Sinne zwey Gärten erfunden, von denen die Kupfertafeln sowohl die Plane als auch die interessantesten Ausichten und Gebäude darstellen. „*Um nun*“ sagt er in der Vorerinnerung S. VII. „*den Beschreibungen dieser Gärten das Trockne und Eintönige zu benehmen, worein man sehr leicht verfallen kann, und um sie lebhafter und angenehmer zu machen, so ist die dichterische Einkleidung gewählt worden. Wie auf einem Spatziergange wird der Leser durch diese Gärten geführt, wobey die Empfindungen dargelegt werden, die beym Anschauen schöner Gegenden und reizender Gartenpartien die Seele jedes gefühlvollen Menschen durchdringen.*“ Es ist nicht zu leugnen, dafs diese Form gut erfunden ist: bey einer schönen Ausführung hätte das Ganze ungemein anmuthig und unterhaltend werden müssen. In einer andern Stelle S. 61. giebt uns der Vf. Aufschlufs über das, was er bey der Composition seiner Gemälde im Ganzen beabsichtigte. „*Der Garten, den wir zuerst besuchten, zeichnete sich durch das Liebliche und Lachende aus, das überall sich verbreitete; dieser* (der zweyte) *zeigt erhabnere Gegenstände. Wenn dort nur ein kleiner Flufs sich durch Wiesen und Gebüsche schlangelte, so durchschneidet hier ein breiter* Strom die Gegend. *Wenn dort lauter gefällige, ländliche* Bilder *sich uns darstellten; so sehen wir hier lauter dichterische Scenen, die uns in die Zeiten der Vorwelt versetzen. Dort wirkte alles auf unser Gefühl; hier vereint sich alles, um die Phantasie zu beschäftigen.*“

An den Gebäuden, welche auf den Kupfertafeln vorgestellt sind, fände die strenge Kritik ohne Zweifel weniger zu loben, als auszusetzen: es scheint aber auch nicht des Vfs. Absicht gewesen zu seyn, Muster aufzustellen; denn dafür ist schon das Format der Kupfer zu klein; sondern wo ein Tempel, Pavillon oder dergleichen steht, mag sich der Leser denselben von dem besten Geschmack und Verhältnissen denken. Die Beschreibung der beiden Gärten oder die Spatzierreise durch dieselben zu Wasser und zu Lande ist allzureichlich mit Gedichten durchwebt, die eben nicht immer unterhaltend sind. — Verse, wie dieser S. 105.

„Auf meines scharfen Schwertes Spitze steht.“

können unmöglich gelobt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Braunschweig, b. Schröder: *Anmerkungen und Berichtigungen zu der im 19ten Stück des braunschweigischen Magazins bekannt gemachten Vorlesung des Hn. Prof. Roose: über die Bildung angehender Wundarzte durch medicinische Wissenschaften*, von D. J. H. *Schmidt*. 1798. 144 S. 8.

2) Ebendas.: *Kritik und Antikritik der kleinen Schrift: Hinsicht auf die Arzneywissenschaft etc.* von D. J. H. *Schmidt*. 1798. 16 S. 8.

3) Ebendas.: *Erklärung des Kunststücks Steine zu zerkäuen, und selbige auf eine anscheinende Weise niederzuschlucken.* Von D. J. H. *Schmidt*. 1798. 16 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Vademecum für H. R.(oose), enthaltend nützliche Gedanken über Steinfresser, Recensenten, Lebenskraft, Barbiergesellen und Professorendünkel.* Etwas zur Geschichte des literarischen Despotismus, von D. J. H. *Schmidt*. 1798. 142 S. 8.

Seichtigkeit und leeres Geschwätz fanden wir noch nie mit so viel Dünkel, mit so viel Galle, mit einer solchen Sucht, in logischer Form gründlich zu scheinen, vereinigt, als in diesen Schriften des Hn. *Schmidt*, der das Publicum so gering schätzt, unausgesetzt zankend vor ihm zu erscheinen. Schon die nur einige Bogen starke *Hinsicht auf die Arzneywissenschaft in Beziehung auf Veterinareinrichtungen*, war voll Unwissenheit, Anmasung und Herunterwürdigung anderer. Er entblodete sich nicht, S. 3. zu sagen, das antiphlogistische System habe die Köpfe fast aller Chemiker verwirrt gemacht. Er, der in keiner Wissenschaft, und also auch nicht in der Chemie Beweise von Einsicht gegeben hat; er war so unverschämt, da er im Text S. 13. von gelehrtem Diebstahl spricht, in einer Anmerkung den originellsten und tiefsinnigsten deutschen Theoretiker, *Reil*, zum Beweise anzuführen, der aus *Glisson tractatus de vita naturae* geschöpft habe (dass diese in Anwendung chemischer Begriffe auf den thierischen Körper übereinkommen, hat er wahrscheinlich aus dem Journal der Erfindungen erfahren, und so gemisdeutet.) Er gab sehr verständliche und bestimmte Winke, dass man beym chirurgischen Institut in Braunschweig sehr verkehrte und schädliche Maasregeln befolge, beschuldigte die Lehrer und stellte Hn. *Roosens* lehrreiche und geistvolle Schrift über die Lebenskraft als eine blosse Compilation auf, bey der er zum Nachtheil der Leser alle Prüfung vermissen zu wollen scheint; denn er frägt: wie würde der fahren, der hier nicht prüfen könnte? Diesen, obgleich offenbaren Angriff konnte Hr. *Roose* mit Stillschweigen übergehen; aber gleichgültig konnte es ihm nicht seyn, welche Meynungen unter den jungen braunschweigischen Wundärzten und unter dem dortigen Publicum überhaupt über den Nutzen der Wissenschaften, die er erstern vortrug, verbreitet würden. Er hielt also, und liefs im braunschweigischen Magazin abdrucken eine Vorlesung: *über die Bildung angehender Wundärzte durch medicinische Wissenschaften.* Ohne Hn. *Schmidt's* Schrift zu nennen, oder sich auf sie zu beziehen, erörterte er blos die Nothwendigkeit dieser Bildung. Aber Hr. *Schmidt* ist nicht der Mensch, der eine Gelegenheit zum Zanken (wir müssen das hier viel zu edle Wort: *Streiten* immer vermeiden) unbenutzt vorüber gehen lasst. Gleich erschien Nr. 1. Rec. glaubt nun auch nicht, dass die chirurgischen Institute nicht grosser Verbesserungen bedürfen. Man sollte nicht jeden Barbiergesellen zulassen, ohne seine Fähigkeit zu untersuchen, ohne auf eine gewisse Vorbereitung zu bestehen, und ohne einen gewissen Fleis zu verlangen. Man hat allem einen zu akademischen Zuschnitt gegeben, und die Einrichtungen zu sehr nachgebildet, die für angehende Aerzte getroffen sind. Die Wundärzte haben es zumal nöthig, für und durch die Praxis erzogen zu werden; und daher sollte man nur darauf rechnen, dass das nur Wurzel bey ihnen fasst, und Gedeihen bringt, was ihnen an Leichnamen, oder an Kranken selbst gezeigt wird. Physiologische, pathologische und therapeutische Begriffe sind ihnen aber unentbehrlich, selbst wenn sie nur chirurgische Tauglichkeit erhalten sollen. Aber sie üben ja auch allenthalben, die Gesetze mögen sagen was sie wollen, medicinische Praxis aus, die ihnen der Staat selbst bey Regimentern und Feldhospitalern zur Pflicht macht, und deswegen mus man sie auch dazu zweckmäfsig anführen. Hr. *S.* weis sich aber viel darauf, dass er immer behauptet, Pathologie und Therapie sey nicht zu fassen, und besonders die Behandlung einer innerlichen Krankheit könne nicht gut seyn, ohne Philosophie, Nationalismus, und was er in dergleichen prächtigen Worten ausdrückt. Wir verkennen gewis nicht den Einflus von Aufklärung in der Philosophie auf alle Wissenschaften, und wissen sehr wohl, auf welche Höhe manche Köpfe durch Nachdenken über philosophische Gegenstände sich erheben. Aber nur

wenige haben Anlage, in metaphyſiſche Speculationen einzudringen, und wem dieſe fehlt, den verwirren ſie nur noch mehr. Man ſehe ſich doch um, wo die brauchbarſten Geſchäftsleute in allen Fächern ſind; man befrage die Geſchichte, wer unſre Erkenntniſſe am mehrſten erweitert, am beſten verarbeitet hat. Denker ſind und waren es; aber nicht in der Regel Philoſophen, Metaphyſiker, Logiker. Daſs ſie dieſes nicht ſind und waren, davon zeigen ſich einem Kenner oft Spuren genug, die allerdings gewiſſe Mängel erzeugen, aber keine groſse weſentliche Nachtheile; denn Conſequenz im Denken, richtiges Schlieſsen ſteht und fällt nicht mit Kenntniſs der Logik u. ſ. w. Aber die Art von Syllogiſtik, in der Hr. *S.* Gewandheit hat, führt zu nichts, als zur Beſchränktheit und Steifheit, weil ſie das Fortſchreiten hindert, indem ſie das falſche Gefühl von Untrüglichkeit giebt, das er in jeder Reihe verräth, und macht die groſste Langeweile. So verwandelt er eine Behauptung in einen Schluſs, und dann heiſst es: der Syllogismus iſt falſch, die Concluſion ſtimmt mit dem Unterſatz wegen der Quantität nicht überein, im Unterſatz iſt der *terminus minor* particulär, und in der Concluſion univerſell u. ſ. w. So ſcholaſtiſch zu verfahren, verdunkelt, ſtatt zu erhellen.

Nr. 2. iſt ein Abdruck der Recenſion der *Hinſicht in der Arzneywiſſenſchaft* etc. in der A. L. Z. und der Antikritik des Vfs. In der Recenſion war das beſonders oder allein ausgehoben, daſs Hr. *S.* das Brownſche Syſtem und die viel neuere Zuſammenſchmelzung deſſelben mit der antiphlogiſtiſchen Chemie verwechſelte. Aber ein charakteriſirenderes Beyſpiel konnte auch nicht aufgeſtellt werden, wie wenig Mühe der Vf. ſich gegeben hat, das allgemein bekannte kennen zu lernen, ſelbſt wenn er es mit lautem Schreyen verdrängen will.

Nr. 3. iſt auf Veranlaſſung eines Aufſatzes des Hn. Prof. *Wiedemann* geſchrieben, der durch mehrere ſorgfältige Unterſuchungen überzeugt wurde, und im braunſchweigiſchen Magazin bezeugte, daſs ein Herumreiſender, der ſich für einen Wilden ausgab, wirklich Steine im Mund zermalme und hinunterſchlucke. Hr. *S.* ſtellt mechaniſche Gründe dagegen auf, und will alles auf Taſchenſpielerkünſte zurückführen. Er hat dabey treffliche Gelegenheit, ſeine groſse Stärke in breiten Demonſtrationen und ſchulgerechten Schlüſſen zu zeigen. In ſeiner Behauptung ſelbſt wagen wir aber nicht, ihm zu widerſprechen. Kömmt man ſo eben vom Leſen des ſchönen *Wiedemannſchen* Aufſatzes; ſo ergreift einen von neuem Indignation, daſs ſich Hr. *S.* einer ſolchen Wendung bedient, als: es ſey für jeden Naturkundigen *ſchimpflich*, ſich ſo hintergehen zu laſſen.

Nr. 4. hier finden wir *zum drittenmal* dieſelbe Antikritik des Vfs. gegen die Recenſ. der *Hinſicht* etc. in der A. L. Z. abgedruckt. Das bisher Geſagte und ſchon der Titel ſelbſt überheben uns, den ganzen Inhalt der Schrift anzugeben, und zu beurtheilen. Er beſchäftigt ſich beſonders mit Hn. *Rooſe's* Schrift über die Lebenskraft, und will ihm durchaus den Vorwurf des Materialismus aufbürden; ein Vorwurf, der um viele Jahrzehende zu ſpät kommt, um dem edlen Hn. *Schmidt* die Freude verſchaffen zu können, ſeinem Gegner geſchadet zu haben.

Wir freuen uns, daſs die Hn. *Rooſe* und *Wiedemann* nicht Gelegenheit gegeben haben, eine Gegenſchrift von ihnen anzuzeigen, und ſtellen ihr kluges und braves Schweigen in allen ſolchen Fällen zum Muſter auf. Schlieſslich iſt es noch nöthig, zu verſichern, daſs gegenwärtiger Rec. nicht Vf. der Anzeige *der Hinſicht* etc. in dieſen Blättern iſt, daſs er nicht in der Stadt oder dem Herzogthum Braunſchweig wohnt, und mit Hn. *Schmidt* es gemein hat, keinen andern, als den Doctortitel zu haben. Das alles werden die Hn. Herausg. der A. L. Z. bezeugen können, ſobald es bezweifelt wird. Rec. verſichert noch auf Ehre, daſs er weder Hn. *Schmidt*, noch Hn. *Rooſe* von Perſon kennt.

GESCHICHTE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Geſchichte des Huſſitenkrieges.* Für Liebhaber der Geſchichte merkwürdiger Revolutionen. 1795. 218 S. 8.

Der Vf. dieſer Geſchichte ergriff die Feder in der Abſicht, „um dem Weltbürger zu zeigen, daſs die erſten Siege der Gewiſſensfreyheit nicht weniger blutig waren, als die der politiſchen. Sollte dieſe Arbeit, fährt er fort, dem Menſchenfreunde die Hoffnung einflöſsen, daſs das zur Erringung der politiſchen Freyheit der Völker vergoſſene Blut eben ſo wenig vergeblich gefloſſen ſeyn dürfte, als das unſerer Vorfahren für die Freyheit der Gewiſſen; ſo hätte der Vf. ſeinen Zweck ganz erreicht. Iſt es uns erlaubt, von ähnlichen Begebenheiten auf ähnliche Erfolge zu ſchlieſsen; ſo kann ſich der Kampf für die Freyheit wohl ſchwerlich eher endigen, (als) bis die Menſchheit das Kleinod errungen hat, nach welchem ſie mit ſo allgemein angeſtrengten Kräften zu ſtreben ſcheint, und wenn er auch Periodenweiſe eingeſchlafen zu ſeyn ſcheinen ſollte." Wir halten den Vf. für einen Mann von Einſicht und Rechtſchaffenheit, auch ſind wir recht wohl damit zufrieden, daſs er den Huſſitenkrieg als einen Kampf für religiöſe Freyheit ſeiner Zeitgenoſſen darſtellt. Wenn er aber, wie es völlig das Anſehen hat, glaubt, daſs die Ströme Menſchenblut, welche gleichſam vor unſern Augen ſeit einigen Jahren gefloſſen ſind, im Kampfe für politiſche Freyheit vergoſſen wurden; ſo können wir ihm nicht beytreten. Für die abwechſelnden Beherrſcher der Nationen ſind ſie gefloſſen: und welche Nation ware denn durch dieſelben frey geworden? und giebt es nicht mehr als eine, die auf dieſem mit Blut bezeichnetem Wege ihre geſetzmäſsige Freyheit verloren hat? Uebrigens nennt der Vf. gute Quellen, denen er in ſeiner Geſchichte gefolgt iſt; ſeine Erzählung hat viel Gefälliges; ſeine Urtheile ſind meiſtentheils treffend; und wenn er gleich nichts Neues ſagen wollte; ſo ſieht

man

man doch, dafs er nicht ohne Nachforſchen geſchrieben habe. Weniger haben uns mehrere witzige und redneriſche Stellen gefallen. Gleich gegen den Anfang: „*Wenn es wahr iſt*, was *Voltaire* irgendwo ſagt: *dafs die Muſe der Geſchichte nur mit einem Dolche bewaffnet, wie die Melpomene gefalle:* ſo wird dem Huſſitenkriege, dieſem grofsen hiſtoriſchen Trauerſpiele, der Beyfall des Publicums nicht entgehen," — kann man einwenden: Das iſt in dieſem Zuſammenhange nicht wahr; Volt. konnte als tragiſcher Dichter ſo ſprechen; aber wer darf behaupten, dafs in der Geſchichte nur kriegeriſche Auftritte gefallen? Die Anrede an Sachſen und Leipzig, S. 18. iſt für den hiſtoriſchen Stil ganz fremd. Nach S. 49. ſollen *Huſſen's* in den Rhein geworfene Aſche die Wellen an Belgiens und Frankreichs Ufer geſpült haben. Woher weifs der Vf. dieſes? ſie kann ja gar wohl in der Nähe von Coſtnitz geblieben ſeyn. Eine auffallende Unrichtigkeit iſt es S. 57., dafs K. *Wenzel* im J. 1418. geſtorben ſey; es iſt ausgemacht, dafs hier 1419 ſtehen müſſe. Auch wird wohl nicht jeder Leſer es *eine ſehr treffende Satyre* dieſes Fürſten auf die Zänkereyen der Prager Gelehrten, mit dem Vf. (S. 17.) nennen, dafs er ſeinem Küchenmeiſter das Rectorat über die dortige Univerſität aufgetragen hat.

Augsburg, in d. Stageſch. Buchh.: *Hiſtoriſche Unterhaltungen zur Bildung des Geiſtes und Herzens*, von *J. C. Wagenſeil*. *Erſter Band*, in ſechs Heften. Mit 9 Kupfern und 2 Landkärtchen. *Zweyter Band*, in ſechs Heften. Mit 10 Kupfern und 2 Landkärtchen. 1797. (3 Rthl. 8 gr.)

Der Vf. giebt in der Vorrede den Zweck und Plan ſeiner Arbeit ſelbſt folgendermaafsen an: „Wer in gegenwärtiger periodiſchen Schrift neue Aufklärungen in der Geſchichte, oder kritiſche Unterſuchungen ſtreitiger Thatſachen ſuchte, würde ſich eben ſo ſehr irren, als derjenige, der eine erſte Nahrung für Kinder erwartet(e) — die Abſicht des Vfs iſt, ein nützliches Leſebuch für den unſtudirten Bürger und die reifere Jugend zu liefern." — Jedes der vorliegenden Hefte beſteht aus vier Bogen. Im *erſten* und *zweyten H.* des *erſten Bandes* iſt die Geſchichte der franzöſ. Revolution bis auf die Annahme der erſten Conſtitution erzählt; das *dritte H.* enthält die griechiſche Geſchichte; im *vierten* werden die Lebensbeſchreibungen des Pythagoras, Ariſtides, Themiſtocles, Socrates geliefert; das *fünfte* und *ſechſte* umfaſst die Geſchichte der Römer von den früheſten Zeiten an, bis auf den Untergang der römiſchen Monarchie im Occident und im Orient. Rec. braucht hier nicht zu erinnern, dafs dieſe in einen ſo engen Raum zuſammengepreſste Darſtellung ſo wichtiger und thatenreicher Zeiträume, als die genannten, wenig mehr, als die äufsern Umriſſe, als eine flüchtige Angabe der Rubriken und Hauptepochen derſelben enthalten kann. Ueberhaupt hat ſich der Vf. ſeine Arbeit ſehr leicht gemacht. So erzählt er den Anfang der franz. Revolutionsgeſchichte nach *Campe's* höchſt unzuverläſſigen und einſeitigen Briefen aus Paris, nach Rabaut de St. Etienne u. ſ. w. Nach S. 5. des 1ten H. ſoll Tarquin, der letzte König der Römer, die Lucretia entehrt haben, da doch bekanntlich ſein Sohn dies Verbrechen beging. Dieſer Irrthum iſt H. 5. S. 10. noch einmal wiederholt. H. 2. S. 88. heifst es: „Der König ſandte ihn (den Herz. v. Orleans) mit einigen Aufträgen nach England, und entkam dadurch den Ohrfeigen, die ihm nach allgemeiner Verſicherung la Fayette zu geben gedroht hatte, wo und wie er ihn träfe" — hier ſollte man glauben, dafs dem Könige dieſe Ohrfeigen gedroht ſeyen, — überhaupt ſehen wir nicht, wie der Vf. dieſen unbedeutenden Umſtand in eine Skizze aufnehmen konnte, wo blos die wichtigſten Hauptmomente einen Platz verdienten.

Eben ſo verfahrt der Vf. im *zweyten Bande*. Hier iſt die Geſchichte Deutſchlands, von den früheſten Zeiten an, bis zum Tode Joſephs II. auf nicht völlig 9 Bogen zuſammengezwängt, und noch oben ein die Geſchichte der Gelehrſamkeit *in nuce* mit angehängt. Nach S. 135. wird Friedrichs II. Todestag auf den 17. Aug. 1787, alſo ein Jahr zu ſpät angegeben. Das *dritte H.* von S. 142. an erzählt die Geſchichte der niederländiſchen Revolution, ganz nach *Schiller*, auf nicht völlig 3 Bogen. Im *vierten H.* wird die Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen ſkizzirt. Nach S. 12. ſoll Friedrich I. mit ſeinem Pferde in einen Fluſs geſtürzt und ertrunken ſeyn, nachdem ihn der Vf. im erſten Hefte S. 37. beym Baden ſich hatte erkalten und daran ſterben laſſen. S. 49. beginnt die Geſchichte Carls V, welche im folgenden Hefte fortgeſetzt wird; das *ſechſte Heft* liefert die Fortſetzung der franzöſ. Revolutionsgeſchichte, bis zur Ermordung des Königs.

Rec. ſieht nicht ein, wie durch eine ſo flüchtige Erzählung, wo die Begebenheiten, gleich den Bildern in einer Zauberlaterne, nur nach ihren äufsern Umriſſen, vor dem Blicke des Leſers vorüber ſchweben, der auf dem Titel angegebene Zweck: „*Bildung des Geiſtes und Herzens*" erreicht werden könne. Die dem Buche beygefügten Kupfer, harmoniren mit dem Texte, d. i. ſie ſind meiſt bloſse Copieen, wovon es ſich nicht der Mühe lohnen würde, die Originale nachzuweiſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Jena*, in der akadem. Buchh.: *Von der Macht des Gemüthes durch den bloſsen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſeyn*, von *I. Kant*. 1798. 54 S. 8. Der ehrwürdige Weltweiſe beſchenkt uns in dieſer kleinen Schrift mit ſeinen in Abſicht auf Diätetik angeſtellten Selbſtbeobachtungen. Er durfte es wagen, ſein diätetiſches Benehmen zum Beweiſe der Macht des Gemüthes, durch den bloſsen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſeyn, aufzuſtellen. Dieſe Macht zeigt er als die höchſte diätetiſche Aufgabe. *Grundſatz der Diätetik.* Auf Gemächlichkeit mufs die Diäte-

tik nicht berechnet werden; denn dieſe Schonung ſeiner Kräfte und Gefühle iſt Verzärtlung, der Schwäche und Kraftloſigkeit folgt. Der Stoicismus, als Princip der Diätetik (*ſyſtine et abſtine*) gehört alſo nicht blos zur praktiſchen Philoſophie, als Tugendlehre, ſondern auch zu ihr als Heilkunde. Er könne der Erfahrung an ſich ſelbſt gemäſs der Vorſchrift nicht beyſtimmen: man ſoll Kopf und Füſs warm halten. (Es lautet aber jetzt allgemein: Kopf kalt, Füſse warm.) Er finde es gerathener, beide kalt zu halten, gerade der Sorgfalt wegen, ſich nicht zu verkälten. (Rec. dringt auch bey allen geſunden, feſten Menſchen, und bey allen, die ſich noch gewöhnen können, darauf, ſich nicht durch Furcht vor Verkältung, oder vielmehr durch die Maafsregeln, zu denen ſie führt, äuſserſt empfanglich für Verkältung zu machen. Aber es giebt leider der Menſchen ſo viele, deren Füſse keiner Kälte, zumal keiner naſſen Kälte ausgeſetzt werden dürfen). Das wechſelnde Erwachen und Einſchlummern iſt für das ganze Nervenſyſtem lähmend, zermalmend, und in täuſchender Ruhe Kraftverſchöpfend. Das Bett iſt das Neſt einer Menge von Krankheiten. (Eine ſehr groſse Wahrheit.) Im Alter ſich zu pflegen oder pflegen zu laſſen, blos um ſeine Kräfte durch die Vermeidung der Ungemächlichkeit, z. B. des Ausgehens im ſchlimmen Wetter oder überhaupt durch die Uebertragung der Arbeit, die man ſelbſt verrichten könnte, an andre, *zu ſchonen*, ſo aber das Leben zu verlängern, dieſe Sorgfalt bewirkt gerade das Widerſpiel, nämlich das frühe Altwerden, und Verkürzung des Lebens. *Von der Hypochondrie.* Sie iſt das gerade Widerſpiel von dem Vermögen des Gemüthes, ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſeyn, nämlich Verzagtheit über Uebel, welche den Menſchen zuſtoſsen *könnten*, zu brüten, ohne, wenn ſie kämen, ihnen widerſtehen zu können; eine Art Wahnſinn, welchem freylich wohl irgend ein Krankheitsſtoff, Blähung oder Verſtopfung, zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn afficirt, ſondern als bevorſtehendes Uebel (oft doch auch als vermeyntlich daſeyendes) von der dichtenden Einbildungskraft vorgeſpiegelt wird; wo denn der Selbſtquäler (*Heautontimorumenos*) ſtatt ſich ſelbſt zu ermannen, vergeblich die Hulfe des Arztes aufruft. Beherrſchung dieſer beläſtigenden Gefühle kann man von Hypochondriſten nicht verlangen. Der Vf. habe eine flache und enge Bruſt, die der Bewegung des Herzens und der Lungen wenig Spielraum laſſe, und ſo eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in frühern Jahren bis an den Ueberdruſs des Lebens grenzte. Dieſe in ſeinem Bau gegründete Beklemmung blieb; aber ihres Einfluſſes auf ſeine Gedanken und Handlungen ſey er Meiſter geworden. *Vom Schlafe.* Seit etwa einem Jahr fühlte der Vf. oft krampfigte Anwandlungen im Gehirn, und ſehr empfindliche Reize, die ihn, ſo wie auch Fehler des ſchwächlichen Alters, am Schlaf hinderten. Mit Anſtrengung heftete er aber ſeine Gedanken auf ein andres Object, um die Aufmerkſamkeit von jener Empfindung abzulenken; dadurch dieſe dann, und zwar ſchleunig, ſtumpf wurde, und ſo die Schläfrigkeit ſie überwog. Und dieſes könne er jederzeit bey wiederkommenden Anfällen in den kleinen Unterbrechungen des Nachtſchlafes mit gleich gutem Erfolg wiederholen. Des Morgens frühe zeigte ſich dann immer glühende Röthe der Zehen des linken Fuſses. Ich, ſetzt er hinzu, bin gewiſs, daſs viele *gichtiſche* Zufalle, wenn nur die Diät des Genuſſes nicht gar zu ſehr dawider iſt, ja *Krämpfe*, und ſelbſt *epileptiſche* Zufälle, nur nicht bey Weibern und Kindern, als die dergleichen Kraft des Vorſatzes nicht haben, auch wohl das für unheilbar verſchriene Podagra, bey jeder neuen Anwandlung deſſelben durch dieſe Feſtigkeit des Vorſatzes, ſeine Aufmerkſamkeit von einem ſolchen Leiden abzulenken, abgehalten, und nach und nach gar gehoben werden könne. (Gewiſs hielt der Vf. den Ausbruch der Gicht nicht zurück; aber daſs die Zehen gichtiſch afficirt wurden, erleichterte wahrſcheinlich die Bemühung, ſich Schlaf zu verſchaffen. Einzelne Stellen an Gelenken mit glühender Röthe und Geſchwulſt ſieht Rec. oft bey Gichtiſchen ohne allen Schmerz, auſser bey Berührung. Ob dem Vf. Thatſachen für die Folgerung bekannt ſind, die er zuletzt zieht, und die, wenn ſie ſich bewährte, den pſychiſchen Kuren neues Anſehen geben würde? Wir bezweifeln es. Auf allen Fall ſchlieſst er, wie uns dünkt, mit Unrecht die Weiber aus, welche körperliche Schmerzen zu ertragen, und mit Stärke des Geiſtes ihnen entgegen zu arbeiten, mehr Kraft zeigen, als die Männer.) Von Natur und nicht erſt als Folge der wenigern Uebung ſey die linke Seite die ſchwächere. *Vom Eſſen und Trinken.* So ſehr es auch gerathen ſey, ſich blos dem Appetit zu überlaſſen; ſo ſey doch bey den mit dem Alter ſich einfindenden Schwächen eine gewiſſe *Angewohnheit* einer geprüften und heilſam gefundenen Lebensart, nämlich wie man es einen Tag gehalten hat, es eben ſo alle Tage zu halten, ein diäteriſcher Grundſatz, welcher dem längern Leben am günſtigſten iſt; doch unter der Bedingung, daſs dieſe Abfütterung für den ſich weigernden Appetit die gehörige Ausnahme mache. Dieſer nämlich weigert im Alter die Quantität des Flüſſigen, Suppen oder viel zu trinken, vornämlich beym männlichen Geſchlecht: verlangt dagegen derbere Koſt und anreizenderes Getränk, z. B. Wein. Der Anwandlung des Appetits zum Waſſertrinken, dem Durſt, der gröſstentheils nur Angewohnheit iſt, nicht ſofort nachzugeben, und ein hierüber genommener *feſter Vorſatz* bringt dieſen Reiz in das Maafs des natürlichen Verhältniſſes, des den feſten Speiſen beyzugebenden Flüſſigen, deſſen Genuſs in Menge im Alter ſelbſt durch den Naturinſtinct geweigert wird. Man ſchlaft auch nicht gut, wenigſtens nicht tief bey dieſer Waſſerſchwelgerey. *Von dem krankhaften Gefuhl aus der Unzeit im Denken.* Beym Eſſen und Gehen muſs man das abſichtliche Denken hemmen, und den freyen Spiel der Einbildungskraft den Lauf laſſen. *Von der Hebung und Verhutung krankhafter Zufälle durch den Vorſatz im Athemziehen.* Vortreffliche und neue Bemerkungen über das Athemziehen durch die Naſe beym Gehen und *im Bette*. *Von den Folgen dieſer Angewohnheit des Athemziehens mit geſchloſſenen Lippen.* Katarrhe, eine Art Huſten, und Durſt wurden ſo gehoben. *Beſchluſs.* Nur bey Uebeln von der ſpaſtiſchen Art vermag das Gemüth etwas durch ſeinen Willen, aber nicht alle von dieſer Art können durch den feſten, bloſsen Vorſatz gehemmt oder gehoben werden. Einige derſelben ſind von der Art, daſs die Verſuche, ſie der Kraft des Vorſatzes zu unterwerfen, das krampfhafte Leiden vielmehr noch verſtärken, wie der Vf. an ſich ſelbſt erfahren hat. *Nachſchrift.* Ueber die Nachtheile der jetzigen Art in Deutſchland zu drucken, für die Augen.

Das Intereſſe der Beyſpiele, die der Vf. aus ſeinem Leben aufſtellt, iſt groſs; denn ſie machen uns mit *ſeinem* Seyn bekannt. Sie lehren aber auch mehreres Neue und reizen zur Nachahmung. Dabey zeigt er uns eine noch nie befolgte, fruchtbare Weiſe, diäteriſche Lehren vorzutragen, die vor der gewöhnlichen das voraus hat, daſs ſie den Geiſt erhebt, ſtärkt und mehr Unabhängigkeit von den Schwächen des Körpers zuſichert. Das liegt in der neuen Anſicht ſchon, in dem Entſchluſs, den ſie herbeyführt, in dem Verſuche, ihn auszuüben, geſetzt auch, er glücke in einzelnen Fällen nicht. Der bisherige Gang in der Diätetik ſchien, wenigſtens Geſunde oft ganz unnütz, mit Aengſtlichkeit und Kleinlichkeit zu erfüllen.

Es muſs noch bemerkt werden, daſs die kleine Schrift ein beſonderer Abdruck aus *Hufeland's* Journal iſt, der er auch einige Anmerkungen beygefügt hat. Sie iſt an den würdigen Arzt auf Veranlaſſung und in Beziehung auf ſeine Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern, gerichtet, und vom Vf. ſelbſt auch im *Streit der Facultäten* aufbehalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 11. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Leiden, b. A. und J. Honkoop: *Joannis Luzac Oratio de Socrate Cive*, publice habita die 21 Februarii MDCCXCV., quum magistratu academico abiret. Probationes et adnotationes *de Socrate ac de Republica Attica*, praesertim disquisitio *de Epistatis ac Proedris Atheniensium* et *de Socrate Epistate*, ad calcem adiectae reperiuntur. 1796. VIII. und 136 S. gr. 4.

Diese Rede kann in mehr denn einer Hinsicht als Seitenstück zu der unlängst (Nr. 126 127.) von uns angezeigten *Saxischen* betrachtet werden. Als Product der Gelehrsamkeit, ist auch sie ein schätzbares Denkmal eines eben so gründlichen als geistvollen Studiums der Alten, und wird durch den hier niedergelegten Ertrag einer grosen und fruchtbaren Belesenheit den Philologen und Geschichtsforscher, vielleicht noch mehr als jene, interessiren. Als Werk der Beredsamkeit, hat auch sie ihren Stoff eigentlich aus der alten Geschichte entlehnt, doch so, dafs die Wahl desselben ebenfalls von den Zeitumständen herbeygeführt, und noch mehr, als bey jener, auf des Redners individuelle Lage berechnet war. Wenn dort die Vorzüge der republicanischen Regierungsform mit leidenschaftlicher Wärme erhoben wurden; so wird hier mit weit grosserer Vorsichtigkeit und in einer ruhigeren Sprache mehr angedeutet, als gezeigt, wie der gemäsigte Aristokrat mit einer wohl eingerichteten Demokratie ganz einverstanden sey, wie er sich das Gute dieser Verfassung zueignen könne, wie überhaupt ein gut gesinnter Bürger bey gewaltsamen Staatsreformen sich zu verhalten habe. Sokrates dient unserm Redner blos zum Vehikel, seine eigenen Grundsätze anschaulich und eindringend zu machen, und offenbar besteht die grösste Kunst desselben darin, dafs er in der Schilderung des attischen Weisen sich selbst und seine Denk- und Handlungsart mit der überdachtesten Feinheit zu vertheidigen gewufst hat. Da mithin alles darauf ankommt, *diese* Tendenz der Rede in allen ihren Theilen zu fassen; so werden wir, indem wir zuförderst den Inhalt und Gang derselben kürzlich angeben, vorzüglich solche Stellen auszeichnen, welche uns zu diesem Verständnifs, und dadurch zugleich zu der Ueberzeugung verhelfen, dafs der von uns aufgestellte hermeneutische Gesichtspunct der wahre sey.

Was der Vf. in der Zueignungsschrift an den berühmten *Jo. Adams* von sich sagt, und was die Tagesgeschichte vollkommen bestätigt hat: *se in ea tandem delapsum esse tempora, quibus a coetu et frequentia hominum in solitudinem, tanquam in portum, se recipere voluptos sit;* dessen wird ein aufmerksamer Leser auch bey solchen Stellen der Rede eingedenk bleiben, in welchen der Hauptzweck derselben entweder nur leise angedeutet, oder geflissentlich verhüllt worden ist. Leicht wird er dann wahrnehmen, dafs der Eingang, je weniger er die eigentliche Tendenz des Redners ausspricht oder ankündiget, und je absichtsloser er blos die Ausführung des historischen Thema vorzubereiten scheint, desto feiner und zweckmäfsiger angelegt sey.

Nachdem nämlich der Vf. die Bemerkung ausgeführt hat, dafs die Alten nach verschiedenen Zwecken gelesen werden, zeigt er, dafs derjenige, der sie zur Erlernung wahrer Lebensweisheit und zur Bereicherung seiner Erfahrungen studire, dadurch nicht blos sein Abndungsvermögen, auch bey politischen Ereignissen, wecken oder schärfen, sondern sich zugleich in öffentlichen Drangsalen die wirksamste Beruhigung gewähren könne. Aber gerade in solchen Zeitläuften sey es nöthig, sich aus der Geschichte einen Mann zum Vorbilde zu wahlen, *qui neque temporarius, neque fortunae amicus, sed sui semper judicii, rectum secundumque, quantum fieri possit, furentibus civilibus procellis, in mari scopuloso cursum constanter tenuerit, atque ita se gesserit, ut rigidus verae sapientiae satelles optimas partes nunquam deseruisse, neque tamen ullis unquam civium studiis totum sese addixisse et velut mancipio tradidisse videatur.* Der Vf. erkennt in der alten Geschichte vorzüglich zwey solche Manner, welche bey öffentlichen Unruhen und allgemeiner Sittenverderbnifs, entfernt von aller Parteylichkeit, sich selbst genug lebten, das Unglück weise und gelassen ertrugen, und dadurch den Beyfall des bessern Theiles ihrer Zeitgenossen erlangten. *Titus Pomponius Atticus* und *Sokrates* sind diese Männer; und der letzte in einem noch ausgezeichneteren Sinne, weil er sich seinem zerrütteten und unglücklichen Vaterlande nicht entzog, sondern durch seine Lehre sowohl als durch sein Beyspiel die Eintracht empfahl, und die wahre *Bürgertugend* predigte. Als *Bürger* kann man den Sokrates zuerst in seinen häuslichen Verhältnissen betrachten. Indem hier der Vf. diese Verbindungen des Weisen mit Frau, Kindern, Verwandten und Freunden historisch durchgehet, legt er zugleich die Grundsätze desselben über alle diese Verhältnisse dar, und widerspricht beylaufig der Meynung, dafs Sokrates zu *gleicher* Zeit zwey Weiber gehabt habe. —

In einem noch glänzenderen Lichte erscheint die Bürgertugend des S. in Bezug auf den Staat. Mit seinen Mitbürgern die Gefahren der Republik zu theilen, entsagte er grossmüthig seiner Musse: unerschrocken leistete er die übernommenen Kriegsdienste; in Friedenszeiten bewies er der Obrigkeit Treue und den Gesetzen Gehorsam; genügsam bey einem sehr kleinen Vermögen, fern von bürgerlicher Zwietracht, weder ein Schmeichler der Grossen, noch um die unsichere Volksgunst buhlend. (Die in Hn. *Pleffing's Osiris und Sokrates* aufgestellte, und auf sehr willkürlichen Combinationen ruhende Hypothese, dass Sokrates den Plan entworfen, eine *Veränderung in der Regierungsform* zu bewirken, scheint der Vf. nicht gekannt zu haben: wenigstens wird nirgends, auch nicht einmal in den Noten, darauf Rücksicht genommen.) Ehrenstellen suchte und bekleidete Sokrates nicht, ausser dass er einmal ein Jahr lang im Rathe der Fünfhundert einen Platz mit voller Würde behauptete. Natürlich entsteht hier die Frage, warum ein Mann sich den öffentlichen Aemtern entzog, der die Fähigkeit, sie zu führen, in einem so hohen Grade besass. Der Vf. lässt daher den Platonischen Sokrates die Ursachen selbst angeben, und fasst zuletzt alle die Gründe in folgendes, hier sehr bedeutsame Resultat zusammen: *Qui in ea, quae tum erat Athenis, rei civilis forma, populi mores, pravos multo magis quam bonos, ferre non posset, illi procul ab ista claritate et amplitudine erat vivendum.* Diese Bemerkung veranlasst den Vf., einen Rückblick auf die damalige Staatsverfassung in Athen zu thun. Sehr treffend erinnert er, dass die Gewalt, welche der weise Solon dem Volke verliehen hatte, und die oft als unumschränkt dargestellt worden ist, nicht grösser war, als nöthig schien, um das Volk weder zu Sklaven zu erniedrigen, noch zu Feinden der Verfassung aufzuwiegeln. Vorzüglich aber traf Solon drey Einrichtungen, wodurch er den Einfluss des Volks, das in Besitz der Gewalt war, unschädlich, und die Oligarchie, bey Besetzung der wichtigsten Aemter durch die Reichen, nicht gefährlich machte. Dies waren 1) Bestätigung der grossen und heilsamen Autorität des Areopagus, in welchen nur erfahrene und in dem Rathe der Fünfhundert sowohl, als vor dem Volksgerichte der Heliasten geprüfte Männer, die bereits Archonten gewesen, aufgenommen werden konnten; 2) Ausschliessung der vierten Bürgerclasse (der *capite censi*) von den ersten Staatsämtern, mithin auch von der Archontenwürde; 3) Gesetz, dass die höheren Magistrate nicht durchs Loos, sondern durch die Stimme des versammelten Volkes gewählt werden sollten. — Seitdem aber, nach dem über die Perser erfochtenen Siege, der Muth der Athener in Frechheit ausartete; seitdem von Aristides zuerst, und dann noch mehr von Perikles, alle Einschränkung des Volks aufgehoben, die Demagogen befördert, und durch Ephialtes die Macht des Areopagus geschwächt worden war; nahm die Zügellosigkeit des Pöbels zu, und jetzt wurde vorzüglich der Grund zum Verderben des Staats gelegt. In diese Zeiten muss man sich versetzen, und die traurigen Folgen aller jener Ereignisse erwägen, wenn man das Benehmen des Sokrates, als Staatsbürgers, gehörig würdigen will. So sehr er auch, bey diesen so vielfachen und gewaltsamen Staatsveränderungen, Feind der Sklaverey und der Freyheit hold war; so sah er doch wohl ein, dass bey der demokratischen Regierungsform oftmals untauglichen Menschen das Ruder des Staats anvertraut werde, und er sagte daher bey dem unüberlegten Antheil, den man an den Händeln Siciliens nahm, mit Klugheit und Muth die unglücklichen Folgen vorher. Jedoch blieb er auch hier der goldenen Maxime getreu: *qui cum populo insanire recusat, vir prudens et gravis, propterea neque ipse furat vicissim, nec populum oderit.* Mit warmer Theilnahme und Zärtlichkeit umfasste er alle seine Mitbürger; mit der gewissenhaftesten Sorgfalt eines Lehrers suchte er die Gemüther der Jugend zu bilden, und mit einem durchaus exemplarischen Leben, bewährte er die Wahrheit und den Nutzen seiner Lehren. So blieb er sich bey der ersten Revolution durch Pisander und Theramenes, welche auf Oligarchie abzweckte, so bey der zweyten durch Thrasybulus, wo die alte Verfassung wieder hergestellt werden sollte, so bey der Einführung der dreyssig Herrscher gleich: mit Gleichmuth sah er seiner Verurtheilung entgegen, und bestand den Tod mit den Gesinnungen eines Weisen, mit der Entschlossenheit eines Helden.

Nachdem der Vf. dies alles weitläuftig und in vielen Stellen, wo er seine eigenen Gesinnungen und Gefühle aussprach, mit rednerischem Pathos durchgeführt hat: nimmt er am Schlusse der Rede, wohlwissend warum, die unerwartete Wendung, dass er das Vorgetragene nicht auf sich und seine individuellen Verhältnisse, sondern auf den damals verstorbenen, unvergesslichen *Nieuland* anwendet, *in quo juvene* (wie es S. 43. heisst) *etiamnum eadem, quae in Socrate viro, patriae erat caritas, idem moderatae libertatis amor, idem in malos cives odium a pravo tamen partium studio alienum, idem non fucatae sapientiae cultus — incorruptus veri et pulcri sensus, denique (qua parte Socrati simillimus erat) in conciliandis sibi juvenum vere nobilium animis mira dexteritas, in excitandis ad omnem laudem et praestantiam incredibilis quaedam vis et felicitas.*

So ernstlich übrigens der ganze *Inhalt* dieser Rede gemeynt ist, und so prägnant auch der Sinn seyn mag, den der schliessliche Wunsch an die Curatoren der Leidner Universität: *vos, si fieri possit, Nieulandio suppurem reperiatis*, in sich begreift; so tragen wir doch kein Bedenken, diese Rede, was ihre *Form* anlangt, mit dem Namen einer rhetorischen *Encomiastic* zu bezeichnen. In dieser Charakterisirung liegt zugleich der Aufschluss, den wir über den Ursprung und Inhalt der von S. 47. angehängten gelehrten Erläuterungen und zum Theil sehr ausführlichen Excursionen unsern Lesern noch zu geben haben. Der Vf. hatte sich nämlich in der Rede selbst,

ſelbſt, theils bey der Erzählung der Begebenheiten, theils bey der pragmatiſchen Darlegung einzelner Motive, gewöhnlich der Worte der alten Autoren bedient, und oft mehrere Stellen, mittelſt geſchickter Einſchaltungen und Uebergänge, an einander gereihet. Hier werden nun alle dieſe Stellen genauer angeführt, gröſstentheils *in extenſo* geliefert, die griechiſchen gemeiniglich mit einer neuen lateiniſchen Verſion (die Vielen entbehrlich ſcheinen wird) begleitet, und andere gleichlautende und beſtätigende Zeugniſſe beygebracht. Es konnte nicht fehlen, dafs ſich dem gelehrten Vf. hier mancher Stoff zu intereſſanten philologiſchen Erörterungen und ſinnreichen Emendationen darbot. So wird z. B. eine verdorbene Stelle in den *Epiſtol. Socraticis*, Ep. I. p. 8., wo Sokrates mit ſeiner gewöhnlichen Ironie dem Archelaus antwortet: ἐγὼ δὲ μεμαθηκέναι τε ἄρχειν οὐ φημι, μὴ εἰδὼς τὰ οὐκ ἂν δεξάμην μᾶλλον βασιλεύειν, ἢ κυβεύειν, μὴ ἐπισάμενος, hier (S. 53.) nach einer Helmſtädter Handſchrift folgendermafsen verbeſſert: ἢ κυβερνᾶν, μὴ ε. Man kennt die ſo häufig vorkommende Sokratiſche Parallele des Staats- und Schiffs-Ruders ſchon aus Xenophons Denkwürdigkeiten. Nicht weniger überzeugend iſt die (S. 112.) mitgetheilte Correction von *Hemſterhuys* in *Aeſchines Axiochus*, Cap. 12. οὐ γὰρ ἐβούλετό μοι σεμνὸν ὄχλῳ μαινομένῳ συνεξαίρειν (cum populo furente ſimul furere), wo die Vulgata συνεξάρχειν keinen Sinn giebt. — Wichtiger aber als dieſe Kritiken und weiter ausgreifend ſind die hiſtoriſchen und antiquariſchen *Bemerkungen*, womit der Vf. dieſen Theil ſeiner Schrift ausgeſtattet hat, und die, zur Empfehlung für den Kenner, nur einer kurzen Andeutung, durchaus keines Auszuges, bedürfen. Bald werden hier durch gelegentlich eingeſtreute Winke neue und fruchtbare Anſichten hiſtoriſcher Gegenſtände eröffnet, bald aber auch in weitläuftigen, mit ausgebreiteter Beleſenheit und ſeltener Gründlichkeit ausgeführten Digreſſionen wichtige Puncte der athenienſiſchen Geſchichte und Staatsverwaltung aufgeklärt. Zu jenen kürzern Bemerkungen rechnen wir, was S. 57. über die Urſachen der groſsen Staatsveränderung, welche Athen durch und unter Perikles erfuhr, und die damit verknüpfte Veränderung des athenienſiſchen Wohlſtandes, S. 63. über den oft unrichtig dargeſtellten Charakter des Perikles und Ephialtes, S. 82. über die innern und äuſseren Unruhen und Kriege, welchen die Athenienſer deſto häufiger ausgeſetzt waren, je mehr ſich ihre Republik zur vollkommenſten Demokratie hinneigte, und daher gegen die gewöhnliche Behauptung, dafs nur unter Volksregierungen wahres Glück der Staaten gedeihen und erhalten werden könne, — S. 126. über die Ankläger des Sokrates, (wobey dem Vf. die lehrreiche Abhandlung *über den Proceſs des Sokrates* in d. Gott. *Bibl. d. a. Literat. und Kunſt* I. u. II Stück. ganz unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint) — und über einige andere Gegenſtände mit vieler Präciſion erinnert worden iſt. Zu den weitläuftigeren Betrachtungen gehört fürs erſte die treffliche und folgenreiche Entwickelung der Begriffe, welche die Alten mit den Worten ἀριστοκρατία, δημοκρατία (vom attiſchen Staat auch πολιτεία, im ausgezeichneteren Sinne dieſes Wortes S. 79. vergl. *Wolf. ad Demoſthen. Leptin.* p. 233.) und ὀχλοκρατία verbanden, S. 63—74. Um auf den Gang dieſer Forſchungen ſelbſt aufmerkſam zu machen, wird es genug ſeyn, hier das Reſultat derſelben (S. 66 und 74.) auszuzeichnen: *Omnes omnino ſcriptores graeci, Attici praeſertim, qui ante aetatem Alexandri M. floruerunt, ἀριστοκρατίαν i. e. temperatum ex Populi auctoritate, Optimorumque civium conſiliis, Reip. formam, nunquam niſi ad laudem appellarunt, neque oppoſuerunt τῇ δημοκρατίᾳ, ſed huic τὴν ὀλιγαρχίαν, i. e. illam Remp., in qua pauci quidam, ſeu natalium jure, ſeu cenſus, aliove, factionis etiam, privilegio, ad ſummam rerum adminiſtrandam adſpirare queant; caeteri omnes excludantur. Ariſtoteles autem atque Polybius, quamquam primi de illa egerunt ut una de tribus formis praecipuis, eam tamen ſpeciem dixerunt Reip., in qua Virtutis prae aliis habeatur ratio.* (In einer holländiſchen Ueberſetzung dieſer Rede, die uns noch nicht zu Geſicht gekommen, hat dieſer wichtige Excurs von dem Vf. ſelbſt, wie uns ein Freund deſſelben verſichert, neue Zuſätze und Erweiterungen erhalten.) Noch umſtändlicher und vollſtändiger iſt die S. 89—123. eingeſchaltete Abhandlung über die *Epiſtaten* und *Proedri* in Athen, zugleich in Bezug auf Sokrates, der die Epiſtatenwürde wirklich bekleidet hat. Es war dies ein vorzüglich dankbarer Gegenſtand für die hiſtoriſche Kritik, und kaum konnte zur Ankündigung der vorher S. 58. verſprochenen *Lectiones Atticae*, worinn der Vf. die athenienſiſche Republik, ſowohl ihrer Form und deren Veränderungen als ihrer gerichtlichen Verfaſſung nach, kritiſch zu behandeln gedenkt, ein beſſeres Probeſtück gewählt werden. Die Hauptabſicht des Vfs. geht dahin, die auch in unſern Tagen noch fortgepflanzte Meynung zu beſtreiten, dafs das Recht, das Volk zur Stimmengebung zuſammen zu berufen, immer nur *denjenigen* Epiſtaten und acht Proedren, welche aus den neun Stammen gewählt wurden, und ſo lange ſie es waren, keine Prytanie übernehmen durften, eigenthümlich geweſen ſey, keinesweges aber *denen* Epiſtaten und *denen* Proedren, die aus den Prytanen gewählt, von ſieben zu ſieben Tagen dem Rathe der Fünfhundert vorſtanden, und in den Volksverſammlungen den Vorſitz führten. Was in *Corſini faſt. Attic.* To. I. p. 260. u. in *Biagi* Werk *de decretis Athenienſium* Capp. II. XIII. (den beiden Hauptſchriften über dieſe Materie) zur Berichtigung der gewöhnlichen Irrthümer bemerkt worden, hat der Vf. theils beſtätiget, theils von neuem berichtiget. Ueberdies wird hier über das Collegium der Heliaſten, über die εἰσαγωγάς in den attiſchen Gerichten, über die ἐπωνυμίαι, ſowohl auf dem attiſchen Forum, als bey Volksverſammlungen, über die γραφὴ παρανόμων, πρόεδροι ἐγκλητοι und verwandte Gegenſtände, die den Alterthumsforſcher in-

tereſſiren, ein neues und ſehr wohlthätiges Licht verbreitet.

HERMANNSTADT u. KLAUSENBURG, b. Hochmeiſter: *Dietae ſive rectius Comitia Tranſſilvanica, eorumque Decreta, quae vulgo appellantur Articuli Dietales* Auctore *Joſ. Benkö*, Soc. Scient. Haarlem. Sodali. 1791. 120 S. 4.

Der Vf., ein reformirter Prediger zu Közép-Ajta, iſt als Geograph und Statiſtiker durch ſeine *Tranſſilvania* in 2 Banden und Milcovia in 2 B. (V. 1781.) als Publiciſt durch dieſe *Comitia*, und durch eine *Imago Nationis Siculicae* (1791. 88 S. 8.) endlich als Oekonom durch *Közép-Ajtaj Dohany* (eine Abhandlung über den Rauchtabak, Hermannſtadt 1792. 36 S. 4.) und durch einen Aufſatz über den Rhus Cotinus als eine zum Garben taugliche Staude, rühmlich bekannt. Wegen dieſer literariſchen und ökonomiſchen Schriften, beſonders wegen der letzten hat auch der jetzt regierende Kaiſer ihm das höchſte Wohlgefallen durch Ueberſendung einer goldenen Denkmünze zu erkennen gegeben. Dieſe Schrift iſt erſt im Michaelis Meſscatalog 1793 erſchienen, und daher jetzt erſt in Deutſchland bekannt worden. Der Vf. handelt in VII. Abſchnitten von der 1) Beſtimmung, was ein Landtag ſey. 2) Vom Orte. 3) Von der Zeit und Dauer deſſelben. 4) Von der Berufung zum Landtag. 5) Von den Mitgliedern deſſelben. 6) Vom Geſchäftslauf während deſſelben. 7) Von den Diätal-Schlüſſen oder Artikeln. — Nach der Aufſchrift: *Liber prior de Comitiis Tranſſilvanorum* ſollte man einen zweyten Theil erwarten; allein unſers Wiſſens hat dieſen der Vf. eben ſo wenig, als ſeine verſprochene Schrift über den Türkiſchen Weizen, bisher ans Licht befördert. Bey einem Thema, wie vorliegendes iſt, wo es nämlich ſo ſchwer hält, über Landtagsangelegenheiten ſo zu ſchreiben, daſs alle Parteyen damit zufrieden ſeyn mögen, wo über die hiſtoriſche Entwickelung mancher publiciſtiſchen Gegenſtände noch ſo wenig vorgearbeitet iſt, und wo endlich der Vf. wegen des eben 1791 abgehaltenen Siebenbürgiſchen Landtags Eile hatte, laſst ſich nicht überall ein erſchöpfender Vortrag alles Wiſſenswürdigen erwarten; aber der künftige Bearbeiter des Siebenbürgiſchen Staatsrechts wird dem Vf. vielen Dank wiſſen. Die Eigenheiten der Siebenbürgiſchen Verfaſſung ſind beſonders dieſe: 1) daſs das Gubernium einen weſentlichen Theil des Landtags ausmacht; 2) daſs der König mächtigere Edelleute durch Regales herbeyrufen läſst; 3) daſs die 3 Nationen (der Ungriſche Adel, die Szekler, und Sachſen) durch alte Unionsverträge gebunden ſind; 4) daſs anſtatt des Groſsfürſten meiſtens ein General als K. Commiſſär erſcheint u. ſ. w.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Dykiſchen Buchhandl.: *Briefe über die maleriſche Perſpective* von *Horſtig*. 1797. Erſter und zweyter Theil zuſammen. 260 S. in gr. 8. mit 32 Kupfertafeln.

Dem Künſtler und ſelbſt dem Kunſtliebhaber, der im Zeichnen nach einem gewiſſen Grad von Geſchicklichkeit ſtrebt, um ſeine Einſichten im praktiſchen Theile der Kunſt über das Mittelmäſsige zu erheben, iſt die Perſpective eine unentbehrliche Wiſſenſchaft. Hr. *H.* ſcheint eben dieſes damit bedeuten zu wollen, daſs er ſeinen Unterricht in Briefe an ein Frauenzimmer einkleidet, bey welchem er Neigung zur Landſchaftsmalerey vorausſetzt. Der erſte und bey weitem gröſsere Theil des Werks, der ſich durch 114 Briefe bis S. 224. erſtreckt, giebt Anweiſung, Körper von allerley Geſtalten, in beliebiger Entfernung, Verkürzung u. ſ. w. richtig zu zeichnen. Die 17. Briefe des zweyten Theils handeln von theoretiſchen Maximen der Luftperſpective oder Haltung der Anordnung und der maleriſchen Wirkung.

Wir geben zwar gern zu, daſs *eine gar zu gewiſſenhaft* ängſtliche Beobachtung der perſpectiviſchen Regeln in der Malerey mehr Schaden als Nutzen ſtifte, wie man an einigen alten Bildern wahrnimmt. Wenn aber Hr. *H.* ſeine Freundin alle und jede perſpectiviſchen Aufgaben ohne Hülfe des Lineals und Cirkels will löſen laſſen; ſo fragt ſich's, ob ſie ihre Sachen jemals auch nur erträglich machen werde. Es iſt wahr, die Trockenheit der Regeln iſt für Liebhaber abſchreckend; aber warum ſoll ſich denn die Schülerin unſers Vfs. mit noch trocknern Uebungen des Augenmaſses quälen? Nach S. 149. und 150. ſoll ſie ohne Hülfe des Cirkels, Linien in 3. 5. 7. und 11 Theile theilen, noch S. 160. Cirkellinien aus freyer Hand zeichnen, und, es fällt hart zu ſagen, S. 168. gar ihre ſchönen Augen an den Sternen abnutzen, den groſsen Bär zu Papiere bringen u. dergl. mehr. Im 96ſten Brief S. 187 und 188. wie auch im 105ten Brief S. 205 und 206. kommen falſch vorgetragene Grundregeln der Perſpective vor. Wenn in dieſer Art alles behandelt worden wäre; ſo würde das Buch zwar kürzer, aber gewiſs deſto brauchbarer geworden ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Junius 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in der von Kleefeldſch. Buchh.: *Des Duc du Chatelet Beſchreibung ſeiner Reiſe in Portugal*, mit berichtigenden und erklärenden Randgloſſen von *Bourgoing*. Aus dem Franzöſiſchen. 1799. 399 S. 8.

Die Reiſe ward bald nach dem Tode Königs Joſeph I 1777 unternommen, und der Vf. hatte das Glück mit dem Marquis von Pombal nach ſeiner Entlaſſung Bekanntſchaft zu machen. Da er nicht, wie die meiſten Reiſenden, bloſs in der Hauptſtadt verweilte, hatte er Gelegenheit, das hier beſchriebene Königreich von mehrern Seiten zu betrachten, und über deſſen damaligen Zuſtand einzelne Belehrung zu ſammeln. Auch hat der bereits verſtorbene D. du Chatelet, wie die Aufſchriften der einzelnen Abſchnitte beweiſen, eben keinen Hauptgegenſtand der portugieſiſchen Staatskunde, auſser Gerichtsverfaſſung und Landesregierung übergangen. Nur die Behandlung ſo vieler einzelnen, oft ſchwer zu erforſchenden Particularien, kann unmöglich den Freund der Staatskunde befriedigen. Das in dieſer Wiſſenſchaft ſo unentbehrliche Detail hat der Vf. ganz vernachläſsigt, und wenn er zuweilen etwas tiefer einzudringen ſcheint; ſo wiederholt er gewöhnlich längſt veraltete Angaben. Seine Bemerkungen ſind meiſtens oberflächlich, mit unbedeutenden Erzählungen und Kaffeehausnachrichten überladen, und ſcheinen mehr zur Unterhaltung als zum Unterricht aufgeſetzt zu ſeyn. Wagt er zufällig Streifereyen in die Landesgeſchichte; ſo wird immer ein Leſer erfodert, der durch beſſere Kenntniſs derſelben die vielen Unrichtigkeiten zu verbeſſern weiſs, oder Anekdoten von der Art, als: die erſten Könige von Portugal waren von Thubals Geſchlecht, die verwittwete Königin von Portugal habe Pombals Bruder in ihrem Zimmer erſchoſſen, oder die jetzige Donna Maria habe während ſeiner Anweſenheit auf Befehl des Beichtvaters acht Tage faſten und den Roſenkranz beten müſſen, nicht unwahrſcheinlich findet. Auf Vollſtändigkeit, Auswahl des Wichtigen vor unbedeutenden Kleinigkeiten, oder Aufklärung dunkler Theile der portugieſiſchen Staatskunde, darf der Vf. keinen Anſpruch machen. Für gewiſſe Claſſen von Leſern erzählt er freylich anziehend genug, und gewährt ihnen durch ſeinen leichten Vortrag, auch bey den bekannteſten Dingen, hinreichende Unterhaltung. Dagegen zeigt er ſich gemeinhin zu ſehr eingenommen gegen alles, was portugieſiſch iſt, und ſeine Darſtellungen der Landesſitten und Einrichtungen ſind in den bitterſten Tadel eingekleidet. Der Herausgeber, Hr. B., durch ſeine treffliche Reiſebeſchreibung von Spanien allgemein bekannt, hat zwar die Urſchrift in den Anmerkungen und Zuſätzen mannichfaltig berichtigt; aber ganz konnte er doch nicht alle Flecken der Unkunde, Nachläſsigkeit und Uebereilung tilgen.

Der Ueberſetzer hat ſein Original hin und wieder abgekürzt, und einige Abſchnitte über die portugieſiſche Geographie, Conſtitution und die Tractaten mit andern Mächten weggelaſſen. Dagegen ſind von ihm einige unbedeutende Anmerkungen angehängt, die er bey den vielen Unrichtigkeiten, welche uns ſelbſt nach Bourgoing's Reviſion auf allen Seiten aufgeſtoſsen ſind, leicht hätte vermehren können. Doch von einer Seite hat die Ueberſetzung durch die Sparſamkeit der beygefügten Noten gewonnen, weil ſie vielleicht von der Gattung geweſen wären wie S. 128. Hier giebt der Ueberſetzer die ungereimteſte Erklärung der Wallfiſchbarden. Er hält dieſe in Abſicht der Härte für ein Mittelding zwiſchen Fiſchbein und Elfenbein.

Die funfzehn Abſchnitte, worin des Vfs. Bemerkungen über Portugal zuſammengeſtellt ſind, hier durchzugehen, oder davon etwa den Hauptinhalt anzugeben, halten wir für verlorne Mühe. Ein jeder, dem der Staat von Portugal nicht ganz fremde iſt, und ſollte er ihn auch nur aus unſern ſtatiſtiſchen Handbüchern kennen, wird leicht die Gegenſtände errathen, welche der Vf. hier ausführlich behandelt hat. Wir wollen dagegen mit einigen Beyſpielen zeigen, daſs dieſe Reiſe bey den vielen Unrichtigkeiten, oben abgeſchöpften Bemerkungen und veralteten Notizen, doch zuweilen einzelne Thatſachen enthält, die der Vf. wohl nicht von ſeinen gewöhnlichen Führern und Rathgebern erfuhr. Manches möchte er auch wohl verbeſſert haben, wenn er ſelber die Ausgabe ſeiner Handſchrift hätte beſorgen können, die nach ſeinem Tode von andern ohne alle kritiſche Feile zum Druck befördert ward. Bey der Krönung der jetzt regierenden Königin hatten es viele Groſse auf die Hinrichtung des entlaſſenen Miniſter Pombal angelegt, daher ſollte während der Huldigungsfeyerlichkeiten ein gereizter und beſtochener Pöbel laut des Miniſters Kopf verlangen; aber noch zur rechten Zeit wurden dieſe unberufenen Schreyer durch Patrouillen auseinandergetrieben. Von der portugieſiſchen Geiſtlichkeit und dem Patriarchat wiederholt der Vf. nur das allgemein Bekannte. Aber eben zur Erhaltung des Patriarchats

und der zu seiner Kirche gehörenden geistlichen Dignitarien, wird der vierte Theil der geistlichen Einkünfte vom König verwandt, von dem es hier heifst: davon wurde den Geistlichen nichts zu Theil. Dafs der heilige Antonius noch die Würde eines portugiesischen Generalissimus bekleide, und jährlich seinen Gehalt aus den Händen des Königs empfange, scheint uns unwahrscheinlich. Er erhielt diese Würde auch nicht erst 1703, sondern bekleidete sie schon im vorigen Jahrhundert. Das ihm jährlich ausgesetzte Gehalt soll nur 300000 Reis betragen. Die Portugiesen werden als eine sehr häfsliche Nation geschildert. Sie sind klein, schwarzbraun und übel gestaltet. Das weibliche Geschlecht sitzt immer mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, und der Vf. sah beym französischen Gesandten eine vornehme Dame sich auf diese Art auf dem Sofa setzen. Die Schauspiele werden hier als unter aller Kritik vorgestellt. Es fehlt sowohl an guten Stücken, als an guten Schauspielern, und ein Hanswurst, unter dem Namen *Gracioso*, unterhalt die Zuschauer mit seinen Späfsen. Dem Marquis von Pombal läfst der Vf. das gebührende Lob wiederfahrfahren; aber seine kurze Lebensgeschichte wimmelt von Unrichtigkeiten, die wir hier nicht verbessern mögen. Der Herausgeber hat sie ebenfalls übersehen, jedoch einige interessante Bemerkungen über Pombals Charakter, Arbeitsamkeit und Dienstentlassung hinzugefügt. Der Verlust des Hofes und der Einwohwohner von Lissabon, durch das Erdbeben von 1755 stieg auf 2284 Millionen Livres. Wir erinnern uns in dem *Tableau de Lisbonne*, für dessen Vf. hier Dumouriez ausgegeben wird, eine detaillierere Aufzählung dieses Schadens gelesen zu haben, worin der Verlust an Gebäuden, Baarschaften, Juwelen, Waaren etc. genau berechnet ist. Auch über die noch lange nicht gehörig entwickelte Verschwörung der Häuser *Aveiro* und *Tavora* gegen Joseph I. ist hier allerley aus gesellschaftlichen Gesprächen zusammengeschrieben, wodurch aber dieser Frevel wenig aufgeklärt wird. Doch über die Entdeckung dieser Verschwörung, die so vielen Grofsen Leben, Vermögen und Freyheit kostete, haben wir etwas gefunden, das wir uns nicht erinnern, bey andern gelesen zu haben. Ein fremder Bedienter war im Garten des Hauses Tavora versteckt, um sich mit seiner Geliebten, einer Magd in Diensten dieses Hauses, zu unterhalten. Die vorigen Verschwornen berathschlagten sich gerade damals in diesem Garten, um den früher verfehlten Streich noch einmal zu wagen. Die neue Verschwörung ward dem Minister hinterbracht, und nun erfolgte die Verhaftnehmung und Bestrafung der Theilnehmer. Der Abschnitt von den portugiesischen Nebenländern ist gewifs aus irgend einer alten Beschreibung von Portugal abgeschrieben. Plätze, die das Reich längstens wie Chaul in Concan, oder Mazagan in Marocco längstens verloren hat, werden noch zu dessen Eigenthum gerechnet, und was von den übrigen gesagt wird, ist voller Verwirrungen und ohne Bestimmtheit hingeworfen. Die geographische Beschreibung von Brasilien soll zwar aus einem einheimischen Landesbeschreiber entlehnt seyn; aber Rocha Pitta, dem er hier folgt, liefs seine Annalen schon 1730 drucken, und seitdem hat sich in diesem Lande sehr vieles verändert. Daher wird Brasilien nicht mehr in vierzehn, sondern in zwolf Capitanias eingetheilt, und von den hier genannten sind *Siara*, *Paraiba*, *Samaraca*, *Seregippe*, und *dos Ilheos* nie besondere Gouvernements wie die übrigen gewesen. Dafs statt dieser Districte, die wegen ihrer Reichthümer bekannten Gouvernements *Mato groſſo* und *Minas geraes* nicht einmal genannt worden, ist uns um desto unerklärlicher, da der Vf. den hier oft angeführten Kainal gelesen hatte. Unter der Aufschrift: *Bevölkerung*, sind die alten unsichern Angaben der geringen portugiesischen Volksmenge, oder Dumouriez Listen wiederholt. In allen Nebenländern sollen nur 791,000 Einwohner leben, obgleich allein in Brasilien eine grofsere Anzahl vorhanden ist. Woher der Vf. weifs, dafs in den afrikanischen Nebenländern die Volksmenge gerade 80,000 Seelen betrage, können wir uns nicht erklären, weil darüber nicht einmal muthmafsliche Schätzungen existiren. Diese Zahl ist indessen zu grofs, wenn er damit blofs die eigentlichen Portugiesen meynt, und zu klein, wenn er die bekehrten und unbekehrten Neger mitrechnet. Das portugiesische Militar wird hier eben so wie von frühern Reisenden geschildert. Hr. Bourgoing hat jedoch die neuen Veränderungen seit des Vfs. Anwesenheit bemerkt. *Dafs Portugal* nicht einmal eine Artillerieschule habe, widerlegt die in Lissabon vorhandene *Nova Aula de Fortificaõ e de Artilheria*. Dafs Subalternofficiere bey ihren Obern in Diensten stehen, war noch 1777 gebräuchlich. In dem Gasthofe des Vfs. in Lissabon, befand sich ein portugiesischer Major, dessen Lieutenant ihm als Bedienter aufwartete. Damals bettelten die Schildwachen häufig um ein Allmosen, indefs befindet sich in ihrer Nähe gewöhnlich ein Marienbild, dies giebt ihnen Vorwand, die Vorübergehenden um eine Gabe für die Seelen im Fegefeuer anzusprechen, die freylich am Ende in ihre Tasche fällt. Der Abschnitt von den Auflagen und Finanzen kann ohne Bedenken überschlagen werden. Der Vf., der sich unter allen Stunden so vieler Bekanntschaften rühmt, hat nicht einmal irgend eine Schätzung der Reichseinkünfte erfahren können. Der Abschnitt von den Künsten und Wissenschaften wird nur durch die Zusätze des französischen Herausgebers unterrichtend. Er zeigt darin, wie glücklich die 1780 gestiftete Akademie der Wissenschaften, die Landesokonomie, Topographie und andere Zweige bearbeitet, welche Vortheile das Reich von den gelehrten Bemühungen ihrer Mitglieder erwarten konnte, und was für Gegenstände portugiesische Gelehrte in neuern Zeiten vorzüglich bearbeitet haben.

Die Uebersetzung läfst sich bis auf einzelne Stellen, die dem Setzer wohl zur Last fallen mögen, recht gut lesen. Nur ist die Puristerey bey einzel-

Digitized by Google

nen

nen fremden, aber allgemein verſtändlichen, Worten zu weit getrieben, und der Verſuch, dieſe Ausdrücke mit einheimiſchen zu vertauſchen, ſelten gelungen. Wer möchte wohl für *Verproviantirung*, *Bemundvorrathung*, oder für *Deportation Aufserlandbringung* ſchreiben. Das Beſte bey dieſer lacherlichen Neologie iſt noch, dafs der Ueberſetzer ſeinen Verunſtaltungen, den Lefern zum Beſten die Worte des Originals zur Seite geſetzt hat.

Hamburg, b. Hoffmann: *H. M. Marcard*, herzogl. Holſtein-Oldenburgiſchen Leibmedicus zu Oldenburg etc., *Reiſe durch die franzöſiſche Schweiz und Italien.* Erſter Band. 1799. 414 S. 8. mit eingedruckten Vignetten. (2 Rthlr.)

Im Herbſt 1785 hielt ſich Hr. *M* einige Wochen in Lauſanne auf, und reiſete von da über Genf durch Savoyen nach Turin, dann auf Genua, Piacenza, Parma, Modena und Bologna bis Florenz, womit ſich dieſer erſte, in acht Abſchnitte eingetheilte Band endigt. Wir können das Werk nicht unter die beſonders gründlichen und lehrreichen zählen, obſchon der Vf. nicht verſchmäht hat, ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften einzulaſſen; allein er iſt ſelten glücklich geweſen, ausgenommen in einigen Stellen, wo von Aerzten und Arzneywiſſenſchaft gehandelt wird, dieſe, obſchon Rec. ſie als Dinge, die aufser ſeinem Sprengel liegen, nicht beurtheilen mag, zeichnen ſich durch eine gewiſſe Rundung und Geſetztheit *aus*, welche ſogleich zu erkennen giebt, dafs Hr. *M.* hier einheimiſch war. Wenn nun gebildete Leſer aus dem Ganzen eben keine groſse Erweiterung ihrer Kenntniſſe zu hoffen haben; ſo werden ſie ſich doch zum wenigſten gut genug unterhalten. Man findet manche intereſſante Nachricht von Gibbon, Bonnet, Tiſſot und andern. Die Gegenden um den Genferſee, der Weg durch Savoyen über den Mont-Cenis, ſind zwar nicht mit poetiſchem Schmuck, aber doch wahr und deutlich beſchrieben; auch muſs man mit dem, was über Turin und Genua geſagt wird, zufrieden ſeyn. Indeſſen wäre alles weit genieſsbarer, wenn die vielen bittern Ausfälle gegen die Franzoſen und ihre jetzige Regierung weggeblieben wären. Jeder leidenſchaftloſe vernünftige Menſch weifs nun freylich wohl, dafs die Worte: Freyheit, Gleichheit, Menſchenrechte und dergleichen, ſehr gemifsbraucht worden ſind und noch werden; weifs und erkennt, dafs zahlloſe Ungerechtigkeiten, Raub, Mord, Plünderung etc. unter dieſem Freybrief verübt worden, und wie das revolutionare Frankreich nicht minder als die revolutionirten Länder unter ſchwerem Druck und Elende ſeufze. Darum kann man nun allerdings die Franzoſen oder ihre Machthaber weder loben noch lieben, und die Revolution, ſo lange ſie nicht beſſere Früchte trägt, auch nicht als ein glückliches Ereignifs für die Menſchheit anſehen. Allein mit Schmähungen, mit leidenſchaftlicher Bitterkeit wird nichts gut gemacht, und wenn dieſe uns ſchützen ſollen, wenn keine mächtigern Waffen dem um ſich greifenden Geiſt der Unruhe, dem Hang zur Neuerung, dem äufsern Andrang entgegen zu ſetzen ſind; dann ſieht es ſchlimm um das Heil von Deutſchland aus.

So wie unſer Vf. gegen die Revolution und Revolutionsmeiſter, ja gegen die republikaniſche Regierungsform überhaupt, ſehr erbittert iſt, und daher auch S. 80. verſichert: *„es habe ihm in einer Republik nie recht gefallen;“* (worunter denn natürlicherweiſe auch die vor der franzöſiſchen Revolution ſchon vorhandenen gemeynt ſind) eben ſo hat er (vielleicht durch unrichtige Verbindung von Ideen) einen Groll auf Kant und deſſen Lehrſätze, gegen welche er ſich in der Note S. 307. ſtark erklärt. Hiernächſt mifsfallen ihm die Romane. S. 56. macht er es zwar noch billig, und vermeynt bemerkt zu haben, die, welche von Frauenzimmern geſchrieben ſeyen, enthielten im Durchſchnitt weniger ſchädlichen Stoff als die von Männern; aber S. 105. werden ſie alle ohne Unterſchied verdammt: *alle ſtiften* (ſo heifst es) *unendlichen Nachtheil, mehr als man glaubt, und* (welches freylich ſehr betrübt wäre) *je beſſer ſie ſind, deſto mehr.* Hr. *M.* geſteht zugleich aufrichtig, er habe auch ſelbſt einmal zu Vevay, früh Morgens, da ihm über Nacht viel von der neuen Heloiſe geträumt, Anfechtungen gehabt, *„einen ſchönen Roman zu ſchreiben;“* und es iſt nicht zu zweifeln, dafs ſeinen Leſern der Plan deſſelben mitgetheilt worden wäre, wenn er eben nicht hätte beſorgen müſſen Unheil damit anzurichten.

Die eingedruckten Vignetten ſind durchaus mittelmäfsig gerathen. S. 21. iſt eine Silhouette in ganzer Statur dargeſtellt, man kann ſich kaum eine häſslichere und zugleich unbedeutendere Carricatur denken. Und dieſes Scheuſal ſoll *Gibbon's* Bildnifs ſeyn; in der That eine feine Art, dem Publicum einen groſsen Schriftſteller zu präſentiren.

Cassel, b. Grieſsbach: *Topographiſch-ſtatiſtiſche Nachrichten von Niederheſſen*, herausgegeben von *Joh. Chriſtian Martin.* Dritter Band, zweytes Heft. 1798. 110 S. 8. (8 gr.)

Der gegenwärtige Heft dieſes topographiſch-ſtatiſtiſchen Werks, deſſen Plan und Einrichtung wir in der A. L. Z. 1798. Nr. 22. mit verdientem Lob angezeigt haben, beſchreibt in fünf Abſchnitten die beiden heſſiſchen Aemter *Wohlfhagen* und *Baune*, ſammt den, zu letzten gehörigen drey Schöppenſtühlen, *Niederzwern*, *Altenbaune* und *Groſsenwitte*, ingleichen das Dallwigſche Gericht *Schaumburg*. Die politiſche, kirchliche und ökonomiſche Verfaſſung dieſer Landesbezirke, ihre natürliche Beſchaffenheit, die Geſchichte derſelben, der Zuſtand der Unterthanen, in Hinſicht ihrer Nahrungsquellen, Abgaben und Dienſtleiſtungen und andere, zur ſtatiſtiſchen Kenntnifs gehörige, Gegenſtände, werden auch in dieſem Heft ſorgfältig und genau abgehandelt. Das Amt *Wolfenhagen* beſteht dermalen, durch Anlegung

der Kolonien, in 11 Dörfern und 2 Höfen. Die Landwirthschaft hat hier, durch den nützlichen Kleebau und andere Futterkräuter, viel gewonnen. Der Flachs, als ein vorzügliches Product, wird zwar von den Einwohnern versponnen, aber meistens in dieser Beschaffenheit ausgeführt und nicht zu Tuch verwebt. Ein Beweis, dass es an Fabriken fehle, um dieses noch unvollendete Landesproduct mit Vortheil zu bearbeiten, und den baaren Gewinn, der gegenwärtig andern Gegenden zufliesst, für die ersten Eigenthümer zu erhöhen. —

Das Amt *Baune* enthält drey Schöppenstühle, neun Kirchspiele, zwanzig Dorfschaften, zwey Lustschlösser und zwey Höfe. In diesem Bezirke liegen die bekannten *Habichtswalder*, Berge, deren Umfang sich auf vier deutsche Meilen erstreckt. Einige derselben hält man für Auswürfe des Urgebirgs, und sollen bey einer, durch das innere Feuer veranlaßten Explosion entstanden seyn. Das in dieser Gegend befindliche Braunkohlenwerk, von welchem man S. 58. eine ausführliche Beschreibung findet, ist besonders deswegen wichtig, weil dadurch jährlich 2000 Klafter Brennholz erspart und dem Holzmangel abgeholfen werden kann. Der letzte *Abschnitt* beschäftigt sich mit dem adelichen Dallwigischen Gerichte Schaumburg, welches in ältern Zeiten den im 13ten Jahrhundert ausgestorbenen Grafen von Soowenburg zugehörte. Ob diese Herren, wie man vermuthen darf, mit den Dynasten von Schaumburg oder Schonenberg, deren Geschichte in *Wenks's* hessischen Landesgeschichte B. II. Abth. = S. 896 f.) diplomatisch entwickelt worden, in Familienverbindung gestanden haben, hat der Vf. nicht bemerkt; auch war ihm unbekannt, wie die Herren von Dalwig zum Besitz dieses Schlosses gekommen sind. Uebrigens werden von ihren ältern Schicksalen, aus ungedruckten Quellen, brauchbare Familiennachrichten mitgetheilt. Sie stehen unter der Landeshoheit der Landgrafen von Hessen, und haben in diesem Bezirk nur die Civilgerichtsbarkeit auszuüben.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Schön: *Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland*, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von *Johann Eustach. Goldhagen*, Rector der Domschule zu Magdeburg. *Zweyter Theil, dritter Band.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1799. 365 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser Theil enthält das sechste Buch bis zum achten. Rec. hat einzelne Abschnitte desselben mit dem Original verglichen, und zwar keine wichtigen Verbesserungen, aber dieselbe Treue in Uebertragung des Sinnes, und die zweckmäßigen Anmerkungen gefunden, welche von jeher diese Uebersetzung empfehlungswürdig machten, und auch von uns bey der Anzeige des vorhergehenden Theils ausführlicher gewürdigt worden sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Oldenburg*, b. Stalling: *Anweisung für die hiesigen Landschulmeister, wie der Unterricht in der christlichen Lehre recht zu gebrauchen sey.* 1797. 1 Bog. 8. Der Oldenburgische Landeskatechismus, auf den sich diese Anweisung bezieht, ist bereits A. L. Z. 1799. Nr. 48. von einem andern Recensenten mit Beyfall angezeigt worden. Die christliche Lehre ist rein biblisch, nach einer liberalen Exegese, vernunftmäßig dargestellt, ohne Beymischung unnützer Subtilitäten, und den in der Kirchenlehre gebräuchlichen, auch dem gemeinen Volke bekannten Kunstwörtern, die wegen der Schwachen nicht ganz wegbleiben durften, ist eine solche Deutung gegeben worden, dass sie auf keine unrichtige, vernunftwidrige und schädliche Vorstellungen führen. Es soll dieser Unterricht hauptsächlich dazu dienen, dass diejenigen Kinder, welche bald zum heil. Abendmahle gelassen werden sollen, von den Predigern darnach unterwiesen werden. Da es aber die Pflicht der Schullehrer ist, die ihnen anvertrauten Schüler zu dieser Unterweisung der Prediger vorzubereiten, und einigermaßen geschickt zu machen; so wird in der oben angezeigten, auf einem besondern Bogen abgedruckten Anweisung den Schullehrern gezeigt, welchen *Gebrauch* sie von diesem Lehrbuche zu machen haben, und welche *Missbräuche* dabey zu vermeiden sind. Sie sollen sich nicht mit einer *weitläuftigen Erklärung desselben* so wenig in Ansehung der *Sätze* als der biblischen *Sprüche* oder *Liederverse* abgeben; denn diese bleibt, zumal fürs erste noch, dem umständlichern Unterricht, den die mehr erwachsene Jugend von dem Prediger erhält, überlassen. Jedoch sollen sie ihren Schülern zum rechten *Verstande* der jedesmal von ihnen deutlich gelesenen *Sätze*, der angeführten *Bibelsteilen* und *Gesangverse* behülflich seyn. Um ihnen dieses Geschäfte zu erleichtern, sind jedem Satze unten auf der Seite *Fragen* untergelegt, und es ist durch gröbere Schrift auf die Antwort aufmerksam gemacht worden. Die Fragen haben dem Rec. am wenigsten gefallen. Sie sind zum Theil zu allgemein, z. B. S. 4. *zu welcher Ueberzeugung kann der vernünftig nachdenkende Mensch gelangen?* Die Antwort soll seyn: *Dass ein Gott sey.* Besser hätte die Frage geheißen: Wie kann der vernünftig nachdenkende Mensch zu der Ueberzeugung gelangen, dass ein Gott sey. Indessen sind doch auch viele Fragen richtiger gestellt, und das Buch verliert durch diesen kleinen Fehler nichts an seinem Werth.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Junius 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Wien, b. Gaſsler: *Erklärung der Pandekten*, nach dem Leitfaden des *Heineccius* und dem Geiſte der öffentlichen Vorleſungen an der Wiener hohen Schule. 1796. 540 S. 8.

Die Abſicht dieſes Buchs, über welche uns keine Vorrede Auskunft giebt, ſcheint dahin zu gehen, daſs der Studirende über die wichtigeren und ſchwereren Materien des Heineccifchen Lehrbuchs nähere Erläuterung erhalten ſoll. Nicht nur einzelne Stellen, inſonderheit ſolche, die keinen praktiſchen Gebrauch haben, ſondern auch mehrere Titel, ja ganze Bücher ſind unberührt geblieben, und man wird dabey blos auf das Compendium verwieſen. Wir können nicht leugnen, daſs uns dieſe Methode, wobey doch etwas auf den Fleiſs und die Einſicht des Studirenden gerechnet wird, an ſich nicht übel gefällt, ob wir gleich über die Wahl der Materien nicht überall mit dem Vf. übereinſtimmen, und manches nicht übergangen, oder weniger kurz behandelt haben würden, wohin wir unter andern vieles aus den Lehren von dem Eigenthum, von der Erbfolge, von dem Ungehorſam, von der Klagenhäufung etc. rechnen.

Einige Materien ſind recht gut ausgeführt, z. B. von dem Verkauf einer Erbſchaft und eines Klagerechts, vom Pfandrecht, (wo jedoch die Erörterung fehlt, inwiefern ſelbiges ſich zugleich auf die Zinſen erſtrecke,) von der Gewährleiſtung, von Zinſen, von der *condictio triticaria*. Von andern können wir nicht daſſelbe urtheilen. Unrichtig ſcheint uns die Abtheilung des Eides in den freywilligen, nothwendigen und richterlichen zu ſeyn, inſofern der von dem Gegner zugeſchobene Eid als ein nothwendiger betrachtet wird, wie denn überhaupt die Darſtellung dieſer Lehre weder vollſtändig, noch gehörig geordnet iſt. Wenn die Klage als eine Vorſtellung meines Rechts vor dem Richter definiret wird; ſo fehlt dabey der Zuſatz, damit der Gegner zu einer Leiſtung verurtheilt werden ſoll, indem jener allgemeine Begriff auch auf die Einrede paſst. Eben dieſes lieſse ſich noch von manchen andern gegebenen Begriffen ſagen. — Geſetzſtellen ſind nur ſelten angegeben, da ſie ſchon im Lehrbuche ſtehen. Schriftſteller kommen noch ſeltener vor. Bey dem erſten Buche ſcheint der Vf. *Glück*, bey §. 331 und 502. *Hopfner* vor Augen gehabt zu haben. Uebrigens iſt die Schreibart gut, und das Meiſte iſt mit vieler Klarheit entwickelt.

Augsburg, b. Rieger: *Inſtitutionum iuris eccleſioſtici* publici et privati *liber ſubſidiarius I.*, qui eſt *iſagogicus*, et principia ac fontes iur. eccl. exhibet. Auctore *Jac. Ant. Zallinger*, S. S. Th. et iur. utr. Doct. et in Lyceo cath. Auguſt. ad S. Salvat. S. S. Canonum Prof. P. O. 1791. 237 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. kündigt ſich in der Vorrede auch hier als einen eifrigen Vertheidiger der römiſchen Hierarchie und erklärten Gegner der Neuerer an, die ſo gern das allgemeine Staatsrecht im Munde führen: und wir können ihm das Zeugniſs nicht verſagen, daſs er durchaus Wort gehalten hat. Seine Grundſätze ſind ächt curialiſtiſch, und ſeine Demonſtrationen, ſo wie ſeine Beſtreitungen anders denkender Katholiken, inſonderheit des Vfs. der bekannten *Princip. iur. publ. eccleſ. cathol.*, gegen den er am häufigſten zu Felde zieht, ganz im Geiſte des Mittelalters. Kap. 1. Von der Religion und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Da hieher das Kirchenrecht gerechnet wird; ſo iſt der Begriff des *Rechts* (S. 7 — 10.) auf eine eigene Art entwickelt. Das Reſultat iſt: *Una expreſſa idea ſimplici, et una complexa, unaque animadverſione addita totus hic labor abſolvi poteſt. Idea facultatis moralis et obligationis moralis ſimplex eſt: Idea plurium facultatum et obligationum certo ordine digeſtarum, complexa eſt: ne facultas moralis agendi quidpiam, vel omittendi cum licentia actionis confundatur, animadverſione dignum eſt.* Kap. 2. Von den Gründen des Kirchenrechts überhaupt. Das höchſte Princip ſetzt der Vf. *in firma fide et ſimplici confeſſione*, und hält es für ein göttliches Geſchick, daſs die Decretalſammlung damit anfange: *Firmiter credimus, et ſimpliciter confitemur.* Kap. 3. Von der göttlichen Einrichtung der Kirche. Kap. 4. Von der Tradition, wodurch das Anſehen der Bibel begründet werde, mit allen gewöhnlichen Eintheilungen. Kap. 5. Von der Bibel — als dem Grunde der Hierarchie und des geiſtlichen Privatrechts. Kap. 6. Von den päbſtlichen Conſtitutionen, und Kap. 7. von den Concilien. (Jene, meynt der Vf., ſeyen früher, als dieſe, und gaben dieſen ihre Gültigkeit.) Kap. 8. Von den Schriften der Kirchenväter, und deren Gebrauch. Kap. 9. Von dem Anſehen der Kirchenlehrer und Schriftausleger. Kap. 10. Von dem Gebrauch der Vernunft und der Philoſophie im geiſtlichen Recht, — verſteht ſich ſo eingeſchränkt, als möglich, blos um Schlüſſe aus vorhandenen Rechten zu ziehen und Entſcheidungen daraus zu geben. Von den neueren Philoſophen heiſst es S. 159.: *Cum Deo divinaeque luci — reſiſtant, — turpitudinum ac coeci-*

tatis poenis a Deo castigari merentur. Kap. 11. Von den landesherrlichen Rechten in Kirchensachen. Ein wahres Kabinetsstück! Die Grundsätze guter katholischer Schriftsteller sind nicht einmal richtig aufgestellt, geschweige denn widerlegt. Kap. 12. Von der Geschichte und Kritik, als Hülfswissenschaften. Der Beschluss lautet also: *Funestus hic laqueus est, quem Satan moderno seculo posuit; omnia ad critici philosophi ratiocinium revocare.*

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Literatur der mathematischen Wissenschaften.* Von *F. W. A. Murhard.* Zweyter Band, enthaltend die *Literatur der Geometrie und der Analysis.* 1798. 436 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Was an dem ersten Bande in der A. L. Z. 1798. Nr. 148. ausgesetzt ist, fehlerhafte Anordnung, Anzeigen von Büchern unter einer ihnen nicht zukommenden Rubrik, unnütze Weitläufigkeit in der Anführung der Titel, ist auch bey diesem Bande zu erinnern. Der Vf. scheint diese Arbeit gröfstentheils andern Händen überlassen, und sie nur flüchtig durchgesehen zu haben. Er schmeichelt sich in der Vorrede mit einem ungetheilten Beyfall für den ersten Band dieses Bücherverzeichnisses, gesteht aber doch auch ein, nicht wenig Unvollständigkeiten, Fehler und Irrungen in dem ersten Theile angetroffen zu haben, nennt auch ein halbes Dutzend Bücher, die daselbst unter den Lehrbüchern der Geometrie aufgeführt sind, und gar nicht darunter gehören. Wie war es möglich, solche und so viele andere Versetzungen zu machen, wenn der Vf. sich nur die Mühe genommen hätte, aufmerksam durchzusehen, was seine Sammler zusammengetragen hatten. Es hatte gar keine Eile mit der Ausgabe dieses Catalogs.

In dem ersten Theile war ein Abschnitt von den Elementen der Geometrie, der die Lehrbücher der Geometrie enthält, mitgenommen. In diesem zweyten Theile machen die Ausgaben und Uebersetzungen der Euklidischen Elemente nebst den sie betreffenden Schriften den Anfang, S. 48. Hierauf folgt ein Abschnitt: vermischte geometrische Schriften, von welchem die erste Abtheilung die *vermischten Werke* enthalten soll, das ist ohne Zweifel solche, worin mehrerley geometrische Untersuchungen vorkommen. Es finden sich hier aber auch Schriften über einzelne Gegenstände, als Apollonius von den Neigungen und *de sectione rationis.* Andere, als der *Diophantus redivivus*, der *Apollonius ac Serenus promotus*, und eine Schrift über Cyklometrie, hätten in andern Abtheilungen ihren Platz finden sollen. In der Abtheilung: Vermischte Schriften über einzelne Gegenstände der Geometrie (der Zusatz, vermischte, ist unnöthig, wenn er nicht so viel als durch einander geworfene bedeutet) kommen einige zur höhern Geometrie gehörige vor, auch ein chorographisches Problem, wie es statt chronographisches heifsen mufs. Nun folgen geometrische Einleitungsschriften, die billig den Anfang hätten machen sollen; Geschichte, Nutzen, Gegenstand etc. der Geometrie. Die *Geometrie Metaphysique.* Paris 1758. (nicht 59.) gehört nicht hieher, sondern unter die Lehrbücher der Elementargeometrie. Hierauf einzelne Gegenstände aus der Geometrie. Der Abschnitt von den Winkeln gehört gröfstentheils zu der analytischen Geometrie, nicht zu der elementarischen. Die Abhandlung von der Reduction eines Winkels auf den Horizont, stünde besser in dem Abschnitte von der Feldmefskunst. Der Abschnitt von den Dreyecken enthält manches aus der Trigonometrie. Bey den Schriften unter der Rubrik: Trigonometrie, besonders den Schriften über einzelne Gegenstände derselben, wäre manches zu erinnern. Die Schriften über die trigonometrischen Functionen hätten einen besondern Abschnitt erfodert. Sie sind unter verschiedenen Rubriken zerstreut. Der Tetragonometrie und Polygonometrie sind besondere Abschnitte gewidmet; die zu der letztern gerechneten Schriften wären besser in den Abschnitt vom Kreise gebracht. Der neunte Abschnitt ist überschrieben: Stereometrie und Visirkunst. Die erste Abtheilung hat die Rubrik: Ueberhaupt, und enthält fast nichts als Visirkunst: die zweyte Abtheilung führt die Ueberschrift: Einzelne Theile, als von der Kugel, dem Cylinder u. a. Welches Gewirre in der Anordnung! Mitten unter den Schriften vom Visiren erblickt man die *divinatio de locis solidis* von *Viviani*, auch eine *Synopsis Philosophiae corporum*, die vermuthlich *metaphysischen* Inhalts ist. In dem Abschnitte von der Kugel finden sich Schriften zur Trigonometrie. Die Rubrik von einzelnen vermischten Schriften ist sehr gemischt. Es kommen hier Schriften zur Visirkunst, zu der Lehre von der Kugel, zur höhern Geometrie und eine Schrift vom Mikrometer vor. Warum hat der Vf. nicht eine besondere Rubrik für die regulären und halb regulären Körper gemacht? Der praktische Theil der Geometrie begreift nur die Feldmefskunst (in der Rubrik der ersten Unterabtheilung ist praktische Geometrie und Feldmefskunst genannt), und die Markscheidekunst. Das Nivelliren scheint vergessen zu seyn. Das Visiren der Fasser hatte hier ja seine gehörige Stelle gehabt. Wegen der im Anhange befindlichen Anleitung zur Markscheidekunst in Bohm's Mefskunst ist diese unter die Rubrik von der Markscheidekunst gesetzt, und fehlt in dem Abschnitte von der Feldmefskunst. Die mathematischen Tafeln haben einen eigenen Hauptabschnitt erhalten. Der grofse Canon des Rhaticus wird als ein besonderes Werk angeführt, ohne Anzeige, dafs er zu dem *Opere Palatino* gehört, gerade so, wie *Kaestner* in der Geschichte der Mathematik den Canon beschreibt, da sein Exemplar zufälliger Weise von dem übrigen Werke getrennt und einem andern beygebunden ist. Unter der Rubrik: logarithmische und trigonometrische Tafeln, findet man *Pell's* Quadrattafeln, kaufmannische Logarithmentafeln, *Lambert's* Zusätze zu den logar. und trigon. Tafeln, eine

Digitized by Google

Abe

Abhandlung der Trigonometrie von *Frobeſe*, eine über Integralrechnung, über negative Logarithmen. Unter der Rubrik: andere Tafeln, kommen *Schübler's* Erforſchungen in der Geometrie, vor, weil auf dem Titel einiger Tafeln erwähnt wird. Das letzte Hauptſtück in dieſem Bande iſt über Analyſis und höhere Geometrie von S. 201 bis 436. Der Abſchnitt: einzelne arithmetiſche, geometriſche und algebraiſche Aufgaben und Abhandlungen, iſt zu gemiſcht. Man trifft hier Schriften von den krummen Linien (die doch einen eigenen Abſchnitt erhalten haben), zur Analyſis des Unendlichen gehörige, auch philoſophiſche Schriften über die Mathematik an, noch eines über Trigonometrie und über eine landwirthſchaftliche Frage. In dem nächſtfolgenden Abſchnitte, über die Natur und gelehrten Tand der Zahlen, ſind ſehr ungleichartige Dinge zuſammengebracht. Die vielen langen Titel von albernen Büchern hätten ganz erſpart werden können. Der Abſchnitt von der Steganographie gehört nicht in eine mathematiſche Bibliothek. Die Anordnung von der Analyſis hätte ganz anders gemacht werden müſſen, um den Hauptzweck eines mathematiſchen Bücherverzeichniſſes zu erfüllen, nämlich die Hülfsmittel des Unterrichts und genauerer Unterſuchungen mit möglichſter Vollſtändigkeit bequem überſehen zu laſſen, und die ältere Mathematik mit der neuen in Verbindung darzuſtellen. Der Vf. hat zwar viele Unterabtheilungen gemacht, allein viele Schriften ſind in ganz unrechte Fächer gebracht, und einige *Abtheilungen* ſind zu ſehr gemiſchten und ausgedehnten Inhalts. Ein kleiner Abſchnitt von den Functionen enthält faſt nichts als Schriften zur Integralrechnung, ob er gleich zur Analyſis endlicher Gröſsen gerechnet iſt. Der Abſchnitt von den continuirlichen Brüchen iſt mangelhaft. Von den Wurzeln und Potenzen iſt ein beſonderer Abſchnitt gemacht, und die Schriften von dem polynomiſchen und binomiſchen Lehrſatze ſind den Schriften über die Reihen angehängt. In dem Abſchnitte von der Combinationslehre findet man Abhandlungen über die eben gedachten Lehrſätze und die Reihen. Die höhere Geometrie hätte wohl einen beſondern Haupttheil erfodert, anſtatt daſs blos ein Abſchnitt von den krummen Linien gemacht, und manches untergeſteckt iſt. Ein Unterabſchnitt iſt betitelt: Von der Cycloide und der Trochoide. In der Abtheilung von der Analyſis des Unendlichen lautet eine Rubrik: Verkehrte Methode der Tangenten, ſtatt umgekehrte. Von der Variationsrechnung nur zwey Abhandlungen von *Euler*, nicht der Anhang in der Integralrechnung. Die übrigen Schriften muſs man in dem folgenden Abſchnitte ſuchen. Von den Abhandlungen über die partiellen Differentiale keine Meldung. Von den Verſetzungen unter unrechte Rubriken wird man auſser den ſchon gelegentlich angeführten Beyſpielen noch ſehr viele finden. Von der Verbeſſerung der Feldgeſtänge unter Feldmeſskunſt. Daſelbſt *Eberhard's* Beyträge zur *Mathesis applicata*. Unter den Schriften über die Wahrſcheinlichkeitsrechnung kommt vor ein Verſuch, der Einrichtung unſers Erkenntniſsvermögens durch Algeber nachzuſpüren. Zu den Schriften über die krummen Linien ſind viele gerechnet, die mechaniſchen und optiſchen Inhalts ſind.

Auf die Vollſtändigkeit des Verzeichniſſes iſt nicht genugſame Aufmerkſamkeit gewandt. Rec. ſchlieſst dieſes aus einigen leichten zufälligen Prüfungen. Es fehlt die *Analyſis triangulorum* von *Oppeln*; die *Trigometrie ſphérique*, von *Trembley*; auch die von *Mauduit*, deren engliſche Ueberſetzung doch angeführt iſt; die *Cyclometria nova* von *Lansberg*, (da doch eine Schrift gegen dieſelbe bemerkt iſt) und die *Inventio Quadraturae circuli* von *Longomontanus*; die Abhandlung von *Logny* über die Quadratur des Kreiſes; *Heſſe* über dieſelbe, Berlin 1776; zwey Schriften von *Hogreve* über Feldvermeſſungen; die deutſche Ueberſetzung der Ausmeſſungsmethode von *Bugge*; die *édition ſtéréotype* der logar. und trigon. Tafeln von *Callet*; die *divinatio de maximis et minimis* von *Viviani*; die *Analyſis Infinitorum* von *Nieuwentiit*, und deſſelben *conſiderationes etc.* da doch Gegenſchriften die letztern betreffend angeführt ſind; die Schrift von *Huygen's* über Würfelſpiele, und *Montmort* über Hazardſpiele. Manchmal ſind nicht die neueſten Ausgaben angeführt, welches man von einem literariſchen Catalog beſonders erwartet, als von *Mayer's* praktiſcher Geometrie, *Sherwin's* Tafeln, *Maclaurin's* Algebra, *the doctrine of chances by Moivre*, *Annuities on lives* von demſelben, *Süſsmilch's* göttliche Ordnung.

Daſs der Vf. den Catalog ſehr flüchtig gemacht und durchgeſehen hat, zeigen auch die Wiederholungen deſſelben Buchs, bisweilen unmittelbar hinter einander, als S. 210. eine Schrift von *Buſſe*, S. 307. von *Eſchenbach*, S. 324. von *Milnes*. — *Coteſii harmonia menſurarum* wird S. 399 unter Integralrechnung angeführt, da S. 387. unter Differentialrechnung eine Nachricht in den Tranſactionen von dieſem Buche weitläufig angezeigt wird. Die franzöſiſche Ueberſetzung von *Maclaurin's treatiſe of fluxions* kommt S. 381. unter den Lehrbüchern der Analyſis des Unendlichen nach ihrem ganzen Umfange vor; das Original, S. 389. unter Differentialrechnung, und etwas weiter hin die Nachricht aus den Tranſactionen, ihrer Aufſchrift nach vollſtändig abgeſchrieben, wie bey Cotes, dazu noch beide Abſchnitte der Nachricht beſonders, und der zweyte vor dem erſten.

Die Titel der Bücher ſind mit unnützer Weitläuftigkeit abgeſchrieben, nicht blos das Amt des Vfs., ſondern auch ſeine gelehrten Mitgliedſchaften ſind angeführt; die Mottos auf dem Titel, häufig die Wohnung des Verlegers oder Druckers. Bey Diſputationen und Programmen kommt man nicht ohne die Titel des Präſes, den Namen und das Vaterland des Reſpondenten, zuweilen mehrerer auf einmal, die Complimente der Einladung, Ort der Feyerlichkeit und alles mit einander ab. Bisweilen ſcheint Hr. M. die Bogen haben füllen zu wollen, da er weitläufige Inhaltsanzeigen mittheilt, wo ſie gar

nicht nöthig sind. Von einem unbrauchbaren Buche, *Lembus sive dialogus geometricus* 1672. wird der auf der hintern Seite des Titelblatts befindliche Inhalt mitgetheilt, welcher bis auf vier Zeilen eine ganze Seite füllt. Durch Wegschneidung dieses beschwerlichen Ueberflusses und einiger in ein Bücherverzeichnifs nicht gehörigen Anmerkungen hätte gewifs das Buch um ein Viertheil kürzer werden können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern.* — Ein Versuch von *Anton Theodor Hartmann*, nebst einem Anhang von einigen literarischen, historischen und kritischen Bemerkungen über einzelne angeführte Schriftsteller. 1798. 312 S. 8. mit einem Titelkupfer.

Wir glaubten das Resultat von des Vfs. Forschungen über das Ideal weiblicher Schönheit bey den Morgenländern in dieser Schrift zu finden, erwarteten zum wenigsten den Versuch einer deutlichen Darstellung und Auseinandersetzung des Eigenthümlichen dieses Begriffs; fanden uns aber völlig getäuscht. Zu Anfang stehn Bemerkungen über den Putz der Weiber im Orient, — meistens bekannte Dinge; — hernach folgen eine Menge ausgezogener Stellen aus arabischen, türkischen, persischen und andern Dichtern, welche sämmtlich die schönen Augen ihrer Angebeteten mit Sonne, Mond und Sternen, ihre schwarzen Haare mit der Nacht und mit Raben, die Wangen mit Morgenroth, die Zähne mit Perlen und die Lippen mit Corallen vergleichen. Diejenigen von diesen Gleichnissen, welche den meisten poetischen Werth haben, kommen ziemlich mit andern vom Vf. in den Noten beygebrachten Stellen aus dem Petrarca, Ossian und einigen griechischen Dichtern überein. Dadurch scheint uns indessen der ganze Zweck des Buchs aufgehoben zu werden. Denn es beweiset ja, dafs der Geschmack gebildeter Menschen überall derselbe ist, und das Schöne im Osten und Westen zu allen Zeiten erkannt und verehrt worden. Dinge, die nicht zur Sache gehören, Wiederholungen u. dgl. übergehen wir; denn es wäre unbillig mit Hn. *H.* strenge rechten zu wollen, da er selbst sein Werk in der Vorrede als einen *„schwachen Versuch"* ankündigt, *„den er in einigen Sommerwochen zur Erholung von ernsthaften Geschäften, mitten unter dem Gerausch feindlicher Heere, vielfachen Zerstreuungen und verschiedenen Stimmungen der Seele, ausgearbeitet habe."*

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Brünn*, gedr. mit Siedlerschen Schr. (und *Leipzig*, in Commission b. Göschen): *Anreden an die evangelische Gemeinde in Brunn über Katechisation und Confirmation.* Nebst Einladung zur halbjährigen Prüfung ihrer Schule auf den 3ten April 1798. 59 S. 8. Heller und eindringender Blick in sittlich-religiöse Gegenstände vereinigt sich in diesen Anreden des verdienstvollen Seniors Hn. *Rierke*, mit der Kunst, praktische Wahrheiten für eine gemischte Sammlung gleich lehrreich und interessant, mit Würde und eindringender Herzlichkeit vorzutragen. Nachdem der würdige Vf. seine Zuhörer an die dort getroffene sehr zweckmäfsige Einrichtung erinnert hat, nach welcher den in den öffentlichen Religionsversammlungen gewöhnlichen Vorträgen der katechetische Unterricht der Schuljugend angehängt oder zuweilen auch wohl zur Hauptsache gemacht wird; so führet er die gerechte Klage, dafs die meisten Zuhörer, sobald die Katechisation anfange, davon gehen. Sehr gründlich bestreitet er das Vorurtheil, als ob die Katechisation nur für Kinder gehöre und kein wesentlicher Theil der Gottesverehrung (religiösen Versammlung) sey, und beweiset mit Gründen, welche aus der Beschaffenheit der katechetischen Unterredungen selbst hergenommen sind, dafs durch eine gute Katechisation, der Zweck religiöser Belehrungen weit sicherer erreicht werde, als durch gute Predigten, ja, „dafs eine einzige gute Katechisation weit gemeinnütziger sey, als zehn noch so gründliche Predigten." S. 11. Aus der in der Rede selbst verwebten Nachricht von der Einrichtung der dort gewöhnlichen katechetischen Unterredungen sehen wir, dafs sie nach Art der in der Leipziger Freyschule eingeführten, geformt sind. Nicht weniger ihrem Zweck entsprechend sind die Belehrungen, welche Hr. *H.* im weitern Fortgange der Rede, über den Werth der Confirmationsfeyerlichkeit und den ihr vorangehenden Confirmandenunterricht ertheilt. Vorzüglich empfehlen sich in Absicht auf praktische Darstellung, die aus diesen Betrachtungen hergeleiteten Verhaltungsregeln für Eltern und diejenigen, welche es nicht sind, durch gutes Beyspiel, durch Bewahrung der Kinder vor verdächtigem Umgang, und durch Beförderung einer guten Erziehung überhaupt, zur Bildung der Jugend mitzuwirken. Die trefflichen Aeufserungen S. 40-42. über den Werth einer zweckmäfsigen Mädchenerziehung müssen wir, so wie den ganzen Vortrag, der manche heilsame und nicht genug geachtete Wahrheit in Erinnerung bringt, zum eignen Nachlesen empfehlen, mit dem Wunsche, dafs anstatt der unfruchtbaren dogmatischen Vorträge, von mehreren christlichen Lehrstuhlen nicht nur solche und ähnliche Reden gehalten, sondern auch mehrere überflüssige Predigten nach dem Vorgange von Leipzig, Brünn (und seit kurzem auch von Luckau in der Niederlausitz, wo alle vier Wochen in der Zuchthauskirche anstatt der Predigt, katechisiret wird) mit Katechisationen vertauscht werden möchten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Junius 1799.

GESCHICHTE.

CHEMNITZ, b. Hofmann: *Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Staatsintereſſe* von *Ernſt Karl Wieland*, Profeſſor d. Philoſophie zu Leipzig. 1791 bis 1794. *Erſter Th.* 558 S. *Zweyter Th.* 631 S. *Dritter Th.* 603 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Wir geben gern zu, dafs eine Geſchichte des Staatsintereſſe, oder nach den Worten des Vf's., eine Darſtellung denkwürdiger, auf den Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft bezogner Thatſachen, durchaus eine Arbeit ſey, welche unſere ganze Aufmerkſamkeit verdienet; wir ſtimmen ferner darin mit ihm überein, dafs ſie nicht ſowohl die mit dem Staat vorgegangenen Veränderungen ſelbſt, als vielmehr den nützlichen oder ſchädlichen Einfluſs derſelben auf den Staatszweck ſchildern ſolle; wir wollen endlich ſeine Behauptung, dafs nur diejenigen Thatſachen berührt werden dürfen, deren Kenntnifs zur Beurtheilung der politiſchen Lage des Staates *in jedem* Zeitpuncte nothwendig vorauszuſetzen iſt, in ihrem weiteſten Sinne nehmen, um ihn bey Beurtheilung ſeines Werkes nicht zu ſehr an dieſelbe erinnern zu müſſen. Aber zugleich ſey ihm auch der Grundſatz entgegengeſtellt, dafs der Hiſtoriker ſeinen Geſichtspunct durch die Wahl ſeiner Materialien und die Anordnung derſelben zu einem Ganzen hervorſpringen laſſen, nicht aber durch eingemiſchtes Raiſonnement bemerkbar machen müſſe. Der Zweck eines Geſichtspunctes iſt, dafs er als Factum in allen aufgeführten Daten liege, und alle Facta wiederum zu Einem verbinde. Sobald man aber in der Darſtellung über ihn ſelbſt ſich verbreitet, erregt man Zweifel gegen ihn als Factum, und zerſtört die Wirkung, welche man von ihm erwartete. Es iſt keine grofse Aufgabe, einen Geſichtspunct zu wählen und zu unterſuchen, ob jenes und dieſes Ereignifs in Beziehung auf ihn gedacht werden könne; aber die Arbeit, welcher jene vorhergehn mufs, dafs nach Wegwerfung der ganzen Bürde des Raiſonnements und der Unterſuchung durch den gewählten Geſichtspunct ein ſinnliches Ganzes hervortrete, erfodert eine Künſtlershand, den ächten Geiſt der Geſchichtsſchreibung. Jener erſten Aufgabe hat der Vf. mit ſichtbarer Anſtrengung Genüge leiſten wollen. Hätte er dieſe letzte Arbeit vollbringen können und wollen; ſo würde er wohl gefunden haben, dafs er ſelbſt in Hinſicht auf jene Aufgabe die Materialien oft in zu grofser Fülle gewählt habe.

Aufser dem Verdienſte, das Bedürfnifs eines Geſichtspunctes in der Geſchichte wenigſtens gefühlt zu haben, hat ſich der Vf. unabhängig von demſelben ein weit gröfseres durch dieſes Werk erworben, in welchem die Geſchichte des deutſchen Staates von den frühſten Zeiten bis zum Augsburger Religionsfrieden mit Kunde der Quellen und mit Beſtimmtheit fortgeführt iſt. Nur dem Umſtande, dafs allenthalben der belebende Hauch der Darſtellung fehlet, können wir es zuſchreiben, wenn dieſe Arbeit ſo wenig bekannt geworden iſt. Auch bedürfte es vielleicht nur des allgemeinen Titels einer Geſchichte der Deutſchen oder des deutſchen Reiches, um ſie wenigſtens eben ſo berühmt zu machen, als manche andere Bücher mit ſolcher Aufſchrift, welche bey gleicher Trockenheit ſich nicht aller der Vorzüge erfreuen, welche an dieſem Werk unverkennbar ſind. In jedem Abſchnitte deſſelben wird man Spuren eines glücklichen Scharfſinnes nicht vermiſſen.

Indem die Urſachen erforſcht werden, warum das geſellſchaftliche Band zwiſchen den älteſten Deutſchen keine Stärke gewinnen konnte, macht der Vf. die Bemerkung, dafs zwey deutſche Völker, die Chaucen und die Aeſtier, ſich früh an eine ordentliche geſellſchaftliche Verfaſſung und an feſte Wohnungen gewöhnten. Jene bekamen die frühe Cultur durch den Kampf mit der Unfreundlichkeit ihres Landes und Himmels; dieſe durch den Seegen und die Lieblichkeit derſelben. Th. I. S. 143. „Die tägliche, an dem Seeſtrande, von dem wir reden, vorzüglich ſtarke Ebbe und Fluth, nöthigte die Einwohner zu einem faſt immerwährenden Kampfe mit den Meereswellen. Man fand auf den Dünen oder Sandhügeln des Geſtades noch nicht Sicherheit genug wider die Gewalt des Waſſers, und ſuchte ſich durch hohe Erdhaufen, oder künſtlich aufgeworfene Hügel, die noch in unſern Tagen unter dem Namen der Worthen oder Wuhrten bekannt ſind, wider die Gefahr der Ueberſchwemmung zu ſchützen..." Die Wirkung hievon, dafs die Chaucen, indem ſie täglich ihr Leben erkaufen mufsten, geſelliger wurden, und im Bedürfnifs der gegenſeitigen Hülfe ihre Hütten näher zuſammen rückten, dafs ſie zu ihrer Rettung einer gewiſſen Ordnung bedurften, welche ohne Geſetze und Obrigkeit nicht möglich war, iſt recht gut dargethan. S. 152. „Wir dürfen uns über die Friedfertigkeit der Aeſtier nicht wundern, da ſie in einem verhältnifsmäſsig weit gröfsern Wohlſtande lebten, als ihre nähern und entferntern Landsleute. Sie trieben nicht allein den Ackerbau mit einem Eifer, der gegen die verſchriene

Digitized by Google

deutsche Trägheit sehr vortheilhaft abstach: sondern die Natur selbst lud sie auch zu einer andern noch einträglichern Beschäftigung, zur Aufsuchung des an ihren Küsten, so wie noch heut zu Tage an den Preussischen Seegestaden vorzüglich häufigen Bernsteins, ein..." Die sehr richtige Bemerkung ist hinzugefügt, dass die Aestier, wohlhabend durch Ackerbau und Bernsteinhandel, sich unvermerkt gewöhnten, Bequemlichkeiten des Lebens für wirkliche Bedürfnisse anzunehmen, und ihr Bestreben nach der ungestörten Befriedigung derselben den verwandten Trieb nach Sicherheit erzeugte. Mit Einsicht verbreitet sich der Vf. über das System Karls des Grossen S. 371 – 430. Er findet eine politische Nothwendigkeit, dass die Theilung des Fränkischen Staatskörpers nach Ludewigs des Frommen Absterben unter seine Söhne eine Grund- und Todtheilung war. Der Friedensschluss, wodurch sie vollbracht wurde, sey nämlich nicht sowohl das Werk der streitenden Prinzen selbst, als vielmehr der Stände gewesen, welchen bey der aufs höchste gestiegenen Zerrüttung unstreitig das Recht zugekommen, durch ihre Dazwischenkunft dem gänzlichen Untergange des Staates vorzubeugen. Sie hatten sich freywillig zu einem solchen Ende mehrern Regenten unterworfen, und keinem der abgetheilten Fürsten sey deshalb ein Erbrecht auf die Länder des andern übrig geblieben, zumal da sie durch die hartnäckige Verfolgung ihrer wechselseitigen Ansprüche sich ganz ausser Stand gesetzt hätten, den wesentlichen Staatszweck der Sicherheit zu befördern, und deswegen der Regierungsgewalt verlustig gewesen wären. Raisonnements der Art, selbst wenn sie sich als unumstöslich sicher durch die Philosophie darthun liessen, sind in der Geschichte nicht an ihrer Stelle. Der zweyte Band beschäftigt sich mit der deutschen Geschichte von Heinrichs II. Wahl bis zum Absterben Ludewigs IV. von Baiern, und das Hauptresultat seines Inhaltes geht dahin, dass es in diesem Zeitraume so wohl dem Staatsinteresse des Reichsoberhauptes, als der Stände, an Gleichförmigkeit und Festigkeit fehle. Sehr wahr ist die Bemerkung, welche der Geschichte im dritten Bande vorausgeschickt wird, die mit dem Augsburger Religionsfrieden schliesst, dass nämlich in diesem Zeitpuncte in keinem Staate mehr unternommen, mehr wichtige Verbesserungsplane in Vorschlag gebracht, und verhältnismässig weniger gewirkt und vollendet wurde, als in Deutschland. In das weitere Detail können wir hier dem Vf. nicht folgen, und begnügen uns mit demjenigen, was wir über seine Ansicht überhaupt gesagt haben, und mit den gegebenen Proben seiner Schreibart.

Zürich, b. Gessner: *Freymüthige Beyträge eines brittischen Officiers, zur Geschichte des gegenwartigen Krieges.* Aus dem Englischen. 1797. 344, und Einl. XVI S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift, die sich durch Sprache, Wendungen, Ausdruck und allgemeine Ansicht der Dinge als ein deutsches Original ankündigt, trägt auf der andern Seite, durch das Detail der Begebenheiten der englischen Garde-Brigade, durch die Art der Darstellung einzelner Vorfälle, durch die Parteylichkeit für die Engländer, die stets Wunder der Tapferkeit thun, und nur durch eine Reihe von Siegen die Niederlande verlieren helfen, durch die häufigen Ausfälle gegen die Preussen (S. 32. 48. 53. 318.) und durch die wenige Schonung, womit die übrigen Verbündeten und selbst die Oestreicher behandelt werden, ganz das Gepräge eines englischen Ursprungs. Sie mag indessen in der That aus dem Englischen übersetzt, oder nur nach dem Tagebuche eines Engländers verfasst, oder aber, welches uns am wahrscheinlichsten vorkommt, aus der Feder eines bey der Grosbritannischen Garde (vielleicht als Wundarzt) dienenden Deutschen geflossen seyn; so müssen wir aufrichtig gestehen, dass wir die „*authentische* „und *völlig unparteyische* Geschichte dieses beyspiellosen Krieges, in so fern England daran (zu Lande) Antheil genommen hat," welche in der Einleitung versprochen wird, in diesem Buche nicht haben finden können. Es gehört zu den vielen, deren Vf. die Ereignisse, welche unter ihren Augen vorgingen, und die Begebenheiten der Corps, bey welchen sie standen, in einem angenehmen und fliessenden Vortrage erzählen und den Leser durch manche interessante Anekdote unterhalten, sobald sie hingegen über den Zusammenhang des Ganzen urtheilen wollen, aus Leidenschaft, Vorurtheil und Mangel an richtiger Unterscheidung *sich zu den seltsamsten* Inconsequenzen verleiten lassen.

So glaubt unser Vf. noch im vollen Ernst, dass England mit der neuen Republik seit der Abschaffung des Königthums nicht unterhandeln *können*; dass die Eröffnung der Schelde ein *übermüthiger* Entwurf sey, dem Grosbritannien aus Pflicht sich habe widersetzen *müssen*; dass es dadurch den Hollandern die höchste mögliche, obgleich mit dem schwärzesten Undank vergoltene, *Verbindlichkeit* aufgelegt habe; dass übrigens die Republik in Frankreich ohnfehlbar in kurzem von selbst aufhören werde, u. dergl. m. Die französischen Heere sind ihm bald Lumpenpack und nacktes Gesindel; bald fechten sie, nicht aus Vaterlandsliebe, sondern weil sie regelmässig bezahlt und gut gekleidet werden; ein andermal sind es blos physische Mittel und Trunkenheit, die diesen zusammengelaufnen Banden Muth geben, und kurz nachher beklagt er den Irrthum derer, welche *leider* den Verbündeten ihre Feinde als eine verachtliche Heerde von Banditen geschildert haben. Mit wunderbarer Leichtgläubigkeit berichtet er (S. 94.), dass der Erfinder der Windbüchsen, welche bey einigen Corps der kaiserlichen Armee eingeführt sind, zu Wien in enger Gewahrsam sitze, um das Geheimniss nicht bekannt werden zu lassen, und lässt (S. 99.) die Oesterreicher im Türkenkriege Ismail erobern, oder die Franzosen bey der Verbrennung eines Dorfes viele hundert Centner Eisen *vernichten* (S. 83.); aber seine naive Beschreibung der Unordnungen, welche

Digitized by Google

che von dem Aufbruch aus London an bey den englischen Garden geduldet wurden, trägt eben so sehr das Gepräge der Wahrheit, als das empörende Gemälde von den herrschenden Missbräuchen bey dieser Armee, welches er als Augenzeuge entwirft. Wir rechnen dahin seine Schilderungen von dem fürchterlichen Elend in den Lazarethen, von der Unwissenheit der meisten Wundärzte (S. 290. u. a. desgl. Beylagen A. B. C.) und der Gewissenlosigkeit der Commissarien, die von der Verpflegung der Kranken und Gesunden sich mästeten und das Heer an dem Nothwendigsten Mangel leiden liefsen; von dem Wucher mit Officiers-Patenten, wodurch Spieler von Handwerk und die unwürdigsten Subjecte in wenigen Monaten bis zu den höheren militarischen Ehrenstellen befördert wurden (S. 262—266.), und von den Ausschweifungen, deren die Engländer und ihre Verbündeten in freundschaftlichen Provinzen sich schuldig machten (S. 73. 337. u. a.). Im grellsten Contrast mit dem traurigen Zustande der Soldaten standen die Schwelgereyen der Officiere vom General-Staab des Herzogs von York, oder der sogenannten *Familie*. Sie schämten sich nicht, alle Märsche sehr bequem in bedeckten Wägen zu machen; ein Schwarm von Köchen und Küchenbedienten ging vor ihnen her, und Heerden von Maulthieren waren mit den auserlesensten Leckereyen und den köstlichsten Weinen für ihre Tafel beladen. Man mufs diese Beschreibung bey dem Vf. (S. 173 — 176.) selbst lesen; nur eine Anekdote führen wir an: Einer aus der Familie — *er bekleidete* den Posten eines General-Quartiermeisters bey der brittischen Armee — machte stets den lustigen Rath bey ihren Bacchanalien. Zur Belohnung für seine Verdienste um das Heer wird ihm eines Tages die Ehre des Triumphs feyerlich zuerkannt; einige von den Herren laden ihn auf ihre Schultern, die Uebrigen folgen mit lautem Jubel. So zieht die Procession durch alle Zimmer eines weitläuftigen Schlosses, bis endlich eine verschlofsne Thür sie aufhält; diese wird aufgesprengt — und zeigt ihnen den Prinzen von Koburg, den Herzog von York, den Obristen Mak und mehrere Generale, die in geheimer Berathschlagung beysammen sitzen. Aber ohne aus der Fassung zu kommen werfen die lustigen Brüder ihren General-Quartiermeister der hohen Generalität auf den mit Karten und Planen bedeckten Tisch, und laufen davon. Ob der englische Befehlshaber diesen Frevel geahndet habe, wird nicht gesagt.

Ofen, in d. Universitäts-Buchdruckerey: *Supplementa ad Vestigia Comitiorum apud Hungaros ab exordio Regni eorum in Pannonia usque ad hodiernum diem celebratorum* T. I. Auspiciis Eminentissimi. D. Jos. e. Com. de Batthyán. Card. S. R. J. Principis Primatis, edidit *Martinus Georg Kovachich*, Senquicziensis. 1798. 505 S. 8.

Soll einmal die historische Entwickelung der Ungarischen Verfassung nach dem Muster des Hütterischen Werks, im Geiste eines Schlötzer geschrieben werden; so müssen vor allem andern alle Schlüsse aller Ungarischen Reichstäge gedruckt vor uns liegen. Das *Corpus Juris* enthält sie nicht vollständig. Hr. v. K. hat das unsterbliche Verdienst, mehrere ungedruckte nicht nur entdeckt, sondern auch in den *Vestigiis Comitiorum*, dann in diesen Supplementen (und noch einem Auctario, das er verspricht,) herausgegeben zu haben. Die *Vestigia* enthalten eilf solche, theils neu aufgefundene, theils vollständiger herausgegebene Reichstagsschlüsse, und die Supplemente zwölf: man urtheile hieraus im voraus von der Wichtigkeit des anzuzeigenden Werks. Sogar aus der ersten Arpadianischen Königsperiode kommen zwey in Vestigiis, und einer in Supplementis vor; einen vom J. 1291 verspricht der Vf. im Auctario. Von funfzehn andern, die noch aufgefunden werden sollen, giebt der Vf. in diesen Supplementen Spuren an die Hand. Unter diesen Zahlen sind noch andere öffentliche zuerst bekannt gemachte Verhandlungen, die in das Ungarische Staatsrecht einschlagen, nicht mitbegriffen, welche Vorr. S. XVII. folg. aufgezählt worden. S. XXXVII. giebt der Vf. Rechenschaft von seinen Sammlungen zur Geschichte a) der Ungarischen Gesetzgebung überhaupt. b) Der einzelnen Reichstage und deren Geschäftslaufs. c) Der Ungarischen Rechtsgelehrsamkeit. d) Des Municipal-Rechts aller Art. e) Der Ungrisch-Diplomatischen Verhandlungen, mit Auswärtigen. f) Des Ungarischen Staatsrechts — endlich von den Sammlungen Ungarischer Urkunden und Geschichtschreiber. Man bewundert die unendliche Menge dessen, was noch für Ungarische Geschichte zu thun übrig ist, und den Fleifs, den rastlosen Eifer des Mannes, der schon so viel gethan hat, und liest mit Theilnahme die Skizze seiner Lebensbeschreibung, die er S. LVI. u. folg. selbst giebt. Im 50sten Jahre seines Lebens, im 20sten des Dienstes hat er es vom Bibliothekscancellisten nur bis zum Registranten der K. Ungarischen Hofkammer mit 700 Gul. Gehalt bringen können. Freylich (sagen gewisse Leute und bestätigen es zugleich durch ihr Beyspiel) ist Gemächlichkeit gewöhnlich keine Mutter der Wissenschaften; allein es wäre Missbrauch dieses halbwahren Grundsatzes, wenn man deswegen Gelehrte nicht zu höhern Aemtern, in denen sie ihre Kenntnisse noch mehr zum öffentlichen Wohl benutzen könnten, beförderte; und wer wollte nicht *wenigstens* einem im Dienste der Pallas ergrauten Veteran, Ehre und Einkünfte als wohlverdiente Belohnung gönnen! Dankbar nennt der Vf. S. LXII. seine Wohlthäter, Gönner und Mitarbeiter: und die Zahl derselben zeigt zum Vortheil der Nation, wie viele sich für Literatur und Vaterlandsgeschichte interessiren. Zwar beklagen sich die Herausgeber historischer Werke über Mangel an Lesern und Abnehmern in Ungarn; sogar unter dem gelehrten Stand, welcher aus Amtspflicht die Geschichte fortstudieren sollte; sogar über Mangel an Abnehmern von alten Quell-Geschichtsschreibern selbst, die jeder aus Patriotis-

mus sich beylegen sollte. Allein Geduld! bis historischer wahrer pragmatischer Geschmack Wurzel fassen kann; bis Zeiten kommen, wo der Professor sein Ansehen verliert, der fortzulernen zu bequem ist; bis der Vornehme und Reiche so viel gilt, als er versteht. Mit Vergnügen sieht man indessen an der Spitze der Geschichtsfreunde des Ungarischen Palatins Königl. Hoheit und des Cardinals Primas Fürsten v. Batthyán Eminenz. Es kommt auch in Ungarn die Zeit, wo die Praxis nicht auf die Theorie, der Geschäftsmann nicht auf den Gelehrten herabsehen, vielmehr wo beide einander die Hände bieten, und einer vom andern gerne lernen werden. So fodert es das Licht unserer Zeiten, so das Heil des Vaterlandes selbst!

Wir zeichnen aus der Menge des Wissenswürdigen in diesem Buche nur das Vorzügliche aus. S. 10. folg. Verhandlungen zwischen Andreas II, und dem Päpstlichen Gesandten Jacobus Praenestinus: wegen Ausschliessung der Saracenen und Juden von Aemtern, wegen Salzprivilegien der Geistlichkeit, wegen der Gerichtsbarkeit und Auflagen der Geistlichen, etc. Der König musste das Verlangen des Gesandten eingehen und beschwören, wenn das Interdict aufgehoben werden sollte, das sein Unterthan, der Erzbischof v. Gran über das Land gelegt hatte. S. 76. Der Reichstagsschluss vom J. 1298. aus einer Bestätigungsurkunde des Königs Vad. I. in den Acten des Teleszer Capitular-Archivs, die sich jetzt zu Erlau befinden: abgedruckt mit Noten des Hn. von Skerletz, die er selbst *observationes pragmatico politicas et juridicas* nennt. Diese Noten sind an sich selbst sehr gut: allein theils nehmen sie viel Raum weg, und vertheuern ein Buch, in dem man gern in der Kürze nur alles neu entdeckte ohne Zusatz beysammen hatte, theils macht sich jeder Geschichtsforscher nach dem vertrauten Umgang, den er mit den Ungarn des Alterthums durch ihre Denkmäler gepflogen hat, andere Noten, die nicht überall mit den Skerletzischen zusammenstimmen dürften. S. 87. liest man die wichtige Anmerkung des Domherrn Pray, dass Andreas III, den 31sten Artikel §. 2. der vom Jus contradicendi handelte, aus der Bestätigung der goldnen Bulle vom Jahr 1222. ausgelassen habe. Der Artikel 7. §. 2. der goldnen Bulle wird S. 83. richtiger aus Andreas III Bestätigung angeführt, als er im *Corpus Juris* steht. Auch der Illosvajsche Codex liest: *qui Comitatus habent, vel pecuniam nostrum, nobiscum (in bellum extra Regnum) ire teneantur*; nicht, wie es herausgegeben ist, *qui Comitatus habent, pro pecunia nostra etc.* — Der Reichstagsschluss vom J. 1298. hatte hauptsächlich die Absicht den Landfrieden herzustellen, und den Räubereyen der Baronen Einhalt zu thun, daher die Baronen selbst von der Berathschlagung ausgeschlossen, und dem Könige gewahlte National-Räthe beygegeben wurden, so dass das Ansehen der Baronen bloss auf ihre Hofamter beschränkt werden sollte, welches aber nie in Erfüllung ging. — Das lucrum Camerae, bemerkt Hr. v. S. komme Artikel 60. zuerst in diesem Reichsgesetz vor; vorher nur in Particular Urkunden und Privilegien. Die wahre Bedeutung desselben hat Hr. Hofr. Schlötzer in der kritischen Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen lichtvoller bestimmt S. 177. folg. als hier. Der grössere Theil des Decrets besteht aus juridischen Alterthümern, über die damalige ziemlich rohe Form der verschiedenen Processe. S. 193. findet sich eine zweckmässige Realübersicht des Inhalts von gedachtem Decret angehangt. Zur Geschichte des K. Carl Robers finden sich hier sehr viele noch ungedruckte Beytrage. So z. E. die wichtige Verbannungsurkunde wider den Königsmörder Felicianus Zah, vom J. 1330. S. 218. Die Ursache, welche den Felician zum schrecklichen Verbrecher machte, hat viel Aehnlichkeit mit der Bankbanischen Geschichte unter Andreas II. im J. 1213. S. 318. verspricht der Vf. in seinem Diplomatario das Regiſtrum de Thuroch, (Verzeichniſs aller bis zum J. 1391. producirter Urkunden von Thurotzer Edelleuten) ganz abdrucken zu lassen. Aus der Sigmundischen Regierung erhalten wir das wichtigste. Z. E. das Edict über die Militarzucht vom J. 1427. Das Münzedict 1432. und vorzüglich das sogenannte Regiſtrum oder Insurrections- und Feldzugsreglement vom J. 1432. ganz gemodelt noch den gleichzeitigen Deutschen sogenannten Reichsmatrikeln und Contingenten, also nach einem sehr schlechten Muster. Oligarchie im Innern und Schwache des Reichs gegen das Ausland waren in Ungarn die Früchte davon. Wie sonderbar klingt es nicht S. 402. zu lesen, dass die Truppen zum Theil mit Salz bezahlt wurden. Die ganze Lehre von Insurrection erhalt durch diese gut verstandene Urkunde eine andere Gestalt. S. 424. die Eintheilung nach welcher Gegend jedes Contingent zu marschieren hatte. — Von den Jahren 1434 und 1440. ist noch einiges ungedruckte aus den Handschriften des Hn. Statthalterey-Raths von Lakics beygebracht, von welchem ein *Jus Publicum Hungariae* mit Begierde erwartet wird. — Das Ganze dieses Theils geht bis zum J. 1444. und erregt die Sehnsucht nach der baldigen Erscheinung des zweyten Theils eines so wichtigen Werks.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. d. Vf. u. Migneret: *Traité complet d'Anatomie, ou description de toutes les parties du corps humain*, par *A. Boyer*, Professeur d'Anatomie et de Chirurgie. Tom. I. An 5e. — 1797. XI u. 456 S. Tom. II. An 6e. — 1798. 500 S. 8.

Ungeachtet der grofsen Menge von anatomischen Beschreibungen des menschlichen Körpers und der eben deswegen unvermeidlichen Wiederholung bey einem neuen Werke dieser Art, kann dasselbe doch in Rücksicht der Ordnung, Darstellung, Beschreibung, Deutlichkeit im Vortrage der verschiedenen Gegenstände vor andern Vorzüge haben, nach welchen der Werth desselben entschieden werden mufs. Das vorliegende Werk zeichnet sich durch manche dieser guten Eigenschaften vortheilhaft aus, so dafs es eine genauere Würdigung verdient, um auch das, worin Rec. mit dem Vf. desselben nicht ganz einerley Meynung seyn kann, nicht unbemerkt zu lassen. In der Vorrede, wo der Plan und die Einrichtung des Ganzen angegeben werden, bestimmt der Vf. mit lobenswerther Genauigkeit die Lage, in welcher alle verschiedenen Theile des Körpers beschrieben werden sollen, und setzt die Begriffe der verschiedenen Richtungen fest, nach welchen Flächen und Ränder abweichen können. Jeder Theil soll zuerst in Rücksicht seiner äufsern Bildung betrachtet werden, wohin der Vf. Lage, Gröfse, Gestalt, Richtung und Abtheilungen zählt; die Farbe, welche erst nachher beym innern Baue angegeben wird, hätte nach des Rec. Meynung gleich vorn an stehen müssen; denn ob sie gleich im Grunde als eine Folge der innern Structur anzusehen ist; so ist sie doch unstreitig die auffallendste aller äufsern Eigenschaften, wodurch der Lehrling auf den ersten Blick einen Theil von dem andern unterscheidet. Aus guten Gründen sind die Beschreibungen der Theile selbst rein anatomisch, gar nicht mit eingestreueten Bemerkungen aus andern Zweigen der Arzneykunde gemischt; weil solche Bemerkungen doch nie etwas vollständiges enthalten können, und nur den Anfänger, welchem sie ohnehin nicht von Nutzen sind, stören. Da die Absicht des Vfs. vorzüglich war, nicht allein eine genaue deutliche Kenntnifs der einzelnen Theile zu verschaffen, sondern auch die Theile in ihren Verbindungen und Beziehungen auf einander darzustellen; so sind vorzüglich in der Knochenlehre, welche dieser erste Theil nebst der Einleitung enthält, die weichen Theile, welche hie und da anliegen, durchlaufen, oder sich befestigen, genau angegeben. Weil selbst, wenn man diese Methode sich nicht zum Gesetze gemacht hat, schon in der Knochenlehre Namen von mehrern Theilen, wenigstens im allgemeinen, unvermeidlich vorkommen müssen, welche der Anfänger ohne besondere Erklärung nicht verstehen würde, so geht der Knochenlehre eine kurze Einleitung voran, welche eine Uebersicht der verschiedenartigsten Theile des Körpers enthält, worin folglich gedrungene Definitionen von Muskeln, Bändern, Gefafsen, Nerven, Drüsen u. s. w. gegeben werden, welches Rec. sehr zweckmafsig findet. Bey diesen kurzen Definitionen ist nur wenig zu erinnern. Da der Vf. bey den meisten die Farbe angegeben, und dieselbe bey einigen näher bestimmt hat, wie er z. B. von den Flechsen sagt, dafs sie eine perlweifse Farbe besitzen; so hätte er wohl, ohne zu weitläuftig zu werden, bey den Knochen statt weifs gelblichweifs, bey den Knorpeln statt schönes weifs, milchweifs sagen können. Von den Venen heifst es zu allgemein, dafs sie auch unter andern durch Klappen oder Valveln von den Schlagadern unterschieden seyen; denn bekanntlich finden sich in vielen Venen keine solche Klappen und der Anfänger bekommt nur einen unrichtigen Begriff. Die Eingeweide besitzen nicht alle ein sogenanntes Parenchyma; denn der Darmcanal gehört doch unstreitig auch zu den Eingeweiden. Organ könne im allgemeinen, heifst es S. 7., für jeden Theil gebraucht worden, welcher irgend einer Verrichtung fähig sey, man verstehe aber noch besonders diejenigen mehr oder weniger zusammengesetzten Werkzeuge darunter, welche irgend einer wichtigen Verrichtung vorstehen. Die Safte oder Flüssigkeiten des Körpers unterscheidet der Vf. ein wenig zu pedantisch in *récrémentitielles*, *excrémentitielles* und *recrémen-excrementitielles*, welche letzten zum Theil ausgeführt, zum Theil wieder der gemeinen Masse der Säfte zugeführt werden. Mit Unrecht zählt er die Thränen zu diesen letzten, denn obgleich sie von den Thränenpuncten wieder eingesogen werden; so geschieht dies doch nicht, um sie der allgemeinen Masse der Safte wieder beyzumischen, sondern nur um sie durch die Nase fortzuschaffen, wo sie vielleicht noch zur Verdünnung des Nasenschleimes dienen mögen. Nach dieser allgemeinen Einleitung kömmt der Vf. auf die Knochenlehre selbst, wo er zuerst alle Knochen des Körpers nach den verschiedenen Theilen, welche aus denselben zusammengesetzt sind, aufzählt; dann zur äufsern Bildung der Knochen übergeht, nachher den innern

innern Bau, die Entwickelung, Verbindung und endlich den Nutzen der Knochen im Allgemeinen angiebt. Bey dem Nutzen der äufsern Beinhaut führt der Vf. vorzüglich an, dafs fie zum Wachsthume der Knochen diene; aber darin kann wenigftens Rec. nach feinen Erfahrungen mit ihm nicht übereinftimmen, dafs ihre innerften Lagen fich allmälich verknöchern follten; überhaupt würde dies ja nur das Wachsthum der Knochen in die Dicke befördern. Die Vertheilung der Schlagadern in den Röhrenknochen giebt der Vf etwas genauer an, als man es in den gewöhnlichen Lehrbüchern findet. So heifst es z. B. von den Schlagadern, welche durch eine gröfsere fchräg laufende Oeffnung etwa in der Mitte diefer Knochen hineinlaufen: dafs fie fich gleich nach dem Eintritte in die Markröhre in zwey Zweige theilen, wovon der eine in der Richtung des Stammes weiter fortlauft, der andere fich aber krümmt und unter einem fpitzen Winkel vom Stamme abweicht; beide gehen zu den Enden der Knochen. Den Nutzen, welcher vom Vf. dem Marke zugefchrieben wird, kann Rec. durchaus nicht gelten laffen: es foll nämlich durch die Knorpelrinden der Gelenkenden fchwitzen, um theils die Gelenkfchmiere zu vermehren, theils ihr mehr öhigtes zu geben. Bekanntlich hatte fchon der ältere Monro angenommen, dafs aus eben diefer Urfache bey dem Viehe, welches zum Schlachten weit hergetrieben fey, die Knochen weit mehr marklos wären, als bey andern, welche nicht fo weite Wege vor dem Tode zurückgelegt haben. Aber bey der grofsen Dichtheit der Knorpel, wo man aufser der Periode der Offification gar keine innern Gefäfse darftellen kann, läfst fich eine folche mechanifche Durchfchwitzung doch unmöglich annehmen. Die Entwickelung der Knochen oder die Oßeogenie fchildert der Vf. nach Dühamel und Haller, deren Meynungen er im Auszuge darftellt. Dafs die breiten Knochen aus Häuten entftehen, darf man wohl mit dem Vf., fo wie mit mehrern deutfchen Phyfiologen, nicht annehmen, vielmehr ift es wahrfcheinlich, dafs zwifchen den Häuten, woraus der Schädel vor der Verknocherung zu beftehen fcheint, Knorpelmaffe liege, und wenn fie auch noch fo dünne feyn follte. Die verfchiedenen Arten der Verbindung der Knochen find fehr genau angegeben, und dabey faft zu viele Unterabtheilungen gemacht; fo wird z. B. die Diarthrofe eingetheilt: in *diarthrofe de contiguité*, wo fich die Knorpelenden unmittelbar berühren und *diarthrofe de continuité*, wo zwifchen den Knochen eine bandähnliche Subftanz ift, deren Flexibilität ihnen eine Beweglichkeit geftattet. Das Charniergelenk, eine Art der *diarthrofe de contiguité*, ift wieder in Winkel und Seitencharnier, das Winkelcharnier (wobey die Knochen bey der Bewegung einen Winkel bilden) in vollkommenes und unvollkommenes abgetheilt; bey dem vollkommenen nehmen die Knochen fich einander wechfelfeitig auf, bey dem unvollkommenen wird nur der eine Knochen in die Vertiefung des andern aufgenommen. So zweckmäfsig allgemeine fyftematifche Abtheilungen für den Schüler find, fo können fie doch auch durch zu grofse Kleinkrämerey auf der andern Seite verwirren und fchaden. Beffer wäre es auch gewefen, wenn der Vf. bey jeder Art ein Beyfpiel angeführt hätte. Bey Gelegenheit der Gelenkfchmiere fagt er, dafs die fogenannten Gelenkdrüfen durchaus nichts drüfenartiges in ihrem Baue haben, fondern blofs eine Menge Schlagadern erhalten, welche fich an ihrer Oberfläche in aushauchende Gefäfse endigen; auch werde die Gelenkfchmiere nicht blofs aus diefen Körpern, fondern überall von der innern Fläche der Gelenkcapfeln abgefondert. Rec. ift es doch wahrfcheinlicher, dafs die an der innern Fläche der Gelenkcapfel abgefonderte Feuchtigkeit mehr wäfferiger Art fey. Bey der Befchreibung der befondern Knochen handelt der Vf. zuerft vom Kopfe im allgemeinen, indem er denfelben in drey Ovale und zwey Dreyecke theilt. Die Ovale find das obere, untere und vordere, die Dreyecke liegen an jeder Seite; nach diefen Abtheilungen geht der Vf. die merkwürdigften Theile kurz durch, wobey er die verfchiedenen Nähte, Höle, Locher und Fontanellen doch etwas weitläuftiger befchreibt, auch die innere Fläche der Schadelhöle betrachtet, deren Bafis er in neun Gruben abtheilt, wovon die drey mittlern, z. B. die Siebbeins-, Keilbeins- und Zapfengrube find. Die Eintheilung des Kopfes in die Hirnfchaale und das Gefichr tadelt der Vf. wohl nicht ganz ohne Grund in Rückficht der Befchreibung des Kopfes im allgemeinen; *da hier* die Knochen beider in zu genauem *Zufammenhange* ftehen. In mancher Hinficht kann diefe vorangefchickte Ueberficht des ganzen Kopfes für Anfänger von grofsem Nutzen feyn; doch darf diefelbe nicht zu fehr ins Detail gehen, weil denfelben die einzelnen Knochen, welche zur Bildung der verfchiedenen Partheien des Kopfes dienen, noch nicht gehörig bekannt find; auch das Gedächtnifs auf einmal mit zu vielen Namen und Sachen überladen wird. Rec. würde daher manches allgemeine lieber erft nach der Befchreibung der einzelnen Knochen vortragen. Die Befchreibungen der einzelnen Knochen find im Ganzen fehr gut, ausführlich, deutlich und doch nicht zu langweilig und gedehnt; bey jedem Knochen wird zuerft die Lage, dann die Geftalt im allgemeinen, die Eintheilung in Ränder, Flächen, Winkel und Enden, ferner die nähere Beftimmung jeder Fläche u. f. w. die Befchaffenheit der Subftanz des Knochens, die Veränderung vom Kindesalter bis zum erwachfenen Zuftande, die Verbindung, die Lage in der man den einzelnen Knochen halten mufs, um ihn gehörig gegen die übrigen zu betrachten und endlich der Nutzen nach der Ordnung angegeben. Nur an wenigen Stellen findet Rec. etwas hinzuzufetzen, fo z. B. bey den Zähnen, welche fehr genau befchrieben werden, wird die Bemerkung durchaus vermifst, dafs die zwey fpitzigen Zähne erft nach dem Wechfeln erfcheinen, und dafs die erften Backenmilchzähne, wie die hinterften Backenzähne, vier Spitzen haben. Bey den Rippen ift

nicht

nicht angegeben, dafs an einigen der Winkel ganz mit dem Höcker (*tuberculum coſtae*) zuſammenfalle. Vom Schlüſſelbeine iſt zwar richtig angemerkt, dafs es bey Weibern gemeiniglich ſchlanker und weniger gekrümmt, nicht aber dafs es bey ihnen auch weniger gegen die Schulter hinaufſteige als bey Männern. Beym Schaambeine iſt der Höcker deſſelben nicht angeführt. Das *Ligamentum arcuatum oſſium pubis* iſt nicht beſchrieben. Das Gelenk zwiſchen dem Kopfe und dem erſten Halswirbel möchte Rec. nicht mit dem Vf. eine Arthrodie nennen, denn zwiſchen beiden findet ja nur Beugung und Ausſtreckung ſtatt, da die Drehungen des Kopfes zwiſchen dem erſten und zweyten Halswirbel geſchehen. Das *os capitatum* der Handwurzel wird minder paſſend *le grand os* genannt.

Die Beſchreibungen der Gelenke und Bänder ſind gleichfalls ausführlich und gut gerathen, nur hie und da kann Rec. mit dem Vf. nicht völlig einerley Meynung ſeyn. So wird z. B. bey dem Kiefergelenke ein äuſseres Seitenband beſchrieben, welches von dem äuſsern Ende der *apophyſis articularis* des Schlafenbeins an den Gelenkknopf des Unterkiefers gehen, aber nur dünne und ſchmal ſeyn ſoll. Dies Band iſt eigentlich wohl nur ein etwas dickers Bündel des Kapſelbandes. Eben ſo wenig hätten die ſtralenförmigen Faſern, welche von den Rippenköpfchen an die vordere Fläche der Bruſtwirbel gehen als eigene Bänder (*ligamens rayonnés*) angeſehen werden müſſen; denn auch dieſe gehören eigentlich zum Kapſelbande der Rippe. Sehr genau und richtig ſind die Hand- und Fuſswurzelbänder beſchrieben. Ganz zuletzt handelt der Vf. von den Sehnenknöchelchen; er macht die Bemerkung, dafs die Anzahl derſelben bey den Männern gewöhnlich gröſser ſey, als bey den Weibern. Die Sehnenknöchelchen an der hintern Seite des Kniegelenks an jedem Gelenkknopfe des Oberſchenkels fand Rec. doch ſo gewöhnlich nicht, wie ſie nach der Angabe des Vfs. ſeyn ſollen.

Der zweyte Theil enthält die Muskellehre, und es gilt im Ganzen das über den erſten Theil gefällte Urtheil auch von dieſem. Das ganze zerfällt in zwey Hauptabſchnitte, wovon der erſte die allgemeine und beſondere Muskellehre, der zweyte aber eine kurze Wiederholung des wiſſenswürdigſten von jedem beſondern Muskel enthält, welche der Vf. unter dem Titel: *expoſition analytique des muſcles* aufführt, und die beſonders zur ſchnellen Ueberſicht der Muskeln irgend eines Theils nützlich werden kann, da die Muskeln nach den verſchiedenen zu Anfange des ganzen zweyten Theils angegebenen und beſtimmten Gegenden des Körpers geordnet ſind. Von dieſen Gegenden handelt der Vf. gleich nach der allgemeinen Definition eines Muskels und nach den aufgeführten gewöhnlichen Beſtimmungsgründen für die Nomenclatur der Muskeln, unter der Aufſchrift: *Von der Zahl der Muskeln*, er theilt hier z. B. den Rumpf in eine vordere, hintere, untere und in zwey Seitengegenden; jede dieſer Abtheilungen hat wieder ihre Unterabtheilungen; ſo wird die vordere in Hals-, Bruſt- und Bauchgegend getheilt u. ſ. w. Die Eintheilung des Unterarms in eine vordere und hintere Gegend, worunter der Vf. die beiden breiten Flächen des Unterarms verſteht, wie man aus der nachher folgenden Aufzählung der Muskeln ſieht, welche jede Gegend einnehmen, iſt falſch, oder wenigſtens nicht naturgemäſs gewählt; denn in der ungezwungenſten Lage des Vorderarms iſt die eine Seite mehr nach innen, die andere mehr nach aufsen gewandt, und es hätte daher äuſsere und innere Gegend heiſsen müſſen. Die Eintheilung der Hand in drey Gegenden, nämlich in die äuſsere (*ou eminence tenar*), innere (*emin. hypothenar*) und mittlere (oder *paume de la main*), iſt gleichfalls gezwungen und unverſtändlich; der Handrücken fällt hier ganz weg, und die Lage der Hand, wo die *eminence tenar* nach aufsen gekehrt gedacht werden muſs, iſt widernatürlich. Weit beſſer iſt es Hohlhand und Handrücken zu unterſcheiden; will man ja noch unterabtheilen; ſo beſtimme man vordere und hintere Handſeite, oder gleichnamige Handränder noch beſonders. Bey der Aufzählung aller der Muskeln, welche dieſe verſchiedenen Gegenden einnehmen, ſind auch die mit angeführt, welche zu den Sinneswerkzeugen und andern innern Theilen gehören, ſo z. B. an den vordern Gegenden des Kopfes die eigenen ſechs Muskeln des Augapfels, an den Seitengegenden die Muskeln des innern Ohres; der Vf. iſt aber in ſofern inconſequent zu Werke gegangen, als er die genannten Augenmuskeln hier in der Muskellehre, die des innern Ohres hingegen erſt bey der Eingeweidelehre abhandelt; denn mit eben dem Rechte hätte er die Schlundmuskeln und mehrere andere bis zur Eingeweidelehre verſparen, oder alle Muskeln durchaus hier mit beſchreiben müſſen. Bey Gelegenheit des Nutzens der Muskeln giebt der Vf. eine ganz kurze Ueberſicht der verſchiedenen Hebel, mit deren Wirkung die der Muskeln verglichen werden muſs. Bey dem innern Bau der Muskeln beſtimmt er ſich, wie billig, für keine der vielen Hypotheſen über die Beſchaffenheit der einfachen Muskelfaſer, wovon uns doch nichts zuverläſsiges bekannt iſt; er berührt nur mit einzelnen Worten die verſchiedenen Meynungen. Die Beſchreibung der einzelnen Muskeln iſt ſehr vollſtändig. Schade iſt es, dafs die verſchiedenen Benennungen derſelben gar nicht angegeben, und doch bey einigen ſogar die minder gewöhnlichen Namen gebraucht ſind. So z. B. heiſst der Gaumenheber *periſtaphylin interne*, der Gaumenſpanner *periſtaphylin externe*, der Muskel des Zäpfchens *palatoſtaphylinus*. Bey einem ſo ausgearbeiteten Werke iſt dies wirklich ein offenbarer Mangel; und in dieſer Rückſicht Lauth (*Elemens de Myologie* 1798) weit vorzuziehen, obgleich dieſes Werk weit weniger ausgearbeitet iſt. Um den Leſern einen nähern Begriff der *expoſition analytique des muſcles* zu geben, welche dieſen Band beſchlieſst, ſetzt Rec. die Beſchreibung

des erſten beſten Muskels wörtlich her: *Mittlerer Schlundkopfſchnürer. Lage.* Am mittlern Theile des Schlundes. — *Erſtreckung.* Vom Zungenbeine bis an den hintern mittlern Theil des Schlundkopfs. — *Geſtalt.* Dreyeckig. — *Befeſtigungen.* Vorn, an der obern Fläche des groſsen Horns vom Zungenbeine (beſſer Seitenzungenbein), am untern Theile des kleinen Horns dieſes Knochens und am Griffelzungenbeinbande; hinten, am mittlern hintern Theile des Schlundkopfes, wo er mit dem der andern zuſammenhängt (der Ausdruck *confondu avec ſon ſemblable* iſt nicht gut gewählt, denn zwiſchen beiden geht doch gewöhnlich ein weiſser Streif hinab, welcher ſie deutlich ſcheidet). *Richtung.* Seine obern Faſern laufen ſchräge von vorn nach hinten, und von unten nach oben; die mittlern laufen wagrecht; die untern ſteigen ein wenig nach hinten abwärts. — *Structur.* Ganz fleiſchig. — Es würde zweckmäſsig geweſen ſeyn, wenn dieſen kurzen Beſchreibungen auch noch die Hauptwirkung jedes Muskels angehängt wäre, wodurch der Abriſs nicht zu weitläuftig geworden ſeyn würde. Bey einer etwanigen zweyten Auflage dieſes Werks, welche in Frankreich, wo es Werke dieſer Art weniger giebt, als in Deutſchland, bald veranſtaltet werden dürfte, könnten die bemerkten Mängel leicht gehoben, und dadurch das Werk noch der Vollkommenheit näher gebracht werden. Eine Ueberſetzung ins Deutſche aber würde ſehr überflüſsig ſeyn, weil das Werk nichts neues oder beſſers enthält, als mehrere unſerer vortrefflichen deutſchen anatomiſchen Werke.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Hamburg*, aus der Schniebeſiſchen Officin: *Demonſtratio Theorematis Parallelorum.* 1799. 30 S. 8. — Dieſe kleine Schrift ſcheint Rec. einer der glücklichen Verſuche zu ſeyn, die Schwierigkeit bey der Lehre von den Parallelen zu heben. Der Vf. unterſcheidet die Begriffe gerader Linien, die gleichweit von einander abſtehen; die einander gleichlaufen (d. h. nach ſeiner Erklärung, davon die eine durch den Endpunct einer geraden Linie beſchrieben wird, die ſich mit ihrem andern Endpunct unter einem unveränderlichen Winkel auf der andern fortbewegt); und die ſich zuſammentreffen. Der letzte Begriff iſt bekanntlich der Euklidiſche. Der Vf. hält ſich aber anfänglich nur an die beiden erſten, und zeigt ganz bündig: gleichlaufende Linien ſeyen auch gleichweit abſtehend, und treffen folglich nie zuſammen; ferner (mit Vorausſetzung des Grundſatzes, dafs eine krumme Linie und eine gerade nicht gleichweit von einander abſtehen können) nur gerade Linien können einander gleichlaufen, und gleichweit abſtehende Linien ſeyen auch gleichlaufend. Dies im erſten Kapitel. Im zweyten beweiſt er, dafs in Vierecken, in welchen die Winkel an der Grundlinie, und die dieſen Winkeln anliegende Seitenlinien gleich ſind, auch die Diagonalen, die ähnlich liegende Abſchnitte der Diagonalen, und die Winkel an der der Grundlinie gegenüberſtehenden Seite gleich ſeyen; ferner, dafs die aus dem Durchſchnittspunct der Diagonalen auf die Grundlinie, und die ihr gegenüberſtehende Seiten gefällte Perpendikel die Seiten, auf die ſie fallen, und die von den Diagonalen gebildete Winkel in zwey gleiche Theile theilen, ſie ſelbſt aber eine und eben dieſelbe gerade Linie ausmachen: ferner, dafs in Vierecken, in welchen die an der Grundlinie, und eben ſo die an der entgegengeſetzten Seite anliegende Winkel gleich ſind, auch die beiden Seitenlinien gleich ſeyen: endlich — und dies iſt die Hauptſache — dafs in Vierecken, deren beide Winkel an der Grundlinie rechte Winkel, und beide Seitenlinien einander gleich ſind, die Summe der aus dem Durchſchnitt der Diagonalen auf die Grundlinie und die gegenüberſtehende Seite gefällten Perpendikel jeder der Seitenlinien gleich ſey, und dafs in eben dieſen Vierecken auch die beiden übrigen Winkel rechte, und die der Grundlinie gegenüberſtehende Seite ihr gleich, ſo wie auch die an der Grundlinie und der gegenüberſtehenden Seite von den Diagonalen gebildete Wechſelswinkel gleich ſeyen. Das dritte Kapitel handelt von den Dreyecken und ihrer Verzeichnung. Es wird darin gezeigt, wenn man aus der Spitze des rechten Winkels in einem rechtwinklichten Dreyeck eine Linie ziehe, die mit der Grundlinie einen eben ſo groſsen Winkel macht, als die Hypotenuſe mit dieſer Grundlinie einſchlieſst, ſo treffe dieſe Linie mit der Hypotenuſe zuſammen, theile ſie in zwey gleiche Theile, und laſſe von dem rechten Winkel einen Theil übrig, der dem dritten Winkel des Dreyecks gleich ſey; und Perpendikel, die in einem rechtwinklichten Dreyeck von der Mitte der (Hypothenuſe) Hypotenuſe auf die Catheten gefällt werden, theilen dieſe in zwey gleiche Theile. Hierauf werden, mit Vorausſetzung des Poſtulats, eine jede gegebene Gröſse ſo lang zu vermehren, bis ſie gröſser wird, als jede gegebene Gröſse, die Probleme gelöſt, in einem ſpitzigen Winkel von einer Seite auf die andere ein Perpendikel zu fällen, das von der andern eine Linie gröſser, als jede gegebene, abſchneide; über einer gegebenen geraden Linie ein rechtwinkliches Dreyeck unter jedem gegebenen ſpitzigen Winkel zu machen; über einer gegebenen geraden Linie ein Dreyeck unter zwey gegebenen ſpitzigen Winkeln zu machen. Nachdem hierauf noch bewieſen worden, die Summe aller Winkel im Dreyeck ſey zwey rechten gleich, mithin der äuſsere Winkel gleich der Summe der beiden innern; ſo wird noch die Aufgabe gelöſt, über einer gegebenen geraden Linie ein Dreyeck unter zwey gegebenen Winkeln, einem ſpitzigen und einem ſtumpfen, deren Summe kleiner iſt, als zwey rechte, zu machen. Hiemit iſt dann der Weg gebahnt, im vierten Kapitel den bekannten eilften Euklidiſchen Grundſatz des erſten Buchs zu beweiſen, und im fünften Kapitel zu zeigen, bey zwey nicht zuſammenlaufenden Linien (Parallelen nach Euklids Bedeutung) ſtehe ein von der einen auf die andere gefälltes Perpendikel auch auf der erſten ſenkrecht; ſolche nicht zuſammenlaufende Linien ſtehen auch gleichweit von einander ab, und ſeyen (nach der Bedeutung des Vfs.) mit einander gleichlaufend. Die ganze Schrift iſt weit gründlicher geſchrieben, als mehrere andere ähnliche Verſuche, und, nach Annahme des einfachen Grundſatzes, dafs gerade Linien und krumme nicht gleich weit von einander abſtehen können, wüſste Rec. nichts erhebliches dagegen einzuwenden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Junius 1799.

PHILOSOPHIE.

Wien, gedr. b. Schuender: *Beweis vom Daseyn Gottes aus Gründen der theoretischen Vernunft*, von *Joh. Maczek*. 1799. 373 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Die erste Bekanntschaft, welche man mit dem Vf. in der Vorrede macht, erweckt ein gutes Vorurtheil für ihn. Reines Interesse für die Wahrheit, Achtung für Menschenwürde, der Wunsch die Ehre der Vernunft zu retten, charakterisiren ihn durchgehends als einen Mann von achtungswerthem Charakter. Dazu kommt noch, dass er philosophischen Geist verräth, und gute Kenntnisse, auch von den neuesten Vorgängen auf dem Gebiet der Philosophie besitzt, mit Würde von Spinoza, Leibnitz und Kant spricht, ungeachtet er von ihren Behauptungen abweicht, und es selbst nicht scheut, (S. 22.) seinen Beweis *dem tiefen Blicke Kants, dem Untersuchungsgeiste der Zweifler, und dem Scharfsinne aller Denker zur Prüfung vorzulegen.* Es ist also wohl der *Mühe werth*, diesen Beweis näher kennen zu lernen, und den Ideengang des Vfs., wodurch er auf ein so aufserordentliches Resultat gekommen ist, zu verfolgen. Die kurze Darstellung aber, welche wir davon geben müssen, wird hinreichend seyn, wo nicht bey dem Vf., doch bey unsern Lesern die Ueberzeugung hervorzubringen, dass der Vf. weder, wie er glaubt, einen *neuen* Weg das Daseyn Gottes zu beweisen, eingeschlagen, noch auf demselben glücklicher als seine vielen Vorgänger gewesen ist.

Ueber seinen Ideengang erklärt sich der Vf. Vorrede S. 6. also: „Um das Daseyn und die Eigenschaften Gottes zu erweisen, braucht man nur die Erörterung dessen, was im Begriffe des Daseyns liegt, auszuführen und zu begründen. Es ist weder nöthig, den Begriff der Ursache jenseits der Grenzen seiner Gültigkeit überschwänglich auszudehnen, noch mit den verwirrenden, übel angelegten Begriffen des nothwendigen und des allerrealsten Wesens sich zu bemengen, oder sich einen versteckten Gebrauch derselben herauszunehmen. Eben so wenig darf Jemand besorgen, jene verkehrte Schlussart hier etwa in einer neuen Tracht wieder zu finden, welche eines in der Erfahrung bestimmten Gegenstandes Daseyn zum Grunde legt, und von ihm zu der unbedingten Bedingung sich aufzuschwingen gedenkt. Wenn daher die Vernunftkritik in der That alle möglichen Beweise fürs Daseyn Gottes erschöpft hat, so viel sich deren nur immer widerlegen lassen, und wenn ich schon hieraus mir zu Gunsten etwas folgern darf; so wird derjenige, welchen ich darlege, aus dem Grunde der richtige seyn müssen, weil er jenen, mit deren Widerlegung sie sich beschäftiget, in keinem Stücke gleichet." Darin irrt sich der Vf. gewaltig; denn insofern sich sein Beweis auf eine blosse Entwickelung eines Begriffs gründet, nähert er sich dem ontologischen; insofern er aber von dem Begriff des Daseyns ausgeht, gehört er mit dem kosmologischen in eine Classe.

Das erste Buch ist Vorbereitung zum Beweise, und enthält die Entwickelung des Begriffs vom Daseyn und von der Persönlichkeit. — Zu jedem Gegenstande gehören drey Bestandtheile, eigene Einheit, durchgängige Bestimmtheit und Daseyn. Die eigene Einheit ist dasjenige, wodurch er einer blossen Bestimmung entgegensteht. Bestimmung ist dasjenige, wodurch er sich von einem Gegenstande unterscheidet. Ein Gegenstand hat durchgängige Bestimmtheit, wenn so viele Bestimmungen angegeben sind, als erfoderlich ist, um ihn von allen andern Gegenständen zu unterscheiden. Das Daseyn ist keine Bestimmung des Gegenstandes, denn sie ist allen Gegenständen gemein, Daseyn ist eine Art des Seyns. Seyn kommt der Bestimmung und dem Gegenstande aber auf eine verschiedene Art zu. Das Seyn überhaupt bedeutet eine Verknüpfung der einen Bestimmung mit der andern z. B. der Mensch *ist* sterblich, es ist also die Einheit der Verknüpfung, durch welche die beiden Glieder des Urtheils, worin es vorkommt, zu einander hinzugethan werden. Das Seyn enthält den Ausspruch des Setzens, das Nichtseyn den Ausspruch der Aufhebung. In jeder Bestimmung eines Gegenstandes wird das Seyn mit dem Nichtseyn vergesellschaftet; denn das, wodurch ein Gegenstand A von dem andern B unterschieden wird, ist entweder etwas, was A hat und B nicht besitzt, oder was A nicht hat und B besitzt. Das Seyn der Bestimmung ist also ein *gemischtes*, ein mit dem Nichtseyn zusammenfliessendes Seyn. Aus dem Gegensatze lässt sich schliessen, dass unter dem Seyn des Gegenstandes ein *reines Seyn* verstanden werden müsse. Da nun der Gegenstand ohne Bestimmungen nicht ein Etwas ist, noch die Bestimmungen ohne Gegenstand eine Bedeutung haben; so ist weder das reine Seyn ohne das gemischte, noch dieses ohne jenes von Bedeutung. Das Daseyn ist aber eine Art des Geltens; nichts bedeuten, nichtig seyn widerspricht dem Gelten, also auch dem Daseyn. Folglich wird zum Daseyn des Gegenstandes ein Zusammentreffen des reinen Seyns mit dem gemischten erfodert, und er muss den Grund dieses

Zusammentreffens ausmachen. Das Daseyn ist aber nicht jedwedes, sondern ein unbedingtes Gelten, d. h. unbedingte, genugsam begründete, folglich allen Zweifel, alle Bedenklichkeit unmöglich machende Entschiedenheit des Wahrseyns, welche mit einer, ihr genügenden Beweiskraft auch bey demjenigen Gegenstande dargethan seyn muss, der andere Gegenstände zu Bedingungen hat. — Das Resultat steht S. 53. Das Daseyn als überhaupt ein Seyn ist ein Ausspruch des Urtheilens, denn jedes Seyn drückt einen Ausspruch des Setzens aus. Es gehört also zum Daseyn jedes Gegenstandes ein Beurtheiltseyn desselben, ein über ihn gefallter Ausspruch des Urtheilens; dieser Gegenstand mag übrigens entweder sich selbst beurtheilen, oder von sonst einem Urtheilenden beurtheilt werden. Daseyn ohne Beurtheiltseyn hat schlechterdings keinen Sinn. Doch nicht jeder Ausspruch des Setzens bedeutet schon ein Daseyn; um ein Daseyn zu bedeuten, muss er eine als unbedingtes Wahrseyn entschiedene, und in dieser Entschiedenheit auch erwiesene Gültigkeit mit sich führen. (Diese Entwickelung des Begriffs des Daseyns ist dem Vf. gar nicht gelungen. Er verwechselt mit dem Daseyn immer das logische Seyn, und nur von diesem gilt, was er zuletzt sagt, dass zum Daseyn ein Urtheilen nothwendig sey. Ein jedes blos gedachte (logische) Object besteht aus mehreren zur Einheit verknüpften Bestimmungen; ungeachtet in demselben, nach der Sprache des Vfs., ein reines und gemischtes Seyn vorkommt, welches aber nichts anders ist, als das Verhältniss des Subjects zum Pradicat, und dieses zu jenem; so lasst sich doch weder das eine noch das andere, noch die Verbindung von beiden für das Daseyn nehmen, welches ein ganz anderes Verhältniss nicht zu dem Denken sondern zu dem Erkennen ausdrückt, und daher aus keinem Begriff gefolgert werden kann.) Einen Gegenstand, welcher die Eigenschaft besitzt, dass er sich selbst ein Gegenstand ist, heisse ich einen *persönlichen Gegenstand* und diese seine Eigenschaft nenne ich seine *Persönlichkeit*. Nur das heissen wir einen Gegenstand, was Daseyn hat. Zum Daseyn gehört aber ein Beurtheiltseyn. Ein Gegenstand ist also nur dadurch sich selbst ein Gegenstand, dass er für sein eignes Urtheil da ist; sich selbst Gegenstand seyn, heisst demnach durch sich selbst beurtheilt seyn. Folglich ist die Persönlichkeit nichts anders, als das Urtheilen, wiefern es den Inhalt eines besondern Gegenstandes ausmacht. — *Ding* ist ein Gegenstand, dem die Persönlichkeit widerspricht. Ein Gegenstand, welcher kein Ding ist, d. h. welchem die Persönlichkeit nicht widerspricht, ein *Wesen;* ein Wesen, dem das Urtheilen eigen ist, *Geist*. Ein bedingter Geist ist der, wenn die Gegenstände, die er beurtheilt, Bedingungen seines Daseyns sind, *unbedingter*, wenn sie nicht in diesem Verhältnisse zu ihm stehen. Dem bedingten Geiste ist das Forschen eigenthümlich, d. i. ein Urtheilen, welches einer gewissen Wissenschaft noch nicht theilhaftig ist, und sie zu erwerben trachtet, durch Zusammensetzung einzelner Theile, welche das Mannichfaltige der Bestimmtheit eines Gegenstandes ausmachen; dem unbedingten Geiste aber das *durchschauende Urtheilen* oder die *Durchschauung*, welche einen Gegenstand nach seiner gesammten durchgängigen Bestimmtheit mit einem Urtheile ermisst. — Wir übergehen eine Menge von Bestimmungen und neuen Terminologieen, welche in diesem Abschnitte vorkommen; und eine Art von Pneumatologie ausmachen. Der Beweis für das Daseyn Gottes macht den kleinsten Theil des zweyten Buches aus, er ist in die Erörterung des Begriffs und der Eigenschaften Gottes verwebt. Seine Hauptmomente sind folgende. Das Daseyn ist ein unbedingtes Gelten. Nun mögen wir was immer für Gegenstände als daseyend annehmen; so lassen sich nur zwey Fälle denken. Ein Gegenstand verdankt entweder seine unbedingte Gültigkeit ausschliessend sich selbst, und fasst alle seine Bedingungen vollständig in sich, und ist unbedingter Gegenstand; oder er hat Bedingungen, welche ausser ihm in gewissen von ihm verschiedenen Gegenständen liegen, und kann nicht unmittelbar durch sich selbst, sondern nur mittelst des Daseyns seiner ausser ihm gelegenen Bedingungen, die unbedingte Gültigkeit, folglich ein Daseyn besitzen, und ist ein bedingter Gegenstand. — Wenn es auch noch so viele bedingte Gegenstände giebt; so kann doch keiner von ihnen irgend einem andern von ihnen die unbedingte Gültigkeit zulassen, d. h. den Grund abgeben, aus welchem sie für *diesen hinreichend* gesichert würde, weil sie keines *unmittelbar* durch sich selbst besitzt. Also kann sie einem jeden derselben nicht anders als mittelst der vorher entschiedenen Gültigkeit eines von ihm sowohl als von jedem andern bedingten Gegenstande unterschiedenen, folglich eines nicht bedingten, d. h. eines unbedingten Gegenstandes (und ein solcher ist Gott) gesichert werden. Der unbedingte Gegenstand ist die Bedingung der bedingten Gegenstände. Entweder muss überhaupt aller Gegenstände Daseyn aufgehoben werden, oder es muss ein unbedingter Gegenstand da seyn. Aber die Aufhebung des Daseyns aller Gegenstände ist schlechterdings ein Widerspruch; denn dann wird auch aller urtheilenden Wesen Daseyn aufgehoben, und alle Möglichkeit des Urtheilens geleugnet. Die Aufhebung des Daseyns aller Gegenstände ist aber selbst ein Urtheil, denn aufheben heisst verneinen, verneinen heisst urtheilen. Folglich wird durch ein Urtheil alle Möglichkeit des Urtheilens geleugnet, wenn aller Gegenstände Daseyn aufgehoben wird; welches sich selbst widerspricht. Also muss der unbedingte Gegenstand da seyn.

Dieser verneynte Beweis ist im Grunde nichts anders als eine besondere Wendung des kosmologischen. Zwar protestirt der Vf. dagegen in der Vorrede und sagt S. 19. es sey eine verkehrte Richtung und der Grundfehler der bisherigen philosophischen Denkart, vom Daseyn des Bedingten auf das Daseyn des Unbedingten zu schliessen." Anstatt aus dem

Da-

Daſeyn der bedingten Gegenſtände auf das Daſeyn Gottes zu ſchlieſsen, muſs man die Verfahrungsart umkehren, und auf den vorher ausgeführten Beweis vom Daſeyn Gottes den Beweis vom Daſeyn der bedingten und uns erkennbaren d. h. der in unſerer Erfahrung eingeſchloſſenen Gegenſtände gründen." Aber in dem Beweiſe wird das Daſeyn von Gegenſtänden vorausgeſetzt und muſs vorausgeſetzt werden, weil aus dem Begriffe eines unbedingten Weſens, von allem andern abgeſehen, nichts weiter kann geſchloſſen werden, als daſs es, wenn es wirklich iſt, keine Bedingung ſeines Daſeyns hat, aber nicht, daſs es die Bedingung aller bedingten Weſen iſt. Dagegen ſchlieſst der Vf. von dem Daſeyn bedingter Weſen auf das Daſeyn des unbedingten Weſens, welches nichts anders als die vom Vf. getadelte kosmologiſche Schluſsart iſt, und durch das Verfahren des Vfs. noch verwerflicher wird, weil ſie auf einen doppelten Cirkel (Diallele) führt, indem zum Beweis Gottes das Daſeyn der Objecte, und zum Beweis des Daſeyns der Objecte das Daſeyn Gottes vorausgeſetzt werden müſste. — Wir enthalten uns übrigens aller Bemerkungen über die Beweisart und die Prämiſſen, welche nach dem, was Kant in der Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, überflüſſig ſeyn würden. Was aber den Grundſatz betrifft, der dem vermeynten Beweiſe zum Grunde liegt: *es iſt ſchlechterdings ein Widerſpruch, aller Gegenſtände Daſeyn aufheben;* ſo müſſen wir bemerken, daſs er, geſetzt auch, daſs er wahr iſt, hier keine *Anwendung findet.* Denn es iſt hier nicht die Rede von dem Daſeyn, ſondern von einer Bedingung der Möglichkeit des Daſeyns. Man kann von der Leugnung der Bedingung nicht eher auf die Aufhebung des Bedingten ſchlieſsen, als bis erwieſen iſt, daſs es die einzige Bedingung iſt. Wenn es erwieſen iſt, daſs das unbedingte Weſen exiſtirt, und daſs es die einzige nothwendige Bedingung des Daſeyns aller andern Dinge iſt, dann würde mit der Exiſtenz Gottes auch das Daſeyn aller Dinge aufgehoben werden. Anſtatt daſs jener Grundſatz alſo zur Grundlage eines Beweiſes für die Exiſtenz Gottes gelten kann, ſetzt er vielmehr den letzten voraus.

Wir können, ohne zu weitläuftig zu ſeyn, von dem übrigen Inhalte, der ſich mit der Entwickelung des Begriffs von Gott beſchäftiget, keine Rechenſchaft geben. Der Vf. hat den Verſuch gemacht, analytiſch alle Eigenſchaften Gottes, ſelbſt die moraliſchen zu deduciren. Daſs dieſes auf dieſem Wege in Anſehung der letzten nicht möglich ſey, wenn nicht entweder, was man entwickeln will, erſt hineingelegt, oder die moraliſchen Begriffe willkürlich in einem ſo weiten Sinne genommen werden, daſs ſie ihre Beſtimmtheit verlieren, bedarf keiner Erinnerung. Beides iſt auch hier geſchehen. So wird z. B. Gott Heiligkeit S. 278. beygelegt, weil er als Urweſen vollſtändig aus ſich ſelbſt beſtimmt, daher unmittelbar ſich ſelbſt ein Gegenſtand, folglich ohne Sinnlichkeit ſey, daher ſeine Zwecke keine andern als Zwecke aus ſich ſind und keine andern Gegenſtände als die perſönlichen zum Ziele haben. In der Vorrede macht der Vf. noch darauf aufmerkſam, daſs er von der Allmacht und dem Schöpfer eine Erklärung gegeben habe, ohne dabey den Begriff der Urſache im geringſten einzumiſchen." Kraft iſt nicht Grund des Daſeyns, ſondern einer Beſtimmung. Die Allmacht aber iſt Grund des Daſeyns der Gegenſtände; von ihr müſſen dieſe vollſtändig abhängen. Die Allmacht, als Eigenſchaft eines bloſsen Geiſtes, folglich eines gewiſſen Urtheilens, wird uns begreiflich (?), wenn wir dieſes Urtheilen als die *Durchſchauung*, d. i. als eine ſolche Erkenntniſs, von welcher alle Gegenſtände vollſtändig abhangen, und als die Allwiſſenheit d. h. als eine ſolche Beurtheilung, welche unmittelbar in ſich ſelbſt die vollſtändige Wahrheit, folglich das Daſeyn der beurtheilten Gegenſtände ausmacht, erwagen." Dieſes iſt aber blos eine willkürliche Abweichung vom Sprachgebrauche, nach welchem der Grund des Daſeyns eines Dinges nichts anders als Urſache iſt.

LITERATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Zeh: *Leben und Verdienſte Georg Andreas Will's*, Kaiſerlichen Hof- und Pfalzgrafen, d. WW. Doct. und derſelben ord. öff. Lehrers u. ſ. w. in Altdorf. Beſchrieben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber*, Subſtitut des Amts St. Clara, des Pegneſiſchen Blumenordens, und der Geſellſchaft der Beförderung vaterländiſcher Induſtrie Mitglied. *Mit dem Bildniſſe des Verſtorbenen.* 1799. 140 S. 8.

Ein ſo würdiger, und in dem ihm angewieſenen Wirkungskreis, bis an das Ende ſeines Lebens ſo unermüdet thätiger Mann, als der ſel. Prof. *Will* geweſen iſt, war es allerdings werth, daſs ſeine Verdienſte, nicht nur den Zeitgenoſſen zur Ueberſicht dargelegt, ſondern auch der Nachwelt ſo aufbehalten wurden, wie es hier von einem ſeiner ehemaligen Schüler und nachmaligen vertrauten Freunde geſchehen iſt. Der ſel. *Will* wurde zu *Obermichelbach*, einem Nürnbergiſchen Pfarrdorfe, wo ſein Vater damals Paſtor war, den 30ten Auguſt 1727 geboren. Er beſuchte in *Nürnberg* die Schulen und das Gymnaſium und dann die Univerſitäten *Altdorf* und *Halle*, ſtudirte anfangs Theologie, nachher ausſchlieſsend Philoſophie, über welche er auch ſchon in Halle Vorleſungen hielt. Dann war er in Altdorf ſeit 1748 Privatlehrer, ſeit 1755 auſserordentlicher, und ſeit 1757 ordentlicher Lehrer der Philoſophie und endlich ſeit 1766 zugleich Lehrer der Geſchichte, immer mit unermüdetem Fleiſs, bis ihn wenige Jahre vor ſeinem Ende ein apoplektiſcher Zufall nöthigte, den Lehrſtuhl zu verlaſſen. Endlich beſchloſs er ſein thätiges Leben, nach vielen erduldeten körperlichen Leiden, den 18ten Sept. 1798 bald nach dem Eintritt in das 72te Lebensjahr. Nach *Stieglitzens* Tod war er auch Senior der Univerſität. Die groſse Anzahl ſeiner Schriften, von denen Hr. K. am

Ende ein vollständiges Verzeichniſs (faſt 1½ Bogen ſtark) beygefügt hat, beweiſen zur Genüge ſeinen unermüdeten gelehrten Fleiſs. Unter ihnen zeichnen ſich beſonders die aus, in denen er die politiſche ſowohl als gelehrte Geſchichte ſeines Vaterlandes bearbeitete. Er hatte auch eine eigene Sammlung aller, in die Nürnbergiſche Geſchichte einſchlagender Schriften angelegt, und ſolche nach und nach in acht Banden, unter dem Titel: *Bibliotheca Norica Williana* beſchrieben. Dieſe ungemein reiche und ſchätzbare Sammlung hat er noch bey ſeinem Leben der Stadt Nürnberg unter ſehr billigen Bedingungen überlaſſen, wohin ſie nun nach ſeinem Tode gebracht, und daſelbſt aufbewahret und vermehrt werden ſoll. Seine Vorleſungen waren immer ſehr belehrend, zumal da er mit ſeinem Zeitalter fortſchritt, und ſelbſt noch in ſeinem Alter Vorleſungen über die *Kantiſche* Philoſophie hielt, die er auch herausgab. In ſeinen jüngern Jahren machte er einige gelehrte Reiſen, und unterhielt bis an das Ende ſeines Lebens einen ausgebreiteten Briefwechſel. Seine Obern ehrten ihn nach Verdienſt, und bedienten ſich bey den wichtigſten Vorfällen ſeines Raths. Sein Umgang war eben ſo angenehm als lehrreich. Einige Jubelfreuden, die er noch vor ſeinem Ende erlebte, verminderten die Leiden, die er am Schluſſe ſeines Lebens zu erdulden hatte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Schöne: *Verſuch einer Geſchichte der Hochmeiſter in Preuſſen. Seit Winrichs von Kniprode, bis auf die Grundung des Erbherzogthums.* Von *J. N. Beker*, Dr. der Rechte. 1798. 112 S. 8. (9 gr.) Dieſe für die Geſchichte der preuſſiſchen Hochmeiſter intereſſante Schrift, hat ihre Entſtehung einem, bisher noch unbekannt gebliebenen Manuſcript zu verdanken, welches in dem Archiv des Stadtchens Freudenthal, in Schleſien, aufbewahret wird, und unter andern Nachrichten eine umſtandliche Geſchichte des Hochmeiſters *Kniprodens* enthalt, und von deſſen Hofkaplan *Vincenz* von Mainz niedergeſchrieben iſt. Da dieſe gleichzeitige Handſchrift einen weit gröſsern Reichthum an hiſtoriſchen Daten liefert, als alle Bücher, die von der mittlern preuſſiſchen Geſchichte handeln; ſo hielt es der Vf. der Mühe werth, *Kniprods* Geſchichte hiernach zu bearbeiten; und in der That erſcheint hier dieſer Hochmeiſter, der von 1351 bis 1382 die Regierung führte, und um die Aufnahme ſeiner Lande ſich ſo groſse Verdienſte erworben hat, in einem ungleich vortheilhaftern Lichte als bisher. Die Geſchichte ſelbſt iſt in verſchiedene Abſchnitte getheilt. Der *erſte* beſchreibt die Wahl und die Feyerlichkeiten bey der Inſtallation des neuen Groſsmeiſters. Ein Meiſterſinger aus Nürnberg ſang bey dieſer Gelegenheit die Geſchichte des alten heidniſchen Götzen *Bacchus*, und ward mit einem goldenen Becher beſchenkt. Der preuſſiſche Dichter Rixel hingegen beſang, (und zwar in preuſſiſcher Sprache, die aber durch ein Geſetz vom J. 1310. verboten und nicht mehr in Gebrauch war) die Thaten des tapfern *Widewuts* und verglich dabey den neuen Hochmeiſter mit dem Sterne, der den drey athiopiſchen Königen an der Krippe zu Bethlehem geleuchtet hatte. Er erhielt eine verdeckte Schüſſel zum Lohn, und als er ſie, in der Erwartung eines groſsen Schatzes, aufdeckte, fand er ſie voll tauber Nüſſe, mit dem Vers:

Niemahns hat verſtanden dich arme Prüſſe,
Deſs thu ich ihm ſchenken hundert falſche Nüſſe.

Unter den Geſchenken, die der Groſsmeiſter von den Städten bekam, befanden ſich ſechs goldene Schüſſeln der *Danziger*, ein künſtlich gearbeitetes Hifthorn der *Elbinger*, ein Stück von der Arche Noahs, in einem ſilbernen Kaſten, von der Stadt *Culm*, und eine Stahlrüſtung, mit goldenen Buchſtaben, von den Bürgern zu *Marienburg*. Bey dem Ehrenmahl muſste jeder Gaſt ein ſilbernes Becken mit acht Weinflaſchen, die ſich ſelbſt ergoſſen, *auf einen Zug* leeren. Der wackere Trinker, Veit von Baſſenheim, leerte es *dreymal*, und ward dafür von dem neuen Hochmeiſter zum Schloſshaupmann befördert.

Der *zweyte Abſchnitt* enthält eine eben ſo intereſſante als muſterhafte Erzahlung des hartnäckigen Krieges, den der Orden unter Kniprods Regierung mit den Lithauern unter abwechſelndem Glück, geführet hat, und worin beſonders der deutſchherriſche Marſchall *Schindkopf* und der lithauiſche Feldherr *Kinſtus* eine vorzügliche Heldenrolle ſpielten. Nach einer Berechnung, die Kniprod noch vor ſeinem Tode machen lieſs, waren in dieſem Kriege 177 Ordensritter, 15000 Edelleute und Bürger, 25000 Dienſtleute und 165000 Bauern, zuſammen 266177 Mann theils ums Leben gekommen, theils in die Gefangenſchaft geführt worden. Der *dritte Abſchnitt* ſchildert den Zuſtand des Landes, welchen Kniprod, bey Antritt ſeiner Regierung zwar ſehr mittelmäſsig fand, der ohngeachtet des lithauiſchen Krieges, ſeinem unwürdigen Nachfolger im blühenden Zuſtande hinterlieſs. Merkwürdig ſind die Nachrichten, die der Vf. aus den Handſchriften des *Vincenz*, von dem damaligen Weinbau in Preuſſen, von der Behandlung der Stocke, von der Weinleſe und von den dabey angeſtellten Feyerlichkeiten mittheilt. Die *Weinleſe* hat man hier früher, als in andern warmern und *beſſern* Weinlandern zu geſchehen pflegt, angefangen, *ſo daſs ſie zu Anfang des Octobers ſchon beendiget war. Wenn es wahr iſt*, daſs, (wie Dusburg erzahlt) im J. 1379. die Trauben ſchon ſogar um Jacobi geleſen worden; ſo wäre dies, beſonders für die Gegend von Preuſſen, etwas auſserordentliches, und verdiente eine genauere Unterſuchung der dabey eingetretenen Umſtande. Der damalige Ertrag aller Weinberge belief ſich auf 608 Tonnen, und der Dunſt von dem Moſte, womit der Keller des Hochmeiſters angefüllt war, ſtieg bis in die Gemacher des Schloſſes zu Marienburg, ſo, daſs man die Oeffnung in den Kellern mit Strohwiſchen verſtopfen muſste. Kniprods Regierung zeichnete ſich übrigens ſehr vortheilhaft aus. Durch Anlegung öffentlicher Landſchulen, die man vor ihm in Preuſſen noch nicht kannte, ſorgte er für die Bildung der Jugend. Er berief hierzu tüchtige Lehrer aus Deutſchland, die die Kinder in der deutſchen Sprache und im Chriſtenthum unterrichten muſsten. In Marienburg und Königsberg legte er, zur Beförderung der höhern Wiſſenſchaften, lateiniſche Schulen an, ſtiftete daſelbſt zwey Krankenhauſer, berief zur Handhabung der Juſtiz die berühmteſten Rechtsgelehrten aus Italien und Deutſchland und beförderte den Handel, wodurch vorzüglich die Stadt Danzig in groſse Aufnahme kam. Sein Anſehen bey den Kaufleuten ging ſo weit, daſs ihn die Stadte zum Haupt des Hanſiſchen Bundes wählen wollten. Er ſchlug aber dieſes ehrenvolle Anerbieten aus, weil der lithauiſche Krieg ihn unabläſſig beſchäftigte. Der Vf. giebt hierauf von dem damaligen Münzweſen des Ordens und von deſſen politiſchen Verhältniſſen gegen den deutſchen Kaiſer noch manche gute Nachrichten; äuſsert aber zuletzt nicht ohne Grund den Verdacht, daſs mehrere Comture und ſelbſt der Hochmeiſter, Mitglieder des fürchterlichen *Fehmgerichtes* geweſen ſeyn möchten. Vincenz erzahlt wenigſtens einige ſchaudernde Beyſpiele, die es ziemlich wahrſcheinlich machen, daſs die Ordensritter dieſes Unweſen im Preuſſiſchen getrieben haben. Doch iſt es noch immer ungewiſs, daſs die Fehme auch daſelbſt beſondere Stühle gehabt habe. Kniprod ſtarb den 23ten Jun. 1382. und hatte unter allen Hochmeiſtern am längſten, aber auch am glorreichſten regieret.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Junius 1799.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Johann Stephan Pütter's Selbstbiographie*, zur dankbaren Jubelfeyer seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen. 1798. II Bände zusammen 884 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Man strebt bey jeder Biographie gern dahin, einen Standpunct aufzufinden, von welchem aus man das Schicksal, die Handlungen und Maximen eines Menschen auf einmal überschauen könne. Bey dem Inhalte des gegenwärtigen Werkes möchte man ihn in der Bemerkung antreffen, dafs *Pütter* ein langes Leben, bisweilen in schwierigen Verhältnissen, und mit Rechtschaffenheit führte, ohne jemals irgendwo anzustofsen, und bey ununterbrochener Thätigkeit, durchaus nicht von Ehrgeiz verlassen, sich nie zum übereilten Handeln hinreifsen liefs, indem er mit Resignation nur in dem Kreise *thätig* war, welchen die Umstände ihm anwiesen. Nach *dieser Bemerkung* entwirft man sich ein Bild von seinem Leben, wie man es hier wirklich aufgestellt findet. In äufsern Verhältnissen sowohl, wie in den Wissenschaften und der Bildung seines Innern wagt er nie ein Durchgreifen der kühnen Hand; aber indem er unermüdet umherschaut, wie sich alles am bequemsten einrichten lasse, zwingt er unvermerkt die Umstände ihm zu gehorchen, und bereitet allmälig seiner Wissenschaft eine stille Veränderung, bauet sich ihr Gebiet nicht nach der strengen Regel an, welche sich aus ihrer Natur ergiebt, aber auf eine Weise, dafs eben ihm in demselben überaus wohlbehaglich seyn mufs. Er versäumt nie seine Pflicht und vielleicht kann sein Leben in sittlicher Hinsicht fleckenlos genannt werden; doch fragt man sich mitunter, ob er nicht mehr Gutes hatte vollbringen können, wenn er es bisweilen darauf gewagt hätte, in Fehler zu fallen? Niemals verletzt er die Wahrheit durch seine bestimmte Aussage, aber bekümmert sich nicht darum, ob der andere durch seine Rede, seine Handlung nicht vielleicht irre geführt werden könne; wenigstens besitzt er nicht jene grofse Wahrhaftigkeit, wodurch ein Mann uns überzeugend zuspricht, dafs wir ihm ganz vertrauen mögen. Die Religion vollendet den Kreis seines stillen Glückes. So sehr das Gebilde des Augenblickes, die Geburt eines bestimmten Zeitalters sein Studium und der geliebte Gegenstand seiner Arbeiten geworden sind, so sehr gerade das vorübergehende im menschlichen Leben seine Neigung gefesselt hat; würde er doch trostlos da stehen, wenn in seiner Seele Zweifel an eine geoffenbarte Religion und eine Unsterblichkeit aufkommen könnten. Freylich ist auch sein Himmel so beschaffen, dafs vielleicht nur ihm ganz wohl in demselben zu Muthe seyn möchte; aber sein himmelan gerichtetes Herz und sein Beziehen aller Ereignisse auf Gott würde man um so weniger aus seinem Leben hinwegwünschen, je vergeblicher man in demselben nach einem idealischen Wunsche umhersucht, welcher seiner Seele stets vorgeschwebt und ein höheres Colorit seinen Tagen verliehen hätte. Eben seine Frömmigkeit giebt neben den Umstande, dafs er bey aller Schlauheit und Berechnung der Umstände eine gewisse Kindlichkeit äufsert, die um so naiver ist, je weniger sie gewifs nach seinen Absichten sich zeigen soll, seiner Biographie ihren eigentlichen Reitz.

Schon darin, dafs Westphalen sein Vaterland ist, findet er einen Grund zur besondern Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihm freylich noch ein weniger günstiges Vaterland hätte geben können. Mit Vergnügen erinnert er sich aus seiner frühsten Jugend, dafs er oft, wenn der Lehrer die Schüler nach der Ordnung stellte, wie er mit ihnen zufrieden war, viele ältere Mitschüler unter sich gestellt sah. Als einem neunjährigen Knaben ward ihm von einem seiner Lehrer, der kaum in Jena die Wolfische Philosophie studirt hatte, schon ein Heft dictirt, dessen erste Periode ihm noch unvergefslich vor Augen schwebt: *Omne possibile est ens; quidquid contradictionem non involvit, est possibile.* Eines zweckmäfsigern Unterrichtes genofs er bey einem Prediger zu Hohen-Limburg an der Lenne, wo der damalige regierende Graf von Bentheim Tecklenburg gewöhnlich lebte, durch dessen Hof der Vf. früh zum Anblick der vornehmen Welt und zur Tonkunst geführt wurde, zu welcher letzten er sonst wenig Anlage von Natur bey sich verspürte. Auf den Geburtstag des Grafen hielt er eine lateinische Rede in Versen... „Die Rede selbst wurde hernach gedruckt, wovon ich zu meinem Vergnügen noch ein Exemplar besitze. Meinen Namen gedruckt zu sehn, machte mir damals eine grofse Freude, zumal da ich doch etliche Zeilen mir selbst als Verfasser zueignen konnte..." Schon im dreyzehnten Jahre ward er auf die Universität Marburg geschickt. Wie äufserst charakteristisch ist folgende Stelle von der Enthaltsamkeit des Knaben: „Einigermafsen kam mir meine Jugend, die sich selbst durch meine kleine Statur verrieth, oft zu statten, dafs mir weniger Aus-

schweifungen mit zu machen zugemuthet wurde, als sonst vielleicht geschehen wäre. Ich erinnere mich mehr als einmal in Gesellschaften gewesen zu seyn, wo ausser mir alle übrige, zum Theil bis zur höchsten Stufe, vom Weine berauscht waren. Alle meine Bekannte rauchten Taback, einmal in einem kleinern Zimmer absichtlich so, dass das Licht vor Dampf ausgieng. Beide Excesse machten auf mich einen so widrigen Eindruck, dass ich auch seitdem weder jemals mich berauscht, noch Taback geraucht habe. Ich konnte kaum begreifen, wie sich meine Freunde daran so gewöhnt hatten, dass es ihnen unmöglich war, davon abzulassen. Viele konnten über das des Schnupftabacks sich nicht enthalten. Das nahm ich mir zur Warnung, mich für den Anfang zu hüten, auch keinen Versuch damit zu machen, um mich mit so entbehrlichen Dingen, als unablässigen Bedürfnissen zu beladen..." Jeder Student musste damals zu Marburg einen Degen tragen, welches Veranlassung zu vielen Schlägereyen wurde. Der Vf. kam nie in eine solche Verlegenheit... „Nur das erinnere ich mich wohl, dass junge Leute, die noch in blauen Mänteln in die Schule giengen, und ungleich grösser, als ich, waren, wenn sie mich mit dem Degen vorbeygehen sahn, etwas Hohn darüber hatten. *Ich that aber, als wenn ich es nicht merkte; sonst würde es mir ein leichtes gewesen seyn, durch meine Freunde es ihnen übel vergelten zu lassen!..*"

Dass *Pütter* mit dem grösten Fleiss und mit der strengsten Ordnung seine Studien trieb, weiss man ohne weitere Versicherung von einem solchen Charakter. Bey seinem Aufenthalt zu Halle lernte er zuerst durch den gewaltigen Eindruck, welchen die Eröffnung der Laufbahn Friedrichs II. an diesem Orte vorzüglich machte, seine Existenz in Verbindung mit den grosen Weltbegebenheiten zu bringen. Hier fing er auch an, sich durch die Beyspiele anderer eine gewisse Politik des Professors zu bilden. Besonders prägte er sich ein, welchen nachtheiligen Eindruck es sowohl bey der studierenden Jugend als bey den übrigen Lehrern es macht, wenn ein Professor den mündlichen Lehrvortrag nicht für den höchsten Beruf achtet. Der berühmte *Wolf* litt sehr darunter, dass er in seinem ersten Programme nach seiner Rückkehr nach Halle geäusert hatte, er würde seine übrige Lebenszeit mehr der Fortsetzung seiner Schriften, als dem mündlichen Vortrage widmen, um als *Professor generis humani* zu wirken. In Jena schloss *Pütter* seinen Freundschaftsbund mit *Achenwall*, welcher sie mit einander vereinigt gehalten, so lange dieser lebte, und im gegenwärtigen Werke eine sehr erfreuliche Erscheinung ist, eine schöne Blume der Empfindung mitten unter den grösten theils dornigten Geschäften, womit sich beide Freunde freylich ihrer Neigung gemäs durch das Leben zogen; denn Achenwall gewann seiner lebendigen Wissenschaft doch eben die Seiten ab, welche Wärme der Phantasie und des Herzens und helles Anschauen des Verstandes am wenigsten befordern. Eine gleichfalls liebenswürdige Anhänglichkeit [illegible] zu Jena an den berühmten Lehrer *Eflor*, durch welchen er in die praktische Jurisprudenz vorzüglich eingeweiht wurde. Aber, wie früh er es verstand, jede Schwäche des dritten zu schonen, um in keine Unbequemlichkeit zu gerathen, lehrt uns schon dieses Verhältnis. Er hätte gern *Buder's* historische Vorlesungen besucht: aber ein Studentengeschwätz wollte ein unfreundliches Vernehmen zwischen diesem und *Eflor* wissen, und *Pütter* hörte jenen nicht, um diesem nicht zu missfallen. Nachher machte ihm sein Freund selbst Vorwürfe, dass er den Lehrer der Geschichte nicht benutzt habe.

Er folgte *Eflorn* nach Marburg, einer viel weniger zahlreichen Universität als Jena, wo derselbe einen nur halb so grosen Hörsaal mit seinen Zuhörern füllen konnte. Der Vf. machte bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung, welche ihn in seinem ganzen akademischen Leben geleitet hat und noch in seinem Alter leitet, dass es, um einem Lehrer nicht den Muth zu nehmen, nicht sowohl auf die *Gröse* des Hörsaals, als darauf ankomme, dass nicht zu viel leere Platze darin zu sehen sind. Von der Verminderung der Studirenden in Göttingen während der letzten Jahre sagt er deshalb, dass sie mittelst zweckmäsiger Verkleinerung der Hörsale weniger bemerklich gemacht sey. Manche andere kleine Vortheile, welche beym mündlichen Vortrage wichtiger sind, als man ohne eigne Erfahrung glauben mag, hat er gleichfalls bemerkt, sobald er anfing, *in Marburg* Vorlesungen zu halten. Die praktischen juristischen Arbeiten, welche er zugleich übernahm, die Verbindungen, welche er durch die Nähe des Kammergerichtes, der Kaiserwahl u. s. w. erhielt, die ausgebreiteten Bekanntschaften seines Freundes *Eflor*, hatten ihm schon manche Aussichten eröffnet, als ein Kammergerichtsassessor von *Schwarzenfels*, ein Schwestersohn des edlen Ministers von *Munchhausen* in Hannover, ihn zum Professor nach Göttingen vorschlug.

Durch seinen Aufenthalt zu Wetzlar, Regensburg und Wien bereitete er sich noch mehr zum Lehramte im deutschen Staatsrechte. Ungemein ist die Sorgfalt, wie er denselben benutzte. Er hatte sich mit Recht den Plan gemacht, seine Zeit nicht sowohl mit Bücherlesen zuzubringen, als vorzüglich nur mit Acten oder andern geschriebenen Sachen, und dann von jedem persönlichen Umgang, der für seine Absichten zutraglich seyn könnte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Dieses sichtbare Bestreben war wohl die beste Empfehlung, um ihm Eingang in die grose Welt zu verschaffen; aber auch wohl niemals hat ein Mann von Verdienst vornehmen Personen die freundliche Aufnahme mit einer solchen Verehrung vergolten. In seinem ganzen Leben zeigt sich dieselbe auf eine merkwürdige Weise. So sehr seine Schlauheit ihn die Schwächen auch der Manner vom höchsten Range bemerken lasst; so ehrfurchterweckend bewegt sich die vornehme Welt

gleich-

gleichsam in einem heiligen Glanze vor seinen Augen. Es wäre etwas unnatürliches, wenn *er* diesen Sinn nicht in seinem Charakter hätte, und wir möchten ihn nicht vermissen, so sehr es Geist des Zeitalters ist, vielmehr mit Spott, als mit Verehrung auf die grosse Welt zu schauen.

Das ganze Leben *Pütter's* in Göttingen ist ein Gewebe von nie ermüdeter, wohlberechneter Thätigkeit, die immer ihr Ziel erreicht und nie mit Ungestüm nach demselben vordringet, von einer schlauen Berechnung aller kleinen Vortheile, die sich zuletzt zu einem seegensreichen Strome vereinigen, von einer fast beyspiellosen Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seiner Lage, dass viele glänzende Aussichten, die sich ihm eröffnen, sein Gemüth in keine Bewegung bringen. Als ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren reversirt er sich schon, dass er die königlichen Dienste nicht verlassen wolle. Wie *Menchausen* dies von ihm verlangt, sieht er darin einen Wink der Vorsehung, weil die Lage von Göttingen ihm gefallen hat, weil er sich Hoffnung auf andere Stellen im Lande macht, wenn das akademische Leben nicht nach Wunsch einschlagen sollte, und weil er sich erinnert, wie oft *Ejor* durch angetragene Veränderungen des Ortes in grosse Unruhen versetzt worden.

Eine Fessel für sein ganzes Leben liess er früh um sich schlingen, und pries sich glücklich. Nach diesem Anblick ist man ausserst begierig zu wissen, wie ihm die Bande der Ehe geknüpft werden, wiewohl man vorher weiss, dass er auch hier seine Foderungen nicht hoch spannen, aber die gemachten sicher erreichen werde. Nirgends eine Spur, dass die Liebe sein Herz ergriffen hätte. Ihm entgeht es aber nicht, dass die Professoren, welche er für glücklich schätzte, es vorzüglich darum waren, weil sie in vergnügter Ehe lebten. Das Essen des Speisewirthes entsprach seinem Geschmacke nicht; Besuche ausser dem Hause, wenn er müde von der Arbeit war, hatten etwas unbequemes, die häuslichen Geschäfte etwas verdriessliches. Alles dies bringt ihn zu der Ueberzeugung, dass er in seiner bisherigen Lage nicht glücklich bleiben könne. Dennoch stellt er die Frage, ob er eine Veränderung vornehmen oder im ledigen Stande bleiben solle, in seinen angelegentlichsten Unterhaltungen mit Gott dessen gnädiger Führung anheim. Ein junger Freund kommt eines Tages zu ihm und schlägt ihm mit allen Zeichen der aufrichtigsten Theilnahme eine unbescholtene Jungfrau zur Braut vor. Viele Glieder ihrer Familie kannte *Pütter* als rechtschaffne Menschen; er glaubte einen Wink der Vorsehung bemerkt zu haben. Nachdem er vernommen, dass die *in Frage stehende Person* eine Tochter des Geheimenrathes *Stock* zu Braunfels, noch nicht versprochen sey, reiset er ab, sich persönlich zu zeigen. Er sieht die zweyte Tochter für die ältere an, und die nach seiner Meynung jüngere gefällt ihm vorzüglich. Nachher aber hört er, dass eben diese die ältere, ihm vorgeschlagne sey, und *freuet sich herzlich, dass seine eigene Wahl doch nun auch bey seiner Heyrathsgeschichte etwas gegolten habe.* Noch jetzt ist diese Verbindung das Glück seines Lebens.

Es würden sich noch manche kleine charakteristische Züge aus dieser Biographie ausheben lassen z. B. über des Vfs. grosse Freude, wenn es ihm gelingt, Heyrathen zu stiften, über sein Vergnügen an juristischer Arbeit in einer schönen Natur und unter dem blauen Frühlingshimmel, über seine Ansicht der Grafen, des Adels unter der studirenden Jugend. Allein auf die geschilderten Grundzüge lässt sich doch alles zurückbringen. Nur wird man ausser dem Inhalte, welcher den Helden dieser Biographie unmittelbar betrifft, sehr viel interessantes über bedeutende Menschen und Verhältnisse finden. Um so lebhafter wird der Wunsch, dass der Vf. dem Gedanken treu bleibe, noch eine synchronistische Beschreibung seines Lebens oder eine Darstellung der wichtigen Menschen zu liefern, mit welchen ihn das Schicksal zusammenführte. Er wird seinem schönen Alter dadurch ein neues ruhmvolles Denkmal setzen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Wie sichert man sich vor Briefverbrechung und deren Verfalschung?* In drey verschiedenen Abhandlungen. Nebst Siegel- und Schrift-Cabineyen für den Liebhaber. 1797. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. ist zwar nie in dem Falle gewesen, anderer Leute Briefe eröffnen zu wollen, oder auch seine eigenen eröffnet zu sehen, und bekennt gern, in das ganze Geheimniss nicht eingeweiht zu seyn: demungeachtet kann er den Vortrag dieses Buchs als deutlich, passend (die übertriebene Weitschweifigkeit etwa abgerechnet) folglich als lehrreich für eine zahlreiche Classe von Menschen empfehlen, und glaubt durch eine gedrängte Uebersicht des Hauptinhalts die Leser besser zu befriedigen, als durch einzelne angebrachte Bemerkungen. — Der erste Abschnitt zeigt die Kunstgriffe, deren sich schlechtdenkende Menschen bedienen, um Briefe unbemerkt zu öffnen; der zweyte macht auf die Kennzeichen der widerrechtlichen Eröffnung aufmerksam; der dritte lehrt die Mittel, durch welche sie erschwert oder unmöglich gemacht wird. — Briefe öffnet man entweder durch Lüftung des Siegels mit einem flachen, wenig scharfen, erwärmten Messer, auch durch Saitendraht; oder durch einen feinen Schnitt, theils am Rande des Briefs, theils zunächst an der Peripherie des Siegels selbst. Ein feiner Leim von Hausenblasen dient zur Wiederbefestigung des abgelosten Siegels, und zur Vereinigung des zerschnittenen Papiers. Die geübte Hand des Betrügers bringt es so weit, dass selbst ein scharfes Aug keine Spuren des gemachten Schnitts entdeckt. Will man ein ächtes Siegel zu einer falschen Urkunde haben, so schneidet man es von einem unbedeutenden Documente ab, loset durch laues Wasser die Papierunter-

lage davon, und leimt es dann auf das geſchmiedete Diplom. — Geht das Lüften des Siegels zu ſchwer, ſo macht ſich der Betrüger ein eigenes, durch einen unten glatt polirten Cylinder von Bley, in welchen er mit einem tüchtigen Hammerſchlag die Züge des ächten eindrückt, und dieſes unbeſorgt verderbt, weil er nun das Mittel in Handen hat, es ſo oft es ihm beliebt wieder herzuſtellen. Er kann ſich den Siegelſtempel auch durch ein ſelbſt verfertigtes flüſſiges Metall, oder durch ein Amalgama von Queckſilber, Zinn, Bley und Silber, oder auch durch Gips verſchaffen, welcher nach dem gemachten Abdrucke vorſichtig getrocknet, und mit feinem Firniſs vollkommen haltbar gemacht wird. Zu dieſen verſchiedenen Arten findet man im Buche nicht nur die Recepte angegeben, ſondern der Vf. bietet auch einen vollſtändigen Apparat aller hieher gehörenden Gegenſtände, nebſt ſympathetiſchen Dinten etc. für 2 Carolin dem Liebhaber, oder vielmehr demjenigen an, welcher lernen will, ſich vor Schaden zu hüten. — Iſt die Eröffnung durch einen Schnitt in das Papier geſchehen, wozu der breit gefalzte Rand an einer Seite des Briefs vorzüglich den Argwohn erweckt, ſo zeigt ſich der Betrug durch Benetzung mit Waſſer, welches den feinen Leim löſet und den gemachten Schnitt offenbart. Wurde das Siegel gelüftet, ſo bleibt bey aller Vorſicht im Manoeuvriren doch etwas von dem durch das warme Meſſer verdorbenen Siegelrande bemerkbar; man verſucht mit lauem Waſſer, obs wieder aufgeleimt ſey, oder die angewachſene Dicke verräth, daſs es mit feinem Lacke feſtgemacht wurde. — Das nachgemachte Siegel entdeckt ſich durch den bloſsen Anblick, weil weder das Bley, noch das flüſſige Metall, noch das Amalgama, ſo ſcharfe Umriſſe der Figuren geben, als das Metall, auf welchem das Original eingeſtochen iſt. Ueberdies bleiben immer kleine Erhabenheiten und Vertiefungen auf der eigentlich glatten Fläche bemerkbar, und es fehlt der Glanz des Originalſiegels; nur das Amalgama hat zu viel Glanz, zeigt auch gewöhnlich ſitzend gebliebene Theilchen vom Queckſilber. Bey allen erkennt man die Spuren von Oelfettigkeiten, mit welchen man den nachgemachten Stempel vor dem Abdrucke beſtreichen muſste. — Gegen alles Erbrechen ſichert man ſich am beſten, wenn man nie ein Couvert über ſeinen Brief macht, weil es dem Schnitte zu ſehr ausgeſetzt iſt; wenn man zum Siegeln lieber Oblaten als Lack nimmt, weil es zum Lüften zu dünn iſt, und für den falſchen Stempel keinen deutlichen, reinen, Abdruck giebt. Nimmt man ja Lack, ſo muſs er fein ſeyn, brennend und dünn aufgetragen werden. Gegen ein nachgemachtes Siegel ſichert vollkommen der Abdruck des mit feinem Ruſse angelaufenen und an der glatten Oberfläche wieder gereinigten Petſchafts. Die Vertiefungen drucken ſich ſchwarz auf den Lack, und im Buche ſteht die Anweiſung, wie dann durch halbes Schmelzen des Siegels alles Erhabene vernichtet, und doch die Figur des Siegels durch die ſchwarze Farbe beybehalten werden kann. Ein anderes angegebenes ſehr zuverläſsiges Mittel gegen die Eröffnung, daſs man Seidenfaden durch die Theile des Briefs ziehe, und das Ende in das Siegel mit einhefte, hat des Rec. Beyfall nicht, weil man dadurch auf die Wichtigkeit des Briefs ſchon durch den bloſsen Anblick aufmerkſam macht. Von S. 237. folgen Bemerkungen über nachgemachte Namensunterſchriften, die aber nichts Neues enthalten. Man verfälſcht ſie nämlich, entweder durch Nachzeichnung auf ölgetränktem Papiere, oder durch Abbauſen, oder durch freye Handzeichnung. Die letzte Art iſt natürlich die gefährlichſte; die erſten verrathen ſich bald durch ihre Steifheit. Eben ſo fanden wir auch in dem Anhange von Chiffreſchriften richtige Bemerkungen, aber nichts, das nicht längſt bekannt, und bey Diplomatikern eingeführt wäre. Die gewöhnlichſten Arten genügen dem Vf. mit Rechte nicht; er empfiehlt dagegen die wirklich gegen alle Entzifferung geſicherte Gattung, daſs zwey Männer ſich verabreden, ein gewiſſes Buch, ein Zeitungsblatt etc. als Schlüſſel gelten zu laſſen, und dann in ihrem Briefe ſich auf die Seitenzahl, Zeile, Wörter und einzelne Buchſtaben des Buchs, durch Zahlen und Striche beziehen. Man gebraucht dieſe Art auch wohl gegenwärtig am häufigſten.

Prag, auf Koſten des Herausgebers, und in Comm. b. Geers: *Patriotiſches Journal für die K. K. Staaten zur Kenntniſs der in- und ausländiſchen Begebenheiten.* 4 Hefte. 1796. 1797. 304 S. 8.

Auch dieſes Journal hat aufgehört. So ſehr in Allgemeinen es befremdend und traurig iſt, daſs ſich die K. K. Erbſtaaten keines ſolchen Journals, wie z. E. die Jahrbücher für die K. Preuſsiſche Monarchie ſind, rühmen können, und daſs ſich z. E. nicht einmal die Oeſterreichiſche Monatsſchrift erhalten konnte; ſo wenig iſt das Aufhören *dieſes Journals* doch nicht gar ſehr zu bedauern, da es ſeiner Beſtimmung wenig entſprach, und z. E. Witterungsbeobachtungen, Mode-Artikel, Romanzen und ſchlechte Gedichte, die mit dem Patriotismus wenig Zuſammenhang haben, aufnahm. Die vorzüglichſten Artikel ſind: Berichtigungen des Jahrbuchs der Tonkunſt von Wien und Prag. — Handlungs- und Manufactur Nachrichten (eigentlich bloſse Bruchſtücke) Landesaufgebote in Tyrol. — Ueber den Zuſtand des Theaters in Prag. — Bemerkungen über Tyrol. — Biographiſche Skizze vom K. K. Feldzeugmeiſter Prinzen Friedr. Wilh. v. Hohenlohe Kirchberg. — Sendſchreiben der Graf Stiebariſchen Beamten an den Landmann in Böhmen zur Zeit der Feindesgefahr. Einige ökonomiſche Artikel haben einigen Werth; das übrige verliert ſich ins Mittelmäſsige und noch weiter hinab: ſo z. E. ſind die Gedanken am Grabe des Jünglings S. 200. ſehr matt und unvollendet:

„Wie die Roſe, die durch die Knoſpe *gluht*,
Ehe noch die Blätter *durch das Grun*
Sich gedranget, und die volle Bluthe
Florens heiter Purpurglanz beſchien u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Wien, auf Koften des Vfs. gedr. b. Schmidt: *Verſuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, vom *Abbé Eſtner*, Mitgliede der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin. *Zweyter Band, zweyte Abtheilung.* Thon- Talk- Kalk- Barytgeſchlecht und Sidneyerde; nebſt Bemerkung der in den vorzüglichſten Wiener Kabinetten ſich auszeichnenden Mineralien und Foſſilien. XIV u. 657 S. gr. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Die erſten Theile dieſes ſchätzbaren Werkes ſind ſchon von einem andern Rec. in dieſen Blättern angezeigt worden. Der Vf. fährt auch in dieſer Abtheilung fort, mit rühmlichem Fleiſse und genauem Beobachtungsgeiſte die noch übrigen Mineralien aus der Claſſe der Erden und Steine zu beſchreiben; wobey er nicht blos andern nachbetet, ſondern die Gegenſtände ſo darſtellt, wie ſie ihm nach eigenem Urtheile vorkamen. Auſser den ſehr *ausführlichen* äuſseren Beſchreibungen jeder beſondern Gattung, giebt der Vf. vorzüglich die empiriſchen Kennzeichen, welche bey den verſchiedenen Gattungen vorkommen, ſehr genau an, wodurch Anfänger ſowohl als Geübtere eine ſehr vortheilhafte Kenntniſs zur Beurtheilung des Geburtsortes verſchiedener Stufen oder Handſtücke bekommen. Durch dieſe Angaben zeichnet ſich dieſes Werk vor allen andern mineralogiſch-oryktognoſtiſchen Lehrbüchern bey weitem am vortheilhafteſten aus. Insbeſondere wird die nähere Kenntniſs der ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Kabinetſtücke dadurch ſehr erleichtert, weil der Vf. zu deren genauern Unterſuchung am meiſten Gelegenheit hat. Mit demjenigen, was der Vf. in der Vorrede zu dieſer Abtheilung über die ſyſtematiſche Ordnung der Foſſilien ſagt, die, wenn man nach chemiſchen Grundſatzen allein ordnen wollte, nicht allein ſehr oft aufs neue abgeändert werden müſste, wie es Klaproth's neue Analyſen beweiſen, ſondern auch den in der Natur vorkommenden Annäherungen zu oft ganz entgegen ſeyn würde, iſt Rec. völlig einverſtanden; es iſt daher beſſer, die Edelſteine, welche man längſt zu den glasartigen Steinen zählte, im Syſteme beyſammen zu laſſen, und ſie allenfalls unter verſchiedenen Rubriken: als glasartig kieſelhaltige, glasartig-thonhaltige u. ſ. w. zu ordnen. Auf dieſe Art iſt der chemiſche Charakter jedes dieſer Edelſteine zugleich hinlänglich beſtimmt, und es wird eine ſolche Ordnung um ſo weniger Schwierigkeiten haben, da jede Gattung der Edelſteine meiſtens nur eine Art begreift. Diejenigen, welche eine neue Grunderde enthalten, werden vorangeordnet. Die gleichzeitig mit der Erſcheinung der vorliegenden Abtheilung des Eſtnerſchen Werkes bekannt gemachten und die noch ſpäter nachher von Klaproth unternommenen, zum Theil dem Publicum noch nicht bekannten Analyſen haben die Mineralſyſteme noch mehr erſchüttert, als unſer Vf. es in der Vorrede ſchon vom erſten Bande der Klaprothſchen Beyträge behauptet. Klaproths Analyſe des peruvianiſchen Smaragds iſt ſeitdem aber auch wieder, wie es ſcheint, berichtiget; da Vauquelin zuerſt im Berylle und dann im peruvianiſchen Smaragde eine neue, von ihren ſüſsſchmeckenden ſalzigen Verbindungen Glucine genannte Grunderde entdeckt hat, wodurch alſo wieder ein neues Geſchlecht begründet wäre. Rec. glaubt daher, daſs wenigſtens ſo lange, bis *alle* bekannten Mineralkörper, wo nicht von *einem* Chemiker, doch nach *einer* und zwar vorzüglichen Methode zerlegt ſind, nichts gewiſſes über eine chemiſche Anordnung derſelben beſtimmt werden könne, und daher die Beybehaltung der jetzigen Ordnung, wo die Gattungen nach äuſseren Kennzeichen allein geordnet werden, bey weitem die beſte ſey.

Was den Inhalt dieſer Abtheilung der vorliegenden Schrift angeht, ſo finden die Leſer zuförderſt von S. 537 bis 588 Zuſätze zur erſten Abtheilung des zweyten Bandes. Sie enthalten eine ſehr vollſtändige Beſchreibung des bengaliſchen ſowohl als des chineſiſchen Demantſpathes, welche nach einer Menge von Exemplaren entworfen iſt, die Haidinger aus England ſelbſt mitgebracht hatte. Das Pulver dieſer Steinart ſoll nie zum Schleifen und Poliren der Edelſteine, ſondern nur zu Carneol und Achat angewandt worden ſeyn; aber auch für letztere bedient man ſich jetzt wieder des Schmirgels. Ferner die Beſchreibung des Augits, welchen der Vf. zwar längſt kannte, ihn aber für eine Abänderung der baſaltiſchen Hornblende hielt, mit der er wenigſtens ſehr nahe verwandt ſey. Der Vf. theilt hier ſehr intereſſante Nachrichten über das Vorkommen des Augits in Siebenbürgen mit, welche ſein Freund *Esmark*, ein königl. däniſcher Penſionär, auf einer Reiſe in dieſem Lande anſtellte. Auch in den Mandelſteinen von Faſſa in Tyrol kommen Augite vor. Dieſe Maſſe habe der Vf. vormals irrig für Grünſtein gehalten, weil er die Augitkryſtallen für gemeine Hornblende angeſehen habe. Bey der Ableitung des Namens dieſer Steinart meynt der Vf., ob er vielleicht mit dem Augapfel, welcher zwiſchen der Horn-

Digitized by Google

haut inne liegt, verglichen sey, weil der Stein zuweilen zwischen einer speckstein artigen Rinde eingewachsen vorkomme? — Solche Etymologien sind des Vfs. nicht würdig und in der That sehr weit hergeholt; es liegt auch nicht einmal ein richtiger Begriff dabey zum Grunde, da bekanntlich das Auge mit allen seinen Häuten unter der Benennung Augapfel begriffen ist. Ferner die Beschreibung des *Krokallits*, einer rothen in Mandelsteinen zu Felvatza in Siebenbürgen vorkommenden muthmaßlich neuen Steinart, der Vf. habe kürzlich erfahren, dass dieser Stein ein Zeolith seyn solle. Auch Rec. hält ihn dafür, obgleich er sich vom gewöhnlichen dichten rothen Zeolithe durch etwas fettglänzendes und etwas grösere Härte, wie auch durch eine Annäherung zum unvollkommen blätterigen Bruche unterscheidet. Er ist auch schon von Hn. *Lenz* in seinem mineralog. Taschenbuch 1798. unter dem Namen Crocallit aufgenommen, wo die Beschreibung aber ganz von *Estner* entlehnt ist. Ferner Leuciten sind von Esmark auch in Siebenbürgen entdeckt. Sie bilden Drusen auf Mandelsteinen, sind theils krystallisirt und dann nur durchscheinend, theils in Körnern, welche vom halb- bis zum vollkommen durchsichtigen wechseln. Einige haben eine ziegelrothe Farbe; blass leibrothe und ganz durchsichtige fand der Vf. auch unter den italienischen. Die siebenbürgischen scheinen nicht vulkanischen Ursprungs zu seyn; denn Esmark fand keine Spur eines Vulkans in Siebenbürgen. Ferner: milchweissen zerreiblichen Amethystquarz sowohl derb als krystallisirt ist auf dem Steinbauer zu Neuberg in Steyermark gefunden. Das Zerreibliche komme wahrscheinlich von etwas beygemischtem Kalke her. Auf der Insel Elba breche schöner krystallisirter Prasem. In der Gebirgsart der Vesuviane komme krystallisirter und eingesprengter magnetischer Eisenstein vor. Der sechsfache Durchgang der Blätter bey dem Bergkrystalle gehe nach der Richtung der Zuspitzungsflächen. Bey Steyerdorf im Bannate habe Esmark gleich unter der Dammerde Onyxe und Chalcedone gefunden, welche den isländischen vollkommen ähnlich seyen. Zu Fassa in Tyrol komme Heliotrop bey dem rothen Zeolithe vor; die rothen Puncte desselben seyen selbst zum Theil rother dichter Zeolith. Zu Atsutza in Siebenbürgen habe Esmark unter andern gemeinen und Halbopalen von verschiedenen Farben auch einen blutrothen in sechsseitigen mit drey Flächen zugespitzten Säulen in Afterkrystallen gefunden. Ferner führt der Vf. sehr interessante Beobachtungen von Esmark über das Vorkommen der Fichtelschen Zeolithe an. Diese hielt unser Vf. für pechsteinartige Massen, welche sich dem Obsidiane nähern und in denselben übergehen. Esmark hält sie für Obsidiane (Werner sieht sie für eine eigene Gattung an, welcher er den Namen *Perlstein* gegeben hat), und behauptet daher, dass man dreyerley nämlich pechsteinartige, zeolithartige und glasartige Obsidiane annehmen müsse; die zeolithartigen sind die, von welchen hier eigentlich die Rede ist. Die glasartigen sind die gewöhnlichen schwarzen, welche sich auch in Körnern mit krummschalig abgesonderten (oder wie sie unser Vf. nennt ausgezeichneten) Stücken in den zeolithartigen, welcher gleichfalls diese abgesonderten Stücke zeigt, eingeschlossen finden. Sie schmelzen zu einem bimsteinartigen Glase, sind aber nach Esmark so wenig als die isländischen vulkanischen Ursprungs; denn es war in allen den Gegenden, welche Esmark deswegen genau untersuchte, keine Spur von Vulkanen. Rec. glaubt nicht, dass man alle Einwirkung des Feuers auf diese Substanzen durchaus ableugnen könne. Die Beschreibung des Lasursteines, welchen der Vf. ehemals als zum Eisengeschlechte gehörig ansah, dem aber Klaproth die Stelle unter dem Kieselgeschlechte aufs neue zugesichert hat, ist auch in diesen Nachträgen nachgeholt, so wie auch die des Lazuliths von Verau, welcher, wie Rec. vernimmt, auch neuerlich in der Stickelberger Gegend hinter wienerisch Neustadt gefunden seyn soll. Von den in den folgenden Paragraphen fortgeführten genauen Beschreibungen der Gattungen des Thon- Talk- Kalk- und Barytgeschlechts bemerkt Rec. nur folgendes. S. 626. Einfarbigen grünen Jaspis habe der Vf. nie gesehen, das, was man dafür ausgebe, sey oft erhärteter Thon oder Achat mit Chalzedon und grüner Erde durchdrungen. S. 627. Auch die Hauptmasse der Voigtischen Jaspisporphyre könne er für keinen Jaspis, sondern höchstens für ein Mittelding zwischen erhärtetem Thon und Jaspis halten. S. 628. Der eigentliche Jaspis müsse *immer schimmernd* seyn, der ganz ins erdige übergehende müsse dem erhärteten Thone einverleibt werden, um den Begriff von Jaspis deutlicher zu machen. Ausser dem gemeinen und Porcellanjaspis hat der Vf. keine Arten aufgeführt, sondern den Aegyptenstein und Bandjaspis, wie auch schon Wiedemann, zum gemeinen gerechnet. Den Polirschiefer führt der Vf. S. 635. als zweyte Art des Tripels an und bemerkt, dass beide Arten künftig ins Kieselgeschlecht zu setzen seyn würden. Jeder im grosen schieferig brechende Tripel könne zu dieser zweyten Art gerechnet werden. S. 644 bemerkt der Vf., dass in Ungarn hin und wieder sehr gute und ächte Alaunsteine brechen, und verspricht z. B. vom Havescher, der von allen bisher bekannten in mehreren Stücken abweiche, mit der Zeit eine genaue Beschreibung zu liefern, da ihm alle Abänderungen desselben zugesandt seyen. Die Alaunerde Werners bezeichnet der Vf. mit dem Namen alaunige Erde, um Verwechselung mit der reinen Thonerde zu verhüten. S. 653. Das Queckfilberbergwerk zu Idria, welches Werner für ein Steinkohlengebirge gehalten habe, sey sehr merkwürdig, denn es brechen hier uranfängliche und Flötzgebirge zusammen ein. Der Alaunschiefer habe hier von dem eingemengten Querkfilber, so wie auch der Brandschiefer eine Mittelfarbe zwischen dunkelkoschenille, roth und bräunlich schwarz. S. 654. bey Krems in Oestreich werde auch ein graulichweisser und röthlichgrauer mit Eisenflecken durchzoge-

Digitized by Google

zogener kleinkörniger, theils glimmerartiger in Speckstein übergehender, mit scheinbar zu Porcellanerde aufgelöstem Feldspathe eingesprengter Stein zum Alaunsieden benutzt, welcher überdem noch Stellen von erdigem Talk, sparsame blasse Granatkörner und Graphit enthalte. Der Schillerspath komme auch bey Dobschau in Oberungarn, bey Matray in Tyrol als Geschiebe im Innflusse am Mezzeberge bey Mähren vor. Zu Ambras in Tyrol soll eine schöne Tischplatte des tyrolischen seyn, es müsse also der Bruch noch wohl aufzufinden seyn, da es im Innflusse so viele Geschiebe davon gebe. Den Kyanit hat der Vf. zwischen den Schillerspath und die Hornblende gestellt; beide letztere Steinarten hätte er sollen auf einander folgen lassen, da sie ziemlich nahe verwandt sind. Auf den Sanalyen komme der Kyanit in verschiedenen Gemengen in der Nachbarschaft derselben auch auf lauchgrüner strahliger Hornblende von blasvioletter Farbe derb vor. Er finde sich in platten vierseitigen Säulen, die wenn sie dicker werden oder in die geschobene vierseitige Säule übergehen, an den Seitenkannten der breiteren Seitenflächen mehr oder weniger abgestumpft sind, hier ist entweder ein Druckfehler und es muss statt Seiten — Endkanten heissen, oder der Vf. hat sich undeutlich ausgedrückt. Ferner in Zwillingskrystallen, aus zwey tafelartigen vierseitigen Säulen bestehend, welche mit den breiten Seitenflächen zusammengewachsen sind, so dass an den abgestumpften Seitenkanten einspringende Winkel entstehen. Er scheine mit dem Glimmer und der Hornblende näher als mit dem Talke verwandt zu seyn, und da auch nach den bekannten Analysen die Thonerde vorwalte; so habe der Vf. ihm hier seine Stelle angewiesen. S. 705. Das vormals häufig auf dem alt Antoni von Padua Stollen zu Scheunnitz eingebrochene sogenannte Feder- oder Tigererz, scheine nichts anders, als eine höchst zartfaserige Hornblende zu seyn, welche in schmutzigweissen Quarz eingewachsen ist. Der Vf. bemerkt, S. 708. dass er die Fundörter der tyroler Hornblenden nicht angeben könne, da die Mineralienhändler von daher immer nur das Zillerthal und den Greiner angeben: Rec. bemerkt daher nur, dass dieselbe grün und schwarz krystallinisch-strahlig aus dem Pfitsch; blasgrünlich kurz und dickstrahlig schon in grobkörnigen Hornblendeschiefer übergehend im Gerichte Stubey und Steinach mit Feldspath als Geschiebe im Innflusse, in flachen Prismen in Quarz im Sill, mit Talk, braunen Glimmer und weissem Quarze zu Vollriegl, in grauen Quarz in Oberinnthal, in weissen Talk mit Granaten, strahlig und krystallisirt im Zillerthale vorkomme. Der unter Voigts neuesten Gebirgsarten enthaltene reine S. 714 Hornblendeschiefer habe doch graulich-weissen Quarz eingemengt, und so scheine es der Fall mit den meisten schieferigen und doch dichten Hornblendeschiefern zu seyn. Bey dem Basalte giebt der Vf. S. 733 u. fg. mehrere neue Geburtsörter desselben in Ober- und Niederungarn an. S. 741. Der Begriff von der Wacke müsse erweitert werden, da diese Steinart nicht allein auf Gängen, sondern auch auf Lagern unter dem Basalte gefunden werde, wo sie ausser den von Werner angegebenen charakteristischen Gemengtheilen auch frische und verwitterte Feldspathkrystalle, Körner oder Brocken von Basalt, basaltische Chrysolithkörner (Olivin) und Krystalle zuweilen auch Augitkrystalle, Bol und die pechschwarze Substanz (Melanit?) mancher Basalte enthalte. Werners Klingstein führt der Vf. S. 747 unter dem Namen *Porphyrschiefer* auf. Auch den Basaltporphyr ist der Vf. geneigt hieher zu zählen: „die graulich-schwarze Farbe (heisst es S. 751.), die wenigere an den Kanten kaum bemerkbare Durchscheinlichkeit, und die nicht immer deutliche schiefrige Textur, welche zuweilen auch dem Porphyrschiefer mangelt, kann diese Basaltporphyre zu keiner neuen Steinart charakterisiren, da nach meiner Ueberzeugung jeder Porphyrschiefer, der zur Basalt- oder Trappformation gehört, mehr oder weniger aus Basaltmasse zu bestehen scheint u. s. w." So fände sich denn auch in Ungarn und Siebenbürgen diese Steinart. Die Laven theilt der Vf. in zwey Arten, nämlich schwammige und schlackige, erstere scheine mit dem vulkanischen Bimsteine verwandt. Das Steinmark trennt der Vf. nicht in zerreibliches und festes, sondern begreift beides unter *einer* Art. In der Gebirgsart der Vesuviane von Kamtschatka kommt das Steinmark in einfachen umgekehrten dreyseitigen Pyramiden, und zu Tekero in Siebenbürgen in blasröthlichbraunem Thone, in sechsseitigen Säulen von spargelgrüner Farbe mit vielen kleinen graulichweissen Kalkspatkugeln abwechselnd vor. Beide seyen wahrscheinlich Afterkrystallen. S. 776. Die Bergseife komme zu Olkutz in Polen gar nicht mehr vor, es kenne sie auch niemand dort. Der Bol scheine dem Vf. nur durch seinen Eisengehalt vom Steinmarke verschieden zu seyn. Das mehr oder wenigere Knistern im Wasser habe er mit dem Meerschaume gemein, und dies sey fast sein einziges Unterscheidungszeichen vom Steinmarke, welches oft aber auch, nur langsamer, im Wasser ohne Knistern zerspringe, die sich nach und nach wie der Bol erweichen. Von den Speksteinkrystallen ist der Vf. S. 798 geneigt zu glauben, dass sie sämmtlich zu Speckstein veränderter Feldspath seyn; denn er bemerkte, dass die meisten dieser Krystalle ein undeutlich versteckt blätteriges Gewebe zeigten, und dass dem Speksteine oft Feldspat eingemengt war. Dass Klaproth die chinesischen Speksteine untersucht, darin gar keine Talkerde gefunden, und sie daher Bildsteine genannt hat, konnte der Vf. bey dieser Beschreibung des Speksteines noch nicht wissen. S. 816. Meerschaum finde sich auch in Ungarn, doch dürfe der Vf. noch keine weitere Nachricht davon geben. Die verkäuflichen Stücke des türkischen Meerschaumes seyen mit einer fetten oder geistigen Substanz getränkt; man könne daher die Kennzeichen derselben nicht auf den ächten natürlichen Meerschaum anwenden. Der Vf. erhielt durch Zufall ein schneeweisses Stück ächten

türkischen Meerschaum, welches auf dem frischen Bruche ein dichtes ebenes durch das flach muschelige in das uneben sich verlaufendes Gewebe zeigte. Der Name Meerschaum komme vielleicht vom tatarischen *Kyrsen*, denn so nenne ihn dies Volk. Vom verhärteten Talke führt der Vf. S. 828 nadelförmige Krystalle, geschobene vierseitige und sechsseitige theils vollkommne, theils an beiden Enden mit drey auf die abwechselnden Seitenkanten aufgesetzten Flächen zugespitzte Säulen an. Der Topfstein sey zwar vom verhärteten Talke sehr verschieden S. 836, aber doch mehr eine gemengte als einfache Steingattung S. 837, und bestehe aus Talk und Chlorit, zuweilen noch mit einzelnen grünen Glimmerblättchen (tyroler Schneidestein) oder Talk und Chloritschiefer, oder wie der von Horn in Oestreich aus erhärtetem Talk und gemeinem ganz talkartigem Asbest. S. 839 bis 842 werden zwey neue, wahrscheinlich zum Talkgeschlechte gehörige Substanzen beschrieben, wovon die erste hochpistaziengrüne eingesprengt und krystallisirt in kleinen tafelähnlichen vierseitigen Säulen, mit zwey gegenüberstehenden breiteren in die Länge gestreiften und zwey schmäleren glatten Seitenflächen in Speckstein eingewachsen zu Joachimsthal in Böhmen, die zweyte von lichtlauchgrüner Farbe in kleinen Körnern und kurzen tafelähnlichen vierseitigen Säulen, an den Seitenkanten schwach abgestumpft und an den freystehenden Enden mit vier ungleichen Flächen flach zugespitzt, die Spitze wieder abgestumpft, die Zuspitzungsflächen auf die Seitenkanten gesetzt, in einer Gebirgsart aus derben milchweissen Feldspate, graulichweissen Quarze und gelblichgrauen Bergkorke in Kärnthen vorkommt. Den Plasma zählt der Vf. zum Talkgeschlechte: was er in der ersten Abtheilung des zweyten Bandes als grünen Chalcedon beschrieben habe, sey Plasma, der aber nicht mit dem Heliotrop verwechselt werden dürfe. S. 848 Nephrit sey auch in knolligen Stücken theils mit gemeinen Talkblättchen überzogen, theils damit verwachsen in Oestreich gefunden. Das, was in der ersten Abtheilung vermuthungsweise S. 163 für Nephrit angeführt sey, mit dem die Granaten verwachsen sind, scheine nur splitteriger Quarz mit lauchgrüner Hornblende gefärbt zu seyn. S. 875. Asbestartiger Strahlstein scheine nur eine Abänderung des gemeinen Asbests, so wie der gemeine Strahlstein ein mehr mit Kieselerde gemischter Asbest zu seyn; im letzten Verhältnisse könne auch wohl der glasartige Strahlstein mit dem Amianthe stehen. S. 884 und 885. Der asbestartige Strahlstein sey keine so grosse Seltenheit, als Hr. *Emmerling* vermuthe, denn er finde sich in den Eisensteingruben im Bannate von vielerley grünen auch braunen Farben mit Eisenglanz, Kupferkies, magnetischem Eisensteine und faserigem Malachit u. s. w. Zu dem gemeinen Strahlsteine ist der Vf. den Baikalit zu zählen geneigt. Der glasartige Strahlstein komme beynahe in allen äusseren Kennzeichen mit dem tyroler glasartigen Tremolithe überein, ausgenommen dass jener nicht wie der Tremolith phosphorescire, wenn er mit der Nadel gereizt werde. Bey dieser Gelegenheit bemerkt auch der Vf., dass das oberungarische Titanium bey Revuza, nicht aber bey Boinick, Murany, oder Rosenau zu Hause sey.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeister: *Siebenbürgens Fürsten*, eine statistische Zeitschrift, von *Dlick. Lebrecht*, evangel. Prediger zu Herrmannstadt. I. Th. 1791. 374 S. II. Th. 1792. 577 S. 8. (4 Fl.)

Da dieses Werk erst im Messcatalog des J. 1792. von der Michaelismesse erscheint; so erklärt sich dessen verspätete Anzeige von selbst. Der Vf. ist durch eine unter der Josephinischen Regierung herausgegebene Geographie von Siebenbürgen vortheilhaft bekannt, deren neue Herausgabe mit Anwendung auf die 1790. wieder hergestellte ältere Verfassung zu wünschen wäre. Gegenwärtiges Werk erschien Heftweise, ist den Freyherrn *Samuel* und *Michael v. Brukenthal*, (wovon der erstere durch seine Bibliothek, Münzsammlung und Bildergallerie dem Literator interessant ist) gewidmet, und in ganz populärem, anspruchlosem Ton abgefasst. Da der Vf. nicht kritisch für Geschichtskenner sondern verständlich für seine Landsleute überhaupt schreiben wollte; so hat er zwar nach jeder Fürstenbiographie seine Quellen im allgemeinen, nirgends aber *insbesondere* angeführt, woher er dieses oder jenes *Factum* entlehnt habe. Manche Abschnitte sind fast wörtlich z. B. aus Bethlen übersetzt. Der Stil bedarf hie und da einer scharfen Feile, z. B. II. S. 191. heisst es von Gabriel Bethlen: „Seit seinem siebenzehnten Jahre mit den Staatsgeschäften seines Vaterlandes bekannt, hatte sein Geist eine *Durchdringlichkeit* erhalten, die ihm viele Aussichten eröffnete, *und denen* er jederzeit mit vielem Glücke *nachging*. „Nach I. S. 225. sollen die Wallachen keine Reste von Römerblut, sondern ein barbarisches Volk aus dem 5ten Jahrh. seyn." — Das Gegentheil hat der Vf. selbst in seiner Geschichte der aborigenen dacischen Volkerschaften in Abendunterhaltungen. 1791. 8. vorgetragen. Doch dem Rec. ists angenehmer, statt einer Polemik hiegegen, noch zum Lobe des Vfs. hinzuzusetzen: dass derselbe schon im J. 1784. den ersten Theil einer siebenbürgischen Geschichte herausgegeben habe, die er aber nicht fortsetzt, sondern auf Windisch und Gebhardi verweisst. Möchten seinem Beyspiele doch mehrere sächsische Pfarrer in Siebenbürgen folgen! Möchten sie die Stunden ihrer Musse auf die Geschichte ihres Vaterlandes, wie Haner und andere würdige Vorfahren gethan, verwenden. Die meisten derselben haben auf norddeutschen Universitäten studirt, und von da nicht nur die nöthigen Vorkenntnisse, sondern auch jenen Geist der historischen Toleranz mitgebracht, der den ächten Geschichtsforscher von dem Trosse ehrgeiziger Rechthaber unterscheidet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, auf Koſten des Vfs. gedr. b. Schmidt: *Verſuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, vom *Abbé Eſtner etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

S. 906. Tremolith komme zu Dagnaczka im Bannate nicht vor, Stütz's Tafelſpat rechnet der Vf. zum gemeinen Tremolith, er komme mit Kalkſpat gemengt und verwachſen vor. Die dunkelgrünen Flecken in dem dichten Kalkſteine von der Inſel Tyr-ey, nicht in Schottland wie der Vf. ſagt, ſondern an der weſtlichen Küſte von Schottland, werden S. 925 vermuthungsweiſe für Strahlſtein ausgegeben; Rec., welcher mehrere Stücken dieſes Marmors von der Hand des verſtorbenen *Raspe* erhielt, der zuerſt den Herzog von Argyle auf dieſes ſchöne Product aufmerkſam machte, hält dieſe Flecken eher für Hornblende. Die Hauptfarbe dieſes *Marmors* iſt nicht die blafsleibrothe allein, er findet ſich auch von ſehr dunkelleibrother und graulichweiſser Farbe; auch ſchneeweiſs, in welcher letztern Abänderung die eingeſprengte grüne Subſtanz ſehr blafs piſtaziengrün und nicht in runden ſcharf abgeſchnittenen, ſondern mehr in wolkigen Flecken vorkommt. In den rothen und grauen Abänderungen kommen auſser den grünen auch dunkelſchwarze Flecken vor, welche letzten meiſt Politur annehmen und oft viereckig, alſo höchſtwahrſcheinlich vierſeitig ſäulenförmigen Kryſtallen zuzuſchreiben ſind. Bey dem körnigen Kalkſteine giebt der Vf. S. 932 eine Kryſtalliſation von undeutlichen nicht auskryſtalliſirten Zwanzigecken an, welche ſich bey Marienſtein in Tyrol finden. Dieſe Kryſtallen, welche in der That ſehr merkwürdig ſind und wovon Rec. einen ziemlichen Vorrath ſowohl loſer ausgefallener als eingewachſener beſitzt, ſind zuverläſſig Zwanzigecke; denn fünfeckige Flächen, welche doch das charakteriſtiſche Merkmal dieſer Kryſtalliſation ausmachen, finden ſich häufig genug; obgleich die Flächen ſehr oft nur viereckig, ja ſogar zuweilen dreyeckig erſcheinen. Man muſs nämlich nicht vergeſſen, dafs der Vf. das Dodekaëder Zwanzigeck nenne. S. 966. Auf dem Brudermeiſtergange im Bannat bey Oravicza kommt ein graulichweiſser derber Kalkſpat vor, der zerſtoſsen auf ein warmes Eiſen geſtreut einen phosphoriſchen Schein giebt und bey dem Probiren der Kupfererze viele Schwierigkeiten macht. Zu Faſſa in Tyrol kommt vollkommen würfeliger Kalkſpat vor. S. 971. Die meiſten zackigen und tropfſteinartigen Kalkſteine, welche oft aus derben und kryſtalliſirten Kalkſpate beſtehen, werden gewöhnlich zu den ſogenanten Kalkſintern oder faſerigen Kalkſteinen gerechnet; ſie dürfen aber doch vom Kalkſpate nicht ausgeſchloſſen werden, wenn ſie nicht ein faſeriges Gewebe zeigen. Von den Kalkſintern kann man nach des Rec. Meynung die ſpathartigen zackigen Kalkſteine nicht ausſchlieſsen, ſobald dieſe Benennung Sinter beybehalten werden ſoll, wohl aber vom faſerigen Kalkſteine, welcher immer ein Sinter iſt; das Wort Sinter bezeichnet eine Gattung und bezieht ſich nicht auf das innere Anſehen, ſondern nur auf die Entſtehungsart mehrerer Arten des Kalkſteines. Uebrigens iſt die Bemerkung des Vfs., dafs manche ſeltene Kryſtalle des ſchneeweiſsen (und zwar geſinterten) Kalkſpathes überſehen ſeyen, weil man das Ganze für faſerigen Kalkſtein hielt. Werner's Braunſpath beſchreibt der Vf. von S. 998 bis 1017 unter der Benennung *Braunkalk* und unterſcheidet drey Arten: nämlich dichten, faſerigen und blätterigen, worin zugleich der Grund der veränderten Benennung liegt. Die Beſchreibungen ſind ſehr ausführlich. Den Bitterſpath nennt der Vf. *Talkſpath*, weil nach oryktognoſtiſchen Grundſätzen der Name Bitterſpath nicht zu paſſen ſcheine; da er keinen bittern Geſchmack auf der Zunge errege. Der Arragonit findet ſich nach S. 1042 auch in der Leogang im Salzburgiſchen. Die einzelnen dicken Kryſtalle mit einzeln eingewachſenen blutrothen Amethyſtquarzkryſtallen ſollen, nach des jüngern Förſter's Behauptung, zu Baſtenne unweit Dax in Bearn in Frankreich gefunden werden. Den engliſchen Namen des Spargelſteins giebt der Vf. S. 1045 *Sparrowgraſs-ſtone* an: ſo würde ihn aber wohl kein für die Wiſſenſchaften erzogener Engländer ſchreiben; denn *Sparrowgraſs* (Sperlingsgras) iſt nur durch verdorbene Ausſprache von *Aſparagus* entſtanden. Für Apatit wählte der Vf. den beſſern Namen Phosphorit, welchen *Fichtel* dieſer Steinart aus Scherz gegeben habe. Der Vf. führt auch den erdigen Phosphorit von Logroſan als eigene Art auf, dieſer hat ihn veranlaſst den ehemals vorgeſchlagenen Namen Phosphorſpath wieder zu verwerfen. Bey dem Boracit hätte der Vf. wohl der künſtlich von den Gefangenen auf dem Kalkberge bey Lüneburg nachgemachten, zum Theil graulichſchwarz gefärbten Boraciten erwähnen können, welche ſich durch fehlenden Glanz, gröſsere Weichheit u. ſ. w. auszeichnen. Bey den Flufsſpaten giebt der Vf. S. 1087 bis 89 die phosphoriſchen Farben an, welche

Digitized by Google

die

die verſchieden gefärbten Flufsſpathe auf Kohlen erhitzt, zeigen; weil zu Wien kleine Stückchen Flufsſpath ſehr theuer wegen ihrer ſchönen Phosphorescenz verkauft wurden, die von Siberien ſeyn ſollten. S. 1093 und 94 ſagt der Vf. in der Anmerkung, dafs ungeachtet der Einwendung des Rec. der erſten Abtheilung dieſes Bandes in dieſen Blättern, die vierſeitige Säule des Granats wirklich in mehreren Wiener Sammlungen zu finden ſey. Das Frauencis begreift der Vf. mit unter dem blätterigen Gypſe, die vollige Durchſichtigkeit finde ſich bey dem blätterigen Gypſe von Montmartre, welchen auch *Werner* und *Emmerling* zum Frauencife zählen, nur höchſt ſelten. Zwillingskryſtalle des blatterigen Gypſes, welche an beiden Enden einſpringende Winkel bilden, habe der Vf. in der Natur nie gefunden; doch werden ſie in den ſächſiſchen Kryſtallmodellen ausgegeben. Die Gypskryſtallen auf Muſchelſchalen von Shotoverhill in Oxfordſhire ſcheint der Vf. nicht zu kennen. Den kohlenſauren Baryt beſchreibt der Vf. ſehr genau, und zwar den in England, in Siberien und in Steyermark gefundenen, jeden beſonders. In Steyermark findet ſich aufser dem gemeinen auch noch erdiger kohlenſaurer Baryt, welchen der Vf. als eigene Art beſchreibt; mit dieſem kommt noch eine beſondere Art vor, welche nach Lindackers Verſuchen auch Kalkerde enthält und angeflogen, in keilformigen Stücken und kryſtallifirt erſcheint. Den mulmigen Schwerſpath hält der Vf. S. 1153. für nichts weiter als mürben, geradſchaligen, zum Theile aufgelöſten Baryt. Der Stangenſpath (S. 1179) unterſcheide ſich vom Baryte nur durch die ſtangenförmige Zuſammenhäufung; der Vf. hat ihn daher nicht als eigene Art aufführen wollen, denn dies iſt kein hinreichendes Unterſcheidungszeichen. Der vollkommene Perlmutterglanz findet ſich bey dem tafelartigen Schwerſpath aus Siebenbürgen eben ſo gut, wie bey dem Stangenſpathe. Die Sidneyerde, welche der Vf. noch zuletzt beſchreibt, und die er ſo nannte, weil der von Haidinger aus England mitgebrachte Vorrath derſelben mehr erd- als ſandahnlich ausſah, verdient nach Klaproths neuerer Analyſe nicht als eigenes Geſchlecht aufgeführt zu werden, da der Auſtralſand ihm nur Kieſelerde, Alaunerde und etwas Eiſen lieferte.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Martini: *Ueber das höchſte Gut und deſſen Verbindung mit dem Staate.* Ein Verſuch von *Joh. Adolf Dori.* 1798. 246 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. ſetzt das höchſte Gut in einer Vereinigung der Sittlichkeit und Glückſeligkeit, und zwar ſo, dafs das Streben nach der letzten der erſten untergeordnet ſey. Er zeigt, dafs das höchſte Gut 1) ein Object der Pflicht und Neigung zugleich, 2) ein unendliches Object, d. i. nur durch einen Fortſchritt ins Unendliche, durch Annaherung; aber 3) einzig und allein durch die Thatigkeit vernünftiger Weſen erreichbar ſey. 4) Stellt er das, was von den Menſchen zur Erreichung des höchſten Guts gethan worden, dar, indem er zeigt, was ſie zu dem Zwecke thun ſollen, nämlich in einen Zuſtand des rechtlichen Zwangs treten, in welchem das Aeufsere der Vernunft unterworfen, und die Macht der Guten der Macht der Böſen durch den Willen der Böſen ſelbſt überlegen ſeyn, und die gute Sache endlich nothwendig ſiegen mufs. Das äufsere Object des Willens iſt die Herrſchaft des Sittengeſetzes, die Abhangigkeit des Aeufsern von dem durch das Vernunftgeſetz beſtimmten Willen freyer Weſen, oder die moraliſche Ordnung Herrſchaft über das Aeufsere iſt auch das Ziel unſers durch das Geſetz der Glückſeligkeit beſtimmten Willens, aber in dieſer Abſicht nicht, wie in der vorhergehenden, Zweck an ſich, ſondern das Mittel der Erreichung und Sicherung der Glückſeligkeit. Das Streben nach Glückſeligkeit ſoll dem Sittengeſetze untergeordnet ſeyn. Herrſcht das Sittengeſetz; ſo iſt eine moraliſche Ordnung da; ſo herrſchen wir über das Aeufsere. Iſt das Aeufsere von Freyheit und Vernunft abhängig; ſo iſt unſere Glückſeligkeit geſichert, mithin iſt die Herrſchaft des Sittengeſetzes in verſchiedenem Sinne Object der Pflicht und Neigung zugleich. Bey dem letzten Puncte hält ſich der Vf. am langſten auf, und er ſpricht weitlaufig über die metaphyſiſche, moraliſche und phyſiſche Nothwendigkeit des Staats, und die beſte Einrichtung deſſelben. Er zeigt, wie die Gewalten in dem Staate abgetheilt und zu einander coordinirt und ſubordinirt werden müſſen, damit das Recht und nicht die Willkür herrſche, und wie endlich jeder Staat ſeine eigene Sicherheit und Unabhängigkeit nur allein in einem Staatenſtaat finde. — Gröſstentheils herrſcht in dieſer Schrift Faſslichkeit und ein guter Stil; aber Praciſion, Beſtimmtheit und Gründlichkeit vermiſst man nicht ſelten. Die Prämiſſen, worauf ſich das Reſultat des Ganzen ſtützt, ſind nicht hinlänglich begründet. Dahin gehört z. B. der Satz, dafs der gute Wille, oder Sittlichkeit, als das innere Object des Sittengeſetzes, an keine Zeitbedingung gebunden, mithin endlich und keines Grades fähig ſey. Das Sittengeſetz fodert das ernſtliche Beſtreben, in jedem Momente des Daſeyns ihm gemäfs zu wirken; die Bedingung zur Erfüllung dieſer Foderung, Freyheit, hat jedes vernünftige Weſen in ſich; daher, meynt der Vf. S. 0, ſey die *vollendete* Erfüllung des Sittengeſetzes einem jeden vernünftigen Weſen in jedem Momente ſeines Daſeyns möglich, und in einem guten Willen gebe das Sittengeſetz vollkommen in Erfüllung. Daraus ſchliefst er, mit welchem Rechte, leuchtet von ſelbſt ein, dafs das äufsere Object des Willens vernünftiger Weſen unendlich ſey, weil ſonſt ihrer Thatigkeit ein Ziel geſetzt ware, durch deſſen Erreichung ſie aufhörten vernünftige Weſen zu ſeyn. Denn Wirken und Seyn ſey hier ein und daſſelbe. — Die Idee, dafs der Menſch ſich durch Sittlichkeit der Glückſeligkeit würdig machen ſoll, beſtreitet der Vf. mit mehreren Gründen, aus denen aber erhellet, daſs er ſie ganzlich miſsverſtanden habe. Er meynt, Sittlichkeit werde zu einem bloſsen Mittel herabgewürdi-

Digitized by Google

würdiget und in ihrem Wesen zerstöret, wenn man sittlich handle *um* glückselig zu werden; als wenn diese Maxime mit dem Bestreben der Glückseligkeit sich würdig zu machen identisch wäre. Tugend, sagt er S. 29, ist Befolgung des Sittengesetzes, wenn nun durch sie für den Handelnden Glückseligkeit entsteht, so muss sie nothwendig aufhören, Tugend zu seyn, und wird durch Klugheit geleitete Befolgung des Gesetzes, welches die Sinnlichkeit dictirt d. i. der Lust — „Wir schreiben Gott ein gerechtes Austheilen der Glückseligkeit zu; wie können wir aber so inconsequent seyn, und vom heiligsten Wesen erwarten, dass er die Sittlichkeit vernünftig sinnlicher Wesen durch *Preisaustheilungen* (?) untergraben, und ihre Freyheit, deren Realität das Sittengesetz beweiset, durch mächtige Eingriffe in ihre Rechte aufheben werde?" Diese Stellen werden hinlänglich seyn, um zu zeigen, wie wenig der Vf. in den Sinn des Kantischen Begriffs vom höchsten Gute eingedrungen sey, und wie wenig sein eigner Begriff durch solche schiefe Widerlegungen jenes begründet sey. Die Glückseligkeit, sagt er S. 85, darf nicht weder zum Theil, noch gänzlich ausgetheilt, (auch nicht in Proportion mit Sittlichkeit gesetzt?) sondern muss erworben werden. — Die Erfüllung des Sittengesetzes liegt uns ob, und dabey müssen wir stehen bleiben. Das Sittengesetz postulirt zu seiner Erfüllung ins Unendliche Freyheit und Unabhängigkeit, mithin postulirt es zu seiner Erfüllung ins Unendliche kein von uns verschiedenes höheres *Wesen*. — *Einen* grossen Theil der Schrift nimmt das Räsonnement über Freyheit und ihre Bedingungen ein, welches aus einem losen Gewebe von Begriffen ohne alle Haltung ist. Nur einige Proben. S. 107. „Die auf das Aeussere einwirkende Kraft muss sich dem Bewusstseyn als eine freye Kraft ankündigen. Dies ist nur dadurch möglich, dass sie sich für das Wirken nach aussen selbst bestimme. *Freyheit kündiget sich nicht ohne Zwang an und ist ohne Zwang in jeder Ansicht ungedenkbar.* Die Selbstbestimmung müsste unter einem Zwange geschehen, dieser aber aus dem Willen selbst hervorgehen. S. 109. „Ein vernünftiges Wesen und ein unabhängiges Aeusseres, ein Ich und Nichtich sind von einander nicht zu trennen; ist das eine gesetzt; so ist das andere zugleich mit ihm gesetzt. Soll das Subject eines freyen Willens oder soll das *Freye* sich seiner Freyheit unmittelbar bewusst werden; so muss es zugleich ein *Abhangiges* seyn. Das Freye oder Unabhängige kann auf seine Unabhängigkeit nicht reflectiren, ohne abhängig zu seyn, und das Abhängige nicht auf seine Abhängigkeit ohne unabhängig zu seyn. —

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Neuestes katechetisches Magazin*, zur Beförderung des katechetischen Studiums, von Dr. *J. Fr. Chr. Graffe*. Zweyter Band. *Dritte verbess. und vermehrte Auflage*. 1798. 566 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser zweyte Band enthält die Sokratik nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in katechetischer Rücksicht betrachtet. Mit Recht freuet sich Hr. G. in der Vorrede zu dieser Auflage darüber, dass die sokratische Lehrart beym Jugendunterricht unter uns immer allgemeiner zu werden anfängt. Wie viel er selbst durch seine Bearbeitung der Katechetik, besonders aber durch diese Sokratik dazu beygetragen habe, darüber wird einst die Geschichte der Katechetik (einer Wissenschaft, die eben erst im Entstehen ist und ihrer Vervollkommnung entgegensieht) befriedigende Auskunft, so wie überhaupt seinem Fleisse und Bemühen um diese Wissenschaft das rühmlichste Zeugniss geben. Unter den Veranlassungen, die das Studium der Sokratik und ihr Gebrauch besonders seit Mosheim gehabt hat, hätte folgende, da sie unstreitig eine der wichtigsten ist, §. 52. mit angeführt werden sollen. Der Autoritätsglaube aller Art hat in dieser Periode immer mehr abgenommen, und es ist vorzüglich in den neuesten Zeiten an seine Stelle nach und nach ein Glaube an die Vernunft, als einzig absolute Kraft getreten, der auf Erziehung und Unterricht überhaupt von erheblichem Einflusse seyn musste und seyn wird. Man fängt an, der Vernunft (nicht jener speculirenden, die sich in leeren Begriffen und Demonstrationen erschöpft) wo nicht alles, wenigstens ein gut Theil zuzutrauen, und wenn gleich dies Zutrauen im Allgemeinen immer noch ein blindes ist; so gründet sich's doch auf Realität. Die Individuen, denen der Jugendunterricht, besonders in der Moral und Religion anvertrauet wird, sind durch eben diesen immer weiter greifenden Glauben an die Vernunft genöthigt, sich selbst zu verleugnen, auf ihre eigne und jede anderweitige Autorität Verzicht zu thun, ihre Lehrlinge als der Selbstständigkeit fähige Wesen anzuerkennen, und Versuche zu machen, wodurch die Selbstthätigkeit derselben geweckt, und die Vernunft *in ihnen* zur Sprache gebracht werden kann. Sie werden folglich durch den Geist der Zeit zur sokratischen Lehrart hingetrieben; denn der Geist des Sokrates ist ja doch im Grunde nichts anders, als jenes Streben des philosophischen Volkslehrers, den, der noch Herr seiner selbst werden kann (er versucht es daher mit allen, mit einem Alcibiades wie mit einem Krito) zum Herrn seiner selbst, folglich auch von ihm und seiner Lehre unabhängig zu machen und so das Gebiet der Vernunft, so viel an ihm ist, auf alle Weise zu erweitern. Diejenigen also, die das Wesen der Sokratik in der Ironie bestehen lassen, möchten es wohl besser getroffen haben, als Hr. Gr. meynt. Wer aller Welt spottet, ohne irgend eine Seele zu verspotten, der spottet nothwendig über sich selbst mit, das kann er nicht, ohne sich von sich selbst aufs absoluteste unabhangig gemacht zu haben; ist aber dies; so interessirt er sich nothwendig für alles, weil er sich für nichts interessirt, und für nichts, weil ihm alles interessant ist.

Diese dritte Ausgabe der Sokratik hat, laut der Vorrede, mehrere neue Zusätze erhalten, und die Uebersetzungen aus Plato u. s. w. sind an vielen

Digitized by Google

Stellen verbeſſert worden. Möchte Hr. *Gr.* lieber das Ganze neu bearbeitet haben! Eine Sokratik ſollte vor allen Dingen mit ſokratiſchem Geiſte abgefaſst ſeyn; dieſe iſt es nicht. Statt dafs Hr. *Gr.* ſich des Sokrates hätte bemächtigen ſollen, hat Sokrates, ſo wie er bey Plato, Xenophon und Aeſchines erſcheint, ſich ſeiner bemächtigt; daher ſein *ängſtliches* Beſtreben, alles aufs ausführlichſte auseinander zu legen und bis aufs kleinſte zu zerſtückeln, daher ſein übrigens nicht zu verachtendes Verdienſt um den Buchſtaben der Sokratik: ihren Geiſt ſtellt er nicht dar, ſo dafs er in den Leſer übergehen müſste, er löſt ihn höchſtens nur chemiſch auf, ſo dafs er ihm ſelbſt unter der Hand verfliegt.

Eine *Ilias ante Homerum* iſt freylich ein Unding, aber eine Sokratik vor ihrem Erfinder, wie dieſer auch immer geheiſsen habe, nicht alſo. Wer zuvörderſt aus der Natur des Menſchen, nicht aus Plato oder Xenophon, die Regeln für die Kunſt im Dialog zu unterrichten, als die Wiſſenſchaft des didaktiſchen Dialogs ans Licht brächte, der würde finden, dafs die eigentlich ſogenannte Sokratik nur ein Theil jener Kunſt ſey; beſteht nämlich dieſe in der Kunſt zu fragen und ſich antworten zu laſſen; ſo wird der andere Theil (der für den moraliſchen Unterricht bey weitem wichtigere) in der Kunſt beſtehen, Fragen zu veranlaſſen, und darauf zu antworten; von dieſer Kunſt ſind beym Sokrates nur hin und wieder einzelne, dürftige Spuren anzutreffen. Inzwiſchen möchte die Wiſſenſchaft von dieſer ganzen Lehrart immerhin Sokratik heiſsen, denn die Kunſt des Sokrates iſt ja, mit ihm zu reden, nicht darum ſokratiſch, weil ſie ſo heiſst, ſondern ſie heiſst ſokratiſch, weil ſie es iſt. Die eigentlich ſokratiſche Methode müſste ſodann, wie Hr. *Gr.* thut, aus den Sokratikern dargelegt werden, doch ſo, dafs man aus dieſer Darlegung nicht erſt zu lernen hätte, was Sokratik ſey, ſondern in ihr nur Belege fände zu dem, was ſie iſt. Eine Vergleichung der zahlreichen Stellen beſonders beym Plato, in denen Sokrates vorgiebt oder eingeſteht: er wiſſe nichts, unter einander und mit dem Zuſammenhange, worin dies Eingeſtändniſs jedesmal mit dem Vorhergehenden und Folgenden ſteht, möchte endlich wohl das tauglichſte Mittel ſeyn, den Geiſt der eigentlichen Sokratik darzuſtellen, und ſo könnte dann die Unwiſſenheit des Sokrates auf mehr als einem Wege zur Wiſſenſchaft von der ſokratiſchen Kunſt führen.

Doch mag dies, wie mehreres ſeiner Art zu den Wünſchen gehören, die man fromm nennt, weil ſie ſich ohne *freye* Anſtrengung nicht realiſiren laſſen; ein ſehr reeller Wunſch iſt wenigſtens der, an welchen Rec. durch die drey erſten Abſchnitte dieſes Buchs, beſonders im erſten derſelben immer wieder erinnert wurde, dafs es dem Vf. möchte gefallen haben, ſeine Ueberſetzungen und Erläuterungen, wo es nur möglich war, d. h. beynahe allenthalben, abzukürzen und zuſammen zu ziehen. Der Sokrates des Plato hätte immer reden, fragen und ſich und ſeine Art ſehr verſtändlich machen können, auch wenn er nirgends *ausgeredet* hätte. Das Buch wäre dadurch um die Hälfte kürzer und beſſer geworden, vielleicht wahrhaft einladend für die, denen es beſtimmt iſt, die Schriften der Sokratiker ſelbſt zu ſtudiren.

Unangenehm iſt es übrigens, dafs dieſe dritte Auflage durch viele Druckfehler entſtellt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Angabe des Druckorts (wahrſcheinlich *Prag*): *Hanns Klachl oder das Rendezvous in der neuen Allee.* Ein komiſches Singſpiel in zwey Aufzügen. Die Muſik iſt von Hn. *Thczek.* 1797. 88 S. 8. (3 gr.) So gewohnt Rec. iſt, den guten Geſchmack in unſern Opern gemiſshandelt zu finden, ſo konnte er doch kaum ſeinen Augen trauen, um ſich zu überzeugen, dafs ſo viel Aberwitz und Geſchmackloſigkeit auf deutſchen Boden Wurzel faſſen könne, als dieſes Singſpiel aufzuweiſen hat. Hans Klachl, ein böhmiſcher Landjunker, ohne einen Funken von Weltkenntniſs und Bildung, kömmt nach Prag, um Thereſe, Tochter des Doctors Lieber zu heyrathen: die Furcht vor dieſer Verbindung veranlaſst Thereſen, mit ihrem Liebhaber, dem Lieutenant Frieder zu entfliehen: ſie thun aber alles mögliche, um ſich auf der Flucht einholen und zurückbringen zu laſſen: auch ein zweyter Entführungsplan iſt auf gleiche Weiſe am Scheitern, als zum Glück, ganz unerwartet Hr. Grünthal hereintritt, in dem Lieutenant Frieder ſeinen Neffen erkennt, dem Thereſe bereits beſtimmt war, und alles löſet ſich nun zur Zufriedenheit der ſämmtlichen Perſonen auf, den armen Hanns Klachl ausgenommen, der auf ſeinen Landſitz zurückgeſchickt wird. Wie dieſe vortreffliche und ſinnreiche Erfindung ausgeführt iſt, davon mag eine Stelle aus einer Arie, ſtatt aller übrigen zur Probe dienen:

Wo iſt Röschen, ſag geſchwinde,
Nun ſo ſprich, wo ſind' ich ſie,
Was geſchah mit meinem Kinde,
Rede doch, du dummes Vieh!

Kasper. Ich bitt' um Gnad', ich bitt' Pardon,
Sie ſollen alles wiſſen;
Das Fräulein lief bald Nachts davon
Der Lieutenant wird ſie küſſen;
Er iſt in ſie gewaltig prellt, (?)
Sie iſt in ihn verliebt.
Durch ſein verdammtes ſchönes Geld
Wird dieſe That verübt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*, der Arzneykunde ord. Lehrer zu Jena. *Fünfter Band.* 1797. *Sechster Band.* 1798. 934 S. 8.

Erstes Stück. I. *Gegenmittel einiger heroischen Gewächssubstanzen*, von D. *Sam. Hahnemann.* Gegen Kampfer Mohnsaft: gegen Mohnsaft Kampfer. Schade, dafs gleich die erste Krankengeschichte den aufmerksamen Leser hievon nicht überzeugen wird. Einem fünfjährigen Mädchen, das eine *Menge* Kampfer von acht bis zehn Gran verschluckte, den sie zum Theil *wieder ausbrach*, gab Hr. *H.* die *ungeheure* Gabe Mohnsaft von zwey Gran durch *Klystire* und den *Mund*, aus welchem aber, wegen Unthätigkeit des Schlundes, *manches wieder auslief*, und glaubt auf diese Weise dies Kind von der Vergiftung des Kampfers geheilt zu haben. Gegen *Arnica* soll *Essig*; gegen *Kockelskörner Kampfer*; gegen *Gummi Gutt*, *Weinsteinlaugensalz*; gegen *Veratrum album Caffe*; und gegen *Mezereum Kampfer* das Gegengift seyn. II. *Einige Arten anhaltender und nachlassender Fieber.* III. *Einige periodische Krankheiten und Septimanen*, von demselben Vf., sind keines Auszugs, ohne weitläuftig zu seyn, fähig. Auch dem Leser wird bey der Beschreibung eines nachlassenden Fiebers das merkliche Verlangen der Patienten nach Schweinfleisch auffallend und sonderbar seyn: noch sonderbarer aber, dafs, nebst verschiedenen andern Anzeigen das Wohlbehagen vom Genufs des *erschlaffenden* und *die Contractilität der Faser* erhöhenden *Schweinfleisches*, in Verbindung mit der Verschlimmerung von anhaltendem Ostwinde, den Vf. auf die natürliche Indication des Gebrauchs des Mohnsaftes leitete. IV. *Beobachtungen über das Aderlassen*, von Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. Ein aus praktischen Erfahrungen abstrahirter Aufsatz mit Krankengeschichten durchwebt, dessen Fortsetzung die Leser mit Vergnügen erwarten. V. *Geschichte eines bösartigen Nervenfiebers*, von Hn. Prof. *Harles* in Erlangen. Eine sehr umständlich und gut erzählte Beobachtung, wobey der Gebrauch lauwarmer Bäder nicht sehr hervorstechend wirkte, wohl aber Wein und vorzüglich Naphtha Vitrioli. Rec. wagt nicht, mit dem Vf. zu glauben, dafs das Ablassen von sechs Unzen Blut in der dritten Woche der Krankheit, wo meistens in diesen Fiebern allmäliche Wiedergenesung oder der Tod eintritt, den vorzüglichen Antheil an dem glücklichen Ausgang derselben hatte. Denn er selbst hat nie in diesem Stadio mehr Blut abgezogen, wohl aber bey anscheinender Völle des Pulses, Schlafsucht etc. Blutigel oder Schröpfköpfe gesetzt, und einige hierauf genesen, die meisten aber sterben sehen: er ist aber überzeugt, dafs dieser geringe Blutverlust, weder zum Leben noch Tod wesentlich etwas beygetragen habe. Er bittet daher angehende Kliniker, lieber diese Methode einzuschlagen, als durch eine förmlich unternommene Aderlasse, worauf der Patient *zufällig* stirbt, ihren angehenden Ruf auf das Spiel zu setzen oder gar zu verlieren. VI. *Beobachtung einer merkwürdigen Knochenspeckgeschwulst im Gesicht*, von Hn. *Burger*, Wundarzt in Kärnthen, welche in Zeit von drey Monaten die dreyfsigjährige Kranke tödtete. VII. *Eine durch die Milchcur glücklich behandelte Arsenikvergiftung*, von Hn. D. *Friedrich*. Mit Recht ist der Vf. bey Mineralvergiftung gegen Brechmittel mistrauisch, und hält die im Ueberfluss angewandte Milch für weit passender. Der Herausgeber dieses Journals empfiehlt nebenher bey verschlucktem Arsenik das Ol. Tartar. per deliq. zu 60 Tropfen alle Viertelstunden. VIII. *Morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii*, beobachtet von Hn. Bergmed. *Klinge* zu St. Andreasberg. Die vier und vierzig jährige Patientin überstand diese Krankheit glücklich, weil kein Fieber damit verbunden war: die im Anhang vom Herausgeber erzählte Krankengeschichte lief tödtlich ab, weil die Patientin Fieber bekam. Rec. sah diese Krankheit in 24 Jahren nur zweymal: das erstemal an einem vierzehnjährigen Mädchen, und das zweytemal an einem dreyfsigjährigen Weibe: beide aber genasen. Sie scheint überhaupt das weibliche Geschlecht öfters als das männliche zu befallen. IX. *Bemerkungen über die Brownische Praxis*, vom *Herausgeber*. Hier wird die Anwendung der Wärme und Kälte in Krankheiten sehr einleuchtend bestimmt und gezeigt, dafs beide Mittel in Absicht der Benutzung sich gleichen: sie können beide als Reizmittel, beide als Stärkungsmittel, beide auch als Schwächungsmittel angewandt werden.

Zweytes Stück. Etwas Physiologisch-Medicinisches. Moriz Krankengeschichte, von Hn. Hofr. *Herz* in Berlin. An die Heilung körperlicher Gebrechen durch künstliche Veränderungen und Richtungen der Seelenfähigkeiten, ist bisher noch mit wenigem Ernst gedacht worden. Eine förmliche Classe von psychischen Heilmitteln fehlt überall in unserer *Materia medica* noch gänzlich. Auch ist das Maafs ihrer Anwendung weit unbestimmter als bey dem Gebrauch

Digitized by Google

brauch körperlicher Arzneyen, ſo wie das Relative in der Wirkungsart dieſer ſpirituellen Medicamente viel gröſser iſt, als in der Wirkung der materiellen, indem die Receptivität jener Eindrücke viel verſchiedener unter einzelnen Menſchen iſt, als die Reaction gegen körperliche Einwirkungen. Indeſſen müſſen wir nie die Erlangung idealiſcher Endzwecke wegen der ſcheinbaren unüberſteiglichen Schwierigkeiten, die ſich uns darbieten, aufgeben. Die Erwartung iſt überall der Nerv des Strebens, die Reſignation der Tod aller Thätigkeit. Nun folgt die Krankengeſchichte ſelbſt. *Moriz*, ein unartiger Patient, deren es gemeiniglich unter den Gelehrten und Vornehmen mehrere giebt, als unter der niedrigern Claſſe, war, ob er ſich gleich ſehr vor dem Sterben fürchtete, gegen *Herz* Vorſchriften ſo lange ungehorſam und widerſpenſtig, bis dieſer, da alles freundſchaftliche Zureden und tröſtliche Aufmunterung nichts half, die Sache entgegengeſetzt angriff, und dem Patienten geradehin ſagte, daſs er ſterben müſſe, daſs neue Lungen zu ſchaffen und einen Polypen im Herzen zu vernichten (Krankheiten, die ſich *Moriz* einbildete und durch vernünftige Vorſtellungen nicht ausreden lieſs) über die Schranken der Kunſt, ja über die der Natur weit hinaus liegen. Da Sie nicht zu retten ſind, fuhr *Herz* fort, ſo gönnen Sie mir die Freude, Sie mit Ruhe verſcheiden zu ſehen. — Verſprechen Sie mir die ſtrengſte Befolgung meiner mediciniſchen Vorſchriften, die nicht mehr ihre Heilung, ſondern die Erleichterung ihrer Lage zum Zweck haben u. ſ. w. *Moriz* war folgſam, erwartete ſein nahes Ende und genas. — Eine Frau, welche gegen ein Jahr das Quartanfieber hatte, wogegen China, Arnica etc. vergebens gereicht wurden, heilte der Vf. damit, daſs er ſie auf der Stelle aus dem Spital zu jagen bedrohte, ſo wie ſich wieder ein Paroxismus einfinden würde. Der Aufſatz iſt gleich intereſſant für Aerzte und Philoſophen, und erhält durch den bekannten Vortrag des Vfs. noch eine Annehmlichkeit mehr. II. *Beobachtungen über das Aderlaſſen*, von Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. In der Fortſetzung dieſes intereſſanten Aufſatzes werden die Fragen, *wie oft, wie viel und auf welche Art* in Krankheiten Ader gelaſſen werden ſoll, erörtert. In Ohnmachten ſoll man nie, bey dem Scheintod, bey Blutflüſſen, Schlagflüſſen, Schwangerſchaften aber mit Ueberlegung und ſparſam Blut abziehen. III. *Etwas über eine Vergiftung von Fliegenſtein* (Kobold) *welcher in einer Griesſuppe mit gekocht worden*, von Hn. Bergr. D. *Buchholz* in Weimar. Es entſtand nach einer Stunde des Genuſſes dieſer Suppe bey einer Familie Cardialgie, Erbrechen, Durchfälle etc. Alle halbe Stunde einen Eſslöffel voll von ℞ Ol. Amygdal. ℥i ℈ Ol. Tartar. per. del. ℥ß Aq. font. ℥x Syr. emulſiv. ℥j. hob glücklich alle dieſe Zufälle eines verſchluckten Giftes. IV. *Beobachtungen über den Gebrauch des Hyoſcyamus beſonders Ol. Hyoſc.*, von Hn. geh. Hofr. *Wendt* in Erlangen. Auſser dem Extract in ſcirrhöſen und ſchmerzenden Verhärtungen des Uterus braucht der Vf. am häufigſten das *Ol. Hyoſc. nigr. infuſum* und den Abſud mit Milch oder Rahm bey Entzündungen im Unterleib oder in der Bruſt, den Nieren, Hoden, der Urethra etc. warm in die leidende Stelle eingerieben. Das *Linim. vol.* mit dieſem Oel bereitet, beſiegt die Schmerzen ſchnell: auch der Abſud in Klyſtiren iſt ſehr wirkſam. V. *Geſchichte einer operirten Parotis nebſt Bemerkungen über dieſe Operation*, von Hn. Prof. *Hopf* in Tübingen. Bey einem fünf und vierzig jährigen Weibe wurde zuerſt im Umfang der Geſchwulſt ein Schnitt durch die Haut geführt, dann die Parotis unterbunden: nach 14 Tagen fiel die Verhärtung ab, und die übrigen Reſte der Parotis wurden mit dem *Lap. infern.* vollends weggeätzt. Als ein Vorbereitungsmittel zu jeder wichtigen Operation empfiehlt er laue Bäder, weil bey freyer Function der Haut jeder Reiz leichter ertragen wird. Opium giebt er nie vor, ſondern gleich nach überſtandener Operation. VI. *Zwey Beobachtungen zum Beweiſe daſs Einſaugung und Abſetzung des Trippergifts ſtatt finden können*, von Hn. *Kreiſfeld*, medic. D. V. Gegen den Rec. des Sellſchen Handbuchs in der Salzb. med. chir. Zeitung B. IV. Nr. 90. S. 42. 1797 gerichtet. Wir glauben und wünſchen aber ſchon deswegen, daſs dieſer Rec. Recht haben möge, weil im entgegengeſetzten Fall der Vf. dieſes Aufſatzes offenbar ſeinem Patienten durch die Bleyeinſpritzungen in die Harnröhre die Metaſtaſe nach dem Auge und den Verluſt deſſelben verurſacht haben würde. VII. *Geſchichte einer Verengerung des Magens und eines groſsen Theils der Gedärme*, von Hn. D. *Knaus*, Phyſ. zu Vaihingen an der Enz. VIII. *Beobachtung einer wichtigen* (und geheilten) *Kopfwunde*, von *Ebendemſ.* IX. *Bemerkungen über die Brownſche Praxis*, vom *Herausgeber*. Die Blutflüſſe rühren auch vom Ueberfluſs am Blut und erhöhter Kraft her, mithin paſſe nur die ſtärkende Methode auf eine Art der Hämorrhagien und des Bluthuſtens, aber nicht auf alle. X. *Auszüge aus einem Werke über die Krankheiten derjenigen Perſonen, die in Tuchmannfacturen arbeiten*, von Hn. D. *Jonas* zu Monjoye. Die Tuchſcheerer leiden vorzüglich an Infarctus im Unterleib und Geſchwüren an den Beinen, als natürlichen Folgen der Haltung und Anſtrengung ihres Körpers beym Arbeiten.

Drittes Stück. I. *Erholung des praktiſchen Arztes*, von Hn. Hofr. *Wichmann* in Hannover. Unſchuldige Zerſtreuung iſt dem praktiſchen Arzt ſchlechterdings nothwendig, wenn er anders nicht ſchwermüthig oder für ſeine Kranke früh unbrauchbar werden will. Hr. *W.* tiſcht hier einige literariſche, meiſtens gedruckte, Zerſtreuungen auf, die gewiſs den Leſern ein Lächeln entlocken, z. B. ſtatt *Caſimir Medicus*, *Gottfried Zinn*, ſagte ein franzöſiſcher Rec.: Mr. *Caſimir*, Mr. *Gottfried*, Mr. *Gedruckt*, Mr. *Unknown*, Mr. *Further Remarks*, Hr. *Farrago* etc. II. *Von den Wirkungen des Kampfers in verſchiedenen Krankheiten und den Cautelen bey der Anwendung deſſelben*, von Hn. D. *Sponitzer* in Cüſtrin. Ein durch die Einmiſchung mancher praktiſcher Cautelen lehrreicher

reicher Aufsatz, der aber selbst gelesen werden muss. III. *Ueber die Krankheiten der Personen, welche in Tuchmanufacturen arbeiten*, von Hn. Dr. *Jonas*. Fortsetzung. Hier werden die Krankheiten berührt, welche durch den *Tuch-* und *Stock-Rahmen*, durch das *Rauhen* mit der Saamenkapsel des Dipsac. Fullonum entstehen. IV. *Heilung einer Glossitis*, von Hn. Dr. *Ebermaier* in Rheda. Sie wurde antiphlogistisch mit Aderlassen, Blutegeln etc. behandelt, und da sich endlich ein Eiter in der Zunge bildete, der Abscess mit der Lancette geöffnet und der Kranke geheilt. V. *Ueber die vermeynte Giftigkeit der Pastinak- und Peterßilien-Wurzel.* VI. *Ein seltner Fall einer Schwangerschaft*, von Hn. Dr. *Jawandt* in Meiningen. Die *Pastinaca campestris* und *Cicuta minor* sind, wenn diese mit der *Peterßilienwurzel* und jene mit *Pastinaca sativa* verwechselt werden, der Gesundheit allerdings nachtheilig. — Einem sehr jungen Weib gieng unter heftigen Krämpfen bis zu Anfang des achten Monats alle acht Tage zwey bis vier Pfund Lympha ab: später verlor sich dieser Abgang und die Frau gebar zur gehörigen Zeit ein kleines, mageres aber übrigens gesundes Mädchen. VII. *Medicinisch-chirurgische Bemerkungen*, von Hn. Dr. *Schlegel* praktischen Arzt in Sklow in Weiss-Russland. In sechs Wochen heilte der Vf. einen acht Jahre lang gedauerten Knochenfrass damit, dass er Anfangs die kranke Hand in einem concentrirten Malven-Decoct mit Sem. Papav. alb. und später um die Absonderung der Knochen zu bewirken in Kalkwasser baden, die Wunden und fistulösen Geschwüre mit Balf. Arcaei und Tinctur. Thebaic. verbinden und innerlich den Merc. diner. in kleinen Gaben von $\frac{1}{4}$ bis zum $\frac{1}{2}$ Gran reichen liess. — Von einer geheilten Vomica. VIII. *Einige Bemerkungen über die harntreibenden Mittel und Wasserßuchten*, von Hn. D. *Oberteuffer* in Herisau. Ein sehr gemeinnütziger praktischer Aufsatz. Die erprobtesten diuretischen Mittel sind: der Cremor. Tartar. Solub., die Bangische Mixtur oder eine Latwerge aus Crem. Tart. Solub. Extr. Gramin. Fumar. Rob. Choli Juniper etc. Liq. terr. fol. Tartar. vinos. Spirit. Sal. dulc. das Lixiv. diner. oder der von Swieten. Wein, die Wachholderstaude und deren Präparate, Spirit. Minder. Vin. Huxh. das Stahl diuret. Fulver. Die Scilla und das Colchic. in Substanz und Präparaten etc. nur ist zu bemerken, dass vorzüglich in dieser Krankheit dasselbe Mittel nicht überall dieselbe Wirkung hervorbringt, ja dass es ein und zweymal bey denselben Kranken das Wasser wegschafft, das drittemal aber wirkt es nicht, es muss ein anderes Mittel gewählt werden. IX. *Ueber einige Arten der Unfruchtbarkeit*, von Hn. Hofr. D. *Jordens* in Hof. Ein Gegenstand, der allerdings die Aufmerksamkeit praktischer Aerzte verdient. X. *Gute Wirkung des fixen Alcali bey Stockungen und Verhartungen der Milch in den Brüsten und der narcotischen Mittel bey widernatürlichen Milchfluss*, vom *Herausgeber*. Ein instructiver Aufsatz, wie Milchstockungen in den Brüsten vorzubeugen und zu heilen sind. Ausser dem Salmiak erzeigt sich eine halbe Unze Sal. Tartar. in einem Pfund Wasser aufgelöst und dasselbe beständig lauwarm mit kleinen Compressen aufgelegt, vorzüglich gut. Nebenher gedenkt der Vf. einer krankhaften zu lange fortwährender Milchabsonderung (*Profluvium lacteum*) die leicht in tab. nervos. übergehen kann.

Viertes Stück. I. *Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn* von *J. Kant*. Hr. Hofr. Hufeland sandte seine Makrobiotik diesem verdienstvollen Denker mit der Bitte zu, um über einige darinnen enthaltene und für das philosophische Tribunal gehörige Ideen nachzudenken. Er erhielt hierauf als Rückantwort diesen vortrefflichen Aufsatz, der zugleich über die individuelle geistige und körperliche Diätetik dieses grosen Mannes sehr lehrreiche Notizen enthält, und bereits Nr. 184. d. J. angezeigt worden. „Ich bin „gewiss sagt Kant, dass viele gichtische Zufälle, wenn „nur die Diät des Genusses, nicht gar zu sehr dawider ist, ja Krämpfe und selbst epileptische Zufälle „(nur nicht bey Weibern und Kindern, als die der„gleichen Kraft des Vorsatzes nicht haben) auch wohl „das für unheilbar verschriene Podagra bey jeder „neuen Anwandlung desselben durch diese Festigkeit „des Vorsatzes (seine Aufmerksamkeit von einem sol„chen Leiden abzuwenden) abgehalten und nach und „nach gar gehoben werden könne." Das möchte aber wohl nur einem so geübten Denker, als unser nordische Philosoph ist, glücken. II. *Innere Wirkungen durch äussere Arzneyen* von Hn. geheimen Hofr. *Schöpff* in Ansbach. Die meisten Arzneyen bringen äusserlich ähnliche nur nicht überall so merkliche Wirkungen hervor, als innerlich in dem Magen genommen, und Substanzen, welche innnerlich nicht aufgenommen werden, finden auch von aussen keinen Eingang. Die grösere Anzahl der Sanggefäse und die zahlreichen Nerven und Nervengeflechte im Magen nebst der gleichen Temperatur sprechen allerdings für die schnellere und durchdringendere Wirkung der innern Arzneyanwendung. Wasser z. B. löscht den Durst nicht blos durch Trinken, sondern auch durch Bäder, dasselbe gilt von der Wirkung der fetten Oele, der Säuern, der Laugen- und Mittel-Salze u. s. w. innerlich wie äusserlich angebracht. Durch Eindruck und Reitz auf Nerven wirken alle Arzneystoffe etc. — III. *Merkwürdige pathologische Leichenöffnungen mit Beziehung auf die vorher gegangenen Zufälle.* V. *Beytrag zur Heilung des Vomitus cruentus* von Hn. Dr. *Dorfmüller* im Osnabrückschen. Scharfe Galle und unverdaute Nahrungsmittel sind die gewöhnlichsten Ursachen derselben. Bey alledem sind Brechmittel mit grösster Vorsicht zu reichen. Der Vf. stillte dieses Blutbrechen bey einer sieben monatlich Schwangern mit der River. Potion und endlich mit Laud. liq. Syd. in reichen widerholten Gaben. VI. *Eine höchst räthselhafte Krankengeschichte*, die zur Classe der Nervenzufälle und zwar der Somnambulismen und epileptischen Ecstasen gehört und keinen Auszug gestattet. Der Herausgeber dieses Journals sucht das bey dieser

Kranken vorkommende Klopfen aufser dem Körper einer Potenz zuzuschreiben, die mit dem Zufall in Verbindung ſtand und durch Ueberladung und Exploſion der electriſchen Kraft zu erklären. VII. *Die Tecamezrinde eine neue Cinchona Art und etwas über die Braſilianiſche Fieberrinde* von Hn. Dr. *Frieſe* zu Breslau. Sie kömmt von Quito im ſpaniſchen Südamerika und iſt erſt ſeit 1796 in England bekannt. Die ſpaniſchen Aerzte halten ſie für weit kräftiger als die officinelle Fieberrinde. — Der braſilianiſche Cortex erzeigte ſich nicht nur Hn. Dr. Fr. ſondern auch dem Herausgeber dieſes Journals in kalten Fiebern auch da wirkſam, wo die gewöhnliche Rinde ohne Hülfe angewandt wurde. VIII. *Ueber die von Hn. Leibarzt Wichmann erwieſene Nichtexiſtenz der pathologiſchen Dentition* von Hn. Dr. *Conradi*. Bekanntlich (hat *Wichmann* im zweyten Band der Ideen zur Diagnoſtik die Nichtigkeit der pathologiſchen Dentition zu erweiſen geſucht. Hr. *C.* erzählt hier ein paar Krankengeſchichten, die von Zähnen herzurühren ſchienen, aber wirklich nicht davon herkamen. — Leider! werden die Zähne fälſchlich als Krankheits-Urſachen nur zu oft angegeben: Rec. bittet aber mit Hn. Hufeland ſeine jüngern Amtsbrüder, hierinnen nicht zu weit zu gehen und das Zahngeſchäfte für *gar keine Krankheits-Urſache* im zarten Kindesalter mehr zu halten, da es ja doch *krankhafte Verdauung, krankhaftes Wachsthum etc.* giebt, und durch Fieber *übereilte Dentition* zuverläſſig entſtehen kann, die gar leicht Convulſionen und Tod zu Gefolgen hat. IX. *Bemerkungen über die Browniſche Praxis: directe und indirecte Schwäche* von dem Herausgeber. Erhöhte und verminderte Reizfähigkeit iſt und war unſern beſten praktiſchen Autoren längſt bekannt: daſs die Browniſche *debilitas directa* (Product der angehäuften Erregbarkeit) und *debilitas indirecta* (Product der verminderten Erregbarkeit) am Krankenbette ſchwer darzuſtellen und ohne praktiſchen Nutzen ſey, ſucht der Vf. in dieſem Aufſatz zu beweiſen.

(Der Beſchluſs folgt.)

PAEDAGOGIK.

STUTTGARD, b. Löfflund: *Ueber die Einrichtung der Schulen in Rückſicht auf die körperliche Geſundheit der Jugend.* Von *M. C. C. E. Wekherlin*, Präzeptor am Gymnaſ. zu Stuttgart. *(Sit mens ſana in corpore ſano.)* 1799. XV. u. 220 S. 8.

Unleugbar iſt gemeinſchaftliche Unterweiſung für Kinder, beſonders für die männliche, weit nützlicher als die vereinzelte. Aber wer auch noch ſo ſehr von den überwiegenden Vortheilen, welche ein Unterricht öffentlicher gegen alle Zöglinge gleichgeſinnter Lehrer durch erregte Nachahmung und Nacheiferung haben müſste, für ſich ſelbſt überzeugt iſt, wird doch ſeine Kinder nur mit Furcht ſolchen Nothſtällen anvertrauen, wie die meiſten Schulſtuben an ſich und durch die pedantiſchen Einrichtungen der meiſten Lehrer immer noch zu ſeyn pflegen. Sehr verdienſtlich iſt es daher immer noch, dieſe Leiden der Kindheit, welche auf das ganze Leben entſchiedenen Einfluſs haben, freymüthig und rathgebend, ohne Uebertreibung der Klagen und der Gegenmittel, zur Sprache zu bringen. Und gerade auf dieſe Weiſe geſchieht es durch den Vf., einen Mann, deſſen tägliche Erfahrung ihn nebſt der Liebe und Achtung, welche er als Lehrer genieſst, zu dieſer wohlthätigen Fürſprache für die künftige Generationen auffoderten und berechtigten. In einem Lande, wo die bürgerlichen und gelehrten Schulen im Ganzen noch ſo fleiſsig beſucht, und von den Lehrern, wenigſtens in der Extenſion, mit vieler Mühe beſorgt werden, iſt eine ſolche Fürſprache doppelt nothwendig. Die Kinder ſind zum wenigſten 5, oft 7—8 Stunden in den Schulſtuben beyſammen. Wie viel iſt daran gelegen, unter welchen Einflüſſen auf Geſundheit und Heiterkeit ſie dort verweilen. Zwar pflegen die Alten zu ſagen: auch wir haben es nicht anders gehabt, und ſind dennoch dies und das geworden. Aber, haben ſolche Männer ſonſt vieles Gute für ſich, ſo iſt doch die Geſundheit gerade bey den Beſſern und Gelehrtern das, wodurch man den Anſtalten der Voralten am wenigſten Nachruhm verſchaffen kann. Auch wo ſie nicht auffallend zerrüttet iſt, gleicht ſie doch gewöhnlich der Fortdauer einer Pflanze im Gewächshauſe, nicht der kräftigen Exiſtenz in freyer, körperlicher Uebung und Thätigkeit. Es giebt kein verderblicheres Wort als jenes: *pallet, ergo ſtudet.* Und doch unterſtützt dieſe angewohnte, nothdürftige Vegetation in Studierſtuben, Schreibeſtuben etc. häufig den Rath kurzſichtiger Sparſamkeit *wider diätetiſche* Verbeſſerungen der Schulen *ſo ſehr, daſs eine* Stadt wohl zu einem, gröſstentheils ohnehin des Moders würdigen, Archiv 14000 fl., zu einer guten Schulſtube aber nicht 100 fl. verwenden zu können glaubt. Unter der Wirtembergiſchen Geiſtlichkeit, von welcher etwa 30 in den Jahren 30—50 ſtehen, ſtarb 1793—97 immer Einer von Zehn aus dieſer, ſonſt am meiſten dauerhaften, Lebensperiode. Muſs nicht der Grund dieſer ſchrecklichen Sterblichkeit bey Zeiten aufgeſucht werden? Hiezu und zur diätetiſchen Verbeſſerung der Schulerziehung überhaupt giebt der Vf. eine Menge erfahrungsmäſsiger, auf den erſten Augenblick einleuchtender Bemerkungen und Vorſchläge. Zum Ruhm der höhern Vorgeſetzten des Vfs. iſt anzumerken, daſs auf dieſe und ähnliche Stimmen bereits in mehrern Puncten Rückſicht genommen worden iſt. Auch haben nicht wenige Aeltern, beſonders zu Stuttgart, eine wahrhaft philanthropiſche Aufmerſamkeit gezeigt. Daſs nicht alle Klagen gleich auffallend, nicht alle Vorſchläge gleich nothig und ausführbar ſind, dadurch muſs ſich kein wahrer Menſchenfreund und Schulverbeſſerer an der Betreibung der Hauptſache im groſsen und kleinen hindern laſſen. Ein einziges Jahrzehend, in welchem man auf dieſe Noth immer und immer wieder zurückkommt, bringt allmälich Verbeſſerungen hervor, welche einſt unmöglich geſchienen hatten. Uebrigens iſt dieſe Schrift, obgleich durch locale Erfahrungen veranlaſst, dennoch bey weiten nicht bloſs local, ſondern allgemeiner Aufmerkſamkeit werth.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland. etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Sechster Band. Erstes Stück, mit einem Kupfer. I. *Fortgesetzte Bemerkungen über die Wirkungen des Mecklenburgischen Seebades bey Doberan im Sommer 1797 und mancherley damit in Verbindung stehende Dinge*, von Hn. Hofr. *Vogel* zu Rostock. Brunnen und Badeorter bieten zwar nicht die bequemste, schicklichste und ergiebigste Gelegenheit zu medicinischen Beobachtungen, wie sie seyn sollen, dar. Doch erzeigte sich auch jetzt wieder das warme, vorzüglich aber das kalte Baden, wie solches die beygesetzten Versicherungen der geheilten Kranken attestiren, ausgezeichnet gut bey hysterischer Schwäche verbunden mit grosser Reizbarkeit, in der Hypochondrie mit Leibesverstopfung, in wiederholt erlittenen Misfallen, im weissen Fluss: gegen Stockungen im Unterleib, und daraus entstandene Wassersucht, gegen Geschwulst und Schwäche der Glieder etc. Die Zahl der Badenden belief sich weit über hundert. Am Schluss ein Wort zur Empfehlung der gymnastischen Spiele und gegen das Kartenspiel in Bädern, besonders bey kränklichen empfindlichen und reitzbaren Menschen. II. *Geschichte und Heilung eines Ausschlags am ganzen Körper und besonders im Gesicht*, von Hn. Hofr. *Siebold* in Würzburg. Nachdem mancherley Mittel gegen diesen flechtenartigen Ausschlag eines achtzehnjährigen Mädchens vergeblich gebraucht worden waren, heilte ihn Hr. Hofr. *S.* mit folgendem Pulver: ℞ Flor. Sulphur. Aethiop. miner. Aethiop. antimon. aa ʒ 3 S. Täglich dreymal, eine (grosse) Messerspitze zu nehmen. III. *Von dem Diabetes und dessen, wo nicht einigen, doch gewiss in den mehresten Fällen, ersten Ursache*, von Hn. Leibarzt *Stoller* zu Langensalza. Diese sey in Verstimmung des Hautorgans und daher unterdrückter Ausdünstung aufzusuchen, wenn anders die Absonderungs-Werkzeuge des Harns dazu Disposition haben. In der angehangten Krankengeschichte heilte diesen Harnfluss gründlich das Dover. Pulver mit der Canthariden Tinctur und der Rinde. IV. *Ein Asthma von einer besondern Ursache*, von Hn. Dr. *Heinecken* zu Bremen. In der Leiche eines vier und zwanzig jährigen Mannes, der an hypochondrischen und hämorrhoidalischen Beschwerden mit hartem Athmen litt und endlich an einem heftigen Anfall von Asthma sehr abgezehrt starb, fand man in der rechten Brusthöhle 13 Pfund Wasser und eine 4 Pfund und 9 Unzen schwere Speck Talg und beinartige Geschwulst, und kaum noch einen zwey Zoll grossen ganz verdorbenen und verharteten Ueberrest der rechten Lungen. Eine Abbildung (die aber Rec. nicht sah) macht diese Beschreibung deutlicher, nach welcher nicht nur die ganze rechte Lunge, sondern auch das Herz, die Arteria aorta, die arter. asper. und der obere Theil der linken Lunge von dem anhaltenden Druck dieses widernatürlichen Körpers in ihren Functionen gestört werden mussten. V. *Fortgesetzte Nachrichten von der medicinischen chirurgischen Krankenanstalt zu Jena, und den daselbst beobachteten Krankheiten, insonderheit dem Nervenfieber von Mich.* 1796 bis *Mich.* 1797. vom Herausgeber. Von 540 Kranken starben 22. Nun die Namen der vorgekommenen Krankheiten nebst dem Verzeichniss und dem Gewicht der dagegen verschriebenen Arzneymittel. Die Fortsetzung folgt. VI. *Bemerkungen über die Brownische Praxis.* X. *Oertliche und allgemeine Krankheiten.* Das Unstatthafte dieser Eintheilung am Krankenbette wird hier von dem Herausgeber dieses Journals gezeigt. VII. *Einige Ideen über Methodik in der praktischen Arzneywissenschaft*, von denen sehr viele wahr und schon wiederholt gesagt worden sind, z. B. viele Schriftsteller haben Symptome zu Krankheiten umgeschaffen und folglich Wirkung mit Ursache verwechselt: so sey Hydrops mit seiner ganzen Sippschaft nichts anders als Symptom: bey Ausübung der Arzneywissenschaft soll man mehr auf die Kunst zu *generalisiren*, als zu *individualisiren* Rücksicht nehmen. (Am Krankenbette aber, ruft Rec. allen seinen Amtsbrüdern zu, *individualisire* man ja recht fein und präcis.) *Brown* generalisire sehr, und habe sich daher viele Anhänger verschafft: seine sthenischen (febrilischen) und *asthenischen* (nicht febrilischen) Krankheiten nannte *Gaubius* Morbi *Irritabilitatis* und *Torporis*. — Das Verzeichniss der Krankheiten soll nicht aus einzeln zergliederten Symptomen, sondern aus wirklichen erstlich nach ihren *materiellen* und dann nach ihren *formellen* Ursachen bestehen. VIII. *Kleine Aufsätze*, von Hn. Dr. *Kortum* zu Stollberg bey Aachen. 1) Ein Fall, wo bey Knochengeschwulsten von innern Ursachen künstliche Geschwüre, unmittelbar neben der Geschwulst erregt, die erwünschteste Wirkung machten. 2) Ein Fall, in welchem die Existenz der Gehirnwassersucht gegen *Weikard* bewiesen wird. 3) In chronischen Gichtbeschwerden mit Krämpfen im Unterleib verbunden, leiste-

ten folgende Pillen ſpecifiſche Dienſte. ℞ *Sapon. Antimon. c. Reſin. Jalapp.* ʒij *G. Aſae foetid. Guajac.* aa ʒj *Opii gr. vj Pulv. rad. Valerian.* ʒß *M. f. l. a. pil. pond. gr. jii S.* Täglich dreymal fünf Stück zu nehmen. 4) Eine völlige gebildete Impfpocke, ohne merkliches Fieber und ohne alle Puſtulation ſtelle gegen künftige Anſteckung ſicher. (Rec. aber wurde durch die Erfahrung vom Gegentheil überzeugt: er ſah nämlich einmal die zwey Mutterpocken im vollen Glanz mit etwas Fieber aber ohne Puſtulation auf den Armen ſtehen, nach einigen Wochen aber, als das Kind mit dem Faden geimpft wurde, aufs neue mit Fieber und der Puſtulation über den ganzen Körper befallen. 6) Etwas von der Beſtimmung zur Aderlaſſe durch den Pulsſchlag. IX. *Ueber die Nothwendigkeit der Praeparation vor der Einimpfung der Pocken*, von Hn. Dr. *Neubeck* in Schleſien. X. *Ueber den Gebrauch der Pilul. major. Hoffm. und des Mercurii Solubil. Hahnem.* von Hn. Dr. *Wolff* zu Hamburg. Letzterem wird der Vorzug vor dem erſtern zuerkannt. XI. *Beſtatigter Nutzen des Antimonial-Schwefelwaſſers* in Gicht und Haut-Krankheiten von Hn. Dr. *Biedermann* zu Rehburg.

Zweytes Stück. I. *Einige praktiſche Beyträge*, von Hn. geh. Hofr. *Schäffer* in Regensburg. 1) Vom *Scharlachfieber.* Die bösartige Bräune und das bösartige Scharlachfieber hält der Vf. für eine und dieſelbe Krankheit: ſo ſeyen auch die *Rötheln* mit Halsweh keine eigne Krankheit, ſondern das gewöhnliche Scharlachfieber mit geringerm Hautausſchlag. 2) *Vom Keichhuſten.* Er ſey anſteckender Art: die Belladonna-Wurzel habe ſich auch in dieſer Epidemie ſpecifiſch wirkſam gegen dieſe Nervenkrankheit erwieſen. 3) Eine kräftige Stahllattwerge gegen die Bleichſucht, wo aber wahrſcheinlich ſtatt ʒj. Limat. Mart. ʒj. ſtehen ſoll. 4) *Meine Krankenbuchhalterey.* II. *Bemerkungen und Ideen, das Kindbetterfieber betreffend*, von Hn. Hofr. *Mezler* in Sigmaringen. Zuerſt zwo von dem verſtorbenen Dr. *Vogel* ſehr ſchön erzählte Krankengeſchichten: dann ein inſtructiver Commentar über dieſes Fieber, welches der philoſophiſche Arzt *Mezler* von Milchſtoff-Ueberfluſs und deſſen Verſetzungen herleitet: Erſcheinungen, welche durch das Nichtſaugen, Saburra in den erſten Wegen, Leidenſchaften, Verkaltungen, und ungünſtigen Jahres-Conſtitutionen entſtehen. Das ganze wird mit lehrreichen Fällen belegt. III. *Beobachtung des Blaſenfiebers bey zween Blatterkranken*, von Hn. Dr. *Garn* Phyſicus in Dahme. Dieſer Pemphigus erſchien bey zwey Mädchen nach abgetrockneten Pocken. IV. *Bemerkungen über die Brouniſche Praxis.* In dieſem IX Aufſatz zeigt der Herausgeber die nothwendige Rückſicht auf den Zuſtand der Materie, ſowohl der organiſchen als Krankheitsmaterie in der Praxi. V. *Beobachtungen*, von Hn. Dr. *Conradi* Phyſicus zu Nordheim. 1) Vier Gran Phosphor in einer Drachma Naphth. Vitriol. alle 2 Stunden zu 10 Tropfen in Waſſer gegeben, wirkten in Fiebern bey äuſserſt herabgeſunkenen Lebenskräften, kalten Extremitäten etc. Wunder. 2) *Einige Bemerkungen über epidemiſche Entzündungskrankheiten.* Sie kommen zuweilen häufig vor und erheiſchen wiederholtes reiches Aderlaſſen. — Bey zarten Kindern iſt wegen Mangel an Expectoration im zweyten Stadio ein Brechmittel ſehr heilſam: im erſten Stadio aber waren nitrum mit Tartar. emetic. und angenehme ſchleimichte Säfte, fleiſsiges Getränk, die flüchtige Kampferſalbe, warm eingerieben, laulichte Halbbader, Blutegel und ſpaniſche Fliegen auf die Bruſt ſehr angezeigt. VI. *Beſtatigter Nutzen des Laugenſalzes* (zu 20 Tropfen das Ol. Tartar. per deliq. in Chamillen-Thee) *in Convulſionen*, von Hn. Dr. *Wiedemann* in Wallerſtein. VII. *Schnupfen, Heiſcherkeit, Huſten*, oder *das einfache Katarrhalfieber*, von Hn. Hofr. *Jördens.* Bey Katarrhen ſey ein ganz kaltes Verhalten eben ſo ſchädlich als ein ganz warmes. Das *Oleum camphor.* zu 10 bis 15 Tropfen auf Zucker, erleichtere Athemholen beym Schlafenlegen auffallend.

Dritt s Stück. I. *Beobachtungen* von Hn. D. *Conradi*, Stadtphyſicus zu Nordheim. (Er ſtarb noch am Schluſs des vergangenen Jahrs.) Fortſetzung. 3) *Geſchichte einer Hirnwaſſerſucht* eines ſiebenzehn jährigen Frauenzimmers mit der Leichenöffnung. 4) *Einige Bemerkungen über den Schlagfluſs und die Lahmung.* Einigemal erwieſen ſich die Flor. Arnicae von einem halben bis ganzen *Scrupel* täglich drey bis viermal gegeben, ſo wie *das Schröpfen* im Nacken und Hinterhaupt, gut. 5) *Geſchichte eines Gallenſteines*, der von der Gröſse einer Wallnuſs glücklich mit dem Stuhl abgieng. 6) *Gelbſucht mit Magen und Leberkrampfen.* 7) *Eine langwierige Krankheit des Unterleibs* von verharteten *Kothanhäufungen* durch ausleerende Mittel mit beygefügten Opiaten geheilt. 8) *Ein gutes Mittel in der chroniſchen Strangurie und Dyſurie* ℞ Aſae foetid. unc. ſem. Pulv. rad. Ipecac. Opii aa gr. IV. Ol. Menth. Piper. gtt. IV. M. f. l. a. pil. pond. gr. ji S. dreymal des Tags zehn Stücke zu nehmen. 9) *Heilung eines Miſerere durch Tabacks-Klyſtire.* 10) *Krankheiten der Monatsreinigung*, welche einmal von langwieriger verſtopfter und das anderemal von zu ſtarker Monatsreinigung, beide aber von ein und derſelben Urſache, aus Anhäufungen von Cruditäten im Unterleib herrühten. 11) *Nutzen des örtlichen Gebrauchs des kalten Waſſers wider das Herzklopfen hypochondriſcher Perſonen.* 12) *Heftige allgemeine Convulſionen* wurden bey einem ſieben und zwanzig jährigen Mädchen mit Brechweinſtein und Opium gehoben. 13) *Weiſser Fluſs bey Kindern.* 14) *Blutſchwären bey einem Kinde von vierzehn Tagen* durch Brech- und Abführende Mittel, der ſtillenden Mutter gereicht, geheilt. 15) *Beſtatigte Wirkung der Schwefelleber wider die übeln Folgen des Queckſilbers.* II. *Beyträge zur anatomiſchen Geſchichte einiger Krankheiten*, von Hn. Dr. *Hopfengartner* in Stuttgard. A. Sections-Erfund, drey an der Ruhr Verſtorbenen. B. Vier

an chronischen Bauchflüssen, nach *Morgagnischer* Weise erzählt und mit durchdachten Raisonnemens begleitet. — Die *Wandungen* statt superficies interna waren dem Rec. Anfangs unverständlich. — Die Geschichte eines krebsartigen Geschwürs im Schlunde und einer Vereiterung der Schneiderischen Haut, der Epiglottis und der Castilaginum Arytanoid, sind diesen Sectionen angehängt. III. *Eine schnell tödliche Angina polyposa mit der Leichenöffnung und einigen Bemerkungen*, nach 31 Stunden schon todend. Hr. Dr. *Harles* leitet diese Krankheit von der Erhöhung der plastischen Thätigkeit besonders im lymphatischen System her. Leider! aber kennen wir diese plastische Kraft, ihre Gesetze, Formen, Verhältnisse etc. zu wenig, um daraus befriedigend diese Krankheit erklären zu können. IV. *Ein tödliches Erbrechen, höchst wahrscheinlich von einer rheumatischen Ursache, nebst der Leichenöffnung.* V. *Ueber die Wirkung der Elektricität besonders bey Lähmungen der äussern Gliedmassen*, von Hn. Dr. *Struve*. Bey Anwendung derselben sey es wichtig, zwey Wirkungsarten wohl zu unterscheiden, a) *als Reitzmittel*, b) *als Stärkungsmittel*: bey Lähmungen scheine sie als Krampfstillendes, als Reiz und als Stärkungs-Mittel zu wirken. — Das erste günstige Zeichen sey eine grösere Leichtigkeit des gelähmten Gliedes: darauf folge die Wiederkehr der natürlichen Wärme, gelinder Schweiss etc. VI. *Ein Pendant zu Hn. Hofr. Siebold's Beobachtung eines mit Blutbrechen etc.* S. Loder's Journal für die Chirurg. Geburtsh. und ger. Arzn. B. I. St. 2. S. 215. von Hn. Dr. *Ideler* zu Delitzsch. Diese Beobachtung wurde an einem sechs und vierzig jährigen Bauer gemacht, der durch den heftigen Stoss einer Deichsel auf die Oberbauch Gegend das vordere Nervengeflechte des Magens, in der Folge aber das venöse Gefässsystem desselben so sehr erschütterte, erschlaffte und empfindlich machte, dass hierauf die leichteste Speise Beängstigung, Drücken, Herzklopfen, ja die leiseste Berührung dieser Gegend Ohnmachten bewirkten. — Der Puls an der rechten Hand war etwas ausgedehnter im Durchmesser, gespannter und erhobener, der Haut näher als der an der *linken* Hand, welcher kleiner, enger, weicher und mehr einwärts gezogen war, und beym Auflegen dreyer Finger unter dem mittelsten einen in der Systole und Diastole bleibenden Bogen deutlich fühlen liess. — Bey varicösen Ausdehnungen im Pfortadersystem, will der Verfasser den Puls, wie er ihn bey diesem Kranken an der linken Hand fühlte, fast immer beobachten. Er fieng daher die Cur mit ableitenden Mitteln, Fussbädern, Blutegeln an, die er alle vier Wochen setzen liess und heilte endlich diesen Kranken vollkommen mit äusserlichen aufgelegten kalten zusammenziehenden Bähungen. —

Viertes Stück. Mit einem Kupfer und Sachregister. I. *Krankengeschichte eines mit Entzündung verbundenen Nervenfiebers*, von Hn. Dr. *Michaelis* zu Harburg, wo Aderlassen, gegen *Brown's* Lehre dennoch Nutzen schaffte. Hier werden ferner viele Widersprüche dieses Systems dargestellt und gerügt. — (Schade und Jammer, dass wir Deutsche so gar sehr der Nachahmungssucht und dem Aufhaschen von Paradoxien ergeben sind! Nur erst durch Uns wurde der gröste Lärm, über dieses brittische sogenannte — System — geschlagen, das aber in England selbst nie feste Wurzel fasste, sondern erst aus italienischen Treibhäuseren in unsern kalten Boden verpflanzt wurde, wo es aber, allem Anschein nach, schwerlich perenniren wird.) II. *Nutzen der Bäder bey Raserey und Hautwassersucht*, von Hn. Dr. *Wolff* Sen. zu Posen. Der nach einem Petechial-Fieber rasend gewordenen Patientin wurde ein Sack mit Rad. Torax. Fl. Anagallid. Sapon. Venet ad ℔β Tartar. Tartar. ℥jii gefüllt, um den Leib gebunden und nach dem 215ten Bad war sie vollkommen wieder bey Verstand. — Ein ähnliches Bad bewirkte dasselbe bey einem Kinde mit verhärteter Leber und der Bauchwassersucht. Das Beywort der *gefällige* Unterleib, kennt Rec. nicht. III. *Beobachtung von einer ausserordentlichen tödlichen Krankheit, nebst dem Bericht von der Oeffnung des Leichnahms*, von Hn. Hofr. *Aepli* zu Diessenhofen. Merkwürdig, aber nicht sehr unterrichtend. IV. *Auch etwas über das Sçavoir faire in der medicinischen Praxis*, von *Chr. Ludw. Schweickhard* zu Carlsruhe. Der Arzt soll am Krankenbette nicht allein nach politischen, sondern auch nach moralischen Grundsätzen handeln, weil er ohne solche mit den ausgebreitesten Kenntnissen und mit dem feinsten Sçavoir faire doch nie ganz glücklich nie durchaus beliebt seyn wird: er soll ferner Religiosität haben, bey Consultationen am Krankenbette sich nie mit seinen Collegen über die vorgebrachte Meynung zanken etc. V. *Mein Begriff von der Lebenskraft*, vom *Herausgeber*. Der Mathematiker bedient sich des X, um einen unerkannten Gegenstand dadurch zu bezeichnen: der Physiker braucht das Wort *Kraft*, um die unbekannten Ursachen der Erscheinungen damit anzuzeigen. Wir kennen zwar die Ursache zum Grunde des Lebens nicht, wir brauchen aber doch ein Wort zur Verzeichnung dieses Begriffs und das ist *Lebenskraft*. Dieser Ausdruck ist weit umfassender und bestimmter; als die Worte: *Seele, Lebensgeist, Archaus, Calidum innatum. Impetum faciens, Reitzbarkeit, und Empfindlichkeit*, Incitabilität. VI. *Geschichte einer Pleuro-Peripneumonie, die in ein Empyem überging und geheilt wurde.* Der Vf. hielt Anfangs die Krankheit dieses 3½ jährigen Mädchens für ein von schleimichten Unreinigkeiten und vielleicht von Würmern erregtes Fieber und behandelte es demnach. In der Folge aber zeigte sich bey anhaltender fehlerhaften Respiration und bey einem Fieber mit trocknem Hüsteln eine Geschwulst unter dem linken Schlüsselbein einer wälschen Nuss gross, die in der Folge geöffnet wurde, und wodurch wenigstens nach und nach zwölf Unzen milchweisser Eiter, mit Luft vermischt ausfloss. Die Wunde schloss sich und das Kind wurde allmählich ganz hergestellt. VII. *Versuch einer medicinischen Topo-*

graphie der Stadt Hof im Bayreuthiſchen Voigtlande, von Hn. Hofr. *Fördens*. Unterhaltend und angenehm zu leſen. VIII. *Bemerkungen über den Kopfgrind, das Wundſeyn und die Eiterung der Mundwinkel ſaugender Kinder*, von Ebendemſelben. Gar zu oft ſind dieſe Beſchwerden bey Säuglingen von veneriſchen Urſprung und weichen bloſs Mercurial-Mitteln. IX. *Geſchichte eines heftigen Singultus*, von Hn. Dr. *Hauſa* zu Töplitz. Er rührte bey einer drey und zwanzig jährigen Frau von einem Aerger her: man beſtritt ihn vergebens mit krampfwidrigen Mitteln, nachher aber, als die Urſache deſſelben entdeckt wurde, ward er mit Brechen und Abführen geheilt. X. *Urtheil der Philoſophie über das Brown'ſche Syſtem*, vom Herausgeber. Aus Hn. Prof. *Schmid's Phyſiologie, philoſophiſch bearbeitet* S. 152. etc. entlehnt. XI. *Einige phyſiſch-mediciniſche Bemerkungen über die Gegend und das Klima der Kurhannoveriſchen freyen Bergſtadt St. Andreasberg, ſo wie auch über die Lebensweiſe und Krankheiten der Bewohner derſelben*, von J. W. G. *Klinge*. Abermals ein ſchätzbarer Beytrag zu einer mediciniſchen Ortbeſchreibung in *Lentiniſcher* Form geſchildert, nebſt der Mittheilung einer Ruhrepidemie und deren Behandlung.

Die jedem Stücke angehängten kurzen Nachrichten bedürfen hier keine beſondere Anzeige.

* * *

Frankfurt a. M., in der Andräiſchen Buchhandl.: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Volkspredigten, über die geſammten Pflichten der Religion*, von *K. G. D. Minderbach*. 11ter Th. — Auch noch unter dem beſondern Titel: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Predigten über die Menſchenpflichten*. 3ter Th. 1799. 602 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 75.)

Bagdad: *Abentheuer einer Nacht in Stambul*. 2ter und letzter Th. 1798. 390 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 328.)

Lauban, b. Scharf: *Briefe für Kinder und deren Freunde*. Zum Gebrauch in kleinen Stadt- und Dorfſchulen. 2te vermehrte Auflage. 1797. 143 S. 8. (5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 253.)

Weimar, b. den Gebrüdern Gädicke: *Fabriken- und Manufacturen-Adreſs-Lexicon von Deutſchland und einigen angränzenden Ländern, oder Verzeichniſs der Fabrikanten und Manufacturiſten dieſer Länder, der Waaren, die ſie verfertigen, und welche Meſſen ſie damit beziehen*. Nach den Waaren alphabetiſch geordnet und mit kurzen Erläuterungen zur Kenntniſs derſelben begleitet, von *J. Ch. Gädicke*. 1 Th. 2te ſehr vermehrte u. verbeſſ. Auflage. 1799. 412 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 170.)

Erfurt, b. Keyſer: *Der deutſche Schulfreund, ein nützliches Hand- und Leſebuch für Lehrer in Bürger- und Landſchulen*. Herausgegeben von *H. G. Zerrener*. 2otes Bändch. 1799. 174 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 299.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, b. Walther: *Predigt beym Schluſſe des von Sr. Kurfürſtl. Durchl. zu Sachſen ausgeſchriebenen allgemeinen Landtages*, am 31 März 1799. in der Kurfürſtlich Evangeliſchen Hofkirche zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*, Kurſächſ. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconſiſtorialr. 1799. 49 S. gr. 8. Ein trefflicher Pendant zu der neulich (Nr. 67.) von uns angezeigten Predigt, welche der würdige *Reinhard* bey Eröffnung des Kurſächſiſchen Landtages gehalten hatte. Mit einer Beredſamkeit, welche den Verſtand überzeugt und die Seele erhebt, werden auf Veranlaſſung des Evangeliums Joh. XX. 19—31., ſehr zeitgemäſse *Erinnerungen für das Vaterland beym nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert* vorgetragen: der Redner zeigt, daſs das Vaterland wohl beherzigen müſſe, *was es iſt, was es ſeyn ſoll, und was es werden kann*, oder mit andern Worten, daſs dieſe Erinnerungen theils *bedenkliche Umſtände, die es erwägen muſs*, theils *nöthige Entſchlieſsungen, die es faſſen ſoll*, theils *ermunternde Hoffnungen, die es nähren darf*, betreffen. Wenn wir hier, durch den Raum dieſer Blätter beſchränkt, bloſs bemerken, daſs unter jenen *Umſtänden* namentlich die immer mehr ſich regende Ungebundenheit, die in allen Ständen immer mehr überhand nehmende Unſittlichkeit, und die ſich unlaugbar vermindernde Achtung gegen die Religion aufgeführt: daſs in Betracht der *Entſchlieſsungen*, welche das Vaterland faſſen ſoll, lebendiger Eifer und Ergebenheit gegen das Chriſtenthum, Anhänglichkeit an die bürgerliche Verfaſſung und erhöhete Sorgfalt für die Bildungsanſtalten des Volks, empfohlen; daſs endlich die *ermunternden Hoffnungen*, welche das Vaterland unter ſolchen Vorkehrungen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts faſſen darf, hier darein geſetzt werden, daſs Ordnung ohne Zwang, Fortſchritt ohne Uebereilung und Wohlfahrt ohne Miſsbrauch das beneidenswerthe Loos der Nachkommen ſeyn wird: ſo dürfen wir wohl nicht beſonders erinnern, welchen Reichthum von Ideen, die hier in fruchtbarer Kürze, immer von neuen Seiten dargeſtellet und dadurch eindringlicher gemacht werden, dieſe Rede in ſich vereinige. Wir ſind feſt überzeugt, daſs die Begierde nach dem Genuſs des Ganzen, die wir durch dieſe Anzeige zu erregen ſuchten, auch in einer bloſsen Lectüre der Predigt, ob ihr wohl die bey *dieſem* Redner gar ſehr in Anſchlag kommende Belebung durch den geiſtvollen mündlichen Vortrag abgeht, doch reiche Befriedigung finden werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Ofen, in d. Univerſitätsbuchdruckerey: *Scriptores Rerum Hung. minores hactenus inediti ſynchroni*, quos auſpiciis Emin. Card. et Princ. *Joſ. de Batthyán* etc. edidit *Martinus Georgius Kovachich*, Senquicienſis. T. II. ad Comitem Jo. Illyésházi. 1798. 444 S. 8.

Nach einer Zueignung an den Grafen *Illyésházi*, deren dieſer Mann ſo ganz würdig iſt, erklärt ſich der Vf. in der Vorrede ſehr bündig über den Umſtand, daſs in dieſem zweyten Theil faſt lauter neuere Begebenheiten beſchrieben werden. Was nützt es, ſagt er, über den Urſprung, die aſiatiſchen Sitze, Kriege, Sitten, Religionsgebräuche, Tracht etc. der Hunnen, und über ähnliche Gegenſtände der Alterthums-Krämerey mühſam weitläuftige Unterſuchungen anzuſtellen, während wir den Urſprung unſerer Geſetze, die Verbindung der Ungarn mit benachbarten Völkern, die jedesmalige Regierungs- und Verwaltungsform, die Beſtallung der Dicaſterien, wie ſie nur im nächſtverfloſſenen Jahrhundert geweſen, den Wechſel der Münze und andere Gegenſtände nicht kennen, deren Erwähnung in der Geſchichte durch den obgedachten Kram von Schulkenntniſſen verdrängt worden, die man aber billig vor allen andern ſich bekannt machen ſollte, ehe man zur Forſchung von Alterthümern ſchreitet. — Indem Rec. ferner das las, was der Vf. über die Nützlichkeit auch einzelner, den Kalendern beygeſchriebenen, Nachrichten und Tagebücher für die Geſchichte beybringt: hat er ſich des Gedankens nicht erwehren können, daſs manche Perioden älterer Geſchichte eine glaubwürdigere und umſtändlichere Bearbeitung vertragen werden, als manche Zeiträume der neueſten; weil es immer weniger Mode wird, daſs Männer, die am Ruder der Geſchäfte ſitzen, und in die innern geheimen Tiefen der Staatsmaſchinen blicken, ihre Erfahrungen, oder wenigſtens nur ihre eigenen Thaten für die Nachwelt aufbewahren; auch dann, wenn ſie nicht Urſache haben, das unbeſtochene Urtheil dieſer Nachwelt zu ſcheuen. Die Gelehrten wühlen indeſſen in alten Geſchichten und Claſſikern, oft um den praktiſchen Werth ihres Nachwühlens nicht ſo ſehr, als um eine gelehrte Zwiſtigkeit über ein Jota mehr oder weniger beſorgt; ſo bleibt zuletzt der Nachkommenſchaft für manche heutige Begebenheit keine andere Erkenntniſsquelle, als die Zeitungen — übrig. — Da ein beträchtlicher Theil dieſes Bandes aus den gleichzeitigen Memoiren des vortrefflichen Prälaten, *Ant. Verantius*, beſteht; ſo macht der Vf. von ſeiner ſonſtigen Regel eine Ausnahme, und giebt von ihm einige bibliographiſche Nachrichten. Der geſchickte Prälat hatte nämlich im Sinn, den Bonfinius, mit dem er den gleichen Vornamen Anton zu führen, ſich ſelbſt als einer guten Vorbedeutung freute, von der Regierung Vladiſlaw II angefangen, fortzuſetzen, und ein Werk: über Ungarns Schickſale nach dem Tode des Matth. Corv. zu ſchreiben. Dies erhellt aus ſeinen in der biſchöfl. Bibliothek zu Erlau vorhandenen Briefen, welche Hr. *Katona* im zweyten Theil ſeiner *Hiſt. crit. Period. Auſtr.* gröſstentheils herausgegeben hat, und worin verſchiedener Bruchſtücke ſeiner Arbeit gedacht wird. Hr. *v. Kov.* macht es ſehr wahrſcheinlich, daſs jene Bruchſtücke gerade diejenigen ſeyen, die er in dieſem Bande aus den Handſchriften des Draganich-Veranziſchen Archivs liefert. — Nun zu den einzelnen Stücken ſelbſt. Die erſten acht ſind aus alten Kanzleyformelbüchern genommen. I. *Epitaphium Magnif. Jo. de Huniad.* vom J. 1476. Dieſer hochtrabende Galimathias ziemte beſſer dem XII u. XIII. Jahrhundert. Ein einziger Zug, daſs nämlich auch der Senat zu Raguſa den Tod des wichtigen Mannes betrauert habe, gereicht ihm mehr zum Lobe, als alle Superlative, die der alt klöſterliche Stil des Vfs. verſchwendet hat. Nicht beſſer ſind die Knittelreime. II. *De obitu Joh. de Hunyad;* nur daſs der Vf. gleich vorn geſteht, er ſchreibe: *ſtylo puerili.* Wenn Thurotz nur überhaupt Alter, Ermüdung unter den Waffen und Sorgen, als Urſachen des Todes von Hunyad angiebt; ſo erfahren wir hier noch näher, daſs der Held mit Geſchwüren des Gaums und des Halſes behaftet worden. III. *Fürbitten* und IV. *Glückwünſche für den K. Matth. Corv.* bey ſeiner Thronbeſteigung. Nr. 3. hat viel poetiſches Verdienſt; und Nr. 4. iſt voll prophetiſchen Geiſtes; denn Matth. Corv. hat die hier ausgedrückten *Toaſts* und Wünſche ganz erfüllt. „Er wird uns, (heiſst es hier) vom auswärtigen Joche befreyen. Er wird nach dem Beyſpiel ſeines Vaters über die Türken triumphiren. Er wird uns vor den Räubereyen der Böhmen (unter Giskra) ſichern. Er wird die Polen wegtreiben, und den Stolz der Alemannen (eigentlich K. Friedrichs, der die ungariſche Krone in Händen hatte) demüthigen.“ — Hingegen das *Prognoſticon* Nr. V. iſt ſchlecht eingetroffen; z. E. das mahomediſche Reich liegt noch heut zu Tage nicht in der Aſche. Nr. VI. hat die vielverſprechende Aufſchrift: *Chronicum Rerum ſub Matth. Corv.* beſteht aber nur aus einigen

Zeilen, und meldet die Todestage einiger Geiſtlichen. Nr. VII. *Epitaphium ſuper exciſione Urbis Várad.* beklagt, daſs als Matth. Corv. die Polen neckte, die Türken indeſſen 1474 im Februar Groſswardein plünderten, und die ungariſchen Truppen auseinander jagten. In dieſem Aufſatz ſcheinen die türkiſchen Spahis den Namen Huſſaren zu tragen; denn es heiſst: *Huſſari dire pugnant, et Hunni fugam dant.* VIII. *Epitaphium Matthiae Corvini*, ſehr unbedeutend. IX. *Erzählung von dem Zuſtand und den Einkünften des Reichs unter M. Corv.* aufgeſetzt 1490 vom damaligen päbſtlichen Nuntius. Dieſe Erzählung, oder vielmehr dieſer Amtsbericht, ſteht in der italieniſchen Urſprache abgedruckt mit Varianten und der nöthigen bibliographiſchen Erläuterung in Hn. Engel's *Geſchichte des ungariſchen Reichs und ſeiner Nebenländer.* 2ter Th. Halle 1798. 4. X. *Bericht von dem Sieg über die Türken im J.* 1538; aus einer Briefſammlung in der k. k. Bibliothek zu Wien. Scharmützelnachrichten aus Croatien. Die folgenden Stücke bis Nr. XVIII. ſind aus dem Familienarchiv der Draganich-Veranzi genommen, wovon viele hiſtoriſche Sachen der Hr. Graf *Franz Szechényi* an ſich gekauft hat. XI. *Anton. Verantius de rebus geſtis Hung. ab inclinatione Regni.* Fragmentum. Schade, daſs dies ächtpragmatiſch verfaſste Bruchſtück kaum etwas über 4 Seiten austrägt. Der Vf. ſchreibt das Verderben Ungarns nach Matth. Corv. Tod mit Recht lediglich den Oligarchen zu, welche mit Uebergehung des zwar an einem Fuſs etwas hinkenden, ſonſt aber rüſtigen, Königsſohns, Joh. Corvin, den für Oligarchiſche Frechheit aller Art ſo nachſichtsvollen Vlad. II. wählten. XII. *Eben derſelbe von dem Leben und von den Thaten des Joh. Zápolya.* Der Herausgeber erinnert in der Vorrede ſehr treffend, daſs die Ueberſchrift eigentlich lauten ſollte: zwey Bücher über den Feldzug des türkiſchen Kaiſers Sulejman 1538 in der Moldau und in Siebenbürgen wider den Wojwoden Peter und den Joh. Zápolya (aus deſſen Dienſten der Vf. bekanntlich in die Dienſte des ungariſchen K. Ferdinands übertrat). Der Vf. ſtellt ſehr gründlich die verſchiedenen Verſuche zur Verſöhnung beider Kroncompetenten Ferdinands und des Joh. Zápolya dar, welche bekanntlich, weil Menſchlichkeit von beiden Seiten, wie auch zu erwarten war, unterlief, vereitelt wurden; ſodann die Urſachen, welche den Sultan zum Zorne wider Joh. Zápolya reizten. Ein ſchlimmer Zufall iſt hiebey, daſs eben da, wo Sulejman's Eintritt in die Moldau beſchrieben werden ſoll, in der Urſchrift etliche Bogen (bey S. 59.) fehlen. Nachdem Peter, Wojwode der Moldau, vertrieben war, beſchloſs Sulejman auch Siebenbürgen zu erobern, in beiden Ländern ſodann ſeinen Sohn als Vaſallenfürſten einzuſetzen, und von da aus Ungarn verheeren zu laſſen. Diesmal aber betrat Sulejman nicht einmal Siebenbürgen, und die Vorſicht erhielt unter allen Stöſſen der Cultur und dem Chriſtenthum ſeine Vormauer, das ungariſche Reich. Zur Erläuterung dieſer Geſchichte wollte derſelbe Vf. im XIIIten Stück einen *geographiſchen Abriſs von Siebenbürgen, von der Moldau und Walachey* liefern, den er aber ſelbſt beſcheiden für einen von Fehlern keineswegs freyen Verſuch gleich vorne erklärt. — Der wackere Mann kann zwar mit den Geten, Gothen etc. nicht ganz zu rechte kommen; beſtreitet aber ganz gründlich die Meynung ſeiner Zeit, daſs die Walachen vom Flaccus den Namen hätten; und ſcheint den Anon. B. Not. vor Augen gehabt zu haben, indem er ſie für Hirten der von den Hunnen nach Italien zurückgedrängten Römer hält. Seine Nachrichten über die neuere Schickſale und Sitten der Moldau und Walachey haben auch für neuere Geographen und Hiſtoriker Werth. — Ein vorzügliches Stück iſt die geographiſche und politiſche Beſchreibung von Siebenbürgen. Klärer als S. 108. hat Rec. noch nirgend die Verbindlichkeit der Szekler zum Kriegsdienſt und zur Ochſenabgabe beſtimmt geleſen. Schon zu des Verantius Zeiten hielten einige die ſogenannten Rovás- oder Holzkerbzeichen der Szekler für hunniſches Alphabet. Den Sachſen iſt das *Lob* ertheilt, welches dieſer ehrwürdigen Nation gebührt; falſch aber iſt es, daſs damals (geſetzlich) ihnen ein willkürliches Steuerquantum vom Fürſten habe aufgelegt werden können. Eine wichtige Bemerkung iſt: daſs Matth. Corvinus die Ungarn zur ſchweren Reiterey mit Erfolg abgerichtet, nach ſeinem Tode jedoch die leichte Reiterey die Oberhand bekommen habe, nach dem Muſter der Türken, *welches aber* nebſt dem Verfall der Kriegszucht *traurige Folgen* nach ſich gezogen. Das XIV. Stück enthält unter dem Titel: *Caſtigationes in Jovium*, die Geſchichte von der Uebergabe der Feſtung Ofen an die Türken 1540, und iſt vom ſelbſt im Original nicht vollſtändig. XV. *Begebenheiten des J.* 1551, ein Bruchſtück. XVI. *Privatnachricht von der Veranlaſſung der von Ant. Verantius nach der Türkey übernommenen Geſandſchaft* vom J. 1557 und von den damaligen Umſtänden des Reichs; in Form eines Geſprächs zwiſchen Anton und Mich. Verantius. Der Vf. beklagt, als Geſandter nichts für Philologie und alte Geographie gethan zu haben; denn die Geſandten würden zu eng von den Türken bewacht etc. *O duriſſimam*, ruft er S. 160. aus, *legatorum conditionem et nulli libero ingenuoque homini expetendam.* — Auch dies Bruchſtück iſt im Original unvollendet. XVII. *Eine Anekdote*, wie Sulejman durch einen Stummen, den er nach der bey den Türken gewöhnlichen Achtung für Stumme und Taube (denen ſie mehr innern Sinn und Prophetengeiſt zuſchreiben) an ſeinem Hofe hielt, vom Meuchelmorde errettet worden, mit dem ihn Perhates bedrohte. XVIII. *Officieller Bericht von der* obgedachten *türkiſchen Geſandſchaftsreiſe* und Verrichtung vom J. 1557. Ein ſehr wichtiges von Verantius und Franz Zay, den beiden Geſandten, denen auch noch der Magiſter *Augerius de Buſbecche* beygegeben war, verfertigtes Stück. Busbeck muſste in Conſtantinopel zurückbleiben; Verantius und Zay aber wurden nach ihrem Vaterland geſchickt, um den K. von Ungarn zur Annahme einiger

niger Bedingungen, und vorzüglich Abtretung einiger Festungen zu bewegen. XIX. *Namen der Prälaten und Baronen, welche bey dem 1569ger Reichstag zu Presburg gegenwärtig gewesen*, aus den Kaprinayschen Handschriften. Es ist merkwürdig, dafs hier eine Art *Regalisten*, wie sie noch bey siebenbürgischen Landtagen erscheinen, vorkommen: nämlich es giebt hier eine eigene Rubrik von: *Nobiles Regni potiores Castra habentes privatim per Majestatem Caesaream vocati.* Statt *Relicti* et *Magnificis* etc. soll es wohl heifsen: *Reliqui* etc. XX. Von *Jo. Decius Barovius*, *Decas Xma Commentariorum de rebus Hung. et Transf. complectens annos* 1592 – 1595. Dedicirt an Sigmund, Fürsten von Siebenbürgen. Ein schon an sich wichtiges Stück, aber merkwürdiger noch dadurch, dafs man bisher alle Decaden dieses Schriftstellers für verloren gehalten hat. Hr. *v. K.* hat diese Decas bey einem Stuhlrichter des Presburger Comitats, Mich. Döka, in einer gleichzeitigen Abschrift gefunden, und muntert zur Entdeckung auch der vorhergehenden Decaden auf. Ueber den Namen Barovius wagt der Herausgeber die nicht unwahrscheinliche Vermuthung: dafs er eigentlich Baranfus klingen sollte; weil der Vf. aus dem Baranyer Comitat gebürtig gewesen; die Sitte des XVI. Jahrhunderts Namenänderungen vorzunehmen, macht die vom Vf. selbst angenommene Namensendung wahrscheinlich. Diese Decas beschäftigt sich vorzüglich mit den Feldzügen des Pascha Sinan in der Walachey und in Siebenbürgen oder mit dem *Bellum Sinanicum*, ist in 7 Bücher und diese in Kapitel eingetheilt, und zeichnet sich vor viel andern ähnlichen Mémoires durch einen deutlichen, angenehmen, gut lateinischen und schlufsrichtigen Vortrag aus. Meisterhaft ist die Zueignung an den siebenbürgischen Fürsten; sie setzt bey ihm und bey allen Verwaltern öffentlicher Geschäfte Achtung und Aufmerksamkeit auf das Urtheil der Nachwelt voraus. *Serviat igitur*, sagt Barovius seinem Fürsten, *necesse est Serenitas Tua illis etiam judicibus, qui multis post seculis de Serenitate Tua ac omnibus ejus gestis multo quam praesentes incorruptius, quippe sine odio et amore, judicabunt.* Der Anfang dieser Decas schliefst sich nicht an die vorige an; sondern recapitulirt die Kriegsbegebenheiten vom J. 1566 her; welches in dem Rec. die Hoffnung zur Auffindung der vorhergehenden Decaden verringert. XXI. *Auszüge aus einem alten Antiphonarium*, enthält Todestäge einiger Geistlichen, und Gebete zu den heilig gesprochenen ungarischen Königen. XXII. *Auszug aus einem alten Grauer Brevier*, gleichen Inhalts. XXIII. *Kriegs- und Insurrectionsreglement für Siebenbürgen, sanctionirt von Matth. Corv.* 1463 und angeführt in dem Reichsgesetz Art. 12. 1526. — Ein vorzüglich interessantes, aber kleines Stück, das unmittelbar zur Ergänzung des *Corpus Juris* gehört; weil es in den Gesetzen als geltend angeführt wird, ohne dafs es doch denselben beygedruckt oder sonst im Publico bekannt worden wäre. Der Hr. *v. K.* und mit ihm das Publicum verdankt dieses Stück dem siebenbürgischen Gouverneur Grafen *Bánffy* und dem thätigen Literator Hn. *Georg v. Avanka*. Alle hier gegebenen Vorschriften beziehen sich nur auf den Fall, wenn in der äufsersten Noth eine Generalinsurrection angesagt werden sollte. Von den Comitaten ist bestimmt, der wie vielste Theil der Bauern, oder des Adels zu Hause bleiben dürfte? eben so ist bey den Szeklern die Art der Zusammenberufung durch Bergfeuer, die Musterung etc. vorgeschrieben; bey den Sachsen wird nichts besonders verfügt, ungeachtet das Reglement für die drey siebenbürgischen Nationen lautet (vergl. §. 5.). Das siebenbürgische Insurrectionsheer mufs innerhalb der Grenze des ungarischen Reichs (also nicht blofs Siebenbürgens) sich gebrauchen lassen; nur erhält es seine Verpflegung vom König. In allen hier nicht bestimmten Fällen sollte das Reglement vom Kaiser Sigmund gelten, und werde hiemit auch von dem ungarischen Adel, den Szeklern und Sachsen in Siebenbürgen angenommen. XXIV. *Von den Szeklern*, und ihrer Abgabe durch das Ochsenanbrennen (*Signatura Boum*). Dieses Fragment aus den Hadikkischen Handschriften abgeschrieben, gehört, so interessant es an sich selbst ist, doch eigentlich nicht hieher, sondern ist eine Beylage des Berichts, den die Ferdinandischen zur Uebernahme Siebenbürgens abgeschickten Commissarien Paul Bornemissa und Georg Wernder im J. 1552 erstattet haben, und wovon ein Theil bereits in Hn. *v. Engel's* ungarischer Geschichte B. II. abgedruckt ist, der andere aber vielleicht von Hn. *v. E.* noch nachgeliefert wird. XXV. Chronologisches Verzeichnifs der Handschriften des Draganich-Veranzischen Archivs, welche jetzt der Hr. Graf Széchényi besitzt. Ein für ungarische Geschichtforscher willkommenes Verzeichnifs.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. d. Verlagsgesellschaft: *Witold; Grofsfürst von Litthauen. Geistergeschichte vom Verfasser des Hans von Bousen.* 1796. 292 S. 8. (22 gr.)

Auch hier findet sich erst am Ende, dafs man nur den ersten Theil der Geschichte vor sich hat, die man nach dem Titel ganz zu erhalten glaubte: — diese Sitte scheint, je öfter sie auch schon gerügt worden ist, nur desto mehr den Buchhandlungen zum Schaden der Käufer zu behagen. — Wenn indessen vielleicht Mifstrauen in den Werth des Products diesen Weg, Absatz zu gewinnen, einschlagen läfst, so ist dies bey der vor uns liegenden Arbeit gewifs am rechten Orte. Der Gegenstand der Geschichte ist, wie unser Leser aus der Bezeichnung des Helden schon errathen werden, aus dem Zeitraume entlehnt, wo die Herrscher von Litthauen zwischen der Annahme der christlichen Religion und den dadurch ihnen entgegenstralenden, oder wenigstens von dem deutschen Orden ihnen vorgespiegelten politischen Vortheilen und zwischen Anhänglichkeit an dem Glauben ihrer Väter und der Furcht vor

dem Cavillen ihrer Unterthanen und dem Verluſt ihrer Würde ſchwankten. Vorzüglich aber iſt es die Rivalität von Jagello und Witold, was den Vf. beſchäftigt; alles, was durch ſie hervorgebracht wird, iſt nun mit Intrigue von Seiten heidniſcher und chriſtlicher Pfaffen reich ausgeſchmückt. Sie allein ſind die Geiſter, die hier ſpucken, ſind aber faſt immer gutmüthig genug, ſich bald fangen und entſchleyern zu laſſen: durch ſie wird Witold zuletzt noch in eine feurige Grube geführt, aus der ihn der zweyte Theil erlöſen ſoll, der uns noch nicht in die Hände gekommen iſt. — Wer nun an dieſen Zwittergeburten der Geſchichte und Dichtkunſt Behagen findet, wer insbeſondere jene aus der Geiſterwelt herbeygeholten Verzierungen liebt, und wer dafür Haltung in den Charaktern, feine Darſtellung der Eigenheiten des menſchlichen Herzens, gebildete Sprache und Vortrag erläſst, und mit platten halbvollendeten Schilderungen und groben Pinſelſtrichen, die oft noch dazu die Farben, mit welchen ſie malen, unnatürlich genug miſchen und auftragen, vorlieb nimmt, der wird ſich auch dieſes dem Alltagsgeſchmack gebrachte Opfer gefallen laſſen. Wir führen zur Probe von dem Geiſte des Vfs. eine Stelle an, worin er gleich im Anfange den Charakter der Litthauer ſchildert: „Unter einem unfreundlichen „*Himmelsſtriche*, *den Sümpfe und Moräſte* noch traurigen machten, *erlernten* die Litthauer, trotz der „Gefahr und ausdauernden Kälte; (was erlernten ſie?) im Kampfe mit wilden Thieren, beym Durchſchwimmen reiſsender Flüſſe bewährte ſich ihr Muth, „dem innere Kriege und *die*, mit ſtreitbaren Nachbaren, *immer neue Nahrung* gaben; und bey der „Nothwendigkeit, ſich nur mit äuſserſter Anſtrengung und Arbeit die unentbehrlichſten Bedürfniſſe „des Lebens erwerben zu müſſen, floh Weichlichkeit und die mit ihr verſchwiſterte Wolluſt, und „ſie hatten *nur*“ (welch ſeltſames Nur!) „Raubſucht, „Grauſamkeit und Liebe zur Trunkenheit mit den „mehrſten übrigen Widlen gemein!“ — Und den aus dieſen Zügen zuſammengeſetzen Charakter nennt der Vf. einen vortheilhaften eigenthümlichen Charakter. Zu ſeinen Spracheigenheiten gehören: Freund *mit* den Künſten des Friedens. — Dieſe *Heirath* hat mir immer nicht ſo recht *eingehen wollen* — bey einem Bündniſſe, wodurch die Diener unſerer Götter *vortheilten*; — meine *Gebietiger!* — Das Ganze wimmelt übrigens von Druckfehlern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Oldenburg*, gedr. b. Stalling: *Chriſt. Wilh. Ahlwardt*, des Oldenburgiſchen Gymnaſiums erſten Profeſſor und Rector, progr. *Bemerkungen über einige Stellen griechiſcher Dichter.* Septemb. 1798. 20 S. 4. — Zwey Stellen griechiſcher Dichter, Callimach. Hy. in Del. 225 und Theocrit 4, 11. machen die Gegenſtände dieſer Bemerkungen aus. In der erſten hatte er πόντος κακὸς σαῦρος durch *Auswurf des Meers* unrichtig gedeutet. Nun zeigt er ſehr gründlich, daſs man überſetzen müſſe: Aſteria, dieſes das Meer unſtät durchfahrende (durchfegende) Scheuſal. Denn σάῦρος, σαῦρα iſt nur bey Gloſſatoren ein Subſtantiv, das hieher nicht paſst: leitet man es beſſer von σαίρω, verro, eb. ſo iſt es neutrum participii aor. II. und hat den gravis, σαῦρον. Auch Hr. Schneider in ſeinem griechiſchen Wörterbuche war auf eine ähnliche Erklärung gekommen. Die Vergleichung von σαίρειν, verrere, fegen, ſweep iſt ſehr paſſend: ſeltſam, daſs unſer Wort fegen in der uneigentlichen Bedeutung für durchlaufen, durchſtürmen unedel iſt, wie in keiner andern Sprache. Im Theokrit iſt die Vulgate Πείσαι τὸ Μίλων καὶ τὸν λυκον αντίκα λυσσᾷ nach Bindemann: Milons Reden die brächten den Wolf auf der Stelle zum Raſen, durchaus ohne Sinn. Der Zuſammenhang iſt: Milon hat den Aegon, der von Kampfſpielen gar nichts verſteht, überredet, nach Olympia zum Wettkampf zu reiſen. Milo muſs alſo die Gabe der Ueberredung im höchſten Grade beſitzen etc. Hr. Ahlwardt ſagt: er habe unter den Neuern zuerſt die Schwierigkeit in der Vulgate heben wollen, in ſeinem Buche: zur Erklarung der Idyllen Theokrits (Roſtock 1792. 8.) S. 76 ff., aber ohne Glück. Indeſs ward es Veranlaſſung für andere Gelehrte, wie er meynt, dieſe Stelle nicht trocknen Fuſses vorbeyzugehen. Hr. Jacobs emendirte τὸν λαγὸν perſuaſerit leporibus, leicht, wiewohl ein wenig nüchtern. Nachher fand ſich unter Scaliger's Varianten, die am Rande eines Exemplars der römiſchen Ausgabe von 1516 (es befand ſich in der nun verſteigerten Bibliothek des ſel. Paſtor Krohn in Hamburg) beygeſchrieben waren, die merkwürdige Lesart, die auch dem Auratus zugeſchrieben iſt, ἀμνὸν für αντικα. Die darauf ſich beziehende Verbeſſerung in der A. L. Z. 1795. Sept. S. 560. Π τ. Μ. κατ τὸν λυκα ἀμνὸν λυσσᾷ findet Hr. A's Beyfall nicht ganz, beſonders weil λυσσάω in der Bedeutung von gegenantoben nie mit κατα conſtruirt ſey, ſondern wie die analogen Verba nur mit dem Dativ ohne Präpoſition, oder doch nur mit ἐπί: weswegen er auch Lycophron 454 λυσσᾶι τὸ ποιμνὶ χεῖμα ſehr hart emendirt ἐπ' ποιμνὶ, und Theocrit V, 16 vielleicht aus Liebe zu ſeiner Hypotheſe, nicht hieher rechnet. Er liefert daher eine andere Verbeſſerung, die ſich ſehr empfiehlt, und der erſten vielleicht vorzuziehen iſt: Π, τ. Μ. κ. τὸν λυκὸν ἀμνὸν λυσσᾷ, d. i. Milo könnte wohl ein Lamm durch Ueberredung dahin bringen, ſo blutgierig, kampfluſtig zu werden wie ein Wolf. (Beſſer ſteht hier wohl der Nomin. Sing. λυκος ſc. λυσσᾶ.) Daſs τὸν für ὃς mit und ohne folg. ἐς für als, wie, doriſch ſtehe (Ariſtoph. Acharn. 762 Küſt.) iſt gut dargethan. Auch die Vulgate giebt dann einen Sinn, mit Hinzufügung von κἀθωπους hinter Μίλων. Doch geſteht er das Schleppende ſelbſt ein. Daſs Hr. Hofr. Voſs ſeine Conjectur billigt, und ſie in ſeine Ueberſetzung der ſämmtlichen Idyllen Theokrits aufnehmen wird, iſt eine ehrenvolle Autorität.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: *Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich, den Probst Teller.* (Joh. 6, 63.) 1799. 60 S. 8.

Das Sendschreiben, auf welches diese Antwort eine erwünschte, würdige Erwiederung ist, war so richtig gedacht und so wahr und fein gesagt, dafs ein sachkundiger Christ den Verfassern vielleicht nichts Wesentliches entgegen zu halten haben möchte, als die Frage: warum sie sich, was doch immer noch den Schein einer ausschliefsenden Grenzlinie hat, unterscheidungsweise von der jüdischen „Religion" benennen? da sie richtiger mit Lessings Nathan sagen könnten: „was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden." Sey dies, wie es sey. Sie würden ihr Schreiben nie bekannt gemacht haben, wenn sie nicht an Christen geglaubt hätten, denen nicht erst durch einen Saladin gesagt werden müfste: „Sey keinem Juden, keinem Muselmanne zum Troz ein Christ!" Und nicht umsonst haben sie sich ausdrücklich an den würdigen Greis gewendet, welcher weder als Patriarch, noch als Tempelherr; welcher vielmehr mit der eben so christlichen als weltbürgerlichen Gesinnung ihnen entgegen kommt: |„Wir haben beide | Uns unser „Volk nicht auserlesen? Sind | Wir unser Volk? — „— | Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als „Mensch?" | Mit gleich viel Geradheit und Klugheit, gestützt auf gelehrte Sachkenntnifs und lang geprüfte Ueberzeugung, giebt ihnen seine Beantwortung Beyfall über die Prämissen von der für die Religionsgeschichte so wichtigen Unfügsamkeit der Ursprache ihrer Nation zum Ausdruck geistiger Begriffe, von dem bey so manchen traurigen Schicksalen ganz natürlichen Verfall ihres Volks in der Kultur, von der dennoch fälschlich ihm besonders aufgebürdeten Immoralität. Es ist auch ihm eine sehr scharfe und durchschauende Ansicht, dafs, wie sie gezeigt haben, das von Mose verordnete theokratische Ceremoniel einst für eine durch lange Unterjochung entgeistete und zum Bilderdienst der Abgötter sich hinneigende, erst entstehende Nation als Verwahrungsmittel gegen rohere Ausschweifungen des Aberglaubens wirken sollte; und Er bemerkt kurz und bündig: wie selbst die zehn Gebote, nach Inhalt und Abfassung, Civilgesetze einer werdenden Regierungsverfassung, in welcher Gott als der Einzige unmittelbare Regent förmlich Exod. 18. anerkannt wurde, eher als moralische Vorschriften waren. (Auch möchte darunter wohl das Sabbathgesetz nicht das einzige Beyspiel eines „blofsen Polizeygesetzes" seyn. Wenn man bey dem Satz: den Namen des Nationalgottes nicht zu lügenhafter Betheurung zu mifsbrauchen, bestimmt auf den *Namen*, wie dort auf den gewählten *Tag* sieht, so ist beides ohne Zweifel in gleichem Sinn polizeylich; aber freylich so, dafs beide Verordnungen unter einem allgemein gebietenden Satz stehen, das Sabbathgesetz unter der Foderung: dem Körper zur neubelebenden Ruhe, dem Geist zur Musse für Bildung und Nachdenken gewisse Zeiten zu sichern; das Gesetz vom Mifsbrauch des göttlichen Namens aber unter der Foderung bürgerlicher Wahrhaftigkeit. Eben dieser Fall ist beym Verbot der Bilder u. dgl. m.)

Die Losagung der Fragenden von einem blofsen Zuchtgesetz der Knechte nun, welche an sich gegründet ist, weil sie demselben entwachsen sind, rechtfertigt *T.* weiter durch die Prophetensprüche über das Untergeordnete der Opfer, durch die Gewifsheit, dafs der Anerkennung einer gleichen von Jesus angefangenen Religionsreinigung einst nicht die Gamaliele sondern die vom Altar lebenden Priester und Priestergenossen entgegen waren, auch durch das Beyspiel der Essäer, deren Gottesverehrung, ohne Vorwurf und Ausschliefsung von ihren Volksverwandten blos in einem beschaulichen Leben und einfacher Lebensart, ohne alle mosaische und rabbinische Gebräuche und Vorschriften, bestanden hat. Durch bessere Zeiten und ernstes Nachdenken bewahrt vor dem schwärmerischen und ängstlich religiösen dieser uralten jüdischen Gesellschaft, welche doch Porphyr in Vergleichung mit Pharisäern und Sadducäern die ehrwürdigsten nennt, liefsen sich die Vff. leicht als neue Essäer oder Therapeuten („Seelenärzte) betrachten, deren Richtung auf das Eine Nothwendige des Menschen: Gott zu lieben und seinem heiligen Gesetz gemäfs gut gesinnt zu seyn, für sie so wenig, als für jene ältere, eine Ursache der Ausschliefsung von jüdischer Nation und Gemeinschaft werden müfste. *T.* fragt daher und rechtfertigt die Frage: warum sie es nicht vor der Hand dabey bewenden lassen wollten, das reine Gold ihres ursprünglichen Israelitischen Bekenntnisses von den nachher hinzugekommenen unedeln Theilen geschieden zu haben? Austreten aus ihrem bisherigen Kreise, wäre dies nicht ein Verlassen der Wirksamkeit, in welcher sie gewifs am meisten für das Gute vermögen, weil sie ihnen anerzogen, angebildet, zum Theil angeboren ist? Gerade wo es dunkler ist, müssen hellere Köpfe mög-

ſelbſt ſtehen bleiben. Jeſus ſelbſt nöthigt ſie nicht herüber: Wer nicht wider uns iſt (man zähle ihn dann zu dieſer oder jener äuſserlichen Claſſe) der iſt für uns, ſagte ſein von Partheyſucht freyes Urchriſtenthum. Luc. 9, 50. Und ſelbſt in Rückſicht auf den bedeutendſten Grund zum Uebertritt, auf die Furcht, dafs durch den äuſseren Druck der Umſtände ihre ſchwer errungene Ueberzeugungen vielleicht nicht lange das Eigenthum ihrer Familien bleiben würden, deutet *T.* ſehr weiſe auf die Aufforderung des Vfs. der trefflichen *Policy of the Metropolis:* dafs doch gerade unter den Juden Männer von Geiſt und Einfluſs ſo viel möglich Beyſpiele geben möchten, wie auch die jüdiſche Jugend durch Erziehung zu nützlichen, freyen Berufsarbeiten vom ſittenverderbenden Herumziehen des Schacherhandels abgewöhnt und durch feſte, gemeinnützige Beſchäftigungen in die Stätigkeit der allgemeinen Staatsgeſellſchaft eingeleitet werden könnten. (Nachahmungswürdige Beyſpiele hievon giebt es ja ſchon im Fach der Aerzte, der Naturforſcher. Auch ſind mehrere Künſte vom Innungszwang frey. Am meiſten aber würden Güterpachtungen, wenn ſie am Ende auf eigenen Gütererwerb führen, das gewiſſermaſsen wieder nomadiſch gewordene Volk durch die Stufe des Ackerbaues zur bürgerlichen Seſshaftigkeit gewöhnen.) Indeſs wirft *T.* allerdings dieſe Frage nicht auf, um der Hauptantwort auszubeugen, wie etwa „die in der wichtigſten Angelegenheit der Menſchen, der Freymachung der Sklaven, ſo ſtummen Biſchöfe des Parlaments" von dem *Vf. der Policy of the Metropolis*, wenn auch manche Juden ſeine Wünſche möglichſt erfüllen würden, wohl ſehr abweichen möchten. Er unterſcheidet aber mit groſsem Grund die Antwort des chriſtlichen Religionslehrers von der Antwort des Staatslehrers in chriſtlichen Staaten. Als Theolog, im würdigen Sinn dieſes Worts, ſetzt er, wie Jeſus, bey der Frage über das wichtigſte Gebot, ſeiner Antwort: dafs Gott innig lieben und den Nächſten als ſich ſelbſt mehr ſey als Brandopfer und alle Opfer! die Bemerkung hinzu: dafs der Fragende, welcher hierüber „vernünftig" dachte, nicht fern vom Reiche Gottes ſey. Noch beſtimmter aber zeigt er: dafs „den jüdiſchen Ceremoniencultus aufgeben und die chriſtliche Religion annehmen, *nicht ſo ganz verſchiedene Dinge* ſeyen," wie ſich die jüdiſchen Hausväter hierüber ausgedrückt hatten. Jeſu Verbeſſern des moſaiſchen Judenthums war offenbar theils ein Beybehalten des allgemeingültigen, theils ein Reinigen des Localanwendbaren, folglich ein Aufheben alles Temporären, ſobald es der Zeit gemäſs zu ſeyn aufhore. Und was war in Paulus's Urchriſtenthum weſentlicher, als dafs hier kein Jude, kein Heide, — ſondern das ganze Menſchengeſchlecht, in religiöſer Hinſicht, Einer ſey in (und nach dem Plane ſeines) Chriſtus! Wäre dann aber auch die Menſchheit in dem, was man „die ganz unumwundene, unverſchleyerte Religion" nennen kann, Einer; ſo würden doch die Menſchen, weil ſie nicht in dieſer Abſtraction allein bleiben können, immer nach verſchiedenen Localitäten zu eigenen die Religioſität befördernden Geſellſchaften, zu Pflanzſchulen des religiöſen Nachdenkens und Lebens, und dadurch immer zu etwas poſitiven (zweckmäſsig gewähltem und geſetztem) ſich vereinigen. (Und ſobald nur davon der Begriff der Unveränderlichkeit und abſoluten Nothwendigkeit entfernt iſt, — kann alles poſitive nur alsdenn verwerflich werden, wenn es dem edlen Zweck, für welchen es angenommen iſt, förderlich zu ſeyn aufhört oder gar hinderlich zu werden anfangt!) Nach dieſem Begriff vom Poſitiven beſtimmt ſich nun das Uebertreten zu dem einfachen Einweihungsgebrauch des Urchriſtenthums und zum herzerhebenden Erinnerungsmahl an deſſen Urheber leicht von ſelbſt, nebſt dem Unterſchied zwiſchen Glauben an Gott und dem Glaubenswahn von einem arbiträren Wollen Gottes über Bedingungen der Seligkeit, welche nicht in der Natur der Sache gegründet wären. Grundlehren des Chriſtenthums ſind die Weisheit des Lebens, Dogmen *philoſophiſche* Verſuche über die durch Nachdenken über Religion entſtandenen Probleme. Als Bekenntnifsformel erklärt *T.* vorſchlagsweiſe den Inhalt von Epheſ. 1, 22. 23. 4, 15. 5, 13. und vergleicht andere Bekenntniſſe, wie ſie Jeſus ſelbſt, Er, durch welchen die ewige Wahrheiten des Urchriſtenthums ohne den Seitenweg der Schulgelehrſamkeit Sache des Volks zu werden anfingen, mehrmals, *wie Joh.* 8, 12. 12, 46., verlangte und wie *ſie von ſeinen* Vertrauten gegeben und angenommen worden ſind. Luc. 9, 21. Apoſtg. 2, 36. 1 Kor. 3, 11. 12. Phil. 2, 9. 11.

Dies alles ſondert der würdige Mann als Privaturtheil von ſeinen Amtsverhältniſſen ſo beſcheiden, als gewifs er hofft, dafs die proteſtantiſchen Lehrer in einem Fall, wie der gegenwärtige, Moſe zu hören geneigt ſeyn würden, wenn er ſagt: Gedenket, dafs ihr auch Knechte in Aegypten geweſen ſeyd! — Iſt nun aber auch dieſes zu erwarten; ſo bleibt, was die umſchauende Klugheit eines *Teller's* nicht vergeſſen, hier aber auch, weil es nicht in der Frage an ihn liegt, nicht zum Haupttheil der Antwort machen konnte, doch bey weitem noch das Wichtigſte zurück: wieviel nämlich ein chriſtlicher Staat von bürgerlichen Rechten und Freyheiten auf ein ſolches chriſtliches Bekenntnifs einzuräumen für rathſam und verfaſſungsmäſsig halten könne? Inſofern die Antwort hierüber von dem Verhältnifs zwiſchen Staat und Kirche abhängt, [ob nämlich Staat und Kirche (jüdiſch-theokratiſch) als Eines oder ob beide als vereinigt gedacht werden und zwar ob in dieſer Einigung die Kirche den Staat oder der Staat die Kirche oder keines von beiden das andere modificire?] legt der Vf. mit einleuchtender Beſtimmtheit in der Kürze dar, was in ſeiner anziehenden Schrift: Valentinian der Erſte, ausgeführt iſt. Was vornehmlich wegen Sicherung der Prioritätsrechte älterer Staatsbürger gegen den jüdiſchen Hang zu einem gewiſſen Caſtengeiſt, zum kleinen Handel und deſſen böſen Folgen u. dgl. m. verfügt werden müſste,

bleibe

bleibt den vorsichtigsten Ueberlegungen rechtskundiger Menschenkenner dringend empfohlen. Rec. wünscht sehr, dass alle diese mögliche Ansichten für jetzt, da die Fragenden wenig und unbekannt sind und daher Persönlichkeiten verschwinden, vorzüglich von der liberalen preussischen Gesetzgebungsklugheit untersucht und auf mögliche Fälle hin bestimmt werden könnten. Um so gewisser würde der jetzt ausgestreute Saame alsdann „bey günstiger politischer Witterung," wie der Vf. sich ausdrückt, nach und nach aufgehen und Früchte bringen.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. William Harris und zu finden in allen deutschen Buchhandlungen: *Liebe und Trennung*, oder *merkwürdige Geschichte der unglücklichen Liebe zweyer fürstlichen Personen jetziger Zeit.* 1798. 291 S. 8. (20 gr.)

Der Erbprinz von M** gewinnt, unter den Namen eines Grafen von Veser, unter welchem er den Hof von B** besucht, die Liebe der Prinzessin von B**: allein die Spannung, die zwischen ihm und seinem Vater herrscht und die Unzufriedenheit mit seiner ganzen Lage überhaupt, hindern ihn, eine Verbindung zu schliessen, die doch erst in spätern Zeiten Folgen haben konnte. Einige Zeit nach seiner Abreise kommt der Herzog von M**, sein Vater, auch *an jenen Hof*, sieht Lauren, die Geliebte seines Sohns, fodert ihre Hand (er war Witwer) und erhält sie. Sie opfert ihre Liebe der Convenienz auf, bewirkt selbst die Zurückkunft des von dem Hofe seines Vaters entfernt gehaltenen Erbprinz, und ist nicht wenig erstaunt, in ihm den geliebten Veser wiederzufinden. So sorgfaltig sie aber auch allen Näherungen ausweicht, die ihre Leidenschaft vermehren, oder sträflich machen konnten; so entgeht doch die Nähe der Herzen der beiden Liebenden, einer Gräfin von Wellenhof, Hofdame der Herzogin nicht, die mit dem Kammerherrn von Kieselstein den Plan macht, die Herzogin zu stürzen. Sie benutzt die Absendung eines Pakets an eine Freundin der Fürstin, welches Briefe enthält, die diese mit dem Prinzen, theils schon als Grafen, theils neuerlich gewechselt hatte, fängt es auf, und übergiebt das, was es enthält, dem Herzog, mit dem sie vor seiner zweyten Heyrath in sehr nahen Verhältnissen stand. Anfangs ist dieser äusserst aufgebracht; aber es gelingt seiner Gemahlin, sich und den Prinzen zu rechtfertigen; doch drückt der Gram und die sonderbaren Verhältnisse ihrer Lage sie nieder und ihre Gesundheit erliegt demselben: noch vor ihrem frühen Tode vergiebt sie der Wellenhof, deren Verratherey sie erfahren hatte, und dieses bewegt auch die letzte, ihr Herz der Reue zu öffnen. — Dies ist der Inhalt der Geschichte, die sich schon dadurch, mehr noch durch Ton und Einkleidung zu ihrem Vortheile von den Kraftgeburten einer Einbildungskraft unterscheidet, welche blos in einer dem menschlichen Herzen und Seyn ganz fremden Welt lebt. Die Sprache ist natürlich, der Vortrag fliessend, die Diction rein. Das Ganze neigt sich zu den Romanen der frühern empfindsamen Periode, doch nicht bis zu dem Grade der Ueberspannung, der diese verächtlicher machte, als die besten Producte der Classe es verdienen. Etwas Schwärmerey herrscht freylich überall, vorzüglich in den Briefen der Liebenden: auch sind die Bilder, Schilderungen und Gleichnisse nicht neu, und es ist kaum zu zweifeln, dass sich jede etwas ausgezeichnete Stelle mit einer Parallele aus ältern ähnlichen Dichtungen belegen liesse. Selbst die Stricke eines niedergesenkten Sarges müssen hier wieder rauschen, die Steine nochmals auf dem Sarge poltern u. s. w. — Auch ist es sonderbar genug, dass eine unendlich oft wiederholte Warnung, die Beförderer nur als solche handeln, nicht auch so sprechen zu lassen, so wenig beachtet wird. Die Wellenhof giesst ganz frey ihr Inneres aus. — Was die Oekonomie des Ganzen betrifft, so lässt sich in dieser Rücksicht billig erinnern, dass von der Markos, einer Hofdame der Fürstin, Anfangs viel zu viel die Rede ist, da sie in der Folge der Geschichte ganz unbedeutend bleibt. — Doch diese Mängel hindern nicht, dass man bey dieser Erzählung gerne und in diesem Kreise uns ähnlicher Menschen unendlich lieber verweilt, als bey dem Geräusche und der Unnatur der Ritter- und Geistergeschichten, und dass man froh ist, einmal das Herz mehr als die Phantasie beschäftigt zu sehen.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Heinrich la Muraille und Henriette Boissy.* Ein geheimes Aktenstück aus den Tagen der neufränkischen Regierung und des Vendeekrieges. 1796. 270 S. 8. (18 gr.)

Heinrich und Henriette, aus Caen, sind schon von ihrer Kindheit an für einander bestimmt, und entsprechen den Wünschen, die ihre Aeltern in dieser Rücksicht unterhalten, durch die zärtlichste gegenseitige Neigung. Beide Familien sind eifrige Republikaner, aber Anhänger der Girondisten. Kurz vor dem Falle der letztern schickt la Muraille, der Vater, seinen Sohn nach Paris, um sich von der wahren Stimmung der Gemüther zu unterrichten: dort geräth dieser in Barrere's Hände, der ihn durch einen sonderbaren Aufwand von Intrigue und Machinationen zur Parthey des Berges herüberzieht und ihn dadurch, da er mit diesen Gesinnungen nach Caen zurückkehrt, der Liebe seines Vaters und der Hand Henriettens, wiewohl nicht ihrer fortdauernden Treue, verlustig macht. Heinrich geht in dieser Lage zum zweytenmal nach Paris, um Kriegsdienste zu suchen: Hier wendet Barrere aufs neue seine Ränke an, ihm eine von ihm verlassene Buhlerin zur Gattin zu geben! Eben da er im Begriff ist, die Heyrath mit dieser zu vollziehen, entdeckt er die ihm gespielten Betrügereyen: er will seinen Verwandten und Henrietten, die bey der allgemeinen Verfolgung der Gironde-Parthey, nach der Vendee geflohen waren, nacheilen, als ihn Verhaf-

Digitized by Google

tung davon abhält. — So weit der erste Theil. Die hier angegebenen Hauptzüge sind zu einem Ganzen ausgebildet, das zwar nicht in dem alltäglichen Romanenstile, aber doch auch nicht ohne viele Ungelenkheiten und Schwerfälligkeiten der Sprache und des Vortrags erzählt ist. Uebrigens ist freylich die Zeichnung der Charaktere nachlässig und flüchtig, die Consequenz in ihnen und in den Handlungen der auftretenden Personen nicht sehr grofs, die historische Wahrscheinlichkeit nicht geschont. Der schnelle Uebertritt Heinrichs zu einer andern Parthey, als der seines Vaters, das Uebergewicht der erst eingesogenen Grundsätze über Liebe des Sohnes und Zärtlichkeit des Liebhabers, die mit einem hyperromantischen Aufwande von Maschinen und Intriguen ausgestatteten Beschäftigungen des fürwahr mit ganz andern Gesichtspunkten überviel zu thun habenden Barrere sind alle nur dürftig motivirt. Indessen ist nicht zu leugnen, dafs eben diese Einmischung bekannter Personen und jener Charakter auch der wahren Revolutionsgeschichte, vermöge dessen sich das Ungewöhnliche und Widernatürliche leicht paart — der vor uns liegenden Dichtung wenigstens so viel Interesse giebt als nöthig ist, um sie ohne Langeweile zu lesen und um das Ende der Geschichte zu erwarten. Hier und da kommen aber doch Ausdrücke vor, bey welchen der Geschmack hart anstöfst, z. B. Worte hervorseufzen — einen Tumult von Gedanken in Worte skeletiren, — die Empfindungen brennen schon jetzt stromweise aus meinen Augen u. s. w. — Auch ist *eine Betege* nicht richtig; wahrscheinlich provinziell. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Maurer: *Politisch-theologische Aufgabe über die Behandlung der jüdischen Täuflinge.* Aus dem Archiv der Zeit besonders abgedruckt. 1799. 15 S. 8. Eine Gesellschaft von Freunden wünscht eine gute Beantwortung folgender Frage: Da die Eingeschränktheit in Ansehung der bürgerlichen Freyheiten und Rechte, unter welcher die jüdische Nation in einem grofsen Theile Deutschlands noch lebt, nicht in dem Wesentlichen ihrer eigenthümlichen Religion gegründet ist; da der kränkende Druck dieses armen Volks noch weniger eine Rache seyn kann, die etwa die Christen dafür, dafs der Stifter ihrer Religion von den Vorfahren der Juden mifshandelt ward, ausüben wollten; da folglich die Ursache, weswegen selbst die aufgeklärtesten Staaten ihre ungetauften Mitglieder von so vielen, den schlechtesten ihrer Unterthanen angebornen Rechten und Freyheiten auszuschliefsen immer noch fortfahren, tiefer liegen und in dem Charakter der Juden, in ihren Gesinnungen, ihrer Bildung, in einer gewissen Mifsstimmung, Verkehrtheit, Unbrauchbarkeit der körperlichen und Geistesfähigkeiten, wodurch sie zur Erfüllung der vom Staate gefoderten Pflichten durchaus unfähig, und folglich auch des Genusses der bürgerlichen Rechte und Wohlthaten schlechterdings unempfänglich werden, zu suchen seyn mufs; so fragt sich, ob es nicht, *unter dieser Voraussetzung* aufserst inconsequent sey, einem Juden, dem man gestern noch alle Fähigkeit zu Leistung der Pflichten und zum Genufs der Rechte eines Bürgers absprechen zu müssen glaubte, heute, nachdem die Ceremonie der Taufe mit ihm vorgenommen worden ist, alle Rechte und Genüsse der gebornen christlichen Unterthanen einzuräumen? Die gänzliche Untauglichkeit der Juden, welche angenommen werden mufs, wenn nicht das Verfahren der Regenten und Völker Europens gegen sie vernunftwidrig und ungerecht erscheinen soll, kann doch durch die Taufe nicht mit einemmale weggenommen werden! Es fragt sich also, was hätte der Staat zu thun, wenn die ganze jüdische Nation auf einmal den Entschlufs fafste, sich taufen zu lassen? Oder, da dies wohl nie geschehen wird, was ist zu thun, wenn einzelne Juden Christen werden? Ist es weise, billig, vortheilhaft, die Einschränkungen, denen man sie ihrer angestammten Unart wegen unterwerfen mufste, sofort aufzuheben, und sie den übrigen Bürgern gleichzustellen? Und, abgerechnet diejenigen, die aus reiner Anhänglichkeit an erkannte Wahrheit mit seltner Geistesstärke diesen Schritt thun, wessen kann man sich zu Menschen versehen, welche alle Familienbande zersprengt und alles was ihnen vorher theuer und werth war, aufgegeben haben? Unser Casuist, dem das Schicksal der *ungetauften* Juden wohl mehr als das der *getauften* am Herzen liegt, thut allerley Vorschläge, wie dergleichen Proselyten aus dem Judenthume zu behandeln seyn; sie sollen mehrere Jahre lang als Unmündige betrachtet werden; während dieses Zeitraums soll man sich die gänzliche Umbildung ihres Gemüths, ihrer Gesinnungen und ihrer Denkart angelegen seyn lassen, damit sie des Antheils an den bürgerlichen Rechten und Freyheiten würdig werden mögen; bis dahin sollen sie nicht heyrathen dürfen u. dgl. — Rec. kann dieser Inhaltsanzeige nur einige wenige Bemerkungen beyfügen. *Fürs erste* scheint es ihm bey weitem nicht so ausgemacht, als der Vf. annimmt, dafs in dem Wesentlichen der eigenthümlichen Religion der Juden gar kein Grund zu der Einschränkung liege, unter welcher diese Nation lebt. Moses hatte *augenscheinlich* die Absicht, sein Volk durch die Religion, *die er ihm gab*, von allen andern Völkern gänzlich zu isoliren. Und er hat die Mittel zu seinem Zwecke so gut gewählt, dafs dieses Volk, obgleich seine eben dahin zielende eigene Verfassung längstens vernichtet ist, dennoch nach Jahrtausenden immer noch isolirt da steht, und mit keinem andern sich recht mischen kann, sondern überall zwar zu Hause, aber doch überall fremd ist. So viele unterscheidende Gebräuche schneiden es von andern Menschen ab, und die Pünctlichkeit in Beobachtung derselben erzeuget einen ängstlichen Kleinigkeitsgeist, der charakteristisch ist, und leicht Starrsinn wird. Nur philosophisch denkende Juden, die einen hohen Grad intellectueller und moralischer Cultur erreicht haben, oder solche, denen es mit ihrer väterlichen Religion überall nicht Ernst ist, machen Ausnahmen. *Fürs andere* sieht es einer Affectation ähnlich, wenn der Vf. geflissentlich vermeidet, ein Wort davon zu sagen, dafs die herabwürdigende Behandlungsart, welche die Juden noch immer erfahren müssen, ein Hauptgrund ist, weswegen sie sind, was sie sind. Man hebe den erniedrigenden Druck auf, mache, dafs sie ihr Brod durch etwas anderes als durch Trödeley verdienen können oder gar müssen, und sorge zugleich für eine unserm Zeitalter angemessene Erziehung ihrer Jugend; so wird vieles bald anders werden, und selbst das Eigenthümliche ihrer Religion wird nicht mehr so, wie jetzt, wirken. Urbar zu machendes oder fleifsiger zu cultivirendes Land giebt es in Deutschland noch genug; nur an Aermen fehlt es. *Drittens* ist dem Rec. nicht bekannt, dafs jüdische Täuflinge sonderlich begünstigt würden. Die meisten steuert man, wenn man sie getauft hat, mit nicht viel mehr als mit einem Pafs und Atteste aus; sie werden grofsentheils Landstreicher, und machen eine eigene Art von Landplage aus. Freylich wäre es, wie der Vf. empfiehlt, Pflicht, auf ihre Bildung und Erziehung zu Bürgern Bedacht zu nehmen. Aber fast noch dringender scheint es *viertens*, keinen zur Taufe zuzulassen, bey dem es zweifelhaft ist, wo und wovon er sich und die Seinigen für immer nähren wolle und könne. Geistliche Ministeria und Consistorien müfsten hierüber weniger als die Polizey-Behörden entscheiden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, in der K. K. Taubstummen-Instituts-Buchdruckerey: *Lehre der Geburtshülfe, zur Anwendung nach ächten Grundsätzen und der Erfahrung gemäfs bearbeitet, auch mit praktischen Bemerkungen durchgehends erläutert*, von *Joseph Weydlich*, ausübendem Entbindungs- und Wundarzte in Wien, Kurfürstl. Köllnischem Medicinal-Rathe u. s. w. *Erster Theil.* 1797. 308 S. ohne Vorr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher sich seit achtzehn Jahren mit der Entbindungskunst beschäftigte, und die Geschichte derselben genau zu studiren stets bemüht war, fafste endlich den Entschlufs, ein Werk auszuarbeiten, welches nicht allein den theoretischen und praktischen Theil, sondern auch eine ausführliche Geschichte dieser Wissenschaft in sich begreifen sollte, um aus historischen Momenten den Anfang, Fortgang, die weitere Vervollkommung, und jetzige hohe Ausbildung der Geburtshülfe deutlich entwickeln zu können. Die Gröfse, Wichtigkeit und der Umfang dieses Planes, liefs sich aber nicht auf einmal ausarbeiten, und der Presse übergeben. Daher fafst der vorliegende erste Theil, nur die Geschichte der Einbindungskunst, vom Ursprunge bis auf das Ende der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in sich.

Erster Abschnitt. Begriff der Geburtshülfe und Entbindungswissenschaft. Ihr theils wahrscheinlicher, theils erwiesener Ursprung. Aelteste Spuren derselben. Der Geburtshülfe ist ein hohes Alter nicht abzusprechen; ja man kann mit ziemlicher Gewifsheit behaupten, dafs sie so alt, als das menschliche Geschlecht sey. Jedoch setzt dies keine wissenschaftliche Form voraus. Wahrscheinlich war Nachahmung des Naturtriebes der Thiere die erste Veranlassung. Indessen hatten die ersten Menschen, welche in einem glücklichen Clima, frey von jenen Bedürfnissen, die Luxus und Kränklichkeit erzeugen, ohne heftige Leidenschaften, bey einfacher Nahrung, und in zweckmäfsigerer Kleidung lebten, wohl selten eines fremden Beystandes im Geburtsgeschäfte nöthig, wozu sie nachher durch veränderte Lebensweise, und durch andere mitwirkende Ursachen S. 11. zu greifen gezwungen wurden. Allein selbst in jenem rohen Naturzustande traten doch zuweilen Falle ein, die widernatürlich waren, und das Bedürfnifs eines fremden Beystandes erzeugten. Wahrscheinlich leisteten die Mütter diesen Beystand zuerst ihren Töchtern, deren Beyspiele dann Schwestern, Anverwandten und Freundinnen folgten. Daher, und weil die weibliche Schaamhaftigkeit damals weit gröfser war, als jetzt, ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs zuerst nur allein Weiber den Kreifsenden beygestanden haben; eine Meynung, die sowohl durch die bekannte Eifersucht der Morgenländer, als auch durch die mosaischen Geschichtsbücher bestätigt wird.

Zweyter Abschnitt. Erste Schritte zur wissenschaftlichen Betreibung der Geburtshülfe unter den Aegyptiern und Griechen. Bestimmung der wahren Verdienste des Hippocrates, nebst beylaufigen Bemerkungen. Die Ausübung der Geburtshülfe in den patriarchalischen Zeiten bestand nur in einer freundschaftlichen Hülfe, welche sich die Nothleidenden wechselseitig leisteten, ohne dazu besonders befugt oder bestellt zu seyn. Später machten die entstandenen Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft, die Umschaffung derselben in Staaten, und die, für diese so nützliche Erhaltung der Staatsbürger, auch mehr Sorgfalt für glückliche Entbindungen aufzuwenden nöthig, und von dieser Zeit an lassen sich bestellte Hebammen erweislich zuerst in Aegypten annehmen. Von da, einige Jahrhunderte später, kam die Geburtshülfe nach Griechenland, wo sie sogar unter der Gestalt der Göttinn *Eilithyia*, wie nachher bey den Römern unter dem Namen *Lucina* verehrt wurde. Die Athenienser waren die ersten, welche den Weibern die Ausübung der Geburtshülfe abnahmen, und solche als einen Theil der Arzneywissenschaft, deren Ausübung durch die Gesetze des Staates den Weibern und Sklaven verboten war, den Männern ausschliefslich zueigneten. Doch suchten späterhin Weiber, welche *Omphalotomae* genannt wurden, die Entbindungskunst wieder auf ihr Geschlecht zu bringen. Indessen blieb die Lehre der Geburtshülfe nach Grundsätzen bey den Griechen ein Eigenthum der männlichen Aerzte, von denen aber nur wenige Schriften über diese Wissenschaft bekannt geworden sind. Erst Hippokrates erwarb sich das Verdienst, einige Erfahrungssätze und Verhaltungsregeln aus dieser Kunst gesammelt zu haben, von denen er aber die wenigsten durch eigne Handanlegung, und durch Erfahrungen bey Kreifsenden aufgefafst zu haben scheint. Daher so viele Irrthümer und abergläubische Vorurtheile, die sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, in seinen Schriften; daher ein so grofser Mangel an richtigen ana-

Digitized by Google

tomiſchen Kenntniſſen des innern weiblichen Körpers; daher ſo viele lächerliche Träumereyen und phyſiologiſche Albernheiten, von denen der Vf. S. 41. mehrere anführt. Aufserdem beurtheilt der Vf. in dieſem Abſchnitte verſchiedene Vorſchriften des Hippokrates; beweiſet die Unrichtigkeit ſeiner Angabe von der Stellung des Kindes zur Geburt, bezweifelt die Aechtheit mancher Schriften, welche dem Hippokrates beygelegt werden, unter denen er S. 51. das Buch vom Ausſchneiden der Leibesfrucht, von der Natur u. m. für gänzlich untergeſchoben erklärt; entſchuldigt den Mangel anatomiſcher Kenntniſſe, welche man in den Schriften des Hippokrates antrifft, und deſſen Unbekanntſchaft mit der Wendung; zeigt den Mifsbrauch den H. vom Haken bey todtgehaltenen Kindern gemacht habe, und rügt am Ende die üblen Folgen, welche auch noch jetzt, durch zu genaue Befolgung der hippokratiſchen Vorſchriften hie und da bisweilen bemerkt würden, freymüthig und mit praktiſchen Erfahrungen.

Dritter Abſchnitt. Sehr langſame und ſchwache weitere Fortſchritte nach den Zeiten des Hippokrates unter den Griechen, Römern, Arabern, und einigen chriſtlichen Völkerſchaften, bis zum 16ten Jahrhunderte. Eine geraume Zeit nach Hippokrates Tode blieb die Entbindungskunſt ohne alle Vervollkommnung und Erweiterung. Hieran war theils der zu grofse Werth, den man den hippokratiſchen Lehren beylegte, theils die Sucht der Aerzte Secten zu ſtiften, wodurch alle Unterſuchung und fernere Bereicherung der Geburtshülfe verhindert und erſchwert wurde, ſchuld. Daher, und weil man aus jener Zeit ſo wenig Schriften hat auffinden können, ſind auch die Bücher der Kleopatra, des Moſchion, Eros u. ſ. w. wahrſcheinlich untergeſchoben, obwohl in einigen derſelben, manches Gute und Brauchbare enthalten iſt. Endlich treffen wir im zweyten Jahrhunderte nach C. G. auf den Galen, der, wenn gleich kein grofser praktiſcher Geburtshelfer, doch zur theoretiſchen Vervollkommnung der Geburtshulfe viel beygetragen hat. Unter den Römern hatten indeſſen die Weiber ſchon längſt die Geburtshülfe ausgeübt; ſpäterhin waren auch eine gewiſſe Anzahl Hebammen beſtimmt, und denſelben der Name *Jatrowa* gegeben worden. Dem Celſus allein gebührt die Ehre einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Geburtshülfe. Doch trifft man auch bey ihm, auf beträchtliche Irrthümer und falſche Handgriffe, unter denen der Vf. S. 81. auch den Vorſchlag rechnet, nach welchem Celſus den abgeriſſenen, und in der Gebärmutter zurückgebliebenen Kopf herauszureiben gedenkt. Hiebey erzählt der Vf. in einer Note eine Beobachtung, nach welcher bey einer Bauersfrau der abgeriſſene, im Utero zurückgebliebene Kopf, ohne Anwendung eines Mittels, und ohne Nachtheil, in zwey von dem Vf. erlebten Fällen blofs durch die Natur entwickelt worden war. Zu den Schriftſtellern, welche nach Galen lebten, gehören Cälius Aurelianus, und Theodor Priscianus. Mehrere ſind in einem Zeitraume von 200 Jahren nicht bekannt geworden, woraus man auf die geringe Erweiterung und Vervollkommnung der Geburtshülfe ſchlieſsen kann. Im 5ten Jahrhunderte lieferte Aetius von Amida Einiges uber die Geburtshülfe, das aber nichts Eigenthümliches, ſondern nur geſammelte Bruchſtücke aus den Schriften ſeiner Vorgänger enthält. Nach ihm übte, doch mit grofserem Beyfall, Paulus von Aegina die Entbindungskunſt aus, welchem man auch zuerſt den Namen eines Geburtshelfers ertheilte. Unter mehreren, der von ihm bekannt gewordenen Lehren, empfahl er auch die Zurücklaſſung der Nachgeburt. Bey dieſer Gelegenheit führt der Vf. einige neue Geburtshelfer an, welche dieſen Satz ebenfalls behaupten, und tritt am Ende, nachdem er das Für und Wider beider Meynungen unterſucht hat, der Zurücklaſſung der Nachgeburt bey. Noch bey Lebzeiten des Avicenna fieng die grofse, zerſtörende und den Wiſſenſchaften ſo nachtheilige Völkerwanderung an, und nur unter den Arabern ſchienen die Wiſſenſchaften und die Geburtshulfe in Ruf zu bleiben. Einer der berühmteſten Geburtshelfer war Avicenna, welcher auch, nach des Vf. Behauptung, der Erſte geweſen ſeyn ſoll, dem wir eine Beſchreibung der Geburtszange zur Herausziehung lebendiger Kinder zu verdanken haben. Nach ihm ſchrieb Albucaſis, welcher ein grofser Freund der Inſtrumente war. Indeſſen waren weder die Bemühungen dieſer arabiſchen Geburtshelfer, noch die, vom König Roger von Sicilien im Jahre 1100 zu Salerno geſtiftete Schule im Stande, etwas Erſprieſsliches für die Entbindungskunſt zu bewirken. Ganz natürlich behielten daher unter ſolchen Umſtänden die Weiber an allen Orten freye Hand in der Ausübung der Geburtshulfe. Am Schluſſe dieſes Abſchnitts bemerkt der Vf. dafs das Vorgeben: Albert der Grofse habe im 13ten Jahrhunderte wirklich gelebt, ſey Biſchof in Regensburg und ein grofser Geburtshelfer geweſen, auch Verfaſſer des Buches: von den Geheimniſſen der Weiber, gänzlich erdichtet, und nur darum von einem Betrüger ausgeſonnen ſey, um der katholiſchen Geiſtlichkeit einen Schandfleck anzuhängen!!!!

Vierter Abſchnitt. Stärkere Grundlage und beſſerer Anfang zur Aufnahme der Entbindungswiſſenſchaft im 16ten Jahrhunderte. Schon hatten alle andere Wiſſenſchaften beträchtliche Fortſchritte gemacht; noch immer blieb die Entbindungskunſt zurück. Im 16ten Jahrhunderte endlich, und zwar durch die Bemühungen franzöſiſcher Aerzte, ſchwang ſich auch die Geburtshülfe empor. Allgemein wird dieſe Ehre dem Ambroſius Paré zuerkannt. *Die Schriften dieſes Mannes wurden noch bey deſſen Lebzeiten von* Guillemeau ins Lateiniſche überſetzt. Bey dieſer Gelegenheit entwickelt unſer Vf. die Lehrſätze des Paré, bemerkt das Gute und das Tadelnswerthe derſelben, und widerlegt — für die Grenzen ſeiner Schrift faſt zu weitläuftig — die Ausfälle des le Roy, der

Digitized by Google

der besonders die Vorliebe zu Instrumenten, deren sich Paré schuldig machte, angegriffen hatte. Paré war auch der Erste, unter dessen Veranstaltung ein Gebährhaus in Frankreich errichtet wurde. Ein Zeitgenosse dieses Franzosen war der frankfurter Arzt Eucharius Röslein, bey dessen Schriften von unserm Vf. sehr richtig bemerkt wird, dass die französische Uebersetzung derselben, nicht nach dem deutschen Originale, (schwangerer Frauen Rosengarten) sondern nach einer lateinischen Uebersetzung von Paul Bienoassis verfertigt worden sey. In Londen wurde diese Schrift 1654 von Thomas Raynold übersetzt. Weder Haller noch unser Vf. urtheilen günstig über Rhodion; doch der Letzte mehr aus Privat-Hass gegen le Roy, welcher den Rhodion auf Unkosten des Paré erhob, als aus triftigeren Ursachen. Ueberhaupt lebt der Vf. in der ganzen Schrift in einer beständigen Fehde mit le Roy, welcher bey jeder Gelegenheit herbeygeführt wird, und wodurch unangenehme Digressionen und ermüdende Weitschweifigkeit entstanden sind. Früher als Paré, als dessen Nachfolger Guillemeau, und als Rhodion, schrieb schon Jason de Pratis im Lateinischen ein Buch von der Gebärerinn, und von der Geburt, welches 1524 in Antwerpen herauskam. Durch diese vielfaltigen Bemühungen entstand bey italienischen, schweizerischen, französischen Aerzten ein grosser Wetteifer in der Bearbeitung der Geburtshülfe, und unter mehreren gleichzeitigen Schriften verdienen die Werke des la Roche, Sylvius de Bois, le Bon, Bonacioli, *Montano*, *Trincavella*, Jakob Ruff, Walter Ryff, Franz Rousset, de la Corde, Akakia, Bottoni, Mercado, Mercurialis u. a. besonders angeführt zu werden. Indessen bemerkt unser Vf., dass, trotz der Menge von Schriften über diese Materie, nicht viel Erhebliches und wahrhaft Brauchbares in denselben enthalten, dass die damalige Beschaffenheit der Instrumente äusserst schlecht gewesen, und weder von den Werkzeugen jener alten Geburtshelfer, noch von ihrer Anweisung zu Manualoperationen, viel beyzubehalten sey. Der Kaiserschnitt ist jedoch in jenen Zeiten öfterer und glücklicher gemacht worden, als von unsern gegenwärtigen Geburtshelfern. Nicolaus de Falconeriis erzählt in seinen, zu Venedig 1491 herausgekommenen Reden über die Wundarzney, das erste Beyspiel eines glücklich verrichteten Kaiserschnittes, und im J. 1500 unternahm denselben der Schweinschneider Nufer an seinem eignen Weibe mit dem glücklichsten Erfolge.

Fünfter Abschnitt. Vorläufige allgemeine Anmerkungen über die Gelehrtengeschichte der Entbindungswissenschaft im 17ten und 18ten Jahrhunderte. Nachdem der Vf. in diesem Abschnitte verschiedene vorläufige Bemerkungen, die, mehr oder weniger gegründeten Verdienste eines Levret, Röderer, Böhmer, u. a. betreffend, und abermals mehrere heftige Ausfälle auf le Roy, dessen Parteylichkeit und Unwissenheit, vorausgeschickt hat, geht er zu der Untersuchung über, was, und von wem in den folgenden Jahrhunderten für die Geburtshülfe besonders Nützliches und Brauchbares geliefert worden sey. Hiebey will der Vf. keine Rücksicht weder auf die Nation, das Vaterland, noch auf andere personelle Nebenumstände nehmen, sondern nur solche Geburtshelfer, und nur die Schriften nennen, durch welche entweder ein ganzes Lehrgebäude, oder ein wichtiges Hauptstück, oder eine vorzügliche Art von Manualoperationen bestätigt, verbessert, erfunden, berichtigt, oder widerlegt und zernichtet wird, wodurch mithin die Kunst immer eine beträchtliche Veränderung erlitten hat.

Sechster Abschnitt. Bemühungen zur Beförderung der Entbindungswissenschaft das 17te Jahrhundert hindurch, besonders in Frankreich, Holland und Deutschland. Louise Bourgeois gab im Anfange dieses Jahrhundertes verschiedene Schriften über die Geburtshülfe heraus. Berühmter als diese, machte sich fast zu gleicher Zeit Franz Mauriceau durch seine Abhandlung von den Krankheiten der schwangeren Frauen und der Kindbetterinnen, welche zehnmal in französischer, einmal in italienischer, zweymal in englischer, und viermal in deutscher Sprache aufgelegt wurde. Zu eben dieser Zeit, und späterhin, erschienen auch die Schriften des Peu, la Motte, Julius Clement, und Viardel. In Holland bemüheten sich Johann von Horne, van Roonhuysen, Anton Nuck, Ruysch, Cornelius und Peter Stalpart von Wiel die Geburtshülfe zu berichtigen und zu vervollkommen; in England erweiterte Hugo Chamberlayn die Entbindungswissenschaft, so wie in Deutschland Walter Huxholz, Georg Sommer, Völter, Welsch, und die berühmte Siegismundinn, gute Hebammenbücher der Welt mittheilten.

Siebenter Abschnitt. Glücklichere Bearbeitung des geburtshelferischen Feldes in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, nebst vorzüglicher Verbreitung dieser Wissenschaft in eben denselben Ländern, sowohl als in den brittischen Staaten und in Schweden. In dieser Epoche ist der Holländer Heinrich van Deventer zuerst zu bemerken, welcher die Lehre von der Schiefstehung der Gebärmutter vorzüglich umständlich behandelt hat. Auch Slevoigt und Abraham Vater, ingleichen der bekannte Heister, welcher mehrere Krankheiten des weiblichen Geschlechts in seiner grosen Chirurgie ausführlich behandelte, dürfen hier nicht übergangen werden. Gleichermafsen machte sich Johann Freind, Ruleau, Thomas Simpson, und Wilhelm Nortwyck, durch gute Schriften in dieser Epoche bekannt. Noch gehört hieher: Mural, Johann Palfyn, Puros, Astruc, und Fielding Ould. In das zweyte Viertheil des 18ten Jahrhunderts gehören: Kornemann, Huwe, Giffard, Chapmann, Richard Manningham u. m.: mit welchen der erste Theil dieser nützlichen und lesenswerthen Schrift, geschlossen ist. Rec. wünscht die baldige Fortsetzung derselben, auf welche das Publicum nun schon zwey Jahr vergeblich gewartet hat.

Digitized by Google

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff: *Verſuch einer landwirthſchaftlichen Geographie oder Nachrichten von der Landwirthſchaft einzelner Länder und Landgüter.* Ein Leſebuch für jeden praktiſchen Oekonomen. Erſter Band. 1795. 256 S. 8. (16 gr.)

Den erſten weitumfaſſendern Titel ſucht der Vf. durch eine Beſchreibung der Landwirthſchaft in den vereinigten Niederlanden und in England zu rechtfertigen, geht aber auch hier nicht viel weiter ins Detail, als dafs er die Wirthſchaftsart in Süd und Nord-Holland, in Norfolck und Suffolck unterſcheidet und beſonders abhandelt. Er hat aus guten Quellen geſchöpft; von andern Ländern nur ſoviel im Allgemeinen zu ſagen, wird ihm in einem folgenden Bande ſchwer werden, wenn er ſich auch in gröfsern Reichen ganz auf Beſchreibung einzelner Diſtricte beſchränkt. Fürs erſte hat er ſich mit einem Verſuch einer Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft des gegenwärtigen Jahrhunderts, zu helfen geſucht, welcher 28 Seiten einnimmt. Einige nützliche Notizen von Urbarmachungen, Verordnungen, Einführungszeit neuer Gewächſe und von um die Oekonomie verdienten Praktikern aus dem Brandenburgiſchen, Sächſiſchen, Oeſtreichiſchen, Böhmiſchen, Badenſchen, Pfalziſchen, Darmſtädtiſchen, Zweybrückiſchen, Fuldiſchen und Lippiſchen liefern brauchbare Materialien zu einer ſolchen künftigen Geſchichte. Aufserdem enthält dieſer Band noch Nachricht von der Landwirthſchaft des Oberamtmanns Holzhauſen zu Gröbzig, von dem Wirthſchaftszuſtand des Ritterguts Wormſtedt im Weimariſchen; (aus Stumpf; unintereſſant); Geſchichte des Tabaks und Seidenbaues im Preufsiſchen und eine Geſchichte der Weincultur in Deutſchland, nebſt Benennung der Weinſorten. Als Einleitung ſchickt der Vf. einen Verſuch einer geographiſchen Geſchichte 1) der nutzbaren Feldgewächſe und 2) der nutzbaren Hausthiere, (bey denen des Federviehes keine Erwähnung geſchieht,) voraus.

Aufser der genaueſten Rückſicht auf den Boden und auf die mehrere oder mindere Leichtigkeit des Abſatzes der darauf gewonnenen Producte ſcheint Rec. in eine ökonomiſche Geographie nach hauptſachlich umſtändliche Nachricht von der Cultur, der Unabhängigkeit, dem Wohlſtande und den Eigenthumsrechten der ackerbautreibenden Stände am Grund und Boden zu gehören, indem das Land unſtreitig eine andere Anſicht gewinnt, je nachdem es von einem engliſchen Pächter, einem niederſächſiſchen Meyer, einem Fröhner oder Leibeignen oder von freyen, armen oder reichen, nachdenkenden oder ſchlechthin nachfolgenden Beſitzern cultivirt wird. Die Landwirthſchaft in Niederſachſen, (in welchem Kreiſe auf dem verſchiedenſten Boden die verſchiedenſten Wirthſchaftsarten ſtatt finden; wo die Regierungen merklicheren Antheil an einer vortheilhafteren Ländercultur nehmen; wo man die Vorzüge engliſcher Betriebſamkeit mit der urſprünglich deutſchen Stallfütterung zu vereinigen anfangt, wohin alſo jeder reiſende Landwirth ſeinen Wanderſtab zuerſt ſetzen ſollte,) wird nicht erwähnt. Alles, was er von Sachſen ſagt, mag hier zur Probe Platz finden: „Schon ſeit etlichen Jahrhunderten war man in Sachſen auf die Anbauung wüſter Gegenden bedacht geweſen und hatte ſie auch bis jetzt nicht aufser Acht gelaſſen; ja man findet bis in die neueren Zeiten ſowohl Aufmunterungen dazu in den ſächſiſchen Geſetzen als auch wirkliche Thatleiſtungen. Man bauete einige ſandige Gegenden mit verſchiedenen den Flugſand befeſtigenden Gräſern an, vorzüglich in der Priegnitz. Viele Privatperſonen machten als Mitglieder der ökonomiſchen Societät zu Leipzig durch ihre glücklichen Beyſpiele (?) in Oekonomie-Verbeſſerungen glückliche Verſuche (?) für das allgemeine Beſte. Die Polizey bemühete ſich Kenntniſſe von dem Getreidebau eines jeden einzelnen Ortes einzuziehen," (nur ſchade! dafs man dabey die Verbeſſerung derſelben entweder gar nicht beabſichtigte, oder doch gänzlich vernachläſſigte,) „und es ergieng deshalb in Sachſen 1755 ein Generale in das Land, wegen Verfertigung und Einſendung (an die Kammer,) geſchriebener *Tabellen* über den Getreidebau eines jeden Orts. *In dieſen* Jahren munterte man durch Verordnungen und Vorſchüſſe (?) die Unterthanen zu tüchtiger Bearbeitung ihrer Felder auf. Man ſuchte die Abgaben, welche die Verbeſſerung des Ackerbaues hinderten, zu erleichtern und abzuſchaffen (?) und befreyete 1765 die zur Düngung der Felder einzuführende Aſche Kalch und andere Materialien vom Geleite in einem Generalbefehle. Man unterſtützte bey Miſswachs die unglücklichen Unterthanen und lieſs deswegen 1727 Verordnungen ergehen." Dies iſt doch wohl zu wenig von dem Ackerbau eines Landes geſagt, welches drey bevölkerte Gebirgsgegenden ernährt.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen oder Predigtentwürfe der beſten Kanzelredner nach dem Bedürfniſs unſerer Zeit für deutſche Volkslehrer geſammelt und bearbeitet.* 4ten Bandes 3te und letzte Abtheil. — Auch unter dem beſondern Titel: *G. Z. Zollikofer's abgekürzte Predigten für Volkslehrer und andere denkende Leſer.* 4ter Bd. 1799. 13 Bogen. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 307.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1799.

PHILOLOGIE.

LEIDEN, b. Luchtmann's: *Callimachi Elegiarum Fragmenta, cum elegia Catulli Callimachea*, collecta atque illustrata a *Ludovico-Caspare Valckenaer*. Edidit, praefatione atque indicibus instruxit *Joannes Luzac*. 1799. XLIV u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wer sich des Urtheils erinnert, das *Valckenaer* ehemals in einer seiner jugendlichen Schriften (Not. *ad Schol. Leidensia in Hom. Il.* XXII, v. 398. p. 72.) über Bentley's Sammluug der Callimachischen Fragmente fällte: *opus est perfectissimum, quod homines publici reverentes a reliquiis poëtarum colligendis deterruit*; der wird nicht ohne die gespannteste Erwartung vorliegendes Werk zur Hand nehmen, um zu erforschen, was der so gelehrte und dabey mit so vieler Achtung gegen das Publicum erfüllte Nacheiferer des berühmten Britten in seinen spätesten Jahren, als vollendeter Kritiker, geleistet hat. Wie gewachsen er diesem Ulyssesbogen sey, und mit welchem Glück er ihn auch nach einem so geübten Vorgänger zu behandeln verstehe, dies hatte er, um hier von seiner meisterhaften Bearbeitung der Euripideischen Fragmente zu schweigen, schon früher theils in einigen Beyträgen zu *Koppier's Observata philologica* (wo S. 149 ff. über die elegischen Bruchstücke des Callimachus, in Bezug auf seinen römischen Nachahmer, Manches mit Scharfsinn bemerkt wird), theils in den trefflichen, wiewohl sparsamen, Anmerkungen zu *Ernesti's* Callimachus gezeigt. Man musste schon damals wünschen, dass der deutsche Philolog von dem edeln Anerbieten des holländischen einen liberalen Gebrauch gemacht hätte, und die Entschuldigungen des ersten am Schlusse der Vorrede, welche erst jetzt durch eine unten anzuführende Stelle der Valckenaerischen Schrift ihr gehöriges Licht erhalten, werden gewiss nur Wenige befriedigt haben. Lebhafter aber und allgemeiner musste die Begierde nach dem Genuss einer *so* bearbeiteten vollständigen Sammlung dieser elegischen Ueberreste nach dem Tode des grossen Kritikers erwachen, seitdem sein Freund und Nachfolger, dem wir die gegenwärtige Ausgabe verdanken, dieses Werk in seinen *Exercitatt. academ.* p. 132. als *consummatissimum Valckenarii opus* angekündigt hatte. — Wir sagen nicht zu viel, wenn wir versichern, dass unsere höchsten Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Eines ausführlichern Lobes bedarf ein Werk *dieser* Art und von einem *solchen* Verfasser nicht. Denn für Anfänger oder Laien ward es nicht geschrieben; bey dem Kenner und Eingeweiheten aber spricht es für sich selbst: diesem, wenn er einmal die auch hier beybehaltene Manier des vielumfassenden Kritikers kennt, sind einige Proben genug, um seine Aufmerksamkeit auf ein Werk zu leiten, dem ein eigenes, sorgfältiges Studium gebührt.

Als Einleitung in das Werk sind zuerst die Stellen des *Propertius*, *Ovidius* und *Statius* aufgeführt, worin bald ausführlicher, bald nur in kurzen Anspielungen, der Elegieen des Callimachus Erwähnung geschieht. So gewöhnlich diese Idee ist, die *testimonia scriptorum* vorauszuschicken; so neu und ausgezeichnet erscheint sie hier in der Ausführung. Jene Stellen nämlich dienen dem Vf. blos zum Medium, eine Menge scharfsinniger Verbesserungen und philologischer Erörterungen bequem an einander zu reihen; und wer sich durch die erste Bemerkung, welche dem Vf. unstreitig verunglückt ist, in der Lectüre nicht stören lässt, der wird gewiss seine Beharrlichkeit sehr bald und sehr reichlich belohnt finden. Die erste Bemerkung bezieht sich auf die bekannten Verse des Propertius (III, El. I. 1.) *Callimachi manes, et Coi sacra Philetae, in vestrum, quaeso, me sinite ire nemus*, wo der Vf. *scripta* statt *sacra* herstellen will. Allein mag man sich auch die Möglichkeit dieser Verwechselung durch die gewöhnliche Abbreviatur *scra* erklären können; so protestirt doch hier, in diesem Context, neben den Schatten des Callimachus, mit deren Begünstigung der römische Musenpriester in den heiligen Hain zu gehen wünscht, gegen die eingeführten *scripta* das Dichtergefühl. Offenbar führen uns die erstgenannten *manes* auf die richtige Erklärung der *sacra*: die Möglichkeit dieser Erklarung aber wird sich theils aus analogen Dichterausdrücken, wo *sacra* für *simulacra Deorum* stehen (Ovid. fast. VI, 449. Propert. II, 10. 24.), theils aus der dem Properz nicht minder, als seinem griechischen Vorbilde, gewöhnlichen Neuerung des Sprachgebrauchs darthun lassen. Man erinnere sich nur an die *ἔνυμφεσιν*, die Aeschyleische Benennung der Furien! — Treffender hat *Valck.* bey derselben Stelle bemerkt, dass das folgende Distichon: *Primus ego ingredior puro de fonte sacerdos, Itala per Graios orgia ferre choros*, hier wohl nicht an seinem Platz stehe, und dass der Sinn die Aenderung des Pentameters nöthig mache: *Grata per Italicos o. f. ch.* Uns scheint das ganze Distichon, wenigstens in dieser Zusammensetzung beider Verse, nicht vom Propertius herzurühren. — Die gelehrte Erklärung des

pure poëta (III. El. VII, 44.), was schon Scaliger und Bentley für wahr anerkannt, die andern Herausgeber hingegen bald mit *Dore*, bald mit *Cur poëta* vertauscht hatten; die sinnreiche und weitläuftig erwiesene Verbesserung der corrupten Stelle *Tu satius Musis meliorem imitere Philetam* (II. El. XXV, 31), durch richtigeres Ergänzen der verwischten Schriftzüge: *Tu potius Mimnermum et Musam imitare Philetae* (eine Verbesserung, die wir jedoch, nur mit Beybehaltung des *satius*, schon aus *Koppiar's Observat. philol.* p. 148. kannten); die eben so gegründete Wahrnehmung, dafs in dem folgenden Pentameter: *Et non inflati somnia Callimachi* das Wort *somnia* keineswegs von den berühmten *Ἄτια* des Dichters, die einen ganz andern Charakter trugen und aus Hexametern bestanden, sondern von den *Schwärmereyen der Liebe* zu verstehen sey, — diese und andere Bemerkungen, welche nächst dem Verdienste der Gründlichkeit zugleich den Reiz der Neuheit haben, rechtfertigen vollkommen das Urtheil, das *Valckenaer* p. 8. über die neuesten Herausgeber des Propertius, den künftigen zur Warnung, gefällt hat: *Poëtae castigatissimo ea etiam affinxerunt, quae in suis sibi poematiis esse judicarent dedecori.* Wie war es auch möglich, ohne eine gründliche und umfassende Kenntnifs der griechischen Sprache, und ohne die ausgebreitetste Dichterlectüre, sich an den Propertius zu wagen! — Aufser andern Dichterstellen, werden in dieser Einleitung vorzüglich mehrere Epigramme des Callimachus trefflich behandelt. Mit Vergnügen nahmen wir wahr, dafs *Valckenaer's* Bemerkungen über das XXXII. Epigr. (*Anal. Brunck.* n. III.), je weiter sie sich von *Ernesti's* Erklärungen entfernen, desto näher mit dem schätzbaren *Jacobsischen* Commentar (Vol. I. P. II. p. 254.) zusammentreffen. Nur verbessert *Valckenaer* im zweyten Verse: *σχέτλιε, τίς* (hier so viel als *πῶς*, wie Soph. Trach. 311.) *φέγγος*; und in dem folgenden verwandelt er die unstatthafte Lesart: *ἐπεὶ σοὶ καὶ ποῦον ἔτι τρίχες*, an der auch Hr. *Jacobs* zuerst Anstofs nahm, in *ἐπεὶ σοι καὶ βραχὺ δή τι, οὐ τρίχες* (*offa tibi adhuc i. e. sola sunt et pellis; non amplius capilli*). Eben so II. in Cerer. v. 93. *ἐτάκετο, μέσφ' ἐκὶ νευρὴ Δηλιὰς βιὸς τε καὶ ἐπὶ μοῦνον ἔλειφθεν*, statt *νευρᾶς* und *βιός*. Die erste Verbesserung, die dem Sinne des Epigramms vollkommen entspricht, wird wenigstens zur Auffindung des Wahren hinleiten. — Das so oft versuchte Epigramm (XLIX. Edit. XIV. *Brunck.*): *Ὡς ἀγαθὸν Πολύξαινος ἀνεύρατο τὸν ἑταῖρον*, wird auch hier (S. 82 ff.) von neuem behandelt. Alle Verbesserungen des so sehr verunstalteten Pentameters: *τόφρα μέτων αἰῶν οὐ καθ' ἡμᾶς ὁ Κύκλωψ*, so grofs ihre Anzahl ist (s. *Jacobs* Commentar S. 268.), haben den gemeinschaftlichen Fehler, dafs sie das Distichon mit unnöthigen Ausschmückungen überladen, ohne die *Hauptidee*, um die sich der Sinn des Ganzen dreht, und die hier gleich vorn herein dem Leser klar und vollständig gegeben werden mufste, gehörig hervorzuheben. Selbst die scharfsinnigste Conjectur: *τόφρ' ἐμελῶν αἰῶν οὐκ ἀρίθμητ' ὁ Κύκλωψ*, trifft dieser Vorwurf. Hier theilt *Valck.* eine Correction von *Eldik* mit, *τῷ ῥαιδίῳ, ἀκμὴν οὐκ ἀναθής, ὁ Κύκλωψ*, welche ganz in den Sinn eingreift, und auch von Seiten des Callimacheischen Sprachgebrauchs kaum etwas zu wünschen übrig lassen würde, wenn das *ἀκμὴν* nicht ebenfalls, als matter Nebenzug, die Hauptidee verdunkelte. Wir glauben jetzt, der Dichter schrieb: *τῷ ῥαιδίῳ, Μοῖσαν οὐκ ἀναθής, ὁ Κύκλωψ. Ai Μοῖσαι*, fährt er sodann in einem innigen, lichtvollen Zusammenhange fort, *τὸν ἔρωτα κατιγχάνουσι*. V. 5. liefet *Valck. τῷ ἰδείτω* (*δοκεῖ*) *χἀ λιμὸς ἔχει κ. τ. λ.*, jedoch ohne zu verhehlen, dafs dies mit den Vorhergehenden nicht wohl verbunden sey. Will man daher nicht annehmen, dafs einige Verse herausgefallen sind; so wird wohl das gewöhnliche *τοῦτο δοκῶ χἀ λ.* — nach *Jacobs's* Erklärung, mehr befriedigen.

Einen beträchtlichen Theil dieses Werks (von S. 33 bis 202.) füllt *Catull's* bekannte; aus dem Griechischen des Callimachus übersetzte Elegie, welche auch mit einem besondern Titelblatte folgendes Inhalts versehen ist: *Integra Callimachi Elegia, qua loqui fugitur Berenices Lockiam, Comam Berenices; Catulli verbis numerisque reddita. Graeca, quae hucusque detegi potuerunt, Elegiae Callimachi fragmenta Catulli Latinis sunt interjecta.* Nachdem der Vf. das Argument der Elegie aus mehreren, alten sowohl als neuen, Schriftstellern, nicht ohne eigene gelehrte Erläuterungen, dargelegt hat; liefert er den lateinischen Text in einer freyern Umbildung, so wie er ihm dieselbe nicht blofs auf Autorität der Handschriften und ältern Ausgaben, sondern gröfstentheils nach fremden Verbesserungen, zuweilen auch nach seinen eigenen, geben zu müssen glaubte. *Withof's* Conjecturen sind nicht selten von *Valck.* in den Text erhoben, so wie überhaupt die Verdienste dieses Kritikers an mehrern Stellen auf eine Art gewürdigt worden, welche hoffentlich die viel zu sehr vernachläfsigten, und fast schon vergessenen kritischen Schriften desselben unsern Landsleuten wieder ins Andenken bringen wird. Die wenigen Bruchstücke der Callimachischen Elegie, welche sich erhalten haben, sind dem lateinischen Texte eingeschaltet: unter demselben steht die Vulgata, aus den gewöhnlichen Ausgaben Catull's kurz angedeutet. Die Rechtfertigung jeder aufgenommenen Lesart blieb dem weitläuftigen Commentar vorbehalten, welcher reich ist an den belehrendsten Abschweifungen auf andere Autoren und verwandte Gegenstände, und gewissermafsen als Seitenstück zu dem berühmten Commentar über Theokrit's Adoniazusen betrachtet werden kann. Ungern versagen wir uns hier, wo der Gegenstand zugleich und die Behandlung anzieht, das Vergnügen, manches auszuheben: allein die Auswahl aus so vielem Trefflichen, was hier vereint ist, und oft nur in dieser Vereinigung gehörig beurtheilt werden kann, würde schwer seyn. So kommen die bestimmten Grenzen dieser Anzeige, in welcher wir von den Callimachischen Bruchstücken selbst unsern Lesern noch einige Rechenschaft schuldig

dig sind, der Verlegenheit des Wählenden glücklich zu Statten.

Wenn die Anzahl dieser *elegischen* Bruchstücke, die von S. 203. an gesammelt, und mit Ausnahme der letzten, insgesammt vortrefflich erläutert sind, hier weit beträchtlicher erscheint, als man etwa nach einer flüchtigen Durchsicht der vorhergehenden Sammlungen, auch der Bentleyischen, erwarten durfte; so rührt dies daher, weil die vorigen Herausgeber theils mehrere Fragmente, die offenbar zu den Elegieen gehören, mit Unrecht unter die Rubrik anderer verlorener Gedichte gesetzt, theils einige *species*, die unter besondern Aufschriften bekannt waren (z. B. Κυδίππη), wiederum von den Ἐλέγοις geschieden hatten. Denn neue, vorher unbekannte Bruchstücke hat *Valck.* nicht hinzugefügt, ja manche bekannte (z. B. *Bentl.* n. CIV. CV.) vermissen wir sogar. Aber schon ein solches Zusammenstellen dieser Verse unter Eine Classe ist verdienstlich, und auch bey den übrigen Bruchstücken des Callimachus, die in rohen Massen gehäuft, dem kritischen Bearbeiter noch immer so viel zu schaffen machen, nachahmungswerth. Gleich das erste Fragment (*Bentl.* n. XI.) giebt zu dem Gesagten einen Beleg. Ein verdorbenes Wort in dem Citat des Stobäus: Καλλίμαχος ἐν κρώσσῃ ἐπῶν, das Bentley in Αἰτίων umwandelt, hatte dieses *elegische* Bruchstück, wie viele andere, unter die Rubrik des Αἴτια gebracht, die gar nicht in elegischen Versen geschrieben waren. Weit richtiger verbesserte *Valckenaer*: ἐλέγων. Jedoch möchten wir ihm darin nicht beypflichten, dass diesen Versen zufolge im Tibull (I. El. IV. 80.) *Tempus erit, quum me deducat juvenum sedula turba domum* (statt *senem*) mit Santen zu lesen sey. Im Griechischen steht freylich: ἐν οἰκίῃ ἄχρις ἔτευσι θύρην. Allein 1) verräth die ganze Stelle des Tibull mehr eine freye Nachahmung, als wörtliche Uebertragung des Originals, und 2) ist jener Begriff schon in *deducat* beschlossen, dahingegen das beygefügte *senem* eine neue, durch den Gegensatz (*juvenum*) sehr gefällige Idee gewährt. — Wir müssen übrigens bemerken, dass die oben angeführte Verbesserung ἐλέγων mit mehrern, die hier umständlich erwiesen werden, schon in *Ernesti's* Ausgabe kurz angedeutet worden. Dass nicht alle ihren Platz darin fanden, war des wackern *Valckenaer* Schuld nicht, der sich jetzt in einer merkwürdigen Stelle (S. 210.) so erklärt: *Callimachea cum sub auspiciis renovarentur et alibi et per Germaniam inprimis nobilitati Ernesti, hic meas secum ut conjecturas communicarem rogavit: binas ad ipsum dedi literas, quibus priora tantum carminum fragmina sumserum tractanda, hujus generis centena daturus, si fuissent desiderata: sed ad istam epistolam responsum demum accepi, nec sane mirabar, cum Callimacheis jam recentatis donarer.* Ueberhaupt aber ist die kritische Behandlung, welche der Vf. diesen Ueberbleibseln angedeihen liess, doppelter Art: wiefern sie bald blos die Correction einzelner oder mehrerer Worte, bald aber auch die Anordnung der zerstreueten Verse und ihre Verbindung zu einem kleinen Ganzen zum Gegenstande hat. Wie sich im ersten Falle sehr oft der höchste Grad der Evidenz erreichen liess; so versteht es sich von selbst, dass man in dem zweyten gewöhnlich mit einem schwachen Schimmer kritischer Probabilität zufrieden seyn muss. Beide Fälle werden sich durch folgende Proben deutlicher übersehen lassen. *Fragm.* II. (*Bentl.* XII., wieder unter den *Aitien*) besteht aus einem nicht vollständigen Pentameter: ἀπ' ὀλίγων αἶψα λίθοι βέον. *Valckenaer* will ihn durch das vorgesetzte ὑγρόν, *Hemsterhuys* durch πῦρ ergänzen. Vielleicht könnte man aber aus *Tibull's* (I. El. VII, 51.) Nachahmung: *Illius e nitido stillent unguenta capillo* schliessen, dass kein Adjectiv, sondern ein Pronomen fehle, welches der excerpirende Grammatiker natürlich weglassen musste. — *Fragm.* IV. (*Bentl.* CI.) ἀλλ' ἐπὶ δὲ Φλοιοῖσι κεκομμένα τόσσα Φέρουτε Γράμματα. — Das gewähltere, Callimacheische κεκομμένα wird von *V.* mit Recht in Schutz genommen, gegen *Pierson's* Φλοιοῖς κεκολαμμένα, das *Ernesti* für unbezweifelt richtig hielt, aber von *Pierson* selbst späterhin verworfen wurde. — Mit glücklichem Scharfsinn versucht *V.* drey Fragmente (*Bentl.* n. CII. CLXIX. CVII.) zu Einem zu verbinden, so dass der Pentameter Μέμβλετο δ' ἐκπώλοις, ὄφρα τοι ἵππος ἔοι voransteht. Das letzte Wort ändert *V.* in ἐοι um. Allein die Vulgata rechtfertigt Aristänetus I, 10. οἱ δὲ Φιλοθεάμονες τοῦ κάλλους καὶ διδασκάλου προϊόντα περισκέπτου συνωθοῦντες ἐλπόλους. Sehr einleuchtend ist es übrigens, dass sich Alles auf den Acontius, den Liebhaber der Cydippe bezieht, und dass die Verse aus der Elegie erhalten sind, welche den Namen der letzten trug. — Als Muster einer kritischen Behandlung verdient vorzüglich noch der Commentar zum X. Fragment (*Bentl.* CVI.) ausgezeichnet zu werden. In dem ersten Distichon: Καὶ γάρ ἐγὼ τὰ μὲν ὕστερα καρήατι τῆνος ἔδωκα, ξανθὰ σὺν εὐόμοις ἀτρεκέεσσι σέφεσι, wird der corrupte Vers trefflich so hergestellt: Ξανθὰ, σὺν εὐόμοις; ἀβρὰ λίπη (*mollia unguenta*) σέφεσι. Man weiss, wie oft die Eigennamen von den Abschreibern entstellt wurden. Zu der lehrreichen *Wassenberghischen* Schrift über diese Materie liessen sich noch immer viele Nachträge sammeln, unter welchen die so eben angeführte *Valckenaerische* Verbesserung so wenig, als die ihr gleich folgende zu *Epigram.* XLIII, 5. (Οὐκ εἰ: Εὐξείνου (st. οὐκ ἔστ' ἔξω σοῦ) überseben werden dürfen.

Ausser vielen andern Emendationen von gleichem Gehalt, könnten wir noch mehrere grammatische Discussionen (z. B. bey Gelegenheit der *genitalia nobilia* b. Ovid. A. A. III, 329. über das durch Phönizische oder Palästinische Kaufleute nach Griechenland gebrachte Wort Νάβλα, S. 16 ff.) besonders anführen, wenn es der Raum verstattete. Alle diese gelegentlich beygebrachten Erörterungen zeigen, wie sehr der würdige Greis zu einem Selbstbekenntnisse (S. 20.) berechtigt war, das ihm heut zu Tage wohl nur äusserst Wenige unserer Philologen mit gleicher Ueberzeugung nachsprechen dürfen:

Digitized by Google

jam juvenis et vir in linguae graecae formoso corpore minutissima ligamenta, fibrillas ipsas, attentus spectavi.

Nicht anders urtheilt der gelehrte Herausgeber in der langen Zueignungsschrift an *Bav. Voorda*, die dem Werke statt der Vorrede dient. Sie enthält theils eine kurze, aber treffende, Würdigung dieses Werks, theils einige Zusätze des Herausgebers zu demselben, und seine lesenswerthen Gedanken über die Analogie der griechischen Sprache. Durch Uebersetzung einer weitläuftigen Stelle aus *Eichhorn's* Bibliothek der biblischen Literatur, welcher der Herausg. mit dem gerechtesten Lobe ihres Vfs. beytritt, werden diese Gedanken noch mehr entwickelt, und zugleich *Hemsterhuys*, *Valckenaer's* und *Lennep's* Verdienste um Aufklärung der griechischen Analogie mit überzeugender Gründlichkeit beurtheilt. Der Herausgeber wünscht, dafs ein philosophischer und mit hinlänglichen Sprachkenntnissen versehener Kopf den eröffneten Weg verfolgen und ebenen möge, und macht selbst zu einigen Beyträgen dieser Art, die er mit andern kleinen Schriften künftig herauszugeben gedenkt, erwünschte Hoffnung.

LITERATURGESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Slavischer Bücherdruck in Würtemberg im 16. Jahrhundert.* Ein literarischer Bericht von *Christ. Fr. Schnurrer*, Prof. zu Tübingen. 1799. VIII u. 128 S. 8.

Die lutherische Kirchenreformation, dieses laute Beyspiel einer Kriegserklärung gegen jede Autorität über Materien der Ueberzeugung, hat bey weitem nicht blos auf alles das gewirkt, was auf diesem Wege lag und daran grenzte. Ist nur die Selbstthätigkeit der Menschen durch irgend eine Hauptidee rege gemacht und von der blossen Fortpflanzung des alltäglichen und herkömmlichen losgerissen; so sieht man bald mit Staunen, wie sie die entferntesten Gegenstände mitergreift, um an ihnen etwas neues zu bilden; und dem forschenden Geiste gewährt das Verfolgen solcher Nebenwirkungen, deren künftiger Einfluss sich oft gar nicht berechnen lässt, eine ganz eigene Art von Vergnügen, besonders wenn man, was so selten der Fall ist, Ursprung und Fortgang derselben so historisch genau und zugleich mit wohlüberlegter Auswahl dargestellt findet, wie hier die Geschichte der *zu Tübingen entstandenen Literatur für die windische Sprache.* Eine der unübersehbar vielen Folgen der lutherischen Kirchenreformation nämlich war auch diese, dafs sie — in wirtembergischen Druckereyen der Landessprache von Crain ihre erste Schrift, und durch weniger Männer Thätigkeit zwischen 1550 und 1595 ihr und der Crobatischen Sprache, eine beträchtliche Anzahl kirchlicher Bücher gab; wie einst schon die Verbreitung des Christenthums dieser letzten, der Landessprache von Kroatien und Dalmatien, Buchstabenschrift und Handschrift gegeben hatte. Originalurkunden aus den besten Zeiten dieser slavischen Druckereyen zu Tübingen und Urach haben sich bey der dortigen Universität erhalten. Das wesentliche aus diesen verbindet der Vf. mit der Quintessenz aller dankwürdigen Notizen, welche er, als geschmackvoller Liebhaber dieser literarischen Untersuchungen, aus einer Menge wenig gekannter Quellen, über die bey dieser Unternehmung thätigen Männer, vornehmlich den Prediger Primus *Truber*, und den ritterlichen, löblichen Mann, Hans *Ungnad*, Freyh. von Sonnegg, auch über den klugen und andachtigen Herzog *Christoph von Wirtemberg*, den toleranten, edlen Kaiser *Maximilian II*, den grofsherzigen Landgraf Philipp und den selbstsüchtigen Pet. Paul. *Vergerius*, in sofern sie auf seinen Gegenstand Einfluss hatten, mit seltener Pünctlichkeit ans Licht bringt, und durch diejenige reichhaltige Darstellung anziehend macht, welche Rec. bey desselben *Erläuterungen der wirtembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte* (Tübingen 1798) einem Werk, dem das gegenwärtige als Zugabe dient, als interessant in der A. L. Z. ausgezeichnet hat. Die vielen kleinen charakteristischen Züge, welche hier für das historische Gemälde der handelnden Personen und des Zeitalters aufbewahrt sind, werden dieser Schrift unstreitig bey dem grofsern Theil der Leser *einen* bleibenden Werth geben, wie sie dieselbe jedem Forscher der Kirchengeschichte schätzbar und jedem Untersucher von Kleinigkeiten, wenn er pedantische Mikrologie vermeiden will, nachahmenswerth machen. Für den Literator aber wird die Beschreibung der auf diese Weise entstandenen Slavischen, d. h. Crainisch-Windischen und Crobatischen, theils Glagolischen, theils Kyrulischen, Druckschriften S. 82—110. 117. bis ans Ende eine köstliche Nahrung *seyn; den* Dank solcher Leser theilt Hr. *S.* freundschaftlich mit dem biedern Greise, Hn. Pfarrer *Nast* zu Plochingen, der längst als Kenner solcher Seltenheiten bekannt ist. — Nachdem durch die Crobatische Druckschrift, auf welche der frommthätige Ritter, Ungnad, auf dem Sterbebette als auf einen Schatz den letzten Blick geworfen hatte, der Saame des Lutherthums, nebst dem, was das wichtigere ist, der Bibelkenntnifs und dem Anfang fixirter schriftlicher Mittheilung, von Tübingen nach Crain gebracht worden war, kam unter Ferdinand II die ketzerische Verlassenschaft in die Druckerey der Propaganda nach Rom, und half Breviarien etc. vervielfältigen. Jetzt wahrscheinlich mag sie *mit* andern Vorräthen der Propaganda nach Paris gewandert seyn, und wird, wer kann es wissen, einst vielleicht zu Manifesten dienen, wie die wiedergefundenen unvergleichlichen Typen der Pariser Polyglottenbibel zunächst bey einer, auch ins arabische übersetzten, Adresse der Nationalconvention über Robespierre's Sturz wieder benutzt worden sind. Einen fast eben so contradictorischen Wechsel des Schicksals erfuhr der Urheber der Windischen Schriftzüge, Truber, selbst. Vaterland, Ruhe und Kosten hatte er aufgeopfert, um in neuer Schrift das Reich der falschen Lehre in Crain bekämpfen zu helfen, und dafür kam er in Gefahr, unter den Rechtgläubigen, zu denen er geflohen war, als heimlicher Verbreiter Zwinglischer Ketzerey anrüchig zu werden, weil er die Ehre, Vf. jener gutlutherischen Uebersetzungen zu seyn, nicht dem ruhmsüchtigen Vergerius still zu überlassen Lust gehabt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. Junius 1799.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Rötzel: P. *Honorati Novotny* a S. Caecilia Clerici regularis e Scholis Piis, *Sciagraphia*, seu *compendiaria Hungariae veteris et recentioris Notitia historico-politica*, in qua Status regni physicus, historicus, politicus, ecclesiasticus, literarius, commerciorum, rei militaris, nec non administrationis aerarii ex probatis Patriae, aliisque auctorum Monumentis succincte privata opera exponitur, ac Eruditorum judicio substernitur. 1798. P. I. XVI. u. 325 S. P. II. 404 S. 8.

Der Vf., ein geborner Mähre, hielt sich, laut der Vorr. (S. V.), neun Jahre lang in Ungarn auf, war binnen dieser Zeit mit Erziehung einiger adlichen Kinder, denen er die Kenntniss ihres Vaterlandes beybringen mufste, beschäftigt, und mag, wenn man aus der Unterschrift derselben Vorrede schliefsen darf, jetzt bey dem adlichen Löwenburgischen Convict in Wien angestellt seyn. Er verwahrt sich durch bescheidene Aeufserungen gegen die Urtheile einiger eingeschränkten Köpfe in Ungarn, welche ihm sogar geschrieben haben, dafs die Kenntnifs von Ungarn durch Ausländer wenig gewinne, weil sie besonders in politischer Rücksicht dieses Land nach *ihren* politischen Ideen und Gebräuchen zu beurtheilen pflegten, denen es nun freylich seiner ganz eigenen Verfassung wegen nicht entsprechen könne. — Diesen Herren darf man wohl geradezu antworten, dafs die Einseitigkeit, deren sie die Ausländer in Hinsicht auf ihr Urtheil von Ungarn zeihen, gerade der schlimmste Fehler des beschuldigenden Theils sey. Wir wissen, dafs die offenen Köpfe der ungrischen Nation das Urtheil und die Erinnerungen des cultivirten Ausländers immer mit Dank annehmen; wenn sie sich gleich die Freyheit vorbehalten, Zusätze und Berichtigungen an seinem gehörigen Orte beyzufügen. — Der bescheidene Vf. verspricht, die Fehler und Lücken seines Werks durch Lieferung von Nachträgen oder in einer neuen Ausgabe zu ergänzen. Rec., dem er als ein zwar schon in Jahren vorgerückter, aber in der Literatur sehr fleifsiger und thätiger Mann geschildert wird, wünscht aufrichtig, dafs derselbe dieses Versprechen bald erfüllen möge, und hofft durch diese Recension noch nähern Anlafs hiezu zu geben. An statistischen Materialien kann nie zu viel von allen Seiten gesammelt werden.

Allerdings hat der Vf. eine grofse Belesenheit in gedruckten Schriften gezeigt; aber von Handschriften, in denen noch zur Zeit die wichtigsten Stücke und Data der ungrischen Statistik verborgen sind, kennt er nur wenige. Einen praktischen und einen ganz vorurtheilsfreyen Blick wird man von einem Manne, der sich hauptsächlich innerhalb der Schul- und Klosterwände herumgedreht hat, nicht erwarten; das Buch steht also zwar in dieser Rücksicht der *Schwartnerischen* Statistik sehr nach, allein die vorangeschickten historischen Notizen über jedes Fach, vorzüglich die über den ungrischen Clerus und dessen sämmtliche hierarchische Zweige umständlich gegebenen Nachrichten, und hier und da doch sparsam, ein Datum, welches Hr. Prof. *Schwartner* nicht gekannt oder benutzt hat, geben demselben noch neben dem Schwartnerischen Handbuch eine besondere Brauchbarkeit. — In den Citationen des Vfs. finden wir sehr oft den Fehler, dafs er bey seiner Meynung gerade Gewährsmänner von einer entgegengesetzten anführt, ohne zu bemerken, dafs, und in wiefern diese von ihm abgehen. Dies ist z. B. bey S. 92. bey der Ableitung des Worts *Chalifier* der Fall, und gleich S. 1. bey der Etymologie des Worts: *Hungari*. Der Vf. hängt noch sehr an den alten Meynungen, und seine Angaben werden durch Druckfehler oft noch widerlicher.

Voran geht freylich nicht im Geiste Gibbons eine chronologische Uebersicht der Vergröfserung des ungrischen Reichs bis S. 10. — S. 11. findet sich die Angabe der astronomischen Länge und Breite einiger ungrischen Städte aus *Kautz Geogr. practica Skalitzii* 1784. Man weifs, dafs hievon noch kaum vier bis fünf mit voller Gewifsheit bestimmt sind, eben daher ergiebt sich die Folge, dafs noch zur Zeit keine einzige ganz richtige Karte von Ungarn verfertigt worden (selbst die Müllerische Hofkriegsräthliche Karte nicht, die unter Kaiser Joseph II. durch trigonometrische Messungen, ohne genugsame astronomische Hauptpuncte aufgenommen wurde); und hieraus fliefst wieder, dafs man mit dem Flächeninhalt Ungarns, der ersten und sehr wichtigen Angabe in jeder Statistik, noch nicht im Reinen ist. Es wird dem deutschen Publicum gewifs lieb seyn, zu vernehmen, dafs auf Andringen des Oberlieutenants *v. Lipszki* in Peft, der in Verbindung mit einem dasigen Gelehrten an einer bessern Geographie und Karte von Ungarn arbeitet, und auf Verwendung des Erzherzogs Palatins, welcher eine besondere Vorliebe für geographische Kenntnisse und deren Hülfsmittel zeigt, bewilligt worden ist, dafs der Gehülfe bey der Ofener Sternwarte, Hr. *Dan. Bogdanich*, ein junger, in seinem Fache sehr geübter Mathematiker

tiker (aus der Gegend von Zeng in Dalmatien gebürtig), auf Koften des Studienfonds, eine aftronomifche Beobachtungsreife durch die vornehmften Plätze und Gegenden Ungarns unternehmen folle.

Die *phyfifche Geographie* des Vfs. ift gar fehr durch Druckfehler in Namen, und durch Unvollftändigkeit in Sachen entftellt. So z. B. weifs er nichts von dem in der Mineralogie merkwürdigen eifenhaltigen und mit Natrum gefchwängerten fchwarzen Balatoner Uferfand bey S. 25. Vom Neufiedler See (*Ferto*) haben wir eine fchöne phyfifche Geographie vom Hn. D. *Kifs*, Hausarzt bey dem Hn. Grafen *Szechenyi* zu Zinkendorf zu hoffen. S. 26 bis 42. eine Lifte aller Gefundbrunnen und Bäder, aber ohne alle chemifche Kenntnifs verfafst. Woher der Vf. die S. 47 eingerückte Lifte der kön. Städte, ihrer Steuer und ihrer Bevölkerung habe? fagt er nicht; fie weicht von der Angabe in dem Journal der k. k. Erblande II. Heft. 1792. S. 221. beträchtlich ab. Von S. 51. fangt die Gefchichte und Genealogie der verfchiedenen pannonifchen und jetzigen ungrifchen Völker an, aber ohne irgend einen reellen Gewinn für Kritik und ächte Gefchichte. Den kritifchen Hiftoriker fchreckt fchon die einzelne auch grammatifch unbeftimmte Redensart ab: (S. 82.) *„Hungarorum Natio, quae cum Hunnis et Avaris originem ducit."* — Der Vf. geht hierauf zu den verfchiedenen Ständen und Sprachen über: von dem Adel meynt er, dafs er fchon beym Anfang der ungrifchen königlichen Monarchie einen gewiffen Unterfchied unter fich gehabt habe; er läfst aber unberührt, dafs diefer Unterfchied blos von dem deutfchen Ritter- und Knappenwefen hergerührt habe. Von dem Prädialiftenadel (wo S. 104. der häfsliche Druckfehler *Effexlelienfi* in *Exfeklelienfi* verwandelt werden mufs) verfichert der Vf. (nach dem *Ungr. Mag.* IV. 4. S. 461. vergl. *Calmet hift. de Lorraine* I. 440.), dafs er, als zur Vertheidigung der Kirchen beftimmt, einen halb gefchornen Kopf getragen habe. S. 111. find unter den Laften der Bauern die Deperditen vergeffen. Von der Erwählung der kgl. Würde und der Kronerblichkeit geht der Vf. zu einer kurzen *Königs-* (nicht eigentlich Reichs-) *Gefchichte* von Ungarn fort (S. 121 — 238.), zu deren Ueberficht hinten auch eine chronologifche Tabelle der fämmtlichen ungrifchen Herrfcher beygebunden ift. Neues läfst fich hieraus nichts lernen; vielmehr ift manches ganz falfch, (z. B. dafs S. 132. Prinz Boris, ein Sohn der Catharina, Tochter des Jaroslawitfch, eines polnifchen Prinzen gewefen fey.) Aus dem General Schwendi ift S. 195. General Schwindi geworden etc. In Anfehung der neuern Zeiten gereicht es dem Vf. zur Ehre, dafs er kalt die Religionskriege erzählt, ohne fich gehäffige Urtheile zu erlauben. — Nach Endigung der Gefchichte hebt der Vf. wieder an, das Uebrige des ungrifchen Staatsrechts vorzutragen. S. 254. hätte er, falls er genauere Unterfuchungen angeftellt hätte, geradezu leugnen müffen, dafs K. Sigmund nach dem Conftanzer Concilium einen Drachenorden geftiftet habe. Dies ift nur das Gerede folcher Leute, welche fo gern alle, die mit ihnen nicht überall gleich denken, als Drachen, und alfo Hufs, als den in Conftanz überwundenen Drachen, verfchreyen wollen. Es giebt daher keinen *Ordo Draconis inverfi* von 1408. noch einen *Draconis victi* von 1418; fondern blos einen *Ordo Draconis* von 1408. Durch dergleichen Sachen, die man ohne Unterfuchung unbeftimmt nach fremden ungeprüften Meynungen und Angaben hinwirft, werden nur die Irrthümer vervielfältigt, und ihre Ausrottung wird erfchwert. — Der zur Verfolgung der Proteftanten vom päbftl. Nunc. Pauluzzi im J. 1743. geftiftete (Gottlob eingegangene) *Sternorden vom Dornkk* hat keinen Platz unter den Orden des Reichs, und ift auf jeden Fall vom Vf. hier unfchicklich angebracht worden. Man fehe nur die „Nachricht von einer adlichen Gefellfchaft durch J. F. Kortholt 1745."; wo der ftaatswidrige Zweck diefer Gefellfchaft mit mehreren gefchildert ift; einer Gefellfchaft, die vielleicht mit der Zeit aus dem königl. Scepter eine Mafchine der Oligarchie alles unter dem Vorwand der Sicherheit des Königs und des Reichs, hatte machen wollen. S. 259. Weder unter Carl I., noch unter Sigmund gab es in Ungarn Grafen im heutigen Verftand. Auch dies ift ein Irrthum, den der Vf. nachläffig, ohne Unterfuchung, einigen Inländern nachgefchrieben hat. Es wäre zu weitläuftig, alle Fehler auch im *Abfchnitt von der gefetzgebenden und vollziehenden Gewalt* zu rügen. Rec. macht *daher nur noch* auf die S. 319 fg. nützlich beygebrachte Eintheilung der Proceffe nach den Gerichtshöfen, wohin fie gehören, und auf die eigentlich zur S. 46. gehörige Tabelle fämmtlicher Comitate aufmerkfam, worin angegeben wird, zu welcher Claffe jeder gehört; wieviel Diftricte er habe, wieviel Meilen er lang und breit, wieviel Quadratmeilen er demnach im Ganzen, wieviel Oerter und zwar Städte, Flecken, Dörfer, (Pradien oder Pufsten find vergeffen worden), Einwohner und Steuerpoften er in fich faffe, und wieviel er an Contribution entrichte.

Der zweyte Theil fängt fogleich mit dem *Religionszuftand*, und dem Clerus in Ungarn an. Die Bekehrungsgefchichte wird noch von den pannonifchen Völkerfchaften hergeholt; zur katholifchen Kirchengefchichte von Ungarn find einige Bruchftücke aufgeftellt, wobey aber auf einige wefentliche Sachen, z. B. auf den Urfprung der Annaten, nicht gefehen worden. Vergeblich hingegen fucht man andere, z. B. die Gefchichte der Einführung des canonifchen Rechts in Ungarn. Aus den Ladislaifchen und Colomannifchen Gefetzen wird bemerkt: dafs die ungrifchen Prieftér damals beweibt gewefen; (S. 42.) *„quae fub Ferdin. I., ut reluceretur confuetudo, in propofitionem venit."* Bey den einzelnen Diöcefen wird fehr lehrreich und ausführlich zuerft vom Hirtenftuhl felbft, dann vom Domcapitel, dann von Pfarrern und Caplanen, auch zuweilen von

Digitized by Google

der

der gewesenen oder noch bestehenden Klöster und endlich von der Seelenanzahl gesprochen. Zählt man nun die Seelenanzahl zusammen vom J. 1789:

I. Vom Graner Erzbisthum mit	—	641.973
a) Vom Erlauer Bisthum	—	453.486
b) Vom Fünfkirchner (fehlt sie)	—	—
c) Vom Weszpriker	—	262.623
d) Vom Raaber	—	240.873
e) Vom Waiczner	—	171.484
f) Vom Neuraer	—	225.764
g) Vom Zipser	—	116.166
h) Vom Neusohler	—	118.840
i) Vom Rosnauer Bisthum mit	—	99.763
k) Vom Steinamangerer	—	224.680
l) Vom Stuhlweissenburger	—	89.270
Summa der erzbischöfl. Graner Diöces		2.663.812
II. Vom Colotscher Erzbisthum	—	149.016
a) Vom Großwardeiner Bisthum	—	26.010
b) Vom Csanader	—	53.748
c) Vom Bosnier und Syrmier	—	37.619
d) Vom Agramer	—	244.877
e) Vom Zenger	—	—
Summa der erzbischöfl. Colotscher Diöces		510.270

so ergiebt sich eine Summe von mehr als drey Millionen katholischer Seelen: wenn man auch die Agramer und Zenger Diöces wegrechnet. Wir sehen also nicht ein, wie der Vf. S. 102. für Ungarn 4.115.699 Katholische annehmen könne. Allein selbst in der mindesten Zahl sind gar viele Nichtkatholische mitbegriffen worden, und man kann sich daher auf die Verläßlichkeit derselben gar nicht stützen. Der Vf. hat auch die unirten Bisthümer und das siebenbürger kathol. Bisthum auf gleiche Art beschrieben, und endlich auch die Titularbisthümer mit Erklärung ihrer Namen ferner die Abteyen und Probsteyen aufgezählt. Bey allen diesen Artikeln vermissen wir noch die sehr wichtige Angabe aller Güter und Dörfer, welche zu einem Bisthum oder einer geistlichen Pfründe gehören, sammt einer beyläufigen Anzeige der Einkünfte. Die erstere Angabe liesse sich aus gut bearbeiteten geographischen Lexicis, die andere vorzüglich bey solchen Stiftern leicht erheben, welche während der Vacanz von der Kammer verwaltet worden oder noch werden. Beyläufig weiss auch jeder localkundige Eingeborner, wieviel ein benachbartes Bisthum eintrage? Das Detail des Vfs. über die Seminarien und geistlichen Orden ist sehr lehrreich. S. 123. ist der Vf. ebenfalls von dem Wahn angesteckt, als ob es in Ungarn Tempelritter gegeben habe. Nicht eine einzige gewisse Spur ist hievon vorhanden; bey dem Ausdruck *milites templi* oder *templarii* in alten Urkunden deuten bald die Nebenumstände dahin, dass von Jerusalemmer Hospitalsrittern zum U. Joh. die Rede sey. Ihr Oberhaupt war der Prior von Vrana, der von seinem ersten Ursprunge an ein Prior der Hospitalritter und kein Prior von Tempelherren war: daher kommt auch nicht *eine* Spur von Aufhebung der Tempelritter in Ungarn oder selbst in Vrana vor. Rec. würde zu viel Platz zu Beweisen brauchen; er will aber durch dies Resultat seiner Untersuchungen auch indessen andre Forscher aufmerksam machen, S. 140. ein lehrreiches Detail über das hinterlassene Jesuitervermögen. So glimpflich als hier hat, soviel Rec. sich erinnert, noch kein Piarist vom Jesuitenorden gesprochen. „*Societas maximo et laudabilissimo conatu Religionem Literas communisque boni commoda* (auch die Harmonie der verschiedenen Religionen) *et Negotia (politica?) fovit et promovit, inprimis iuventutem ad omnia civilia et ecclesiastica munia excolendo annis 212 de Regno Hung. optime mereri contendit donec etc.*" Ueber seinen eigenen, den *Piaristenorden*, giebt der Vf. eine befriedigende Auskunft. 1798 gab es in den ungrischen Erblanden 324 Piaristen, die Novizen schon eingerechnet. Im Ganzen sind noch in denselben 240 Manns- und Frauenklöster übrig. S. 165 — 170. ist der Religionszustand der Nichtunirten beschrieben; aber die Zahl der Walachen in Siebenbürgen ist, selbst fürs J. 1772 mit 558,076 Seelen, fast um die Hälfte zu gering angesetzt. Eben so ist die lutherische Geistlichkeit mit 200 Personen um die Hälfte zu wenig berechnet, und die Reformirte mit 861 Personen ebenfalls um mehr als ein Drittheil zu gering bestimmt. Der Vf. scheint auch nicht recht zu wissen, was in dem protestantischen Kirchenregiment ein *Contubernium* sey; sonst würde er dieses Wort nicht für jede Kirchengemeinde oder *Ecclesia* brauchen. Nachdem der Vf. einiges von den Unitariern hinzugesetzt hat, liefert er auch eine ungrische *Ketzergeschichte*, und erzählt mit Vergnügen die im J. 1783 bewirkte Katholischwerdung der Wiedertäufer. Hinter allen diesen Ketzern haben die Juden *zuletzt* ihren Platz. — Den gedrungten Auszug einer *ungrischen Literargeschichte* wird man hier mit Vergnügen lesen: nur z. B. bey S. 213. ist es ausgemacht, dass der sogenannte Anonymus nicht K. Bela des IV, sondern des III. Kanzler gewesen, und dass in damaliger Zeit, wo Bela III. zuerst eine ordentliche königl. Kanzley errichtete, von keinem ordentlichen Archiv, noch weniger davon die Rede seyn kann, dass dem Anonymus das Archiv zu Jász offen gestanden wäre. Das Detail über das Stipendienwesen und die einzelnen Schulen ist sehr lehrreich, und lobenswürdig ist der Gedanke, in einer ungrischen Statistik auch ein Verzeichniss der in Ungarn und von eingebornen Ungarn gemachten *Erfindungen* aufzustellen. Bey mehreren Artikeln dieses Verzeichnisses, z. B. bey *Eau de la Reine* hätte der Vf. mit vielem Nutzen die Beyträge zur Geschichte der Erfindungen von dem belesenen und sachkundigen Hn. Hofr. *Beckmann* einsehen können. Ueber den Handel (254 — 291.) sagt zwar der Vf. wenig Neues; aber das geographische Productenverzeichniss z. B. die Liste der inländischen Weine lese man gern, wenn nicht in den Namen so viele Druckfehler steckten. Für die Zusammenstellung verschiedener Notizen über das alte ungrische Münzwesen (S. 299 — 315.) muss man zwar dem Vf. verbunden seyn; allein man sieht auch aus derselben nur desto mehr die Nothwendigkeit ein, dass doch einmal eine chronologische vollstän-

dige Geschichte des *ungrischen Münzwesens* geschrieben werden möchte, deren Genauigkeit durch beständige chronologische Vergleichung der Gesetze und Urkunden mit den noch in vollständigern Sammlungen vorhandenen Münzen zu erzielen wäre. Hr. *Simonchich* in der *Diff. de Numismatica Hung. Diplomaticae accommodata.* Viennae 1794. 8. hat hauptsächlich die Münzgeschichte des Worts *Florenus* oder *Gulden* beschrieben; seit der Zeit hat ihm aber Hr. *v. Kovachich* noch mehrere Angaben zu Münzbestimmungen aus Urkunden geliefert; und wenn der geschickte Mann Gelegenheit hat, gute Münzsammlungen zu besehen; so läfst sich von ihm nichts gemeines erwarten. Auf des Hn. Bibliothekars *Schönwisner* ungrische Numismatik wartet die gelehrte Welt mit Verlangen. Der Graf Ignaz *Batthyáni*, Bischof von Siebenbürgen, hat die Herausgabe übernommen. Endlich will auch der Hr. Graf *Szechenyi* seine schöne Sammlung in Kupfer stechen, und durch seinen hoffnungsvollen Sohn, Ludwig, beschreiben lassen; es scheint also diesem Theil der historischen Hülfswissenschaften eine vollkommnere Bearbeitung bevorzustehen. — Die *Militärgeschichte* von Ungarn besteht aus lauter Bruchstücken; die Lehre von der Insurrection ist, vielleicht mit Fleifs, nur obenhin abgehandelt; das Verzeichnifs aller Friedensschlüsse und Tractaten S. 334. brauchte noch sehr viel Zusätze zu seiner Vollkommenheit; hingegen die Uebersicht der Regimenter, Generalcommandi und Kriegsämter ist brauchbar. Bey der Contribution hat der Vf. sehr wohl gethan, aus einem sogenannten Contributionsbüchel des Presburger Comitats die Artikel, die der Steuer unterworfen sind, und das Verhältnifs der Steuerauflage specifisch S. 360 anzugeben; woraus sich jeder überzeugen kann, wie wenig verhältnifsmäfsig zu andern Landleuten, der ungrische Bauer, der für so gedrückt ausgeschrieen wird, zahle. Hatte er mehr Absatz; so gehörte er zu den wohlhabendsten Bauern in Europa. Die Cameral-, Salz-, Post-, Zoll- und Bergwerksverwaltung ist aus dem Ofener Schematismus in eine zweckmäfsige Uebersicht gebracht. Für die Sammlung von den Namen der Bergwerke nach den Comitaten, und vorzüglich für die Reihe der Schemnitzer Kammergrafen S. 397. verdient der Vf. allen Dank; mehreres wird er noch bey einer künftigen Auflage aus Esmark's mineralogischer Reise durch Ungarn nnd Siebenbürgen zusetzen können. Vielleicht werden bald auch kundige Inländer das statistische und selbst geognostische Dunkel, das über dem *ungrischen Bergbau* liegt, erhellen, und die geognostische Sprache und Grundsätze der Schemnitzer z. B. vom Streichen der Gänge, welche Hr. *Esmark* so verschieden von den Freyburger Ausdrücken und Regeln findet, rechtfertigen oder wenigstens erläutern.

* * *

Tübingen, b. Heerbrandt: *Versuch einer vollständigen Methodologie für den gesammten Cursus der öffentlichen Unterweisung in der lateinischen Sprache und Literatur.* Von M. *A. F. Pauli* Dritter u. letzter Theil. Ausführung der Methode des lateinischen Unterrichts in den obern Schulclassen bis an die Grenzen der *Akademie.* 1799. 372 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Suppl. Band. Nr. 44. und 1790. Nr. 272.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Coburg*, b. Ahl: *Einladungsschriften* zu öffentlichen Reden bey dem dortigen Gymnasium von 1794—1799. 20 Stücke in 4. 163 S. Diese Localaufsätze verdienen als Fortsetzung der Geschichte dieses Gymnasiums auch aufser ihrem nächsten Kreis bekannt zu werden. Ihr Vf. Hr. Director *Briegleb* detaillirt sehr authentisch die im Anfang des laufenden Jahrhunderts, im Einweihungsjahre des Gymnasium (1705.) erneuerten Bemühungen, bey demselben die vorhandenen kaiserlichen *plena privilegia academica* zur Ausübung zu bringen, und die zwischen den damaligen Nutritoren entstandene dem Gymnas. sehr nachtheilige Disharmonie. Allgemeines Interesse haben vornehmlich die Nachrichten von *Ernst Sal. Cyprian*, welcher 1700—1713. Director des Gymnas. gewesen. Briefauszüge und andere kleine Data finden sich hier genug, um den Charakter dieses durch seine spätern Aemter und Schriften merkwürdig gewordenen Mannes treffend zu schildern. (Seine in der herzogl. Bibliothek zu Gotha aufbewahrte weitläuftige Correspondenz verdiente zur Geschichte der ersten Decennien dieses Jahrhunderts genau benutzt zu werden!) Nach ihm werden die Lebensumstände von andern Lehrern des Gymnasiums, mit besonderer Rücksicht auf das, was sie dieser Anstalt waren, mit vielem Fleifs angezeigt und zwar von *Phil. Theod. Perpertzn, Joh. Conr. Schwarz, Gottfr. Ludovici, Joh. Just. Bode, Joh. Heinreich, Joh. Christoph Schubart* und *Joh. Ernst Zschackwitz.* Häufig sind richtige Bemerkungen des Vfs. eingestreut. Besonders machen diejenigen, welche er aus Gelegenheit der ehemaligen Pflichteid eines Directors vollständiger ausgeführt hat, seiner liberalen Denkart Ehre. Ein Director nämlich mufste schwören, nicht nur selbst bey der *reinen* Lehre und dem christlichen Bekenntnifs dieser Lande, wie dieselbe in Gottes Wort gegründet, in der ungeänderten Augsburg. Confession begriffen und im *christlichen* Concordienbuch repetirt ist, ohne einigen Falsch und Simulation zu bleiben, zu beharren und dawider nichts weder heimlich noch öffentlich zu practiciren; sondern auch — *wo Er vermerke, dafs andere solches thun wollten, dasselbe nicht zu verhalten sondern ohne Scheu bald offenbaren zu wollen etc.* Wann ist dieser Eid den Angeber machen zu wollen, abgestellt worden?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Junius 1799.

GESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen berühmter Männer.* Herausgegeben von *G. F. Palm. Zweyter Band.* 1797. 234 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte. Viertes Bändchen. — Dritter Band: oder der Gallerie u. s. w. *Fünftes Bandchen.* 1798. 244 S. 8. (jedes 12 gr.)

In dem zweyten Bande dieser Lebensbeschreibungen finden wir folgende berühmte Männer: I. *Heinrich der Löwe*, Herzog von Bayern und Sachsen. S. 1—32. Eigentlich ein Aufsatz des Hn. Superintendent *Otto Gieseke* zu Ebeleben, den der Herausgeber schon 1789 in sein *wissenschaftliches Magazin für Jünglinge* aufgenommen hat: für ein Buch von der Bestimmung des gegenwärtigen immer brauchbar genug; wenn gleich *Heinrich* darin im Verhältnisse gegen *Friedrich I* stets ins Licht; der Kaiser aber nicht blofs in den Schatten gestellt; sondern auch als ein undankbarer und ungerechter Fürst abgeschildert wird, und also manche parteyische Vorstellung mit unterläuft. Auch sollte S. 14. nicht im zwölften Jahrhunderte vom *Erschiefsen;* noch von einem *türkischen Kaiser* in Syrien die Rede seyn; und der Name des griechischen ist Comnenus, nicht *Commenus*. II. *Ferdinand Kortes*. S. 33—57. Vermuthlich aus *Robertson* und *Campe* geschöpft; des letzten Geschichte der Entdeckung von Amerika nennt Hr. P. unübertreffbar. III. *Feldmarschall Schomberg*. S. 58—104. Ein guter Auszug aus des Hn. *Kazner's* wohlgerathenen Biographie desselben. Es ist aber nur *Schomberg's* letzter irlandischer Feldzug beschrieben; und doch hatten billig seine frühern Jahre nicht übergangen werden sollen. IV. *Johann Hufs*. S. 105—151. Hauptsächlich aus der Geschichte des Hufsitenkriegs, Zittau 1795. 8. Dafs *Wenzel* durch die Bestellung seines Küchenmeisters zum Rector der Universität Prag, eine treffende Satyre auf das Betragen der dortigen Professoren gemacht habe (S. 115.), dürften wohl wenige mit dem Vf. glauben. Und wer ist *der Cardinal von Cammerach?* S. 145. Doch wohl *Cardinalis Cameracensis* d. h. der Cardinal Bischoff von *Cambray* V. *Necker*. S. 152—186. Aus *de Maillant* Werke: *Du Gouvernement, des Moeurs et des Conditions en France.* Gleich in der ersten Zeile wird sein Vater *Vorsteher des Collegiums zu Genf* genannt; das ist aber weder deutsch noch übersetzt. Im Französischen heifst *Collège* eine Schule, mithin müfste er Rector einer solchen gewesen seyn. Sonst ist es bekannt, dafs de Maillant *Neckern* in einer durchaus häfslichen und verächtlichen Gestalt gezeichnet hat: und das erregt schon an sich einen Verdacht, ein so durchaus schwarzes Bild von einem Manne, der eine Zeitlang so sehr bewundert wurde, könne wohl nicht ganz getroffen seyn. Auch ist schon manches, nicht etwan von Lobrednern, sondern von ruhigen Beobachtern, zu seiner Entschuldigung, wo nicht gar zur Rechtfertigung einiger seiner Schritte treffend genug gesagt worden. VI. *Danton*. S. 187—205. Aus einem herauszugebenden gröfsern Werke über die französische Revolution. Allem Ansehen nach sehr treu geschildert; und, wie mehrere Wendungen und Ausdrücke verrathen, aus einem französischen Buche. VII. *Wilh. Robertson*. S. 206—218. Aus dem *Universal Magazine*, Octob. 1794. Die Schriften und der Charakter des vortrefflichen Mannes werden zwar von dem englischen Verfasser recht wohl geschildert; doch war von seinen Werken für deutsche Leser aus mehr als einer Ursache noch manches hinzuzusetzen übrig. VIII. *Peter der Einsiedler*. S. 219—230. Vermuthlich aus einem neuern Schriftsteller gezogen. Von den Seldschukischen Türken ist S. 220 fg. manche seichte Nachricht hingeworfen, z. B. sie hätten die wallfahrenden Christen darum gedrückt, weil ihre Glaubenslehre sie gegen alle bildliche Verehrung abgeneigt gemacht habe; als wenn nicht die Araber, und alle Muhamedaner überhaupt eben dieselbe Abneigung gehabt hätten. Dafs jenes Zeitalter an edlern Metallen äufserst arm gewesen sey (ebendaf.), ist sehr übertrieben. Im J. 1072 kann *Gregor VII* nicht, wie S. 223. gemeldet wird, Aufmunterungsbriefe zu einem Kreuzzuge herumgeschickt haben, indem er damals noch nicht Pabst war. Merkwürdige Auftritte aus *Peters* Leben sind noch weggeblieben; z. B. dafs er vom Heer der Kreuzfahrer weggelaufen, und von Camraden zurückgebracht worden ist. IX. *Petrarcha*. S. 231—234. Eine für einen Mann von solcher Bedeutung sehr ärmliche Nachricht. Und doch giebt es eine schon vor mehr als zwanzig Jahren überfeizte sehr reichhaltige Lebensgeschichte desselben, mit vielen Auszügen aus seinen Schriften in drey Octavbänden, woraus viel Angenehmes und Lehrreiches geschöpft werden konnte.

Der dritte Band enthält nachstehende biographische Aufsatze. I. *Karl der Fünfte*, deut-

scher Kaiser. S. 1—27. Schon auf der 7ten Seite ist von seiner Abdankung die Rede: und diese wird nach ihren Bewegungsgründen, Beförderungsmitteln und den Reden, welche die Uebertragung der Niederlande an seinen Sohn begleitete, bis S. 19. mithin zweymal so lang, als seine ganze Regierung, beschrieben; und nachdem noch einiges über seine letzten Tage hinzugesetzt worden ist, folgen Bemerkungen über Karls und Franz I Eifersucht, nebst einer Vergleichung zwischen beiden. Der ganze Aufsatz scheint französischer Herkunft zu seyn: ist aber für Leser, welche Karln V daraus kennen lernen sollen, viel zu wenig unterrichtend. Hr. P. schreibt doch für Deutsche: und diese wollen mit Recht wissen, was einer ihrer Kaiser für Deutschland und für die Nation gethan habe; und warum nicht mehr, besonders bey einer so grosen Aufforderung, als die damalige Hauptrevolution in unserm Vaterlande erwarten liess u. dgl. m. Von allem diesem aber, wie von den vornehmsten Auftritten seiner Regierungsgeschichte, erfahren sie so gut wie gar nichts. Dass Hr. P. mit dieser Geschichte wenig bekannt seyn müsse, sieht man schon daraus, weil er den so berühmten Staatsbedienten Karls, *Granvella*, mehrmals *Granville* nennt. II. *Julius Cäsar*, geschildert von *Mercier*. S. 28—50. Viel treffende Züge, von Witz und Beredsamkeit glänzend; aber auch viel französische Declamation, nicht immer auf historischem Grund und Boden. III. *Chlodwig, erster König der Franken*. S. 51—67. Woher diese ziemlich gut gerathene Regierungsgeschichte genommen sey? sagt der Vf. nicht. Dass erst nach mehrern Seiten (S. 56.) eine chronologische Bestimmung vorkömmt, ist für die Leser eines solchen Buchs, die nicht wissen, wer denn dieser *Chlodwig* war? woher er kam? wenn und wo er sein Reich festgesetzt habe? sehr unbequem. Im strengen Verstande sollte er auch nicht *erster König der Franken;* sondern *Stifter der fränkischen Monarchie*, heissen. Mehrere geographische Angaben sind fehlerhaft, z. B. S. 52. *Amoriker* und *Repuarische* Franken; auch S. 66. wo *Alemannien* nicht mehr als *Schwaben* anzeigen soll. Die sogenannte Bekehrung Chlodwig's hätte nicht blos im Vorbeygehen berührt werden sollen. IV. *Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba*. S. 68—91. Auch hier ist keine Quelle genannt: ausser dass einmal (S. 70.) *Framiodae* (muss *Famiani* heissen.) *Stradae Decades de Bello Belgico* ganz unbestimmt, und am Ende *Raynal's Hist. du Stadhouderat* angeführt ist. Sonst ist das Bild des grausamen Helden nicht übel getroffen. V. *Anton Raphael Mengs*. S. 92—163. Grostentheils aus dem Französischen des ehemaligen spanischen Gesandten zu Rom, *Ritters d'Azara*, mithin, wie man schon weiss, lehrreich im vorzüglichen Grade. VI. *Gottfried Wilhelm von Leibniz*. S. 164—204. Es scheint wiederum ein französisches Eloge des grosen Mannes zu seyn, das Hr. P. hier benutzt hat, und wenigstens hätte anzeigen sollen. Von verschiedenen Seiten sind seine Gaben und Verdienste glücklich genug geschildert worden; aber wie hätte ein Deutscher schreiben können (S. 165. 176.), dass zu der Zeit, da *Leibniz* auftrat, *die Barbarey in Deutschland noch geherrscht habe?* Nur ein Franzose kann es Barbarey nennen, dass damals noch Compilationssucht und Pedanterey vielen deutschen Gelehrten eigen blieb, während dass sie doch in allen Wissenschaften grose, zum Theil grosere Fortschritte, als ihre Nachbarn jenseits des Rheins, gemacht hatten. VII. *Franz Rabelais*. S. 205 fg. Ganz befriedigend für diejenigen, die mit dem geistlichen Poliisson noch keine nähere Bekanntschaft errichtet haben.

1) Hirschberg, b. Pitschiller u. Comp.: *Handbuch der schlesischen Geschichte*, für Liebhaber und Schullehrer in niedern Schulen, von *Johann Daniel Hensel*. 1797. 188 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Kurzer Abriss der schlesischen Geschichte*, als Leitfaden beym Unterricht in niedern Schulen, in Verbindung mit dem Handbuche der schlesischen Geschichte, von *Johann Daniel Hensel*. 1797. 47 S. 8.

Es giebt noch kein Handbuch, sagt der Vf., das als Leitfaden zum ausführlichen Unterrichte über die schlesische Geschichte gebraucht werden; oder aus dem sich ein unbemittelter Liebhaber, oder Gelehrter, dessen Hauptsache die Geschichte nicht ist, oder besonders ein Lehrer in niedern Classen in Städten, oder auf dem Lande, selbst eine hinlängliche Uebersicht dieser Geschichte zu verschaffen im Stande ware. Das *Kloberische* Werk: von Schlesien, vor und seit dem J. 1740 mischt, bey aller übrigen Vortrefflichkeit, viel fremdartiges Räsonnement in die Geschichte Schlesiens, das ihm nur deswegen nicht als Fehler vorgeworfen werden kann, weil es an sich vortrefflich gesagt, mit Leichtigkeit verwebt ist, und daher mit Vergnügen neben der Geschichte gelesen wird. Die schlesische Geschichte des Hn. v. *Pachali* enthält dagegen nur Resultate der sorgfältigsten Untersuchungen; ist aber, so genau, gedrungen und überhaupt schätzbar sie heissen kann, in manchen Stücken für viele zu kurz. *Klosen's* Briefe über Breslau sind diplomatisch genau; aber deswegen für viele zu weitläuftig, zu kostbar, und nicht anziehend genug. Ueberhaupt genommen wird man diese Urtheile nicht unrichtig finden; auch hat der Vf. den gedachten Mangel ziemlich geschickt ersetzt. Er hat zwar, wie er selbst zu erkennen giebt (Vorr. S. V.), hauptsächlich nur neuere Werke benutzt, besonders die beiden zuerst genannten; da es aber hier nicht auf genaue Untersuchungen, sondern nur auf eine bündige Darstellung des Gewissen und Merkwürdigen ankommt; so kann man damit zufrieden seyn. Voran gehen wenige Zeilen von den Grenzen, der Grösse und der Bevölkerung des Landes, welche nach der neuesten Zählung in den schlesischen Provincialblättern 1795 auf 685 Quadratmeilen 1,753509 Menschen betrug. Ein kurzer geographischer Abriss Schlesiens hätte immer hieher gesetzt werden

den können. Die Geschichte wird unter folgenden sechs Abschnitten vorgetragen: Schlesien bis zur Trennung von Polen bis 1160; unter eigenen Herzogen bis 1356; unter böhmischer Oberherrschaft bis 1474: unter ungarischen Königen bis 1526; unter österreichischen Regenten bis 1740; endlich unter preufsischer Regierung. Dafs am Ende eines jeden Abschnitts die Verfassung und der Religionszustand des Landes während desselben abgeschildert werden, verdient besonders Beyfall. Im ersten Abschnitte konnten die Fabeln von den Mäusen und vom Engel (S. 4.), ingleichen (S. 12.) vom Pfalzgraf Roland, von denen der Vf. doch wohl keine glaubt, wegbleiben. Dafs König *Casimir* in jüngern Jahren als Mönch im Kloster *Clugny*, (nicht *Cluniac*, wie es S. 6. genannt wird, im Lateinischen heifst es wohl *Cluniacum*,) gelebt habe, ist von den neuesten polnischen Geschichtschreibern sehr zweifelhaft gemacht worden. Der siebenjährige Krieg scheint in Ansehung der Begebenheiten, die aufserhalb Schlesien vorfielen, zu umständlich erzählt zu seyn. Die Schreibart ist etwas nachläfsig. Viermal fängt auf der einzigen 101sten Seite eine Periode mit *da* an; der Vf. spricht S. 120. von einem *Verdacht für die Tugend* u. dgl. m.

Nr. 2. ist nichts als ein Auszug aus dem vorhergehenden Handbuche, mit Verweisung auf die Seiten desselben, damit der Lehrer daraus dieses kleine Skelet mit Fleisch und Säften versehen könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäfsigen Lebensklugheit.* In Erzählungen und praktischen Aufsätzen. Herausgegeben von *Friedrich Rochlitz*. *Erster Theil.* 1798. X u. 338 S. *Zweyter Theil.* VIII u. 354 S. *Dritter Theil.* 1799. VI u. 380 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt zur Unterhaltung in einsamen Stunden*, von *Friedrich Rochlitz*. 1799. VII u. 468 S. 8.

Unter den sogenannten moralischen Schriftstellern nimmt der Vf. obiger Schriften eine vorzügliche Stelle ein, denn er hat wirklich einen moralischen Zweck, und er unterhält die Leser, denen er nutzen möchte. Man hat es ihm schon in dieser Zeitung (1797. Nr. 287.) bey Beurtheilung des Buchs: *Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie*, wozu er sich hier als Vf. nennt, zugestanden, dafs er ein fruchtbarer Schriftsteller für das praktische Leben sey, und wer da wünscht das Bessere an die Stelle des Schlechten gesetzt zu sehen, wird auch *seines* guten Fortgangs sich erfreuen. Nur sorge er mit Fleifs, dafs die Fruchtbarkeit sich stets auf die Güte der Früchte, nicht auf ihre Menge beziehe. Er hat einen Vorrath angenehmer Kenntnisse, und bestrebt sich in seinen blofs räsonnirenden Aufsätzen wirklich gründlich zu seyn, es ist bey ihm nicht auf eine blofse Ausfüllung leerer Augenblicke abgesehen, er will Gedanken und Sachen geben: allein, was er giebt, verträgt durchgehends mehr Gedrängtheit und Bestimmtheit. Sehr begreiflich ist es übrigens, dafs die Erzählungen anziehender sind als die Abhandlungen, deren sich zwey von ziemlichem Umfange in der ersten Sammlung befinden: *Meines Onkels Briefe an seinen männlichen* (erwachsenen) *Sohn über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung*, und *Menschenleben nach seinen Hauptmomenten gezeichnet.* Es bedarf eines sehr durchgreifenden Geistes, um in diesem Fach mehr als das Gewöhnliche zu leisten. Des Vfs. Bemerkungen über die Frauen halten sich mehr bey den kleinern Vorzügen auf, die ihrem Geschlecht eigenthümlich, als dafs sie auf den Werth gingen, dessen sie im Ganzen fähig sind. In der Skizze des Menschenlebens spricht er auf eine andere Art zu viel von dem Geschlechtlichen, dem *Geschlechtstriebe* und der *Geschlechtsliebe*, die nur durch vollständigen Müfsiggang, besonders beym weiblichen Geschlecht, ein solches Uebergewicht bekommen können, als er annimmt. Diese delikaten Auseinandersetzungen gehen gar leicht in undelikate Ansichten über, und die Sittlichkeit gewinnt dabey, ihnen keinen überflüfsigen Raum zu gönnen. Da der Vf. auch selbst nicht wünscht, dafs sie in die Hände der Jugend gegeben werden möchten; so scheinen sie nicht in eine Sammlung zu gehören, von welcher man den grofsten Theil, z. B. *den Spieler*, recht gern in den Händen der Jugend sehen wird. Den medicinischen Theil dieser Anthropologie mufs Rec. übrigens andern Richtern überlassen. Gegen den philosophischen bleibt immer einzuwenden, dafs die Scheidung der Begriffe und Benennungen gar zu willkürlich ausgefallen ist. Warum wird z. B. der Eigenwille im Gegensatz mit dem Eigensinn als eine „abscheuliche Gesinnung" (S. Erinner. Th. II. S. 116.) angegeben? Selbst nach der Erklärung des Vfs.: „Eigensinn ist die Neigung eines Menschen seinen Willen durchzusetzen in Rücksicht auf die Folgen; Eigenwille ohne Rücksicht auf Folgen," haben Kinder mehr Eigenwillen als Eigensinn, weil sie niemals an Folgen denken. — Mit Recht ist der Vf. überall einem empirischen Leitfaden gefolgt, da er eine gemeinnützige Abhandlung schrieb; er hat sich specieller Beyspiele bedient, und geht nur selten in das Allgemeine, wie etwa in der *Beylage* (Th. III. S. 297 u. f.) mit Worterklärungen, wo er von der Liebe handelt und sie mit dem Genie vergleicht. Er findet, der Unbeschreiblichkeit beider ungeachtet, „dafs es denn doch nicht gut wäre, wenn den Leuten nicht gesagt würde, was sie sind — „mancher bildet sich ein, es zu haben, und hat es nicht," — „mancher bildet sich ein, es nicht zu haben, und hat es." Was das letzte betrifft, so werden sich das rechte Genie und die rechte Liebe schon zu helfen wissen, wie nach Georgs Rede im Götz von Berlichingen ein rechter Reuter und ein

rechter Regen überall durchkommen; es bedarf solcher Nachweisungen nicht. Dagegen entscheiden besonders so manche tändelnde Merkmale eines zärtlichen Herzens nichts für die Liebe.

Von Erzählungen finden wir in Nr. 1. *den Spieler*, *Ferdinands Hochzeittag*, *Emiliens Heirathsgeschichte*, *die schönste Stunde meines Lebens*, und *Anekdoten*, unter denen besonders der Deserteur eben so interessant als angenehm erzählt ist. Nr. 2. enthält *die frühe Verbindung*, *die Landmädchen* und *Nachbar Millner*. Alle diese sind häufig mit Gesprächen durchwebt, in denen zuweilen etwas viel gesprochen wird; die Sitte des Vfs., jede Rede abzusetzen und einwärts zu rücken, macht das noch auffallender. Hier müfste besonders die fleifsigere Gedrangtheit des Stils eintreten. Besteht das Weitläuftige nur in gefälligen Worten, entfaltet sich nicht stets wieder ein neues Bild oder ein neuer Umstand; so liefet man es nur Einmal; man kehrt öfter zurück, wenn noch etwas zu sagen und etwas eigenes zu denken übrig blieb. Wir trauen dem Vf. zu, dafs er lieber mehrmals gelesen seyn, als mehrere Bogen füllen will. Die Erfindung in seinen bürgerlichen Geschichten ist nicht glänzend, aber es fehlt ihr nicht an Anmuth, und er steht in diesem Puncte nur wenigen unserer moralischen Erzähler nach. Einen Beytrag von *Lafontaine*, wie dieser sie in die Taschenbücher liefert, hat er in den ersten Band aufgenommen, und bittet bescheiden um Verzeihung, dafs es nur Einer ist. Ein Schriftsteller, der sich selber schätzt, sollte die Beliebtheit eines andern nicht zu Hülfe nehmen. Er gehe nur auf seinem Wege weiter, und setze die Moralität seiner Schriften immer mehr in die unabhangigste Ausbildung.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehm-Gerichts.* Eine Kunde der Väter, erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder. Zweyter Band, oder dritter und vierter Th. 1799. 312 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 23.)

Ebendaselbst, b. Wever: *Anweisung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen.* 4tes Stück, enthaltend ein allgemeines Kochbuch aus den besten Kochbüchern unserer Zeit, nach vorhergegangener Prüfung, gesammelt und mit einer Anweisung zu einer guten Wirthschaft, herausgegeben von *J. G. S.* Neue durchgesehene und vermehrte Auflage. 1798. 206 S. 5tes Stück. 196 S. 6tes Stück. 196 S. 8. (1 Rthlr 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 269.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *In Augusta*, b. Gombart u. Comp.: *Quartetto (?) armonioso (?) senza digiti (?) per tre Violini e I violoncello* del Signore *Ferandini* (,) Milanese. Ohne Jahrzahl. 2½ Bog. Folio. — Wenn Hr. *F.* sich ja dazu berufen fuhlte, Tonstücke zu componiren, wozu die Spielenden keine Finger gebrauchen — denn das soll durch die Worte *senza digiti* angedeutet werden; — so hätte dies denn doch mit mehr Witz, und auf eine bessere, die Kunst weniger herabwürdigende Art, als in vorliegender musikalischen Posse, geschehen können. Vermuthlich wahnt der Vf. ein Marsch, ein kurzes Allegro, eine Menuett und ein Rondo, für vier Instrumente gesetzt, sey ein Quartett; daher wählte er sehr unglücklich diesen Titel zu seinem Machwerke. Das Beywort *armonioso* hingegen scheint ein Schreib- oder Stichfehler zu seyn; denn wir finden diese erbarmliche Arbeit, worin noch überdies an eine nur leidliche Melodie gar nicht zu gedenken ist, sehr unharmonisch und aufserst unrein im Satze. Sogleich in den drey ersten Takten befinden sich Beweise davon. T. 4. wird der Leitton e auf eine sehr widrige Art durch die Octave verdoppelt. T. 5. 6 etc. klingt der Bafs zu den übrigen Stimmen ungefähr so, wie man ihn öfter in Bierschenken extemporiren hört. T. 6. 7. 8. macht die erste Violine gegen den Bafs lauter Quinten, aber glücklicher Weise nur in der Gegenbewegung. — Ueber die Modulation und den Rhythmus wollen wir kein Wort verlieren, denn bey einer solchen Stümperey lohnt dies die Mühe nicht. Nur einige Bemerkungen über die vorgeschriebene Stimmung oder vielmehr Verstimmung der Instrumente können wir nicht unterdrücken. Hatte Hr. *F.* die sechzehn Saiten aller vier Instrumente so stimmen lassen, dafs aufser der diatonischen Tonleiter in F dur wenigstens noch einmal h für C dur etc. vorhanden gewesen ware; so hatte dadurch das Ganze in Absicht auf die Modulation und Vollstandigkeit der Accorde merklich gewinnen können; allein daran scheint er gar nicht gedacht zu haben. Und wer wird auch bey dem Componiren eines Quartetts erst lange denken und überlegen! — Die beiden tiefern Saiten der ersten Violine, nämlich das G und D, lafst er sogar um eine Quarte höher, mithin in c und g stimmen; unbekummert darum, ob dies auch die Saiten aushalten werden, und was aus der allzu starken Spannung derselben für eine Ungleichheit in Ansehung des Klangs entstehe. Oder verlangt etwa Hr. *F.*, dafs man zum Spielen dieses Quartetts die Violine schwacher beziehen solle? Das wäre doch in der That eine etwas starke Zumuthung. Welche unangenehme Wirkung übrigens ein Tonstück, auf lauter blofsen oder unbedeckten Saiten gespielt, hervorbringen mufs, kann jeder nur mittelmafsige Violinist leicht berechnen, da man sonst bekanntlich die blofsen Saiten so viel als möglich zu vermeiden sucht. — Wenn Hr. *F.* nichts bessers schreiben kann, als solche niedrige Possen; so bitten wir ihn inständigst, dieses Quartett sein letztes Werk seyn zu lassen.

Druckfehler. Nr. 166. d. J. S. 498. Z. 16. von unten statt *unzuhinlängliches* lies *unzulängliches*. S. 501. Z. 27. von unten statt *wohl als ein* lies *wohl ein*. S. 502. Z. 13. v. u. statt *nämlich ist es* lies *ist es jedoch*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kufsler: *Bemerkungen über die Kenntnifs und Cur einiger Krankheiten* herausgegeben von *J. C. G. Ackermann, etc.*

(Beschlufs der im vorigen Stucke abgebrochenen Recenfion.)

Zweytes Heft. Fieberhafte Krankheiten. Die Masern. Kinder von 3—8 Jahren wurden am gewöhnlichsten befallen. Kinder von 1—3 Jahren waren der Krankheit nicht so allgemein unterworfen, und von Kindern unter einem Jahr sind nur äufserst wenige Beyspiele bekannt geworden, selbst wenn sie der Ansteckung noch so sehr ausgesetzt waren. (Ganz so fand es Rec. in mehrern Masernepidemien.) Nasenbluten war sehr wohlthatig, aber in etlichen Fallen mufste es gehemmt werden. Kalter Essig auf die Stirn gelegt war gewöhnlich dazu zureichend; nur in zwey Fällen mufste man seine Zuflucht zu einer *Auflösung* des Vitriols nehmen, in die man Pfröpfe tauchen mufste, welche man in die Nase brachte. Bey einem Mann von 28 Jahren erschien das Ausbruchsfieber unter Umständen, welche eine Vergiftung von Rattenpulver wahrscheinlich machten, und in der Folge kam der Fall öfter vor, dafs das Masernfieber vor dem Ausbruch sich bey Erwachsenen in der Gestalt der Krampfcolick, des Magenschmerzens, des heftigen Durchfalls u. s. w. verhüllte. Das alles ohne weitern Einfluss auf den Verlauf der Masernkrankheit. *Blutflüsse aus der Gebahrmutter.* Drey Falle von plötzlichem Tode gleich nach der Geburt, die ohne grofse Anstrengung natürlich vor sich gieng, so dafs an eine organische Verletzung nicht zu denken; und mit nicht auffallendem Blutverlust, so dafs dieser nicht zu beschuldigen war. Auch war innere Ergiefsung des Blutes nicht anzunehmen. Ein vierter Fall lief glücklich ab. Der Blutfluss war nicht übermäfsig stark, doch betrachtlich, wenigstens für einen Körper, der die Schwangerschaft hindurch mit dem drückendsten Mangel zu kampfen gehabt hatte. Die Wöchnerinn verfiel in die heftigsten Convulsionen, durch die der Blutfluss sogleich gehoben wurde. In der von den Convulsionen freyen, oft sehr kurzen Zwischenzeit waren Zufalle der aufserstten Entkraftung zugegen. Die Zuckungen verloren sich nach einer Stunde gänzlich, und die Kranke wurde erhalten. In den andern, tödlich abgelaufenen Fallen, wurde die Leichenöffnung nicht gestattet. Hn. *A.* Meynung ist nun, wenn der Tod auch nicht durch den positiven Mangel des Blutes bewirkt wurde; so wären doch viele Gründe vorhanden zu glauben, es sey durch einen relativen Mangel des Blutes veranlafst worden, oder mit andern Worten: die Kranken hatten zwar nicht so vieles Blut verloren, dafs man dem Blutfluss, in so fern er im positiven Mangel des Blutes besteht, die Ursache des Todes unbedingt zuschreiben konnte; aber der Blutverlust war bey ihnen unter solchen Umständen erfolgt, dafs bey der schnellen Entledigung der Gefäfse, diese sich nicht so schnell, als es die Fortdauer des Lebens erfoderte, nach der Masse des in ihnen enthaltnen Blutes zusammenziehen konnten. Der Tod mufste also erfolgen, weil dem Herzen durch die Gefäfse, die ihre Thatigkeit verloren hatten, das Blut entweder nicht, oder in so geringem Maafse zugeführt wurde, obgleich eine grösere Menge Blut im Körper war, dafs die Circulation durch die Lungen so wohl, als durch das übrige System der Gefäfse aufgehoben wurde. Der Vf. führt dieses, um die Möglichkeit davon im allgemeinen begreiflich zu machen, sehr lehrreich aus. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, wie er es erklärt, dafs der Puls bey allen heftigen Blutflüssen, die nicht mit zu grofsem Verlust des Blutes verbunden sind, an Geschwindigkeit vermehrt, und im Anfang oft auch voller und stärker, als gewöhnlich, oder hart und krampfhaft zusammengezogen ist, ungeachtet der Blutfluss selbst als schwächend wirken mufs, und von einer schwächenden Ursache abhängt, da so viele Aerzte diese Umstande anders beurtheilen, und dann mit Aderlassen, Salpeter u. s. w. so viel schaden. Aber den Beweis, dafs in den angeführten Fallen die angegebene Ursache wirklich eintrat, vermissen wir. Gleichwohl ist uns Aerzten gar wenig damit geholfen, wenn man uns gut oder schlecht vordemonstrirt, was Krankheit und Tod herbeyführen kann, und wie die kleinsten Gefafse tief im Innern sich dabey verhalten, wenn man nicht äufsere Erscheinungen anzugeben vermag, durch die wir in der Zeit, in der wir noch zu handeln haben, die Wirklichkeit dieses Zustandes erkennen können, oder es doch aufser Zweifel setzt, dafs der Fall wirklich in die Beobachtung fiel. Hierauf nicht einmal das Bestreben zu richten, den Versuch dazu nicht einmal zu wagen, die Kluft zwischen Moglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewifsheit so ganz zu übersehen, das setzt uns immer bey einem Arzt, wie Hr. *A.* von neuem in Erstaunen, obgleich dieses verderbliche Benehmen so allgemein ist und immer war, dafs uns

eher eine erstaunende Bewunderung ergreifen sollte, wenn wir einen medicinischen Schriftsteller davon frey sehen. Hatte nicht wenigstens, wenn des Vf. Hypothese in Anwendung auf die angeführten Fälle etwas für sich haben sollte, der Blutverlust doch momentan heftiger, als gewöhnlich eintreten sollen, so dass für eine bestimmte Zeit zu viel Blut verloren gieng? Und hätten nicht dabey Ursachen oder Erscheinungen statt haben müssen, welche auf eine ganz besondere Atonie hinweisen? erhellt aber nicht das Gegentheil aus den Krankengeschichten? Es waren, heisst es S. 94., junge, starke, vollblütige, gesunde Weiber u. s. w.? Was der Vf. als diagnostische Zeichen anführt, ist befriedigend, um das Uebel von andern Zufällen, welche gleich nach der Geburt zu fürchten sind, besonders von zu starken Blutflüssen zu unterscheiden, aber sie enthalten nichts, was seine angegebene Ursachen klar machen, ob er gleich alles darauf deutet. Ohne grosen Blutverlust findet kein Gebühren statt. Ob aber der Arzt hier eine üble Wirkung davon vor sich hat, das ist noch die Frage. Genug der Blutabgang war nicht ungewöhnlich stark, und schien gar nicht bedenklich; er hat gewöhnlich schon aufgehört, wenn der Arzt gerufen wird. Alle klagen über die unbeschreiblichste Angst, über die heftigste Beklemmung des Athems, ohne doch aufserordentlich schwer zu athmen. Sie sagen, es greife ihnen nach dem Herzen. Sie schreyen noch wenige Minuten vor dem Tode heftig um Hülfe. Der Athem ist allemal eiskalt. Man entdeckt keinen Puls, aber das Herz schlagt, und zwar aufserordentlich schnell, selbst noch heftig in den letzten Augenblicken. Sie sterben mit Besinnungskraft. Nun fragen wir aber, naht nicht unter solchen Umständen in vielen andern Krankheiten der Tod heran, wo vom Unvermögen der plötzlich entstandnen geringen Blutmenge die Gefasse zum Zusammenziehen zu bringen, gar nicht die Rede seyn kann? Hr. *A.* bestimmt nun das Verfahren des Arztes, wenn er dem schnell heranrückenden Tode Zeit abgewinnen kann. Ist ein Blutfluss noch da, wie selten seyn wird; so mufs er auf alle Art gehemmt werden. Die innerlichen Mittel müssen erregende seyn, und die Zimttinctur nimmt den ersten Platz ein. Der Wein in kleinen Gaben, der Wein warm gemacht, etwas gewürzt, und vermischt mit Eyerdotter, die versüsten Säuern u. s. w. haben sich auch als wirksame Mittel erwiesen; selbst kleine Quantitäten von Fleischbrühe mit aufgelöstem Eyerdotter waren nützlich. Das Hallerische saure Elixier ist schädlich. Eine sanfte, mäfsige Wärme über den ganzen Körper wird als ein mächtiges Reizungsmittel für die Lebenskraft wirken. Dasjenige Mittel aber, welches in diesem Fall das gröfste Zutrauen verdient, und auf dessen Wirksamkeit man sich sicher verlassen kann, ist ein äufserlicher, gehörig starker, dabey doch gleicher, und sanfter Druck auf den Unterleib, dessen Anwendungsart sehr ausführlich angegeben wird. (Uns fliess doch der Zweifel, ob es Folge von des Vf. unterwiesner Theorie sey, dafs er diesen Druck so erhebt, oder ob er Erfahrungen, in diesem gefahrvollen Uebel selbst, nicht in ihm analogisch dünkenden Fällen gesammelt, für ihn anzuführen habe? Kein medicinischer Schriftsteller sollte uns in Ungewifsheit der Art lassen.) Eintretende Convulsionen müssen in der Behandlung nicht stören. Hr. *A.* hält sie für wohlthätig. Gelegentlich rühmt er das *Semen dauci sylvestris* als sehr wirksam in sehr vielen Fällen der Wassersucht, wenn nur keine entzündliche Anlage da war. Seine Wirkung sey gelind reizend, und so die Resorption befördernd. Er nennt ihn zur allmaligen und sichern Beförderung des Harns eines der besten Mittel, welches die *materia medica* aufzuweisen habe. *Geschichte einer wahrscheinlich eingebildeten Hydrophobie.*

Drittes Heft. Geschichte derjenigen Krankheiten, die einen tödlichen Ausgang nahmen. Einige sehr interessante Krankengeschichten mit zwey merkwürdigen Sectionen, wo Herzenspolypen, Aneurismata der Aortae u. s. w. gefunden wurde. *Die Ruhr im September* 1795. Sie hatte nur wenige Personen aus einem Hause und einer Familie befallen. Brechmittel waren schädlich, obgleich sie viele verdorbene Säfte wegschafften. Der Vf. that gegen das Uebel, was man zu thun pflegt, wenn man es für rheumatisch hält. Seine Betrachtungen verdienen indefs Aufmerksamkeit und sind unterrichtend.

Viertes Heft. Ein Selbstmord. Sehr ausführlich erzählt, aber psychologisch, nicht *medicinisch lehrreich. Geschichte einer Verwundung durch einen Schufs*, der über funfzig kleine Bleykugeln in den Körper brachte, und von denen man ihn nicht befreyen konnte. Es fanden sich Zeichen von mannichfaltigen Verwundungen der Theile des Unterleibes, die Lebensgefahr war grofs, und doch glückte die Wiederherstellung so, dass die Person ihrem Berufsgeschäfte leben kann.

Jena, b. Cuno's Erben: *Versuch einer anatomisch-physiologisch-pathologischen Abhandlung über die Gehorwerkzeuge des Menschen*, von *C. F. L. Wildberg* Dr., Herzogl. Meklenb. Strel. Kreisphysicus. Mit Kupfern. 1795. XVI u. 336 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es kann bey Monographien dieser Art, wo ein Vf. alles zusammenzustellen sucht, was sich über einen Gegenstand in Rücksicht verschiedener Lehren der Arzneykunde sagen läfst, nicht fehlen, dafs vieles längst bekannte wiederholt wird. So nöthig nun solche Wiederholungen bey der Kürze unseres Gedächtnisses und der vielumfassenden Wissenschaft in mancher Hinsicht seyn mögen, so kann Rec. doch nicht umhin, zu gestehen, dafs dem grofsten Theile des Publicums damit kein Dienst geschehen könne, zumal wenn in jeder Rücksicht, nach welcher der Gegenstand betrachtet wird, eben nichts neues aufgestellet ist. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede: er habe diese Abhandlung geschrieben, um den Anfängern

gern das gewifs nicht unwichtige Studium dieſes Sinneswerkzeuges, welches in mehreren Rückſichten für denſelben ſo unverkennbare Schwierigkeiten habe, zu erleichtern; und ihnen die Anſchaffung koſtbarer Werke, welche zum Theil nur auf einzelne Theile des Ohres eingeſchränkt ſind, zu erſparen. Man ſieht leicht, dafs dies vorzüglich von der anatomiſchen Kenntnifs der Gehörwerkzeuge gelte, und ſelbſt in dieſer Rückſicht zweifelt Rec. doch noch, ob des Vf. Arbeit ſehr verdienſtlich ſey; denn an guten Beſchreibungen der Gehörwerkzeuge fehlt es ſeit *Hildebrandt's* Lehrbuche der Anatomie nicht, und *ein* gutes anatomiſches Lehrbuch ſollte doch durchaus jeder Arzt und Wundarzt beſitzen; auch ſind die ſchönen Scarpaiſchen Zeichnungen, welche unſer Vf. hat nachſtechen laſſen, ſchon in *Mayer's anatomiſchen Kupfertafeln* Heft 5, und was der Vf. nach dem Plane des Loderſchen Werkes vermuthen konnte, in *Loder's* Tafeln wieder nachgeſtochen. Demungeachtet will Rec. damit gar nicht ſagen, dafs des Vf. Arbeit ſchlecht ſey; vielmehr mufs er ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, dafs er ſeine Beſchreibungen zum Theil nicht ohne genaue Beobachtung der Gegenſtände in der Natur ſelbſt verfafst habe, welches vorzüglich von den äufseren Theilen des Schläfenbeines, aber auch von einigen inneren Theilen gilt; denn um die Beſchreibung ganz vollſtändig zu liefern, wird zuerſt das Schlafenbein ſelbſt beſchrieben; wobey der Vf. wie auch in einigen anderen Stücken in ſo fern mit Sömmering übereinſtimmt, dafs er mit dieſem drey Flächen und nicht viere wie Hildebrandt und andere am Felſenbeine annimmt. Hin und wieder hätte der Vf., vorzüglich da er für Anfänger ſchrieb, etwas mehr Aufmerkſamkeit auf Deutlichkeit und Correctheit des Styls wenden ſollen. So ſagt er z. B. S. 9. „In dieſer Hohle (der Gelenkhöhle des Schläfenbeins) wird im *friſchen* Zuſtande der Gelenkfortſatz des Unterkinnbackens durch Bänder gehalten.“ Was wird ſich ein Anfänger als Gegenſatz des friſchen anders denken als den fauligten Zuſtand? Und auch da halten ja die Bänder noch am längſten! — Es wäre beſſer geweſen zu ſagen: in der Verbindung mit den weichen Theilen u. ſ. w. Gleich S. 10. heifst es wieder: „Die äufsere Fläche des Schuppentheiles, welche von „dem äufseren Knochenblatte deſſelben gebildet iſt, „hat einen freyen halbcirkelformigen Rand, der nach „vorn zu mit dem Rande des innern Knochenblatts „vereiniget, bey ſeiner Verbindung mit dem grofsen „Flügel des Flügelſtückes am Grundbeine eine wahre Nath bildet, in ſeinem ganzen übrigen Umfange aber allein ohne Begleitung des Randes des innern Knochenblatts auf den untern halbcirkelförmigen Rand des Scheitelknochens ſich auflegt.“ Wer wird aus dieſer Beſchreibung leicht errathen, dafs der Vf. ſagen wolle: der Rand ſey am vorderen Theile gerade in die Queere, am hinteren aber ſchräg von aufsen nach innen und abwärts abgeſchnitten? — Auch findet Rec. deutſche und lateiniſche Benennungen in manchen Perioden ſelbſt zu ſehr gemiſcht. Selbſt kleine Nachläſſigkeiten der Orthographie laufen mit unter; ſo ſteht oft *wiedernatürlich*, *wiederlegen*; auch ohne demſelben, wo der Accuſativ ſtehen ſollte; in (im) widernatürlichen Zuſtande. Aufser den Knochentheilen des Gehörwerkzeuges, beſchreibt der Vf. auch das äufsere Ohr mit ſeinen Muskeln; ferner Gefäfse und Nerven des Ohres. Die zu dieſem rein anatomiſchen Theile der Schrift gehörigen Kupfer ſind aufser den ſchon erwähnten, nach einigen Präparaten, wovon der Vf. einige aus dem Nachlaſſe ſeines zu Halle verſtorbenen Bruders erhielt, auch einige nach Caſſebohm geſtochen worden; es läfst ſich aber in der That bey den meiſten nicht viel zu ihrem Lobe ſagen; einige ſind unter aller Kritik, welches freylich nicht des Vf's. Schuld iſt: ſo z. B. gleich Fig. 1. und 2. der erſten, Fig. 4. der zweyten Tafel, wo weder Reinheit noch Deutlichkeit und Kraft zu finden iſt. Die zweyte Abtheilung der Schrift, welche die Phyſiologie des Gehörwerkzeuges begreift, enthält aufser dem gewöhnlichen, welches ohne Schmuck und ganz faſslich vorgetragen iſt, auch einiges eigene. Der Vf. fand bey genauen Unterſuchungen, die Behauptung Cotunnis durchaus ungegründet, dafs die vordere Extremität der Grundfläche des Steigbügels durch einen dreyeckigen Knochenfortſatz und durch ein eben ſo geſtaltetes Band befeſtiget werde. Bey einer ſolchen Verrichtung wäre ja auch das Eindringen des hinteren Endes der Grundfläche des Steigbügels, welches doch Cotunni ſelbſt zugiebt, ganz unmöglich. Unſer Vf. nahm an zwey friſchen Schläfenbeinen die Trommelhaut nebſt dem Hammer und Amboſs weg, und unterſuchte dann mit aller Behutſamkeit, welche Bewegung der Grundfläche des Steigbügels möglich ſey: er fand, dafs derſelbe durch die Befeſtigung von ſeinen beiden Seiten nicht faſt auf dem Rande des Fenſters gehalten werde, ſondern dafs er ſich etwas von demſelben entfernen könne, wobey aber keinesweges dem hinteren Ende das Eingehen in den Vorhof geſtattet wurde; denn es war keiner anderen Bewegung fähig, als das vordere Ende. Nachdem er die Knochenhaut der Trommelhöhle von der Grundfläche des Steigbügels getrennt hatte, ſo fand er, dafs die Grundfläche auf den Rand des Fenſters aufſtehe, und auf keine Weiſe in daſſelbe hineindringen könne. Der Euſtachiſchen Röhre ſchreibt der Vf. eben den Nutzen als den Zellen des Zitzenfortſatzes zu: nämlich damit die Luft in der Trommelhöhle Raum gewinne, bey ſtarken Erſchütterungen die Trommelhaut zurückzuweichen; auch diene ſie, um den überflüſſig abgeſonderten Schleim auszuführen. Die Röhre ſcheine aber ganz nothwendig zum Gehör zu ſeyn, weil man oft bey verſtorbenen tauben Perſonen nichts als eine Verſchlieſsung derſelben gefunden habe. Das Oeffnen des Mundes geſchehe bey tauben ſchwerhörenden Perſonen nicht allein darum, um den äufseren Gehörgang zu erweitern, wie es nach Elliot's Bemerkung wirklich der Fall iſt, wenn man den Mund öffnet; ſondern auch, um Luft durch die Euſtachiſche Röhre einzulaſſen.

Auch durch die Kopfknochen überhaupt könne ſich die Erſchütterung des Schalles bis zum inneren Ohre hin fortpflanzen. Der Nutzen der Trommelſaite, welche ſchon deswegen nicht zum Gehore unmittelbar beytragen könne, weil ſie mit einer feſteren Scheide umgeben ſey, beſtehe blofs in der Wirkung auf den inneren Muskel des Hammers und auf den Steigbügelmuskel, welche ſich dadurch bey jeder Erſchütterung der Trommelhaut zuſammenziehen, und den Eindruck dieſer Erſchütterung auf die Gehörknöchelchen unterſtützen. Man habe auch bey Tauben nach dem Tode nie die Trommelſaite widernatürlich beſchaffen gefunden. Den Nutzen der halbcirkelförmigen Kanale ſucht der Vf. in der Vergröſserung der Oberfläche, vermittelbſt welcher die Erſchütterung beym Schalle aufgenommen wird. Bey den Nerven des innerm Ohres wirft der Vf. die folgenden Fragen auf, welche er für nicht ganz ungegründete Muthmaſsungen hält; wovon ſich aber doch wohl ſchwerlich etwas beſtimmteres je ausmachen laſſen dürfte; nämlich: ſollte die Verſchiedenheit der Nerven des Labyrinths nicht auf eine verſchiedene Beſtimmung ſchlieſsen laſſen? Sollte dieſe Verſchiedenheit der Nerven nicht mit der Verſchiedenheit des Schalles und der Töne in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen? Sollten nicht die verſchiedenen Nerven des Labyrinths eine nach ihrer Verſchiedenheit beſtimmte Empfanglichkeit für den veränderten Schall und die verſchiedenen Töne haben? — Dem phyſiologiſchen Theile iſt noch ein Anhang über die Mitleidenſchaft des Ohres durch Nervenverbindungen hinzugefügt. Durch die Verbindung der Trommelſaite mit dem Zungenſchlund — Stimm- und Zungenfleiſchnerven, wie auch mit dem Zungenzweigen des fünften Paares der Hirnnerven, läſst ſich nach des Vf. Meynung erklären, warum taubgebohrene Menſchen auch gewöhnlich ſtumm ſind. Eine nähere Erklärung dieſer Art ſollte ihm wohl ſchwer werden; aber es bedarf derſelben auch keinesweges; denn der einfache Grund, dafs die Menſchen, weil ſie die Sprache anderer nicht vernehmen, auch ſelbſt keine nachbilden können, reicht völlig zu; denn unarticulirte Töne finden wir doch bey ſolchen Unglücklichen.

Im dritten Buche handelt der Vf. die Pathologie des Ohres ab, und betrachtet im erſten Abſchnitte die Krankheiten des Ohres, nämlich: Ohrenſchmerz und Ohrenentzündung, wo das allgemein bekannte in guter Ordnung vorgetragen iſt; im zweyten Abſchnitte die Krankheiten des Gehörs als: Vermehrte- Verminderte- und Irrende Gehörempfindung, wofür der Vf. die Benennungen *Οξυηκοΐα*, *Δυσηκοΐα* und *Παρακοη* oder *Παρακουσις* vorſchlägt. Die zweyte Art der Gehörkrankheiten hat nach dem Grade zwey Unterabtheilungen, nämlich *Βαρυηκοΐα* Schwerhörigkeit, und *Κωφωσις* gänzliche Taubheit. Der Vf. giebt die verſchiedenen Urſachen dieſer Krankheiten vollſtändig an; zeigt dabey viele Beleſenheit; ſagt aber nichts Neues. Es wäre ſehr zu wünſchen geweſen, dafs er auch den therapeutiſchen Theil hinzugefügt und durch eigene Beobachtungen einige der vielen Schwierigkeiten vermindert hätte, welche ſich dem praktiſchen Arzte und Wundarzte in der Heilung dieſer Krankheiten ſo oft entgegenſtellen; denn der wahre Nutzen aller dieſer Kenntniſſe ſollte doch auf die eigentliche Heilkunde abzwecken, und gerade da möchte der Anfänger mit ſeiner Weisheit am erſten zu Ende ſeyn. Solle der Vf. wie er ſich vorgenommen hat, auch ähnliche Abhandlungen von den übrigen Sinneswerkzeugen herausgeben; ſo würde Rec. ſehr rathen, durch möglichſte Beſtimmung der noch ſo ſchwankenden Theorien vermittelſt neuer Unterſuchungen, Beobachtungen und Verſuche nach einem bleibenden und unbezweifelten Verdienſte zu ſtreben.

* * *

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Die Zeichen der Zeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* 3tes und des 1ſten Bandes letztes Stück. 1799. 12 Bog. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 42.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Prog.*, b. Herel: *Anleitung zur gerichtlichen und auſsergerichtlichen Behandlung der Fideicommiſſe in den kaiſerlich königlichen Staaten. Aus den hierüber beſtehenden allerhöchſten Geſetzen entwickelt und ſyſtematiſch (Sic) behandelt von Joſeph Karl Grafen von Auersperg*, k. k. Rath bey den k. böhmiſchen Landrechten. 1794. III. u. 55 S. 8. In einem höchſt barbariſchen, von Provincialiſmen ſtrotzendem Stile findet ſich auf dieſen Bogen eine ſehr verworrene und unbefriedigende Darſtellung desjenigen, was in den k. k. Staaten, und vorzüglich, wie es ſcheint, im Königreiche Böhmen über Familien Fideicommiſſe (dafs nur von dieſen die Rede iſt, mufs man aus der Abhandlung ſelbſt errathen) verordnet iſt, und wir zweifeln bey der Dürftigkeit, mit welcher das Ganze behandelt wird, dafs auch nur Ein inländiſcher Rechtslehrer hier etwas brauchbares, was er nicht bey einer ſehr oberflächlichen Kenntniſs der Landesrechte ſelbſt folgern konnte, finden werde: für einen Ausländer iſt gar nicht an eine nur einigermaafsen auslangende Belehrung zu denken!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: *Chriſtliche Kirchengeſchichte*, von *Joh. Matthias Schrockh*, ordentl. Lehrer der Geſchichte auf der Univ. Wittenberg. *Drey und zwanzigſter Band.* 1796. 564 S. *Vier und zwanzigſter Band.* 1797. 572 S. *Fünf und zwanzigſter Band.* 1797. 548 S. *Sechs und zwanzigſter Band.* 1798. 600 S. *Sieben und zwanzigſter Band.* 1798. 537 S. gr. 8.

Mit herzlicher Freude ſehen wir und mit uns gewiſs jeder Freund der Staaten- und Kirchengeſchichte der ſchnellen und ununterbrochenen Fortſetzung dieſes vortrefflichen Werkes zu, das bey jedem Vorrücken eher gewinnt, als verliert und zu den Arbeiten unſers Jahrhunderts gehört, die, wenn nicht alle, oder die theologiſche Gelehrſamkeit wenigſtens zu Grunde geht, ihren Werth auch in allen folgenden behaupten werden. Der drey und zwanzigſte Band fangt mit der Geſchichte des *Mönchslebens* vom J. 1014 — 1073. an, d. h. er ſtellt den Verfall der Klöſter in dieſer Zeit dar; zeigt, was für neue Urſachen neben den vielen ältern ihn veranlaſsten; bemerkt die mancherley Reformationsverſuche, die in dieſer Hinſicht vorgenommen wurden, die falſchen Geſichtspuncte, von denen man dabey ausging und das Nachtheilige, das die Stiftung der unzählig vielen neuen Klöſter, die jetzt zum Vorſchein kamen, und die immer weiter getriebene Begünſtigungen aller überhaupt hervorbrachte; ſpricht von den Gründen, welche den Klöſtern ihre Bevölkerung und ihr ſteigendes Anſehen gaben, den Kloſtervögten, den Nonnen, Canonikünnen und einigen Schriften des Griechen Theodorus Studites, Dionyſius Areopagita's u. a., durch welche das Mönchsleben und die Mönchsgrundſätze mehr und mehr verbreitet wurden. Sehr richtig erinnert Hr. *S.*, da er von dieſer Materie zur Geſchichte der Religion und Theologie des Zeitraums übergeht, daſs man keine wohlthätige Hauptveränderungen bey einer ſowohl als der andern erwarten könne, wenn man den Zuſtand des Klerus und des mit demſelben ſo nahe verwandten Mönchsſtands einmal kenne, wie er ihn beſchrieben habe, und dies ergiebt ſich dann nur allzudeutlich auch aus dem, was er in der Folge ausführt. Die Religion blieb im Weſentlichen ganz, wie ſie zuvor war, nur, daſs die herrſchenden Begriffe und Lehrſätze bisweilen eine ſonſt nicht gewöhnliche Richtung, Verbindung oder Anwendung erhielten, und daſs die längſt eingeführten Andachtsübungen und vermeynten Mittel, die Seligkeit zu erlangen, ſo ausgedehnt wurden, daſs es unmöglich ſcheinen könnte, ſie noch weiter zu treiben. Es fehlte zwar nicht ganz an Gelehrten und Fürſten ſogar, die vermöge der beſſern Einſichten, die ſie ſelbſt hatten, oder aus andern Urſachen einzelne gröbere Verfälſchungen der ächtchriſtlichen Begriffe rügten und abgethan wiſſen wollten; allein, unter den Umſtänden, unter denen ſie lebten und ſprachen, waren ſie nicht im Stande, etwas erſprieſsliches zu bewirken, ſo wenig, als die *Religionswiſſenſchaft* in ihren verſchiedenen Theilen durch einzelne glückliche Bemühungen geſchickterer Köpfe, der Methode oder ihrem innern Gehalt nach, wegen des leidigen Gangs, den ſie einmal genommen hatte, etwas Beträchtliches gewinnen konnte. Selbſt die Polemik führte auf keinen beſſern Weg, denn gerade die Artikel, bey denen man anfangen, die wenigſtens nothwendig zur Sprache kommen und umgeſchaffen werden muſsten, wenn für das jämmerlich entſtellte Chriſtenthum und die erbärmliche Theologie der Zeit nützliche Reſultate hervorgehen ſollten, blieben unberührt auf der Seite liegen. Uebrigens iſt die Polemik der Periode aller Aufmerkſamkeit werth; es wurde viele Kraft und Gelehrſamkeit darauf verwandt, ſie brachte mannichfaltige, nicht unintereſſante Scenen zum Vorſchein, und ihre Folgen erſtrecken ſich zum Theil bis auf unſere Tage; — charakteriſtiſch iſt aber dabey, daſs unter der Menge Streitigkeiten, welche geführt wurden, nur eine einzige auf einen neuen, vorhin noch nicht angefochtenen Gegenſtand fiel, der Streit über das heilige Abendmahl, den Paſchaſius Radbertus im 9ten Jahrh. veranlaſste.

Ihn ſowohl als die vielen andern gröſsern und kleinern Religionszwiſte erzählt Hr. S. in der letzten Hälfte des 23ten und der erſten des 24ten Theils nach ſeiner Gewohnheit gründlich, deutlich und ſchön; worauf er ſodann zum zweyten Buch des dritten Zeitraums, zur Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche von Gregor VII. bis zum Tode Bonifacius VIII. (J. 1073 — 1303) übergeht. Vorerſt liefert er uns einen Abriſs der bürgerlichen Begebenheiten, eine Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte, und (Band 25.) der Ausbreitung des Chriſtenthums. Hierauf folgt die Geſchichte der römiſchen Päbſte, des Klerus und Kirchenrechts. Gregor's VII. Leben beſchlieſst den 25ten Band. Der 26te Band enthält die Geſchichte der Päbſte von Victor III. bis zum Tode Bonifacius VIII. Der 27te Band fängt mit einer intereſſanten Darſtellung der

Geschichte des Kirchenrechts und der Sitten des Klerus an. Dann folgt im fünften Abschnitt die Geschichte des Mönchslebens, und namentlich der Benedictiner, Cistercienser, des Ordens von Grandmont, der Carthäuser, des Ordens des heil. Antonius, des Ordens von Fontevraud, der Prämonstratenser, Carmeliter, Dominicaner, Franciscaner, Augustiner Eremiten, Serviten, Trinitarier, Humiliaten. Die Nonnengesellschaften kommen bey Gelegenheit der Mönchsorden, denen sie nachgebildet wurden, vor.

Nun nur noch einige Bemerkungen, die wir dem immer nach gröfserer Vollkommenheit strebenden, immer unpartheyischen Vf. zur Prüfung vorlegen. Gleich bey der ersten Materie, womit er den 21ten Band beginnt, der Geschichte des Mönchslebens, so reichhaltig sie behandelt worden ist, vermissen wir einiges zur Vollständigkeit. Es ist nämlich von der guten Seite, welche die Klöster auch jetzt hatten und von den löblichen Ursachen, welche einem Theil derselben, welche den Nonnenklöstern besonders auch die Entstehung gaben, kaum gelegenheitlich etwas berührt worden, und doch, meynen wir, sollte beides heutzutage immer ausführlich angegeben werden, damit die Einseitigkeit, mit welcher von dem Mönchthum gewöhnlich gesprochen wird, nach und nach wieder verdrängt würde. Ueber die Nonnen ist der Vf. mehr als kurz. Das Kloster Murhart in Wirtemberg liegt zwey Meilen von Schwäbischhall, das noch immer eine Reichsstadt ist. S. 236 ff. des 21ten Bandes handelt Hr. S. von den Ordalien, und sagt sehr viel Gutes darüber; wir hätten nur gewünscht, er hätte die verschiedenen Arten derselben genauer beschrieben, weil uns aus Erfahrung bekannt ist, dafs manche Historiker selbst nicht recht wissen, wie es z. B. bey der sogenannten Kreuzprobe zugegangen sey; gewünscht, er hätte der Anfänger wegen gezeigt, wie es geschehen könnte, dafs die Leute des Mittelalters auch diejenigen Proben, welche *wir* schuldig und unschuldig nie aushalten würden, nicht selten glücklich überstanden; gewünscht endlich, er möchte sich auf die Untersuchung ganz eingelassen haben, theils wie die Gottesurtheile unter den Christen entstanden und was sie beförderte, theils, wie sich die christlichen Ordalien gegen die Ordalien, die man unter einzelnen heidnischen Volkern älterer und neuerer Zeit antrifft, verhalten? Dem Scholasticismus scheint Hr. S. allzu abhold zu seyn; wir glauben, die Wahrheit liege zwischen ihm und Hn. Hofr. *Tiedemann*, gegen den er S. 448 ff. des 24ten Bandes streitet, gerade inne, und getrauen uns vornehmlich auch den Satz: „der Scholasticismus habe die Reformation befördern helfen" der gemachten Einwendungen ungeachtet, immer noch vertheidigen zu können. Man mufs dabey nur nicht aus der Acht lassen, dafs der Nutzen, den er in dieser Beziehung hatte, nicht sowohl positiv als negativ war, und dafs es immerhin noch wahr bleibt: er hielt bey einzelnen und sehr vielen Individuen die Wirkungen der Reformatoren nicht wenig auf. Bey Otto von Freysingen (24ter Band. S. 489 ff.) und Radewich, seinem Zögling und Freund, hätte mit wenigen Worten der Grad ihrer Unpartheylichkeit und ihrer Vorzüge näher bestimmt werden können; von Radewich, der es wohl so sehr als Otto verdient, dafs man von ihm spricht, ist überhaupt viel zu wenig gesagt, wir für unsern Theil räumen ihm gewisse Verdienste mehr, als dem Lehrer ein. Die Schwierigkeit, die sich bey dem Zeitbuch Conrads von Lichtenau, des Abts von Ursperg (S. 493.) ergiebt, sollte unsers Erachtens *Schumacher* in den *Beyträgen zur deutschen Reichshistorie.* (Eisenach 1770. 4.) glücklicher, als *Jacob Thomasius* und der unbekannte Gelehrte in den *Observ. select. Hal.*, denen Hr. *S.* folgt; Conrad von Lichtenau hat vermuthlich gar keinen Antheil daran. *Saxo Grammaticus* ist der Form und Materie nach, nach Stephanius und Gebhardi nicht unrichtig gezeichnet, es fehlen aber doch der Schilderung wieder gewisse Schattirungen, welche sie erst ganz wahr machen; Hr. *S.* scheint uns überhaupt bey Charakterisirung der Schriftsteller manchmal zu sehr beym Allgemeinen stehen zu bleiben. In der Bekehrungsgeschichte Liefflands (25ter B. S. 281 ff.) finden wir einigemale Undeutlichkeiten, in die der Vf. über dem Bestreben, kurz zu seyn, verfiel, die sich jedoch leicht hatten vermeiden lassen. So würde es z. B. nicht viel Raum eingenommen und der Erzählung den nöthigen Zusammenhang gegeben haben, wenn die Ursache bemerkt worden wäre, warum die Liven, die bereits getauft waren, das Christenthum wieder verliefsen, und die andern, welche noch im Heidenthum sich befanden, sich mehr, als zuvor, weigerten, es anzunehmen, nachdem Meinhard die Feste zu Ykeskole hatte erbauen lassen und — wenn mit einigen Worten angedeutet wäre, dafs Meinhards Nachfolger Berthold, gar keine Lust gehabt habe, sein behagliches Leben zu Lockum gegen die Beschwerlichkeiten der Heidenbekehrung umzutauschen, und dafs ihm deswegen ein jährlicher Gehalt von 20 Mark Silber aus dem Schatz der bremischen Kirche unter andern ausgesetzt worden sey.

1) Leipzig, b. Hilscher: *Beyträge zum vernünftigen Denken über das Leiden und den Tod Jesu.* Von D. *Joh. Gottlob Benj. Pfeil*, Justizamtmann zu Rammelburg. 1790. 454 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

2) Ebendas. b. Crusius: *Pragmatische Darstellung der Leidensgeschichte Jesu*, mit hinzugefügten moralischen Betrachtungen, für denkende Christen, insbesondere für Prediger. Von M. *Christian Victor Kindervater*, Prediger in Pedelwitz. 1797. 386 S. 8. (1 Rthl.)

Der Vf. von Nr. 1., der dem Publicum längst als redlichen Forscher und nützlicher Schriftsteller auch im theologischen und ascetischen Fache rühmlich bekannt ist, erzählt die Entstehungsart dieses Buchs so, und rechtfertiget die Herausgabe desselben mit sol-

solchen Gründen, wogegen der unbefangene und rechtschaffene Mann nichts einwenden kann. Vielmehr muss dieser es wünschen, dass jeder vernünftige Mensch über die Religion, zu welcher er sich bekennt, jeder Christ über die Lehre Jesu so sorgfältig nachdenken, so nach einer festen Ueberzeugung streben, so seines Glaubens gewiss zu werden suchen möge, als man diese Tugenden an dem würdigen Vf. dieser Beytrage schätzen und rühmen muss. Er lässt sein Buch aus zwölf grösstentheils dogmatischen Betrachtungen bestehen, deren Inhalt nicht nur durchgehends schriftmässig, sondern auch mit steter Rücksicht auf die dagegen gemachten Zweifel unsers Zeitalters, und mit glücklicher Uebung und Widerlegung derselben abgefasst ist. Rec. wünscht es daher sehr in die Hände recht vieler Christen, denen ihre Religion theuer ist, und kann ihnen von dem aufmerksamen Lesen desselben viel Vortheil für Verstand und Herz versprechen. Auch ist Hr. *Pf.* bey dem standhaften und seiner Ueberzeugung gemässen Festhalten an dem christlichen Lehrbegriff ungemein tolerant gegen Andersdenkende. „Nimmst du, sagt er z. B. in der Betrachtung über die Gottheit Jesu S. 229. die Stellen des N. T. die in dem Vorhergehenden über diesen Gegenstand angeführet worden sind, in dem Sinne, wie ich sie verstanden habe; so wirst du mit mir gleiche Ueberzeugung fühlen. Leitet dich eine andere Exegese; so lebe auch du deines Glaubens, und kannst du die Zweifel deiner Vernunft nicht lösen; so zweifle wenigstens *redlich* und mit Vernunft." Eben so S. 254. „Glaubst du indessen, mein christlicher Mitbruder, dass du deine Liebe zu Gott und Jesu fester auf die Schlüsse deiner speculirenden Vernunft, als auf das warme Gefühl deines Herzens gründen müsseſt; scheint dir der Mensch Jesus Christus als blosser Lehrer, Zeuge der Wahrheit, Muster der Tugend liebenswürdiger, als der von einer dir unbegreiflichen Hülle der Gottheit umgebene eingeborne Sohn Gottes; so hast auch du ein Recht, deines Glaubens zu leben, und niemand hat ein Recht, dich deines Glaubens wegen zu verfolgen."

Nr. 2. ist, wie auch schon der Titel sagt, mehr Geschichte der letzten leidenvollen Lebenstage Jesu, die der durch mehrere Schriften berühmte Vf. so darzustellen bemüht gewesen ist, dass er, so viel möglich, die innern Gründe, Veranlassungen und Beziehungen der Begebenheiten entwickelt, und auf den Geist, der durch das Ganze herrscht, und auf die Leitung der göttlichen Fürsehung dabey aufmerksam gemacht hat. Da es ein gewöhnlicher Fehler bey der Betrachtung des Leidens und Todes Jesu ist, dass man diese sich immer isolirt, und getrennt von seinem Leben und seiner Lehre vorstellt, und seinem Tode allein Folgen zuschreibt, die doch mit dem allen, was er überhaupt gethan, gelehrt, gelitten hat, in der genauesten Verbindung stehen; so schickt Hr. K. seiner Abhandlung eine sehr zweckmässige Einleitung über den Zusammenhang der Absicht des Todes Jesu mit seinem vorhergegangenen Leben voran. Auf diese lässt er zwanzig Betrachtungen über die wichtigsten Auftritte der letzten Lebens- und Leidenstage Jesu folgen, die nicht blos historisch, sondern auch mit moralischen Erweckungen begleitet sind, wie sie sich dem Vf. jedesmal darboten, um nicht blos den Verstand der Leser zu beschäftigen, sondern auch seinem Herzen Nahrung zu geben. Er schliesst das Ganze mit einer Abhandlung über den Zweck des Todes Jesu, die natürlich fast ganz dogmatischen Inhalts ist. Rec. bekennt, auch diese Schrift des Hn. K. wie seine übrigen, mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu haben. Nur ein Paar Anmerkungen erlaubt er sich noch zu machen. Zuerst wünschte er, dass der Vf. in seinen moralischen Betrachtungen hier und da weniger weitläuftig gewesen wäre, und nicht zuweilen völlig ausgearbeitete Materialien, oder weitläuftige Dispositionen geliefert hätte, welches er auch in der That nicht wollte (s. Vorr. S. X.) und die man auch in einer solchen Geschichtserzählung nicht erwartet. So ist die vierzehnte Betrachtung über das Gebet Jesu für seine Mörder von S. 271—284. beynahe eine förmliche Predigt über die rechte Befolgung des christlichen Gebots von der Feindesliebe. So die viel zu umständliche Abhandlung über die rechte Beschaffenheit und den Werth des Mitleids, die von S. 254—262. fortläuft. — Dann missfällt Rec. die Erklärung, welche Hr. K. S. 154. von dem Bekenntnisse Jesu vor dem Synedrium giebt, dass er der Sohn des Hochgelobten, des lebendigen Gottes sey. Zuverlässig meynte Jesus damit mehr, als blos das, dass er der verheissene Messias wäre, und zuverlässig hielt das Synedrium diese Versicherung Jesu nicht darum für Gotteslästerung, weil nach den Nationalvorstellungen der Juden der Messias eine geheiligte Person war, sondern weil es glaubte, und jetzt aus seinem Munde vernahm, dass er sich selbst göttliche Macht und Ehre beylegte; gerade so, wie Joh. 10, 33.: Wir steinigen dich um der *Gotteslästerung* willen, und dass du ein Mensch bist, *und machst dich selbst zu einen Gott.*

PAEDAGOGIK.

GOTHA, b. Perthes: *Die Familie Werthheim.* Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmässigen Erziehung der Kinder; vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr. Für Aeltern und Erzieher herausgegeben von *Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.* Zweyter Theil. 1798. XII u. 308 S. gr. 8.

Der achte Abschnitt dieses Werks, welcher der erste dieses Theils ist, enthält einen ausführlichern, auf acht Jahre gestellten (vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre) Erziehungsplan der Werthheimischen Kinder, so wie er in Vertheilung der Unterrichtsgegenstände und der Arbeiten nach Jahren erscheint. Der erste Entwurf dazu kam schon im dritten Abschnitt des ersten, von uns im vorigen

Jahrg. der A. L. Z. angezeigten Bandes vor. Dieser Plan ist nach den unabweislichen Bedürfnissen des jugendlichen Geistes berechnet und den gegenwärtigen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens angepafst. „Ein Knabe, der nach demselben erzogen worden ist, wird nach Verflufs des vierzehnten Jahrs mit gleichem Erfolg das Gymnasium besuchen, und sich auf demselben zu einem Geschäftsmann bilden können, als er in die Stube des Werkmeisters, in die Schule einer Kunstakademie, des Baumeisters, des Schifffahrers taugen mufs. Er bringt zu jedem bürgerlichen Berufsgeschäfte Fähigkeit und Vorkenntnisse, zu manchen derselben auch manche erfoderliche Handgeschicklichkeiten mit. Er wird, wenn er ein Handwerk ergreifen sollte, in die Verrichtungen desselben Geist und Würde zu bringen wissen, und wird, wenn er den Wirkungskreis des Gelehrten wählt, die wirklichen Bedürfnisse der Menschheit von den erkünstelten und eingebildeten zu unterscheiden verstehen. Er hat, mit Einem Worte, die Anlage, als Gelehrter ein Mann von gesundem Verstande, und als Handwerker ein Mann von Nachdenken zu bleiben." Im neunten Abschnitt wird der im fünften Abschnitt des ersten Theils angefangene Unterricht im Rechnen fortgesetzt, wobey Busse's gemeinverständliches Rechenbuch nebst der Anleitung zum Gebrauche desselben zum Grunde liegt. Der Unterricht in den vier Rechnungsarten (*Species*) zerfällt hier in drey Abtheilungen oder Cursus, und diese wieder in mehrere Lectionen. Bey der ersten Abtheilung wird den Kindern durch wirkliches Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren nach leichten und einfachen Aufgaben ein Begriff von diesen Rechnungsarten beygebracht. In der zweyten Abtheilung des Rechnens nach den vier Species werden gröfsere Exempel und Aufgaben, vorzüglich aus der Rechnung mit ungleichbenannten oder fortirten Zahlen aufgegeben, und dabey einige Regeln und Vortheile nachgeholt, die sich im ersten Cursus nicht anbringen liefsen, ohne die Kinder zu verwirren. In diesen beiden Cursen werden die Regeln nur dem Gedächtnisse anvertraut, weil die Erklärung für Kinder zu weitläuftig und zu fein ist; in der dritten Abtheilung werden die Berechnungen, bey welchen die vier Species angewendet werden, als Verstandesübung gebraucht. Es wird die Regel de Tri, welsche Practik und zum Theil auch die Bruchrechnung vorgetragen. Bey der Regel de Tri bleibt der Vf. diesmal stehen und wird vermuthlich den hier abgerifsenen Faden im folgenden Theil wieder anknüpfen. (Ein Paar Druckfehler sind uns in den Zahlen aufgestofsen. S. 62. in der vorletzten Zeile lies 72 statt 96 und S. 74. Z. 10. lies 16 Gr. statt 18 Gr. S. 99. Z. 6. lies 242360 statt 232360.) Der zehnte Abschnitt, ein Bruchstück aus der sittlichen Erziehung, ist der Behandlung einiger Charakterfehler, des Eigensinns und der Lügen, bey Kindern von sechs bis acht Jahren gewidmet, eingekleidet in die Geschichte der Behandlung der Willichschen Kinder, welche sich dieser Fehler schuldig machten. Einverstanden mit den meisten hier gegebenen Rathschlägen, welche sich durch ihre Vernünftigkeit empfehlen, möchten wir doch dem Tragen des Ringes oder gewisser Binder und anderer Abzeichen keine besondere Kraft zur Bekämpfung obiger Charakterfehler zuschreiben. Obgleich die eigentliche Erziehung, nach dem Vf., erst mit dem sechsten Jahre anfängt und alles, was vorher geschieht und geschehen soll, nur als Vorarbeit anzusehen ist; so hat doch der Vf. *diesen Präliminarien der Erziehung*, gewifs *zur Zufriedenheit* aller seiner Leser, noch einen eigenen Anhang gewidmet, worin er 1) die physische Erziehung in der Periode von der Geburt an, bis zum Gehen, Sprechen und Zahnen, und 2) die physische und moralische Behandlung der Kinder von der Periode des Gehens und Sprechens an, bis zum etwas fertigen Sprechen, d. h. bis gegen das sechste Jahr, sehr lehrreich abhandelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Braunschweig*, b. dem Vf.: *Leicht anwendbarer Beyfund der Mechanik, um Scheintodte beym Erwachen im Grabe auf die wohlfeilste Art wieder daraus zu erretten.* Ein gutgemeynter Einfall und Vorschlag, besonders in Rücksicht auf die hierin noch nicht genug berathenen Landleute, nebst einem Kupfer, zur fernern Prüfung überreicht von *B. G. Pefsler*, Pastor zu Wedtlenstedt und Vechelde. 1798. 30 S. 8. (6 gr.) Zuerst zeigt Hr. P. das Unzulängliche eines andern Schriftstellers, welcher will, dafs Todtenkeller angelegt werden, der Deckel jedes Sargs von Thon seyn und dem Verstorbenen ein spitziger Hammer in die Hand gegeben werden soll, damit er beym Erwachen den Deckel sogleich zerschlagen und zu den Seinigen wandeln könne etc. Er selbst schlägt einen Apparat vor, der für jede Gemeinde auf 13 Rthl. kommt. Statt der für Dörfer zu kostbaren Leichenhäuser und dazu angestellten Wächter, räth er zu einem an der Kirchthurmglocke angebrachten *Wecker*. Von diesem soll eine Drathkette bis zur Grabtafel herabgeleitet werden, und in dem Deckel des Sarges, der zwar in das Grab gesenkt, aber vor 8 oder 10 Tagen nicht mit Erde, wohl aber „mit einem rund umher zugemachten und vermalten niedlichen Todtenhäuschen" bedeckt werden darf, zwey Oeffnungen seyn, eine *gröfsere* nämlich über dem Gesichte des Erblichenen, worauf eine hölzerne Röhre gesetzt wird, welche so lang seyn mufs, dafs sie gerade bis zum Dache des Todtenhäuschen reiche und wodurch der Scheintodte athmen und rufen könnte, und eine *kleinere* in der Gegend, wo die Hände des Todten im Sarge zu liegen kommen und wodurch der Drath an dieselben befestigt wird, damit beym Erwachen mittelst der geringsten Bewegung der Hände, der Wecker an der Kirchthurmuhr sogleich gelöset und Sturm geläutet werde u. s. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Junius 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Schleswig, b. Röhss: *Abhandlung von dem Dienst der leichten Truppen.* Herausgegeben von dem königl. dänischen Oberstlieutenant *von Ewald*, Chef des Schleswigschen Jägercorps und Ritter des hessischen Ordens pour la vertu militaire. 1796. XVI u. 308 S. 8. (20 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Lehrschule der Fechtkunst*, von *Schmidt*, Fechtmeister beym königl. adel. Cadettencorps in Berlin. Erster Theil. Enthält das *Lehrbuch für die Cavallerie*, zum vortheilhaften Gebrauch des Säbels. Mit acht Kupfertafeln. 1797. 56 S. 4. (1 Rthl.)

Der sogenannte kleine Krieg gleicht einem Spiel, dessen allgemeine Regeln zwar auf gewissen feststehenden Grundsätzen beruhen, dessen Feinheiten aber nur durch Zusehen und durch eigne Versuche erlernt werden können. Jene allgemeinen Regeln lassen sich allerdings in eine kurze Theorie zusammenfassen; sie werden aber nie hinreichen, um einen geschickten Spieler zu bilden. Dieses ist die Ursach, warum unter den vielen, über den Dienst der leichten Truppen erschienenen Schriften sich so wenig brauchbare finden, und am häufigsten sind diejenigen militärischen Schriftsteller, welche alle Theile der Kriegskunst in ein System zu bringen versucht haben, an dieser Klippe gescheitert. Sie haben entweder etwas ganz unvollständiges geliefert, oder eine Menge von Vorschriften zusammen getragen, welche der junge Officier, der sie eifrig studirt hat, bey der ersten Gelegenheit zur Ausübung unbrauchbar findet. Ihr Irrthum rührt gröfstentheils daher, dafs sie jede in der einzelnen Anwendung gelungene Maafsregel in ihr System aufnahmen und sie zur allgemeinen Richtschnur erhoben, ohne zu bedenken, dafs bey der unendlichen Verschiedenheit der Menschen, der Umstände, des Bodens u. s. w. nie zwey einander ganz gleiche Falle im Kriege existiren können. Alle Regeln, die sich durch Vortrag, oder selbst durch die, übrigens zur Bildung leichter Truppen höchst nothwendigen, Nachahmungen des kleinen Kriegs in Friedenszeiten, geben lassen, beschränken sich doch nur auf die möglichst besten Vorsichtsanstalten; die grofse Wirkung eines kühnen Angriffs unter nachtheiligen Verhältnissen kann aber eben so wenig in einem Uebungslager dargestellt werden, als es je möglich seyn wird, dem, der nicht mit natürlichem Genie zu diesem Spiel geboren ist, die Gabe des schnellen Entschlusses im entscheidenden Moment durch Unterricht mitzutheilen.

Für den Officier, der nicht bey dem ersten, ihm unerwarteten Ereignifs, aufser Fassung kommt, wird es jedoch ein grofser Vortheil seyn, wenn er durch die Kenntnifs vieler im Kriege möglichen Fälle den Mangel an eigner Erfahrung ersetzen kann, und diesem bietet Nr. 1. eine Menge schätzbarer Hülfsmittel dar. Hr. v. E. dehnt seine *Vorschriften* nur über denjenigen Theil der Kunst des kleinen Krieges aus, der einer theoretischen Behandlung fähig ist; bey allem, was zur Ausübung gehört, giebt er nur *Maximen*, und macht durch die angeführten Beyspiele den Leser gewissermafsen zum Zuschauer einer Reihe von Unternehmungen, welchen kurze und lehrreiche Bemerkungen über die Ursachen ihres Gelingens oder Fehlschlagens beygefügt sind. Der gröfste Theil derselben ist aus seinen eignen Erfahrungen in eilf Feldzügen, und vorzüglich im americanischen Kriege, wo er eine Compagnie hessischer Jäger anführte, genommen, und er verschweigt dabey so wenig die Irrthümer Anderer als seine eignen Fehler.

Dafs sein Werk dadurch ganz praktisch wird, dürfen wir wohl nicht erst hinzusetzen; es ist aber auch aus diesem Grunde keines Auszuges fähig, und Rec., der dem Ganzen seinen uneingeschränkten Beyfall giebt, wird sich begnügen, blos über einige Puncte, wo er mit dem würdigen Vf. nicht ganz einstimmig ist, seine Meynung zu sagen.

Wir erfahren in der Vorrede, dafs dieses Werk eigentlich nur eine umständliche Bearbeitung des ersten, schon 1784 von dem Hn. v. E. noch in Hessen herausgegebenen Tractats *vom Dienst der leichten Truppen* seyn soll, welchem er hier noch eine „Anweisung über die Art, den Jäger und leichten Infanteristen abzurichten, und einige Vorschriften „über den Dienst der Officiere," beygefügt habe; er sagt uns aber nicht, dafs jene Anweisung, welche die zwey ersten Kapitel: *Von dem Bestand eines leichten Corps*, und: *Von den Waffenübungen* desselben, ausfüllt, nur seine Vorschläge zu Errichtung einer sogenannten Legion *in dänischen Diensten*, (die aus zwey Compagnien Jäger, jede zu 222 Mann, zwey Compagnien leichter Infanterie von gleicher Stärke, und zwey Escadrons leichter Reuter, jede zu 223 Pferden, das ganze Corps aber, mit Oberofficiers, Ober- Mittel- und Unterstab zu 1381 Köpfen gerechnet, bestehen soll,) und den Entwurf eines Exercierreglements für diese Legion, enthält. Manches

gar zu particuläre oder ganz locale, welches blos über die Errichtung eines solchen Corps in Dänemark gesagt wurde, hatte daher in einem Werke, das dem deutschen Publicum gewidmet ist, billig ausgestrichen werden sollen. Wir rechnen dahin den ganzen 1ten und 2ten Abschnitt, über welche wir aber aus eben dieser Ursache nicht mit dem Vf. rechten wollen, weil das, was wir in allgemeiner Beziehung ihm abstreiten würden, vielleicht als Einleitung zu seinen, dem Kronprinzen von Dänemark überreichten, Vorschlägen sehr passend war.

Hätte indessen Hr. v. E. Gelegenheit gehabt, seine vieljährigen Erfahrungen noch in dem jetzigen französischen Kriege zu erweitern; so würde er gewiss bey der Errichtung seiner Legion (Kap. 1. Abschn. 3.) nicht den wesentlichsten Bestandtheil derselben, die *reitende Artillerie*, ausgeschlossen haben; bey dieser könnten denn auch die Petarden, die er so dringend empfiehlt, und deren Nutzen er (Kap. 3. Abschn. 5.) einleuchtend genug darstellt, am bequemsten geführt werden. Unstreitig hat ihn auch bey seinem Entwurf des Etats einer Legion das Bestreben, alles mit der höchsten Sparsamkeit einzurichten, viel zu weit geführt; und er hat nicht bedacht, dass eine kleine Ersparniss, welche die Wirkung des Ganzen in der Ausübung lähmt, im eigentlichen Verstande eine grosse Verschwendung genannt zu werden verdient. Wir rechnen vorzüglich dahin: 1) den Mangel an Schmieden. — Auf ein Corps von mehr als 500 Pferden, (den Train der Officiere mitgezählt) ist (S. 22) nur Ein Fahnenschmidt, der zugleich auch Curschmidt seyn soll, angesetzt; die Erfahrung lehrt aber, dass ein Curschmidt durch grobe Schmiedearbeit bald die leichte Hand verliert, die ihm zu chirurgischen Operationen an Pferden so nöthig ist, und dass ein Corps Reuterey, welches nicht im Beschlage auf das sorgfältigste unterhalten wird, zumal wenn es in gebirgigten Gegenden agiren soll, in kurzer Zeit ganz unbrauchbar werden muss. Aus eben diesem Grunde ist es 2) auch unbillig, wenn der Reuter mit dem Infanteristen un gleichen Sold dienen soll (S. 23.) — Der vermehrte Aufwand, welchem ihm das Putzen und Reinlichhalten der Pferdeequipage und das Beschlage verursachen, muss ihm von der Kriegscasse durch einen erhöheten Sold ersetzt werden. — 3) Sind den Officieren von der Cavallerie zu wenig Pferde erlaubt worden. — Dem Staabsofficier und dem Capitain, der eine weitläuftige Chaine gehörig visitiren und das Terrain bey allen Gelegenheiten bereiten, dabey aber seine Pferde aus eignen Mitteln anschaffen soll, müssen hinlängliche Rationen zur Unterhaltung, und die nöthigen Reitknechte zur Abwartung derselben zugestanden werden. Eben so wenig ist Ein Reitknecht für Zwey Subalternofficiere hinreichend, weil diesen sonst bey einzelnen Detaschirungen kein anderes Mittel übrig bleibt, als sich durch gemeine Reuter bedienen zu lassen, welche dann zum Schaden des Ganzen von der Anzahl der streitenden Mannschaften abgehen. 4) Ist auch noch ein Fahnsattler für beide Escadrons, und für jede derselben, so wie für jede Compagnie, wenn sie stets in dienstüchtigem Stande erhalten werden soll, ein sogenannter Requisitenwagen, um Gewehre, Schuhe, Hufeisen, Sattelbäume etc. zum Ersatz mitzunehmen, erfoderlich; dieser bleibt in gehöriger Entfernung hinter dem Corps im Depot, ein anderer Wagen aber muss jeder Compagnie oder Escadron das Brod aus der Feldbäckerey zuführen, und ein Kesselpferd auf 120 Mann die Leute in den Stand setzen, im freyen Felde zu kochen, ohne dass sie zum grossen Nachtheil der Disciplin nöthig haben, das Geschirr dazu aus den nächsten Dörfern zu nehmen. Das Beyspiel der americanischen Feldzüge, welches der Vf. gegen uns anführen konnte, wird freylich noch durch die Einrichtung der französischen Armeen in dem letzten Kriege unterstützt; aber was die Nothwendigkeit in einzelnen Fällen erzwang, darf auch hier nicht als allgemeine Regel festgesetzt werden, und gewiss ist es, dass ein grosser Theil der Erpressungen, welche die Heere der Franzosen in Deutschland entehrt haben, in dem Mangel an unentbehrlicher Equipage und nöthigem Fuhrwesen eine Entschuldigung findet. Wir würden aber dagegen 5) bey dem leichten Corps des Vfs. schlechterdings keine Packpferde gelten lassen. Sie erschweren den Marsch und verzögern den Aufbruch wegen der nöthigen Vorsicht beym Aufpacken; und da die Legion keine Zelte führt; so müssen die Subalternen sowohl als die Capitains und Staabsofficiere, wenn sie nach Verhältniss ihres Standes *die gehörige* Anzahl Pferde haben, durchaus ihre ganze Equipage, und die letzten auch die nöthigen Gelder, zur Lohnung auf wenigstens einen halben Monat und zu ausserordentlichen Bedürfnissen, in Mantelsäcken fortbringen können.

Bey dem Exercierreglement, welches im zweyten Kapitel enthalten ist, scheint uns die Anweisung, wie eine aus ungleichen Pelotons bestehende Colonne sich schwenken (Absch. 9.), und wie beym Abmarsch mit der Seitenwendung durch seitwärts ausspringende Rotten eine schachförmige Colonne gebildet werden soll, (Absch. 10.) aus dem Grunde überflüssig, weil jene Ungleichheit bey einem Corps, das mit Vor- und Nachtrab marschirt, leicht vermieden werden kann, diese schachförmige Colonne aber, indem sie die Hälfte der Leute auf dem ungebahnten Theil des Weges zu gehen zwingt, den Marsch erschwert, und die Evolutionen mit Zeitverlust und unnöthiger Ermüdung der Mannschaft verlängert, weil dabey kein Aufmarsch aus einer geschlossenen Masse möglich ist. Wir würden auch, um nicht mit athemlosen Pferden auf den Feind zu treffen und die Traineurs zu vermeiden, die auf 2000 Schritte bestimmten Attaken der Reuterey um die Hälfte verkürzen; dagegen aber beym Plankern des leichten Cavalleristen den gewissern Schuss aus dem Carabiner dem unsichern Gebrauch der Pistole vorziehen.

Digitized by Google

Ueber-

Ueberhaupt fehlen bey der ganzen Abhandlung über die Reuterey die wichtigen Kapitel von der Remonte, von der Zäumung und von der Art der Sattel; wir haben jedoch dieses dem Vf., da er selbst (S. 76.) diesen Theil seines Buches unvollständig nennt, nicht vorwerfen, sondern ihn durch obige Einwendungen nur auf diejenigen Artikel eines so brauchbaren Werks aufmerksam machen wollen, welche noch einer Verbesserung fähig sind. Sollte es, wie wir wünschen und glauben, eine zweyte Auflage erleben; so würde dann auch der letzte Theil der Vorrede, der einige schlechte Verse und ein äusserst triviales Sittenbüchlein für Officiere enthält, füglich wegbleiben, dagegen aber etwas mehr Sorgfalt auf Stil und Orthographie gewendet werden können.

Druck und Papier sind gleich schlecht, und die Correctur ganz vernachlässigt. Die Kupferplatte stellt die von dem Vf. vorgeschlagene Petarde im Profil, und das dazu gehörende Madrill Bret vor.

Nr. 2. Ohne zu untersuchen, ob ein Lehrbuch über die Fechtkunst nicht am füglichsten mit der Lehre vom Stoss anfangen würde, betrachten wir diesen ersten Theil nach der Ankündigung des Titels als ein für sich bestehendes militärisches Werk, und da es eine Menge von Lectionen aus der Fechtschule enthält; so kann es einem Officier, der Fechten gelernt hat, ohne sich gerade zum Fechtmeister zu bilden, bey der Anweisung der, jedem gut ausgearbeiteten Cavalleristen nothwendigen Elemente der Fechtkunst, ganz gute Dienste thun. Wenn aber der Vf. sich einbildet, durch seinen Unterricht das Tummeln und Wenden der Pferde im einzelnen Kampf unnöthig zu machen, und dem Reuter, der ein ermüdetes, und folglich ungelenkiges Pferd reitet, gleiche Vortheile mit dem besser berittenen Gegner zu geben, indem er ihn lehrt, wie er sich im Stillhalten wehren soll; so vergisst er, dass ein Scharmützel der Reuterey nicht als eine Reihe von Zweykämpfen, sondern als ein Kampf Vieler gegen Viele zu betrachten ist, und dass der, der sich auf der Stelle auch noch so künstlich gegen alle Angriffe mit dem Säbel zu vertheidigen wüsste, doch nur dem Feuergewehr eines entfernten Dritten zur sichern Scheibe dienen würde. Er hat ferner nicht auf die willkürlichen Bewegungen des Pferdes gerechnet, das, bald durch den Zügel, bald durch den Schenkel seines Reuters, bald durch das Anprellen des Gegners gereizt, oder gar von einem, wenn auch nur flachen, Hiebe getroffen, alle Augenblicke gegen die Regeln dieses Buches verstösst, und eine ganz andere Art von Geschicklichkeit in solchen Gefechten nöthig macht, als Hr. *S.* zu glauben scheint.

Das Fechten zu Pferde ist im eigentlichen Verstande ein beständiges Voltiren und Passiren, und folglich wird der, der besser *reitet*, stets den Vortheil über den haben, der besser *ficht*. Dieses schliesst jedoch die Vorzüge der Fechtkunst auch bey der Ausübung zu Pferde nicht aus; nur müsste die Anweisung des Vfs., um ganz brauchbar zu werden, viel einfacher seyn. Die Hiebe in Tertie und Secünde nach der linken Seite sind eben so wenig anzuwenden, als seine Finten und gekünstelten Paraden, und trotz aller seiner Einwürfe wird die alte, durch Erfahrung bewährte, Cavalleristenregel, dass man zu Pferde dem Gegner nie die linke Hand geben dürfe, bestehen. Das Kreuzen der Arme, da man den Zügel nicht darf fahren lassen, macht selbst den Quarthieb nach dieser Seite unkräftig, und die einfache Art, sich mit verhangener Secunde zu decken, bleibt immer die beste.

Das Buch zerfällt in drey Abschnitte: Im *ersten*, der eine *gründliche Beschreibung aller Attaken, und ihrer Anwendung* giebt, ist das Kapitel von den Tempohieben, die im Zweykampf zu Pferde und gegen sogenannte Naturalisten am häufigsten vorkommen, das unvollständigste. Der *zweyte*, der vom Unterricht zu Fuss handelt, enthält fast durchgehends nur eine unnöthige, oft buchstäbliche Wiederholung des Ersten, und die weitläuftige Vorschrift, wie man bey diesem Unterricht verfahren soll, hätte ganz wegbleiben können. Der *dritte* beschäftigt sich mit der Anwendung des Vorigen auf das Fechten zu Pferde, und giebt manche gute Regel. Wenn aber der Vf. bey der Attake mit geschlossenen Gliedern (Kap. 6.) behauptet, dass „bey gleich vortheilhaftem Boden, und von beiden Seiten gleicher Geschicklichkeit im Manöuveriren, seine Paraden, Nachhiebe, Stosse und Tempohiebe dem Theil, *der mit fatigirten Pferden auf frische, kraftvolle Pferde trifft*, den Sieg erringen müssten;" so muss man dieses, und alles, was hier vom Choc und von der Taktik der Cavallerie gesagt wird, dem Fechtmeister zu gute halten, der im ganzen Ernst meynt, (§. 2. ebend.) derjenige Theil einer grösern Linie, der beym Anrennen mit verhängtem Zügel den Feind überflügelt, müsse nun unverrichteter Sache zurückkehren, „weil er keinen Gegner treffe;" die Uebrigen aber würden im Choc durch seine Quertertie aufgehalten werden.

Als Probe vom Stil des Hn. *S.* mag folgende Periode dienen: (S. 6.) „Dieser Hieb *ist* zu Pferde, „vermittelst einer Wendung mit dem Oberleib, gut „auf der linken Seite vorwärts, so wie auch auf der „rechten Seite sehr nachdrücklich nach hinten zu „hauen (Secunde!), und daher auch *bey Vorfällen*, „*wo solche vorfallen*, um so *empfehlender* anzubrin„gen *ist*, weil durch diesen Hieb zugleich eine Pa„rade gebildet wird."

Die acht gut ausgeführten Kupferplatten bilden verschiedene Stellungen im Zweykampf zu Fuss und zu Pferde ab; doch möchte Tab. 7. der Husar trotz seiner Quartparade wohl verloren seyn, und bey Tab. 8. wundert man sich billig, warum Nr. 1. Quarte, und nicht lieber Tertie hauet.

OEKONOMIE.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Metzler: *J. C. E. Schmid*, kurpfälzischen Hauptmanns, fürstl. Hohenlohe-Neuensteinischen Landcammerraths, *ausführbare Vorschläge, um die Landwirthschaft auf den höchstmöglichsten Ertrag zu bringen, das allgemeine Staats- und Privatvermögen zu vermehren, und die herrschaftlichen Einkünfte ohne neue Auflagen zu erhöhen.* 1795. 240 S. 8. (Im Bogen N und O ist die Seitenzahl verdruckt.) (14 gr.)

Die gethanen Vorschläge sind im allgemeinen die zweckmäfsigsten und wesentlichsten zum Emporkommen der Landwirthschaft. Rec. will auch ihre Ausführbarkeit (den der Hordenfütterung einer *Communschäferey* und den einer thätigen und nutzbaren aus *Kammer*mitgliedern bestehenden Ackercommission etwa ausgenommen,) nichts weniger als in Abrede stellen; nur scheinen ihm die der Aufhebung der Gemeinheiten, der Triften, der Brache und der Einführung der Stall- und Hordenfütterung entgegenstehenden Schwierigkeiten, vom Vf. theils zu leicht behandelt, theils gar nicht erwähnt. Die Hauptschwierigkeit, welche die andern alle erst macht, ist der Mangel an gutem Willen und an genugsamen Kenntnissen, an Betriebsamkeit und Ueberlicht in der Oekonomie und ihrem in einander greifenden Getriebe, der nicht blos bey dem Bauer angetroffen wird, sondern vorzugsweise bey denen, die die kärglichen Vortheile der gutsherrlichen Servitutrechte für unentbehrlich oder wenigstens von ungeheurem Werthe halten, und doch bey der bisherigen Einrichtung selten alles Land gehörig düngen, noch besseres Getreide erbauen können, als auf den Frohn- und Triftleidenden Grundstücken wächst. Es mufs der Gutsherr, (oder die einsichtsvolle Kammer und ihr Berichtserstatter,) auf der einen Seite willig seyn, gemeine Weideländerey und Weiderechte zutheilen, und auf der andern müssen die Bauern schon wissen, was der Fleifs aus dem Lande, (wenn die Disposition darüber keinerley Einschränkung leidet,) herausbringen kann, (letzte müssen also schon gute Wirthe und wohlhabend seyn,) um zu dem Entschlufs zu kommen, die gutsherrlichen oder nachbarlichen Rechte mit Gelde aufzuwiegen; es werden also *zwey* (oder mehrere) über ihr Verhältnifs und ihre Vortheile aufgeklärte Partheyen erfodert, wenn das schädliche Herkommen aufgehoben werden soll, und jeder Versuch scheitert in Ermangelung zusammentreffender bereits industriöser Bauern und billiger, Einsicht und *Geduld* habender, Gutsherrschaft.

Fast bey allen Gemeinheiten ist durch die Länge der Zeit das Eigenthumsrecht ungewifs geworden; sogar das Triftrecht ist selten durch die Stückzahl des darauf getriebenen Viehes bestimmt. Wo keine Gemeinheiten zu theilen sind, tritt eine andere fast unüberwindliche Schwierigkeit der Aufhebung der Triftrechte entgegen; die Bloshäusler geniefsen das Mittriftrecht auf die Felder der Bauern und der Hauptgüter fast überall: können diese nicht mit Lande abgefunden werden; so sind sie schwerlich zu entschädigen, denn in den meisten Ländern scheint bey Besteurung ihrer Häuser auf das Triftrecht Rücksicht genommen zu seyn, also dafs das Aerarium Caducitäten zu besorgen haben möchte, wenn die jetzigen Besitzer mit Gelde abgefunden und ihre Hütten für die Zukunft deteriorirt, würden.

Sehr unbillig kommt Rec. der Maafsstab vor, den der Vf. zu Entschädigung aufzuhebender Schaaftriften vorschlägt; die Triftleidenden sollen nämlich den ganzen gemeinjährigen Ertrag (oder Pacht) der Schaferey entrichten; nicht gerechnet, dafs die Aussicht auf eine solche künftige Abfindung Veranlassung zu übertriebener Vermehrung des Viehstandes auf den Hauptgütern, also zu vermehrter Bedrückung, geben würde; so müfsten die Triftleidenden auch das *Winterfutter* des Viehes bezahlen, also noch mehr verabreichen, als das Vieh jetzt *in natura* von ihnen bekommt; übrigens will Rec. nicht in Abrede seyn, dafs industriöse Bauern auch bey diesem übersetzten Surrogate noch gewinnen können. Der Vf. giebt sich Mühe, darzuthun, dafs bey seinen Vorschlägen die Schafzucht, selbst der gehaltenen Stückzahl nach, nicht leiden werde; Rec. glaubt aber, dafs die Landwirthe bald nach Aufhebung der Triften und der Brache ihre Anzahl von selbst vermindern und den Rest desto besser füttern werden; dafs auch selbst ein mit Manufakturen versehener Staat, die Wolle mit Vortheil vom uncultivirterem *Auslande zieht*, wenn ein *Plus* der Lebensmittel das *Defect* der Wolle deckt; und dafs besonders Communen beym Schafhalten einbüfsen, weil der Ertrag ihrer verwahrlosten Schafereyen, (auch nach des Vf. Vorschlägen,) immer gering, und ausschliefslich in den Händen weniger wohlhabender Gemeindemitglieder, bleiben wird. Das Rec. vorschwebende Ideal jedes, noch so verschiedenen Landhaushalts, beruht auf dem unmittelbaren und geschlossenen Zusammenhange sämmtlicher Grundstücke und Wirthschaftsgebäude, (und auf der Wohlhabenheit eines nachdenkenden vorurtheilsfreyen Bewirthschafters, der seine ganze Zeit auf ihn verwenden kann und will;) die Herde jedes einzelnen Landwirths mufs daher entweder *soviel* eintragen, dafs ein Hirt gehalten werden kann, oder sich selbst auf *eignem* verzäunten Lande überlassen werden können, wenn das Austreiben aufser der Stoppelzeit, nicht mehr schaden als einbringen soll. Will man sich diesem Ideale nur entfernt nähern; so mufs alle gemeinschaftliche Viehweide (und Frohne) in Vergessenheit gerathen.

Die einzelnen Wirthschaftsregeln des Vfs. sind gröfstentheils gut, (einige örtlich und nur wenige ganz theoretisch;) seine Darstellung grofser, bisher ganz verkannter Vortheile, verdient von jedem gekannt und beherzigt zu werden, der zum Emporkommen der Landwirthschaft mitwirken kann und will.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Erfurt, in der Hennigſchen Buchh.: *Mineralogiſches Taſchenbuch für Anfänger und Liebhaber.* Entworfen von *Joh. Georg Lenz*, d. Weltw. Dr. und Profeſſor zu Jena. *Erſtes Bändchen.* 1798. Einleit. u. Vorrede XXIV I. Abſchnitt 168 S. II. Abſchn. 132 S. ohne das Regiſter und die Tafeln. *Zweytes Bändchen.* 1799. I. Abſchn. 144 S. II. Abſchn. 102 S. 12.

Der Vf., welcher bey ſeiner vieljährigen Beſchäftigung mit dem Studium der Mineralogie wohl zur Erwartung eigener Beobachtungen und Bemerkungen berechtigen könnte, liefert in dieſem Taſchenbuche abermals nichts neues der Sache, ſondern nur der Form nach; er hat dabey die löbliche Abſicht, den Anfängern, und zwar vorzüglich denen, welche des Vortheils eines mündlichen Unterrichts in der Mineralogie entbehren müſſen, einen Leitfaden zur Aufſuchung und Beſtimmung der Mineralien nach feſtgeſetzten äuſsern Kennzeichen zu geben. Dieſen Zweck ſucht er dadurch zu erreichen, daſs er jedes Bändchen, wovon das erſte namentlich die Erd- und Steinarten, das zweyte die Metalle enthält, in zwey Abſchnitte theilt, wovon der erſte die weſentlichſten äuſsern Kennzeichen einer jeden einzelnen Erd- und Steinart ohne Erwähnung des Namens derſelben, in drey mit einer gemeinſchaftlichen Numer bezeichneten Columnen enthält. Der Vf. hat überdem die Erd- und Steinarten nach ihrer verſchiedenen Härte in drey Claſſen getheilt, nämlich *harte*, *halbharte* und *weiche* Mineralien. Jede dieſer Claſſen iſt wieder in Unterabtheilungen gebracht, welche die Verſchiedenheit des Bruchs zum Grunde haben, z. B. *harte Mineralien*: a) von ſplitterigem Bruche; b) von ebenem Bruche u. ſ. w. Die Einleitung lehrt den Gebrauch dieſes Werkchens, und enthält zugleich eine Erläuterung der äuſsern Kennzeichen, ganz nach Werner, zum Behufe des Anfängers. Nachdem dieſer nämlich an dem ihm unbekannten Foſſile die Härte und die Art des Bruches unterſucht und beſtimmt hat; ſo prüft er nun ſein Foſſil, nach den in den drey erwähnten Columnen angegebenen fernern Kennzeichen namentlich: 1) *Farbe*, 2) *innern Glanz* und 3) *Durchſichtigkeit* (in der Farbencolumne ſind auch, wo es nöthig ſchien, noch andere, als: phyſikaliſche und chemiſche Kennzeichen mit aufgeführt, z. B. das Brauſen mit Säuren, das Phosphoresciren, auch der Strich der Foſſilien, wenn er merkwürdig iſt, mit aufgeführt). Wenn der Anfänger nun eine Numer des erſten Abſchnitts gefunden hat, deren Kennzeichen mit ſeinem Foſſile übereinſtimmen; ſo ſchlägt er im zweyten Abſchnitte dieſelbe Numer nach, und findet hier den Namen des Foſſils, auf welches jene Kennzeichen paſſen, nebſt dem Geburtsorte und noch einigen nähern Beſtimmungen des Foſſils angegeben.

Die Idee dieſer Einrichtung iſt an ſich recht gut, nur zweifeln wir, ob ſie für die Anfänger ausreichen werde. Für Schüler, welche ſchon Fortſchritte gemacht und mehrere Mineralien geſehen haben, möchte das Werkchen eher zur Uebung nützlich werden können. Wie wird zum Beyſpiele ein Anfänger, wenn er ein nicht kryſtalliſirten edeln Granat hat, dieſen von dem Rubine unterſcheiden können, wenn er ſich nach Nr. 5 und 6. Raths erholen will:

Harte Mineralien von vollkommen muſcheligen Bruche.

Farbe.	*Innerer Glanz.*	*Durchſichtigkeit.*
Karmoiſinroth.	Starkglänzend.	Stark durchſcheinend. Halbdurchſichtig. Durchſichtig.
Blut-, kirſch- und karmoiſinroth.	Starkglänzend.	Halbdurchſichtig. Stark durchſcheinend.

Beide ſtimmen hier in ihren Kennzeichen vollkommen überein, wenn der Granat gerade die karmoiſinrothe Abänderung der Farbe hat. Auch möchte die im zweyten Abſchnitte gegebene weitere Beſchreibung unter 5 und 6 den Anfänger ſchwerlich aus der Ungewiſsheit helfen. Aehnlicher Beyſpiele lieſsen ſich leicht noch mehrere anführen. Etwas ſehr unbequemes iſt das öftere Verweiſen auf andere Numern im zweyten Abſchnitte, da ein Mineral bekanntlich verſchiedene Arten des Bruches haben kann. Uebrigens hat der Vf. bey den Erden und Steinen *Eſtner's* Mineralogie ſehr benutzt, welches er wenigſtens in der Vorrede hätte anmerken ſollen. So führt er z. B. deſſen verſchiedene Arten des Braunkalkes unter verſchiedenen Numern auf, und erwähnt nur bey dem dichten, daſs Eſtner dieſen zuerſt entdeckt habe. Daſs der Vf. manches auch ohne Prüfung aufnehme, ſieht man an dem Krokallit, welchen er nach Eſtner, der ihn als eigene Gattung annimmt, aufgeführt hat, ohne Eſtner's Namen zu nennen. Es ergiebt ſich bey genauerer Prüfung leicht, daſs dieſer Krokallit nichts als eine Abänderung des dichten Zeoliths ſey. Ganz neu iſt die Beſchreibung des phosphorescirenden Sandmergels, welchen ein Student in der Gegend um Jena entdeckte. Dieſes merkwürdige Foſſil hat eine weiſs-

Digitized by Google

graue Farbe, kommt derb und lose in unförmlichen Stücken vor, ist äusserlich und innerlich matt, im Bruche grob-, auch feinerdig; giebt unbestimmt eckige etwas scharfkantige Bruchstücke, ist undurchsichtig, aus dem Halbharten in das Weiche und Zerreibliche übergehend, rauh anzufühlen, spröde und leicht zersprengbar; eigenthümliches Gewicht: 2,634. Mit einer Nadel geritzt phosphorescirt er sehr stark. Die Bestandtheile sind 15,8 Kieselerde, 37,5 Thonerde, 18,9 Kalkerde, 2,5 Eisenkalk, 4,1 Gypserde, 25,4 Kohlensäure und Verlust = 100.

Die Metalle im zweyten Bändchen sind nach einer ganz andern Ordnung eingetheilt, welche aber unstreitig noch mehrere Unbequemlichkeiten mit sich bringt. Die Haupteintheilung ist: I. *Metallkalke*, II. *Erze und gediegene Metalle*, die Unterabtheilung beider Classen geschieht nach der Farbe, als: *Metallkalke* a) *von weisser*, b) *grauer*, c) *schwarzer Farbe* u. s. w. Die drey Columnen enthalten 1) *Farbe* (nämlich die nähere Bestimmung der schon über den Columnen angegebenen Hauptfarbe) *Glanz und Durchsichtigkeit*. 2) *Härte und Bruch*. 3) *Chemische und empirische Kennzeichen*.

Z. B. *Erze und gediegene Metalle.*

Farbe, innerer Glanz und Schwere.	Härte und Bruch.	Chemische und empirische Kennzeichen.
Bleygrau. Wenig glänzend. Metallglanz.	Halbhart. Mehr oder weniger vollkommen blätterig.	Schmilzt leicht vor dem Löthrohre und bildet eine Perle, die nach dem Erkalten einen braunen Ueberzug bekommt. Ertheilt dem Borax eine grüne Farbe, braust mit Salpetersäure und färbt die Auflösung grün. Mit Salpeter giebt es eine Flamme. Strich starkglänzend. Bricht mit Eisenocher, Kupfergrün, Malachit-Quarz-Kalkspath.

Sollte wohl ein Anfänger oder ein Liebhaber Fähigkeit und Lust haben, jene chemischen Versuche zu unternehmen, und würde er ohne dieselben das Fossil je auffinden? In einem dritten Bändchen sollen Salze und brennbare Substanzen folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Danzig, b. Troschel: *Die Laterne bey Tage, ein Buch zum Nutzen und Vergnügen für jedermann.* Herausgegeben von dem Vf. der Erfahrungen des Lebens. 1797. 316 S. 8.

Der Vf. ist weder ein Diogenes, noch das Licht seiner Laterne so glanzend und rein, dass es am hellen Tag viel Aufsehen erregen kann! Nicht minder problematisch ist der Nutzen und das Vergnügen für Jedermann — wenigstens, wie wir uns ein gebildetes Publicum denken. Doch wenn wir uns aus dem Inhalte des Buchs den Sinn seines Titels recht erklärt haben; so ist es auch nicht sowohl eine Laterne zum Leuchten, als eine magische Laterne, auf welche die Anspielung geht: die Gegenstände, die dem Leser vorgeschoben werden, sind so mannichfaltig, als in dieser und der Pinsel, der gebraucht ist, sie darzustellen, oft nicht feiner und geübter, als der, welcher für jene Zauberbilder gewöhnlich arbeitet.

An Abwechselung fehlt es, wie gesagt, nicht: da ist Poesie und Prose, Betrachtungen und Geschichtchen: diese lang und kurz, sentimentalisch und moralisch, lustig und traurig, — jene philosophisch, dramaturgisch, satyrisch, bald zu einem Ganzen zusammengestellt, bald im beliebten neuern Geschmacke in Aphorismen und Fragmenten vorgeführt. Wir geben von diesem bunten Inhalte einige Beyspiele:

Louise und ihr Trauter, eine 26 Seiten lange Romanze: sie erzählt die Geschichte eines Madchens, die von einem Grafen verführt und verlassen wird, aus Gram stirbt, ihn als Geist verfolgt und zur Verzweifelung bringt, so dass er zu ihrer Gruft eilt, und sich da — erschiesst. Die Erfindung ist, wie man sieht, ganz neu und unverbraucht, und wie viel Reiz ihr durch die Ausbildung gegeben wird, wie poetisch, kraftvoll und blühend, und zugleich wie melodisch und fliessend der Vortrag des Vfs. ist, werden einige Proben zeigen:

Der Graf verschob von Tag zu *Tag*
Die stille Cer'monie,
Wie oft auch seine Traute *sagt*,
Dass mit Etourderie

Die Nachbarschaft satyrisch laut
Von ihrem Zustand schwatzt
Und bey dem schönen Titel Braut
Für Lachen fast zerplatzt.

und als Louise gestorben war, heisst es:

Der alte graue Vater strich
Voll Gram ob dieser That
Den schwarzgewachsten Schnurbart sich,
Denn er war einst Soldat. — —

Ein Roman in Duodez. Zwey junge Leute werden bey Gelegenheit der Aufführung von Romeo und Julie so vertraut, dass eine Probe mit dem Sarge, die sie ohne Zeugen anstellen, Folgen hat, welche nur durch die schnelle Aussohnung des Vaters von Julien und die erfolgte Heirath wieder gut gemacht werden. Die Beschreibung einer Niederkunft, welche hier vorkommt, ist gewiss neu: die schöne *Schmerzenstragerin* Julie hatte zwey Matronen, bey denen sie war, die eine in ihrem Abendgesange, die andere in ihrem Schlafe durch einen lauten Schrey unterbrochen. „Noch eine mystische *Viertelstunde*, „*geformt aus* leisen, halblauten, gellenden und stöhnenden *Seufzern*, *Stossgebetern*, *wünschenden Fragmenten* u. s. w. und siehe" es war ein Knabe edirt. Noch eine Tirade verdient bemerkt zu werden: „das Hinderniss ist für die Liebe eine Seifenblase, „der Himmel ein gebahnter Weg, die dickste Nacht „eine

Digitized by Google

„eine Stocklaterne. Alles, was sich ihr in den Weg „wirft, knüpft ihre Banden fester — sie kampft selbst „mit der Unmöglichkeit, diesem Scheidewasser des „Lebens!“ Wenn wir einmal bis zur Höhe des Geschmacks emporgestiegen seyn werden, auf welcher der Vf. steht; so werden wir diese Stelle unter die Beyspiele des Erhabenen einzeichnen: bis dahin aber wollen wir bey dem gemeinen Sprachgebrauch bleiben und sie unter die Rubrik: Bombast und Nonsens! bringen.

Die Emigrantin: dieselbe Geschichte, die Kotzebue in „*der Wittwe und dem Reitpferd*“ als Posse für das Theater bearbeitet hat. —

Aphorismen. — Eine Probe von Theatersprache. — Ueber gemischandelte Ausdrücke. Rec. will gerne glauben, dass es nur an seiner verdorbenen Urtheilskraft liegt, wenn er in diesen drey Rubriken sehr viel gemeines und plattes, das Wahre abgenutzt, das Neue zum Theil schielend und halbwahr, und nur hier und da ein gutes Körnchen in der Spreue findet — wenn er ferner in dem Aufsatze: *Ueber Cultur*, der aus einigen zusammenhangenden Dialogen besteht, ein so confuses Gewirre erblickt, dass man endlich, wenn man alles gelesen hat, nicht weiss, was es soll — und wenn er von den einzelnen *Anekdoten*, die hier vorkommen, und die zum Theil aus dem Theaterleben genommen sind, die ungleich grössere Anzahl gar nicht ausgezeichnet findet.

Theater der Franzosen. Unter andern Behauptungen auch folgende: „Ohne Parteylichkeit, es ist fast „zu behaupten, dass der Franzosen dramatische Dicht„kunst, selbst aus der glänzendsten Epoche, nicht ge„gen die englische und deutsche Stich hält. Man be„urtheile und prüfe ihre sogenannten *bonnes pieces*, „aus der Glanzperiode Ludwig des XIV. im Parallel „mit denen der Deutschen und Engländer jener Pe„riode und der Nachtheil wird immer auf Seiten der „Franzosen seyn.“ — und weiter hin: „Ich möchte „sagen, der Deutsche sey sogar den besten französi„schen Dramendichtern Beaumarchais, Mercier und „Falbaire etc. vorgekommen.“ — Es ist Schade, dass ganz offenbar eine der wichtigsten Stellen dieses Aufsatzes fehlt, die nämlich, welche uns die Namen der deutschen Schauspieldichter, welche den Franzosen vorgeeilt sind, nennen sollte!

Prognostika: für jeden Monat Eines für einen Knaben, und Eines für ein Mädchen. Dieser Gedanke ist schon oft und fast immer ungemein platt ausgeführt worden. Wie weit der Vf. seine Vorgänger zurücklässt, wird Ein Beyspiel hinlänglich belehren.

> Ein Knabe geboren im Monat October,
> wird ein Kritiker und zwar ein recht grober;
> führt statt der Geissel nur strumplichte Besen,
> tadelt Bücher ohne sie zu lesen;
> rühmt sich ein Kenner der Alten zu seyn,
> versteht aber darunter bloss „alten Wein.“

Bruchstücke, in welchen die *Kometen* und die *päbstliche Gewalt* in vertrauter, sehr bedenklicher Nachbarschaft stehn — dann Geschwindigkeit des Lichts, Eis und Schnee, Brand im Korn, Thee, Wirkung der Einbildung, der rothe Adlerorden, Wettervorempfindung u. s. w. einander die Hand bieten, um zehn Seiten zu füllen, auf welchen zumal in wissenschaftlichen Dingen, ganz ausserordentliche und noch nie gehörte Aufschlüsse gegeben werden. So z. B. der Abschnitt über die päbstliche Gewalt, der Wort für Wort folgendergestalt lautet: „Wenn man die Geschichte aufmerksam durchblät„tert, so wird man finden, dass von dem 10ten bis „zum 13ten Jahrhundert die päbstliche Gewalt am „grössten war. Mit dem 15ten begann ihr Verfall.“ Ob sich wohl von diesen Wahrheiten bisher jemand etwas träumen liess?

Den Beschluss macht *der Hund*, eine bekannte, Marmontel nacherzählte Geschichte, die sich aber durch Manier und Sprache der Vf. so eigen gemacht hat, dass jener sie wohl schwerlich mehr für sein Kind anerkennen dürfte.

Von einem längern Aufsatze: *die Schaubühne*, müssen wir doch eine in ganzem Ernste gemeynte Auszeichnung machen: er stellt eine wirklich nicht uninteressante Schilderung des Schauspielerstands auf: leider! wird aber auch an ihm Feile der Gedanken, des Vortrags und der Sprache, die oft sehr fehlerhaft ist, vermisst.

1) Leipzig, b. Barth: *Johnson oder der edle Taschenspieler. Aus den Memoiren des Grafen von O * *. Zweyter Theil.* Von X. Y. Z. dem Vf. des zweyten und dritten Theils des Schillerischen Geisterseher. 1798. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Hamburg, b. Mutzenbecher: *Sieben wundervolle Lebensjahre eines Kosmopoliten.* Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von *Felix Candide. Zweyter Theil, erste Abtheil.* m. 1 K. 1797. 302 S. *Zweyte Abtheil.* 347 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zwey Fortsetzungen, von denen wir einige Worte mehr sagen, als blos ihr Daseyn anzeigen, weil sich die Beurtheilung des Ganzen etwas näher durch sie bestimmt.

Nr. 1. Betrachtungen über einen Kirchhof, den der Vf. sehr umständlich beschreibt — über moralische Mittel, Tugendliebe und Rechtschaffenheit zu wecken, die der wohlgesinnte Pastor zu Buldin anwendet — über Freundschaftsgefühl für und von Fürsten die Schilderung eines vortrefflichen Fürsten in der Charakterisirung des von Saba — füllen ungefähr die Hälfte dieses zweyten Theils: die andere Hälfte gehört der Geschichte, die hier geschlossen wird. Rettung einer Frau, die im Wasser ihre Befreyung von Leiden suchte — Entdeckung der Kabalen, die ihren Mann zum Gefangenen machte und Wiederherstellung seiner Rechte — Liebe zu der Tochter dieses wiedervereinigten Paars, und

Entsagung dieser Liebe um eine frühere Verbindung der Geliebten nicht zu stören — machen die Haupttheile dieser Geschichte aus, stehen aber nicht in der mindesten Verbindung damit, dass Johnson endlich, nach einigen für das Gute fruchtbaren Taschenspielereyen, seine erste Geliebte, Julie, die er längst verloren glaubte, wiederfindet, und mit ihr verbunden wird. — Der Verzierungen, die in keiner Beziehung zu der Einheit des Ganzen stehen, sind in diesem Theile unendlich mehrere, als in dem Ersten, und sie sind noch unverhältnifsmäfsiger ausgedehnt, und überhaupt sieht man am Ende, trotz alles Guten, was der Held stiftet, doch gleichgültig ihn von der Bühne treten, und empfindet keine Sehnsucht, ihm weiter zu folgen.

Nr. 2. enthält das vierte bis siebente Lebensjahr des Kosmopoliten, die noch immer reich genug an Wundern sind: das gröfste von allen ist, dass der Held der Geschichte, nachdem er sich unter mannichfaltigen Gestalten, an den Grenzen Italiens, in Wien, Warschau und Breslau herumtreibt, endlich im siebenten Jahre sich in bester Form bekehrt, und zu der Entdeckung vordringt, dass das Glück, wie es in dem das Ganze schliefsenden Gemeinplatze heifst, nicht aufser uns, sondern in unserm eigenen Herzen wohne, wovon es bis dahin nichts geahndet hatte. Eigentlich war, wie unsere Leser wohl von selbst rathen, der Stoff der Wunder erschöpft, und wohl ihnen und dem Rec., dass dieses der Fall war: abgerechnet, dass ohne diese Erschöpfung aus den sieben Lebensjahren leicht vierzehn und mehr hätten entstehen können; so bringt es auch noch den Vortheil, dass, wenn gleich Auswahl und Charakter der hier zusammengestellten Begebenheiten und eben so Vortrag und Darstellung diese Bände dem Ersten ganz ähnlich machen, wenn also auch von dieser Seite unser Urtheil dasselbe bleibt, dennoch die Erzählung sich am Ende mehr zu einem Ganzen ründet, und durch das Bestreben, zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen, etwas von dem Unbefriedigenden verliert, was die offenbare Planlosigkeit der ersten Abtheilungen nur zu sehr nach sich zog! —

* * *

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Gottesvertheidigung über die Zulassung des Bösen auf unserer Erde nach der heiligen Schrift.* Mit einer Vorrede von Vertauschung des Christenthums gegen Philosophie. Von *S. L. E. de Marees.* 1. Th. 2te Aufl. 1799. XLIII u. 355 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erste Auflage erschien 1785 b. Crusius in Leipzig.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dordrecht*, b. Blusse u. Sohn: *Schets van den tegenwoordigen Staat der Hervormde Kerk in Nederland; benevens een ontwerp ter oprichting van een Genootschap tot in*standhouding van dezelve.* 1798. 48 S. 8. ohne die Zuschrift. Die Absicht des Vfs. ist, die Notwendigkeit sowohl der äussern Aufrechthaltung als auch der innern Verbesserung der Reformirten in der batavischen Republik zu zeigen, und zugleich Vorschläge zu thun, wie dieses nach der gegenwärtigen Lage der Umstände geschehen könne. Vorerst wird daher der innere und äussere traurige Zustand, worin sich diese kirchliche Gesellschaft befindet, geschildert; indem nicht allein manche innere Gebrechen Statt finden, sondern auch das Aeussere gegenwärtig nur traurige Aussichten erwarten lässt. Hierauf werden die Folgen entwickelt, die aus dieser Lage der Sache so wohl für die reformirten Gemeinden selbst, als für den Staat im Allgemeinen entspringen können; und daraus der Schluss gemacht, dass es hohe Zeit sey auf Mittel zu denken, um diese Kirchengesellschaft aus ihrer traurigen Lage zu retten. Zugleich wird aber bemerkt, dass man hierbey vornehmlich auf die Ursachen sehen müsse, die diesen Verfall veranlassen. Der Vf. rechnet dahin: 1) Mangel an guten Einrichtungen unter den Reformirten; 2) die schlechte Aufrechthaltung der bereits bestehenden Einrichtungen; 3) das Betragen und die Handlungsweise mancher Lehrer, welche nicht zu billigen seyen, und 4) die Ereignisse der Zeit. Nun wird ferner untersucht, in wie weit diese Hindernisse können weggeräumt und ihren schädlichen Folgen kann vorgebeugt werden, die Möglichkeit davon wird gezeigt und zugleich angegeben, was hier eigentlich zu thun sey. Der Vf. dringt darauf, dass man vor allen Dingen einen allgemeinen Fond nicht allein zur Besoldung der Prediger und Professoren, sondern auch überhaupt zur Bestreitung der allgemeinen Angelegenheiten der Kirche, ausmitteln müsse; zugleich müsse aber auch für das innere Bestehen der Kirche durch vollkommenere Einrichtungen und zweckmäfsigere Aufrechthaltung der bereits vorhandenen gesorgt werden. Dieses alles könne aber nicht wohl dem Kirchenrath oder Presbyterium und den Classical- und Synodalversammlungen überlassen werden, sondern dazu seyen vielmehr besondere Personen anzusetzen. Diese müssten zwar in Sachen der Religion erfahrene Glieder der Kirche seyn, die nicht allein vorsichtig in ihrem Betragen wären, sondern sich auch durch einen frommen Wandel auszeichneten, aber sie müssten mit den kirchlichen Versammlungen und Verbindungen nichts zu thun haben. Der Vf. schlägt deswegen vor, eine besondere Gesellschaft zur Aufrechthaltung der reformirten Kirche in den Niederlanden zu errichten, und macht einen Entwurf, wie eine solche Gesellschaft müsste eingerichtet werden. Da man sich jetzo in den Niederlanden mehr mit dieser Sache beschäftigt; so verdient auch der Vf. gehört zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Giessen, b. Heyer: *Joh. Ph. Vogler* D. d. A. und Hofrath *von der Ruhr und ihrer Heilart.* Erſter Theil. 1797. 256 S. gr. 8.

Es würde ſehr gut geweſen ſeyn, wenn uns der Vf. einen Wink gegeben hätte, daſs die verſchiedenen Theile dieſes Buchs zu ſehr verſchiedenen Zeiten geſchrieben worden. Je weiter dieſer erſte Theil vorrückt, deſto reifer iſt ſein Urtheil; deſto entfernter von kleinlicher Eigenliebe, und Kunſtfehlern; aber nicht ſo im Anfange. Der Eindruck war unangenehm, den die erſten zwey bis drey Kapitel bey dem Rec. erregten, die gewiſs *viele* Jahre früher als die letzten Kapitel geſchrieben, wenigſtens entworfen wurden. Ueberall keine andern Mittel, als aus ſeiner *Pharmacopoea ſelecta*, die doch nicht bey jedem Leſer ſeines Buchs vorausgeſetzt werden konnte — und dann doch *zuſammengeſetzte* Mittel, von unabgeänderter Form in ganzen Epidemien! Ueberall Sucht, neue lateiniſche Krankheitsnamen oft für bloſse Varietäten aufzuſtellen! — *Erſtes Kapitel, allgemeine Geſchichte der Ruhr und anderer zum Theil damit verwandten Krankheiten*, die in Weilburg 1783 epidemiſch herrſchten. Allzuflüchtige und übereilte Erzählung. Wegen des ruſſiſchen Katarrhs hätte nicht auf *Whytt's* Beſchreibung einer ganz andern Epidemie von 1758, ſondern auf die Beſchreiber der damaligen Epidemie auf *Crell*, *Wittwer*, *Müller*, u. ſ. w. verwieſen werden ſollen. Die Influenzepidemien weichen weſentlich ab. Des Ausdrucks *magrer Puls* (S. 4.) würde er ſich jetzt gewiſs nicht bedienen. S. 5. Im Junius, Julius Durchfälle, hitzige Bruſtkrankheiten, Katarrhalfieber. „Bey den meiſten *brach* ſich die Krankheit (welche?) ſchon am zweyten (?) Tage durch Schweiſs und Ausſchlag am Munde, worauf der Huſten und Auswurf gemeiniglich ſtärker wurden.“ Stärker? Wie konnte die Krankheit ſchon vorher gebrochen (*judicata*) genannt werden? Die Behauptung der Chemiſten (S. 7.) daſs Salpeter und (ſchwache) Vitriolſaure einander in der Miſchung zerſetzen, hatte der Vf. nicht ſollen *irrig* nennen. Allerdings thun ſie das. Ein Gemiſch von aufgelöſstem Salpeter und (ſelbſt ſchwacher) Vitriolſaure riecht nicht wie letzte, ſondern wie Scheidewaſſer. Iſt aufgelöſster Vitriolweinſtein mit Salpeterſaure verſetzt, wohl etwas anderes, als jene Miſchung? Rec. würde an einem Orte, wo der Apotheker die Verordnungen des Arztes zu kritiſiren, auch wohl nach der nicht ſeltnen Ueberklugheit dieſer Monopoliſten zu verketzern ſucht, eine ſolche Mixtur mit Vorbedacht wählen, wenn er ſeinen Kranken verſteckterweiſe Salpeterſäure innerlich geben wollte, die gewiſs groſse, obgleich nicht ſehr bekannte Arzneykräfte beſitzt. *Ruhr.* Man wird ungewiſs, wenn man da die Symptomen überſieht, ob es überhaupt vollſtändige Ruhr oder nur mehr oder weniger ruhrartiger Durchfall geweſen, denn da lieſt man: „daſs der Abgang mit dünnem, braunem, gelbem Kothe vermiſcht geweſen.“ Wahre Ruhr zeichnet ſich auſser andern Symptomen vorzüglich durch *gänzliche Zurückhaltung* alles Kothes und durch tormineſe, tenesmodiſche, häufige, kleine Abgänge verſchiedenartigen Schleimes mit oder ohne Blut, aus. Je mehr ſich die Epidemien von dieſem Charakter entfernen, deſto weniger verdienen ſie den Namen wahrer, d. i. vollſtändiger Ruhr. (Eben dies läſst ſich gegen die Epidemie 1784 verglichen S. 20. und die Epidemie 1788 ſagen, verglichen S. 23). Kann man denn eine Ruhr (S. 7.), die *im Anfange* (alſo nicht im Fortgange) ohne Fieber iſt, *Dyſenteria apyreta* nennen? Die Reitzbarkeit und Empfindlichkeit der erſten Wege war ungemein groſs; Obſt ſchadete ſehr. Im Nov. und Dec. (S. 13.) eine Gallenkrankheit, die unmöglich mit dem Vf. *Cholera* genannt werden konnte, da bloſse *Neigung* zum Erbrechen und *Leibesverſtopfung* da war; ſonſt könnte man aus allem alles machen. S. 14. *Zweytes Kapitel. Epidemie von* 1784. Ausgang Julius Maſern, mit denen ſich wahre (?) Ruhr (S. 17.) complicirte. (Des Wortes ἀκμή (S. 20.) hätte ſich der Vf. weder überhaupt in einem deutſchen Buche, am wenigſten aber in der Bedeutung *des Steigens* der Krankheit (S. 208.) welches die ἀνάβασις der Griechen iſt, bedienen ſollen, da bey den griechiſchen Aerzten ἀκμή, (*ſtatus*) die Höhe der Krankheit bedeutet). Brechmittel bekamen ſehr übel (S. 21.) und wirkten über die Maſsen. Zur Zeit katarrhaliſcher, rheumatiſcher und dyſenteriſcher Epidemien (S. 23.) war die Hautwaſſerſucht ebenfalls gleichſam epidemiſch. S. 25. *Drittes Kapitel. Ruhr von* 1788. Im Frühjahre und Sommer ruſſiſcher Katarrh. Bey einigen fing die Krankheit mit einer Art von Schwermuth an. Die Ruhr vom Julius an. Es kam auch häufig eine Art von Gelbſucht mit Katarrh, Rheumatismen, Leibſchmerz, Durchfall vor. Hautausſchläge häufig, Kopfweh ſelten. Ruhige, ſtille Lage auf der rechten Seite mit zuſammengezognem Leibe linderte nicht nur das freywillige und gemachte Erbrechen, ſondern auch die Schmerzen und Triebe zum Stuhlgange. Bey Einigen gieng die Krankheit auf die Blaſe, (S. 37.)

Digitized by Google

so dafs die Ruhr plötzlich aufhörte und dagegen ein äufserst beschwerliches Harnen oder gänzliche Harnverhaltung entstand. Bey denen, die am Brande zu sterben schienen (S. 43.), war der Unterleib gar nicht aufgetrieben. Vornehmlich der südliche Theil der Stadt (S. 58.) war damit befallen. —

In diesen drey Kapiteln (Epidemien) bemerkt man immer noch den (obgleich gemäfsigten) Anhänger der Ausleerungsmethode, mehr in der ersten und zweyten als in der dritten Epidemie. Dort gieng ihm seine *mixtura solutiva* noch über alles. Allmählich entfernt er sich immer mehr und mehr von diesem Wege, bis er in den letzten Kapiteln so antigastrisch wird, das ist, den Winken der Natur so nahe kommt, dafs man zuletzt hohe Verehrung für den Vf. gewinnt, die man zu Anfange des Buches gar nicht haben konnte. Man sieht ihn gleichsam vom Jahre 1783 aus bis 1797 an Gründlichkeit, Beobachtungsgeist, Nachdenken, Gelehrsamkeit und edler Einfachheit wachsen, reifen. Seine alten Fehler stehen unverhehlt da; sie dienen aber, wenn man weiter liest, blofs dazu, die Glaubwürdigkeit des Uebrigen in das unverdächtigste Licht zu setzen. Dieses unmerkliche Fortschreiten vom Schwanken und Unvollkommenheit zur Festigkeit und Gründlichkeit würde in einem und demselben Buche fast unglaublich scheinen, wenn Rec. nicht erinnerte, dafs der Vf. vermuthlich mit allem Fleifse seine ältern Aufsätze ungeändert neben den neuern in einem scheinbaren Zusammenhange zusammen drucken liefs, und dafs der gröfste Theil seines Buches eine chronologische Anreihung kleiner verschiedenartiger Aufsätze aus seinem Tagebuche, mehrerer darinn hingeworfener Gedanken, und Beobachtungen, zu höchst verschiedenen Zeiten angestellt, genannt werden kann. Dies wird auch durch den hie und da bemerklichen Mangel an Zusammenhang, und die Menge von Widerholungen eines und desselben Satzes sichtbar.

S. 58. *Viertes Kapitel, von der katarrhalischen und rheumatischen Natur der Ruhr.* Den wechselseitigen Uebergang katarrhalischer und rheumatischer Beschwerden und der Ruhr in einander hat der Vf. (S. 60.) zwar ziemlich wahrscheinlich gemacht; aber wir kennen noch eben so wenig die Natur des Rheumatismus, oder vielmehr der Rheumatismen (denn solcher Uebel giebt es mehrere Arten, die durch sehr abweichende Mittel heilbar sind), als das Miasm des Schnupfens und der Katarrhe (vermuthlich giebt es auch ihrer mehrere), deren Heilmittel wir noch nicht kennen. Die beiden letzten verlaufen, wenns gut geht, gewöhnlich ihr *natürliches* Ziel, während unsere sogenannten Mittel vollends ausgebraucht werden, und das heifsen wir dann *heilen*. Welche Art von Rheumatism oder Schnupfen möchte es wohl seyn, die bey unserer Ruhr zum Grunde läge? Etwa der gemeinste Rheumatism, gegen den der Sturmhut so hülfreich ist, der nie einer wahren Ruhr Ziel setzte? Oder welcher ungewöhnliche Rheumatism sonst möchte wohl der Ruhr zum Grunde liegen, der sich durch Arnika heilen liefse, dem so schätzbaren Gegenmittel der gewöhnlichsten, ächten Ruhr? Seine Meynung zu beweisen, führt der Vf. von S. 65. bis 83. viele Fälle von diesem Krankheitswechsel und einer Menge Metastasen (die ganz etwas anders als unsere gewöhnlichen Rheumatismen waren) von Personen an, die er von der Ruhr gröfstentheils mit Mohnsaft befreyt hatte. So wenig diese Metastasen eine Lobrede auf den Mohnsaft genannt werden können; so mufs man doch gestehen, dafs diese Heilart (wenn keine bessere bekannt ist) doch dem unsinnigen Ausleerungssysteme unendlich vorzuziehen ist, einem Systeme, das der Vf. im *fünften Kapitel* (S. 86.) bey mehrern Fiebern überhaupt, und im *sechsten Kapitel* (S. 113.) in Rücksicht der Ruhr insbesondere, mit eigenen Gründen und grofser Beleseuheit bestreitet. Indessen scheint selbst das fünfte Kapitel früher, als das sechste geschrieben zu seyn, als er zwar schon den Wahnsinn der gröbern Sorte gastrischer Aerzte fühlte, die bey jeder Art Fieber verdorbene Darmsäfte und verdorbene Galle wittern, und bey jedem bittern Geschmacke, bey jeder noch so wenig belegten Zunge heftig und wiederholt, von oben und unten ausführen, — aber doch dem feinern Gastricismus noch huldigte. „*Ferro*," sagt er da (S. 96) „stimmt sehr mit mir überein. Auch er hat mit „Aderlassen, kühlenden, gelind auflosenden und ab„führenden Mitteln die bösartigen hitzigen Fieber, „die — *Nervenfieber* weit sicherer, glücklicher, ge„schwinder geheilt, als wenn er geistige, *hitzige*, „reitzende, zusammenziehende, *starkende, sogenannte* antiseptische Mittel reichte." Mufs man denn, um letztern, im Anfange einiger Faulfieber so schädlichen Weg zu vermeiden, einen andern schädlichen Weg einschlagen? *Also in Nervenfiebern: Aderlassen, Salpeter, Laxiersalze?* Da wären wir auf einmal wieder um ein Jahrhundert zurück! Als ob es nicht passende Gegenmittel für jede dieser acuten Fieber insbesondere gabe, die weder zur ersten noch zur letzten Gattung Mittel gehören! Immer noch (S. 99.) soll Salpeter „die Neigung zur Auflösung in Faulfiebern (die doch von unterdrückter Lebenskraft abhängt!) heben;" etwa weil damit eingepökelte Schinken vor Fäulnifs verwahrt werden? Die Natur redet im lebenden menschlichen Körper eine ganz andere Sprache. Die stürmischen, gewaltsamen Brechmittel und die drastischen Purganzen brauchen (wie im fünften Kapitel geschieht) jetzt nicht mehr so heftig bestritten zu werden, da jeder gemeine Menschenverstand und jeder Sinn des armen Kranken sich dagegen sträubt, und da sie ziemlich schon aus der Mode sind. Dagegen haben sich die (hier vom Vf. gepriesenen) sogenannten gedämpften Brechmittel (*per epicrasin* und *en lavage*), die verdünnte Brechweinsteinauflösung und die, ganz gelehrtmäfsig so genannten, gelinden, kühlenden Laxiersalze eingeschlichen, deren kunstmäfsige, lang fortgesetzte Anwendung fast noch verderblicher als jene drastische, schon ziemlich verachtete Methode ist. Jenes gerühmte, sogenannte gelinde System bringt

bringt ganz unvermerkt jährlich viele Tausende ums Leben, oder laxiert sie ganz gelinde in ein Chaos von benennbaren, chronischen Krankheiten hinein, die schlimmer noch als der schnelle Tod sind; nur für den Apotheker einträglicher, und dem Rufe des Arztes unbeschadet. Es geht so allmählich zu, dafs weder der arme Kranke noch der Umstehende einsieht, wie das eigentlich zugegangen ist; etwa wie durch gleifsnerisches Achselzucken mehrerer Verschwornen der gute Ruf des ehrlichsten Mannes allmählich zu Grunde geht. In der Fortsetzung so kleiner Schädlichkeiten glaubt der Umstehende, der nicht zu addiren weifs, den hinreichenden Grund zu jenem, vielleicht erst nach Monaten ungeheuren, Effecte nicht suchen zu dürfen. Der Kranke ist dann aus einer (vielleicht in vierzehn Tagen vor sich ablaufenden) acuten Krankheit entweder in ein, nicht selten unheilbares chronisches Uebel unmerklich hinüber lavagirt, oder ist nun todt, und in beiden Fällen ist der gute Ruf des Stallianers in Sicherheit, wohl gar noch dadurch gehoben; „man denke nur, welches schwere Krankenlager! längst wäre er verblichen, wenn er ihm nicht noch mit seiner Medicin erhalten hätte!" Mit Mitteln, die die Lebenskraft allmählich auslöschen!! Von einzelnen, seltenen Abführungen mit Salzen, und gedämpfter Brechweinsteinauflösung ist nicht die Rede, sondern von ganzen modischen Kuren damit, wo sie nicht hingehören. Unter gedachte Sorte gedämpfter Brechmittel hätte hier der Vf. (S. 101.) die abgebrochnen Gaben Brechwurzel *nicht* zählen sollen; ihre Wirkung ist ganz eine andere und bey weitem nicht so schwächend als der liebe Brechweinstein *en lavage*. Auf einen *Stift* sollte sich der Vf. hiebey auch nicht berufen haben. Doch, wie gesagt, dieses Kapitel ist gewifs ein paar Jahre früher entstanden, als das *sechste* S. 113. *von der gastrischen Beschaffenheit der Ruhr und dem Schaden der ausleerenden Mittel*. Hier herrscht eine ganz andere Sprache. Hier zieht er nicht nur gegen starke Brech- und Purgiermittel (besonders in Ruhren) siegreich zu Felde, sondern warnt auch (S. 134) stark *selbst vor den gelindern* Ausleerungsmitteln, wodurch er sich um die Welt sehr verdient macht, giebt auch hier (S. 152.) der Brechwurzel in abgebrochenen Gaben den Vorzug weit vor dem Brechweinsteine. Sehr richtig sagt er S. 117. „Würmer werden zu oft für die Ursache mancher Krankheiten gehalten, und sind es zu selten nicht — die Faul Fleck und Nervenfieber sind selbst als Wurmmittel zu betrachten." Dafs die Leibesverstopfungen unter die seltenen Zufälle der Ruhren (S. 120.) gehören, ist nicht richtig. Es geht zwar oft vor Abgang des Blutschleims eine oder die andere starke Ausleerung vorher, aber vor dieser Ausleerung ist gewöhnlich hartnäckige Leibesverstopfung vorausgegangen (zu der Zeit, wo gemeiniglich der Arzt noch nicht gerufen wird) und im Verlaufe der wahren, vollständigen Ruhr geht gar kein Koth ab, erst wieder bey den Nachwehen oder nach der Heilung. S. 128. Des Vf. Geschichte, wie er sich die starken Brechmittel abgewöhnt hat — offenherzig! Eine Menge Warnungsbeyspiele von der Schädlichkeit der Ausleerungsmittel in dieser Krankheit. Lob der warmen Bäder in der Ruhr. In der Epidemie von 1783 und 1787 starb ihm der drey und zwanzigste und zwanzigste, in der entzündlichern 1784 etwa der dreyzehnte. Diese letzte Sterblichkeit würde unstreitig durch die Krahenaugen (statt aller andern Mittel, selbst statt des Mohnsaftes) vermindert worden seyn. S. 158. *Siebentes Kapitel, grofser Nutzen des Mohnsaftes und sein richtiger Gebrauch in der Ruhr.* Man überzeugt sich durch Beherzigung dieses Kapitels sehr von dem grofsen Nutzen dieses Mittels in dieser Krankheit. So stark hat noch niemand zu seinem Lobe gesprochen. Doch kann Rec. nicht zugeben, dafs er das einzigste und vortrefflichste Mittel darin sey. Es giebt gewifs mehrere Gattungen von Ruhr, in denen sammtlich wohl nicht einerley Hülfsmittel gleich hülfreich seyn kann — es giebt ihrer, wo Mohnsaft, wo Krahenaugen, und wo Arnikawurzel am dienlichsten ist (schade, dafs der Vf. die letzten beiden in dieser Rücksicht nicht kennt!) — bey der Ruhr kleiner Kinder ist der Mohnsaft noch mit wenig Erfolg angewendet worden — die im Herbste 1794 zu Göttingen herrschende Ruhr raffte eine *sehr grofse* Menge Menschen hinweg, ungeachtet fast nichts als Mohnsaft dabey gebraucht ward — die Metastasen, die bey dem reichlichen Gebrauche des Mohnsafts auf die Ruhr nicht ganz selten (S. 63 bis 83.) zu folgen pflegten, sprechen ihm den Charakter eines so specifischen Mittels einigermafsen ab; ein ganz der Krankheit angemessenes Heilmittel sollte eigentlich, bey *ärztlichem* Gebrauche, keine Metastasen erlauben. — Man wird also wohl die Fälle noch genauer unterscheiden müssen, wo Mohnsaft, wo Krahenaugen, wo Arnika, wo Sumpfporst am passendsten sind. Etwas trägt der Vf. hiezu bey, indem er (S. 195.) die Fälle angiebt, die den Mohnsaft nicht vertrugen, und die sich durch gröfsere Hitze, stärkeres Fieber und Erbrechen, bey einigen auch durch Leibesverstopfung im Anfange der Krankheit auszeichneten, und indem er (S. 203.) die Cautelen beym Gebrauche des Mohnsafts andeutet. „Er darf in der sogenannten trocknen Ruhr, und wenn Metastasen nach der Brust und dem Magen gehen, wenn Cardiogmus, beträchtliches Fieber, Erbrechen, innerliche Entzündung oder grofse Neigung dazu da ist, nicht gleich anfangs innerlich angewendet werden. Seine widrigen Wirkungen sind, (wenn er in übermäfsiger Dose genommen, sein Gebrauch ohne Noth fortgesetzt und nicht zu rechter Zeit damit aufgehört wird): Flatulenz, Metastasen nach der Brust und dem Magen, Schwere, Druck, Spannung, Schmerz und Geschwulst in der Gegend des Magens, Drücken auf der Brust, Bangigkeiten und Beklemmungen, Schwere, Druck, Brennen im Unterleibe, Aufstofsen, Erbrechen, Hitze, Kopfweh, Trockenheit des Mundes und Halses, Durst, Ohnmachten, blasse Farbe, kalte Extremitäten, kalte Schweifse, verstopfter Leib und vergebliche Triebe zum Stuhle." S. 208. so lan-

ge die Ruhr im Steigen ist, darf er nicht mit geistigen, tonischen Mitteln versetzt werden, wohl aber beym Abnehmen. S. 214. Zuweilen bekommen Mohnsaftclystire weit besser, als ähnliche Arzneyen von oben genommen, welches (S. 218.) *im neunten Kapitel, vom Nutzen der Clystire bey der Ruhr* noch mehr bestätigt wird. „Wenn auch die ersten, in kleiner Menge auf einmal gereichten (Mohnsaft-) Clystire geschwind abgehen, so bleiben doch die folgenden länger, besonders wenn die Hinterbacken zusammengedrückt werden.“ Man müsse (S. 185.) den Mohnsaft in grosser Gabe brauchen; er habe (S. 193.) bey der Epidemie von 1791 gleich anfangs und allein Mohnsaft mit Glück gebraucht, doch sey (S. 178.) Brechwurzel und Mohnsaft zusammen, beide in kleinen Gaben noch vorzüglicher. S. 227. *Zehntes Kapitel. Fieber, Entzündung und Erbrechen in der Ruhr.* Die Hitze empfanden die Kranken vornehmlich im Unterleibe, dem Magen und den Gedärmen. S. 229. Fieber scheine kein wesentliches Symptom der Ruhr zu seyn. Fieber (S. 231.) war mehrentheils ein Zeichen innerer Entzündung (einer rosenartigen?) S. 232. „freywilliges Erbrechen zeigte keine Bösartigkeit an,“ wovon aber andere (vielleicht in anderartigen Epidemien) das Gegentheil gesehen haben. „Je mehr dergleichen Erbrechen und Druck und Schmerz im Magen, um desto mehr auch Fieber — und da waren Brechmittel äuserst gefahrlich, Mohnsaft in Clystiren wohlthätig.“ In der trocknen Ruhr (S. 236.) am besten frische Oele. In der entzündlichen Ruhr ist der Mohnsaft wohlthätig (S. 239.) wenn die Ausleerungen durch den Mastdarm nicht gehemmt, wenn sie mit schwarzem, oder viel rothem Blute gemischt und Ohnmachten, kalte Glieder und kalte Schweisse da sind. S. 240. *Elftes Kapitel. Diatetisches Verhalten bey Ruhr und Durchfallen.* Kleine Portionen warmer, schleimiger Getränke und Nahrungsmittel, möglichst ohne Zucker und Salz — Vermeidung der Verkaltung — Reinlichkeit, Windöfen zur Reinigung der Stubenluft, wollene Hemden. S. 248. gegen die Folgen der Ruhr, die Brust- und Magenbeschwerden, das Erbrechen, das Herzweh, die Harnbeschwerden, Ausschläge, rheumatischen Zufälle, Schlaflosigkeit, innerliche Entzündungen, kalte Hände und Füsse, und das Schluckseu sind *warme Bäder* vortrefflich. „Der Genuss des Obstes und gährender Dinge, und die äusere und innere Anwendung des kalten Wassers schaden.“ Beyläufig etwas über den Schaden der englischen Abhärtungsmethode bey Kindern durch kalte Bäder und Entblösungen in der Frostkälte.

Wer sieht nicht aus diesen wenigen Proben, wie reif und treffend die Beobachtungen und Urtheile des Vf. werden, je mehr der Gang seines Buchs vorschreitet, vorzüglich aber in den letzten Kapiteln! Den zweyten Theil erwartet Rec. mit Vergnügen.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Theobald's Morgengabe für seine Enkeltochter Pauline.* Ein Buch für die Töchter aus den mittlern und höheren Ständen zur Beherzigung in der Zeit der Liebe und des Frohsinns von J. G. D. *Schmiedtgen.* 1798. 432 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In vier Abschnitten theilt der Vf. Paulinen seine Bemerkungen und Lehren über folgende Gegenstände mit: 1) über die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, 2) allgemeines sittliches Verhalten des weiblichen Geschlechts. 3) Verhältnisse des weiblichen Geschlechts in Ansehung der bürgerlichen Stände und 4) sittliches Betragen in Gemäfsheit des Alters. Kürze, Leichtigkeit der Darstellung und Ordnung, welche der Vf. in den Vorausetzungen S. X. selbst an seinem Buche rühmt, kann man diesen Abhandlungen und Rathgebungen nicht absprechen; aber eine detaillirtere Ausführlichkeit, wodurch die Anwendung solcher Lehren erst möglich wird, hätte Rec. wohl gewünscht; so ist z. B. die für ein dergleichen Buch höchst wichtige Materie über die Erziehung der Kinder auf 19 S. abgehandelt, wo nicht die mindeste Ausführlichkeit zu erwarten ist. Eine Menge guter Lehren und nützlicher Winke trägt der Vf. in einer ziemlich guten Sprache vor, so dafs Rec. um so mehr bedauret, dafs der Vf. so oft mit homiletischer Redseligkeit nur über die Oberfläche hingleitet.

* * *

Leipzig, b. Barth: *Vorübungen für Anfänger im Lesen und Denken, gesammelt für die untern Classen der Leipziger Freyschule.* Erste Abtheil. 2te verbesserte Aufl. 1798. 136 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 350.)

Leipzig u. Grra, b. Wilh. Heinsius: *Kommunionbuch für aufgeklärte Christen,* von J. O. *Thiess.* 3te vermehrte und verbess. Ausgabe. 1798. 170 S. 8. mit 1 Kupfer. (8 gr.) (S. d. Rec. d. L. Z. 1796. Nr. 315.)

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Digitized by Google

MAY 14 1934